Die

KIRCHEN-UHR.

ERFUNDEN, GEZEICHNET UND ERKLÄRT

von

JOSEPH FÜHRICH.

REGENSBURG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORG JOSEPH MANZ.
1860.

Der geistvolle und gelehrte A. Reichensperger macht irgendwo die Bemerkung, die Kirchenuhr sei ein Hinderniss in der architektonischen Entwicklung und organischen Entfaltung unserer Thürme. Ich erinnere mich seiner Worte nicht mehr, auch mag A. R. von seinem Standpunkte aus Recht haben, ich erwähne diess nur als Veranlassung zur vorliegenden Idee.

Von jeher erschien mir die *Uhr* an der Kirche höchst bedeutsam und poetisch. Durch obige Bemerkung angeregt, stellte ich tiefere Betrachtung an über die Eintheilung, das Wesen und den nächsten Zweck der Uhr. Das Ergebniss dieser Betrachtungen schien mir geeignet, vielen christlichen Gemüthern Freude zu bereiten, um so mehr, da diese sich an ein Geräth anknüpfen lässt, welches in keiner, selbst der ärmsten Familie, nicht fehlt, und sei es auch nur die heimlich und traulich pickende Schwarzwälderin. Ich zeichnete ein Zifferblatt nach der Anschauung, die ich gewonnen, und übergebe es sammt dieser Erklärung hiemit der Oeffentlichkeit.

Der Mensch, bestehend aus Leib und Seele, lebt als solcher ein doppeltes, nämlich ein leibliches und ein geistiges Leben. Diesem Doppelleben entspricht für ihn eine zweifache Zeit: eine gemeine bürgerliche und eine heilige kirchliche Zeit, die sich gegenseitig durchdringen. Wie das Leibesleben nur des Seelenlebens willen geführt werden soll, so soll auch die heilige oder kirchliche Zeit die gewöhnliche durchdringen, weihen und adeln. Der Tag mit seinen zweimal zwölf Stunden

oder seinen vier Zeiten deutet leicht das Menschenleben mit seinen vier Altern an: { *Morgen* / *Kindheit,* } { *Mittag* / *Jüngling,* } { *Abend* / *Mann,* } { *Nacht* / *Greis.* }

Jede Stunde schon erinnert hieran in ihren vier Viertheilen; die vollendetste Zeitform aber ist das Jahr, in welchem die Natur ihren Kreislauf vom Anfange bis zum Ende mit Aussaat und Aernte in der Bewegung der Erde um die Sonne, und in den zwölf Mondumläufen um die Erde beginnt und schliesst. Das ist die Eine Zeitform, innig an den Raum geschlossen und durch räumliche Bewegung bestimmt und gebildet. Weise ist die Zeitform dreigetheilt, als: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Schon den Alten war die *Drei* die Zahl der Zeit, wie die *Vier* die Zahl des Raumes. Im Naturjahre ist es die letztere, die abermals wieder den Altersstufen und den Tageszeiten entspricht

{ *Frühling* / *Morgen,* } { *Sommer* / *Mittag,* } { *Herbst* / *Abend,* } { *Winter* / *Nacht.* }

Die zwölf Stunden der Uhr bedeuten uns also die zwölf Monate des Jahres. Die drei Stunden, welche der Viertelzeiger in jeder Viertelstunde durchläuft, die Vierteljahre oder die vier Jahreszeiten. Theilen wir den Kreis der zwölf Stunden der Uhr von oben nach unten, von rechts nach links, so haben wir gethan, was der antike Augur that, wenn er, bevor er weissagte, den Raum mit dem Stabe in vier Theile theilte.

Wir haben ferner das Zeichen des Kreuzes über den Lebenskreis der Stunden, Tage, Monden, und des Jahres gemacht, und ihn somit unter den Segen der Erlösung gestellt.

In kalendarischer Hinsicht haben wir hiebei den Sonnenlauf in seinen vier wesentlichsten Momenten, den beiden Solstitien und Aequinoctien, angedeutet gefunden. Und zwar oben bei der Zwölf, bei der Stirne des Kreuzes beginnend, das Wintersolstitium, wo am Kreuzesstamme einst der Titel: *„Jesus von Nazareth“* befestigt war, da glänzt auch uns am Neujahre, dem Feste der Beschneidung, dieser Name aller Namen („und es ward Ihm der Name Jesus gegeben“). Fahren wir den Stamm herunter bis auf die Zahl Sechs, so haben wir das

Sommersolstitium. Da es sich um die an den Moment geknüpfte, durch die Stunde dargestellte Idee handelt, so sind die Solstitien-Zwölf-Uhr oder Dezember, und Sechs Uhr oder Juni. Der Querbalken des Kreuzes gibt die beiden Aequinoctien von drei bis vier Uhr oder April, und von acht bis neun Uhr oder September.

Ferner tritt die Sonne in ihrem Jahres-Cyclus in die zwölf Zeichen des Thierkreises, von denen jedes einem Monat angehört. Was aber die irdische Sonne für das Neujahr, das ist Christus für das Kirchenjahr, und wie das irdische Sonnenlicht unentbehrlich für das Naturleben ist, so unentbehrlich ist Christus für das Leben des Geistes. Daher seine zwölf Lichtapostel sich den Monaten in ihrer Zwölfzahl bei-, oder besser überordnen. Als den Boten des heiligen Glaubenslichtes entsprechen ihnen hinwiederum die zwölf Artikel des katholischen Glaubensbekenntnisses. Wie ferner alle planetarische Bewegung unseres Sonnensystems um die Sonne kreiset, so schaaren sich die Apostel um den Sonnentisch des Abendmahls. Hierauf kommen wir später zurück; das Gesagte mag als Einleitung in die folgenden einzelnen Beziehungen dienen.

Das Kirchenjahr beginnt mit dem Advente. Dieser bildet die erste Hälfte des ersten Festkreises, welcher seinen Namen der Jahres- und beziehungsweise Tageszeit, wie oben gesagt wurde, entlehnt. Dieser Festkreis fällt in die Jahresnacht, wo die Dunkelheit vorherrscht; daher heisst er mit seinem Mittelpunkte, dem Christfeste sammt allen zu ihm gehörigen festlichen Tagen vom ersten Adventsonntage bis zum letzten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn oder dem Dreikönigstage, bedeutungsvoll: „*Nacht*“, oder „Weihnacht.“ Die heilige Mitternachtstunde des Jahres ist die selige Weihnacht, weil aus ihr Christus, die Weihe unseres Geschlechtes, hervorgegangen. Die Mitternachtsstunde oder zwölf Uhr zeigt uns die Geburt Christi im Stalle zu Bethlehem. Zwischen eilf und zwölf Uhr bezeichnen vier Gestalten uns die vier

dieser Geburt vorangegangenen Jahrtausende, auf welche auch die vier Sonntage des Adventes hindeuten. Es sind *Adam*, *Noe*, *Abraham* und *Moses*. Auch das Heidenthum kennt diese vier Perioden unter dem Namen der vier Weltalter, wo nach der ersten Unschuldszeit (Paradies, goldenes Weltalter) die Welt herabsank, und die Rückkehr der ersten goldenen Zeit erst nach einer silbernen, ehernen und endlich eisernen Zeit wieder hoffen durfte, die vier Yugas der Indier, deren letzteres dem eisernen Zeitalter entsprechend des Kaliyug, die Zeit des Elends genannt wird, sowie die vier Reiche, welche Daniel im Gesichte des Riesen erblickte, der auch aus Gold, Silber, Erz und Thon gebildet war, und weichen der aus der Höhe fallende kleine Stein die thönernen Füsse zerschlagend, darniederwarf, haben alle dieselbe Bedeutung.

Auf den kürzesten Tag verlegt die Kirche das Fest des Apostels Thomas wegen seines Unglaubens, um anzudeuten, dass die tiefste Nacht im Herzen der Menschen der Unglaube und unser geistiges Licht hienieden nur im Glauben zu suchen und zu finden sei. „Wo aber die Noth am grössten, da ist die Hilfe am nächsten.“ Unsere Hilfe aber ist im Namen des Herrn, der in der tiefsten Nacht der Weltgeschichte, als unser Geschlecht in rathlosester Finsterniss irrte, zur Welt kam und sie zur seligsten der Nächte, zur Christnacht, weihte. „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Das ist die lange, bange Frage der alten Welt und der Väter in der Vorhölle. In der Christnacht beantworten sie, die da hüten zu Nachts ihre Heerde, die Hirten; denn von der Klarheit Gottes umstrahlt, wird ihnen das Wort des Engels: „Ich verkündige euch grosse Freude“, und wie Balsam tönten Himmelsharmonien zur Erde nieder: „Gottes Ehre und Friede den Menschen!“

Das ist die letzte Stunde des bürgerlichen Jahres, an unserer Uhr — der *Dezember* oder *Christmonat*. Als Zodiakalzeichen ist der Steinbock, das winterliche Thier, das die eisigen Höhen bewohnt, seine Signatur, und unter ihm sitzt

am Sonnentische der Zweifler Thomas, sich abwendend vom Mysterium; so ist er, obgleich später von der Gnade erfasst, und ein herrlicher Lichtkämpfer unter den Aposteln, hier ein Typus des Volkes, welchem er entstammt, des auserwählten Israel, das dem gekommenen Heile Zweifel und Unglauben entgegensetzt, während die Heidenvölker in die Kirche des neuen Bundes eingehen.

Die nächste Jahrestunde, der *Januar*, oder an der Uhr zwischen zwölf und ein Uhr, zeigt uns die Erstlinge der Heiden, wie sie dem Glaubenslichte, dem wunderbaren Sterne folgen, der sie zur Krippe dessen führt, der, als Steinchen aus der Höhe kommend, den Weltriesen zertrümmert, und als Eckstein Eins macht aus Juden und Heiden, welches letztere in der Darstellung unserer Uhr auch dadurch hervortritt, dass zwischen den Gestalten von Abraham und Moses und jenen der heidnischen Weisen eben der neugeborne Weltheiland als Mitte und Bindeglied erscheint. Hier im Wintersolstitium, geistig an der grossen Zeitwende, wo in der tiefsten irdischen Nacht das Licht vom Lichte in unser Geschlecht hereingeboren wird, drängen sich die Beziehungen von Religion, Geschichte und Natur, oder von Gott, Mensch und Natur. Die heiligen drei Könige, die Erstlinge der Heiden, können in ihrer Dreiheit und der Dreiheit ihrer Gaben in vielfach analoger Weise hienach betrachtet werden. Er, dem sie sich und ihre Gaben weihen, empfängt den Weihrauch als Gott, das Gold als König der Menschheit, und die Myrrhe als Der, welcher in die Natur eingehend, sich ihr *(ausser der Sünde)* in Allem unterwarf, bis zum Tode, dem auch sie verfallen, um in die Sterblichkeit den Keim neuen Lebens zu legen. Januar hat seinen Namen von Janus, der eine Zeit abschliesst und eine neue eröffnet. Dieser ist bekanntlich mit seinen zwei Gesichtern niemand Anderer, als Ja-nu, der Nu oder Noa, dessen Auge in die vor- und nachsündfluthliche Zeit geschaut, und so gewissermassen die Schlüssel zu beiden hat *).

*) Auf einer alten Münze finden wir merkwürdiger Weise den Janus auf einem Schiffe, über ihm einen Stern; das Schiff bezeichnet ihn mit Bestimmtheit als

Die drei Könige, von denen nach uralter Sage einer als Mohr bezeichnet und dargestellt wird, können auch als die Repräsentanten der drei noahitischen Stämme: der Semiten, Chamiten und Japhetiten, unter denen nach der Völkertheilung allmälig das Heidenthum, in seinen bessern, niederen, und endlich schauerlichen Formen sich ausgebildet, aufgefasst werden, wie sie hier der grossen Epiphanie des Herrn entgegen ziehen, im Sternenlicht, weil die erstgenannte Form des Heidenthums, wie Balaams Prophezeiung sie gelehrt hat, im offenen Buche des Himmels Sternenschrift zu lesen versucht.

Nicht zwar in kalendarischer Ordnung, sondern Behufs einer ganz hieher gehörigen Betrachtung sitzt hier *Petrus* der erste Apostel, der Hüter und Bewahrer aller heiligen Glaubensschätze neben Thomas, dem Ungläubigen, und blickt ihn mahnend und warnend an. Er ist, wie der Jäner unter den zwölf Monaten, der erste unter den zwölf Aposteln, und wie sein Schifflein in der alten rettenden Arche ein Vorbild gefunden, so ist er gleichsam der Noa des neuen Bundes, aber auch der ächte Ostiarius, oder wenn es zu sagen erlaubt ist, Januarius, der die Schlüssel hat zur „Janua Coeli", — der Himmelspforte — die sich dem Glauben allein öffnet*).

Die Epiphania als Fest umfasst aber ausser dem Feste der drei Könige noch das Wunder der Wandlung des Wassers in Wein, und die Taufe Christi im Jordan. Erscheint die Sündfluth gewissermassen als Welttaufe und Reinigung der Erde von aller Ungerechtigkeit durch Vertilgung des sündhaften Geschlechtes, und zeigt sich die Taube mit dem Oelzweige nach vollzogener Reinigung als Vorbild jener Gottestaube, die sich über den getauften Erlöser herablässt, so sehen wir am ersten Jäner in der Beschneidung die Bluttaufe, durch welche das auserwählte Volk vorbildlich gereinigt wurde. Auch an

---

Noa, und wir können uns ausser der gewöhnlichen Beziehung der Schiffenden zu den Sternen, ohne der Sache Gewalt anzuthun, den Stern der Verheissung darunter denken, der ja das vorgeahnte Licht der alten Welt ist.

*) Das Oeffnen und Schliessen der Thüren am Janustempel ist als bekannt vorauszusetzen.

Jesus gleichsam als Anticipation jener andern Taufe, welcher am Ende seines Lebens er sich in seinem Blute zur Tilgung der Sünden der ganzen Welt unterzieht, vollzogen, wird sie für uns durch des Heilandes Verdienst und Einsetzung umgewandelt in die sacramentale Taufe aus und in dem Glauben, durch welche auch die Heiden zum Leben der Seligen eingehen. Der Glaube ist in Petrus, die Taufe wird (da der Raum die Darstellung der Wasserwandlung und Taufe Christi nicht gestattete), so gefasst, im Monatszeichen des Jäners im Wassermanne ihre Andeutung finden, welcher nebst den Fischen als Erinnerung an Noa und die Sündfluth in den Thierkreis kam und unter den drei Königen seine Urne ausgiesst. Nur im Vorbeigehen sei hier noch an die Stelle der Genesis erinnert, wo es heisst: „der Geist Gottes schwebte über den Wassern", und dürfte zur Vervollständigung des Zusammenhanges bemerkt werden, dass nach uralter Tradition gerade Thomas es war, welcher den drei Königen die ganze Fülle der Erlösung verkündete, sie taufte und zu Bischöfen weihte.

Die Stunde zwischen Eins und Zwei ist der zweite Monat, Februar genannt von den heidnischen Festen der Februalia, dem grossen Reinigungsfeste zu Ehren der Juno Februalis, der Mutter des Kriegsgottes Mars, dessen Namen der folgende Monat trägt. Auch wurden die Ambarvalien zu Ehren der Proserpina, die Lupercalien zu Ehren Pans, und die Sacra Plutonis, Manium et deorum inferorum begangen. Sehr schön sagt hierüber Malckmus: „Die Kirche verdrängte diese heidnischen Feste, indem sie den Gläubigen statt der Mutter des Kriegsgottes die Mutter des Friedensfürsten, statt der Braut des Gottes der Unterwelt die Braut des heiligen Geistes, an Stelle der bösen Geister und ihres Oberhauptes, die Königin der Engel verehren liess, und ihnen in Maria und ihrem Kinde die Quelle aller Reinigung und das Muster der Reinigkeit zeigte." *Lichtmess*, Maria Reinigungsfest, Fest der Darstellung im Tempel, ist das Hauptfest des Februars. Christus ist nicht

gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen; er wollte nicht das vorbildliche und vorbereitende mosaische Gesetz zerstören, sondern es durch Erfüllung erheben und dadurch aufheben. Dieses Gesetz befahl einst, jede männliche Erstgeburt vierzig Tage nach der Geburt dem Herrn opfernd darzustellen, und durch vorgeschriebene Opfergaben wieder zu lösen; denn Gott hatte, während der Würgengel die Erstgeburt der Aegypter schlug, die Erstgeburt seines Volkes schützend, diese sich vorbehalten. Dieses Fest ist ein Doppelfest des Herrn und Mariens. Ausser mannichfachen andern Beziehungen durch die Kerzenweihe an diesem Tage ausgezeichnet, deutet diese Weihe vorzüglich auf des greisen Simeons Lobgesang, als er aus Mariens Armen Christum, das Weltlicht, auf seine Arme nahm, und nun gottbegeistert um ein friedliches Scheiden aus diesem Leben bat, weil nun seine Augen den Heiland gesehen, das Licht zur Erleuchtung der Heiden und die Glorie des Volkes Israel. Die beiden Alten Simeon und Anna erscheinen hier auch als die Stellvertreter der alternden und nach Verjüngung schmachtenden Welt. Bei diesem darstellenden Opfer wird durch den Mund des begeisterten Greisen prophetisch darauf hingedeutet, welches der Preis dieser Verjüngung sein wird, indem die Mutter erfährt, dass sie, zur Mater dolorosa bestimmt, die Menschheit im Tode des Sohnes unter namenlosen Schmerzen wiedergebären soll. Das Bild des Thierkreises für den Monat Februar sind die Bewohner des einen reinigenden Elementes, die Fische. Seit den ältesten Zeiten ist der Fisch ein Symbol Christi; die nähere Erklärung würde uns hier zu weit führen und gehört nicht zu unserm nächsten Zweck. Februar ist der zweite Monat des Jahres. An seinem zweiten Tage führt uns die Kirche dieses Fest Mariä Reinigung vor. Zwei Monate vor Jahresabschluss und ebenfalls am zweiten Tage des vorletzten Monates zeigt sie uns eine andere Reinigung; es ist an der Uhr die Stunde zwischen zehn und eilf, oder der November, wo wir die Seelen der noch nicht ganz vollendeten Gerechten in den Flammen der Läuterung oder des Fegfeuers erblicken. In den Beginn der Geschichte fällt die Reinigung

der Erde durch die Sündfluth, am Schlusse des Jahres kann das Reinigungsfeuer der armen Seelen auch auf den Schluss der Geschichte durch den Weltbrand, und die zweite Läuterung durch Feuer, welcher ein neuer Himmel und eine neue Erde folgen soll, bezogen werden, um so mehr, als die evangelischen Pericopen das Kirchenjahr mit der Verkündigung des Weltendes schliessen, und das neue Jahr mit derselben beginnen. Vor Allem aber scheint diese Gegenüberstellung durch die für die leidenden Seelen des Fegfeuers betende Kirche in ihrem Officium defunctorum: „V. Qui venturus es judicare vivos et mortuos, et saeculum per ignem" mehr als gerechtfertigt.

Zwischen zwei und drei Uhr oder im Monat März begegnet uns das Fest der Menschwerdung Gottes oder Mariä Verkündigung am 25. Tage dieses Monats. Von diesem Tage an bis zum 25. Dezember oder in den neun Stunden der Uhr von drei bis zwölf Uhr betrachten wir die neun Monate, während welcher die Gebenedeite unter den Weibern das Heil der Welt im Tabernakel ihres Leibes getragen und am letztgenannten Tage der Welt geboren hat; und am Sonnentische sitzt hier Johannes, der im ersten Kapitel seines Evangeliums eben die Menschwerdung Gottes in den erhabenen Worten beschreibt: „*Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.*" Er ist auch der Seher des Lammes der Offenbarung, das vom Anfange geschlachtet wurde, und an welches über ihm das Zodiakalzeichen des März erinnern kann, das Bild des Widders. Denn das Bundeslamm musste ein männliches sein, und der Seher sah auf dessen Haupte sieben Hörner.

Zwischen drei und vier Uhr erblicken wir einen ritterlichen Jüngling, welcher sieghaft über einem erlegten Ungethüme steht. Es ist der heilige Georg. Ihm gegenüber zwischen acht und neun Uhr erscheint ein ähnliches Bild; dort ist es der ritterliche Himmelsfürst Sanct Michael. Beide stehen an den Tag- und Nachtgleichen des Frühlings und des Herbstes. Diese Stationen des Naturjahres versinnbilden eine geistige Anschauung im Kirchenjahre, durch die beiden Kämpfer uns gedeutet. Daher müssen wir sie zugleich besprechen: der Tag

ist hier Symbol des Guten und des Lichtes, die Nacht aber Symbol des Bösen und der Finsterniss. Wir haben also eine geistige Tag- und Nachtgleiche vor uns, welche für den Menschen eintrat, als er, der ausschliessliche Sohn des Lichtes, auf die Stimme des Sohnes der Finsterniss hörte, welche verhiess: „*Ihr werdet wissen das Gute und das Böse.*“ Das war das grosse moralische Aequinoctium der Menschengeschichte, welche fortan in diesen beiden Richtungen verläuft, und welche nimmer friedlich neben einander gehen, sondern in einem Verhältnisse, wie die beiden Lichtkämpfer zu ihren Widersachern stehen, im Verhältnisse des Kampfes und des endlichen Sieges des Guten über das Böse. Wie der heilige Georg uns diesen Kampf in der Menschenwelt darstellt, so zeigt ihn uns Michael in der Engelwelt. Er ist es, welcher der Verheissung des Lügners: „*Eritis sicut dii*“ „Ihr werdet sein, wie Götter,“ die siegreiche und zerschmetternde Frage: „*Quis ut Deus,*“ „Wer ist wie Gott,“ gegenüberstellt. Das also sollen uns im geistigen oder im Kirchenjahre die beiden Tag- und Nachtgleichen lehren, dass es frevelndes Vermessen ist, wenn der Endliche, das Geschöpf, sich erfrecht, Gott gleich sein zu wollen, und dass es schändlicher Trug ist, den Unterschied zwischen Gut und Böse zu verwischen, oder beide auf eine Linie zu stellen. Kampf daher mit Dem, welcher beides gewollt und will, und der den Menschen in dieses Streben zu verwickeln trachtet.

Das Bild des Thierkreises für den April ist der Stier. Er war unter anderm den Alten das Bild der streitenden und zeugenden Kraft der Erde, welche diese Eigenschaft im Frühlinge am sichtbarsten entfaltet. Die Symbolik des Thierkreises und sämmtlicher Sternbilder gehört der Heidenwelt an. Wir können vorübergehend darüber nur bemerken, dass es unserer Zeit vorbehalten ist, manche jener dunklen Räthsel der träumerischen Zeiten und Völker, die in Finsterniss und Todesschatten sassen, zum Theile zu entziffern, und mit dem Lichte der Offenbarung an ihnen die verunstalteten Züge alter Wahrheit, und die ursprüngliche, wenn auch mitunter schauerlich

entstellte und verfälschte Einheit aller Religionsformen bei dem Menschengeschlechte nachzuweisen.

Die beweglichen Feste Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten reihen sich, da sie an unserer Uhr nicht fehlen durften, in die Stunden von drei bis vier, von vier bis fünf, und von fünf bis sechs, oder in die Monate April, Mai und Juni ein. Wenn das Leiden und der Tod des Erlösers, in welchem Tode wir leben, uns im Kreuze, das, wie schon bemerkt, von oben nach unten, und von rechts nach links die Uhr in vier Theile theilt, sich uns darstellt, so ist es die frohe Ostern, die Auferstehung des Herrn, welche der erwachenden Natur im irdischen Frühlinge erst die wahre Bedeutung und Freudigkeit gewährt, wie die Himmelfahrt des Herrn uns auch unser Ziel, und die Herrlichkeit, zu welcher der Heiland unsere Natur erhoben hat, und zu welcher wir durch ihn gelangen sollen, vorführt, und endlich in der Ausgiessung des heiligen Geistes der Geburtstag der heiligen Kirche und aller an sie geknüpften ewigen Segnungen und Gnaden sich uns darstellt.

Unter Voraussetzung dessen, was ich oben über das Heidenthum, dem der Thierkreis angehört, gesagt habe, erwähnen wir die Bilder desselben für den Mai und Juni. Für den ersteren sind es die Zwillinge. Ihre Bedeutung, in wiefern sie christlich verwendbar, liegt in der heidnischen Anschauung von dem Sonnenhelden, der in seiner persönlichen Erscheinung im Kreise der zwölf Zeichen mit 12 Gefährten auftritt*), die bald als Brüder oder Diener, oder auch als ritterliche Genossen des Befreiers ihm zur Seite, bald aber auch eben so als Diener und Bundesgenossen seines Widersachers ihm gegenüber stehen. Dieser durchgreifende Dualismus, der sich in allen Anschauungen als Folge des Missbrauches der Freiheit geltend macht, und der, wie wir bei den Tag- und Nachtgleichen andeuteten, mit der Wissenschaft des Bösen neben der des Guten in die Menschheit eintritt, ist es, den die Zwillinge bezeichnen. Auf dem persischen Globus sind es sogar Meschia und Meschiana,

*) Auch als Herakles zwölf Arbeiten verrichtet.

das erste Menschenpaar, unter denen die Zwillinge sich darstellen. Die Naturmutter mag nun Zwillinge gebären, oder das Jahr als Vater von zwölf Söhnen, jeder wieder mit dreissig Töchtern, welche zur Hälfte weiss, zur Hälfte schwarz sind, erscheinen, Hindeutung auf die Licht- und Nachthälfte jeden Tages, überall ist es derselbe Gedanke, und bleibt es für jeden denkenden Christen lehrreich genug, um der Erwähnung werth zu sein. Oder sitzt unter den Zwölfen, welche die ewige in der Zeit Mensch gewordene Geistersonne umgeben, nicht auch ein Verläugner, und sogar ein hasserfüllter Verräther?

Der Krebs ist das Zeichen des Juni. In diesem Monate sind die Tage am längsten, gehen aber von da wieder zurück und nehmen ab. Dies symbolisirt der Krebs. An der Uhr ist es die sechste Stunde. Wie in der Mitternacht die Geburt des wahren Weltlichtes im Wintersolstitium sich uns zeigt, so führt sich hier im Sommersolstitium die Geburt des Vorläufers Johannes uns vor. Seine Worte von Dem, welchem er die Wege bereitet: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen," geben dem Naturwendepunkte seinen höheren geistigen Sinn. Nach der Lehre der Väter gehört Johannes noch dem alten Bunde an, und ist dessen Schluss. Der alte Bund aber ist der Vorläufer des neuen, und dessen Einleitung, ebenso, wie Johannes dem Heilande unmittelbar vorangeht, und ihn gewissermassen einleitet.

Das Jahr steht auf seiner Höhe. Wunderbar schön lässt die Kirche in Breviere, nachdem sie Klänge des hohen Liedes vorausgeschickt, wie z. B.: „Stehe auf, meine Freundin, eile, und komme, denn der Winter ist schon vorüber, der Regen ist vergangen, die Stimme der Turteltaube wird gehört in unserm Lande," die Stimme jener himmlischen Turteltaube, die der Welt einen ewig seligen Frühling anmeldet, selbst ertönen; denn sie fährt fort mit den Worten der Schrift: „Maria machte sich auf, ging eilends an das Gebirge und kam in das Haus des Zacharias und grüsste die Elisabeth." Dieser Gruss der Gebenedeiten an die Mutter des Johannes ist gleichsam der Gruss des neuen an den alten Bund. In den gesegneten

Frauen umarmen sich die beiden Testamente. Dies ist Maria Heimsuchung, und wie hier die Mutter dessen, der gleich dem Löwen sich eine Stimme des Rufenden in der Wüste nennt, ehrfurchtsvoll sich beugt vor der starken Frau, die den Löwen aus Juda gebären soll, ihn, welcher überwunden und erlöst hat aus dem Rachen dessen, der herumgeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge; so ist das Zodiakalzeichen des Löwen, das dem Monat Juli angehört, ebenfalls lehrreich für uns erklärt und gedeutet. Die doppelte Symbolik, die hier zu Tage tritt zwischen dem Löwen de tribu Juda und dem Löwen, der den Teufel bezeichnet, ist in den Schlangen der ägyptischen Zauberer und der Schlange des Moses, welche diese verzehrt, vor Allem in der Schlange des Paradieses und der ehernen Schlange der Wüste dadurch erklärt, dass der Mensch es war, welcher die erste Sünde vollbrachte, und der Menschensohn, der sie sühnte, nicht als Gott, sondern als Mensch.

August ist der Aerntemonat. Wer hat reichlicher gesät aus allen Söhnen und Töchtern Eva's, als die Mutter des göttlichen Säemannes, des grossen Aernters am Schlusse der Tage, wenn er die Garben in die Scheuern des himmlischen Hausvaters sammeln und Spreu und Unkraut mit Feuer verbrennen wird? Wer also hat auch reichlicher geärntet, als Maria? Dies ihr himmlisches Aerntefest führt uns die Kirche am 15. dieses Monats, am Tage ihrer Himmelfahrt vor, da sie emporsteigt unter Lobgesängen der Engel: „Ich sehe die Schöne wie eine Taube aufsteigen über den Wasserbächen, und der köstliche Wohlgeruch duftet weit umher aus ihren Gewanden. Wer ist die, so aus der Wüste heraufsteigt wie eine Rauchsäule von Spezereien aus Myrrhen und Weihrauch? wie blühende Rosen in den Tagen des Frühlings, wie Lilien an Wasserbächen stand sie da.“ Ja wohl aus der Wüste, aus der Wüste dieser Welt klang ihr einsam Girren, aus zerrissenem Herzen für das Heil der Sünder, von der Höhle Bethlehems, wo sie es unter Himmelsharmonien geboren, es getragen und begleitet, bis hinauf zum blutigen Hochaltare, wo sie in einsamer Finsterniss steht,

steht *in der heissen Schlacht* eines doppelten Mutterherzens, der Mutter Gottes und der Menschenmutter, bis der Sieg der Menschenmutter über die Gottesgebärerin errungen ist, und sie den von ihr Gebornen hingibt für das sündige Geschlecht, das sie dort wiedergeboren hat unter namenloser Pein. Aber die Dornenkrone wird hier zum Sternenkranz, und „Erhoben ward die heilige Gebärerin Gottes über die Chöre der Engel zu den himmlischen Reichen.“ Das Zodiakalzeichen des Augusts ist die Jungfrau, auf ägyptischen Kreisen die Schnitterin mit der Kornähre, um die Aernte anzudeuten. Näher betrachtet, sehen wir aber hier wieder einen der häufigen Züge des Heidenthumes. Die Geburt des Retters aus einer Jungfrau ist eine dem Heidenthume geläufige Idee, und so wird uns auch hier das Bild der Jungfrau mit der Aehre die fruchtbare Jungfrau sinnbilden, eine Doppelbedeutung, die im gewöhnlichen Laufe der Natur sich gegenseitig aufhebt, die aber vielfach mythisch dargestellt, ihr ideales Dasein in der Menschheit lange vor ihrem wirklichen Eintritte in die Welt bekundet. Ich kann mich nicht enthalten, hier anzuführen, was Sepp im ersten Bande seines: „Lebens Jesu“ S. 187. hieher Bezügliches schreibt: „Die Jungfrau ist das Gestirn des Herbstes; sie verschwindet am achten Monat (August) am Himmel etc. u. a. Der altrömische Kalender nach Columella setzt daher das Verschwinden der Asträa, oder deren Auffahrt, in die Zeit der Himmelfahrt Mariens“ *).

Der September lässt nach der Vollendung und Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau, ihre Geburt als Beginn des erneuerten Zeitkreises folgen, wozu bemerkt wird (ebend.), dass dieses Gestirn nach drei Wochen im hellen Glanze wieder hervorgeht. Und hierin wird deutlich, wenn Roger Bacon in genannter Stelle von der Gottesmutter sagt, „sie bilde den Kalender ab, weil bei ihrer Geburt die Sonne in der Jungfrau steht.“ Es ist der Monat der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, welche bereits gedeutet und erklärt wurde. In der Geburt der Jung-

*) Sepp, Leben Jesu. Regensburg, Verlag von G. J. Manz.

frau bahnt sich die Zeit der Gnade an, in der Licht und Finsterniss nicht mehr gleich, oder gleich mächtig sind, sondern innerhalb welcher das Licht vorherrschend seinen endlichen Sieg in der Trägerin der Geistersonne weissagt. Das Monatszeichen ist die Wage, in ihrer Deutung eben einfach das Gleichmass von Nacht und Tag andeutend. Aber auch Michael führt das Zeichen der Wage, als Engel des Gerichts. Dies ist der September, oder die Stunde von acht bis neun Uhr.

Wenn der Kampf des Guten und Bösen in der Engelwelt unter dem Bilde Michaels, in der Menschenwelt unter dem Bilde St. Georgs sich darstellt, so erscheint uns nach dem Feste der Geburt der Königin der Engel im Oktober oder zwischen neun und zehn Uhr das Verhältniss der Engel zu den Menschen, wie es Gottes Liebe geordnet hat, und so steht für den schwachen Sterblichen, der nie ein Michael, in seltensten Fällen ein Georg ist, ein absonderlicher Trost, die *Lehre vom Schutzengel* in ihrer milden Schönheit vor Augen. In mehreren Diöcesen fällt nämlich das Schutzengelfest in den Oktober. Die gewöhnliche Darstellung dieses trostvollen Geheimnisses der Engellehre zeigt uns den Menschen in Gestalt eines kindlichen Pilgers (denn Pilger sind wir alle, und Kinder sollen wir werden, das ist Bedingung des Heils), wie ihn der Engel über das Monatszeichen, den Scorpion (den alten Widersacher Typhon), sicher der Palme der Vollendung entgegenführt.

Diese Vollendung und die Vollendeten zeigt uns die Kirche im folgenden Monat November an der Uhr zwischen zehn und eilf, in dem Feste aller Heiligen und dem Gedächtnisstage aller Seelen. Vollendete nennen wir aber beide, weil auch die letzteren ihres Heiles gewiss, dasselbe nicht mehr verlieren können, wenn sie auch noch nicht am Ziele, doch selbst in den Flammen der Läuterung der kühlenden Palme der Auserwählung gewiss sind. In ihnen zeigt uns die Kirche am Schlusse ihres Jahres auch einen Advent, einen Erwartungszustand voll Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott, einen Zustand, welcher um so schmerzvoller ist, je leidensvoller wir ihn uns denken müssen, und welchen abzukürzen wir ihnen helfen sollen durch

Gebet und Werke der Liebe. Das Monatzeichen des Thierkreises ist für den November der Schütze, zunächst wohl auf die Jagd bezüglich, doch an dieser Stelle auch anderes Lehrreiches enthaltend. Von der Idee des Schützen ist die Idee des Zieles unzertrennlich. Der Schütz verfehlt entweder, oder er trifft das Ziel. Im letzteren Falle wird er am Ziele gekrönt. Die Deutung auf die Feste Allerheiligen und Allerseelen liegt nahe. Aber eben so nahe liegt für uns auch eine andere, für uns, die wir noch in den Zeitkreis der Vergänglichkeit und Sterblichkeit gehören. Der Zeiger an der Uhr, der uns die Stunde zeigt und zählt, ist zugleich ein Pfeil, und der Tod ist der Schütze, welcher einst, wenn der Herr befiehlt, ihn abdrückt, und dann ist's unsere Todesstunde, wie es im alten kräftigen Liede heisst *). Mit dieser schliesst der Kreis der uns zugewiesenen Stunden, Monate und Jahre, wie unsere Wanderung durch die Symbolik der Uhr, und wir können diese Wendung mit nichts Besserem schliessen, und einige Schlusbemerkungen einleiten, als mit den Worten des 64. Psalms: „In der Fülle deiner Güte wirst du den Umkreis des Jahres segnen, und die Wüste wird blühen und fruchtbar sein. Im Thaue deiner Gnade wird Alles, was keimt, sich erfreuen, Alle werden dich anrufen und Hymnen singen." Das wird vor Allem geschehen, wenn der wechselvolle Zeitkreis des Lebens diesseits für uns geschlossen und am Ziele jenseits alle Dissonanzen des Lebens sich im ewigen Halleluja der Vollendeten auflösen werden.

Liegt irgend Schönes, Erfreuliches und Erweckendes im Vergänglichen und in der Art, wie es unser Seelenleben berührt, so ist es ein Reflex des Unvergänglichen und Ewigen. Nur in Bezug auf dieses hat jenes seinen Werth und seine Bedeutung. Natur und Leben sind der Spiegel, in welchem wir es verhüllt hienieden erblicken, bis wir es einst unverhüllt

*) Der grimme Tod mit seinem Pfeil
Thut nach dem Leben zielen,
Sein Bogen schiesst er ab in Eil,
Und lässt mit sich nicht spielen. etc.

von Angesicht zu Angesicht schauen. Ohne Weihnacht ist die Nacht ein gespenstiges Schreckniss, und trotz ihrer Myriaden Sternenaugen ein schales, ermüdendes Räthsel. Der Morgen und der sprossende Frühling bedeuten mit aller ihrer Schönheit nichts, als den Anfang vom Ende, wenn es keinen Ostermorgen gibt, und nicht durch das junge Grün der erneuerten Erde der Auferstandene wandelt. Aller Reiz der Schöpfung und ihre Beziehung zu ihr ist nichtig, wofern er nicht bestrahlt wird von dem Weltlichte Christus.

Der unter der sorglichen Hand des Gärtners sprossende und blühende Garten, der Pflüger auf dem Felde, dem der Säemann nachschreitet, die Stimme des Hirten von der Bergtrift herab, All' dies empfängt himmlische Schönheit und Deutung nur von Ihm, dem milden Gärtner, der da jätet, pflanzt, beschneidet und begiesst, um Blüthen und Früchte für die Ewigkeit zu ziehen, von dem göttlichen Säemanne, der — nachdem durch sein Wort alle Dinge geschaffen worden — den Boden für die Aussaat seines Wortes bereitet, und dies Wort als Saat für höhere Aernte in die empfängliche Erde streut, von dem guten, liebevollen Hirten, der im Suchen nach dem verlornen Schafe seine Füsse in den Dornen der Erde blutig gegangen, und das gefundene auf den Schultern zur Hürde heimträgt, der seine Heerde auf gute Weide führt und sie tränkt an den Quellen frischer Wasser des Heils.

Der Charakter der Zeit ist ein doppelter, jenem durchgreifenden Dualismus entsprechend, der im Heidenthume z. B. in Ormuzd und Ahriman oder überhaupt in dem Gegensatze des Guten und des Bösen hervortritt; es ist eine Zeit, die, was sie hervorgebracht, auch wieder zerstört, oder wie die Mythe es fasst, wie Saturn die eigenen Kinder frisst. Diesen Zug hat ihr aber blos die Sünde aufgeprägt, ihr vollendeter Ausdruck ist der Tod, die Folge und der Sold der Sünde. Ohne diese Sünde gebe es keinen Dualismus und das Wesen der Zeit wäre blos das der Vollendung, d. h. sie führte das in dem Vergänglichen Hervorgetretene in das Unvergängliche hinüber. Haben wir gleich Anfangs ein Naturjahr und ein kirch-

liches Jahr unterschieden, so ist das letztere, und in ihm Christus der Anfänger und Vollender aller Dinge, welcher in die Natur und Zeitwelt vollendend eingreift. Wie die *Schönheit* der Natur nur in deren höherer *Bedeutung* zu suchen ist, so ist abermal Christus der Inhalt dieser Bedeutung, und wie wir den Inhalt des Raumes in seiner Vierzahl nach Länge und Breite, Höhe und Tiefe in dem Zeichen der Erlösung, im Kreuze, gefunden; so finden wir den Erlöser in gleicher Weise in der Dreizahl der Zeit. Er *war* vor aller Zeit, war Gegenstand der Erwartung vor der Zeit seines wirklichen Eintrittes in die Zeit, und erwartet *wird* er am Schlusse aller Zeit zum Gerichte. Gleichermassen entspricht der dreifachen Zeitform auch seine dreifache Ankunft, nämlich seine erste Ankunft in die Welt zur Erlösung, seine zweite zum Gerichte und jene dritte, ohne welche uns die erste unnütz und die zweite schrecklich sein würde, seine Ankunft nämlich in unsere Herzen.

Haben wir so im Leben der Natur und ihrem Zeitenwechsel Ihn gefunden, der aus dem Reiche der Ewigkeit in die Zeitwelt eingegangen ist, um zu vollenden, und überall das Zeitliche in's Ewige zu erheben, sind wir, dem Zeiger der Uhr folgend, überall Seiner verklärenden Liebe in Vergangenheit und Zukunft begegnet; so finden wir den höchsten Ausdruck dieser Liebe in der Gegenwart, wenn wir am Schafte des Zeigers herab in's ruhige, unbewegliche Centrum des Zeitkreises blicken. Dort in der Mitte des Sonnentisches, in Mitte der heiligen Zwölfe steht Christus in seiner beständigen sacramentalen Gegenwart vor uns, Er, der in der Zeit zu uns gekommen, die Zeit und den Tod und das Grab durchschritten hat und zurückgekehrt ist dahin, von wo Er ausgegangen war. Er bleibt bei uns, und lässt uns nicht allein bis an's Ende der Welt. Wie er am Sonnentische des Jahres alle Wesen speiset, so reicht Er sich selbst hier als Speise der Unsterblichkeit uns dar unter den Gestalten von Brod und Wein.

Dem christlichen Gemüthe schwebt eine geheimnissvolle stille Glorie über dem Nebengebäude, über dem wogenden Wei-

zenfelde, es ist nicht blos der parabolische Weizenacker mit der Frucht für die Scheuer des Herrn, nicht blos der Weinberg an die treulosen Rebleute verpachtet, oder jener, in welchem der Herr Arbeiter wirbt und sie am Abend mit dem Zehner lohnt, es ist die Glorie des Abendmahles selbst, dessen Gestalten (wie sie hier zu unserer leiblichen Ernährung gedeihen) zu Trägern der höchsten Liebe, von dieser selbst erwählt und in ihr Wesen umgewandelt, unser Leben zur seligen Unsterblichkeit nähren sollen.

Wer den Naturdingen gegenüber, das höchste, d. h. das *christliche* Bewusstsein in sich trägt, hat darin eben jenes tiefste Verständniss derselben und ihrer Beziehung zu ihm, das hienieden je möglich ist; er hat und besitzt es als wahre Poesie, die nach Windischmanns unübertrefflichem Ausdruck*) nichts anderes ist, als die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge. Die Poesie ist die Seele aller Kunst. Als spezielle Kunstform erscheint sie als Dichtkunst oder Kunst des Wortes, also „im Anfange war das Wort .... alle Dinge sind durch dasselbe gemacht .... und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ In dieses Sein Fleisch, bevor er es in den Tod dahingibt, verwandelt er das Brod und den Wein in sein Blut, ehe er es für uns vergiesset, beides auf geheimnissvolle, nur der göttlichen Allmacht mögliche, nur der göttlichen Weisheit erkennbare Weise, und zwar wieder durch das Wort des Wortes, durch sein Wort: „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut.“ Wie nach der Ordnung der Natur, die sein Werk ist, Brod und Wein, gleich jeder Nahrung, die wir zu uns nehmen, in unser Fleisch und unser Blut sich wandelt, so bewirkt Jesus durch Seine Allmacht und Liebe die Verwandlung der Substanzen des Brodes und des Weines in Seinen glorificirten Leib und in Sein Blut, damit dies Sein Sacrament wieder in höherem und höchstem Sinne „Speise der Seele“ für uns werde, nicht sich in uns, sondern uns in sich verwandelnd. So begleitet er uns verhüllt unter dem Mysterium

*) Galater Brief.

des Glaubens, noch nicht erkennbar von Angesicht zu Angesicht, still durch die friedliche, hoffende Wehmuth, welche überhaupt das Glaubensleben über unser Herz, wie der Abend über die Welt breitet. Wenn dann das Gefühl, dass er allein der wahre Inhalt aller Dinge ist, dass wir ohne ihn einsam und verlassen sind im weiten All, ohne ihn nicht leben können, immer bestimmter wird, und wenn wir in banger Liebe wie jene beiden Jünger, zu denen er auf abendlichem Gange sich gesellt, ihm zurufen, nachdem wir seines Trostes inne geworden: „Herr, bleibe bei uns, denn es wird Abend," und er uns antwortet: „Kindlein, fürchtet euch nicht, ich bleibe bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt," dann ermessen wir einigermassen die nächste und tiefste Bedeutung dieser Worte, und erkennen wir unsern Heiland wie jene Glücklichen, am Brodbrechen.

Wie aber an unserer Uhr das Altarsgeheimniss dort sich darstellt, wo der wandelnde Zeiger feststeht in beständiger Gegenwart, so ist der Höhepunkt aller Feste des Herrn und der Inhalt des unendlichen Frohnleichnamsjubels der katholischen Welt, eben jene beständige Gegenwart unsers Herrn, welche im Wechsel der Zeit als Sonne der Geister unter den sacramentalen Gestalten die Alles anziehende, Alles bewegende und dennoch selbst unbewegte Mitte bleibt, eben so wie die Natur-Sonne das ruhige Centrum unseres Sonnensystems, um das die Zeiten kreisen.

Im Verlage von **G. Joseph Manz** in Regensburg sind folgende

KUNSTWERKE

erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

DER HEILIGE KREUZWEG
in 14 Stationen.
Gezeichnet von **J. Führich.**
In Kupfer gestochen von A. Petrak.
Mit erklärendem Texte
von
Dr. W. Reischl.
(11" 9''' hoch — 9" 5''' breit bayer. Maas.)
(In deutscher, franz. und engl. Sprache.)
Zweite Auflage.
gr. Folio. Auf weissem Papier 16 fl. 48 kr. od. 9 Thlr. 27½ sgr. Auf chines. Papier 25 fl. 12 kr. od. 15 Thlr. 5 sgr.

Unter den vielen Recensionen, die für dieses Werk in grösster Uebereinstimmung die anerkennendsten Zeugnisse ablegen, theilen wir nur die aus den Blättern aus Tyrol mit; dieselbe lautet: „Man sieht und fühlt es, der Meister hat diese ergreifenden Kreuzwegscenen unter Gebet und einer tief innerlichen Meditation aufgefasst, und man wird bei ihrem Anblicke unwillkürlich an die gemüthswarmen Schöpfungen eines Albrecht Dürer erinnert."

DIE GEISTLICHE ROSE.
(Rosa mystica.)
Enthaltend: Die fünfzehn Geheimnisse des heil. Rosenkranzes,
erfunden und gezeichnet von **J. Führich,**
und gestochen von A. Petrak.
Mit Text von Dr. W. Reischl.
Mit 16 Kupfertafeln.
qu. Fol. In eleg. Calico-Mappe. n. 10 fl. od. 6 Thlr.

Der Triumph Christi.
Elf Blätter,
gezeichnet von ***J. Führich,***
gestochen von A. Petrak.
Mit Text von S. Brunner.
(In deutscher, franz. und engl. Sprache.)
qu. gr. Fol. In Mappe. 7 fl. 36 kr. od. 4 Thlr. 12 sgr.

GENOVEFA.
Fünfzehn Blätter,
erfunden und radirt von **J. Führich,**
mit erläuterndem Texte nach **L. Tieck,**
in deutscher, französischer und englischer Sprache.
Zweite Auflage.
qu. Fol. In Mappe. 10 fl. od. 6 Thlr.

DAS VATER UNSER.
Neun Blätter,
erfunden und radirt von **J. Führich.**
Mit erläuterndem Texte in deutscher, franz. und engl. Sprache.
Zweite Auflage.
gr. 4. In Mappe. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 4 sgr.

Die erste Firmung zu Samaria
von den
Aposteln Petrus und Johannes.
Gezeichnet von J. Führich.
In Kupfer gestochen von J. Ettek.
Mit deutscher, franz. und engl. Unterschrift und einem erklärenden Texte in diesen drei Sprachen.
Imperialfolio.
4 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 26 sgr.

DIE ANBETUNG.
Originalradirung von J. Führich.
Imp. Fol. n. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 4 sgr.

Die klugen und die thörichten Jungfrauen
des Evangeliums.
Gezeichnet von J. Führich.
In Stahl gestochen von J. Leudner.
Mit einem entsprechenden Texte von
Dr. S. Brunner.
qu. Fol. 2 fl. od. 1 Thl. 7½ sgr.

DER HEILIGE KREUZWEG
in vierzehn Stationen.
Gezeichnet von J. Führich.
In Stahl gestochen von A. Petrak.
Mit erklärendem Texte
von
Dr. W. Reischl.
(In deutscher, französischer und engl. Sprache.)
Kleine Ausgabe in gr. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 sgr.

DAS VATER UNSER.
In neun Blättern.
Gezeichnet von J. Führich.
In Stahl gestochen von J. Sonnenleiter.
Mit einem emblematischen Texte begleitet v. J. Müller.
(In deutscher, französischer und engl. Sprache.)
Kleine Ausgabe in gr. 8. geh. 1 fl. 30 kr. od. 28 sgr.

CHRISTUS AM OELBERGE.
Gezeichnet von J. Führich.
In Kupfer gestochen von C. Hofmann.
Imp. Fol. 1 fl. 30 kr. od. 28 sgr.

DER HEILIGE JOSEPH.
Gezeichnet von J. Führich.
Gestochen von A. Petrak.
kl. Folio. n. 48 kr. od. 15 sgr.

Die heilige Familie.
Gezeichnet und radirt v. J. Führich.
qu. 4. 30 kr. od. 12 sgr.

Officium

immaculatæ Conceptionis Beatæ Mariæ Virginis.

Editio VIII imaginibus ab **Ed. Steinle** inventis aerique per Fr. Keller incisis illustrata. 4. maj.

In eleg. Calico-Mappe. n. 5 fl. 30 kr. od. 3 Thlr. 12 sgr.

Dasselbe Werk ist auch mit deutschem Text übersetzt.

Maria im Rosengarten.

Gezeichnet von ***Eduard Steinle,***

in Kupfer gestochen von Fr. Keller.

Gr. Fol. Vor der Schrift auf chines. Papier 10 fl. od. 6 Thlr., auf weissem Papier 6 fl. od. 3 Thlr. 18 sgr. Mit Schrift auf chines. Papier 5 fl. od. 3 Thlr., auf weissem Papier 4 fl. od. 2 Thlr. 12 sgr.

D. Becker sagt über dieses Kunstblatt: „Lieblichkeit und Reiz sind in dem Bilde „Maria im Rosengarten" trefflich vereinigt. Das neugeborne Christuskind auf dem Schoosse haltend, sitzt Maria da, in dem wunderlieblichen Rosengehege, umschwebt von der Taube, dem Sinnbild des heiligen Geistes, von den Lichtstrahlen, die über sie, das Kind und die reizend schöne Landschaft ausfliessen. Man erinnert sich beim Anblick dieses Bildes lebhaft an ein ähnliches von F. Francia in der Münchner Gallerie; doch ist die Auffassung eine sehr verschiedene. Dort sinkt die jungfräuliche Mutter anbetend vor ihrem neugebornen Kinde nieder, hier sitzt sie wie eine thronende Königin, als Lilie unter Rosen, die als Braut des heiligen Geistes vor, in und nach der Geburt makellos war und blieb, wie der sie umklammernde himmlische Sprössling." Und Steinle schrieb über den Stich an den Kupferstecher: „Vor Allem lassen Sie sich sagen, dass ich an Ihrer schönen, trefflichen Arbeit die grösste Freude hatte."

Leben und Werke

des

Fra Giovanni Angelico de Fiesole.

Eine Monographie mit **22** Kupferstichen (in Imp. Folio) von Dr. **Ernst Förster.**

27 fl. od. 16 Thlr.

Vier große Kunstblätter

in Imp. Folio

von

Fr. Overbeck in **Rom:**

1. **Hagar** und **Ismael.**
2. **Salomons Urtheil.**

In Kupfer gestochen von Fr. Ludy.

Jedes Blatt vor der Schrift auf chines. Papier 12 fl. od. 7 Thlr. 6 sgr., auf weissem Papier 10 fl. od. 6 Thlr. Mit Schrift auf chines. Papier 6 fl. od. 3 Thlr. 18 sgr., auf weissem Papier 5 fl. od. 3 Thlr.

3. **Moses.** (Pharao's Tochter findet Moses.)
4. Die **Tochter** des **Jarius.**

In Kupfer gestochen von J. Ernst.

Jedes Blatt vor der Schrift auf chines. Papier 10 fl. od. 6 Thlr., auf weissem Papier 8 fl. od. 4 Thlr. 24 sgr. Mit Schrift auf chines. Papier 5 fl. od. 3 Thlr., auf weissem Papier 4 fl. od. 2 Thlr. 12 sgr.

Ueber die Ausführung in Kupferstich, welche unter die schönsten gehört, die der Grabstichel hervorgebracht, sprach sich Hr. Professor Overbeck höchst günstig aus.

S. Brigitta.

Gezeichnet von Fr. Rohden.

Gestochen von P. Jeckel in Rom.

Fol. n. 48 kr. od. 15 sgr.

Meisterwerke

von **Martin Schön** (Schongauer).

Nach den Originalen getreu in Kupfer gestochen durch A. Petrak.

31 Bilder auf 24 Blättern mit erklärendem Texte in deutscher, französischer und engl. Sprache.

Fol. in Map. 14 fl. 48 kr. od. 8 Thlr. 20 sgr.

(Es befindet sich u. a. die Passion in 12 Blättern dabei.)

S. Gregor, der Grosse.

Gezeichnet von Kupelwieser.

Gestochen von A. Petrak.

gr. Fol. 48 kr. od. 15 sgr.

MELCHIOR FRHR. V. DIEPENBROCK.

Gemalt von seinem Neffen *F. Reigers* und gewidmet S. M. dem Könige Fr. Wilhelm IV. von Preußen.

In Kupfer gestochen von J. Berger.

Imp. Fol. Chines. Papier 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 5 sgr. Weiss. Papier 2 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 20 sgr.

DER MORGEN DES LEBENS.

Gezeichnet von J. Frank,

Gestochen von J. Kracker.

Mit deutscher, franz. und engl. Unterschrift.

Imp. Fol. Auf chines. Papier. n. 5 fl. od. 3 Thlr. Gewöhnl. Ausg. n. 3. fl 36 kr. od. 2 Thlr. 4 sgr.

DER ABEND DES LEBENS.

(Seitenstück zum Vorstehenden.)

Gezeichnet von ***J. Frank,***

gestochen von J. Kracker.

Mit deutscher, franz. und engl. Unterschrift.

Imp. Fol. Auf chines. Papier. n. 5 fl. od. 3 Thlr. Gewöhnl. Ausg. n. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 4 sgr.

Das Portrait von Franz v. Saliguac de la Mothe

Fenelon, Erzbischof &.

nach dem geistreichen Originalgemälde in der Pinakothek zu München in Kupfer gestochen von P. Barfus.

In gross Fol. auf chines. Papier 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 sgr., auf weissem Papier 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 sgr.

Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,
Professor an der Akademie der bildenden Künste
in Wien.

Erstes Heft.

Wien, 1866.
Verlag von Carl Sartori,
Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles,
Stadt, Wallnerstraße Nr. 7,
gegenüber dem fürstl. Esterhazy'schen Palais.

W 43/972

Bayerische
Staatsbib...
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Von der Kunst.

Kennerschaft.

Wir möchten in diesen Blättern in einer Reihe zwangloser Aufsätze es versuchen, Freude und Theilnahme an der Kunst bei manchen ihrer Leser zu erwecken, welche an ihr, als an einer der schönsten Himmelsgaben, bisher kalt vorübergegangen sind oder im Anblicke des Mißbrauches derselben die Theilnahme an ihr verloren haben. Um dies zu können, muß mit Hinwegräumung von Vorurtheilen begonnen werden.

Häufig hört man, wo es sich um Kunst handelt, als Entschuldigung für das geringe Interesse, welches an ihr genommen wird, den Ausspruch: „Ich bin kein Kenner." Jedenfalls ein Ausdruck der Bescheidenheit, und als solcher löblich. Diese bescheidene Bekenntniß kann aber aus zweierlei Quellen fließen. Es soll entweder eine Rechtfertigung für angeborene Theilnahmslosigkeit sein, oder es geht aus der Annahme hervor, daß diese Theilnahme eine schwer zu erlangende Kennerschaft voraussetze, wozu man eben keine Zeit habe. Im ersten Falle wäre erst zu untersuchen, ob jene Theilnahmslosigkeit angeboren (denn allerdings gibt es unpoetische Naturen) oder in dem Umstande zu suchen ist, daß die Wahrheit ihnen noch nie im Gewande der Schönheit entgegengetreten, was

in unsern Tagen denkbar ist, wo, wie bei einem allgemeinen Brande, meist nur das Einzelne gerettet wird, und man Gott danken muß, wenn dies Einzelne die Wahrheit ist, denn bei näherem Zusehen ist mit ihr Alles gerettet. Die andere Fraction, welche das Interesse an der Kunst von langen Studien und einer durch solche zu erreichenden Kennerschaft abhängig meint, können wir trösten und ihr sagen: „Erkennen ist besser als kennen." Erkennt die Kunst, sie ist das ideale Leben Gottes in der Menschheit, als Bedürfniß und Befriedigung, einstweilen als Befriedigung in Hoffnung, denn diese ist die Freude und Schönheit des diesseitigen Lebens überhaupt, welches, ein großer Advent, nach der ersten Ankunft mit ihren Früchten zur Reife gestärkt, der zweiten vollendenden entgegen pilgert.

Unbesorgt mögen ängstliche Seelen die, nach ihrer Ansicht vielleicht zu hohen Prärogative hinnehmen, welche wir der Kunst vindiciren, denn abgesehen davon, daß wir — wie es sich von selbst versteht — jede Silbe dem unfehlbaren Urtheile der Kirche unterwerfen, denken wir das Gesagte in dem Folgenden zur Genüge zu rechtfertigen.

Höchst irrthümlich ist es, wenn dem Mangel an Kunstinteresse durch Unterricht in der Kunstgeschichte, der Kenntniß der Schulen, der Bausthle u. s. w. auf archäologisch-wissenschaftliche Weise soll abgeholfen werden. Das gibt eine Ueberhebung in Hunderten von Gemüthern, und bringt sie unter der trügerischen Form, als wüßten sie die Kunst, für immer um die Sache.

Bei Seite geschoben kann diese Wissenschaft der Kunst nicht werden, zumal in unsern Tagen nicht, wo die Hoffart Alles der Wissenschaft zuzuführen sucht. Aber die Heimat der Kunst ist nicht Breite und Länge irdischen Büchermaterials, sondern Höhe und Tiefe, Entfernung von Gott oder Gottesnähe.

Die Kunst wird überall gekannt und erkannt, wo sie geliebt wird, überall aber ist diese Erkenntniß von der Natur dieser Liebe abhängig. Der Beginn dieser Liebe wurzelt anfänglich meist in der Ahnung der übersinnlichen Welt, wie sie durch die sichtbare, gottgeschaffene Welt, dem Kunstwerke des Ewigen, uns berührt.

Klein für Kleine fängt sie an. Wem der duftige Klang und Farbenschimmer freudiger Kindheit noch erinnerlich ist, der wird den Grund einer dunklen, umflorten, unbewußten Liebe in einer ebenso umflorten, den Anfängen des Lebens von außen entgegen kommenden Schönheit finden, zu welcher aber unabweisbar ein ebenso unschleierter

Schmerz sich gesellt, der seine Motive zwar in den kleinlichsten Dingen zu haben scheint, seiner Wesenheit nach aber in den Tiefen unserer Menschennatur gründet; denn kein Unglücklicher mit der Reife späterer Jahre weint so oft und so viel als das „glückliche" Kind.

Mit der rechten Erkenntniß unseres Menschenwesens ist auch die Kenntniß und Kennerschaft der Kunst gegeben. Doppelter Natur, hängen wir — selbst ein Kunstwerk — nach Maßgabe unseres Verhaltens mit Gott und der Geisterwelt einerseits, mit der sicht- und greifbaren Welt andererseits nach eben diesem Verhältnisse zusammen. Das ist die Doppelheit unseres Wesens, an sich noch keine Entzweiung — wie unser Augenpaar im gesunden Zustande trotz seiner Zweiheit nicht doppelt, sondern einheitlich sieht — ein uns gelassenes Symbol ursprünglichen Schauens, welches uns verloren gegangen und an dessen Stelle — nicht die Wissenschaft — sondern der Glaube getreten ist. Die Objecte eines, wenn auch noch so verdunkelten und trümmerhaften Glaubens waren von je auch die Heimat und der Boden der Kunst aller Völker und Zeiten.

Zur Erkenntniß der Kunst ist es nothwendig, daß wir unser Menschenwesen ebensowenig in falscher Geistigkeit verflüchtigen, als in den mannigfachen Bezügen der Körperlichkeit aufgehend, versteinern, und die nöthige Einheit durch Aufhebung der Gegensätze in der Einerleiheit herzustellen suchen, durch welche Versuche zwar nicht unser Wesen, aber das nothwendige klare Bewußtsein desselben und mit ihm der Kunstbegriff sich uns wenigstens verdunkelt.

In diesem Dilemma kommt uns die Kirche zu Hilfe. Für die Natur und Wesenheit dieser Hilfe gibt uns nur die Kunst den bezeichnenden Ausdruck. Die Plastik ihrer Lehre, zu welcher neben der Theorie überall die Praxis sich gesellt, ist die Begründerin richtiger Anschauung, gedeihlicher Uebung und tiefgreifender Erkenntniß auch des Wesens der Kunst.

Nach Oben hin, nach den Gebieten des Menschengeistes müssen alle nebelhaften und verschwommenen Auffassungen ihrer Lehre der tiefer in ihrer Praxis wurzelnden Darstellung dieser Lehre Platz machen, dem Worte muß sein Sinn, der Handlung ihre Bedeutung bei allen Jenen wiedergegeben werden, welche bisher im Worte bloß eine Formel, in der Handlung eine Ceremonie erblickten.

Daß man in unseren Tagen die Kirche nicht fühlt, ihre Bedeutung für den Menschen kaum mehr ahnt, ist ein Kriterium unseres

Kulturzustandes! — aber wir müssen uns vor Abschweifungen hüthen. Ist so die Lehre vom Wesen des Menschen in seinem Verhältnisse nach Oben festgestellt durch die Kirche, welcher der Mensch durch einen freien Willensakt sich anschließt, so erscheint mit einem solchen Akte die Erhebung auch unserer Körperlichkeit und der uns umgebenden Natur in's Reich der Idee, und somit in's Kunstgebiet schon gegeben, und zwar so, daß beide sowohl von einer Verflüchtigung zu falscher Geistigkeit, wie von einer Vererdung, Materialisirung bewahrt, in der reinen Menschensphäre unsern Geist weder für einen Engel, noch unsern Leib für ein Thier, und unser Wesen in diese beiden Extreme gespalten in dem einen oder dem andern, durch solche Kluft gespalten auffassend, nicht verloren gehe; sondern daß wir den Menschengeist von der Schöpfung purer Geister gebührend sondern, und den Menschenleib nicht mit dem thierischen Organismus vermischen, wodurch uns eben die reine Menschenidee, welche in der Verbindung zweier getrennter Gebiete besteht, gewahrt und erhalten bleibt, während umgekehrtes Verfahren den Menschen zu seinem eigenen Widersatze entfaltet, und die Kluft aufreißt und erweitert, welche zu überbrücken und auszufüllen er eben geschaffen ist.

Wir sollen die Idee über ihrer Darstellung nicht verlieren, weil wir Geister sind. Wir sollen die Darstellung nicht für unnütz halten, weil wir Leiber sind. Wir sollen Idee und Darstellung der Idee nicht trennen, weil wir zusammengesetzte Wesen, Idee und Darstellung derselben, Verleiblichungen geistiger Dinge, weil wir Menschen sind.

Die Plastik allgemein geglaubter gottmenschlicher Verhältnisse schuf selbst im Heidenthume, und da wieder besonders bei den Griechen, den Trägern heidnischen Idealismus, trotz jener furchtbaren Verzerrungen, die ihren Grund in der damaligen Lage unseres Geschlechtes hatten, jene plastischen Sculpturwerke, welche, obgleich im Götzendienste dämonisch ausgenützt, dennoch Zeugniß von zwei allgemeinen Wahrheiten geben, auf denen (jenen Geschlechtern freilich fast unbewußt) eben alle Wahrheit in der Menschengeschichte beruht; daß nämlich, zurückgreifend in die Urzeit unseres Geschlechtes, — nach heidnischen Begriffen in's goldene Weltalter — der Mensch ein Bild Gottes, ein göttlicher Mensch war. Und vorahnend weisen die herrlichen, bis an's Erhabene streifenden Gebilde und Darstellungen des Menschenleibes vor allem ihrer Götterjohne auf den menschlichen

Gott — in die Sprache der Wahrheit übersetzt — auf den menschgewordenen Sohn Gottes.

Die kirchliche Lehre von der Nothwendigkeit eines lebendigen Glaubens zu unserm Heile involvirt auch jeden gesunden Kunstbegriff. Der Mangel an plastischer Lebendigkeit des Glaubens lähmt ebensowohl die Glaubensthat, als die Glaubenskunst. Beide sind Darstellungen des Glaubens. Der nun verewigte und vergessene Canonicus Späth sagte zu Anfang dieses Jahrhunderts in seinem Buche: „Die Kunst in Italien" irgendwo: „Wie es eine Religion im Handeln gibt, gibt es auch eine Religion in Bildern." Evangelium und Kirche fordert überall den Glauben, und zwar einen lebendigen, d. h. einen solchen, der sich darstellt, die Darstellung der inneren Glaubenswelt nach Außen im Handeln und durch die That ist dem Kunstbegriffe sehr verwandt, welcher ebenfalls ein Darstellen der innerlichen Welt, ein Offenbaren derselben durch die Mittel der Kunst ist. Außer dieser Verwandtschaft liegt noch ein Zug alter Ebenbildlichkeit hier vor. Alle Offenbarung (nichts anders als eine Veräußerlichung, Darstellung Gottes in Schöpfung, Erlösung und Heiligung) findet in der Menschheit ihr einziges Analogon beim Kunstbegriff, nicht die Wissenschaft, selbst die beste, da sie ihre Erkenntniß durch Forschen erlangt (die Allwissenheit Gottes ist eine seiner Eigenschaften, nicht seine Thätigkeit), ja nicht einmal die menschliche Tugend, welche im Ringen und im endlichen Siege über ihr Gegentheil besteht, können Analogien Gottes genannt werden, die Kunst allein — in ihrer Reinheit gefaßt — darf sich als eine solche erkennen. Darum gehören auch Kunst und Religion untrennbar zu einander, denn das Geschäft der Religion, die Wiederherstellung des getrübten Gotteslebens in der gefallenen Menschheit, ist auch das Darstellen dieses ewigen Lebensprinzips in und an dem einzelnen Menschen.

Die einzig wahre Disposition, Kunst zu üben, und zu lieben, durch sie das Gemüth zu ergreifen, oder von ihr ergriffen zu werden, liegt in der Lebendigkeit der Auffassung aller Lehren der Offenbarung und Kirche, und ihrer Rückwirkung auf unser Leben. Wem irgend ein Glaubenssatz, wir sagen nicht verloren, sondern nur verschwommener geworden ist, der hat an dieser Disposition wesentlich verloren. Denn jener tiefe Ernst einer klaren, wachenden Menschenseele, mit welchem sie die fragenden Blicke, um Zweck und Wesenheit ihres Daseins, um das „Was," „Woher," „Wozu," „Wohin," in

sich hinein, und auf die Außenwelt richtet, und auf welche nur dem Glauben Antwort wird, ist auch die nothwendige Bedingung für die Erkenntniß der Kunst.

Jene traurige Kleingeisterei, welche mit dem spuckhaften Elfentanze im Mondschein selbstgeschaffener Nächte, philosophische Systeme genannt, sich schon begnügt, wenn ihre Nebel ihr nur die schreckliche Lapidarschrift der innern und äußern Menschengeschichte wohlthätig verhüllen; oder welche aus den zahllosen Nebeln sich zu gleichem Zwecke ein Privatnebelchen bildet, in welchem sie, so gut es geht, sich häuslich einrichtet, kommt nie zum Bewußtsein und zur Erkenntniß der Kunst. Alle aus ihrem Wesen hervorgehenden Kunstproduktionen sind todt, ehe sie in's Leben gerufen wurden.

Aber auch an edlere Gebilde der Zeit hat die Grubenluft der jüngern Vergangenheit viel eklen Schimmel angesetzt, viele Gemüther, die sich für kirchlich halten, sind zu schwach den ganzen rationalistischen Alp mit einem Rucke von ihrer Brust zu werfen, um ferner unbeirrt von ihm, im Leben und der Lehre der Kirche den vollen Lichtstrom zu erkennen, welcher auch — die Finsterniß in ihrer ganzen und entsetzlichen Wesenheit uns enthüllt. Als der Kirchenglaube in protestantischen Gegenden wich, als der Himmel mit seiner Gottesmutter, die Heiligen mit ihrer tiefen Lebensschönheit, das täglich sich wiederholende Opfer mit der Vermittlung des Bleibens Christi unter uns dem neuen „Lichte" weichen mußten, da warf diese Finsterniß einen schrecklichen Schattenstreif, die Hexenprozesse, in den neuen Tag. Bei der angestrebten Vernichtung des dargestellten Glaubens, d. h. der Bethätigung des Glaubens durch die Werke, muß diese Erscheinung trotz ihrer Greuelhaftigkeit fast noch als ein Rest alles Positiven betrachtet werden, seitdem ist es der personifizirten außermenschlichen Finsterniß gelungen, sich selbst zu negiren, und somit ihre Gegner auf die leichteste Weise zu beseitigen.

Mit der Lehre des Reformators von der Verwerflichkeit der guten Werke ward die eine Seite der Darstellung des Glaubens, die Religion im Handeln; mit dem konsequent aus dieser Lehre fließenden Bildersturm, die Darstellung der Religion in Bildern, und mit ihr die Kunst verworfen. Hat man seitdem fortgefahren, den Pinsel und Meißel zu gebrauchen, und die Losreißung der Kunst vom Leben der Kirche als eine Befreiung vom alten Götzendienste so ward die kirchliche Kunst genannt) anzupreisen, so hat

die neuere Kunst ihre Peripitterung in Fächer und Fächelchen als Erweiterung ihres Gebietes darzustellen sich bemüht, ohne zu fühlen, daß die scheinbare Breite desselben auf Kosten ihrer Höhe und Tiefe gewonnen wurde. Was aber den Vorwurf des Götzendienstes betrifft, so hat die Ungerechtigkeit damit nicht den eigensten Kunstberuf und ihren jungfräulichen Dienst im Hause Gottes getroffen, sondern, sich selbst das Urtheil sprechend, prophetisch die Kunst als Götzendienst bezeichnet.

Halten wir Umfrage bei den meisten Künstlern, welche nicht der Kirche angehören, jedoch von einem dunklen Instinkte getragen auf ihrem traurigen Standpunkte der Kunst ihre Würde gewahrt wissen, und sie nicht gänzlich im gemeinen Schlunde der „Industrie und Gewinnsucht" untergehen sehen wollen, und sie werden uns die schreckliche Antwort geben, welche ich dieser Tage in einer Biographie zu lesen Gelegenheit hatte: „Die Kunst war seine Religion."

Der lebensvolle Verkehr der Menschenseele mit der unsichtbaren Glaubenswelt wirkt ihre Offenbarung oder Darstellung in der sichtbaren Welt durch Tugend und Kunst. In der Tugend erscheint dieser Verkehr als Erhebung unserer trägen, sündhaften Natur zu jenen himmlischen Idealen; aber in dem Maße, als er sich im gläubigen Sinne von der Erde erhebt, stellt er diese Ideale — ob offenkundig, ob verborgen auf der Erde — im diesseitigen Leben dar. Aller Verkehr ist gegenseitig: ist die Tugend eine Vergöttlichung des Menschen, so ist die Kunst eine Vermenschlichung des Göttlichen, und trotz aller gräuelhaften heidnischen Verunstaltung im Alterthume eine dunkle Prophetin, in der Kirche eine reine von allem dämonischen Beischmack geläuterte und erlöste Darstellung der Menschwerdung Gottes.

Das Leben aus dem Glauben ist die nothwendige Vorbedingung alles Kunstverständnisses, aber dieses Verständniß ist hinwiederum eine große Förderung des Glaubenslebens. Die Seelenkraft der Phantasie in der Auffassung des Menschenwesens ist bei vielen höchst verehrungswürdigen Geistesmännern viel zu kurz gekommen. Man hat die Ueberwindung ihrer verderblichen Seite als einen Sieg über sie — die Gleichberechtigte, und wegen ihrer Natur vor allem der Zügelung und Regelung, der höllischen Mystik gegenüber — Bedürftige viel zu viel auf ihr selbst beruhen lassen. So ist man dazu gekommen, sich Kunst und Künstler zu denken, die, außer

unmittelbarer Beziehung zum Gottesreiche stehend, ihren Beruf wie ein Handwerk treibend, nur gelegentlich auch einen kirchlichen Auftrag zu lösen bekommen. Das ist absolut falsch, denn es gibt keine indifferente Kunst, wie etwa das Handwerk, das uns Hütten baut und Röcke und Stiefeln macht. Was gegen diese Darstellung eingewendet werden kann, weiß der echte Künstler selbst zehnmal besser als alle Einwender es wissen. Soll aber geholfen werden, so müssen wir die Sache in ihrer Gesammtheit und ihrem Verhältnisse zu unserer Lebensaufgabe fassen und an der Besserung mithelfen.

Also nochmals: von der Tiefe und Innigkeit unseres Glaubens, von der Klarheit seiner Lehre in unserem Bewußtsein, wenn nämlich unser ganzes tägliches Leben unter dem Einflusse solcher Auffassung steht, hängt die Erkenntniß auch der Kunst und unsere Disposition für ihre Eindrücke ab. Wer durch den Glauben sich umgeben weiß von einer heiligen Lichtwelt und einer grauenhaften finsteren Welt, wer es tief fühlt und täglich, daß er, um der letztern zu entrinnen, mit aller Kraft seiner Seele sich der erstern anschließen muß; wer es weiß, daß er mit einer stummen Herzenserhebung seinen Gott und seinen Engel und jene Schaaren aller selig Vollendeten und jeden Einzelnen aus ihnen erreichen und schweigenden Mundes mit ihm reden kann; wer es weiß und glaubt, daß ein böser, unreiner Gedanke eben so von jener Lichtwelt erkannt, als vom Widersacher erlauert wird, und daß überhaupt der geistige Mensch mit seiner Seelenthätigkeit hinübergreift in Daseinsformen, welche, unberührt von Gesetzen des Raumes und der Zeit, die Menschenseele, wenn auch noch eingeschlossen in die Schranken diesseitigen Lebens, dennoch ihnen nach freier Wahl als widerstrebend oder verwandt erkennen: der lebt, selbst ein Bild — oder die Darstellung und Vermälung eines Sinnlichen mit einem Uebersinnlichen — in einer Welt von Bildern und wird, wenn auch kein Kenner, so doch ein Erkenner aller darstellenden menschlichen Kunst sein oder um so lieber und leichter werden, als seine Kirche ihm diese als Erhebungsmittel und liturgische Andachtsform und Quelle entgegenbringt. Je reiner und tiefer, desto inniger und wärmer die Religion in seinem Gemüthe sich entfaltet, je richtiger wird das bildende Prinzip, mehr oder weniger in jedem Menschen vorhanden, im kirchlichen Menschen zu einer Höhe erhoben, die von keinen noch so gelehrten Kunststudien erreicht werden kann. Da und nirgend an-

ders wird es die haarscharfe Grenze finden, zwischen tiefer göttlicher Innerlichkeit, und ihrem Affen, jener süßlichen Sentimentalität, durch welche so viele besonders französische Kunstvorbringungen sich in so trauriger Weise auszeichnen und Zeugniß geben von dem Glaubensgrade, aus welchem sie hervorgegangen, auf welchen sie berechnet sind. Jene, auch den Guten unter uns zum Theil verdunkelte Plastik des Glaubens, welche das Urchristenthum kannte und übte, welche im Mittelalter während der Herrschaft christlicher Ideen in Kirche und Reich sich erhielt, hat ihre Berechtigung trotz der Abkehr von ihr keineswegs verloren. Es thut uns Katholiken sehr noth, daß wir sie in ihrer lebendigen Tiefe und Wahrheit nicht nur anerkennen, sondern mit aller Innigkeit in die Praxis unsers Lebens einführen oder unser Leben zu dieser alten Praxis zurückführen. Das Geschrei von Rückkehr zur alten Finsterniß muß jedem unterrichteten Christen die Nothwendigkeit dieser Rückkehr um so dringender an's Herz legen, als er, wenn mit wirklichem Geiste und unbefangenem Herzen ausgestattet, das Licht der Menschengeschichte im Christenthume hat erkennen müssen, und in seinem Widersatze d e n nicht verkennen kann, für den die priesterliche Rangstufe des Exorcisten da ist.

Die ganze und volle Lehre der Kirche ist auch die ganze und volle Wahrheit der Geschichte, ihr Licht und ihre Erklärung für Wissenschaft, Kunst und Tugend, für den Mythus der Heidenwelt, für alle Religionsformen und Unformen vom Anbeginn bis auf diese Stunde. Darum nur tiefer die Hand in den Weihbrunn unserer Kirchen getaucht, denn Petrus sagt: Wachet, denn der Teufel geht herum wie ein brüllender Löwe, suchend wen er verschlinge, — und Paulus: Wir haben nicht nur einen Kampf mit Fleisch und Blut, sondern mit den Geistern, die in der Luft sind.

Wäre es uns im Obigen gelungen, die Gegenstände unserer Begriffswelt aus dem Todtenkämmerlein der Abstraction in's concrete, practische Leben zurückzuführen, so dürften wir uns schmeicheln, auf dem Gebiete unseres Seelenlebens, der Kunsterkenntniß und Liebe einen Weg aus den Nebeln deistischer Gottes- und rationalistischer Unsterblichkeits-Hypothesen zum festen Boden des Offenbarungsglaubens gebahnt und der christlichen Kunst einen Dienst erwiesen zu haben. Wäre so der geistige Mensch aus der Knechtschaft frei erscheinenden Herumschweifens (worin seit der Sünde seine eigentliche Knechtschaft besteht) in das feste Haus entschiedener Kirchlichkeit ge-

rettet, so blieben uns nur noch die Bezüge zur Natur mit Rücksicht auf die Kunst zu erörtern, was wir in Folgendem versuchen wollen.

Wenn man der Wissenschaft einräumt, daß sie ein ganzes langes Leben ausfüllen und gestalten darf, so muß die Kunst in weit höherem Maße dieselben Prärogative für sich in Anspruch nehmen, da unser Leben, zum Handeln bestimmt, das Handelnkönnen, überhaupt das Können voraussetzt, oder die Kunst. — Ein Geschlecht, der Unendlichkeit gegenüber ausschließlich zum Forschen bestimmt, ist ein Unding, wenn überhaupt der Begriff des Sittlichen noch eine Stätte unter uns findet. Kenntniß, selbst Erkenntniß gibt noch keinen sittlichen Menschen, und wenn die Erkenntniß das Entgegenkommen von Außen, die mehr oder minder klare Theilnahme an der Offenbarung abgelehnt oder entbehrt hätte, so hätte es noch nie einen sittlichen Menschen gegeben.

Die Natur wird wissenschaftlich und künstlerisch aufgefaßt: der auffassende Geist ist ein Menschengeist, der unter einem zweifachen Einflusse steht, und dessen Freiheit darin besteht, sich für einen dieser Einflüsse zu entscheiden. Da gibt es kein Mittleres, kein juste milieu, keine Indifferenz, denn das Wort, die Logik, der Logos entscheidet: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Unabhängig von der Offenbarung uns zu denken, ist ebenso verrückt, als wenn wir unabhängig von der Schöpfung, welche die erste Offenbarung Gottes ist, uns denken wollten. Wir sind da ohne unser Zuthun und seit kurzer Zeit, sollen wir mit unseren Kräften forschen, so ist das erste Objekt der Forschung unser eigenes Selbst, unser Ich. In der Erkenntniß dieses unseres Selbst muß die Fähigkeit gesucht werden, weiteren Forschungen nachzugehen, welche nicht unser Selbst nach der Weise unserer Philosophen das Nicht-Ich sind. Wie kann es aber mit der Erforschung unseres Ichs — ohne Offenbarung — gehalten werden? Alle Forschung besteht in einem Forscher und einem zu Erforschenden, also aus einer Zweiheit. Diese Zweiheit ist unser zusammengesetztes Wesen aus Geist und Leib, ihre Entzweiung ist Folge der Sünde. Dies sind Momente der Offenbarung, aus welcher gänzlich und unbedingt kein Mensch hinaus treten kann, aber er macht den Versuch, und nun sehe man den Unsinn: „Ich kann mich nicht erkennen, also erkenne ich mich," und dennoch baut der Unsinn eine Art Brücke zur Wahrheit: Ich kenne mich als Etwas, das nichts erkennen kann.

Die Wissenschaft faßt die Natur als ein Sein, das verborgen hinter dem Scheine liegt, als ein Sein, das nicht erscheint; die Kunst faßt sie als ein Erscheinen dessen was nicht ist, z. B. im Bilde, oder anders ist als sein Erscheinen; die Physiologie des menschlichen Körpers hat es mit einem versteckten Sein zu thun, die Kunst mit dem sichtbar werdenden Scheine, mit der Erscheinung. Mittel ist jenes verborgene Sein, Zweck die öffentliche äußere Erscheinung. Die Kunst wirkt und sieht die Erscheinung. Die Statue scheint zu athmen, die Gesundheit ihrer Glieder und ihre Schönheit scheint nur zu warten auf den Anlaß ihre Kräfte zu zeigen, ihre seelische Belebtheit zu offenbaren; die empirische Wissenschaft sieht ein Stück Marmor mit dem Eisen des Meißels bearbeitet. Die Kunst zeigt dir Raphaels Transfiguration, oder die Theologie; die Wissenschaft sieht eine Holztafel mit aufgetragenen Erdarten oder eine ähnliche Mauerfläche mit ähnlichen Pigmenten und Stoffen überdeckt. Die Kunst sagt durch die Natur: Es wird Abend. Das Aufleuchten aller Farben und Töne sammelt sich in einem allgemeinen Erröthen der Wolken, der Wälder und Gebirge, allmählig erblassen sie, wie in einem täglichen Tode. Die Sonne ist untergegangen. Die Wissenschaft sagt: Die Sonne geht nicht unter, sie geht überhaupt nicht, sondern steht.

Unter dem Lichte der Offenbarung mögen diese scheinbaren Widersprüche friedlich und gedeihlich sich lösen, ohne die Offenbarung gehen sie unversöhnt auseinander. Die Wissenschaft ohne Gott kommt endlich zum krassen Materialismus, zum Kothe, wenn auch der Teufel ihr diesen Weg im Pantheismus zur einstigen Gottwerdung offen hält, freilich zum Troste des Gewissens, mit dem Aufgehen des Ichs, der Persönlichkeit im großen All. Die Kunst ohne Offenbarung wird ihr eigener Götze, und allerdings kann der Künstler, der diesen Unglücksweg eingeschlagen, von jener nimmer ruhenden unsichtbaren, finstern Macht dahin gebracht werden, das Zeugniß seiner Treulosigkeit in die Worte zu fassen: „Die Kunst ist meine Religion."

Die Naturwissenschaften haben der Kunst nichts eingetragen. Die Philosophie hat uns mit der Aesthetik beschenkt. Die Versuchungsgeschichte der Genesis, die mit einem „Warum" anfängt, knüpft an die Verheißung des Gottgleichseins den Zwiespalt, die Entzweiung an den Begriff des Wissens, das sie als Entschädigung für den Glauben verheißt. Wie entsetzlich pulsiren jene Worte in der

Geſchichte fort, und bilden bis auf dieſe Stunde den Grund aller Entzweiung im geiſtigen Leben.

Das geſchaffene Univerſum iſt ein Kunſtwerk, der Künſtler iſt Gott, ſo lehrt uns die Offenbarung die Schöpfung auffaſſen, als eine ſchöpferiſch geſprochene, geſtaltete, gebaute Darſtellung der göttlichen Gedanken, welche in der ſichtbaren Welt in dem Bilde gipfelt, das, Gott gleich, die Aufgabe hat, in der übrigen Welt Gott darzuſtellen, und in dieſer Darſtellung ſich ſelbſt zu vollenden. Außer dieſer Auffaſſung finden wir weder die Natur, noch uns, und am allerwenigſten Gott, weil wir mit einer veränderten Stellung unſeres Weſens, unſerer Aufgabe gegenüber ein heiliges Geſetz zerſtören an uns, womit wir uns zu allen andern Ordnungen der Dinge in ein falſches Verhältniß bringen.

Wäre die Weſenheit der Dinge von ſolcher verkehrter Auffaſſung abhängig und durch ſie zu verändern, ſie würde in chaotiſcher Wirrniß zuſammenſtürzen, oder zu geſpenſtiſcher Mißgeſtallt ſich verzerren; weil ſie das nicht thut, lieſt der betrogene und betrügende Geiſt ſich aus ihr eine Beſtätigung ſeiner Thorheit heraus.

Die Natur ohne Gott gedacht entbehrt ihrer unbedingteſten Vorausſetzungen, ſie entartet zu einer Kette von in ihr ſelbſt liegenden Geſetzen, während keines ihrer Geſetze in ihr ſelbſt liegt, wie die ungläubige Naturforſchung meint. Auguſtinus in ſeinem Traktate über die Wunder erklärt die Erhaltung des Lebens und der Dinge ebenſo geiſtvoll als wahr als ein größeres Wunder, als ſelbſt das nächſte und unmittelbare Eingreifen der Gottesmacht in ihren ruhigen Verlauf. Dieſer ruhige Verlauf iſt ſomit eine fortgeſetzte Leitung, Beherrſchung, Bändigung wilder, roher Kräfte, unter deren Herrſchaft kein Gebilde ſich geſtalten könnte, er iſt ein fortwährendes Wunder.

In dem traurigen Glauben an ſogenannte Geſetze außer Gott beſteht die falſche verderbliche Naturforſchung und Anſchauung und alle zerſtörende Immoralität. In der Hingabe der gottgeordneten Welt an jene rohen, ſinnloſen Kräfte wird vielleicht das Ende der Welt beſtehen.

Aber auch dieſe ſinnloſen Kräfte ſind das Werk Gottes. Sie ſind der tödtende Mechanismus der Gerechtigkeit, welche die Uebertretung eines Geſetzes durch ein anderes Geſetz beſtraft an Jenen, welche die Geſetze der Wahrheit, Güte und Schönheit entſtellet, verdreht und verachtet haben. Aller Wahrheit und Liebe entkleidet,

verfallen sie jener starren Gesetzmäßigkeit ohne Wunder und Gnade, aus welcher sie den Gedanken der Natur, und — o Unsinn! — das Privilegium ihrer Unsitte und Treulosigkeit schöpfen und rechtfertigen wollten; dieser vor der Vernunft nicht sich bloß rechtfertigende, sondern ihr sich aufdrängende Zustand ist die Hölle.

Die plastische Lebendigkeit einer geordneten Phantasie in ihrem Verhältnisse zu jener, durch die Offenbarung uns bekannten, unsichtbaren Welt und ihrem Dualismus, als die Bedingung jedes Kunstgefühls, und die in ihr liegende Disposition für höhere Kunsteindrücke vorausgesetzt, wird auch eine richtige Basis für gesundes Urtheil zur rechten Verbindung und Auseinanderhaltung aller Erscheinungen gefunden, eine Classification höherer Art ermöglicht und die Fähigkeit schärfer und richtiger Sonderung zwischen Sein und Erscheinung, zwischen Erscheinung und Wesenheit gegeben. Der Dualismus, als bestehend erkannt, läßt keine Verkennung und Verwechslung seiner entgegengesetzten Lebensäußerungen mehr zu, und die Natur nach Oben zu geistiger Schönheit sich erhebend, nach Unten in geistiger Verworfenheit abgründend, erscheint nirgend als ein abgezogener selbstständiger Begriff, sondern als Grundlage und Substrat entweder harmonischer Einigung oder ewig auseinandergehender Widersätze, welche als Hoffart und Demuth die fernsten Endpunkte aller zwischen ihnen liegenden Mischungen und Schattirungen darstellen. Demuth führt zur Kindlichkeit, diese zu Gott. So bietet z. B. die aber- und abermals wieder aufgetischte alberne Gottlosigkeit vom Menschen als Culturaffen dennoch eine höchst interessante Seite, welche auf fast die meisten Fälle ähnlicher Art Anwendung findet. Die Offenbarung zeigt uns den ursprünglichen gottähnlichen Menschen als durch seine Schuld gefallen, und einem traurigen Zwiespalt nach Oben, nach Innen und nach Außen verfallen, hierin liegt unabweisbar das Moment der Demuth. Jenes Phantasma von der Entwicklung aus dem Affen zum Culturmenschen involvirt eine ganze Scala von ecklen Uebergänger, bis es auf seiner Höhe zur stinkenden, dämonischen Hoffart sich entwickelt und entfaltet. Wenn es drüben hieß: Aus heiliger himmlischer Gottesnähe sind wir gefallen durch eigene Schuld, — so heißt es hier: Aus thierischer Dumpfheit und Niedrigkeit sind wir emporgestiegen zu freier, göttlicher Humanität durch eigenes Verdienst, aus eigener Kraft. Während drüben die demüthigende

Wahrheit dem Gläubigen mit der richtigen Selbsterkenntniß das Verständniß aller innern und äußern Zustände des Menschengeschlechtes, seiner Geschichte, seiner sogenannten Religionen und seiner wahren Religion, aller Wege und Irrthümer in Wissenschaft, Philosophie, Kunst und Sitte erschließt, wird auf der Gegenseite der Weg zu jeder richtigen höheren Erkenntniß für immer verschlossen und versperrt.

Das Kunstgebiet so wie die Empfänglichkeit für Kunst liegt im lebendigen Gefühle der Rapporte zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Diese Dinge, z. B. die himmlische Lichtwelt und die höllische finstere Welt, und ihre thatsächliche tägliche Beziehung zu uns und unserem Leben werden zwar von aller christlichen Gemüthern noch geglaubt. aber häufig nicht mehr gefühlt. Tausende die noch beten, können nicht mehr betrachten, und die Betrachtung ist so recht die Heimat und der Boden der Kunst. Die geschichtlichen Phasen, welche unser gegenwärtiges kirchliches Leben durchgegangen, haben dahin geführt, daß man zwar das Ziel nicht aus den Augen verloren, den Weg zu ihm aber auf die ausdrücklichen Gebote beschränkend, sich unbewußt jener lebensvollen Mittel entäußert und entwöhnt, welche tief im Wesen der Kirche liegend nur einem feineren Sinne, welchen manche dieser Richtung Angehörige geradezu als einen gröberen zu bezeichnen nicht ungeneigt sein dürften, zugänglich sind. Es gibt, wie oben schon bemerkt, auch eine falsche Geistigkeit, welche über die Gebühr gleichgiltig, wenn auch immerhin gläubig über den eilften Glaubensartikel zu einem deshalb nicht klar verstandenen zwölften, dem ewigen Leben hinüberschlüpft. Solchen mag die Wahrheit und Güte Gottes theoretisch gegenwärtig sein, aus dem Brunn seiner Schönheit schöpfen sie zu wenig, und gerade da ist auch eine jener himmlischen Quellen des Erlösers.

Gott, Demuth und Kindlichkeit! Gerade im diesseitigen Leben vereinigen sie sich zu einem Bilde, über dessen Anblick man in himmlischer Lust sich die Augen ausweinen könnte. Unter den Sternen einer Winternacht in die zweite Nacht einer dunklen Höhle gehüllt, liegt auf Stroh in einer Viehkrippe ein Kind. Dies Kind ist Gott, unser Gott, durch den alle Dinge gemacht sind! — Es gab einen Heiligen, der in den Weihenächten jubelnd und weinend durch Wald und Felsen lief, rufend: „Laßt uns das Kind von Bethlehem lieben.“ Denen die ihn um die Ursache seines Weinens fragten, wurde von ihm die Antwort: „Weil die Liebe nicht geliebt wird.“ Auf der Höhe

aller erschaffenen Schönheit als die höchste lachelt das erschaffende Wort uns zu aus Kindesaugen, denn das Wort ist Fleisch geworden. Wo ist nun das kleinste jener geschaffenen Gebilde in seinen Werken, an dem du vornehm vorübergehen darfst. Die Weltverachtung des christlichen Asceten ist was anderes, als die Verachtung der Werke Gottes. Was er verachtet, für was er erstorben ist, ist jene Welt, von welcher der Welterlöser sagt, daß er für sie nicht einmal bittet. Es ist dies die Nachtseite des dualistischen Menschenlebens, das mit seiner Willensrichtung in die Abgründe der Verworfenheit hinuntergreift und die Gottesstiftung der Kirche hienieden zu einer streitenden macht.

Da wir nicht für die Angehörigen dieser Richtung, sondern für Jene schreiben, welche der Kirche angehören, so möchten wir jene Seite der Versuchung, welche auch ihnen naht, um einerseits durch den Anblick vollendeter Heiligkeit und den Vergleich ihres Seelenzustandes mit ihr, sie muthlos zu machen, und andererseits die Abkehr von jeder Freude am creatürlich Schönen ihnen als einen eifrigst anzustrebenden Tugendgrad vorzumalen, in ihrer Verwerflichkeit, wie in ihrer Gefährlichkeit zu bedenken geben. Die Freude, nicht Kopfhängerei ist der Geist der Kirche des sichtbaren — wohlgemerkt — sichtbaren Gottesreiches auf Erden! „Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste." (Paulus.) Die Kirche in ihrer Weihe der Zeit und des Raumes macht das Leben der Gläubigen zu einem fortwährenden Feste, und ist in dieser Wechselwirkung irdischer und himmlischer Kräfte nicht nur die Darstellerin (Künstlerin) echter Humanität, sondern diese Humanität selbst und in Person, so lebt das tiefste göttliche Kunstmoment im Leben der Kirche, und es ist ein trauriges Erliegen unter der Versuchung, wenn dies Moment unter uns verkümmert, und in der alternden Welt selbst einer berechtigten Wissenschaft unbedingt Platz macht. Denn auch für die alternde, altkluge Welt bleibt unverrückt und endgiltig das Wort des ewigen Wortes: „Ihr sollt werden wie die Kinder." Es ist der Mangel an Kindlichkeit, wenn Worte, selbst von Heiligen ausgesprochene, auf eine Loslösung von der Offenbarung Gottes in der Schönheit und durch die Schönheit, als höhere Vollendung gedeutet werden wollen. Wenn der Heilige spricht: Ich liebe nichts außer Gott! so spricht er dies aus, weil er in Gott die geregelte Liebe überhaupt gefunden, und wenn wir Heilige wären, dürften

wir es getrost nachsprechen; aber da es so viele Grade gibt auf dem Wege zu diesem Ziele, so halten wir uns auf dem Gebiete nicht blos des Erlaubten, sondern des Geboteuen, wenn wir eine große Liebe zu uns selbst tragen, denn de[illegible]er, der von uns eine überaus große Liebe zum Nächsten verlangt, setzt ihr kein weiteres Ziel als die Selbstliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die echte Liebe und Freude an der Creatur wird durch die Liebe über Alles, die wir Gott schulden, erst gewonnen. Das muß, wenigstens dem Streben nach, der Standpunkt des christlichen Künstlers sein, muß der Freude und dem Verständniß der Kunst zu Grunde liegen. In der Loschälung von der Natur oder Creatur, wie der Glaube sie verlangt, liegt blos die Loschälung von der durch die Sünde in sie eingedrungenen, sie verderbenden Seite. Näher zugesehen liegt in dieser Loschälung nur die Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Göttlichkeit. Wer war losgeschälter von der Creatur und Natur als jener erhabene Bettler von Assisi in seiner rauhen schlechten Kutte, die ihm des Sommers Hitze und des Winters Kälte nur empfindlicher fühlen ließ, und wer liebte sie inniger, verstand sie tiefer als er?

Was er darstellt, macht nicht den Künstler, sondern die Art wie er es darstellt, so ist die Liebe für den dargestellten Gegenstand noch nicht die Erkenntniß und Freude an der Kunst, diese liegen in dem Sinne und dem Verständnisse des „Wie," welchem freilich das „Was" als Maßstab für das „Wie" zu Grunde liegen muß.

Wer die Kirche nicht kennt, darf heute ohne alles Bedenken ein unwissender Mensch genannt werden, denn alle erdenklichen Möglichkeiten und Wirklichkeiten der menschlichen Erkenntnisse erhalten ihren Werth und den Grad desselben zuletzt nur durch ihr Beziehung zu unserem Wesen, unserer Bestimmung, unserem Verhältnisse zu Gott durch die Kirche. Wer die Kirche kennt und nicht liebt, ist kein guter Mensch, denn zu ihrem Dasein auf Erden gehört die ganze Summe alles Guten in der Geschichte unseres Geschlechtes. In der Form der katholischen Kirche füllt sie ein Drittel der ganzen Menschengeschichte aus, und die geologischen Hypothesen über das Alter der Welt, ob harmlos oder böswillig vermögen nicht zu leugnen, daß der Pentateuch, das älteste Buch der Welt, seinen nächstfolgenden jüngern Nachbar im alten Herodot hat. Die Fragen, welche die Kirche beantwortet, waren vom Anfange die Fragen jedes edleren, begabteren Geistes, die Kunst kann nur durch hohle, tückische

Sophismen von Offenbarung und Kirche getrennt dargestellt und praktisch wirklich getrennt werden. Ohne Gott jedoch, verfällt die Natur, wie der getäuschte Vogel, dem Sprenkel und Netze des Vogelstellers, dem intelligenten Feinde, dessen Angelhaken der erste Mensch verschlang in der Erbsünde, und der ihre Zerstörung heute wie je und immer in der von Gottes Gesetz getrennten unbedingten Hingabe an sie und die persönliche Sünde, die er Freiheit nennt, anstrebt und erreicht.

Der Mensch ist etwas unendlich Hohes. Die alte Welt sah in ihm den Macrocosmus. Gott ist das Sein, die Schöpfung ist die Darstellung des Seins, und wurde in ihren Reihen geschlossen durch das gottgleiche Bild oder Ebenbild, den Menschen. Ob und wie durch die Menschwerdung Gottes ein blos vollendendes, aber gewiß nach dem Falle auch erlösendes Moment in der providentiellen Vorherbestimmung lag, können wir für unsern Zweck der höheren theologischen Abstraktion überlassen. Für unsern Zweck haben wir an der nothwendigen Menschwerdung Gottes oder eines persönlichen gottmenschlichen Lebens und Daseins genug, und wissen, daß seine Darstellung zugleich eine Wiederherstellung war, und die kirchliche Lehre von den Engeln, als dienstbaren Geistern involvirt und erklärt den moralischen Grund des Abfalls jener hoffärtigen Engel, welche wir Teufel nennen.

Jene Geister, welche im Anblick ihrer Hoheit schon mit Widerstreben Gott gedient, sollten ihre Gottebenbildlichkeit auf dem Standpunkte reiner Geistwesen in der freiwilligen Unterordnung unter die Menschwerdung, wodurch Gott die Menschen zu seinen Brüdern erheben wollte, indem er zu ihnen herabstieg, erlangen und vollenden. Dies war die Freiheitsprobe, und an den seligen Geistern, welche sie bestanden, die Vollendung und Erlösung für alle Ewigkeit. In der gesammten Engellehre treten sie als Diener der Menschen, weil der Menschwerdung auf, besonders in der Lehre von den Schutzengeln. Sie, die ihrer einheitlichen Natur nach pure Geister, an der Menschwerdung, dem Fleische nach nicht Antheil nehmen konnten, sollten ihre Theilnahme auf ihrem Daseinsgebiete geistig darstellen, indem sie dem Menschensohne in der Dienstbarkeit gegen die menschliche Natur sich verähnlichten, welcher von sich sagt: Der Menschensohn ist nicht gekommen, bedient zu werden, sondern zu dienen.

Das sind die Momente des Lebens Gottes in seiner Schöpfung und die Monumente seines Wirkens in der Geschichte. Jene andern Geister aber, welche ihre Freiheit zum Widerstande gegen die Liebesplane Gottes mißbrauchten, sich der Menschwerdung und der Erlösung widersetzten, in ihrer Hoffart, erklären die Nachtseite der Geschichte, alle Greuel und Gottlosigkeit vom Anfange bis an's Ende.

Die Kunst ist Darstellung des Ueber- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel. Die Religion ist wiederherstellende Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt. Das Wort ist Fleisch geworden. Die Menschwerdung Gottes fängt mit der Kindheit an. Der Prophet ruft: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn uns gegeben" u. s. w. Was will nun die Menschwerdung Gottes im ewigen Sohne? Was sie ohne dem Sündenfalle gewesen wäre, und welcher Art ihre Wirkungen und Folgen, scheint eine müssige Frage. Nach dem Sündenfalle will sie uns zur verlorenen Kindschaft Gottes zurückführen, und wie bezeichnet uns der Sohn Gottes den Weg? „Ihr müßt werden wie die Kinder," und an einer andern Stelle: „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt wie ein Kind, wird in dasselbe nicht hineingehen." Für unsern nächsten Zweck sind es folgende Schlüsse, welche aus dem Gesagten mit Nothwendigkeit hervorgehn:

Die für den Weltverstand am weitesten auseinanderliegenden Begriffe von Allmacht, Allwissenheit, Unendlichkeit, Weisheit, kurz von Gott, und von Ohnmacht, Schwäche, Beschränktheit und Hilfsbedürftigkeit im Kinde bilden im Gottesreiche die allernächste Verwandtschaft und Zusammenzehörigkeit. Sie sind das harmonische Verhältniß von Schöpfer und Geschöpf, und insoferne sie es darstellen, bilden sie den erhabenen Begriff der Kunst im weitesten Sinne, sie sind Gegensätze, in welchen der Begriff von Harmonie und Liebe, nicht Widersätze, in welchen Haß und Entfremdung liegt. Kinder christlicher Familien lernen am meisten und tiefsten, ehe sie mit Lernen geplagt werden. Unter Millionen von Kindern gibt es vielleicht nicht zwei, welche durch Anschauung von Bildern nicht beglückt sich fühlen. Das Göttliche und das Kindliche sind zwei untrennbare Begriffe. Gott kommt zu uns als Kind, nur als Kinder kommen wir zu Gott, „denn ihrer ist das Himmelreich." Mehr als wahrscheinlich liegt in dieser unabweisbaren Bedingung die ganze Summe dessen, was einzelne Gebote fordern, wovor einzelne Verbote uns schützen wollen. Die Liebe ist ein wesentlicher Zug der Kindheit,

aber es gibt keine Art von Liebe ohne einen Zug der Schönheit, freilich ist der Begriff von beiden ein viel weiterer, als unsere außerchristlichen Philosophen und Aesthetiker meinen, und zugleich ein gänzlich anderer.

Die Schönheit ist das Gebiet der Kunst. Die Kunst als solche hat nicht die Aufgabe eine Wahrheit zu lehren, sondern an ihr der zweifellos feststehenden die Schönheit und Bedeutsamkeit nachzuweisen, und sie dadurch aus dem Bereiche blos ruhiger und verständiger Annahme in die wärmere Zone der Empfindung und der Liebe zu erheben, oder besser, zu dieser Erhebung mitzuhelfen. Das Didactische, die Lehre, übergeht in das Lyrische.

Die Menschwerdung Gottes ist das wahrheitliche Grundelement aller Verzerrungen heidnischen Bilderdienstes und aller Schönheit griechischer Kunst. Das Interesse für antike Kunst, ja für alle Kunst überhaupt, ist so lange falsch, unwahr und sogar schädlich, bis es im universalen oder katholischen Boden Wurzel geschlagen hat. Daher erweisen auch so manche, so viele z. B. von manchen Tonkünstlern entdeckte Quellen harmonischer Combinationen sich in der sittlichen Sphäre so unfruchtbar, weil diese heilige Mitgabe aus dem verlassenen Vaterhause wie vom verlorenen Sohne an Nichtigkeit und Liederlichkeit vergeudet wird.

Nach dem Falle und mittelst der Erlösung liegt der wahre Freiheitsbegriff in der Unabhängigkeit von allem Truge, aller Lüge, diese mögen nun wie immer sich geberdend ein Ziel außer Gott suchen, oder ein Werk Gottes an Gottes Stelle setzen, womit sie es zum Götzenbilde machen, so thut der Pantheismus. Die Offenbarung ist die Freiheit, denn ihr universaler Kern und letzter Zweck ist die Erlösung, die Befreiung. Sie beginnt mit dem Gefühle, daß wir sie bedürfen, und erfolgt, indem wir sie benützen. Nur auf dem unausweichlich nothwendigen Fundamente der Offenbarung konnte die Kirche eine gedeihliche Pflege der Wissenschaften fördern und schützen.

Die Offenbarung und ihr unwandelbares Dogma konnten den feststehenden Cirkelfuß bilden, welcher alle Peripherien und Radien vor Verirrung und Abschweifung vom Lebensherde der Wahrheit schützt. Sie gleichen der Luftröhre, welche dem Forscher in der Taucherglocke im Meeresgrunde die seiner Lunge nothwendige Luft aus der Höhe in die Tiefe zuführt.

Mit dem Geschrei nach freier Wissenschaft ist nichts anderes als die Losreißung vom Leben Gottes gemeint, wie mit dem Geschrei nach Licht die Losreißung von Christo dem Sieger über die Hölle, der das Licht der Welt ist und sich nennt. — So verstand Schillers, wenn auch unklares, doch ahnungsreiches Gemüth den Adel der Wissenschaft gewiß nicht, den er ihr wünschte durch Erhebung zum Kunstwerke. Aber auch er ahnte vielleicht nur dunkel die Natur dieser Erhebung zu einer seinem Geiste vorschwebenden Menschenhöhe, welche so lange unter dämonischem Einflusse steht, bis ihr Gott durch die Menschwerdung entgegenkommt.

„Wie stolz, o Mensch, mit deinem Palmenzweige" — so beginnt Schiller sein Gedicht „An die Künstler," und dieser Ausdruck erleichtert uns den Abschied, den wir nach kurzer Begegnung von einem bevorzugten, aber unklar gebliebenen Geiste nehmen. Die Künste gleichen jenen heiligen Tempelgefäßen, welche zum Dienste des Ewigen bestimmt und, diesem Dienste entzogen, zu Balthasars nächtlicher Orgie mißbraucht, das Zeugniß ungeheuren Frevels zur Verhängung ungeheurer Strafe lieferten.

Die Menschwerdung ist die Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt und die Wiederherstellung des verlorenen Ebenbildes Gottes in der Menschheit. Alle Darstellung des Göttlichen durch die Menschengestalt in der Kunst der Hellenen ist ein dunkler Traum von der Menschwerdung Gottes.

Nach der Darstellung des Glaubens durch die Werke der Tugend ist die Kunst die erste Darstellerin der Religion. Die Religion greift weit, unermeßlich weit und unendlich, aber auch hoch, und unermeßlich hoch und tief in Gebiete, welche wenigstens der bildenden Kunst sich gänzlich entziehen. Viele der Besseren des vorigen Jahrhunderts, des dummsten aller Jahrhunderte, suchten in deistischer Weise sich den Begriff der Größe Gottes durch Myriaden und Myriaden von Welten, welche wieder von Myriaden umschlossen werden zu erhalten. Dem katholisch geschulten Blicke können diese Myriaden nur sehr bedingt imponiren, ihr geistiger Gehalt fällt mit dem Begriffe der Krämerelle zusammen, dreißig Millionen Meilen sind nichts als eine Multiplication von dreißig Zoll, so wie das gewaltige Tau, an welchem der Schiffsanker in die Tiefe hinabfährt, nichts anderes und nichts mehr ist, als was die Leitschelle am Halfe der Kuh befestigt — ein Strick nämlich.

Anderes und Besseres lehrt uns unsere kleine Erde, und wenn wir es lernen, haben wir Erkenntniß und Liebe zur Kunst mit in den Kauf bekommen. Was Gott uns zu sehen gibt, ist unendlich mehr, als was wir nicht sehen. Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten mit seinen Erscheinungen am Himmel und an der Erde führen an der Hand der Kirche uns zu größern Gedanken. Der Morgen des Frühlings, der prachtvolle Sonnenuntergang des Sommers, der in Nebelhüllen einschrumpfende, kurze Novembertag führen endlich uns um Mitte Winternacht zu einer Spanne menschlichen Daseins und Lebens in dürftige Windeln gehüllt, und damit stehen wir am Quell aller englischen und menschlichen Weisheit, aller Kunst und erkennenden Wissenschaft, an der Erklärung und Verklärung aller Geheimnisse; wir stehen bei der Menschwerdung.

Was Gott in Beziehung auf Bildnerei vom rauchenden Sinai verboten und verflucht unter den Flammen und Wetterschlägen seiner unnahbaren Majestät zur Zeit des Gesetzes im alten Bunde, das segnet jetzt seine Kindeshand zur Zeit der Gnade vom Strohlager der Krippe aus Bethlehems Grotte. Sinai und Bethlehem! welche Gegensätze. Ein in Angst vergehendes, bebendes Volk vor den zerschmetternden Befehlen des Allmächtigen, und dann dasselbe Volk, das kein elendes Kämmerchen bereit hat, für denselben Gott, der zu ihm kömmt, sein Bruder zu werden. Er muß im Stalle die Gastlichkeit von Thieren beanspruchen, die Menschen haben keinen Platz für ihn. „Es war kein Platz in der Herberge." (Lucas.) So sieht die Scene aus, durch welche die menschliche Kunst legitim wird. An der Krippe wird die einzige wahre Kunstlehre vorgetragen. Gott erscheint im Kinde, das Himmelreich ist auf die Erde gekommen, es bietet sich Allen an, die es aufnehmen wie ein Kind, und es sind Kinderseelen, welche, obgleich Männer an Jahren, mit der Morgenröthe des Christtages vor der Krippe auf den Knien liegend, im armen frierenden Knäblein ihren Gott anbeten.

Die Schöpfung ist eine Offenbarung, und da sie das Kunstwerk Gottes ist, eine Offenbarung Gottes. Alles Physische ist nicht Zweck, sondern Mittel, wie der Marmor oder das Holz, die Leinwand oder die Mauer, mittelst welcher der Künstler auf ihrer materiellen Grundlage sein Geistesleben offenbart. Von der Kunst reden wir, sie ist eine sinnenfällige Geistesoffenbarung wie die Natur, von welcher wir bezüglich der Kunst Einiges betrachten

wollten. Das richtige Verständniß der Natur ist bei Gott, ihrem Urheber, zu suchen, wo und wie finden wir aber Gott? Nirgends als in der Menschwerdung, welche uns sogar die Abgründe vorgeschichtlicher Gottlosigkeit beleuchtet. Das vorherbestimmte göttliche Original aller Schöpfung ist die Menschwerdung. Alle Theile der Schöpfung haben Einfluß auf alle übrigen Theile. Der Begriff von Theilen involvirt den Begriff eines Ganzen und verhindert zugleich, dies Ganze als die abstrakte, alle Verschiedenheit ausschließende Eins zu fassen, durch welche Auffassung aller Harmonie und Kunst sogleich ein Ende gemacht wäre. Das Studium der Züge kindlichen Charakters hätte uns mit einer Philosophie bereichern können, welche, bleibenden Werthes, aus dem Begriffe Gottes als Kind schon im diesseitigen Leben uns Lichtbahnen eröffnet haben würde, die nothwendig zur Kirche führend, in ihr uns alle Befriedigung hätte finden lassen, welche überhaupt hienieden möglich ist.

Unsere Kunstphilosophie geht dem Heiligen möglichst aus dem Wege, darum findet sie auch die Kirche nicht, die den Schlüssel hat zur Erscheinung durch das Sein oder zur Kunst.

Lange vor dem Beginne jener großen Malerschulen Italiens, welche in so unvollendeter Form einen so erhabenen Idealismus offenbarten, hatte Gott einen Mann ergriffen und an die Wiege der Schöpfung hingeführt, die in ihren ungemessenen Reichen doch nur gleichsam das Embryo bildet vom Kinde im Stalle. Von ihm sprachen wir schon, und jener kleine verachtete Zug, dessen wir hier im Vorbeigehen erwähnen, ist ein rührender Zeuge von allem früher Gesagten; „unsere“ Kunstgeschichten wissen nichts davon. Die Compendien über die verschiedenen Schulen, die ungezählten Abhandlungen über den Begriff des Schönen, alle unsere philosophischen Systeme, wie sie nach einander zu Grabe gehen, zeigen keine Spur, weder von Kenntniß noch Anerkenntniß des Zuges oder des Mannes. Des Letzteren sollen geschichtfälschende Scribenten mit vorübergehender Verachtung, wie wir hören, als des unsauberen, schwärmerischen Stifters der Bettelmönche Erwähnung thun. Es gibt aber kein Verständniß der Kunst ohne tiefe Empfindung für die Wunder der Gnade. Franziskus war eines derselben. Losgeschält von der verderblichen Seite der Creatur, wie die alten Anachoreten der Wüste, liebte er wie ein Kind die Natur. Er nannte die Sonne seinen Bruder, den Mond seine Schwester, aber er hatte keine anderen Namen für die Hasen,

welche dem reinen Manne durch das Gestrüpp des Waldes nachliefen, oder für die Schwalben, die auf sein Geheiß mit ihrem Geschrei verstummten, damit er ungestört predigen könne von der menschgewordenen Gottesliebe. So war der Mann. Der Zug, dessen wir erwähnen wollen, ist das Mitleben dieser seraphischen Seele mit dem Gange der himmlischen Offenbarung in der Geschichte, das Wort, die Predigt genügt ihm nicht mehr für die Geheimnisse der Decembernacht. Er muß die feierliche Stunde bildlich darstellen, in welcher das Wort Fleisch geworden, er baut mit Erlaubniß des Papstes die erste Krippe. Dieser scheinbar kleine Zug aus dem Gemüthsleben der Kirche ist sehr groß. Die Christnacht ist der Grund, die Ursache, die Weihe aller darstellenden Kunst, weil sie der Inbegriff und die Sichtbarwerdung aller irdischen und himmlischen Schönheit ist, die von keinem auch nur leisen Zuge des Häßlichen berührt und entweiht wird. Die Schönheit der Demuth hat ihren Gipfel erreicht, der ewige Gott liegt, ein Kind, am niedrigsten Orte der Erde, im Stalle. Die Schönheit der Jungfrau mit der Schönheit der Mutter vereint, betet als Mutter der Menschen ihren Gott in ihrem Sohne an.

Der Mann, geschmückt mit allen Ehrenzeichen seines Geschlechtes, mit Arbeit, Gottesfurcht und Gerechtigkeit, größer als die Heiligen des alten Bundes, kniet mit der Mutter an der Schwelle des neuen Bundes, an der Krippe. Zwei Thiere wärmen mit ihrem Odem ihren Schöpfer in der Winternacht. Draußen aber unter den Sternen liegen die Heerden jener sanften Thiere, welche mit ihren wachenden Hirten heute zum Vorbilde künftiger Christengemeinden werden.

Und jene neun Jungfrauen des Helicons am castalischen Quell, denen das Alterthum die Pflege aller Kunst und Schönheit zuschrieb und sie Musen nannte, waren sie vielleicht ein Traum von jener Musik des Himmels, welche die neun Chöre der seligen Geister, trunken von den Quellen des Erlösers, in jener schönsten aller Erdennächte aufführten, da sie den künftigen Geschlechtern den Canon alles ewig Schönen, im Gloria unerschaffener Herrlichkeit und im Frieden erschaffener Willenstreue vorsangen.

Sanct Francisci Krippenfeier, sie hat in kirchlichen Ländern, seit sie im Thale von Rietti stattfand, nicht mehr aufgehört: Millionen einfacher Landleute und Handwerker hat sie zu Poeten und Künstlern gemacht. In Millionen Kinderseelen hat sie den Keim der ewigen Seligkeit gelegt. Auch ist sie durchschnittlich im Kreise der

Armen und Kleinen geblieben. Ihre Erbauer und Liebhaber haben immer eine große Freude an den Hirten gehabt, und dadurch eine Aehnlichkeit mit ihnen.

Mit eigenthümlichem Instincte zieht die Darstellung der Krippe die Natur, die wirkliche, in ihre schlichte Bildnerei herein.

Man sucht auf Reisen die gewaltigen Schauspiele der Natur auf, um sie zu bewundern und anzustaunen. Ich habe Menschen gekannt, welche einige Spannen Waldlebens, wo die Crystalle eines werdenden Bächleins sich durch bemooste Wurzeln und Farrenkräuter unter dem Blicke dunkeläugiger Blumen oder himmelfarbiger Vergißmeinnicht lispelnd winden, mit inniger Freude erfüllen konnten. Waren jene reisenden Naturfreunde gläubig, so bewunderten sie in den prachtvollen Sonnenauf- und Untergängen über dem Hochgebirge oder dem Meere die Größe Gottes. Durch das Gemüth jener Genügsameren auf der Waldpromenade zieht, wenn auch vielleicht im dunklen Hintergrunde ihrer Gefühlswelt, der Genius Bethleheme, den St. Bernardus in die Worte faßt: Wie klein ist unser Gott; in einem Tüchlein tragen sie Moos, schöne Rinden, immergrüne Waldesschätze, welche der Fuß jener Andern unbeachtend zertritt, für den 24. December mit nach Hause, es sind eben Krippenfreunde.

Weihnacht! wundervoller Name. Aller Kunst möchte ich diesen himmlischen Titel geben können, alle Wissenschaft einladen, ihn zu erwerben. Die wahre Wissenschaft erkennt durch Geheimnisse, die falsche sucht Erkenntniß in der Beseitigung derselben. Was wüßten wir ohne die Nacht von der Unendlichkeit der Schöpfung. Die Astronomie folgt von der kleinen Warte unserer Erde jener geheimnißvollen Riesenprocession, die, wie eine zahllose Klostergemeinde, die gewaltigen Massen im unbedingtesten Gehorsam, der ihre Berechnung durch ihre Wiederkehr ermöglicht, stillen Geisterschrittes sich durch die Unermeßlichkeit hin bewegt. Die Wissenschaft gibt ihnen Namen, um von ihnen reden zu können, die Namen, mit denen Gott sie ruft, wie einst Adam vor der Schuld die Creaturen, die geheimnißvollen Namen ihres Wesens kennt sie nicht. Der aber, der sie schuf und kennt und ruft, ist klein geworden, und liegt in der Krippe, er ist die Weihe der Nacht unseres Erdenlebens, er nennt sich den Weg und führt uns durch den Glauben an ihn zum Schauen, zur Wahrheit und zum Leben — zu Ihm.

Johannes, der an diesem Lebensquell noch am Vorabende vor dessen Opfer geruht, ist der Evangelist der Gottheit Christi, der Theologe. Wenn die Theologie wieder die Mutter aller Wissenschaften sein wird, dann werden diese unter ihrer Pflege zum Kunstwerke sich vollenden.

Vielleicht geschieht dies erst gänzlich nach jener Vollendung, die der große Apostel in seiner geheimen Offenbarung sieht. Aber die Menschwerdung, die Kindheit! die göttliche Kunst hat im geschriebenen Gotteworte auch einen Vertreter. Es ist der geliebte Paulusjünger, der Grieche, der Sohn irdischer Schönheit, er ist es, der uns die Christnacht beschreibt und erzählt. Im Evangelisten Lucas liegt schon ein tiefes Kunstmoment durch die Analogie mit der Menschwerdung. In ihr stellt sich Gott sichtbar dar, und in ihr rettet, erlöst und heilt er die Gebrechen der Menschheit, der ersten Analogie entspricht Lucas als Darsteller, als Maler, der zweiten als Arzt. Die Malerei verehrt in ihm seit Jahrhunderten ihren Schutzheiligen. Neben dem Umstande einer nicht zu verkennenden großen Verwandtschaft zwischen Arzt und Künstler, z. B. Studium des menschlichen Körpers zum Behufe der Heilung von Krankheiten, oder als Darstellungsmittel seelischen Lebens liegt im „Lucas Evangelium" noch das irdische Zeugniß himmlischer Poesie. Der große Engländer Faber schreibt von ihm: Ihm, dem ersten christlichen Künstler, verdanken wir passend außer dem Gloria der Engel die drei Gesänge des Evangeliums: das Magnificat, das Benedictus, und das Nunc dimittis.

Nach Windischmann's unübertrefflicher Definition des Begriffes „Poesie" als der „Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge" stehen wir wieder bei der Menschwerdung, denn wo wäre ohne sie der Zusammenhang nach dem Geisterfalle und dem Sündenfalle? Auch ohne diese beiden zerreißenden Momente wäre der Zusammenhang des Schöpfers mit der Creatur eine Liga (von ligare), nach dem Falle ist sie Religion (von religare). Das was Gott selbst für uns gethan, fordert er von uns. Er kam als Kind, als Kinder kommen wir zu ihm: „Werdet wie die Kinder."

Von Seite Gottes war diese Kindwerdung allerdings ein Herabsteigen, aber ein Herabsteigen aus einer ewigen göttlichen Kindschaft, der Sohn des ewigen Vaters ward zum Menschensohne durch eine irdische Mutter, damit wir Kinder Gottes würden. Nie hat ein

Maler ein wirklich schönes Muttergottesbild gemalt, ohne von diesen Gedanken beherrscht und durchdrungen zu sein.

Die in diesen Blättern enthaltenen Anschauungen von der Kunst und Kunstliebe liegen den modernen Begriffen von Kunst so überaus ferne, daß wir auf ein Verständniß von jener Seite nicht rechnen dürfen; dennoch sind diese Anschauungen die einzig richtigen. Der Realismus in der Kunst, der mit der materialistischen Strömung unserer Tage Hand in Hand geht, wenn er sich dessen auch nicht überall bewußt ist, würde die Vernichtung aller echten Kunst herbeiführen, wenn dies möglich wäre.

Die wahre Humanität (und die Kunst ist einer ihrer Bestandtheile) beruht in dem richtigen Verhältnisse der Menschen zur unsichtbaren Welt. Die Leugnung derselben ist die Verleugnung des Menschenwesens, welches seine Erklärung, seine Freiheit und Rettung und seine endliche Verklärung einzig in der Menschwerdung Gottes findet. Wir schließen diese Andeutungen mit der freien Zusammenstellung einiger für Kunstliebe und Erkenntniß unabweisbaren Gedanken des großen nun verewigten englischen Theologen Faber: „Die Kunst ist eine Offenbarung vom Himmel und eine große Macht für Gott. Sie ist eine gnädige Enthüllung seiner verborgenen Schönheit. Sie bringt Dinge ans Licht, welche zu tief liegen, um ausgesprochen zu werden. Sie hat eine besondere Gnade, die Seelen zu reinigen und ihnen eine himmlische Richtung zu geben, wenn sie nie vergißt, daß auch sie wie unser Herr und mit ihm zu Bethlehem geboren und daselbst gewiegt wurde.

Leben und Kunst.

Leben und Kunst.

Daß Kunst und Leben zu einander gehören, wird wohl Niemand bestreiten wollen, da ja die Kunst, ein Spiegel des Lebens, dasselbe objectivirt und es uns so zu einem höheren Bewußtsein bringt.

Allerdings scheint es hier noth zu thun, die Begriffe fest zu stellen und zu ermitteln, was unter Leben und was unter Kunst verstanden werden soll, allein was hier vorauszuschicken uns füglich angesonnen werden könnte, das mag lieber aus allmähliger Erkenntniß von innen heraus, und folglich wieder aus dem Leben auf naturgemäße Weise sich entwickeln.

Was im Allgemeinen Jeder unter „Leben" versteht, wird er sich leicht durch „Lieben" klar machen können. Die Einheit von Leben und Lieben legt den Grund zum Kunstbegriff oder zum Ideal, welches für Jeden in der Beschaffenheit seiner Liebe wurzelt, denn wir alle lieben, so wie wir alle glauben und hoffen — nur „Was" ist die Frage. Das müßte eine herrliche Harmonie unter den Menschenkindern geben, wenn wir alle eines Geschlechtes, einig wären in der Liebe, die das Bleibende ist, während das Glauben im Schauen, das Hoffen in der Erfüllung endigt, wodurch für Beide abermal die Liebe als das Ideal erscheint, weil sie im irdischen Wechsel allein als das Bleibende sich darstellt und weil es, noch nicht zum Bleibenden geworden, eben das Ideal ist.

Dieß Ideal erscheint in zwei bedeutsamen sehr verschiedenen Formen. In der einen vergißt es alles über sich selbst, macht sich zum Centrum, um das die Dinge in Verehrung und Unterwür-

figkeit kreisen, und in ihm aufgehen sollen. In der andern vergißt es sich selbst ob der Herrlichkeit und Schöne, die es außer sich bemerkt und welcher gegenüber es sich nur als schwach und unzulänglich erkennt. Hierin tritt eine Zweiheit zu Tage, welche zu einer harmonischen künstlerischen Einheit zu verbinden, ein ewig unfruchtbares Streben ist. Die Anerkennung des Daseins dieser unversöhnlichen Zweiheit jedoch ist eine Bedingung jeglicher Erkenntniß, und aller Klassifikation, ohne welche, da das bloße Dasein zum Leben und dieß zum Kunstwerke sich gestalten soll, alles in wüsten formenlosen Graus zusammenfällt. Was aus bestimmter Erfahrung und eigener Erlebniß unter dem Drucke der verneinenden Seite der Zweiheit zur bloßen Ahnung herabgekommen war, und in und unter dunklen Symbolen seinen Ausdruck fand, unter dessen Einflüssen die alten Geschlechter zwischen Hoffnung und Verzweiflung den Zeitstrom hinabschwammen, hat, seitdem das Leben in das Dasein eingetreten und das Licht in die Finsterniß scheint, seine festere und bestimmtere Formulirung erhalten, so zwar, daß wir nicht mehr irren können, wenn wir nicht irren wollen. Die alte Bausymbolik hat nicht versäumt an unsern alten Münstern an jene Entzweiung zu erinnern, die mit dem Doppelwissen des Guten und des Bösen die Einheit unseres Menschenwesens zerriß. Auch unser ehrwürdiger St. Stephans-Dom bleibt hier nicht zurück, und zeigt uns an der Südseite seines Hauptportals den Lichtlöwen, wie an dessen Nordseite den Nachtlöwen, und mit ihnen die beiden Grundrichtungen, in welchen das Menschengeschlecht seit seinem Beginne mit der Wissenschaft des Bösen neben der des Guten auseinander geht.

Was hier in christlicher Klarheit an einer alten Symbolik seinen Ausdruck findet, hat die alte Welt, als aus den Trümmern uranfänglicher Offenbarung stammend, in mannigfacher Weise festzuhalten sich bemüht. Das Schlangenpaar am Flügelscepter des Götterboten, wie jenes, das um den Stab des alten Heilgottes sich windet, versinnlichen den gleichen universellen Gedanken einer Zweiheit von Unheil und Heil, von Licht und Finsterniß, von Gut und Böse, von Leben und Tod, und zwar unter derselben Gestalt.

Gehört nun Leben und Kunst zusammen, wie es kein Zweifel ist, so werden wir, um aus der breiten Bettelsuppe modernen Kunstgeschwätzes endlich einen Schritt hinaus zu thun, uns genöthigt sehen, von jenen uralten Anschauungen Notiz zu nehmen und gleich

dem Baukünstler, welcher mit seiner Idee hinauf in die reinen Lüfte will, um die Menschen vom bloßen niedern Dasein empor in die Region des Lebens zu heben, erst in der Tiefe den Grund suchen müssen, welcher dem Gedankengewicht das über ihm sich zur Höhe gipfeln soll, weit unter der Oberfläche und Oberflächlichkeit die entsprechende Tragkraft unterlegen kann. Diesen Gedanken hat eine Kunst, die dem Leben angehören will, festzuhalten.

Die Kunst ist eine Folge der gestörten Lebenseinheit, des Zerfalls der Einheit in die Zweiheit oder Entzweiung, nicht aber wie die übrigen Folgen dieser Störung, welche den Bruch in immer weiteren Zerklüftungen fortführen, sondern wie das Heimweh, welches zwar eine Folge der Entfernung von der Heimat, aber auch ein Zurückstreben nach derselben ist.

Nachdem Urbeginn des Menschengeschichte diese Zweiheit das Menschenwesen gespalten, besteht das Leben in diesem Heimweh, in dieser Sehnsucht nach Einheit, und in diesem Sinne gehören Kunst und Leben zusammen, das Leben aber hat aufgehört, wo dieser Bruch nicht mehr gefühlt, diese Sehnsucht nicht mehr empfunden wird, und ist der bloßen Existenz gewichen, diese ist dem Kunstbegriffe so vollkommen entfremdet, daß jede Verständigung über ihn ihr gegenüber geradezu unmöglich wird.

Zwei Worte der Genesis der Bibel zeigen uns in der Idee des ursprünglichen Menschen und was mit ihm vorging, die ganze Bedeutung und Genesis der Kunstgeschichte, ohne deren Annahme und Grundlegung umsonst Bände über Kunst und Kunstgeschichte geschrieben und gelesen werden.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde," das ist die Wahrheit. Gott ähnlich und immer ähnlicher durch und mit Gott, das war die Aufgabe und ist die Lichtseite.

„Ihr werdet sein wie Götter, scientes bonum et malum, das ist die Nachtseite und die Lüge; hier liegt die Zweiheit, welche für den Menschen in der Vernichtung geendet hätte, wenn nicht zwischen These und Antithese die Synthese in der Verheißung und endlich der Menschwerdung getreten wäre.

Hier ist das Programm für alle vorchristliche Kunstgeschichte; die tiefsinnigen, von mehr Finsterniß als Licht beeinflußten Gebilde Indiens und Egyptens, so wie die kunstschönen Bildungen Griechen-

lands ändern an der Sache nichts, ihr werdet sein wie Götter, oder die Götter werden sein wie ihr, das kommt auf eines hinaus.

Durch den Anhauch des Göttlichen erwärmt sich das bloße Dasein zum Leben, geht aber das Göttliche als solches wirklich in's Dasein ein, dann muß und wird, was leben will, nachdem es das Gegentheil des Lebens, den Tod, erkannt hat, sich dem Leben anschließen.

Da von allen geschaffenen Daseinsformen keine in's Nichts zurückkehrt, selbst nicht jene der bloßen Materie, welche in bestimmten Kreisen, die in Gestaltlosigkeit oder Gestaltung bloß ihr Erscheinen oder Nichterscheinen wechselt, immer aber da ist und Dasein hat, so wird für unsere Leser keine besondere Geistesanstrengung erforderlich sein zu erkennen, daß die beiden Begriffe von Leben und Tod höher liegen, als ihr in der Gewöhnlichkeit des Lebens abgetragener, gedankenloser Gebrauch besagen will. Daß sie, der geistigen Welt angehörig, die Pole sind, zwischen welchen, gleich den geographischen Breitengraden, sie als eben so viele Uebergänge und Stufen erscheinen, welche den Menschen mit dem einen oder dem andern der beiden ewig unversöhnlichen Reiche in Bezug bringen.

Wie das alles mit der Kunst zusammenhängt? die Antwort ist leicht, sobald zugegeben wird, daß Kunst und Leben zusammen gehören, was so leicht Niemand leugnen wird.

Dasein und Leben sind zwei verschiedene Dinge, das Leben aber ist in Gott. (In ihm war das Leben. Johannes.) Nach dem Verhältnisse freier Wesen zum Urgrunde des Lebens bestimmt sich der Grad, in welchem sie aus dem bloßen Dasein zum Leben vorgeschritten, und in freier Entscheidung sich ihm genähert, oder von ihm entfernt haben, die oben angedeuteten beiden Formen der Liebe geben den Maßstab für die Begriffe von Leben und Tod. Wo das Dasein als Basis für die Willensentscheidung sein Ich und Selbst aufgibt, um es in Gott wiederzufinden oder sich auf sich selbst zurückziehend in sich versteinert, da liegen die beiden Pole der jenseitigen Welt, in welchen das Dasein in Leben oder Tod sich für ewig festiget.

Gott, in dem das Leben, ist nicht die Eins des Islam, nicht die Zweiheit der dualistischen Formen, nicht die Vielheit des Heidenthums, er ist die Einheit und in ihr die Harmonie. In der mate-

riellen Welt treten uns zwei Formen des Todes recht bezeichnend entgegen. In der einen löst sich die Einheit in eine Vielheit auf in der Verwesung. In der anderen geht sie den gleichen Todesweg von der Einheit zur Eins in der Versteinerung; in der moralischen Welt möchte die erstere Form ihr Analogon in der Revolution, die zweite in der autokratischen Tyrannei finden, dem Wesen nach aber gehen beide in die Eins, aus der Einheit, die in Gott wurzelt, zur Eins, die im gottentfremdeten „Ich" zu Hause ist. In der Tyrannei bleibt sie bei der Eins stehen, in der Revolution sucht sie die Eins in der Einerleiheit, welche sie Gleichheit nennt.

Neben allem diesen kann ein Ding, das man Kunst nennt, einherlaufen und läuft wirklich — es ist, der erkannten Zweiheit im Dasein und Leben, oder zwischen Dasein und Leben zu Folge, eben das Zerrbild, das mit Verlust des Lebens in der bloßen Existenz für seinen Verlust sich zu entschädigen sucht.

Im Namen Gottes — so lautet das Losungswort des Lebens, harmonisch tönt es aus der Kirche in die Werkstatt, in die Kinderstube, in die Schule, in die Hochschule und den Gerichtssaal; in den Rath der Fürsten, im Namen Gottes stürzt sich der treue Soldat in die Schlachten gerechter Kriege, im Namen Gottes zieht der Hirt zu Berge und der Ackersmann auf's Feld, das ist das Leben, wie es einem gefallenen Geschlechte möglich, wie es ihm vorgeschrieben, darin ist Einheit, darin ist Harmonie, weil die Dissonanz, in ihrem Ursprunge als solche erkannt, nicht für Harmonie gehalten, sondern als Hinweis auf ein Künftiges, wo sie ausgeschieden sein wird, das Leben spornt, diese Ausscheidung schon hienieden zu beginnen; dieser Beginn liegt, der Wahrheit, Güte und Schönheit gegenüber, in seinem Verhältnisse zur Wahrheit im Glauben, im selben Verhältnisse zur Güte in der Tugend, und endlich der Schönheit gegenüber in der Kunst.

Wer wird leugnen wollen, daß das Leben der Jetztzeit großentheils in der bloßen Existenz, im Dasein sich verloren und aufgegeben; wo dieß geschah, ist auch von Einheit und Harmonie nicht mehr die Rede, und die Kunst, insofern sie dem Leben angehört, erscheint heute entweder als eine verspätete oder verfrühte Schwalbe, die dem Sprichwort zu Folge noch keinen Sommer macht.

Indeß, da Momente des Lebens zum Dasein gehören, wenigstens im Verlaufe irdischer Geschichte, welche eben die Geschichte der

Scheidung und freier Wahl ist, läuft auch neben der Nachtseite ein dieser entsprechendes, der Kunst sehr ähnliches Gespenst einher, und befriedigt wie die Sünde, dem Glückseligkeitstriebe gegenüber, auf Augenblicke das Kunstbedürfniß, um es wie diese der Versöhnung, und somit seinem innersten Wesen auf ewig zu entfremden.

Wo das Leben ist, steht alles an seiner rechten Stelle, wird alles beim rechten Namen genannt, Schwankungen und theilweise Abweichungen hiebei werden, wenn sie erfolgen, als Folge der ursprünglichen, am Beginne der Menschengeschichte eingetretenen Entzweiung als Todesrichtungen erkannt, ihr Grad am Unwandelbaren, Göttlichen ermessen, und in der Rückkehr zu diesem, welche durch die Erlösung uns offen steht, wieder ausgeglichen. Was die Magnetnadel dem Schiffer, ist die Gottesidee für unser Leben hinieden. Wie der Schiffer ein Ziel hat und verfolgt, das er sucht, wonach er sich sehnt, von dem er weiß, daß er es auch verlieren kann, wie er um so fester den Blick auf den Kompaß richtet, um so angestrengter das Steuer nach dem Gesetze seiner Unwandelbarkeit führt, je wilder und regelloser die empörten Elemente auf ihn einstürzen, so das Dasein, welches zu seinem Urquell, zum Leben, das in Gott ist, zurück will, und in diesem Ringen eben zum Leben wird, das nur als Kampf mit den Todesmächten und als endlicher Sieg über sie begriffen wird.

Die Weltgeschichte ist die Kunstgeschichte; wie die erstere weder mit prädestinirter Nothwendigkeit, noch mit zügelloser Freiheit zum bestimmten oder selbstgewählten Ziele vorschreitet, sondern innerhalb des Gegebenen die Freiheitsprobe zu bestehen hat, so auch die Kunstgeschichte. Sie ist, wie wir oben sagten, ein Spiegel des Lebens, und deutet bestimmt dessen Wachsthum oder Aufhören im bloßen Dasein an, denn wo die Gotteside aufhört das Leben zu bilden und dann zu beherrschen, da verdunkelt sich nicht nur sie, als das Lebensprinzip, sondern auch die beiden untergeordneten Ideen „Mensch und Natur" fallen aus der idealen Höhe der eigentlichen Kunstsphäre oder aus dem Leben in's bloße Dasein herab, und verfallen damit dem Geiste der Verneinung, der in seiner Existenz mit allem was sich ihm anschließt uns in einem Dasein ohne das Leben dasjenige darstellt, was wir unter dem Namen des ewigen Todes verstehen.

Haben wir in unserem bloßen irdischen Dasein, sofern wir dieß noch unberührt von einem freien Willensakte und somit noch ohne

Richtung und Bezug zu einer der beiden ewig auseinandergehenden Richtungen uns denken können, doch jene verhängnißvolle Mittelstellung erkannt, in welcher ihm die sofortige Wahl und Entscheidung unerläßlich obliegt, welche wir mit allem, was zu unserm Wesen gehört, treffen müssen, so hat sich uns der Standpunkt vereinfacht und dadurch geklärt, daß wir mit Ausscheidung des vom bloßen indifferenten Dasein zum Todesdasein führenden Wege ablenkend, das Dasein und seinen Werth nur mehr am Leben und an diesem die Steigerung desselben oder den wahren Fortschritt messen, andererseits zeigt uns die gesammte Kunstgeschichte das Ringen, ein Ausdruck des Lebens zu sein und zu werden. So nächtlich tingirt auch dies Ringen in der Wahl seiner Formen in der alten Welt oft erscheint, es bewegt sich um die höchsten Fragen des Lebens, es ist heimisch beim Opfer und baut und ziert den Altar, erweitert ihn zum Tempel, erklärt ihn durch das Bild. Die Kunst sucht ein auf Erden noch nicht Vorhandenes, ein Ideal, und sie sucht es als ein Göttliches, wie sehr und schwer sie auch mitunter irren möge, damit aber sucht sie das Leben, und wie in den alten Symbolen, unter der gleichen Gestalt das Entgegengesetzteste angedeutet und verstanden wird, so vollendet sich dieser Gegensatz auf der Höhe heidnischer Kunst im Götterbilde, oder in der Darstellung des Göttlichen unter menschlicher Gestaltung.

Nach dem Sündenfalle bedeutet die menschliche Gestalt nicht mehr ausschließlich das Ebenbild Gottes, sondern vielmehr Einen, der durch Verführung gegen Gott seine Vergöttlichung sucht, das Götterbild des Heidenthums ist dieser gefallene Mensch, es ist auf Gott bezogen ein Götzenbild, weil es das Göttliche in menschlicher Gestalt bedeuten wollend, sein Ideal in sich selbst sucht und setzt anknüpfend an das Wort der Schlange: „ihr werdet sein wie Götter:" andererseits hat es wie jede Lüge eine verzerrte Wahrheit zum Hintergrunde, weil das Göttliche in menschlicher Gestalt eben das Ideal ist, welches die Verheißung nach der Erbschuld in Aussicht stellt, und das als das Leben in's Dasein eintreten muß, ehe sich dieß Dasein zum Leben erheben kann.

Das Leben ist in Gott. In dem Grade, als das Dasein sich diesem Leben angeschlossen, ist es selbst lebendig, und dadurch einheitlich und sofort harmonisch. Es erweitert sich zum Grundtypus aller Kunst, zur Poesie, welche die Ahnung des Zusammenhanges

aller Dinge ist, und da dieser Zusammenhang nur in dem Lichte erkannt oder geahnet wird, das vom Leben ausgeht (das Leben war das Licht der Menschen, Joh. 1), so haben wir damit abermals bei Gott und dem Göttlichen, hierin läge unsers Bedünkens nicht nur der Beweis: daß Kunst und Leben zusammengehören, deutlich vor, sondern wäre auch die Weise bezeichnet, wie diese Verbindung zu Stande kommt. Das Leben wird in der Einheit seiner verschiedenen Aeußerungen und Thätigkeiten und in der innern Consonanz seiner scheinbar auseinandergehenden Richtungen erkannt. Wo der eine leitende Gedanke, der in der göttlichen Einheit ruht, alle Vielheit als Einheit, Harmonie und Schönheit umfaßt, und jede Tendenz des Auseinanderfalls in Gegentheiligkeit oder wenigstens Gleichgiltigkeit fern gehalten wird, wo dieser leitende Gedanke sich weder in Vielheit der Erscheinung auflöst und verfließt, noch in falscher Genügsamkeit sich auf sich selbst zurückbezieht und in sich abschließt, die Erklärung der innern und äußern Welt weder von dieser noch jener erwartet, sondern bei jenem Leben sucht, das als Licht der Menschen in's Dasein eingegangen, da ist nicht nur das Leben und die Kunst, sondern auch ihr wahres Verhältniß zu einander gefunden.

Das Streben nach Erkenntniß dessen, was die Dinge in sich selbst sind, ist das Gegentheil aller Kunst und Poesie, weil ihre Bedeutung nicht in ihnen, sondern nur in ihrem Verhältnisse zum Leben oder zu Gott gefunden wird. Mit jenem allgemeinen Lebensprinzip ist alle Einheit aufgegeben, und das Dasein ohne Leben zerbröckelt in nichtige Atome, welche endlich im Widersatz des Lebens im Tode, zum Tode sich sammeln.

Im Verlaufe der Menschengeschichte zeigen sich zwei Formen der Vollendung oder Verewigung. Beide gehen durch den leiblichen Tod, die eine zum Leben, die andere zum Tode, in der Mitte liegt das Dasein, das nach seiner Hinneigung zur einen oder andern Spuren der einen oder andern an sich trägt, an welchen der Grad des Lebens oder des eintretenden Todes zu messen ist. Wenn Kunst und Leben zusammengehören, so ist an der Abnahme des letzteren leicht die Abnahme der ersteren erkennbar. Wo das Dasein dem Leben in Gott und dem Göttlichen, folglich dem Ideale, sich entfremdet, da fällt es zuerst in den Naturbann, welcher die unvermeidliche nächste Folge ist, wo das Uebernatürliche in Glaubens- und Sittenlehre verleugnet wird. Was in diesem Stadium für Kunst gilt, ist in

der äußeren Erscheinung Naturalismus, in seiner Tendenz Unsitte und Glaubensfeindschaft, oder wenigstens indifferentes Spielwerk, der Kunstbegriff zieht sich vom Ideale auf sich selbst zurück, er ist sich selbst genug, erkennt keine Schranke als die in ihm selbst liegende, die Kunst als solche ist zum Götzen gemacht, dem jede andere Rücksicht geopfert wird, weil die Kunst um ihrer selbst willen da, sich selbst Zweck und Ziel ist. Es versteht sich von selbst, daß sich dieselbe Erscheinung auch auf anderen Gebieten wiederholt, wo das Göttliche selbst nicht mehr normirend und das Dasein an das Leben fesselnd, sondern selbst als der Kritik verfallen betrachtet wird, eine sogenannte Wissenschaft, wie die Kunst, jeder anderen Rücksicht enthoben in ihrem eigenen Namen, und um ihrer selbst willen, Niemanden als sich selbst verantwortlich, da ist. Der omnipotente Staat, wie die permanente Revolution machen den gleichen Gebrauch von dieser Freiheit und Emanzipation von den sogenannten Vorurtheilen gläubiger Zeiten, und bilden so ein Pantheon modernen Heidenthums, in welchem keine andere Einheit als jene des Egoismus und des gemeinsamen Protestes gegen Kirche und Offenbarung zu finden ist.

Druck von C. Biel in Wien (Dominikanergebäude).

Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste

in Wien.

Zweites Heft.

Wien, 1867.

Verlag von Carl Sartori,

Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles,

Stadt, Wallnerstraße Nr. 7,

gegenüber dem fürstl. Esterhazy'schen Palais

Kunst und Wissenschaft.

Alle menschliche Kunst und Wissenschaft ist eine Folge der Sünde und steht seit der Erbschuld unter dem Einflusse jenes Dualismus, der mit der Schuld in der Erkenntniß des Guten und des Bösen in der Menschheit sich fixirt hat, und wonach es eine wahre und gute, eine falsche und böse Kunst und Wissenschaft geben kann und wirklich gibt. Die Erkenntniß und Annahme hievon ist die Grundlage aller gedeihlichen, die Unkenntniß oder Leugnung aller verderblichen Richtungen in beiden.

Die Erbsünde ist der Schlüssel zu aller dem menschlichen Geiste möglichen Universalität seiner Anschauungen und aller dieser Anschauung entgegenkommenden Thatsachen auf dem Gebiete seines gesammten Daseins.

Wie Jeder, der die Schöpfung nicht mehr als Werk des überweltlichen Gottes, sondern als eine, sich aus sich selbst heraus entwickelnde Kette von Nothwendigkeiten zu einer allmäligen Befreiung und Bewußtwerdung (wie der Pantheismus will) zum Weltgeiste, zum Allgotte, der erst vollendet ist, wenn alle Individualität in seiner Allheit verschlungen ist, auffaßt, nichts thut als die Folge der Erbsünde, den Tod zum Gott machen; wie er, ein unseliger Arbeiter in der Werkstätte des Widersachers mit dem Schöpfer (Creator) das Wesen des Geschöpfes, und mit der Leugnung der menschlichen Freiheit die Erbsünde, mit dieser die Erlösung läugnet,

hat er das Werk der Zerstörung, dessen Leichtigkeit für den Einzelnen ebenfalls eine schreckliche Wahrheit ist, an sich vollbracht.

Drei Zustände müssen als Orientirungspunkte zur Beurtheilung des Menschenwesens festgehalten werden: der natürliche, der übernatürliche und der unnatürliche. Der natürliche, auf welchem falsche Kunst und Wissenschaft mit Ausschluß der beiden andern allein ihre Doctrinen aufzubauen suchen, ist für den tiefer blickenden Geist am schwersten zu denken. Als Abstraction muß er angenommen werden schon wegen des Verständnisses der beiden andern; ob er aber je in concreto vorhanden war, ist eine andere Frage. Die Schöpfung ist so lange Creatur und nicht Natur, bis sie durch die in sie gelegte Fähigkeit, sich durch sich selbst fortzusetzen durch Zeugung und Geburt, erst zur Natur (von nasci) wird. Dieß würde nun der Zustand des Natürlichen sein, wenn nicht zwischen beiden die Erbschuld läge, durch welche diesem Naturleben die Unnatürlichkeit des Todes an die Seite getreten ist, denn „Gott hat den Tod nicht erschaffen," er ist also ein Fall und Sturz aus der Uebernatur der Gnade in die Unnatur der Strafe, denn Gnade und Strafe sind nicht natürlich. So lange also Natur-Philosophie und Naturwissenschaft sich auf einem, vom Unnatürlichen und Uebernatürlichen gleich entfernten oder indifferenten bloß natürlichen Gebiete, wozu sie auch den Tod rechnen, erbauen wollen, sind sie falsch und wahrhaft unnatürlich.

Da die ganze körperliche Welt als eine Darstellung unkörperlicher Ideen, als eine Offenbarung des Geistes in sichtbaren Formen begriffen werden muß, wenn von Geist, von Sittlichkeit, Freiheit, Recht und Moral überhaupt noch die Rede sein soll, so ist eine zwischen dem Uebernatürlichen und Unnatürlichen die Mitte haltende Natur, welche überdieß beide andern Zustände läugnet, das Unnatürlichste und Schrecklichste, was gedacht werden kann. Die Leugnung des Uebernatürlichen führt nicht zur Natur, sondern zur Unnatur, weil der Mensch nicht wie das Thier ein indifferentes Naturwesen ist, und es gar nicht in seiner Macht steht, ein solches zu werden, weil der Mensch überhaupt sein Wesen nicht ändern, wohl aber (worin eben seine Freiheit besteht) diesem seinem Wesen eine Richtung zum Uebernatürlichen, worin seine Vollendung, oder zum Unnatürlichen, worin seine Verwerfung liegt, geben kann.

Was wir am Menschen natürlich nennen könnten, wäre ein Theil seiner Wesenheit, seine Disposition für beide divergirende Rich-

tungen, seine Freiheit vor ihrer entscheidenden Wahl. Aber auch aus dieser Natürlichkeit tritt er nach der Anwendung und dem Gebrauche seiner Freiheit heraus in's Gebiet der Uebernatur oder der Unnatur, mit der ersten in die Lebens-, mit der zweiten in die Todesregion.

Mag das Gleichniß, das ich zur Verdeutlichung des Gesagten brauchen will, auch etwas hinken, in Ermanglung eines besseren stehe es immerhin hier: Ein Instrument, Orgel, Clavier, Geige, ist in seinem natürlichen Zustande, wenn es, zwar unbeschädigt, aber auch unberührt von Künstlerhand, stumm und ruhig an seinem Platze steht. Daß es selbst das Werk eines Geistes, der es mit Bewußtsein zu seinem Zwecke bildete, wie es von allem Geschaffenen gesagt werden muß und kann, soll uns hier nicht beschäftigen. Die Leiblichkeit des Menschen, das Instrument und Werkzeug, mit welchem und durch welches er die Richtung seines Geistes in sichtbarer Welt darstellt, mag in ihrem passiven Dasein, wie das unberührte Instrument sein natürlicher Zustand sein. Von der richtigen Erkenntniß der Absicht, des Zweckes, in und zu welchem der Schöpfer den Leib geschaffen, der Meister das Instrument gebaut, hängt nun der wahre oder der falsche Gebrauch des Leibes, des Instrumentes ab. Im Leibe wie im Instrumente liegen unentschieden die Disposition für Brauch und Mißbrauch, für Uebernatur und Unnatur, für Gesetz und Gesetzlosigkeit, für Harmonie und Mißlaut. Mit der Wahl des Menschen, des Künstlers, wie er den Leib, das Instrument gebrauchen will, ist er schon aus dem Gebiete des bloß Natürlichen in jenes des Geistigen, auf das Gebiet der moralischen Weltordnung in's Reich des Uebernatürlichen oder des Unnatürlichen, jedenfalls des Außernatürlichen herausgetreten. Mit der Wahl hat alle Indifferenz aufgehört.

Die Erscheinung des Seins oder seine Darstellung ist die Kunst. Das absolute Sein ist Gott: Die reine, ungetrübte Schöpfung, die sichtbare Offenbarung seines Seins außer ihm ist sein Werk, das allerhöchste Kunstwerk. Nicht was der Ewige vor der Erbsünde dem Menschen verbarg, gehört zur Erkenntniß Gottes, sondern das, was er ihm zeigte und offenbarte. Die Wissenschaft von jenen Dingen, welche damals dem Menschen verhüllt blieben, ist eine Folge der Schuld, wie das Gefühl der Nacktheit der ersten Eltern, eine Wissenschaft, deren Lehrer der leibliche Tod ist, deren Pflege aber das Festhalten an der Offenbarung um so dringender

erhascht, als Einer, der ohne Kenntniß des Urhebers und des Zweckes aus bloßer Neugierde das Instrument auseinander nimmt und in seine Theile zerlegt, nie zur Erkenntniß seiner Bestimmung gelangt: da einem solchen die Idee des Ganzen fremd blieb, wird ihm auch der Zusammenhang der Theile fremd bleiben, er wird zerstört haben, was er erforschen wollte. „Er hat die Theile all' in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." (Göthe's Faust.)

Die sichtbare Schöpfung verbirgt überall den Mechanismus und Chemismus der Erscheinung. Dieser Umstand ist für die Wissenschaft von unendlichem Werthe, und eine allgiltige Regel für die Kunst. Eine Obduction am lebenden Leibe würde dessen Ermordung sein, wie es die Processe der Scheidekunst, geübt an ihren Objecten, sind. Die sichtbare Schöpfung führt uns überall weg von der Materie zu einem Leben der Idee, zu einem geistigen Inhalte körperlicher Apparate, welche wir allein vielleicht, gegenüber von Unnatur und Uebernatur, schlechthin Natur nennen dürfen. Die Wissenschaft sowie die Kunst müssen das Factum der Erbsünde anerkennen, wenn sie nicht in sich selber zu Grunde gehen sollen. Die Wissenschaft soll an der Heilung der dort erlittenen Schäden mithelfen, die Kunst, die dort verlorenen Ideale wieder suchen. In der, der Sünde gegenübergetretenen Erlösung ist für beide das Vorbild gegeben, beiden ihr Weg gewiesen.

Das Geschrei nach freier Wissenschaft, nach einer sich selbst Zweck seienden Kunst, geht — ob es nun ausgesprochen wird oder nicht — auf Beseitigung der Schranken der Offenbarung in Glaube und Sitte, und hat sein Analogon in der Schrift. (Genesis C. 3. V. 1.) Es gleicht auf ein Haar dem Schlangenworte: „Warum hat Gott euch verboten, von allen Bäumen des Gartens zu essen?" — Nichts Neues unter der Sonne! — Die ersten Menschen glaubten dem Widersacher, indem sie den Glauben an Gott und seinem Sittengesetze treulos wurden; bald wanderten sie, denen der alte Drache als Lohn für ihren Abfall vom Ewigen Gottgleichheit verheißen hatte, in Thierfelle gehüllt, den Todeskeim in sich tragend, aus dem Garten in's Elend. Welcher Art mag die Erinnerung der Menschenmutter an das Schlangenwort: „Ihr werdet nicht sterben" gewesen sein, als sie an der kalten blutigen Leiche ihres Abel die Hände rang. Wie mag den ersten Eltern die Vermehrung ihrer Erkenntniß durch die Wissenschaft des Bösen vorgekommen sein, als

ihr Erstgeborner die Laufbahn der Menschengeschichte als Mörder, als Brudermörder eröffnete.

Die Abwendung von der Offenbarung kann, abgesehen von der seelenverderblichen Seite solcher Abkehr, in der Wissenschaft und Kunst für beide nur verderblich wirken. Daß die Offenbarung nie das Hemmniß nützlicher Forschungen, wichtiger Entdeckungen war, weiß jeder ehrliche Denker, sowie daß es unehrlich ist, die Sache anders darzustellen. Von allen Lehrgebäuden menschlichen Scharfsinns in Philosophie und Kosmologie unterscheidet sie sich durch Tiefe, Allgemeinheit und zwingende Konsequenz, sobald ihr die unabweisbare Voraussetzung moralischer Würde und unbedingter Wahrheitsliebe nicht verkümmert wird.

Wir haben in unserer höchst merkwürdigen Zeit eine sehr zahlreiche Gilde von Wissenschaftlern, welche die freie Wissenschaft ohne alle Schranken bis an die äußersten Gränzen des Menschenmöglichen erweiterten, so daß sie auf ihrer gelehrten Laufbahn mit Spiegelberg, Ratzmann und Schufterle Chorus machen und einstimmen können in den Hymnus: „Ein freies Leben führen wir ꝛc. ꝛc." Als Schiller seinen „Franz Mohr" dichtete, wollte er ein Scheusal zeichnen, das seine Philosophie etwa in den Worten ausspricht: „Der Mensch stammt vom Drecke, ist Dreck und macht Dreck, und wird zu Dreck, bis er zuletzt als solcher an den Schuhsohlen seiner Nachkommen klebt." Pfui doch! wie unendlich viel manierlichen sagt dasselbe Herr Vogt. Und wie würdigt man in Ländern, wo freie Institutionen angestrebt werden, diese Geisteorichtung! Fand nicht einer der würdigsten Vertreter dieser f r e i e n Wissenschaft ein zartes Entgegenkommen als Lohn für seine Bestrebungen und als hoffnungsreiches Feld zur Verbreitung seiner Weisheit im letzten Decennium sogar eine Lehrkanzel in — Turin! — Das ist doch ein großer Fortschritt seit Schiller — in nicht gar zu langer Zeit.

Die Wissenschaft beschreibt uns die Resultate ihrer Forschungen, aber Beschreibungen sind keine Erklärungen. Es ist denkbar, daß der Natur durch die der Wissenschaft zu Gebote stehenden Forschungsmittel Ergebnisse können abgepreßt worden sein, welche keinen höhern Werth haben, als Geständnisse auf der Tortur gemacht. Wer bürgt dafür, daß dies Mittel gerade das rechte war, oder das einzige: Du kannst sagen: für mich war es das einzige, weil ich kein anderes wußte, nie aber kannst Du sagen: es gibt nur dieses einzige, und

eben so wenig kannst Du behaupten, daß das Ergebniß der Forschung das einzige, ja auch nur ein wesentliches von dem sei, das erforscht werden sollte.

Auf der Grundlage eines Gegebenen beruht alles Streben geistig freier Naturen. Ihre Freiheit besteht zunächst darin, daß sie mit dem Gegebenen haushalten, es weiterbilden, veredeln oder verunstalten und vergeuden können.

Für den Menschen ist nun sein eigenes Selbst das Gegebene, seiner Freiheit ist es überlassen, welche Richtung er diesem Selbst geben will. Das Wort Richtung selbst mahnt an sich schon an den richtigen Gebrauch seiner Freiheit und an den Richter nach erfolgter Entscheidung, durch welche in seinem Wesen sich eine Scheidung vollbringt, welche ihr Original im Doppelwissen des Guten und des Bösen, verheißen von der Schlange am Baume der Erkenntniß, findet.

Von der Richtigkeit unserer freigewählten Stellung hängt nun auch die Correctheit unseres Verhältnisses zu den Dingen außer uns ab, und von dieser die Verläßlichkeit und Wahrheit unserer Anschauungen. Die philiströsen Auffassungen ungläubiger Naturforschung könnten für ein lichteres Auge komisch erscheinen, wenn dieß bei dem furchtbaren Ernste der Sache statthaft wäre. Die sogenannten Naturgesetze, ein Wort, welches für eine gewisse Begriffsbestimmung vielleicht unentbehrlich ist, werden von der ungläubigen Forschung in ganz falscher Weise gefaßt, und können, ohne ihr höheres Analogon im Moral- oder Sittengesetze, nimmermehr richtig verstanden werden. In die unfreie Natur sind sie hineingelegt von dem, der den freien geistigen Naturen in Bezug auf jene sowohl, als auf sich selbst das höhere Moralgesetz vorgeschrieben. Keineswegs aber sind es solche Gesetze, in denen der Urheber der physischen und moralischen Weltordnung sich selber eingengt und in Bande geschlagen, sich jeder freien Schaltung mit ihnen begeben. Gesetze sind es für die Natur und für uns, nicht aber für ihn, den Gesetzgeber, darum ist auch die Leugnung dessen, was wir Wunder nennen, so unsäglich albern.

Wenn unser Verhältniß zur unfreien Natur schon ein so freies, ungebundenes, von unserer Selbstbestimmung so vielfach abhängiges ist, wie vielmehr das Verhältniß ihres Schöpfers und Urhebers. Ueberall bietet uns der Gebrauch, den wir von den sogenannten Naturgesetzen machen, ein dunkles Analogon von dem, wozu sie ihr Ur-

heber jeden Augenblick gebrauchen kann, und vielleicht ohne daß wir es sehen, gebraucht.

Wenn wir es ein Naturgesetz nennen wollen, daß ein Waizenkorn in der Erde vermodernd einen Halm mit einer körnerschweren Aehre hervorbringt, so ist der Anblick eines Waizensaatfeldes keineswegs bloß mehr die Darstellung eines Naturgesetzes, sondern der freien Benützung dieses Gesetzes von Seiten der Menschen. Ein Moral-Gesetz, die Arbeit, hat sich hier mit einem Naturgesetze verbunden, und ist so zu einer Darstellung des Doppelwesens des Menschen auf dem untern Grunde seiner Selbsterhaltung geworden. Keiner wohlwollenden geistigen Begabung kann es fehlen, an dieß einfache Bild eine Kette von Schlüssen zu knüpfen, welche ihn von der Natur zu Gott, nicht aber von ihm weg zum Kothe eines Materialismus zu führen geeignet ist, der nirgend anders als in den Köpfen einiger wahrhaft unglücklichen Menschen existirt.

Wie die Natur nirgends als ein in sich selbst abgeschlossenes autonomes Ganzes vernünftiger Weise kann gedacht werden, so daß ihr Wesen erst aus den Nebenbegriffen von Ueber- und Unnatur einigermaßen kann festgestellt werden, so kann das unablässige Eingreifen jener beiden Nebenbegriffe in dieß ihr Wesen nur von der Unvernunft geläugnet werden.

Die Natur, von Gott auch nur einen Augenblick allein oder sich selbst überlassen, würde in diesem Augenblicke zum Cadaver werden. Die Gesetze Gottes sind zwingend für die unfreie Natur, und deßhalb in gewissem Sinne Naturgesetze zu nennen, den freien Naturen gegenüber werden sie zu Moralgesetzen, zuerst in einem niedrigern Sinne, zur Förderung und Abwehr des Gedeihlichen und Verderblichen zu Schutz und Trutz, durch deren Befolgung vorerst die Möglichkeit der Existenz, auf welcher ein höheres, geistig freieres Leben, ein Zusammenleben mit Gott sich erbauen soll, von welchem Leben aber auch, vermöge der Freiheit, ein Abfall stattfinden kann.

Nirgends in der gesammten Menschengeschichte und ihren Jahrtausenden ist auch nur eine Minute eines bloß natürlichen Lebens zu finden. Wir müßten denn den Urzustand der ersten Menschen vor der Verschuldung in der naiven kindischen Umdichtung des Heidenthums zum goldenen Weltalter als solches uns gefallen lassen.

Wenn wir den tiefsten Grundzug aller Wesen, welcher im Menschen zum klaren Bewußtsein erwacht, als den Glückseligkeitstrieb

bezeichnen dürfen, und diesen Trieb auf das Gebiet der Natürlichkeit stellen, so werden wir hiedurch auf der Stelle durch die Wirklichkeit auf ein außernatürliches Gebiet hinübergedrängt, denn diesem Triebe wird nirgends und niemals seinen Ansprüchen gemäß genügt. Glückseligkeit ohne alle Unterbrechung: so sagt der Trieb, aber auch ihm liegt nicht die bloße Natur, sondern der Gedanke unserer ursprünglichen Bestimmung zum Grunde. Daß der Zustand der Wilden kein Naturzustand, sondern ein Zustand der Herabgekommenheit, der Verwilderung sei, ist hundertmal selbst aus den dunklen Erinnerungen, welche unter den meisten von ihnen an einen früheren besseren Zustand sich erhalten haben, nachgewiesen. Die sogenannten natürlichen Triebe, welche der Mensch mit dem Thiere theilt, und welche beim letztern immer in einer gewissen Regelmäßigkeit und Angemessenheit erscheinen, zu welch furchtbarer Unnatur kann der Mensch sie mißbrauchen und entstalten.

Die der unfreien Natur gegebenen Gesetze sind in sie gelegt, bilden ihr Wesen. Bei den freien Naturen erheben sie sich zu Pflichten. Sie verlassen den Boden der Naturwesen niederer Ordnung, und greifen in die Uebernatur hinüber. Die Gesetze der Menschennatur, welche sich an seine Freiheit wenden, sind Sittengesetze, denen gegenüber er jedenfalls den Standpunkt des vulgären Naturbegriffs verlassen muß, und durch deren Beobachtung oder Verletzung er einen außernatürlichen, den übernatürlichen oder unnatürlichen Boden betritt.

An der Spitze der Negationen, mit welcher das menschliche Dasein und Leben dem angebornen Glückseligkeitstriebe feindlich entgegentritt, steht — der Tod.

Ueber allen Natürlichkeiten, welche unserm Menschenwesen unläugbar innewohnen, anerschaffen sind, selbst über dem Glückseligkeitstriebe, steht als die allernatürlichste: die Liebe zum Leben. In ihr liegt zugleich etwas Heiliges, etwas Göttliches, etwas von jener Liebe zum Leben, welches aus dem Urquell seiner göttlichen, ihm selbst innewohnenden Lebensmacht unter und neben und außer sich Leben schafft und erhält. Diese Liebe zum Leben ist von Seiten Gottes der Grund aller Schöpfung, der creatürliche Begriff in seiner ursprünglichen Allgemeinheit als Leben schaffend und Leben erhaltend. Sie ist die Natur auf der höchsten Höhe der ihr angewiesenen Rangstufe, — und nun der Tod! — jede Fiber der Creatur sträubt

sich auch nur gegen den Gedanken an ihn. Der Glückseligkeitstrieb, und die Furcht und Scheu vor dem Tode sind die am schärfsten ausgeprägten Charactere und Züge an allen Lebendigen, der Grundtypus der Natur und alles Daseins und Lebens. Wer will das läugnen? Seligkeit und Unsterblichkeit sind also, an sich, nichts weniger als übernatürliche Zustände, vielmehr sind sie das eigentlich Natürliche. Sollen nun Unseligkeit, Unglück, Krankheit, physisches und moralisches Elend jeder Art und endlich der Tod ebenfalls natürlich sein? Nimmermehr. Sie sind das Gegentheil davon, Unnatur. Sie werden dadurch, daß sie sich unablässig wiederholen, das Material des Lebens und der Geschichte bilden, ebensowenig zur Natur, als die unaufgesetzte Lüge jemals zur Wahrheit wird. Alle Naturwissenschaft und alle Philosophie irrt so lange, bis sie ihren Ausgangspunkten diese unabweisbaren Prämissen zu Grunde legt.

Die Einheit des Menschengeschlechtes, die Thatsache eines in seinen Anfängen stattgefundenen, alle nachherigen Entwicklungen involvirenden Bruches, als Grund und Ausgangspunkt aller Religionsformen und Unformen, sowie des gesammten Characters aller Geschichte, ist — Dank einer echten, tiefgehenden, redlichen Wissenschaft, kein Gegenstand der Discussion mehr. Wer das Wort Humanität ausspricht, hat mit demselben auch den Begriff der Religion genannt, denn abgesehen von der sprachlichen Analogie der Worte Humus und Homo, oder Mens und Mensch, ist der Begriff des Menschen von seiner Geschichte, und diese von der Religion gar nicht zu trennen. Selbst der Versuch, dieß zu thun, die Anstrengungen, welche gemacht werden, dem unabweisbaren Lichte im Namen des Lichtes und der Wissenschaft aus dem Wege zu gehen, und in selbstgeschaffener Finsterniß sich einzubürgern, finden ihre Erklärung in der ersten freien That des Urmenschen, oder in der Religionsgeschichte.

Für die Wissenschaft gibt es wie für die Kunst, einen unentbehrlichen Idealismus! Es ist dieß jener getrübte, gestörte, erschwerte, und doch nothwendige innige Lebensbezug zu Gott, der, gleich dem Wanderer und Reisenden, das Ziel sammt dem Zwecke der Reise schon vor Augen hat bevor er noch die Wanderung beginnt. Vor dem Geistesauge des großen Columbus schwebte die neue Welt ehe er ihre Ufer begrüßen konnte, — aber die Ziele sind verschieden, und wurzeln in der moralischen Welt. Noch nie, so lange die Erde steht, hat Liebe zur Wahrheit einen Menschen von Gott abgeführt.

Es ist ein unumstößliches Axiom, daß menschliche Wissenschaft und göttliche Offenbarung nie in Collision mit einander kommen können, denn wo die eine aufhört, fängt die andere an.

Der Mensch ist immer, was er ist, und da der Dualismus seit der Schuld in seinem Wesen Platz genommen, ist er kein unbefangener Forscher seiner eigenen Wesenheit mehr, wenn er diese Wahrheit vergießt, ist er nicht bloß ein Befangener, sondern ein Gefangener seines eigenen Selbst.

Ehre und Respect vor aller wahren Wissenschaft und Kunst, aber es ist unleugbar wahr, das sie ihre Namen hergeben müssen, um das traurige Holz zu bilden, auf welchem die unzertrennlichen Früchte der Hoffarth und Dummheit wachsen. Wie oft hat man es gewagt, die Weltkirche, welche alle Wahrheitstrümmer aller Völker und Zeiten, in einer großen allgemeinen oder katholischen Gesammtheit faßt, eine Verdummungsanstalt zu nennen.

Der Kniff, der darin liegt, die Kräfte, welche zum Auf- und Ausbau innerer Gottesstädten in der Herzens- und Gemüthswelt von Tausenden verwerthet werden sollten, in erfolgloser Vertheidigung unbestreitbaren Besitzes abzunützen, hat in der dießseitigen Welt nur seine Handlanger. Sein Erfinder haust jenseits der Sterblichkeit, fern dem Leben, das in Gott ist.

Dem Menschengeiste, welcher vom Centralleben Gottes ausgehend, in Wissenschaft und Kunst tieferem Forschen, höherem Fluge sich zuwendet, wird von dort her, wo das Leben seines Prinzips beraubt, nur mehr Existenz ist, zugerufen: Dein Standpunkt ist ein zu enger, beschränkter, unfreier. So wird seine Freiheit, die er in der unmittelbaren Nähe des Cirkelfußes, von dessen Stellung alle Peripherien und alle Radien ausgehen, von dessen Verrückung, selbst im kleinsten Maßstabe, die Verschiebung und Verschiefung des Weltganzen abhängt, diese seine Freiheit auf dem Boden der Offenbarung, welche durch den Glauben zum Schauen führt, und der Weg ist zu aller unmittelbaren Anschauung, diese Freiheit, vom Befreier und Erlöser ihm erworben und das Steuerruder und den Compaß bildend auf der Fahrt durch das kurze Menschenleben, ihm als Hemmniß dargestellt, dessen er sich abthun müsse, um unbefangener Entdeckungs-Lust nachzugehen. Verfällt der Menschengeist dieser Verlockung, läßt er sich vom Verführer, ohne Compaß und Steuer hinausstoßen in das uferlose Meer der Dinge — dieß gilt vor allem von den Naturwissenschaften,

und auch von der Kunst — dann hilft kein Teleskop und kein Mikroskop, den hinter beiden stehen wieder endlose und zahllose Unendlichkeiten. In ihnen hat er seinen Gott und sein Heil verloren, er ist in ihnen untergegangen.

Alles gedeihliche Wissen und Können, oder Wissenschaft und Kunst muß sich auf dem Gewissen und den Erkenntnissen, die der Glaube gibt, erbauen. Mit Glauben, dem Ersatze verlorenen ursprünglichen Schauens, muß der Forscher gerüstet sein, wenn er mit dem Secirmesser am Tode den Geheimnissen des Lebens nachspürt; der Glaube muß ihn erinnern, daß der Tod kein natürlicher Zustand ist, und daß es einst ein Schauen ins Wesen der Dinge gab, gegen welches das höchste erreichbare Wissen nur elendes Stückwerk ist.

In der Bibel heißt es nicht: „Da führte Gott dem Adam die Thiere vor, damit er ihnen Namen gebe nach Laune und Willkühr, oder nebelhafter Erkenntniß," sondern „damit er sehe, wie er sie nenne." Jene unter unmittelbarem göttlichen Einflusse geschriebenen Blätter: selbst Resultate ursprünglichen Schauens, sind in ihren leisesten Wendungen von der allertiefsten Bedeutung, und jenes — damit er sehe — deutet auf das ungetrübte Schauen in die Wesenheit der Dinge, was durch den Nachsatz bestätigt wird: und wie Adam die Thiere nannte, also war ihr Name. Die Dinge, richtig und tief erkannt, wurden mit ihrem rechten Namen genannt. Erst durch den Sündenfall oder die Wissenschaft des Guten und Bösen stellt sich der Wahrheit die Lüge an die Seite. Nun können die Dinge auch anders genannt werden als sie heißen, Unwissenheit kann Bildung, Geistesfinsterniß kann Aufklärung genannt werden. Die Natur ist es nicht, die sich dagegen sträubt, es ist die Uebernatur, die solches verbietet, die Unnatur, die es dennoch thut.

Mag die Unnatur mit unzähligen minutiösen Kenntnissen sich behängen und auf der Grundlage unserer Oberflächlichkeit, die auch ihr Werk ist, ihren Himmelssturm in Scheinbemeise gegen das Dasein des Himmels verstecken; ewig bleibt es wahr, daß der Begriff der Natur nur aus den Nebenbegriffen der Ueber- und Unnatur kann geschöpft werden, sofern es für einen Augenblick erlaubt ist, die Uebernatur einen Nebenbegriff zu nennen.

Alle Ordnung der Dinge ist moralischer Beschaffenheit und besteht in richtiger Ueber- und Unterordnung. Wo dieß richtige Verhältniß gestört wird, entsteht Unordnung. Die Ordnung aber ist

ein Werk des Ordners, ein Produkt des Herrschens über widerstreitende Kräfte und Elemente. Daher ist auch der creatürliche Zustand, den wir aus Gewohnheit den natürlichen nennen, durchaus nicht natürlich im Sinne der Materialisten, sondern wie ihn edlere Geister, ein Baco, ein Keppler, ein Klopstock und andere auf allen Gebieten des Geistes nannten und nennen: Allmacht und Wunder. Die Art, wie ihn die Heiligen der Kirche fassten, liegt höher am ewigen Quell der Dinge. Wer an der Hand der Gnade den steileren Pfad ihnen nach klimmt, wird auf höherem Standpunkt höhere Wahrheiten finden. Keine Ordnung im Einzeln- und Völkerleben erwächst aus einer bloß passiven Hingabe an den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Jede wahre Ordnung ist das Resultat eines Sieges und folglich eines Kampfes gegen widerstreitende Kräfte. So ist auch die Unterlage des geschichtlichen Menschengeschlechtes seine Naturoasis, die es in ihrer feinsten Essenzialität durch seine Leiblichkeit an sich trägt, nicht einer starren rohen, willen- und deßhalb gesetzlosen Naturkraft anheimgegeben. Die Zügelung, Leitung und Beherrschung, welche der Ewige vom Menschengeiste, seiner Leiblichkeit gegenüber, durch sein heiliges Sittengesetz verlangt, und zwar zu seinem Heile verlangt, besorgt er selbst auf jenen Gebieten des allgemeinen Naturlebens, die außer dem Bereiche des Menschen liegen, nicht wie der Mensch durch Kampf und Sieg, oder durch Gesetze, deren es nur für freie Wesen gibt, die eine Wahl haben, und diese Gesetze auch übertreten können: sondern durch Fesseln, welche nur er brechen kann, und wahrscheinlich brechen wird, wenn die Zeit der Gnade verronnen ist, und er die Welt zum Untergange reif erachtet. Dann werden jene wilden, willenlosen Kräfte, die seine Barmherzigkeit bisher in Banden hielt, die sklavischen Vollstrecker, die unbezähmen Henker seiner Gerechtichkeit sein.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

Dem redlichen Forscher offenbart sie viel leichter etwas von dem, was sie bedeutet und darstellt, als was sie an sich ist, der Physiologe, der Anatom findet viel eher und entschiedener den Zweck als das Wesen, das immer und immer sich seinen Blicken entzieht und hinter neue Geheimnisse flüchtet. Die Zwecke aber, welche sich ihm darstellen in den höheren und niederen Organen, sind nicht letzte Zwecke, sondern nur Fähigkeiten, Werkzeuge für ein höheres, freies, geistiges Leben und Dasein. Soll der Inhalt der Hirnhöhle als der materielle Träger der geistigen Thätigkeit betrachtet werden, so liegt das Bestim-

mende, Richtunggebende zuletzt eben so wenig in ihm, als in der Hand als solcher die Bestimmung liegt, ob sie schreiben, malen, musiziren, den Pflug oder das Schwert führen, ob sie stehlen, morden oder Almosen spenden und Kranke pflegen soll. Während so die Natur wie ein willenloser Diener dem freien Geiste sich anbietet, steht der Geist am Scheidewege. Aber die Natur ist nicht indifferent. Seit der Schuld wohnt ihr ein Zug der Schwere, ein Zug nach der Tiefe und nach der Unnatur bei. Die Unnatur ist der bloßen Natur viel verwandter als die Uebernatur, darum ist, wo die Uebernatur scheidet, der Mensch nicht etwa bloß auf ein reines und selbstständiges Naturgebiet gestellt, sondern schon der Unnatur verfallen. Das Fleisch gelüstet wider den Geist (Paulus), die Leidenschaften erscheinen ihm als natürlich, Rache, Wollust, Egoismus jeder Art erscheinen gewissermaßen als berechtigt, während die Pflichten als Lasten sich darstellen. Je mehr die Uebernatur weicht, je größeres Uebergewicht gewinnt die Unnatur. An die Stelle der Bande, welche von der Uebernatur uns als Pflichten auferlegt werden, tritt mit dem falschen Freiheitsbegriffe das Geschrei nach Rechten.

Male, lieber Leser, Dir das Bild selber aus von einer Gesellschaft, welche der Pflichten so wenig als möglich erfüllen will, der Rechte aber nie genug haben kann, stelle Dir aber, diesem Tartarus am Lichte der irdischen Sonne gegenüber, auch jenes holde Bild lebhaft vor Augen von einem Geschlechte, das ohne auf Rechte zu pochen, treuer Pflichterfüllung sein Leben weiht.

Wie es des physischen Daseins und Lebens bedarf, und man erst Mensch sein muß, ehe man Kunst oder Wissenschaft üben kann, wie der Begriff „Mensch" in seiner noch unentschiedenen Allgemeinheit schon eine scharf umrissene Contour aller ihm erreichbaren Höhen der Uebernatur und Tiefe der Unnatur ist und seine Hingabe an die eine oder die andere an dem Grundtypus seines Wesens nichts ändern kann, so hat auch der ganze und volle Gebrauch der menschlichen Freiheit hierauf keinen Bezug, sondern bewegt sich innerhalb dieser unabänderlichen Wesensbegränzung lediglich in der Richtung und freien Selbstbestimmung dieses seines Wesens. Er kann nicht bestimmen, was ein Mensch ist, denn das ist gegeben. Er kann nicht darum streiten, ob er ein Mensch ist, ob nicht; mit einem Worte: er kann den Begriff des Menschen nicht aus sich hervorbringen, nicht machen, nicht erfinden; bestimmen aber kann er, vermög des

Dualismus, für dessen Vorhandensein die Begriffe von Wahl und Freiheit Zeugniß geben, bestimmen muß er, welch ein Mensch er werden und sein will.

Ist der Wille rein, so werden Studien oder Lebenspraxis ihn sehr bald zu den Lehren der Kirche führen und diese ihm ein Licht werden zur Erkenntniß der innern und äußern Welt. In ihrem Lichte werden ihm die Dinge (z. B. Kunst und Wissenschaft) zuerst in ihrem großen allgemeinen Rahmen als Begränzung ihres Wesens in der Erkenntniß dessen, was sie überhaupt sind und sein können, erscheinen, und bewahrt vor der Gefahr, in ihrem minutiösen Gezweige sich zu verstricken, wird ihm klar werden, was sie sein sollen.

Alle Freiheit ist ein moralischer Begriff, und bewegt sich innerhalb von Gesetzen, aus welchen er, auch in seiner zügellosesten Form nicht hinaus kann. Das ist der Sinn des vulgären Sprichwortes: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nach dem Dualismus des Lebens ist die Beschränktheit des Menschen zweifacher Art: das Heraustreten aus dieser Beschränkung von ganz verschiedener Wirkung. Die eine Schranke steht schützend zwischen ihm und der Unnatur, als das heilige Sittengesetz; die andere erhebt sich in seiner verderbten Natur als Folge der Erbsünde zwischen ihm und der Uebernatur. Die Schlüssel zu zwei verschiedenen Reichen heißen Gehorsam oder Ungehorsam, oder vielmehr durch beide, je nach der Richtung, die er ihnen gibt, geht er zwei verschiedenen Reichen zu, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, zur Uebernatur, oder zur Gebundenheit und Strafe, zur Unnatur. Von tausend Beispielen nur eins: Der Dualismus, welcher von außen den Menschen umgibt und beeinflußt, und in einer heiligen Lichtwelt und einer bösen nächtlichen Welt besteht, hat im Innern, im Wesen des Menschen, sein Analogon in jenem Zwiespalt, den Paulus ein doppeltes Gesetz nennt, ein zweifacher Gehorsam und Ungehorsam, ein zweifaches Dienen, aber nur ein einfaches Herrschen von Seiten des Menschen. Herrschen kann der Mensch nicht allein über alles was ihm nach göttlicher Anordnung unterworfen ist, sondern auch über alles, das er sich zu unterwerfen die Macht hat, und diese Herrschaft ist ein Reflex seines ursprünglichen Berufes „daß er herrsche über die ihn umgebende niedrigere Schöpfung" (Genesis). Dienen nach Oben und herrschen nach Unten, das war und ist noch immer die Ordnung. In ihr sollte sein Wesen sich festigen und seine Natur werden. Nach der Schuld

ist dieser Zustand zur Uebernatur geworden, welche nur durch Kampf erreicht wird. Die Unnatur, welche den Gesetzen Lockungen gegenüber stellt, usurpirt endlich über ihn die Herrschaft, wenn er, jenen Gesetzen treulos, diesen Lockungen folgt. Von irgend einem Herrscher, irgend einer Freiheit ist dann fast nimmer die Rede.

Diese Sätze sollten unser Beispiel einleiten, wir nehmen dasselbe vom Trunkenbolde her, welcher selbst gegen seine bessere Einsicht mit fast unzerreißbaren Fesseln an seine Laster gebunden ist: oder soll diese Gebundenheit vielleicht Herrschaft nach oben, die Uebertretung ein Sieg über das Gesetz sein, und die Knechtschaft nach unten eine Herrschaft nach oben begründen: Hat der Uebertreter aus der Schranke des Gesetzes hinaus den Fuß auf ein Gebiet der Freiheit gesetzt? Keineswegs. Indem er Empörer ward, ist er auch Sclave geworden. Das göttliche, heilige Sittengesetz schwebt in unerreichbarer Höhe für den treuen Beobachter als Lichtweg zur Freiheit, zum Heile, als verderbenschwangere Wetterwolke über dem Haupte des Uebertreters. Segenreich wirkt es für den Ersten als Schutz und für den Andern als Strafe, wie es auch die Ausdrücke: unter dem Schutze des Gesetzes stehen, und dem Gesetze verfallen sein, klar besagen.

Die Wissenschaft spricht von Denkgesetzen, von Naturgesetzen, und unsere Zeit spricht viel von einer freien Wissenschaft. Soll diese Freiheit nun durch Beseitigung jener Gesetze errungen werden, so wird, wie eben gezeigt wurde, die Befreiung zur Uebertretung mit allen Folgen derselben. Sollen die Denkgesetze solche sein, die das Denken regeln, oder solche, die der Denker den Gegenständen seines Forschens gibt und vorschreibt. Im erstern Falle erkennt der Denker sich selbst unter einem Gesetze stehend, dem er sich beugt. Im zweiten Falle sollen die Dinge sich seinem Denken bequemen, in welchem er ein höchstes Gesetz, und, sich als den Gesetzgeber erkennend, sich von der Freiheit befreit, die in der Wahrheit ist, von welcher die ewige Wahrheit, da sie als Mensch unter Menschen wandelte, gesagt hat: Die Wahrheit wird euch frei machen. Der christliche Glaube, auf die Geschichte gestützt, ist zwingend, wäre er natürlich, er würde von Allen getheilt werden.

Die letzte Art Leute liebte es, sich Freidenker zu nennen und nennen zu hören, ein klangvoller Name im Ohre der Unwissenden, der aber doch eine Wahrheit enthält, nämlich die, daß sie frei von

der Freiheit und frei vom Denken sind. Die vielgerühmte Gedankenfreiheit gehört auf dasselbe Capitel.

Nach den Denkgesetzen kommen die Naturgesetze an die Reihe. Das müssen nun wieder solche sein, die den Urheber der Natur in Zaum und Schranken halten, und ein freies Eingreifen in sein Werk, das wir Wunder nennen, weil es seltener ist, als eine Unmöglichkeit hinstellen. Mit diesem Gott in der Zwangsjacke seiner eigenen Werke, den unabänderlichen Gesetzen der Natur, mit diesem Phantasiegotte aus der Werkstätte der Unnatur wird nun zu Felde gezogen unter großem Geschrei gegen den Gott der Offenbarung, und der unläugbare Satz, daß menschliches Wissen und göttliche Offenbarung, wenn beide richtig gefaßt werden, nie in Collision kommen können, wird nun Lügen gestraft, indem man eben beide unrichtig faßt. Mit ernster, bekümmerter Forschermiene richten Solche, die nicht wissen was sie glauben sollen, und nicht glauben was sie wissen sollten und könnten, jene unübersteiglich scheinende Schranke zwischen Glauben und Wissen auf. Aber wissen sollten sie, daß unser Wissen im Verhältnisse zu den Gegenständen auch einer vernünftigen Wissenschaft unendlich wenig ist und wenig bleiben wird. Wissen sollten sie, daß keine Wissenschaft fertig ist, und es lächerlich ist, aus dem Zwielichte mehr als lückenhafter Erkenntniß heraus, apodictische Machtsprüche zu ertheilen. Wissen sollten sie, daß Glauben und Wissen zwar ganz verschiedene aber an und für sich keineswegs feindliche Erkenntnißquellen sind, weßhalb sie nicht versöhnt zu werden brauchen, aber auch nicht vermischt werden sollen.

Wenn Goethe seinen „Faust," nachdem er erklärt hat, mehr zu wissen als — alle die Laffen — ausrufen läßt: „Ich fühle, daß wir nichts wissen können," so liegt in diesem Geständnisse mehr, als wahrscheinlich selbst der Dichter geahnt hat, wenn er auch später in der Scene der Osternacht die Welt des Glaubens an die Gemüthswelt seines Helden heranführt: es liegt darin die Wahrheit, daß alle höheren Erkenntnisse des Menschen nicht im Wissen, sondern im viel tieferen Schauen zu suchen sind, das aber verdunkelt wurde: zu welchem Schauen wieder nicht die Wissenschaft, sondern der Glaube führt, und daß es ein Verbrechen ist, zu erlaubtem Besitze auf unerlaubtem Wege zu gelangen. — „Wehe dem, der zu der Wahrheit kommt durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein." (Schiller, „Das verschleierte Bild zu Sais.")

Die bessere Wissenschaft unserer Tage ist überreich ausgestattet mit Mitteln, die zum Schauen führen können, aber, wohlgemerkt, durch den Glauben, zu welchem eine tiefe, allgemeine und umfassende Wissenschaft, gestützt auf die Voraussetzung aller richtigen Erkenntniß — den redlichen Drang nach Wahrheit — auch immer führt. Der Werth eines Dinges bestimmt sich durch den Grad seiner Zweckmäßigkeit, die Zweckmäßigkeit bestimmt sich nach der Willensrichtung, und steht unter doppelten entgegengesetzten Einflüssen. Da wird nun wunderlich gespielt mit den Stoffen und Kräften aus dem Menschen heraus, und von außen. Für jeden Menschen wiederholt sich in universaler Weise die Scene am Baume der Erkenntniß. Dort wurde die Entzweiung im Doppelwissen des Guten und des Bösen als Vermehrung der Erkenntniß angepriesen; denn zwei ist mehr als eins, auch bekam die Erkenntniß, welche vorher, in unbedingtem Glauben an Gott, in unbedingter Hingabe an das Gute eine tief allgemeine war — durch die Treulosigkeit einen andern Namen, den des Wissens. Zu spät wurde und wird bemerkt, daß durch die Vermehrung der Eins in die Zwei der Begriff der Einheit und Harmonie verloren geht, und die Entzweiung, der Zwiespalt (Dualismus) Besitz vom Menschen genommen. In der deutschen Sprache haben wir ein hübsches Bild für diesen Begriff. Hat ein einheitliches Kunstwerk, Statue, Instrument, kostbares Gefäß, durch Zerstörung seines ursprünglichen Zweckes und Gedankens eine Vervielfältigung in tausend Trümmer erfahren, so drücken wir dieß einfach durch die der Einheit folgende Zahl aus, und sagen: Es ist entzwei.

Entzwei auf ewig bleibt der Begriff der Natur Jedem, der den Begriff in ihrem dermaligen Zustande allein, und nicht mehr bei der Creatur, welche ihn zum Creator führen muß, sucht und zu finden hofft.

Was für den Menschen natürlich genannt werden kann, ist alles das, was an seinem Wesen von der ursprünglichen Absicht des Schöpfers noch haftet, ist alles das, was an ihm noch Zeugniß gibt, von ihm anerschaffenen Fähigkeiten, Trieben und Ahnungen: dahin gehören der Glückseligkeitstrieb, die Liebe zum Leben, die Freiheit des Handelns. Der in diesem Sinne natürliche Mensch aber begegnet im Laufe seines Daseins einer Kette von Widersprüchen, die sein eigenstes Wesen verneinen, sie sind also eine Verneinung seiner Natur, folglich unnatürlich oder außernatürlich.

Es gibt keinen abstrakten, exclusiven Naturbegriff mehr, darum kann es auch keine von der Offenbarung abstrahirende vernünftige Naturwissenschaft mehr geben. Die Welt, in welcher das Menschengeschlecht sich bewegt, ist eine moralische, über- oder unnatürliche, jedenfalls auf einer Naturbasis ruhende außernatürliche Welt, und diese Naturbasis ist wieder nicht natürlich im Sinne verkommener Wissenschaft, sondern im Sinne der Offenbarung. Ganz stupid aber ist jene heute so verbreitete Wissenschaftlichkeit, welche die Mystik des Lebens und der Natur aus der Natur heraus natürlich erklären, und so den Mysticismus für immer verbannen will. Mit etwas Physik, Chemie wird dieser Himmelssturm unternommen, und den andern, die noch mit Ahnungen und Geheimnissen sich tragen, zugerufen: „Es geht alles natürlich zu."

Ein schrecklicher, wieder nur unter dem Lichte der Offenbarung in seiner ganzen unheimlichen Unnatürlichkeit erkennbarer Zug ist die Abkehr — wir möchten sagen — die Flucht vor allen unser eigenstes Selbst, unser Menschenwesen, unsere Bestimmung, unsere Aufgabe, unsere Zukunft betreffenden, vor allen anderen brennenden Fragen. Es deutet auf eine eigene ganz gewiß nicht natürliche Form von Tod und Erstorbenheit, daß diese Fragen so viele unserer Zeitgenossen nicht mehr brennen, daß sie, die dem bloß natürlichen Menschen im gemeinen, praktischen Leben die ersten sind, wo es ihre geringsten und letzten Ausläufe in's alltägliche Dasein gilt, den höhern eigentlichen Menschen kaum mehr zu berühren scheinen. Wenn der todtmüde Wanderer in der Wetternacht ein Obdach sucht, was wird er einem Begegnenden erwiedern, der ihm auf seine brennende Frage um ein solches zwar keine Antwort gibt, ihm aber breit auseinandersetzt, welche Eigenschaften die Gegend haben müßte, um den Flachsbau gedeihlich und lucrativ zu fördern, oder daß das Gefälle der Wasser ein zu geringes sei für Anlage von Spinnfabriken.

Hast Du den Kosmos gelesen, lieber Leser? und was lehrt er Dich über diese brennenden Fragen? Antwort: Nichts. Nun, er beschäftigt sich nur mit der Natur als solcher, und es ist wahr, die Humboldte kommen nicht alle Tage. Was lehrt er Dich von der Natur? Scharf zugesehen: ebenfalls nichts. Er hat in dem Buche ein wahres Brillantfeuerwerk von Specialkenntnissen, Forschungsresultaten, glänzenden Schilderungen, hypothetischen Fernsichten, die sich durch entgegengesetzte wieder aufheben, oder in eigenem Feuer aufleuchten, und in

andern verschwinden, vor Dir abgebrannt. Du hast nun ein Bild, eine Darstellung, zwar nicht von der Natur (denn die steht ruhig in ihre undurchdringlichen Schleier gehüllt), aber von ihm, dem großen Gelehrten, erhalten. Er hat erreicht was er erstrebt, er ist der große Forscher Humboldt. Du hast das Buch gelesen, das Feuerwerk ist verpufft, und geblendet von ihm stehst Du in einer tiefern Nacht als früher, allen ungelösten brennenden Fragen gegenüber.

Die kindische Eitelkeit, die den Mann bestimmte, seinen von „Vorurtheilen" der Offenbarung unabhängigen und gerade deßhalb kleinen Geist mit der großen Natur zu illustriren, findet einen komischen Ausdruck in der von ihm veranlaßten Darstellung seiner Stube und ihres Zustandes — „als ich den Kosmos schrieb" — hieran können wir, ohne Varnhagen von der Ense, genug haben, und ohne dem Ameisenfleiße des Mannes Unrecht zu thun, ihn und sein Urtheil an seinen Platz stellen. Er hat diesen Darstellungen seiner Studirstube authographische Unterschriften beigefügt, wovon die eine dem Sinne nach (der Wortlaut steht uns nicht zu Gebote) ungefähr folgenden Gedanken enthält — auf einem gewissen Standpunkte der Naturforschung erscheine die Natur wie eine verborgene Symbolik, was sich aber beim weiteren Forschen als unrichtig erweise — eine gar nicht uninteressante Eröffnung. Dem Wanderer, welcher einen Gebirgszug überschreitet, bietet sich auf dessen Höhe die größtmöglichste Rundsicht, welche aber beim Weiterschreiten nicht vergrößert, sondern beim herabsteigen verkleinert wird und endlich ganz aufhört. Wer aus dem Umstande, daß er das Ziel überschossen hat, den Schluß zieht, daß es eigentlich kein Ziel war, macht aus seinem Ungeschick ein Gesetz.

Oder soll die freie Forschung dahin gehen, ein Ziel zu suchen, anstatt nach einem schon erkannten Ziele zu streben, was ein Gesetz des Lebens ist. Aber die freie Wissenschaft und Forschung hat ein Ziel, sie verfolgt es mit allen ihr sich bietenden Mitteln, und da mit einer Unterscheidung von erlaubten und unerlaubten Mitteln der Begriff von Freiheit, den sie vertritt, schon wieder als gebunden erschiene, so geht sie schrankenlos durch Dick und Dünn ihrem letzten Ziele entgegen. Natur und Geschichte, wie sie wirklich sind, widerstreben diesem ihrem Ziele, darum muß an ihnen die Fälschung vorgenommen, und etwas von beiden gelernt werden, damit die Fälschung eine scheinbar wissenschaftliche Basis und Stütze erhalte. Oft wird

sogar viel gelernt, um ein recht festes Bollwerk zwischen dem Menschen und allen dem, was er zu seinem Heile nothwendig wissen muß, zu errichten.

Wissenschaft und Kunst haben keine verschiedenen Objecte ihrer Thätigkeit, sondern nur eine verschiedene Darstellung derselben im Leben und für das Leben zur Aufgabe, Gott, Mensch und Natur, eine Trias, welche wieder nur von der göttlichen Trinität ihr Licht erhält, denn Gott ist Alles in Allem, kann nur Licht in der innern, in der oberen und in der Außenwelt verbreiten. Ohne Natur und Geschichte kann der Mensch nicht gedacht werden. Durch die Offenbarung kennen wir eine Macht — alle Geschlechter und Völker aller Zeiten haben sie gekannt und gefürchtet — eine Macht, die der Sieg des Christenthums zugleich gebrochen und vollends enthüllt hat. Eine Macht, die nicht will, daß der Mensch sich und über sich denke, sondern sein Inneres und Oberes über der Außenwelt vergesse. Diese Außenwelt nun muß aller auch in ihr liegenden unwiderstehlichen Fingerzeige nach innen und nach oben entkleidet werden. Was der Materialismus auf dem Gebiete der Natur, das thut die Geschichtsfälschung auf dem ihrigen, und all' dieser Höllenspuck heißt Wissenschaft. Mit der Philosophie scheint man, nachdem sie alle ihre Trümpfe ausgespielt hat, aufräumen und das Terrain einem materialistisch zugeschnittenen Empirismus überantworten zu wollen. Was diese Strömung des Zeitgeistes aus der Kunst macht, zeigt sich in unserer sogenannten schönen Literatur, in Theater, Musik und in den Gemälde-Ausstellungen. An die Stelle von Geist, Erfindungstiefe und ethischer Würde tritt ein mehr als bedenkliches Virtuosenthum, welches überall nur nach dem „Wie," nie aber nach dem „Was" zu fragen scheint. Näher zugesehen spielt das „Was" doch eine sehr wesentliche Rolle — zum Verderben.

Diesen Erscheinungen gegenüber wäre es ein sehr denkenswerther und wahrer Ausspruch, den Goethe seinen Mephistopheles thun läßt: „Den Teufel merkt dies Völkchen nie" u. s. w., hätte er ihn nicht in das Gewand des Scherzes gekleidet, was ja die ganze Zeitrichtung in Betreff dieses finstern Fleckes ihm nachthut: hätte er selbst ihn gemerkt.

Die Ausbildung des Menschengeistes nach oben und nach innen hat eine große Verheißung, nach welcher ihr die segenreiche Wirksamkeit nach außen als Zugabe und Lohn richtigen Strebens

zugesichert wird. „Suchet zuerst das Reich Gottes, alles Uebrige wird euch zugeworfen werden." Wenn einerseits diese Geisteseinrichtung als die schwerere, nicht natürliche, sondern übernatürliche, allerdings schon als Gnade muß bezeichnet werden, so ist doch mit Zuversicht anzunehmen, daß Keinem, der in reiner Absicht diesen Weg betritt, auch die zuvorkommende Gnade fehlen wird. Von was immer für einem Standpunkte aus er diesen innern Segen auf die Außenwelt überträgt, er wird ihm von außen zurückkommen in einem reineren Verständnisse von Natur und Geschichte. Der außerweltliche Standpunkt des Archimedes, von diesem nur auf die Natur bezogen, zugleich als ein gewaltiger und unmöglicher bezeichnet, wird sich ihm über die Natur hinaus erweiternd, nicht nur ermöglichen, sondern verwirklichen. Daß zum Bestande der Gesellschaft der Glaube an eine übernatürliche Ordnung und das Gefühl von Pflichten gegen sie gehört, muß dem Verstande einer Köchin, welche Ordnung hält, klar sein. Dem tiefern Geiste wird mit der Unabweisbarkeit dieses Satzes sich auch jene Seite von Natur und Geschichte erschließen, welche allen zugänglich, auch allen frommt.

Die Monumente der Geschichte sind gewaltig groß, viel größer als alle Myriaden von Welten und alle Millionen von Jahren, mit denen der Unglaube uns imponiren will.

Zunächst ist die Wahrheit Eine, und eine exclusive. Allerdings ist sie nicht allein da, aber was außer ihr da ist, ist Lüge oder Irrthum, das ist der Dualismus. Nichts ist so albern als der von so unendlich vielen sogenannten Gebildeten gehegte Irrthum, als könnten oder könnten sie außerhalb der Religion stehen. Wie der unveränderliche Grundtypus des Menschen die Verbindung eines Leibes mit einem Geiste ist, so liegt der Bestimmungsgrund unseres Doppelwesens in unserem Verhältnisse zum schöpferischen Urgeiste oder zu Gott. Sofern wir Geist sind, sind wir frei, d. h. zur Wahl, das sind zwei unendlich verschiedene Formen von Freiheit, die eine führt zur Knechtschaft der Finsterniß, die andere zur Freiheit der Kinder Gottes. Die Wahl des ersten Menschen fiel auf die Seite der Finsterniß und ist die Erbsünde, welcher kein Mensch, der geboren wird, sich entziehen kann. Nach diesem Vorgange wäre das Geschlecht in seinen beiden Repräsentanten, den ersten Eltern, untergegangen, sein Fortbestand ist die Intervention der Verheißung, die Religion, die die ganze Menschengeschichte umfaßt und ermöglicht. Nichts ist

wahrer als der Ausspruch Tertullians: „Die Menschenseele ist eine geborene Christin", sträubt sie sich hiegegen, und will sie es nicht sein, so bleibt sie es rücksichtlich ihres Wesens und ihrer Bestimmung dennoch, und kann nur eine verdammte, verworfene Christin werden, wie dem Uebertreter gegenüber das Gebot, die Pflicht nicht aufhört, wie der ärgste Verbrecher kein Teufel, der größte Heilige und Tugendheld kein Engel wird, sondern immerhin ein Mensch ist und bleibt.

So sind auch in gewissem Sinne alle Unformen und Irrthümer von der Wahrheit nicht essentiel, sondern nur graduel verschieden, denn im Irrthum, in der Unwahrheit ist keine Essenz. Alle Wesenheiten sind an sich keine Irrthümer, sondern Postulate Gottes, der das Sein und Wesen im eminenten Sinne ist. Der Irrthum, die Lüge sind an sich nichts, der Irrende und der Lügner sind zur Wahrheit berufene, freie Wesen, und nur weil sie bestehen, besteht auch Irrthum und Lüge, nicht an sich, sondern durch sie.

Die Freiheit ist die nothwendige Bedingung alles moralischen Werthes, aller sittlichen Würde und intellectuellen Schönheit, ihr Mißbrauch ist der Grund aller moralischen Verworfenheit und Häßlichkeit. Die Begriffe: Gott, Mensch und Natur bilden auch das Material für Wissenschaft und Kunst. Ihre concrete Durchdringung, ihr „Mit-, Neben- und Widereinander" in der falschen oder wahren Theorie, und in der Praxis der That subsummiren sie sich unter den Begriff der Geschichte. Sie ist, wie das Schlachtfeld, das Gemeinsame für widerstreitende Kräfte, und erfüllt fortwährend die uralte Prophezie von den Ecclesia militans. Das Gottesreich hat in der Geschichte nur den Frieden nach oben und nach innen, und dieß nur in Folge redlichen Kampfes nach innen und außen, sonst aber ist sein dießseitiges Leben ein ununterbrochener Kriegszustand, was selbst Schiller richtig gefühlt hat, wenn er den Glauben an die goldene Zeit, wo das Gute, das Wahre wird siegen, ein Wort des Wahnes nennt, und fortfährt: „Das Gute, das Wahre führt ewig Streit, nie wird der Feind ihm erliegen" nur das Wort „ewig" hätte er durch ein anderes ersetzt, hätte er selbst der Ecclesia militans angehört.

Es ist dieß aber einer der wichtigsten Punkte zur Erklärung der Geschichte des Menschengeschlechtes, in welcher der Lügner und

die Lüge eine so große Rolle spielten in der Art ihres thatsächlichen Verlaufs sowohl, wie in der Erzählung und Darstellung desselben.

Die großen Monumente der Geschichte, von denen wir oben sprachen, gipfeln im Dasein der Kirche und des Judenthums. Nach den Bestrebungen des Weltreiches soll die erste nicht bestehen, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge kann das zweite nicht bestehen, beide aber sind da. Das beweist ihre Zusammengehörigkeit im Gottesreiche, sie erscheinen aber als Widersätze durch den Mißbrauch menschlicher Freiheit, und bilden eine Polarität ganz eigener Art. Ein unfreiwilliger Zeuge muß das Judenthum neben der Kirche stehen. Die Erdaxe ist die Verbindung der Pole, um welche die Welt und ihre Geschichte sich dreht, was die Achse in der Tiefe als Verbindung der Pole, das ist der Meridian auf der Oberfläche. Durchkreuzt vom Equator erscheint uns die Mittagshöhe der Geschichte der Welt in der Stunde zu liegen wo Gott aus Liebe für unser Geschlecht als Mensch am Kreuze starb. — Doch das ist nur eine „Idee."

Wem es an geistiger Begabung gebricht, schon aus inneren Gründen die Göttlichkeit des Christenthums, und seine, die innere und äußere Welt aller Erscheinungen in Geschichte und Natur umfassende Universalität (Katholicität) zu erkennen, dem muß die Weltgeschichte, richtig erforscht und erfaßt bei sonstigem guten Willen denselben Dienst leisten. Kann er den Satz, wofür das gesammte Geistesleben der Menschheit und des Menschen mehr oder weniger bestimmtes Zeugniß gibt, wie das geniale Geschichtwerk von Weiß es von Christo aussprich: „Die alte Welt hat ihn erwartet, die neuere Geschichte ruht auf ihm", noch nicht fassen und zum Quell seiner Erkenntniß machen, dann müssen wir einem solchen, ihm seinen sonstigen Geschichtskram als Anekdotenschatz überlassend, als jener Finsterniß und Gestaltlosigkeit verfallen erklären, in welche überhaupt alle Geschichtswissenschaft verfällt, sobald Christus aus der Geschichte weggenommen wird — wie es Johannes von Müller eben so wahr als geistreich ausdrückt.

Kann eine Geschichte erzählt, geschrieben werden, ohne zu sagen, wessen Geschichte sie ist? Nicht bei der Geschichte einer Bauernfamilie ist dies möglich. Aber wir haben in neuerer Zeit Proben, daß es

versucht wird, Welt und Menschengeschichte zu schreiben ohne zu sagen, was die Welt und was der Mensch ist.

Unter gewissen Voraussetzungen könnte angenommen werden, man wolle eben aus der Aufzeichnung der Erscheinungen zweier unbekannten Dinge und der Manifestationen ihres Vorhandenseins endlich zur Erkenntniß dessen kommen, was diese Dinge in und an sich sind. Diese Annahme fällt aber in ihrer eigenen Nichtigkeit zusammen, sobald die absichtliche Verdrehung und Fälschung dieser Erscheinungen nicht mehr verkannt werden kann. Solche Welt und Menschengeschichte steht uns dann in anderer Form als Zeugniß für die finstere Seite des Dualismus vor Augen, deren Bestreben dahin geht, zu verhindern, daß der Mensch und seine Geschichte je richtig erkannt werde. Damit erledigt sich auch die Aufgabe des sogenannten Forschens; auch dieses ist dualistischer Natur, weicht zwingenden Gründen der Bejahung ängstlich aus und sucht ängstlich nach Scheingründen der Verneinung. Was der bekannte Ausspruch Talleyrands hinsichtlich der Sprache ausdrückt, kann dieser Wissenschaft ohne Weiteres unter der ähnlichsten Formel vindicirt werden, „sie ist gegeben, die Wahrheit zu verhüllen."

Formlos wird die Welt, sobald der Mensch außerhalb der Offenbarung mit Zeit und Raum in den Naturwissenschaften sich beschäftigt. Alle Form besteht in Begrenzung. Hat er mit einer Unermeßlichkeit der Weltsysteme und einer Unendlichkeit von Zeitbedarf z. B. für die allmähligen Entstehungsperioden unseres Planeten ohne Offenbarung und die ihr innewohnende göttliche Weisheit gerechnet, dann ist die Welt auch geistlos geworden, und der grasse Materialismus ist die in ihren Gründen kinderleicht nachzuweisende unabweisbare Folge. Aus dem Rahmen des schützenden Offenbarungsglaubens herausgetreten, hat er sich selbst nach Form und Geist verloren. Zu den Ideen des Ewigen und Unendlichen hat er sich nicht erhoben, sondern ist (weil er sie als Begriffe gesucht) in ihnen untergegangen.

Die ganze, nicht allein offenbarungsfeindliche, sondern selbst bloß offenbarungsgleichgültige sogenannte Wissenschaft ist ein fortwährender Raub am Menschengeschlechte verübt. Die Gottesidee, der über- und außerweltliche Standpunkt ist dem Menschen alles.

Ist Gott mit den elendesten Scheingründen aus der Natur verdrängt, dann bleibt dem Menschen noch die Geschichte. — Hören

wir, was von dieser ein Naturforscher und gewiß nicht einer der schlechtesten hält. „Der Zeitraum, den wir mit prahlerischer Selbstgefälligkeit die Weltgeschichte zu nennen belieben, ist kaum die letzte flüchtige Minute in der unendlich langen Lebensdauer unseres winzigen Planetenstäubchens", und aus dieser Vernichtung, in welcher die Menschengeschichte in ihrer Gesammtheit kaum mehr zu finden, der einzelne Mensch aber zu weniger als nichts herabsinkt, tritt ein Wesen hervor (der Autor), das dieses menschliche Nichts ohne Geschichte, somit natürlich auch ohne Offenbarung zu den höchsten Aufgaben des Offenbarungsmenschen, zu Gottesfurcht und Menschenliebe, verpflichten möchte. Soll unsere Eitelkeit durch die Darstellung der Monstrosität aller Zeit und Raumverhältnisse ad absurdum geführt und allmählig daran gewöhnt werden, die menschliche Größe wo anders als in Zeit und Raum zu suchen? Gern würden wir dem Manne, der sich noch mit der einen Hand über dem Abgrunde hält, an Dingen, welche ihm wahrscheinlich als Vernunftschlüsse erscheinen, in der That aber nur Reste des Offenbarungsglaubens sind, auch auf dieses Terrain folgen, hätte er nicht durch seine oben angeführte Auffassung der Weltgeschichte uns dies unmöglich gemacht. Um auch wissenschaftlicherseits etwas von jener Gottesdichtung der Natur zu erfahren, nehmen wir sein Buch „die Pflanze," das sich uns auch noch als ein populäres empfahl, in die Hand. Wir fanden Schilderungen, Beschreibungen künstlerisch gefühlt, und schön, was wir aber besonders gesucht hatten (alle Erklärungen unzulänglich, hypothetisch und unter Voraussetzungen gestellt, welche eben das Wesen einer Erklärung ausmachen müssen) fanden wir nicht. Wohl aber an einer andern Stelle gleichsam als Entschuldigung: daß den heitern Anforderungen der dichterischen Phantasie die ernste Wissenschaft nicht genügen können.

Daß hier der Ernst der „Wissenschaft" dem heitern, lebenverschönernden Phantasiespiele der Kunst als trockene Wahrheit sich gegenüber stellen will, sei hier nur im Vorbeigehen bemerkt. So lost man die Kunst vom Boden der Wahrheit, und macht sie zum schönen Phantasma. Diese Auffassung ist aber von sehr neuem Datum, und wir verwerfen unbedingt das zu maßgebender Gültigkeit erhobene Motto „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst." Es mag in der Auffassung jener, die es zu dem Ihrigen machend, des Lebens Ernst in Industrie, Processen und Börsensorgen finden, und seine Heiterkeit bei Ballerinnen und Sängerinnen, im Concert und modernen Theater

suchen, eine scheinbare Rechtfertigung erhalten, an die wahre Kunst lege man uns diesen Maßstab nicht. Die wahre Kunst ist mit dem wahren Leben eins, und hilft es vom bloßen Dasein in die Lebensregion erheben. Wahrlich! zur Erheiterung eines leichtsinnigen Daseins, das seine gewaltige Aufgabe mißkennt, wurde die Divina Commedia nicht gedichtet, die tiefsinnigen Gebilde Orgagna's nicht erfunden. Zu diesem Zwecke malte Buonarotti kein jüngstes Gericht und keine Propheten, und Raphael keine Theologie. Fern diesem Zwecke entstanden Palestrina's, Leo's und Lotti's himmlische Psalmodien, und selbst der protestantische Händel protestirte feierlich gegen eine solche Auffassung seiner Werke. Der Ernst der gemeinen Lebenssorge und der Ernst der Kunst sind freilich sehr verschieden. Der erste ist der Gegensatz des Spaßes, der zweite der Gegensatz der Frivolität.

Nachdem der Unglaube mit der Offenbarung gebrochen, und mit der Wahrheit auch die Schönheit verloren hatte, nachdem er seine Trugschlüsse als Wahrheiten geltend zu erhalten und diese Lüge mit einer zweiten zu befestigen gesucht hatte, daß nämlich der Genuß einer Schönheit und Kunst in freiem Spiele das Leben wohlthätig verschönernd umschwirren, zum Leben, wenn auch nicht zur Wahrheit gehören könne, wurde mit Uebergehung von Kirche und Offenbarung das rationalistisch deistische Lehrgebäude in seiner ledernen Trockenheit für Wahrheit genommen, die unverstandene Mythe zugleich als Fabel und Schönheit aufgefaßt und darzuthun versucht, daß ein tiefes Bedürfniß der Menschenseele durch eine Lüge befriedigt werden müsse. — Schiller's, „Götter Griechenlands," Müllners „die Wahrheit taugt gar selten zum Gedichte," (Ingurt.) — So bildete sich in der Atmosphäre der Lüge das moderne Kunstgötzenthum aus, und die in sich unzertrennbaren einheitlichen Begriffe von Wahrheit und Schönheit, durch den Abfall von der Urwahrheit gewaltthätig auseinandergerissen, mußten sich hier in einer traurigen Ergänzung ihrer mißbrauchten Namen wieder begegnen. Diese „Wahrheit" war nicht schön, diese „Schönheit" war nicht wahr. Diese nicht immer mit gleichem Bewußtsein zur Doctrin ausgebildete Auffassung wird durch den überlegenen Engländer Faber in dem unbestreitbaren Satze niedergeschlagen: „Kein Kunstwerk reicht an die wirkliche Kraft, Fülle und Schönheit der wirklichen Wahrheit und der Geschichte heran." Die Geschichte ist die erhabenste Tragödie von Schuld, Strafe und Versöhnung, und ist zugleich derartig bewiesen, daß alle andern Beweise für alle an-

dern eines Beweises bedürftigen Gegenstände menschlicher Forschung neben ihr nur als problematische Versuche erscheinen.

Die von der flüchtigen Minute und dem Planetenstäubchen hergenommenen Zeit- und Raumbilder, welche zur Verkleinerung des Begriffes der Weltgeschichte aufgestellt werden, müssen jedem weitern Versuche, über noch Kleineres von der Wissenschaft Belehrung zu erhalten, alle Hoffnung abschneiden. Die Herren, von einem Billionstheilchen der flüchtigen Minute erzeugt und verschlungen, machen dessenungeachtet nur im Großen. Eisperioden, Plutonismus und Neptunismus und dergl. bleiben noch vorzüglich beim Planetenstäubchen stehen, im großen Ganzen wie im Kleinen schalten sie mit Millionen von Jahren und Meilen, daß einem Hören und Sehen vergeht, sonst hätten wir gebeten, über die kleinen Laboratorien uns etwas zu sagen, welche mittelst einiger Wurzelfaserchen aus der gleichen Erde und hart nebeneinander die verschiedenen lieblichen Gebilde des Veilchens, des Vergißmeinnicht, der Primel, des Maiglöckchens im Frühlinge aus der Erde wie schöne Dichtungen aus dem dunklen Heiligthume tiefen Gemüthslebens hervorziehen.

Von denen, welche die Zahl und die Elle brauchen, um ihre Begriffe von klein und groß zu regeln, ist nicht zu verlangen, daß sie Blick und Sinn hätten für Dinge, welche außer ihrem Maßstabe liegen. Aber auch von uns Andern ist nicht zu verlangen, daß wir besondern Respect haben vor der Wissenschaft derer, welche an den größten Erscheinungen der Geschichte, von welcher unter allen Gegenständen der Wissenschaft wir noch am meisten wissen können mit blödem oder — boshaft abgewendetem Auge vorübergehen, und uns von Dingen unablässig erzählen, von welchen sie endlich doch gar nichts wissen. Im Buche der Bücher ist auf dem ersten Blatte dieser Wisserei ihr Monument gesetzt, sie ist der Preis und Lohn für den Abfall vom lebendigen Gott, auch wird uns dort erzählt, wer die Preiswerber und — der Preisverleiher war. Am Schlusse der flüchtigen Minute unseres Planetenstäubchens wird es allen klar werden, daß er mit dieser „Wissenschaft" gerade so Wort gehalten, wie mit der Verheißung „Ihr werdet nicht sterben."

Es ekelt uns, immer und immer wiederholen zu müssen, daß wir vor der wahren Wissenschaft die größte Achtung haben, welche auch in unseren Tagen schöne Beweise für die Offenbarung geliefert hat; aber das Wort Mißtrauen ist zu wenig, jener Wisserei gegen-

über, welche an diesen Beweisen so lange stumm vorüberschleicht, bis es dem Geiste, der ihr Vater ist, vielleicht später gelingt, mit höllischen Sophismen auch jene Beweise zu entkräften für alle, welche Religion und Offenbarung für ein Hemmniß ihrer geistigen Entfaltung halten. Die Einheit aller divergirenden Richtungen, welche sogleich zu Tage tritt, sobald es den Kampf gegen die Kirche gilt, ist das Zerrbild der Katholicität, welche den breiten und tiefen ernst dahinfluthenden Strom aller historischen Wahrheit bildet. Zur historischen Wahrheit aber gehört die Erkenntniß des Irrthums der Lüge und ihrer Gründe und Ursachen, und jener Momente der Täuschung, denen eine verzerrte oder verhüllte Wahrheit zum Grunde liegt.

Mit Sorgfalt müssen echte Wissenschaft und Kunst solche Täuschungen zu vermeiden bemüht sein, sonst werden sie zum Don Quichote und ihr wohlgemeinter Kampf für die Wahrheit zu einem Kampfe gegen die Windmühlen und Windbeutel: strenges Festhalten an der ewig festen Lehre, entschiedener Protest gegen alle Deutelei und Berufung auf fortgeschrittene Wissenschaft und Bildung, auf zeitgemäße Anforderungen können allein vor unnützer Vergeudung edler Kräfte schützen. Das alles sind Sackgassen, in welche man dem Feinde nicht folgen muß. Tragen wir in die Lehre nichts hinein, was in ihr nicht liegt. Doctriniren wir nichts (auch nicht das scheinbare Kleinste) von dem, was ihr ewiger Gottesschatz birgt und enthält, selbst dort wo dieß noch erlaubt scheinen könnte, aus ihr hinaus. Trauen wir unbedingt der Kirche und fliehen wir unbedingt die uns schon vom Paradiese her bekannte Lockpfeife. Der ewige Fortschrittsprediger von dort hat wenig Fortschritte gemacht seitdem. „Glaube doch nicht Gott, und du wirst wissen," so damals. „Wirf deinen Kirchenglauben weg, und du bist ein gescheidter Mensch!" so heute.

Die Erhaltung der Wissenschaft fordert gebieterisch die Rückkehr zum Glauben. Seiner bedarf unbedingt auch die Erhaltung der Kunst. Der prädominirende Zug der Menschheit seit dem Falle geht nach der ihm dort als das Böse sich inhärirenden Unnatur, nach der Tiefe. Daß das Unkraut nicht verdirbt, daß das Gute Pflege braucht, und Schutz gegen das Böse, daß alles Gute Mühe kostet und Selbstverläugnung, das Böse leicht und von selbst kommt,

wenn ihm nicht widerstanden wird, sind keine Gegenstände des Streites, es sind die Erfahrungen jedes Tages und jedes Menschen.

Der Unglaube ist der Unsinn.

Die Geschichte ist das concrete Verhältniß von Gott, Mensch und Natur. Die Geschichte zeigt uns dieses Verhältniß in zwei unversöhnliche Widersätze auseinandergehend, das ist der Dualismus der Geschichte: die Geschichte zeigt uns ein Streben und Ringen aus dem Unglücke dieser Widersätze in den alten Culten des Heidenthums. Und auch diese stehen wieder unter dem Einflusse eines Dualismus, der nach seinen beiden Seiten die Wahrheit ausschließt. Auf der einen Seite wird in der unbedingten Hingabe an das Verderben unserer Natur der Zwiespalt zu lösen versucht, auf der andern wird durch Zerstörung der Natur (die Indier) daſselbe Ziel erstrebt, nach dem Wesen und den Intensionen des Widersachers ein mehr unbewußter und mehr bewußter Selbstmord. Die Folge der Sünde, die Störung der Beziehung von Mensch und Gott hat zur weiteren Folge den Zwiespalt zwischen Leib und Geist.

Diesen praktischen Folgen der Erbsünde zur Seite steht das Bewußtsein und Gefühl jener das Gepräge der gesammten Menschengeschichte bestimmenden Urkatastrophe in tausend Lichtbrechungen der Völkertraditionen vor uns. Es ist überwältigend für den Freund der Wahrheit, zu sehen, wie jenes Unglücksgefühl und die Rettungsversuche aus demselben bei dem hoffährthigen Menschengeschlechte so demüthig sich gestalten. Durch alle Verschiebungen und Verzerrungen blickt unverkennbar das Grundprinzip aller Religion hindurch. Es ist die Rückkehr der Gott entfremdeten Menschheit zu Gott, zum Leben durch blutigen stellvertretenden Tod; es ist das Opfer.

Der zahllosen Beweise für die Offenbarung hier näher und im Einzelnen zu gedenken, liegt nicht in der Absicht dieser Blätter. Wer sie ehrlich sucht, wird sie heute bei einer bessern Wissenschaft mit Leichtigkeit finden. Jenen, welche nach den Vorschriften der Offenbarung ihr Lebenspensum zu machen nicht Zeit haben, weil sie (nach dem Ausdrucke eines der größten Geister unseres Jahrhunderts) die Spulwürmer im Leibe des Frosches sortiren müssen, oder in Sirius-weiten Geschäfte haben, wollten wir nur sagen, daß unsere kleine Erde mit allem begabt ist, was wahre Wissenschaft und echte Kunst für ihr Gedeihen nur irgend wünschen können und daß auch die weitesten Wanderungen dem nicht schaden werden, der den Faden

der Offenbarung in dem Labyrinthe der Erscheinungen nicht verloren gibt. In einem ganz anderen Sinne ist es wahr, was Schiller in den Ausspruch faßt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ und der einen Pendant in einem Goethischen Satze findet: „Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Beide sind Läugnungen von Glaubenssätzen, und verneinen die Lehre vom allgemeinen Gerichte am Ende der Tage, und von den jenseitigen Strafen. Aber die Weltgeschichte ist dualistisch, ihre Wahrheit und Bejahung hat eine Verneinung zur Seite, ihr allseitiges und gegenseitiges Verhältniß ist in keinem irdischen Buche zu erschöpfen, steht aber in jenem Buche verzeichnet, von welchem es heißt: liber scriptus proferetur u. s. w.

Niemand kann den Dualismus verkennen. Niemand kann sich der Wahl entschlagen, Niemand kann den Folgen entgehen. Die Weltgeschichte in ihrer unabweisbaren Deutlichkeit als allererstes Object der Wissenschaft richtet alle andern sogenannten wissenschaftlichen Bestrebungen aller Jener, denen ihre Quellen zugänglich waren und welche dennoch Christum und seine Kirche in ihr nicht finden wollten; diese bilden überhaupt den Widersatz zum Reiche der Wahrheit oder zum Gottesreiche, das Reich der Welt, das seinen eigenen Fürsten hat, welcher schon gerichtet ist. Was von dieser Seite als Wissenschaft in der Welt sich Geltung zu verschaffen sucht, wird einem wahrhaft Wissenden sehr bald den Pferdefuß offenbaren.

Unsere Lebensaufgabe ist die Rettung unserer Seele aus den Finsternissen dieser Welt. Wer dieß leugnet, dem stellen wir durch eine Theaterfigur die Frage entgegen: Wenn's aber doch wäre? Für die Sonne der Geschichte nicht mehr erreichbar, streift ihn vielleicht aus seinen Lebenselementen, dem lügenhaften Flitterkram der Bühne zwischen Schminktöpfen und Lampenruß der heisere Schrei des Unglücksvogels Pastor Moser noch auf einen Augenblick. Auch die Hölle ist eine Wahrheit, rufen wir einem solchen noch einmal zu und lassen dann den Dichter weiter reden: „Weh dem, der zu der Wahrheit kommt durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

Unsere Dichter, unsre Künstler haben viel gesündigt, mißtönig und falsch klingt vielfältig, was sie der Welt als Harmonie verkaufen wollten.

Wissenschaft und Kunst sind an sich gut, wie es scheint, aber da sie, wie gleich am Anfange dieser Blätter gezeigt wurde, in ihrer

geschichtlichen Form Folgen der Erbsünde sind, so sind sie in ihrer Abstraction des bloßen Begriffes höchstens indifferent, und deßhalb schon nicht mehr gut. Dieß werden sie nur durch den Anschluß an das Einzige an sich selbst Gute, an Gott. Nichts ist alberner als das heutige Geschrei nach Befreiung der Wissenschaft aus confessionellen Schranken. Der Knäuel von Irrthümern, welcher in diesem einzigen Ausdrucke sich concentrirt, löst sich auf der Stelle durch die Annahme der — soluten Wahrheit der Offenbarung.

Die confessionelle als hemmend bezeichnete Schranke ist die mehr oder minder noch vorhandene Treue gegen die Offenbarung. Weil man die eine und exclusive — also überhaupt die Wahrheit nicht will, erweist man sich tolerant gegen die Verschiedenheit der sogenannten Confessionen, weil sie in ihrer Verschiedenheit eben das Element der Entzweiung und des verneinenden Geistes bilden.

Man tolerirt sie, in so fern sie der Kirche widersprechen. Luther ist der Liebling der Richtung, nicht wegen seiner sola Fides, die man ihm als einen mittelalterlichen Appendix um des Verdienstes willen, daß er mit der Kirche gebrochen, verzeiht. Man fühlte mit Feinheit heraus, daß nach diesem Bruche jener Rest alter Finsterniß vor den Consequenzen der von ihm eingeschlagenen Bahn sich nicht halten könne.

Die eine Confession aber, die sich im Besitze der ganzen und vollen Wahrheit weiß, und diese Wahrheit bekennt, wird von der allgemeinen Toleranz ausgeschlossen, als hätte sie den höchsten Unsinn ausgesprochen, die Fundamente aller Humanität zerstört, und zwischen die aus dunklem Naturschooße allmählich aufsprossende, lichtwerdende Menschheitspflanze und ihre einstige durch unendlichen Fortschritt zu erreichende Gottwerdung wie eine nordische Winternacht sich gelagert, wird sie dem Hasse und der Verachtung preisgegeben. Was ist Wahrheit? ruft die Welt, welche immer nur Wahrheit zu suchen vorgibt, ihr mit Pilatus zu, wenn sie, die Braut, das Wort des Bräutigams nun schon seit achtzehnhundert Jahren der Welt verkündigt, das er im Kleide der Verachtung und des Hasses als Ecce Homo ausgesprochen und im Testamente seines Blutes der Kirche, seiner Braut, vererbt zur rettenden Mitgift, der Braut und Mutter und allen ihren Kindern. Das Wort: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme."

Der Standpunkt der Offenbarung, der einzige, der ein Standpunkt genannt werden kann, und deshalb nie ein überwundener sein wird — weil Standpunkte nie überwunden werden, wenn sie wirklich Standpunkte waren — ist der Einzige mögliche für alle vernünftige Forschung und Wissenschaft. Er ist der freieste, den ein Menschengeist einnehmen kann. Die Offenbarung ist für den Menschen die Himmelsleiter aus der Knechtschaft zur Freiheit, denn nur durch die Offenbarung erhalten wir die reinen Begriffe von beiden.

Kein Forscher und kein Gegenstand der Forschung hat eine indifferente, von der Erbsünde unabhängige Stellung. Mit der Bejahung und richtigen Auffassung der Erbsünde betritt der Forscher den Boden der Geschichte, mit deren Verneinung hat er diesen Boden verlassen und verloren, sein eigenes Wesen verneint und doch nicht geändert, das er bejahen und deshalb ändern sollte.

Tiefsinnig im höchsten Grade ist die Bezeichnung der äußersten Widersätze unter der gleichen Darstellung, wie wir in dem Aufsatze „Leben und Kunst" an den beiden Löwen sahen, die auch an unserm St. Stephansdome als der brüllende Satanslöwe und der Löwe vom Stamme Juda, im heidnischen Alterthume in der gleichen Bedeutung an vielen Orten, besonders aber bei Merkur und Aesculap sich vorfinden, und in der Paradiesesschlange der Bibel und der ehernen Schlange, welche Moses in der Wüste errichtete, ihre erschöpfende Erklärung finden.

Die Gleichheit der Aufgabe ist der Grund der gleichen Darstellung, die entgegengesetzte Art der Lösung der Aufgabe ist die Ursache, warum das gleiche Bild einen so schrecklichen Widersatz symbolisirt. „Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei," dies der Ausspruch Gottes. „Ihr werdet sein wie Gott," Ausspruch des Satans. Wo liegt da ein Unterschied und zugleich ein schrecklicherer Widersatz?

Diese Dinge, welche für alle wahre Philosophie von immenser Bedeutung sind, künden ihr Dasein tagtäglich in tausend feinen Zügen unseres Seelenlebens an. Lesen und verstehen kann sie nur das gläubige und gläubig denkende Gemüth, den andern gehen sie verloren.

Nichts weniger als das Gegentheil und der Widersatz Gottes zu sein, ist das Streben der dämonischen Welt. Diese Geister, sie suchen das uralte Ideal der Gottgleichheit, das allen erschaffenen Geistwesen innewohnt, zu sein wie Gott; aber sie wollen diese strah-

lende Daseinshöhe niemand Andern als sich selbst verdanken: ihrem Selbst, das sie allein lieben, gerade wie unsere moderne sogenannte Wissenschaft, die ohne Gott, dem Offenbarer, zum Besitz der Wahrheit kommen will, wo sie dies überhaupt will, denn sehr oft sucht sie mit wissenschaftlich scheinenden Formen unabweisbare Wahrheiten zu umgehen.

Gewaltiger sind dieser universelle Zug des Dualismus und dessen Entstehungsquellen, welche zugleich die Philosophie aller Völker und Zeiten auf das Tiefste berühren, nie zur Darstellung gekommen als in den Worten des großen Augustinus: „Durch eine zweifache Liebe ward ein zweifaches Reich erbaut. Das Reich Gottes durch die Liebe Gottes bis zur Verachtung seiner selbst, und das Reich der Welt (des Dämons) durch die Liebe seiner Selbst, bis zur Verachtung Gottes."

Daß diese bis zur Gottesverachtung gesteigerte Selbst- oder Eigenliebe die Hoffart, jene bis zur Selbstverachtung und Vergessenheit gehende Gottesliebe die Demuth ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Hier ist also die Liebe das allgemeine Weltsymbol für das tiefste Laster und die höchste Tugend zugleich, wie im heidnischen und jüdischen Alterthume die Giftschlange und die Heilschlange, im Christenthume der Lichtlöwe und der Nachtlöwe.

Den schrecklichen Widersatz, den Augustinus in einer zweifachen Liebe bezeichnet, führt er näher aus in den Worten: „Kein Laster wird dich verdammen außer die Hoffahrt, keine Tugend dich selig machen außer die Demuth." Diese Verhältnisse erstrecken sich auch auf alle Thätigkeiten des Menschen, auf seine Kunst und seine Wissenschaft. Die Kindschaft und Vaterschaft, zuerst in dem Allerheiligsten der göttlichen Trias verborgen, ist zugleich das tiefste und lichtvollste Mysterium der Offenbarung. Die Läugnung dieses Verhältnißes seitens geschaffener Geister ist die Gotteslästerung in ihrer greuelhaftesten Form, denn sie zertrümmert den Begriff der ganzen Welt- und Menschengeschichte zugleich mit aller Offenbarung, welche die Seele der Geschichte ist. Im kindlichen Verhältniße gebiert die Tugend der Demuth den Gehorsam. Christus als Sohn Gottes aus dem geheimnißvollen Kindesverhältniße der Trinität, als Kind einer menschlichen sterblichen Mutter in die Menschengeschichte eintretend, ward gehorsam bis zum Kreuzestode. Der

Sohn Gottes ward der Bruder der Menschen, damit die Menschen Kinder Gottes würden. „Werdet wie die Kinder," ist eine seiner tiefsten Lehren.

Es ist die natürliche Strebung der Wissenschaft, daß sie erkennen, — der Kunst, daß sie darstellen will. — Die Objecte der Erkenntniß werden aber gebildet durch eine Darstellung oder Erscheinung des Seins in einer dem Menschen innewohnenden und äußerlich ihn umgebenden Welt. Hier hört das bloß natürliche Verhältniß des Menschen zu den Gegenständen seiner Wissenschaft und Kunst schon auf, denn diese innere und äußere Welt steh'n seit dem Sündenfalle in keinem reinen harmonischen Contacte mehr, und symbolisiren sofort den Widerspruch, in welchen jenes Wesen, das eine Welt des Geistes mit einer Welt körperlicher Natur verbinden sollte, gerathen ist, als es den Quell des Lebens und aller Harmonie verloren, wie nach der Mythe Odin (Adam), nachdem er aus dem Mimirsborn getrunken, das eine Auge verlor.

Das geheimnißvolle Orakelhafte, welches gebornen Dichtern selbst gegen ihre freie Entscheidung und der allgemeinen Wahrheit gegenüber genommenen Stellung innewohnt, bricht sich oft merkwürdig Bahn aus den Schranken selbstgebauter himmelstürmender Bollwerke, und durch die Bresche schaut ein Strahl jener alten Wahrheit und bildet ein Kriterium willkürlicher Annahmen, dessen ganze drastische Tiefe sich dem Auctor selbst entzieht; dahin gehört Schiller's Ausspruch, welcher dem Menschen, dem Könige der Schöpfung, in dieser Schöpfung eine der Nachtseite sehr verwandte, sein Dasein herb genug bestätigende Rolle anweist in den Worten: „Und die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Alle außerchristliche historische oder Naturwissenschaft entbehrt des tiefsten erklärenden Momentes ihrer Objecte: Mensch und Natur, weil ihr das Erste, die reine Gottesidee, fehlt. Zur widerchristlichen gemacht, nach dem bekannten Recepte Feuerbachs: „das Christenthum muß ganz zerstört, zerrissen, zerfetzt werden," das sich seitdem in tausend Variationen wiederholt, erhält sie für uns wieder den Werth, den die Kenntniß einer Gefahr für den von ihr Bedrohten hat; er kann sich vorsehen. Mit der sorglosen Ruhe vor dieser Kenntniß ist es aber vorbei. Vor den unwissenden Massen heißt die zerstörende Verabredung immer noch Forschung und ihre Truggewebe heißen Wahrheitsdrang. Eine kleine Probe von diesem Wahrheitsdrang

und der Obedienz gegen Feuerbach. Vor Jahren z. B. schrieb Sepp ein Leben Jesu in 9 Bänden, ein Werk von eben so reiner Intention als unermeßlicher und allseitiger Gelehrsamkeit: kaum ward es buchhändlerisch angekündigt, es lag an keinem Schaufenster: da kommt der Lästerer Renan, und es wird kein Mittel verschmäht zur Verbreitung seines elenden Machwerkes. Ein Chorus von Zeitungslob, Feilbietung an jedem Buchladen mit Angabe seiner vielen Auflagen, Colportage und Gratisvertheilung auf dem Lande .... da haben wir den Wahrheitsdrang, nichts wird gelernt, keine Widerlegung, bloßes Todtschweigen wird beliebt, das Bischen gelahrtscheinender Firniß, der aufgewendet wird, wurzelt in dem Standpuncte der Encyklopädie und ihrem Wahlspruche: „Was zwölf unwissende Männer gebaut, werden doch hundert Gelehrte zerstören und niederreißen können."

Was Bauen betrifft im Allgemeinen, so gehört dazu Kraft, Geist, Talent und Sendung, zur Zerstörung kann ein — Gassenbube genügen. Damit nehmen wir hier Abschied von der Wissenschaft.

Und die Kunst? Ihre Zusammenstellung mit dem Begriffe des Handwerkes wird uns schon recht geläufig. Manuelle Fertigkeit, — ein Ausdruck, welcher nur beim musikalischen Virtuosenthum Sinn hat — wird ungebührlich auf das Gebiet der bildenden Kunst übertragen. Und weil denn die sogenannte „Mache," eine von der Mode abhängige Vortragsgeschicklichkeit, so großer Anerkennung sich erfreut, so werfen sich Viele, welche ohne einen höheren Kunstberuf dies Geschick in sich verspüren, einer sogenannten Kunst in die Arme, welche mit ihrer Nichtigkeit den geistigen Platz ausfüllt, der in einer reinern, höhern oder kurz gesagt christlichen Auffassung des irdischen Daseins der wahren Kunst gebührt. Man muß selbst Künstler sein und die mysteriöse Seite künstlerischen Schaffens aus der Erfahrung kennen, um alles Phrasenwerk, wozu auch die manuelle Fertigkeit gehört, gründlich verachten zu lernen. Was der innere Sinn und geistige Blick durch das körperliche Auge mit Klarheit und Bestimmtheit Bedeutsameres an der äußeren Formenwelt erkannt hat, gibt die Hand mit unbedingtem Gehorsame wieder, ohne eigentliche Handexercitien gemacht zu haben, freilich in einer gewissen, aller sogenannten Mache fern liegenden Kindlichkeit. Die Richtung, welche in unserer Zeit das Gedeihen christlicher Kunst in der unbedingten Reproduction mittelalterlicher Formen sucht, will eine Ahnung hievon mit ihrem schärfsten Gegensatze vereinigen,

sie nennt dieß Naivität. Sie will das Absehen von den ewig jungen, begeisternden Urformen mit der Brille einer abgeschlossenen, wenn auch ehrwürdigen Zeit entschädigen, sie will das fließende Lebendige der Zeit identificiren mit der ewigen Grundlage aller unwandelbaren Wahrheit, sie sucht einen Kunstdogmatismus, welcher zuletzt nothwendig in russisch byzantinischer Typik erstarren müßte. In ihrer Terminologie sind es die bezeichnendsten Worte: mustergiltig und stilgerecht, welche aller echtkatholischen Weiterbildung, Umbildung, Neubildung den Rechen vorschieben. Aber das Leben der Kirche hat mit dem sechzehnten Jahrhundert nicht aufgehört und ihr Princip ist nicht das einer starren, sondern vom Lebensherde der Dogmen sich ewig verjüngenden Wahrheit, und wäre selbst Goethe's bekanntes Wort: „Es irrt der Mensch so lange er strebt," richtig, was es im katholischen Sinne nicht ist, so wollen wir lieber irren und streben, als das Streben aufgeben, um nicht mehr zu irren, und wie der indische Sanjasin, um allen Irrthum und allen Sünden zu entgehen, die eigene Selbstvernichtung durch totale Unthätigkeit suchen.

Die Lehre von der Selbstständigkeit der Kunst oder das Kunstjoxenthum hat aus ihrem Boden die — von dem Grundirrthume abgesehen, anfangs harmlosen sogenannten Kunstausstellungen hervorgebracht. Was sind sie geworden seit ihrem Entstehen, an das sich der Schreiber dieser Zeilen noch sehr wohl erinnert — Märkte, auf denen die armen Künstler ihre Begeisterung bei der Kauflust der Liebhaber suchen, im günstigen Falle ihren kargen Gewinn mit Unterhändlern theilen, wobei ihr Schicksal oft noch von dem Preise abhängt, den sie einem feilen Recensenten für eine bestellte Lobhudelei in den Zeitungen bezahlen.

Wir wollen von den Gegenständen nicht reden, die oft kaum werth sind, den Stoff zu einem flüchtigen Sonnete oder Epigramme zu bilden, wenn sie auch dem Gebiete der Frivolität, Trivialität und gänzlichen Gemeinheit, welches andere betreten, noch fern bleiben. Wir wollen die Widernatur unerwähnt lassen, die darin liegt, wenn solche Nichtigkeit den Künstler, dessen eigene Erhebung und die Erhebung Anderer sein Lebensberuf sein sollte, Wochen, ja Monate an die Staffelei fesselt; wir wollen auch annehmen, das seitens der Liebhaber nicht die Erbärmlichkeit des Stoffes, sondern die „Kunst" es ist, die sie anzieht; was ist denn diese sogenannte, vom Stoffe unabhängige Kunst anders als das Handwerk, die sogenannte

Mache, welche nach dem oben Gesagten eben wieder doch kein Handwerk ist, sondern nur eine ihrer höheren Aufgabe entfremdete, wo sie in ähnlichen Werken sich zeigt, mißbrauchte geistige Fähigkeit. Und was ist dann der Mißbrauch unserer Fähigkeiten und Kräfte, wenn schon der Nichtgebrauch, der Müssigang aller Laster Anfang ist? —

War etwas zu erfinden, was den Kunstbegriff von innen heraus zu zerstören geeigneter gewesen wäre, als die Kunstausstellungen?

Reiht man den Zeitaufwand, den die Productionen einer großen Ausstellung erfordern, aneinander, so können leicht einige Jahrhunderte herauskommen, welche in einigen Stunden an der Schaulust des Publicums vorüberziehen. Hier tritt ein tiefmysteriöses Verhältniß der bildenden Künste zu den andern Künsten hervor, auf welches wir bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen werden. Vor der Hand nur Folgendes:

Eine Dichtung, Roman, Drama oder was immer mußt du lesen, ein Tonstück mußt Du hören, und zwar den Anfang am Anfange und am Schluß das Ende in beiden Fällen, bevor Du behaupten kannst es zu kennen, auch drückst Du diese Behauptung in dem Worte aus: Ich habe es gelesen, ich habe es gehört, das heißt, ich habe ihm die nöthige Zeit des Lesens, des Hörens geschenkt, das heißt mit andern Worten, ich habe ihm das in ihm, dem Kunstwerke liegende Ausmaß der Zeit von meiner Zeit geschenkt, und nun kenne ich es. Wie groß ändert und verschiebt sich das Verhältniß der Bildnerei gegenüber. Du wirfst einen Blick auf eine ihrer Hervorbringungen, die vielleicht den Künstler das Doppelte und Dreifache an Zeit und Kraft, jener Dichtung, jener Musik gegenüber, gekostet hat, du gehst vorüber und sagst: Ich habe es gesehen. Ist dies eine Mißhandlung der Kunst angethan, so kann sie fast als Vergeltung angesehen werden für die Mißhandlung, welche die Kunst auf Ausstellungen unschuldiger Weise an den Besuchern übt. Von den gemeinen Gaffern reden wir nicht. Hat der Beschauer, oder besser Betrachter Sinn, Geist und Interesse, so wird mit diesen Fähigkeiten und Dispositionen ordentlich Ball gespielt. Sind diese zu einer geregelten, allgemein künstlerischen Anschauung geordnet, so gesellt sich hiezu noch eine Art von Verdruß, welcher durch den Vergleich der hohen Aufgabe der Kunst mit dem hier Gebotenen und der Art, wie es geboten wird, sich zu einem wahren Leiden steigern

kann, wenn die Seele mit ihrer Hingabe an das Werk eines andern Geistes, anstatt von ihm zur idealen Ruhe einer schönen Seite der Wahrheit getragen zu werden, durch eine Reihe sich gegenseitig aufhebender, oft widersprechender Eindrücke hindurch getrieben wird, so daß sie ordentlich froh ist, von einem solchen geistigen Verrenkungs- und Kunst-Turnplatze sich wieder in die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens zurückziehen zu können.

All solche Widernatur ist der Spiegel der gebrochenen Harmonie menschlicher Dinge und Zustände. Was hienieden als theilweise Wiederherstellung jenes verlorenen Einklanges erstrebt werden soll, muß auf dem Bewußtsein jenes Bruches sich erbauen, und an der Hand, welche allein den alten Bann lösen oder erlösen kann, gesucht werden.

In die unvermittelte Vielheit findet sich die Welt leicht, und sie gibt ihr gern den Ehrentitel der Vielseitigkeit. Fragst Du nach Einheit, so wird Dir die Kunst als solche genannt. Malt ein Maler gute Blumen, ein anderer Hunde, ein dritter Pferde, Niemand hat etwas dagegen einzuwenden, denn es ist eben alles Kunst. Sucht aber ein Künstler seinen Genius in einer höheren Region, wo unter dem Lichte Gottes alle Vielheit ihre Einheit findet, ist sein Werk der christlichen Welt und Lebensanschauung entnommen, dann heißt er einseitig statt universell. Wir sind so weit, daß der bessere, der christliche Sinn beinahe verletzt wird, wenn auf unsern Ausstellungen ihm ein kirchliches Werk entgegentritt. Ein Gefühl des Unpassenden, sogar der Unschicklichkeit, der Profanation drängt sich ihm auf, wie wenn einer im modernen Salon oder im Theater zur Zeit der Aveglocke das Angelus Domini laut beten würde. Es ist dies alles ein allmäliges leises, stilles Verdrängen einer geistigen Welt durch eine andere. Oft scheinen es nicht Widersätze, ja kaum Gegensätze, die aber unvermerkt einander ausschließen.

Es ist freilich nicht Christus, aber noch weniger Belial, die in unserer harmloser erscheinenden Bildnerei, in unserer lyrischen Musik und Poesie ein sogenanntes reinmenschliches Terrain für sich in Anspruch nehmen. Diese beiden practischen Verneinungen, die das Eine nicht, das Andere noch weniger sind, was sind sie denn? Die Stimme der Wahrheit, welche uns sagt, daß es ein solch „Reinmenschliches" nicht gibt, wird dabei überhört.

In honnetem Kleide, gleichsam mit der bescheidenen Bitte, nicht so exclusiv, so intolerant zu sein, tritt der Weltgeist auf. Hinreißende Naturschilderungen, erotischer Schwung, Appellation an allgemeine natürliche Gefühle verschaffen ihm den Zutritt auch in besseren Lebenskreisen.

Die Lyrik, sonst eine Folge und Blüthe auf didactischer Grundlage ruhenden Lebensernstes, schiebt sich schmeichelnd an dessen Stelle, so wird das Bewegte zum Grundsatze. Das Einzelne, sonst aus dem Ganzen sich entwickelnd als einer seiner Bestandtheile, wird jetzt Maß und Ziel für das Ganze, und da es sein Privates nicht aufgibt, so ist ein Ganzes aus unvermittelten Theilen insolange nicht denkbar, als an eine, Allen gemeinsame Wahrheit noch geglaubt wird. Dieser Glaube erscheint dann als eine gewisse Beengung, Beschränkung. Von Leuten (diese werden immer seltener), welche bei aller Toleranz gegen harmlose lyrische Unbedeutendheit in unsern geselligen Kunstgenüssen, z. B. musikalischen Abenden den Grundzug christlicher Unterlage nicht gerne ganz vermissen wollen, heißt es dann: sie wollen nur immer das Heilige, aber man könne ja nicht immer beten. Hat ein solcher die verliebte Tändelei, welcher unsere lyrische Musik viel zu viel sich zuwendet, sich stundenlang gefallen lassen, und sehnt er sich von dieser Weichlichkeit weg nach der keuschen Kraft des geistlichen Liedes, nach dem Wort und der Harmonie des Chorals, dann ist man nicht in der Stimmung, man findet es nicht passend. Also was den Grundton unseres Lebens und seiner Poesie und Kunst bilden, auf dem sich auch die leichteren Regungen und Schwingungen unseres Gemüthes gründen und erbauen sollten, immer mehr entfremden wir uns von ihm, und kaum mehr finden wir den Weg zu ihm zurück durch all den berückenden Zauber, mit welchem schlecht angewendete Kunstmittel die innere Hoheit und Richtigkeit des Lebens aufputzen und umgeben.

Wenn wir den Begriff der Kunst mit dem der Künste, der Architectur, Sculptur, Malerei, Musik und Dichtkunst erschöpft und abgeschlossen wähnen, so sind wir um diesen Begriff gründlich betrogen. Dieser Begriff ist viel allgemeiner und weiter, und umfaßt alle idealen Lebensformen, sie mögen nun die bildenden Vorstellungen unsichtbarer Dinge auf dem mystisch dunklen Grunde unseres allgemeinen Seelenlebens wiederspiegeln, oder in Werken der Tugend und der Pflichten Gestalt gewinnen.

Das didactische Element ist es in beiden Fällen, auf dem sich die Thätigkeit des Geistes — sie heiße Kunst oder Tugend — erbauen muß.

Indem wir hier vom eigentlich Bösen, von den Doctrinen der Finsterniß abstrahiren, bemerken wir nur noch bezüglich des oben Gesagten, daß eine auf der Indifferenz beruhende, auf die ungeregelte, ungezügelte, jedem Menschen mehr oder minder innewohnende Phantasie gebaute, aus ihr allein hervorwachsende Lyrik zu den feinsten Giften gehört, welche die Hölle je gekocht hat.

Es gibt eine infernale Begeisterung, welche sich der besten Menschen auf Augenblicke bemächtigen kann. So weiß ich aus eigener Erfahrung, daß wir Knaben, Söhne redlicher, christlicher Eltern, in der gehobensten Stimmung mit einem eigenthümlichen Stolze Schillers Räuberlied sangen, und ein herausgestoßener Fluch — daheim im häuslichen Kreise unerhört und schwer verpönt — uns wie ein großer Fortschritt und eine Bürgschaft eingetretener Männlichkeit erschien, trotzdem daß unserm Seelenleben unwidersprochen das Ferment christlicher Erziehung zum Grunde lag. Man denke sich den Anfall solcher Lyrik auf Gemüther, denen diese didactische Unterlage fehlt.

Nur auf dieser Grundlage kann jenes allgemeine, Leben bildende, bildend lebende Kunstmoment, das im edelsten Sinne so ganz der Mensch selber ist, gedeihlich wachsen und bestehen. Nur als Priesterin, dienend im Heiligthum, kann die Kunst jenem sinnverwirrenden Orgiasmus entgehen, welchem sie als Göttin gedacht (zumal in unsern Tagen) ohne Rettung anheim fällt.

Selbst ohne den unmittelbaren dämonischen Einflüssen ist die Natur, welche der Mensch an sich trägt und welche ihn umgibt, dem Weine vergleichbar, der auf dem ersten Stadium seines erlaubten Genusses des Menschen Herz erfreut, der aber, wo dieses überschritten wird, anfängt jene dunkle warme, Dämmerung über den Geist zu werfen, die der Trunkenbold sucht, in welcher sich alle Widersprüche zu lösen scheinen, oder zu gigantischer Höhe erwachsen. Es wird der Zustand des Rausches erfolgen. Aehnliches wird überall eintreten, wo die Seelenvermögen von der centralen Einheit und Ordnung, wie sie von Gott ausgeht, gelöst werden, und um so zerstörender wirken, wenn ihnen diese Loslösung als Befreiung dar-

gestellt wird. Wenn die Gebilde der Phantasie einerseits nicht mehr auf der Grundlage sittlichen Ernstes und nüchterner Klarheit, sondern auf dem Gefühle unbeschränkter autonomer Selbstständigkeit sich erbauen, welche die moderne Auffassung des Kunstbegriffes wenigstens nach der Seite der Offenbarung hin fast überall für sich in Anspruch nimmt.

Wie der menschliche Leib durch ein Unsichtbares, dessen Dasein wir nicht durch Wissen, sondern durch Glauben erkennen — durch die unsterbliche Seele, belebt, erhalten, bestimmt und regieret wird, so ruht der Bestand und alles wirkliche Gedeihen der Menschheit im Großen oder der Gesellschaft auf der Annahme einer unsichtbaren Welt, von welcher Gesetze und Pflichten, Befürchtungen und Hoffnungen ausgehen, welche mit ihren Folgen weit über die Grenze des Leibeslebens hinausgehen, mit einem Worte auf einem Leben des Glaubens.

Auf dem Boden des Wissens allein, selbst seine allseitige Richtigkeit vorausgesetzt, kann keine Form der Gesellschaft dauernd sich gründen. Die Resultate neuerer Wissenschaft, welche das äußere Leben und dessen Erscheinung vielfach umbilden und in beschränkten Geistern die Dummheit des Dünkels erzeugen, sind in ihren zweifelohne großen Wirkungen negativer Natur, in ihrem Verhaltnisse zu den Objecten der Wissenschaft reine Nullen.

Wir haben Telegraphen und Eisenbahnen und — europäische Raubstaaten, wir haben keine Charactere mehr, aber eine schreckliche Anhäufung von Verbrechen. Sehen wir hier ab von den transcendenten Folgen derselben, behalten wir das Diesseits im Auge und vergegenwärtigen wir uns einen Zustand bei der heutigen Raffinerie, wo die Polizei die einzige Schranke bildet gegen die hereinbrechende Fluth allgemeiner Corruption, die Polizei, die endlich derselben Corruption unrettbar verfällt. Unter fortwährender Berufung auf Wissenschaft sind unter uns die Grundsätze von 1789 gepriesen worden, von denen einer der wesentlichsten: Freiheit und Gleichheit heißt. Es beirrt die Leute nicht mehr, wenn vor solcher Monstrosität, welche an unerhörte Greuel erinnert und sie beinahe rechtfertigt, wir wollen nicht sagen „jedes christliche Gefühl," sondern jede gesunde Logik und Philosophie die Flucht ergreift.

Der Kunstgeist, von welchen die Künste einzelne Ausdrucke formen und Manifestationen sind, ist heimisch in einer Zeit und bei einem Volke, welche und welches in der sinnlichen Welt und Natur die außer- und übersinnliche Welt sucht, ahnt und sieht. Es ist dies die Welt des Glaubens. Eine Wahrheit, welche die moderne Aesthetik mit ihrer Verhimmelung der Griechen als Grundlage alles Kunstbegriffes vor Allem hätte erkennen müssen, die sie aber, weil selbst ohne Glauben und in der griechischen Kunstblüthe nichts als eine stolze Verklärung des der Offenbarung fremden, auf sich selbst ruhenden Naturbegriffes erblickend, noch nicht gefunden hat.

Das griechische Volk hat seine Götterdichtungen und Darstellungen für eben so viele Wahrheiten gehalten, der Glaube war der Bildner, nicht der Götzendienst der Kunst. Flog die Wissenschaft der Griechen, ihre Philosophie in ihren edelsten Vertretern höhern Flug, so war dieß ein Zeugniß für die Natur des Menschengeistes, der zu seiner alten Heimath, zur Wahrheit in Gott, zurück will, sein morgenahnender Hahnenruf in der Nacht des Heidenthums, der Trieb der jungen, unbefiederten Lerche, die sich erheben möchte in das Morgenroth des kommenden Christenthums.

Sofern die Geschichte als Vergangenheit vor uns liegt, gibt es für eine symbolische Darstellung ihres Wesens kein bezeichnenderes Bild als die Wage, welche die beiden Bestandtheile, Leib und Geist des Menschen, am treffendsten darstellt. Während die eine Schale sinkt, steigt die andere. Unser Erdenleben aber ist auf keinem Punkte seines Verlaufes dazu angethan, daß das Zünglein fest und friedlich die Mitte behaupten könnte. Folgen wir der Versuchung auf den materiellsten Weg, so kommen wir consequenter Weise zuletzt nothwendig beim Düngerhaufen an. Der spirituelle Weg führt nothwendig zum Dualismus. Daß die scharfe Erkenntniß hievon, und die practische Anwendung derselben, die alte Welt in eine neue herübergerettet und so den Bestand der Welt ermöglicht hat, ist eine Thatsache, welche nur Bosheit oder Unverstand läugnen können.

Die neue, die christliche Welt hat Christus durch seine Märtyrer und seine Anachoreten gegründet. Auf der Basis der Apostel ruhend, die nur Prediger und Märtyrer waren dieser Wahrheit, war mit dem allgemeinen Glauben an sie auch die allgemeine Ehrfurcht vor ihr gesichert. Diese Wahrheit und der Glaube an sie bildete früher das Lebenselement ganzer Geschlechter und Zeiten. Jenen

leidenden Aeltern gegenüber, begehrte man nicht breit einherzufahren durch das Leben im bequemen Behagen. Mit Dank gegen Gott wurde der Schutz vor besonderem Unglück hingenommen und durch vermehrte Pflichttreue zu erhalten gesucht.

Die Rauheit mancher Erscheinungen sogenannten Mittelalters — wer wird sie verkennen, unserer Zeit gegenüber: aber sie hegte so viele Elemente des Schönen in ihrem Schooße, deren Verlust unsere Zeit eben so unerträglich nüchtern und prosaisch macht. Wir lachen und ärgern uns über einen Conservatismus, dessen Grund wir in dumpfer Trägheit allein suchen, der aber in den meisten Fällen Folge einer Pietät war, welche auch nur zu ahnen unsere Zeit rein außer Stande ist. Der Enkel stieg, ohne an eine Aenderung zu denken, dieselbe steile, dunkle Treppe hinauf, welche der Urahn beschritten hatte, er saß im Kreise der Seinigen im selben Sorgenstuhle, aß am selben Tische. Jedes Stück des Hausrathes hatte seine Geschichte, jede Kammer ihre Erinnerungen: Brauch und Herkommen, auf Geschichte oder Sage beruhend, immer mit einem religiösen Hintergrunde, wurden mit Zähigkeit festgehalten, und bildeten einen Theil jener nicht geschriebenen Gesetze, welche eine viel freiere Gesellschaft als die unsrige regierten. Die christliche Lehre in ihrer weltumfassenden Einheit und Größe fand im Leben täglich ihre sichtbare Darstellung; das Leben war eine Taufe der Geschichte und der Natur, die Welt sollte ein Bild des Himmels werden, indem sie eine christliche wurde. Die fleißigen Bienenstöcke der Klöster erhielten der Nachwelt durch mühsame Abschriften die Schätze der alten Welt oder schmückten mit himmlischem Tiefsinne künstlerisch in Farbe und Gestaltung die heilige geschriebene Liturgie der Breviarien, Missale, Cantionale, Passionle. Wir dürfen, wir müssen die Perioden des Mittelalters zusammenziehen, denn sie gehören, ob auch in ihren Entwicklungen zeitlich getrennt, geistig zusammen und bilden, so viel menschenmöglich, einen Wall gegen die finstere Welt. Erscheint uns der Klosterkreuzgang, unter dessen Hallen, gänzlich abgeschlossen gegen die Außenwelt, der Mönch, der Priester, betend und meditirend wandelt, während in dessen Mitte der Bruder Gärtner arbeitet beim eintönigen Rauschen des Brunnens, zu prachtvoll für ein Haus der Demuth, so unterscheiden wir zwischen dem was das Ganze bedeutet und was dem Einzelnen zufällt. Treten wir in eine Zelle: ein Kämmerlein, ein Tisch, ein Stuhl und ein dürf-

tiges Lager! — Wann wird die Welt anfangen, Ideale zu begreifen und zu sehen? Wann wird sie aufhören, den Brauch mit und durch den Mißbrauch zu bekämpfen? — nie!

Darstellung des Ueber- oder Außersinnlichen durch sinnliche Mittel, das ist die Kunst, und das ist der Mensch. Eine solche Darstellung ist jedes Menschenleben im Guten wie im Schlimmen, denn denken wir uns z. B. einen Menschen, dessen Leben abgewandt von jeder sittlichen Idee, von den Vorschriften des Glaubens und der Sitte, rein in der Sinnlichkeit aufgeht, so ist diese seine Abkehr von der übersinnlichen Lichtwelt schon eine Darstellung der Sünde, eine Zuwendung zur außersinnlichen Nachtwelt. Darum gibt es der Wahrheit gegenüber eigentlich keine Indifferenz und kann nicht oft genug an das Wort des Heilandes erinnert werden: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“ Die Natur, wie sie ist, ist deßhalb auch keineswegs ein solch' indifferentes Gebiet, wie das Leben der Kirche in seiner Gesammtheit es nachweiset, was besonders in ihren Sacramenten und Sacramentalien, im Exorismus, in ihren Segnungen und Weihungen hervortritt. Das Princip der Erlösung mit seinen Wirkungen und Folgen ist ein durchaus nothwendiges. Die Erhebung der Natur in's Reich der Gnade, ursprünglich durch den Gottmenschen geschehen, muß am Microcosmus, am Menschen, beginnen, in und durch den Menschen sich fortsetzen und vollenden, — was zunächst die Mission des Priesterthums ist — und durch dasselbe alle Lebensgebiete durchdringen, und, um wieder den maßgebenden Ausdruck des Herrn zu brauchen, durchsäuern.

Das Menschenleben in der Zeit ist in jedem Falle ein Leben für die Ewigkeit. Aber diese Ewigkeit ist eine sehr verschiedene, zu unversöhnlichen Widersätzen führende, denn alle Versöhnung muß diesseits, wo der Versöhner sein Leben in seinem Blute für alle dahin gab, geschehen, und der Glaube aller Völker und Zeiten an eine allgemeine und besondere Schuld und an eine Versöhnung durch Blut im substitutiven Blutopfer bildet den Kern alles vorchristlichen Gottes- und Götterdienstes.

Auch der Krieg ist ein weiteres Zeugniß von dem Nebeneinanderleben zweier Widersätze auf unserm blutgetränkten Planeten. Der Begriff der Versöhnung darf aber nie und nimmer als eine Ausgleichung dieser beiden Widersätze aufgefaßt, sondern muß als eine Ausscheidung des ethisch Bösen, durch einen Sieg über dasselbe be-

griffen werden. Die Afterphilosophie unserer Tage, welche durch Aufhebung der Widersätze im diesseitigen Leben eine Art Harmonie herzustellen bestrebt ist, und auf diese sogar eine Lehre vom Schönen aufzubauen den Versuch wagt, wie es Vischer mit viel dialectischen Aufwand in seiner Aesthetik thut, weiß nicht oder will nicht wissen, daß das Ideal eben dasjenige ist, was wir durch die Schuld verloren haben, und nur durch die Versöhnung wieder erreichen können. Dies und kein Anderes, wenn auch noch so verhüllt, verunstaltet und dämonisch ausgenützt, war auch das Ideal der Griechen und aller Völker, welche Tempel bauten, Bilder machten und — opferten.

Die möglichste Verdrängung des Uebersinnlichen aus dem Kunstbegriffe und dessen Beschränkung auf die Darstellung der Sinnenwelt, und die Formulirung des Schönheitsbegriffes blos aus der sichtbaren Erscheinung, wie sie seit Lessing als ästhetisches Princip festgehalten und weitergebildet wurde, von dem die sogenannten Romantiker sich jedoch Umgang zu nehmen erlaubten und — man entschuldige — erlauben, wird von all den Millionen Menschen lügengestraft und instinktmäßig desavouirt, welche, abgesehen von den eigentlichen Künsten, in ihrem Zusammenhange mit der übersinnlichen Welt ein wahres und allseitiges Kunstleben lebten, und zum Theil noch leben. Würde dieses allgemeine, auf übersinnlichen Grundlagen sich erbauende oder katholische Leben, dessen Definition gleichlautet mit jeder wahren Kunstdefinition, gänzlich aufhören, würde die christliche Gesittung, durch welche auch protestantische Bevölkerungen noch an der Kirche participiren, überwuchert werden von den modernen Schönheitslehren, wie sie es von den Rechtslehren in neuesten Tagen bereits ist, dann würde die Lebenspraxis (was sie leider schon in erschreckendem Maße thut) die Greuelhaftigkeit jener Theorien vollends enthüllen, deren Folge sie ist.

Spricht man heute von einer christlichen Weltauffassung und Lebensanschauung, so wird dies von Tausenden dahin verstanden, daß sie eben eine von den vielen möglichen Auffassungen und Anschauungen sei, und unter diesem Gesichtspunkte tolerirt, und so ist sie dem Geiste, der ihr widersteht, am wenigsten gefährlich. Bezeichnet man sie aber als das, was sie ist, als die exclusiv wahre, allein richtige, Irrthümer berichtigende, böse Absicht richtende, Wahrheit, Güte und Schönheit in sich vereinigende; dann ist das Signal zum Sturm gegeben gegen eine Intoleranz, welche zu behaupten wagt,

es gebe auf dieser Erde etwas Sicheres, eine Wahrheit, an die man sich halten könne, und es gäbe eine Lehre, welche im Besitze dieser Wahrheit sei, diese Sicherheit böte.

Die Kunst und das Leben blühen, wo der Tod verstanden wird. Auf der Erde schon sproßt der Himmel mit seinem unaussprechlichen Genügen, wo die Hölle geglaubt und gefürchtet wird.

Ist der Grundton unseres Erdenseins, der allen gemeinsame Glückseligkeitstrieb und Drang und des Lebens Wirklichkeit diesem Triebe gegenüber ein fast ununterbrochener Widerspruch, ein fortwährendes Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, dem auch die begünstigsten Lebensverhältniße unterworfen sind: so hängt es von der Natur dieser Hoffnung, dieser Furcht ab, ob das Leben sittlich oder künstlerisch schön oder häßlich und trostlos sich gestalte. Das Letztere geschieht sicher, wo der Unglaube sein Fürchten und Hoffen auf das diesseitige Leben beschränkt. Für den angeborenen Trieb gibt es dann kein Sittengesetz, keine Schranke mehr, als die Polizei (so lange sie besteht), die Gerichte oder die Unmöglichkeit. Und hat der Trieb, dieser Schranken ledig, dennoch keine Befriedigung gefunden, oder ist er gar mit seinen Bestrebungen unlauterer Art, irdisch genommen, in eine Sackgasse gerathen, dann soll der Selbstmord ein lästiges Dasein vernichten, welches im diesseitigen Leben sein Hoffen und Fürchten und sich selbst abgeschlossen wähnte.

Wie die übersinnliche und außersinnliche Welt, der eigentliche Inhalt der sinnlichen Welt, auch ihre Zwecke und Aufgaben in sich schließt, so ist der Glaube an sie auch ein unabweisbares Bedürfniß für den Bestand diesseitigen geordneten Lebens.

Wenn einerseits die unendliche Kluft zwischen heidnischem und christlichem Leben dem Kenner beider Zustände, auch abgesehen von Wahrheit und Offenbarung, practisch für das Christenthum begeistern muß, welches den Begriff der Humanität der exclusiven Nationalität entgegensetzt, ohne die letztere zu zerstören, wodurch die beiden historischen Momente der ursprünglichen Einheit und der späteren Zerklüftung dem Gedächtnisse und dem Urtheile, und mit beiden zwei zum Verständnisse der Geschichte so wesentliche Züge erhalten bleiben, und andererseits das reine geistige Wesen dieser Widersprüche und ihrer Lösungen für den Unbefangenen unwiderlegbar zu

Tage tritt, so kann die Wahrheit nicht mehr umgangen werden, daß das ganze sittlich historische Leben des Menschengeschlechts nichts als ein in der sinnlichen Welt sich ausprägendes oder darstellendes nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinandergehendes Geistesleben ist.

Diese Lebensauffassung, welche wir in ihrer Allgemeinheit als dem Kunstbegriffe überaus verwandt, ja in ihrer practischen Ausübung ohne Weiteres der Definition dieses Begriffes als conform erkennen müssen, ist, indem wir sie als die ideale bezeichnen, zugleich die eigentlich reale, weil die Realität unserer Natur in ihrem reinen, ungetrübten Verhältnisse zu ihrem Schöpfer und seiner Idee von derselben, welche durch den Sündenfall gebrochen wurde, zu suchen ist.

Die Erkenntniß der über- und außersinnlichen Welt durch die Glaubenslehre und unser Verhältniß zu ihr durch die Sittenlehre bilden das Material zum Leben und zur Kunst; mit der Abkehr von der übersinnlichen Welt verlieren beide den Begriff von sich und zuletzt sich selbst; mit dem Ideale entflieht nothwendig auch alle wahre Realität. Die Wahrheit dieser Sätze lebte von je in allen groß angelegten künstlerischen Naturen. Die alten Bildner und Dichter, Homer und die Tragiker auf ihrem umflorten heidnischen Standpunkte, waren von ihr durchdrungen. Israels Propheten formulirten unter den Einflüssen höheren Lichtes die übersinnliche Welt zur klaren Gestaltung, und erhoben die dunklen Ahnungen heidnischer Weltweisheit in das Reich und Gebiet einer lichten Hoffnung, wie eine heilige Morgenröthe kündeten sie Zug für Zug ihren Zeitgenossen das kommende Heil, und nachdem es gekommen, war es das Licht, das klar und helle zwei Wege beleuchtete: den einen ging es selbst und lud die Menschheit ein, ihm zu folgen, den andern bezeichnete es als den Weg des Verderbens. Wir sehen hier ab von der Schönheit dargestellter Uebersinnlichkeit in der blutigen Arena, wie in der schweigenden Wüste. Die über- und außersinnliche Welt ist auch der Inhalt späterer Tugend und Kunst. Den großen Heiligen des Mittelalters folgt die große bildende Kunst: Benozzo's Thebais, Orgagna's Triumph des Todes und jüngstes Gericht, Giotto's Abendmahl und seine Sacramente, Fiesole mit seiner jungfräulichen Kindlichkeit, sie einigen sich alle im großen Florentiner, der seine ganze Dichterkraft in die

über und außersinnliche Welt verlegt, und außer den inspirirten Propheten der Welt, in der Divina Commedia eines der größten Dichterwerke hinterlassen hat. Wir sagten schon einmal, die Kunst ist der Mensch, und der unsichtbare, unsterbliche Geist an ihm das maßgebende und bestimmende Agens seiner in der Sichtbarkeit erscheinenden Thätigkeit, welche ihrerseits wieder bestimmt wird und sich bestimmen läßt von der übersinnlichen Welt außer ihm. Selbst das, was er mit dem Thiere gemein zu haben scheint, hängt bei ihm mit jener unsichtbaren Welt zusammen, so stellt der Mensch sich selbst, so stellt sich seine Geschichte, so stellt die große historische Kunst in allen ihren Formen ihn dar. Die Epiker Tasso und Milton, die Dramatiker Calderon und Shakespeare appelliren an die außersinnliche Welt zur Würdigung ihres Genius. In diesem künstlerischen Instinkte findet Klopstock's kühnes Unterfangen, wenn nicht seine vollkommene Rechtfertigung, so doch seine Erklärung.

Selbst zur Zeit des tiefsten Barometerstandes echter, d. h. christlicher Gesittung greift Schiller nach Stoffen, welche in der Art wie er sie behandelt, Zeugniß geben von jenem universalen künstlerischen Drange, den Menschen darzustellen im Kampfe zwischen zwei außer- und übersinnlichen Welten. Seine „Jungfrau", in Folge himmlischer Gesichte ihre Sendung vollführend, muß uns beim Dichter im Widersatze der Schönheit ihres Glaubens, in einem ihrer Feinde einen ungläubigen Materialisten oder Pantheisten vorführen, dieser muß, nachdem er bei seinem Tode nach seiner Ausdrucksweise der Erde, der Sonne die Atome wiedergegeben, die sein Dasein bildeten, nach seinem Tode als schwarzer Ritter erscheinen zum Zeichen, daß er Unrecht hatte, und seine Philosophie eine falsche war. Und sein „Wallenstein"! wie er in der letzten Nacht nach den Sternen späht, wie ein irdisch Zeichen, die goldene Kette, unter der Hand des Dieners zerbricht und sein Mund sein eigener Prophet wird: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun," und der Traum der Gräfin Terzky, nebst so vielen andern Stellen der Tragödie! —

Was das Alterthum allgemein anerkannte, daß der Künstler, der Dichter unter höheren Einflüßen stehe und — ähnlich der Pythia — die Aussprüche seines Genius, aus einer unbekannten Tiefe geschöpft, der Welt vermittelt; daß das innerlichste Wesen des Künstlerberufes zunächst ein passives, von persönlicher Bestimmbarkeit unabhängiges Hingegebensein an die Ahnung des Weltganzen sei — Schiller

hat es gefühlt und gibt diesem Gefühle Ausdruck in seinem „Grafen von Habsburg": „Nicht gebieten will ich dem Sänger ꝛc. ꝛc., er steht in des größeren Herren Pflicht, er gehorcht der gebietenden Stunde," ꝛc. ꝛc.

Diese Pflicht und dieses Gehorchen sind nichts anders als der Künstlerberuf im Allgemeinen, das Talent, das Genie. Die Anwendung ist Sache der moralischen Freiheit des Berufenen, die Begabung ist kein Verdienst für den Begabten, sie ist eine Disposition, ein Gut, für dessen Verwaltung ihm Rechenschaft abgefordert werden wird.

Goethe — rücksichtlich seiner Begabung eben so groß und universell angelegt, als er persönlich eitel und sinnlich geblieben, mußte seiner Anlage Rechnung tragen und Zeugniß geben von jener Allgemeinheit, Katholicität, in deren Schooße allein das Verständniß von Gott, Mensch und Natur zu finden ist. Wir sagen, er mußte, genöthigt von seiner überreichen Dotation. Wollte Gott, er hätte einen geläuterten, kräftigen Willen dazu gethan, solcher Same würde — wenn auch für den Augenblick der Lorbeern entbehrend — in späterer Zeit Früchte des Heils gebracht haben.

Der Dualismus des Lebens hat nie in einer schärferen Ausprägung vor aller Augen gestanden als in unseren Tagen, und nie ist er weniger erkannt worden als in der Gegenwart, und wieder nur er ist es, welcher im Lichte der Offenbarung alle diese Erscheinungen erklärt. Der allen reich begabten künstlerischen Naturen innewohnende Drang zu einer Darstellung des Weltganzen in engeren oder weiteren Rahmen hat Goethe seinen „Faust" abgenöthigt, und erklärt viele Stellen des genialen Werkes. Der Dualismus in seinem eigenen Wesen hat ihn verhindert, die Sache an der Wurzel zu fassen, und persönlich sich auf die eine oder andere Seite der die Welt spaltenden Extreme zu stellen: aus diesem Mangel an sittlicher Entschiedenheit, Kraft und Ueberzeugung hat die moderne Aesthetik das Verdienst der Objectivität heraus gewittert, in dieser Fassung einen Standpunkt der Indifferenz, der den Dichter, anstatt ihn, wie alle Völker und Zeiten es gethan, auf die Höhe des Lebens als Lehrer zu stellen, was von aller Kunst gilt, ihn außer die Menschheit hinaus versetzt auf ein Gebiet, das wir — wenigstens im Lande der Wahrheit, welches auch das Land der Schönheit ist, nicht zu erspähen vermögen.

Keiner Menschenseele ist es gestattet, ja auch nur möglich, aus dem allgemeinen Geisteskampfe, der die Weltgeschichte bildet, sich zurückzuziehen, und auf einsamer, indifferenter, bloß beobachtender Höhe ihren Standpunkt zu nehmen. Wir kennen den Grund der modernen Schönheitslehre. Weit entfernt, jedem Einzelnen, der im Interesse der Kunst gegen Tendenz und Subjectivität eifert, üble Absicht unterzuschieben, erkennen wir vielmehr das Verführerische dieser Auffassung der Künste und ihrer Mission an die Menschen. Da wir es aber jedenfalls als ein Verführerisches auffassen müssen, weil es in der ethisch-moralischen Welt keinen indifferenten und zugleich schuldlosen Standpunkt gibt, so stellt sich hinwieder die Auffassung der Sache nach dem Gesetze der christlichen Offenbarung als die einzig richtige dar.

Chateaubriand in seinen historischen Studien sagt von Goethe und Schiller sehr treffend: „In der Behandlung katholischer Gegenstände fanden sie ihren Genius." Dieß gilt mit Beziehung auf das oben Gesagte hier besonders von Goethe und da wieder von seinem bedeutendsten Werke, dem „Faust."

In der Anlage dieser Dichtung liegt jenes Moment des Beherrschtseins, welches den tiefen Grundzug künstlerischer Begabung bildet, jene universale Macht aller Dinge und ihres Zusammenhangs, welche den Begriff der Poesie bildet, und welchem gegenüber, trotz aller Freiheit, mit welcher der Künstler über seinem Stoffe zu stehen und ihn zu beherrschen meint, er sich nur leidend verhält. Im ernstesten Sinne gilt hier das Wort: „Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben" (Faust, Walpurgisnacht).

Nachdem der Dichter in seinem, dem Buche Hiob nachgebildeten Vorspiele im Himmel die Gottheit selbst, und in der Lichtwelt der Engel und der verderblichen Nachtwelt des Reiches der Finsterniß die übersinnliche Welt und ihren Dualismus uns vor Augen gestellt, entrollt er, als unter diesem Doppeleinfluß stehend, sein Lebensbild. Faust, der ungläubige Gelehrte, sagt in Bezug auf die Wissenschaft: „Ich fühle, daß wir nichts wissen können," und an anderer Stelle in Bezug auf den Glauben: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Ohne Wissen also und ohne Glauben dem Verführer preisgegeben, schimmert vielleicht dem Dichter selbst unbewußt durch die Verkettung des Kunstwerkes die Wahrheit: daß er bei dem

Glauben gefunden haben würde, was er in der Wissenschaft vergebens gesucht.

Das allgemeine Weltbewußtsein, oder besser, die allgemeine, wenn auch verdunkelte, von ihrem Zusammenhange theilweise gelöste Ahnung aller Wahrheiten, welche durch alle Formen des Heidenthums geht, und im Christenthume eben zum Bewußtsein erwacht, mußte sich dem Ideale, das sich der Dichter im vorhinein von Faust gebildet, nothwendig zu Grunde legen. Ein partielles und gegen das Allgemeine protestirendes oder protestantisches Christenthum konnte die Formen nicht liefern, welche er zu seiner Darstellung bedurfte. Sei es nun der künstlerische Instinkt allein, welcher ihn nach der katholischen Form greifen ließ, oder kam jener Grundzug mit in Betracht, welcher nach Tertullian in jeder Menschenseele eine Christin voraussetzt, und für dessen bedingte Annahme Goethe seinerseits in „Dichtung und Wahrheit" ein Zeugniß ablegt, wo er den Eindruck der Lectüre von Klopstock's „Messias" auf sein Gemüth schildert, und hier gelegentlich den Ausspruch thut, daß, wäre er als Katholik geboren, das Studium der Theologie ihn mächtig angezogen haben würde. Kurz, sein Genie ließ ihn die Form aller Formen finden und wählen, und wenn er auch für die Art, wie er nun einmal leben wollte, in pantheistischen Speculationen eine Art theoretischer Rechtfertigung suchte, so drängt sich etwas von dem, was er theilweise in seiner geistigen Anlage begründet, selbst bekennt, in der Art, wie er vom heil. Philippo Neri und von den Sacramenten der Kirche spricht, wieder in den Vordergrund. Zum Protestantismus als Religion oder gar zu einem orthodoxen Protestantismus steht er ähnlich wie Lessing in entschiedener Ablehnung desselben. „Franzthum drängt heute unter uns, wie einst Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück."

An Faust tritt die Macht der Kirche über den Menschen, indem sie ihn über sich selbst aufklärt, und Gott und Welt und sich selbst wie in einem Spiegel beschauen läßt, einmal in der Feier der Zeit, in den Stimmen der Osternacht (Glockenklang und Chorgesang), und später in der Angst eines gläubigen Kindes heran. Gretchens Liebe zu Faust, wie rührend umfaßt sie von ihrem Standpunkte sein ganzes Sein in Zeit und Ewigkeit. Sein Verhältniß zur finstern Macht ahnend, erwidert sie in unnachahmlicher Wahrheit seine Phrasen mit den Worten: „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum, denn Du hast kein Christen-

thum. Zur Messe, zur Beichte bist Du lange nicht gegangen — Glaubst Du an Gott?" — und dieser Liebe gegenüber der überlegene Geist mit seiner Liebe zu ihr, der seiner Begierde die Unschuld opfert und sie in Schande und Verbrechen stürzt.

Aber die Feier der Zeit. In ihr liegt das große allgemeine Kunstmoment. „Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden" u. s. w. Wenn in diesen Worten auch nicht das Verständniß, ja sogar eine Umkehrung der Sache liegt, so streift hier die Sache doch den Geist des Dichters, aber in ähnlicher Weise wie gewisse Erklärer der Sonnenmythen aller Völker thun, indem sie die Sache, die Erwartung einer geistigen Erleuchtung und Erwärmung unter dem Symbole der irdischen Sonne zum Symbole, und diese Sonne zur Sache machen, welche die Mythe meint.

Im christlichen Leben einigen sich Kunst und Leben zu einer Darstellung der höchsten Harmonie, welche hienieden erreicht werden kann. Die Begriffe von Gott, Mensch und Natur durchdringen sich zu einem zeitlichen Bilde des ewig Schönen auf der Grundlage der Liebe und zugleich zu einem idealen Bilde des Menschen. Wenn das Naturjahr einen vollendeten Lebenscyclus der menschlichen Leiblichkeit abbildet, so senkt sich die Feier der Zeit, das kirchliche Jahr, als die belebende Seele in diesen Erdenleib zu dessen Erklärung und Verklärung. Für den gefallenen Menschen aber in seiner Hilfsbedürftigkeit gibt es keine Lebenserneuerung, außer durch den Eingang des Lebens in die Todesregion, durch die Menschwerdung. Auf diese führt sich alle Wahrheit, Schönheit und Güte zurück in der Geschichte unseres Geschlechtes. Und wenn schon irdische Schönheit irdische Liebe weckt, was muß geschehen, wenn die höchste, die göttliche Schönheit sich in irdische menschliche Hülle kleidet.

Die dreifache Offenbarung Gottes, welche im Kirchenjahre als dreifacher Liebesact Gottes zu den Menschen in den drei Festcyclen sich darstellt, entspricht genau dem Universalbegriff von Gott, Mensch und Natur.

Da der dreifache Festcyclus das ganze Naturjahr ausfüllt, und uns Gott den Dreieinigen in einer dreifachen Liebesthätigkeit zu uns Menschen offenbart, welche im Gottmenschen culminirend, sein göttlich-menschliches Leben unserm irdischen Dasein einwebend, in der Kirche jährlich gleichsam noch einmal lebt; so steht jede Zeit des Jahres im kirchlichen Leben unter dem Einfluße einer himmlischen

Idee des ewig Wahren, Guten und Schönen, und die Lichter, die unser irdisches Wohnhaus vom irdischen Himmel herab erleuchten, und alles Leben und Gedeihen fördern, werden zu Symbolen jenes neuen Himmels und jener neuen Erde, welche einst unsere ewige Heimat sein sollen.

Unsere Dome und Kirchen, in welchen das ewige Opfer täglich sich erneuert, umgibt die rührige Thätigkeit der Werkstätte, das Leben der christlichen Familie. In Feld und Wald, wo das Naturleben die Jahreszeit offenbart und zugleich den Festkreis symbolisirt in ihren erwachenden, sproßend blühenden, erntereifenden und endlich zu winterlicher Ruhe sich anschickenden Erscheinungen, geht kein Pflug, tönt keine Axt, deren Führer nicht in Verbindung stünden mit jener himmlischen Welt, welche ihr Dasein durch die Thurmspitze verkündet, die wie ein unbeweglicher Finger über den Dächern und Baumkronen nach oben zeigt, oder vom Bergkirchlein herab dem Thale und seinen Bewohnern glockenhell das Lied vom Engel und der Jungfrau vorsingt, und daß das Wort, durch das alle Sterne, Meere, Gebirge und Flüße, kurz alle Dinge geschaffen sind, Fleisch, daß Gott ein Mensch, unser Bruder geworden und unter uns gewohnt hat.

Wenn der Mensch eine Darstellung übersinnlicher Dinge auf dem Grunde und mit den Mitteln seines Doppelwesens zu sein berufen ist, wenn es keine die Gesammtheit des Kunstbegriffes umfassende Definition desselben gibt als jene, welche die Kunst Darstellung außer- und übersinnlicher Dinge durch sinnenfällige Mittel nennt, wenn sohin der Mensch seiner Natur nach im exclusiven Besitze der Kunst ist, welche weder der materiellen noch der geistigen Welt allein, sondern eben nur seinem zusammengesetzten Wesen eignet, weil sie selbst auf der Verbindung Beider beruht, wie Schiller es in dem Satze ausspricht: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein" — dann ist das Leben der christlichen Gesellschaft im eminenten Sinne ein Kunstwerk, und daß auch die Wissenschaft sich zu einem solchen heranbilde, adle (wie Schiller ebenfalls feinfühlend wünscht), das ist nur im christlichen Sinne, im christlichen Leben möglich. Jede Entfernung vom Christenthum ist auch eine Entfernung vom Leben in seiner wahren Bedeutung, und da, wie anderwärts bereits nachgewiesen wurde, Kunst und Leben untrennbare Begriffe sind, auch eine Entfernung von der Kunst.

Was die Praxis von Jahrhunderten und von Millionen Seelen bestätigt, zwingt selbst einem Montesquieu in einem unbefangenen Augenblicke die Bemerkung, oder besser, das Bekenntniß ab: „Sonderbar! Dieses Christenthum! man sollte glauben, es hätte seine Augen beständig nur im Himmel, und doch besorgt es am besten die Angelegenheiten dieser Erde.“ Ebendeßwegen. — Furchtbar hat die dualistische Nachtseite unter uns gewirthschaftet! Tausende leben heute, denen das Wort Kirche nur mit dem Gedanken an Scheiterhaufen, Verfinsterung, Geistesknechtschaft und Verdummung zusammenfällt. Inwiefern diese zurechnungsfähig, muß ihrem einstigen ewigen Richter überlassen bleiben. Hienieden haben die Folgen bereits gerichtet und werden wieder richten.

Die Wahrheit ist nur Eine, „sie kann nie Partei“ werden, wenn die vielgestaltige Lüge auch in tausend abweichenden Formen neben sie tritt. Der Begriff der Katholicität ist zugleich der der Universalität.

Einer unserer bedeutendsten deutschen Geister hat dieß vor vielen Jahren in dem Satze ausgesprochen: „Die Kirche Partei zu nennen, heißt eben so viel, als wollte man das Weltall einen Theil nennen.“

Der Glaube, die Grundlage aller Kunst, zeigt uns den Dualismus des Lebens und der Geschichte, indem er uns denselben erklärt, und er erklärt ihn uns, indem er an der irdischen Erscheinung dieses Widersatzes die über- und außersinnlichen Gründe derselben nachweiset. Das Bewußtsein und Gefühl dieser Gründe ist ebenso ein Kunstmoment wie ein Glaubenssatz. Die Darstellung der Welt in Kunst und Leben ist eine Darstellung dieser Widersätze oder des Dualismus. Die christliche Kunst unterscheidet sich von einer andern, welcher wir den bloßen Kunstcharacter nicht unbedingt absprechen können, dadurch, daß sie die Lüge als Lüge, die Wahrheit als Wahrheit darstellt, wodurch sie sich zum Begriffe der wahren Kunst erhebt.

In der sittlich moralischen Weltordnung kann, vermöge unserer Freiheit, jede unserer Fähigkeiten in eine der beiden Bahnen, welche im dießseitigen Leben den Dualismus bilden, einlenken, ja sie muß es, nachdem was oben über Indifferenz gesagt wurde. Wahl und Entscheidung, entweder für die Licht- oder Nachtwelt, welche in diesem Leben neben einander stehen, ist unvermeidlich.

Das Genie, als eine Gabe von oben, schließt, wenn auch keinerlei der Freiheit vorgreifende, die geistige Richtung bestimmende, nöthigende, oder gar zwingende Macht in sich, wohl aber jenes divinatorische Element, welchem sich Tiefen zeigen, Fernsichten eröffnen, Ahnungen aufdrängen, welche in der Art, wie sie das Genie berühren, dem gewöhnlichen Menschengeiste trotz Studium und Lebenserfahrung verschlossen bleiben. Da wir dieses Allgemeine hier auf das Besondere der Kunst beziehen, deren Wesen wir aber wieder in seinem Verhältniße zum Allgemeinen, Universalen oder Katholischen auffassen und verstehen, so wollen wir unter unzählbaren nur auf ein Beispiel aufmerksam machen, welches das Gesagte zu erhärten geeignet ist; es ist eine jener Aeußerungen, welche reich begabte Geister oft ganz unabhängig von ihrer eigenen Willensrichtung, und ohne daß sie selbst ferner darüber denken und forschen, bloß wie eine Frage aufwerfen, deren Lösung sie eben so unwillkürlich Andern überlassen, in deren positiverer, auf dem Fundamente der Offenbarung ruhender Geistesentwicklung diese Frage längst beantwortet wurde. In Goethe's westöstlichem Diwan findet sich die in seinem Munde eben so merkwürdige als in sich wahre Stelle: „Der eigentliche Gegenstand der ganzen Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen, ist der Conflict des Glaubens und Unglaubens." Wenn es je einen aus profanem Munde kommenden, universellen und sohin auch katholischen Ausspruch gegeben hat, so ist es dieser. Nach ihm bestimmt sich der Werth und die Rangstufe der Monumente der Geschichte. Das allmälige Versinken des aus ursprünglich, wenn auch nicht mehr klaren, doch reineren Ideen nach der Sprachverwirrung und Völkertheilung entstehenden Heidenthums zeigt noch im Stadium seiner tiefsten Umnachtung, unverkennbar das Allgemeine oder Katholische in den tausendfach verschlungenen, aus ihrem Zusammenhang gerissenen, mit andern ebenso widerstrebenden Sagen und Dichtungen unter dem Einfluße des bösen Geistes wie in blutschänderischer Weise Wahres und Falsches vermischenden Labyrinthe. Das Gefühl namenlosen Unglücks und ungesühnter Schuld, ein unbeugsames Fatum neben der Hoffnung einer Sühne durch Blutopfer mit den zürnenden Göttern, Glaube an ihre Macht, Gericht, Verdammniß und Seligkeit, auch ein Läuterungszustand und endlich die Hoffnung auf einen kommenden Retter und Erlöser! — Zeuge dieser Hoffnung ist im werdenden Offenbarungsvolke der Segen des sterbenden Patriarchen Jakob

dem Juda gespendet: „Es wird der Scepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Lenden bis der kommt, der gesandt soll werden, auf den die Völker harren. (Genesis, Cap. 49, V. 10.)

Der oben angezogene Ausspruch des Dichters ward nicht gethan, weil er damit der großen allgemeinen Wahrheit dienen wollte, er war kein freies Ergebniß der Absicht zu nützen. Goethe that ihn unter dem Eindrucke der Gewalt der Dinge, die wenigstens auf Augenblicke sich in jedem reich begabten genialen Geiste spiegeln, wenn er auch vermöge seiner Willensrichtung die Consequenzen von sich weiset. Er that ihn leidend, vom Gewichte seiner innersten Natur und Begabung in die Tiefe der Welt hinabgezogen, er that diesen Ausspruch, weil er Dichter war.

Mit diesem Ausspruche, der die gesammte historische Wissenschaft in zwei Worte faßt, erfüllt Goethe den Wunsch und die Bedingung, welche ein anderer Dichter der Wissenschaft als ihren Höhepunkt stellt und bezeichnet, daß diese nämlich zum Kunstwerke sich erheben müsse in Bezug auf historische Wissenschaft, so weit nur immer die bloße Erkenntniß, ohne Thaten und Entscheidungen der eigenen Freiheit zu gebären, ihn erfüllen kann.

Mit diesem über jeden Einwurf erhabenen Ausspruche stehen wir aber auch auf die umfassendste Weise auf dem Boden der Kunst, welcher hier unabweisbar zugleich der Boden des Glaubens ist, denn jedes echte Kunstwerk steht, wenn es nicht — wie in den meisten Fällen — der unmittelbare Ausdruck dieses Conflictes ist, doch in näherer oder fernerer Beziehung zu demselben.

Der Goethe'sche Satz, wenn auch noch nicht eingehend in die mystische übersinnliche Welt, steht doch auf der höchsten Höhe profaner Weltbeobachtung. Der nächste Schritt betritt schon die über- und außersinnlichen Gebiete, wo die Gründe des Conflictes und ihre Ausgangs-, Ziel- und Endpunkte liegen. Ohne Glauben gibt es gar keine höhere Erkenntniß über- und außersinnlicher Dinge, also auch kein Verständniß für höhere und höchste, d. h. für christliche Kunst. Ich hole mir ein Beispiel gleich aus nächster Nähe: auf meiner Staffelei steht ein angefangenes Bild, „eine Wanderfamilie," auf der Marmorstufe eines antiken Fragmentes sitzt, an seine Mutter gelehnt, ein schlafender Knabe, während der Vater am nahen Bache das Lastthier tränkt; das ist die Scene, und so weit ist sie auch dem Ungläubigen zugänglich und mundgerecht; aber ich will mit

meinem Bilde höher hinauf in die Regionen des Glaubens. Ein Vorgang, welcher sich auf Erden täglich tausendmal wiederholt, erhebt sich hier zur Essencialität der ganzen Weltgeschichte: die dargestellte Familie ist eine heilige Familie und das höchste Mysterium des Glaubens offenbart sich hier, wenn auch indirect, im Conflicte mit dem Unglauben: eine Ruhe auf der Heimkehr aus Egypten ist der einfache Inhalt des Bildes. Der Unglaube, die Nachtseite der Geschichte, hat die Jungfrau, den zarten Knaben und den Greis hinausgejagt aus den Grenzen des Vaterlandes in die Fremde, — nun kehren sie zurück. Wegmüde, in loser Hand das Wanderstäbchen, ist er, durch den die ganze Natur erschaffen, einem Bedürfnisse der Natur anheimgegeben. Der göttliche Knabe ist eingeschlummert am Herzen seiner Mutter, sinnend ruht ihr Auge auf ihrem Kinde, das zugleich ihr Gott ist. Geht Simon's Weissagung vielleicht in schwermüthiger Ahnung durch ihre Seele, sieht sie im Geiste die Krone, womit die Menschheit das einzige unter Millionen schuldlose Haupt schmücken und dem Conflicte ihren geschichtsphilosophischen Ausdruck geben wird, oder steht vor ihrer Vision der Charfreitag-Abend und das jugendliche Leben, das hier an sie geschmiegt, in ruhigem Schlummer athmet, als blutiger, mißhandelter Leichnam auf ihrem Schooße? *)

Die Kunst, eine Tochter des Glaubens, muß immer anstreben, was der Glaube voraussetzt: „Das Festhalten der Lehre nach allen Richtungen, welche die Lehre beherrscht:" sie muß im Besondern das Allgemeine zeigen oder wenigstens ahnen lassen. Sie muß der Meditation die Hand bieten, ihr entgegenkommen, sie gleichsam herausfordern. Was sie aber beim Beschauer anzuregen bemüht ist, muß sie selbst in möglichst hohem Grade besitzen. Der Künstler muß ein Mann der Betrachtung sein und ein Mann der Begeisterung, welcher im Stande ist, das didaktische Element von der trockenen Verstandes- oder Vernunft-Sphäre in jene der Empfindung zu erheben, das bloße Sehen oder Schauen zum Betrachten zu steigern.

Dem christlichen Kunstwerke gegenüber bleibt der Unglaube nothwendig beim bloßen Sehen stehen, weil ihm die Basis der Betrachtung, das „für wahr halten" des Gesehenen mangelt. Der Ungläubige, seinem eigenen, innersten Menschenwesen entfremdet, das für Gott geschaffen ist, kann, was er innerlich verloren oder vielleicht

*) Das Gemälde ist im Besitze Sr. Excellenz des apostolischen Nuntius in Wien, Mariano Falcinelli.

nie besessen hat, schwerlich von außen wieder gewinnen, weil der Unglaube keineswegs als passive Unwissenheit, sondern als bewußter absichtlicher Widerstand gegen die von innen und außen andringende Wahrheit muß aufgefaßt werden. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von unverschuldeter Unwissenheit, wie z. B. bei Völkern, zu denen das Licht des Glaubens noch nicht gedrungen ist, sondern vom Unglauben als Verschuldung die Rede ist, und Verschuldung ist überall, wo die Möglichkeit der Erkenntniß durch den Glauben vorhanden ist.

Im Faust überträgt Goethe den philosophischen Satz, den wir oben citirten, auf das Gebiet der Kunst in seiner Weise. Er nennt die Weltgeschichte einen Conflict. Wir sagen dasselbe mit einem andern Wort und nennen sie Dualismus. Sie ist die Entfaltung und weitere Ausgliederung des am Baume der Erkenntniß in der Wissenschaft des Guten und des Bösen gelegten Grundes, sie ist die Geschichte zweier Reiche, welche im unversöhnlichen Widersatze mit ihrem Kampfe die irdischen Jahrhunderte ausfüllen; sie ist Religionsgeschichte, und alle echte historische Kunst ist unabweisbar religiöse Kunst. Es handelt sich für den Menschen um eine Rettung aus Banden und Gewalten, die ihn unglücklich machen, das ist die Erlösung. In ihr liegt als Ausfluß von Wahrheit und Güte auch die Schönheit, die wahre und gute Schönheit. Der Begriff der Schönheit verfällt, weil er für sich nicht bestehen kann, und an sich nicht die Wahrheit, sondern nur eine Eigenschaft der Wahrheit ist, wo er sich emancipiren will, dem Reiche des Häßlichen, weil Bösen. Der Reiz, der an ihm haftet und haften bleibt, ist der Reiz der Verlockung und Verführung, denn in unheimlichem Sinne schön, nämlich reizend ist auch das Laster, sonst würde es Niemand begehen.

In der Mitte der Weltgeschichte steht die göttlich menschliche Gestalt, welche alles erklärt. Mit innigster Liebe geliebt, mit giftigem Hasse verfolgt, so lebt Er vom Anfange der Welt und seit seinem Auftreten hienieden sein geschichtliches Leben, ja er ist die Geschichte selbst und der Schlüssel zu ihrem Verständnisse in allen Formen ihrer Erscheinungen.

Sein Evangelium ist die frohe Botschaft Gottes an das Menschengeschlecht. Seine Sendung, seine Lehre, sein Opfer und seine Stiftung auf Erden, die Kirche, kurz der Glaube an ihn zeigt uns mit der einen Hand die Gefahren, die auf unserm Wege lauern, die andere reicht er uns zu unserer Rettung dar.

Den Glauben preist Christus immer als eine Bürgschaft des Lebens und des Heils, aber der Glaube lebt in einem Conflicte mit dem Unglauben, und dieser Conflict ist die Weltgeschichte. Das hat der Herr selber gesagt, nach ihm haben es die größten Männer der Kirche gesagt. Goethe, eine geborne Künstlernatur, sagt es auch, aber er sagt es blos und läßt das Fernere dahingestellt sein.

Der christlichen Malerei genügen zwei Bilder, um die Weltgeschichte in diesem einzig wahren Sinne darzustellen. Wie oft sind sie gemalt, wie wenig werden sie in unserer Zeit ihrer Bedeutung nach begriffen, oder auch nur geahnt.

Das eine dieser Bilder zeigt uns Christus einige Stunden nach seiner Geburt in Windeln eingewickelt und gebunden, angebetet von der Einfalt des Glaubens, die dem Rufe der Himmlischen folgend, von der Hirtentrift herbeigeeilt seine Krippe umkniet. Später beugt die Weisheit des Glaubens aus dem fernen Osten kommend im Sternengeleite das Knie an derselben ärmlichen Stätte. Das ist das erste Bild.

Einige Stunden vor seinem Tode sehen wir auf dem zweiten Bilde den Herrn abermals gebunden, aber nicht mit Windeln, sondern mit Stricken und Ketten, auch kniende Gestalten sehen wir um ihn, aber nicht ihn anbetend, sondern anspeiend, verkehren sie die Frage der Morgenländer, nach dem Könige der Juden (der Gläubigen) gethan von der Weisheit, um die Stätte zu erfahren, wo sie huldigend ihre Schätze niederlegen soll, zum grausamen Hohne: „Sei gegrüßt, du König der Juden," brüllen sie in sein, ins Kleid der leidenden Menschheit gehülltes göttliches Antlitz, und schlagen es mit Fäusten, — das ist die Weltgeschichte. Zwischen den Extremen, in diesen Bildern dargestellt, gibt es eine Menge Uebergänge und Grade, immer aber bleibt der Conflict, der Dualismus stehen, der Glaube glaubt, der Unglaube glaubt nicht; was aber der Glaube glaubt und der Unglaube nicht glaubt, ist die Wahrheit.

Der Glaube an Gott, indem er den ganzen Kreis der Offenbarung involvirt, zeigt uns neben dem Wege zum Lichtreiche auch die Gefahren, von denen unser Erdenwandel bedroht ist im Reiche des Widersachers. Damit ist er im Besitze der Erkenntniß der ganzen Weltgeschichte, des eigentlichen Gegenstandes, dem (wie eben Goethe sagt) alle andern sich unterordnen, der Erkenntniß des Conflictes und seiner Gründe und Ursachen.

Der Unglaube entzieht dem Menschen mittelst der Leugnung der Offenbarung die Erkenntniß des überweltlichen Gottes, des Inhalts alles Glaubens. Aber mit derselben Decke, mit welcher er das Licht des Lebens verhüllt, deckt er auch die Nacht, wo die Gefahren lauern, und den Fürsten der Finsterniß, der seine Zwecke um so sicherer erreicht, je weniger die Menschen an sein Dasein glauben: von dem der scherzartig ausgestattete Görres sagt: „Nachdem er Alles verneint, vom Anfange an, hat er zuletzt in unsern Tagen sich selbst verneint, sein gefährlichstes Kunststück." Damit aber der Wahrheit alle Züge ihres Wesens dämonisch nachgeäfft werden zu unserm Verderben, muß hier auch ein Conflict, ein Dualismus sich gestalten. Der auf sich selbst gestellten, alles sich selbst und sich allein verdankenden Menschheit, welche aus dunklen, hypothetischen Anfängen hervorgehend alle historischen Momente und Monumente als überwundene Standpunkte hinter sich werfend in unaufhörlichem Fortschritte einem unbekannten, ungenannten Ziele nachläuft, tritt die geschichtliche Offenbarung hemmend entgegen, und fertig ist der Conflict, der Dualismus. Nun müssen die Worte ihr Gegentheil bedeuten. Die längst gefundene Wahrheit, welche das Leben normiren sollte, wird als Täuschung oder höchstens als überwundener Standpunkt abgethan, und die Wahrheit überhaupt als ein erst zu Suchendes hingestellt. Wo sie aber gesucht wird, dort ist sie nicht, und diese Art des Suchens kann sie nimmer finden, und wenn der verführte Menschengeist, welcher Logik, Verständniß und Zusammenhang, kurz Harmonie nach oben, nach innen und nach außen außerhalb des in der Zeit menschlich geoffenbarten Logos sucht, um ein Bild zu gebrauchen, wenn er die reinen Kinder der Alpenwelt, der Gemsen- und Adlerheimat, die Alpenrose und das Edelweiß in den Sümpfen der Niederung auf der flachen Pußta nicht findet, so ruft er aus: Es gibt keine Alpenrosen und kein Edelweiß.

Wenn der Menschengeist, dem der Universalismus des Christenthums zugänglich ist, dem er sogar durch seine Geburt angehört (denn für jene Menschen, denen es auf unserer Erde noch verborgen ist, dürfen wir ruhig die Barmherzigkeit Gottes sorgen lassen), wenn der Menschengeist sich weder von innen heraus dem göttlichen Lichte, das einen jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, entgegengedrängt fühlt, noch auch (wo dies nur wenig oder gar nicht der Fall ist) diesen sonderbaren Mangel durch ethische und historische

Studien abzuhelfen sucht: so ist der Zustand eines solchen Geistes um so weniger natürlich zu erklären, als ihm, der dem Nutzen und Behagen der nächsten Stunde Aufmerksamkeit schenkt, die Lehre nicht verborgen sein kann, daß von unserm diesseitigen Verhalten das Heil oder Unheil unserer Ewigkeit abhängt, an welcher gottgesetzten Ordnung im freien Wahlreiche der Geister der Unglaube auch nicht ein Jota ändern, die er mit aller sophistischen Mäckelei oder philosophischen Träumerei nicht haarbreit verschieben kann. Hier gilt Lichtenbergs Witzwort, wenn man den scherzhaften Ton hinwegdenkt, mit welchem er Hamlets Satz: „Es gibt im Himmel und auf Erden Dinge, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt," mit dem Satze erwidert: „Dafür rächt sich die Philosophie und läßt sich von vielen Dingen träumen, von welchen weder im Himmel noch auf Erden die Rede ist."

Der scherzhafte Ton, der von fast allen bedeutenden modernen Geistern angeschlagen wird, wenn sie diese Gebiete berühren, und den auch Goethe mit seinem Mephisto einhielt, ist die von der Eitelkeit dictirte Entschuldigung vor dem Welt- und Zeitgeiste, daß diese Fragen überhaupt berührt wurden. Sollte dieser Ton den Schreck calmiren, den die ernste, einfache Wahrheit ihren Lesern in die Gebeine zu jagen geeignet wäre, oder wählten sie ihn ihrem Darstellungsdrange gegenüber zur eigenen Beruhigung? etwa wie jener Charfreitagsprediger der Anekdote, welcher, als er seine Zuhörer ergriffen sah, ihnen am Schluß der Rede zu seiner und ihrer Beruhigung zurief: Weint nicht, Leute, wer weiß ob alles so wahr ist. Uns fällt bei solcher Behandlung immer ein, was Schiller in der Glocke von den Weibern der Rebellion sagt: Sie treiben mit Entsetzen Scherz.

Menschen, welche die Geschichte, weil sie sie nicht aus der Lichthöhe der Offenbarung sehen, überhaupt nicht sehen, verfallen gar leicht der Geschichtsmacherei, und weil sie im bunten Wechsel der ganzen Vergangenheit von ihrem überaus beschränkten Standpunkte das Feststehende in seinem historischen Entwicklungsgange nicht zu erblicken vermögen, so kommt ihnen auch kein Strahl jener Wahrheit zu, daß nicht das von ihnen träumerisch Erfundene, sondern das vom Anfange an Gegebene das Wesentliche der Menschheit sei. Das Phantasma, welches ihnen die principienlosen Anfänge unseres Geschlechtes weit hinter die der Vergangenheit angehörige historische Grenze zurückschieben heißt in fictive Jahrtausende gleich den Indiern — ist es auch,

welches ihnen eine eben so endlose und principienlose Fortschrittsbahn in Aussicht stellt, vom Nichts zum Urschlam, zur Monas, zum Frosch, zum Affen, zum Menschen, zum Gott.

Diese Auffaßung des Lebens ist die nächtliche Seite des Dualismus in moderner Form. Die Wahrheit ist auf jeder Station ihrer geschichtlichen Entwicklung immer dieselbe. Prädestinirt ist die dem Menschengeschlechte trotz alles Widerstandes entgegenkommende göttliche Hilfe, providirt sind alle Erfolge positiv oder negativ benützter Freiheit. Das Leben des Menschengeschlechts lag, noch ehe es begann, beschlossen und geendet in der Sancta Casa heiligen Registern. Das Buch par excellence (Biblia) beginnt mit der Schöpfungsgeschichte und schließt mit dem Weltgerichte.

Hienieden ist weder der Himmel noch die Hölle, wohl aber der Kampfplatz ewiger Entscheidungen, die Vorhalle, in welcher die Widersätze mit ihren Waffen sich messen. Dieser Zustand irdischen Nebeneinanderseins über- und außerirdischer Ziele und Factoren hat außerhalb der Unmittelbarkeit, mit welcher er in dem Leben so vieler Heiligen hervortritt und den strengsondernden, dogmatischen Bestimmungen der Theologie, vor allem von jeher auf künstlerisch angelegte Naturen gewirkt. Wir machten oben schon auf diese Erscheinung bei fast allen großen Poeten aufmerksam. Wie viele bildnerische Hervorbringungen hat Faust, seinem Dichter vom gleichen geistigen Instinct abgedrängt, außer Cornelius großartiger Schöpfung veranlaßt. Der geniale Genelli hat im gleichen Instincte das „Leben eines Wüstlings" geschaffen, und im „Leben einer Hexe" das Verhältniß des Menschen zur dämonischen Welt nicht scherzhaft behandelt. Ob, was und wieviel er persönlich von diesem Verhältniße geglaubt, gilt hier gleich.

Geborne Künstler bewegen sich in großen Stoffen. Der größte ist der Mensch selbst in seiner Beziehung nach oben, nach innen und nach außen. Aber nur formell beherrschen sie diese Stoffe, ihr Geist, ein Spiegel der Dinge, steht in einem leidenden Verhältnisse unter ihrem mittel- oder unmittelbaren Einflusse und Eindrucke.

Alle Kunst steht in einem unabweisbaren Verhältniße zur Religion, und da es — wie schon früher bemerkt — kein indifferentes Verhältniß zu ihr gibt, entweder in einem bejahenden oder verneinenden.

Trennung und Wiedervereinigung, Licht und Finsterniß, Schuld und Versöhnung, das ist die Essenz alles dessen, was in der Menschheit je die Formen bestimmt hat, mit welcher sie der unsichtbaren Welt sich zuwandte. Das Trennende hat dem Vereinigenden gegenüber seine Bestrebungen nie aufgegeben, wie das Vereinigende, Wiederverbindende jenen Zerstörungsmächten entgegenarbeitet, das ist der Dualismus. —

Es könne kein Mensch sein, der die tiefklaffende Wunde heile, die Kluft ausfülle, welche die Menschheit von ihrem Urquell trennt, und hinwiederum: es müsse ein Mensch sein, der dieß Werk der Rettung wirke und vollbringe — diese in der alten Welt unvermittelte Doppelwahrheit hat außer zahllosen Mythen ein tiefsinniges vorbildliches Symbol erzeugt, es ist der über das Volk und unter die Gottheit oder zwischen beide gestellte Priester, daß er als Mittler sich erweise zwischen der gefallenen Menschheit und Gott. Es ist dies die mit der Menschheit unzertrennlich verwachsene Priesteridee, der Messiasgedanke, die Messiashoffnung in oft sehr dunkle Formen gehüllt, und neben dem Sacerdotium das nach vielen Richtungen hin den Vermittlungs- und Opferdienst verwaltet, tritt bei allen Völkern zu allen Zeiten die Christussendung und Aufgabe im Pontifex (Brückenbauer) als das Amt dessen hervor, der als Oberster oder Priester aller Priester die Brücke über den Abgrund schlägt, auf welcher allein das Menschengeschlecht in das verlassene Vaterhaus zurückkehren kann — „die Brücke ist das Kreuz." Das Wort „Priester" kommt im ältesten Buche der Welt, im Pentateuch, zum erstenmale, und zwar gleich mit bestimmtester Beziehung auf das Priesterthum des Sohnes Gottes und seiner Stiftung der Kirche vor. Ein Priester des reinen Urdienstes tritt, wie aus einer Wolke von Geheimnißen, Melchisedech der Priesterkönig von Salem dem siegreichen Vater der Gläubigen, dem Patriarchen Abraham entgegen, Brot und Wein darbringend, denn, so sind die Worte der Schrift, „denn er war ein Priester Gottes des Allerhöchsten." Und wieder nach dieser kurzen Erscheinung geht diese Gestalt in die Verborgenheit zurück. Aber auf der Höhe der vorkirchlichen Entwicklung tritt er unter den Klängen der Siondharfe wieder zu Tage. Des kommenden Messias großer königlicher Ahnherr, ergriffen von der Gottesmacht der Weissagung, nennt seinen künftigen größeren Enkel seinen Herrn, und die Herrlichkeit des Kommenden prophetisch verkündigend ruft er

aus: „Es schwur der Herr und nie reute es ihn, du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedech."

Christus ist aber auch Sieger. Im selben 109. Psalm heißt es ferner: „Er wird herrschen in Mitte seiner Feinde," und „Ich lege deine Feinde zum Schemmel Deiner Füße" — darum haßt ihn die besiegte, finstere Macht und kämpft mit allen Waffen gegen seine Herrschaft. Seine Stiftung, die Kirche, in der sein Wort ertönt, seine Heilmittel gespendet werden, sein Opfer sich fortietzt und seine Verheißung: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt," wahrhaft und wesentlich sich erfüllt, ist das ununterbrochene Ziel einer Verfolgung, welche nie ruht und mit immer neuer Wuth neue Waffen gegen sie ins Feld führt.

Als Christus im Kleide der Schmach vor dem Römer steht, und seine Frage, ob er König sei, mit den Worten: „Ja, ich bin ein König, ich bin dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe — wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme" erwiedert, fügt er ferner die Worte hinzu: „mein Reich ist nicht von dieser Welt." Sein Reich, das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit, hat keinen Theil am Reiche des Fürsten dieser Welt, am Reiche des unverbesserlich Bösen. Mit welcher Wuth, mit welcher Heuchelei bemächtigt sich das Weltreich dieser Worte: „Sein Reich ist nicht von der Welt," hat er selbst gesagt, also soll es auch nicht in der Welt sein. Ein Reich Gottes ist störend im Weltreiche, ein Staat im Staate, überall im Wege stehend, wo freier Fortschritt, duldsam gegen die kleinen Schwächen von Lug und Trug, von Zuchtlosigkeit und Egoismus, die Menschheit, wie sie eben ist und ohne daß sie nöthig hat sich zu ändern, einem glücklichen Ziele entgegenführen will. Wie hier ein Glück ohne Tugend, so wird auch ein Licht ohne Erkenntniß in Aussicht gestellt: Laß alle Quellen der Wahrheit, wie sie in der Offenbarung geeinigt, ein prachtvoller Strom durch die Jahrtausende fluthen, unberührt, lerne nichts von den seligen Wahrheiten, die der Glaube lehrt, übe nichts von den Werken und Pflichten, die er Dir auferlegt, wirf ihn von Dir, und Du bist aufgeklärt. Christus nennt sich den Weg, die Wahrheit und das Leben, er nennt sich das Licht der Welt. Glaube dieß, und gehe an der Hand dieser Wahrheiten Deinen Lebensweg, dann bist Du ein Finsterling.

Diese Dinge und Erscheinungen und ihr richtiges Verständniß bilden das allgemeine Weltbewußtsein, den großen historischen Sinn,

der sich offenbart in Werken der Tugend und Kunst. Die letztere, mit welcher wir uns, trotz aller scheinbaren Abschweifungen allein beschäftigen, hat in Christo als dem real gewordenen Ideale im Alterthume, sich gesucht, im Christenthume sich gefunden, denn ohne ihn kommt kein Ding zur Vollendung. „Ohne mich könnt ihr nichts," das ist eines seiner Worte; denn wir, nachdem wir gefallen sind, können überhaupt nicht kommen ohne ihn. Das Kommen ist seine Sache und die Schönheit, der besondere Antheil der Kunst am Gottesreiche, kommt nur im Geleite von Güte und Wahrheit. Zu uns komme Dein Reich!

Aber um dies Reich des Lichtes, des Friedens, der Wahrheit und Schönheit auf Erden zu gründen, muß ein anderes Reich, das mit dem Gottesreiche um den Besitz der Welt streitet, in der Menschenseele zerstört werden. Hievon sagt der Apostel: „Christus ist in die Welt gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören" — dessen Streben als Fürst dieser Welt ist es, die Werke Christi zu zerstören — diese Werke concentriren sich aber in seiner Heils- und Rettungsanstalt, in der allgemeinen Kirche, darum ist die Verfolgung und Zerstörung dieser Heilsanstalt das unablässige Ziel des Weltreiches, welches in und mit dem Beginne unseres Geschlechtes sein vor diesem Beginne schon vorhandenes Dasein bekundet. Die mannigfachen Varianten des alten Titanensturzes in allen Völkermythen führen uns mit Nothwendigkeit auf die Freiheitsprobe in den Regionen der Geisterwelt, auf den Fall und Abfall der Engel zurück.

Dies Doppelreich und das unabweisbare Gefühl seines Vorhandenseins mußte sich, ohne wachende, lehrende Kirche, der nächtlichen Seite desselben nur um so mehr unterwerfen, zur Annahme einer doppelten Gottheit des Guten und des Bösen entfalten, wie wir dies in den alten Parsischen Formen als Reich des Ormuzd und Ahriman sehen, und bei den der christlichen Weltkirche widerstrebenden Manichäern, welche der große Lehrer Augustinus so siegreich bekämpfte, wiederfinden. Hieher gehören auch die Jezidi, eine Secte eigentlicher Teufelsanbeter, deren Mysterien auf die Spur zu kommen der Engländer Layard gelegentlich seiner Ausgrabungen im alten Babylonien und Ninive vergeblich sich bemühte.

Das Gottesreich geht leidend durch die Geschichte. Fast immer sind seine scheinbaren Niederlagen seine schönsten Siege: An Stelle des erschlagenen Abel tritt in der ersten Menschenfamilie Seth. Der von seinen Zeitgenossen verfolgte Noe überlebt sie alle. Jacob

demüthigt sich vor Esau. Joseph, von seinen Brüdern bis auf den Tod gehaßt und verfolgt, wird ihr Retter, so wie Moses, beim Morde der israelitischen Knaben wunderbar erhalten, das Volk aus der Knechtschaft Egyptens führt. Der Hang des Volkes Gottes zum Götzendienste, die Ermordung der Propheten, die Leiden des Volkes unter Antiochus Epiphanes und seine Glaubenstreue an den Machabäern sich offenbarend, zeigt in der Vorkirche das Doppelreich im gegenseitigen Kampfe, — eine große Typologie der Welt. Und als er, von dem der Erzvater sagt: „Er sei es, auf den die Völker harren!“ in seiner Kindheit dem würgenden Schwerte des Herodes entgangen, am Ziele seines Erdenwandels dem Hasse des in todten Fanatismus erstarrten Volkes und Priesterthums geopfert werden soll, da ist es die Geschichte einer Nacht und eines Tages — wir nennen sie die Passionsgeschichte — wo die ganze Weltgeschichte culminirend mit dem Erlöschen des Weltlichtes, sich mit dem Tode des Lebens, dem wahren Leben und Lichte Bahn bricht, für alle künftigen Jahrhunderte und Jahrtausende Allen zu leuchten, die in Wahrheit das Licht lieben und das Leben suchen, beides dort, wo beides zu finden ist. Zwar legen sie ihn in's Grab, versiegeln den Stein und stellen eine Wache davor, aber wie Israel in der Schlachtung des Lammes seinen Auszug aus der Knechtschaft zur Freiheit und damit seine Ostern feiert und aus der Gefangenschaft geht, so bricht am dritten Tage, während die irdische Sonne über der Erde aufgeht, Christus, die Geistersonne, unser Gott und unser Bruder die Riegel und Siegel und Bande des Todes und der Hölle für Alle, welche den Weg, den er vorangegangen, ihm nachgehen wollen. Der Dualismus tritt in eine neue Phase, die bis an's Ende dauernden, christlichen Jahrhunderte sind introducirt.

Die ersten drei Jahrhunderte, ein blutiges Morgenroth der künftigen, finden das Gottesreich in Gräbern verborgen oder hingeschlachtet in den Amphitheatern zu Millionen. Eine Zeit namenloser Geduld und Treue der wilden Vertilgungswuth des Weltreichs gegenüber! Und als das Henkerbeil die kleinen Christengemeinden zu einem Volke herangezogen und vermehrt, das die Provinzen der bekannten Welt erfüllt, als der Koloß des heidnischen Roms in den Staub stürzt, als der erste christliche Imperator gläubig anbetend vor dem Kreuze die Knie beugt, als wie im dunklen Instinkte dem neuen Lichte vom Aufgange aus Asien, dem Lande der Asen, Schwärme

unbekannter Volkerstämme gleich Zugvogeln aus des Nordens dunklem Geheimnisse nach Osten und Süden entgegen ziehen, an denen die Kirche ihre civilisatorische Mission beginnt; da hat das Weltreich auch schon Ketzereien dem Gottesreiche gegenüber gestellt, und streitet mit demselben durch sie um den Besitz der Erde. In der größten und großartigsten bisher verlaufenen Weltzeit, dem sogenannten Mittelalter, brechen auf Momente die Ideale des Menschengeschlechtes unter großen Kaisern und Päbsten wie ewige Sonnenstrahlen aus dunklem Gewolke hervor. Es sind die Momente, wo der Dualismus richtig verstanden und erkannt wurde, und vom christlichen Standpunkte in der Praxis des Lebens sich darstellte. Der Conflict (um mit Goethe zu reden) zeigt sich von außen, als der Islam mit seiner Barbarei die christliche Culturwelt überschwemmen will, von innen, als der Streit zwischen dem Statthalter Christi und den Kaisern entbrennt. Jenem treten mit irdisch bewaffneter Macht die Kreuzzüge, diesem das irdischen Schutzes entbehrende Wort der Wahrheit entgegen. „Wie oft mußten die Päbste den mächtigen Kaisern gegenüber die Freiheit der Volker in Schutz nehmen," sagt der Protestant Herder, und an einer andern Stelle: „Ohne die Päbste wäre Europa eine mongolische Wüste." Aber Undank ist der Welt Lohn. Das im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche im Sectenwesen sich ausscheidende Weltreich hatte in fast allen Fällen sich noch eine Art Christlichkeit zu bewahren gesucht, und dadurch den Irrthum von der Moglichkeit und Wirklichkeit eines außerkirchlichen Christenthums zu fixiren sich bemüht. Jetzt wo die Haltlosigkeit, ja Unmoglichkeit solchen Strebens jedem ruhigen Beobachter mit zwingender Gewalt sich aufdrängen muß, zeigt sich auch die unabweisbare Thatsache als wahr, daß es nur Trümmer und Reste kirchlicher Anschauung und Ueberlieferung sind, mit welchen Tausende edler, gläubiger, aber in Banden und Netzen irdischer Verhältnisse befangener, wahrhaft christlicher Seelen sich behelfen, und von denen nach Maßgabe innern Lichtes und äußerer Thunlichkeit abermals Tausende, wie z. B. in England ins alte Mutterhaus zurückkehren. Diesen Erscheinungen gegenüber legt nun der alte Menschenwürger die Axt an die Wurzel. Wenn Voltaire dem Christusworte: „Wer die Kirche nicht hört, der sei auch wie ein Heide und öffentlicher Sünder" und dem Apostelworte: „Die Kirche ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit" sein berüchtigtes „Ecrasez l'infame" entgegenschreit, so

verstehen wir, was die neuern und neuesten Lästerer wollen, wenn sie das nach ihrer Auffassung von der Wissenschaft besiegte, von der Gerechtigkeit verdammte Christenthum dem Kehricht überantworten möchten. Die Zeiten werden sehr ernst. Noch glauben wir zwar nicht, daß jener Sohn des Verderbens, von dem die Apocalypse und Paulus der Apostel spricht, daß er am Ende der Tage die ganze Armade der Hölle gegen das Lichtreich Christi ins Feld führen wird, schon persönlich unter uns wandle; können uns aber des bestimmten Gefühles nicht erwehren, daß er der Theorie nach bereits fertig sei. Der Sturm des Weltreiches gegen das Gottesreich, nachdem dieses durch Erklärung und Deutung aller Symbole, durch Erfüllung aller Prophetie und den Eintritt des großen Verheißenen in die Geschichte die Vorkirche des alten Bundes zum Abschluß gebracht, bricht mit erneuerter Wuth gegen das nun entschleierte höchste Mysterium der Menschenerlösung — wie es in der allgemeinen Kirche als Stadt auf dem Berge, welche Niemanden verborgen bleiben kann, sich nun aller Welt darstellt, und seine rettenden Hände anbietet — und mit erneuerten, verstärkten Mitteln und Waffen der Lüge los, und umtobt nun nahezu zwei Jahrtausende mit seinem wilden Gewoge den Felsenbau der Gottesstiftung auf Erden. Zwar kann es sich im Verlaufe der gesammten Geschichte auf keine, wir wollen nicht sagen segenreiche, aber auch nur unschädliche Anwendung und Befolgung seiner Doctrinen berufen; zwar sind alle Einwürfe, wie sie aus falscher Naturwissenschaft, Philosophie und Geschichte unter heuchlerisch vorgeschütztem Drange nach unbedingter Wahrheit aufgestellt werden, an sich nichtig und haltlos, bilden aber — weil sie vom concreten, von der Außernatur beeinflußten Menschen, an den abstracten, von Ueber-, Außer- und Unnatur unabhängigen Menschen, welchen sie den natürlichen nennen, appelliren, eine große Gefahr für alle, welche unwissend in diesen Dingen, die Beantwortung der höchsten Fragen von allein competenter Seite abweisen, oder auch nur mit Gleichgiltigkeit behandeln.

Im Heidenthume gelang es den finstern Mächten, das Priesterthum, welches seiner ursprünglichen Idee nach (wie schon oben ausgeführt wurde) eine anticipirte Darstellung des kommenden Erlösers sein sollte, nach der Richtung der Lüge zu biegen und auszubeuten. Wer den schauerlichen Dienst der meisten Götterculte kennt, wie er in Wollust und Grausamkeit die schrecklichsten Widersätze

Gottes den Menschen als Religion zu octroiren sucht, der findet trotz aller unter dem Lichte des Christenthums nicht zu verkennenden Lichtspuren der Mythe, den Paulinischen Satz „alle Götter der Heiden sind Teufel“ gerechtfertigt und erklärt. Das gottgeordnete Priesterthum Israels war rein vorbildlicher Natur und wies in allen seinen Vorschriften und Wirkungen auf den Erlöser hin, aber es erlag vielfältig den Einwirkungen der bösen Macht, namentlich als es im finstern Hasse gegen den ewigen Hohenpriester, der unter seinen Augen wandelte und lehrte, entbrennend, in wunderbarer Verkettung freithätiger Willensrichtung hassend das Werkzeug seines Liebesopfers ward.

Das von Christo in seiner Kirche eingesetzte Priesterthum des neuen Bundes, bestimmt sein Opfer, seine Lehre und seine Sacramente fortzusetzen und den Gläubigen zu vermitteln, und dadurch zugleich eine Vormauer gegen den Anprall der dämonischen Welt zu bilden, ist nun der Gegenstand des grimmigsten und erbittertsten Hasses eben dieser finsteren Welt und aller, die sich ihr anschließen. Der auf das Priesterthum geworfene Haß gilt aber zuletzt immer Christo, dem Sieger über die Hölle, und dieses dualistische Verhältniß zweier unversöhnlicher Widersätze dauert bis an's Ende (das ist der eigentliche Gegenstand der ganzen Weltgeschichte, dem alle andern sich unterordnen, Goethe hat Recht, die Triumphe, welche abtrünnigen Priestern, in unserer Zeit z. B. einem Ronge, bereitet wurden, der Ingrimm, welcher kirchlich thätige, eifrige Priester und Orden verfolgt, die Unterdrückung guter Schriften und Bücher, die selbst mit Geldopfern verbundene Verbreitung gottloser Geisteserzeugnisse, wie z. B. Renan's Leben Jesu, das als „Volksbuch“ verkauft und verschenkt wird, die vorwiegend antichristliche Presse, Zeitungen und Journale, die entsittlichenden Theater u. s. w., alles das findet im Obengesagten seine Erklärung. Ihm und ihm vor Allem, dessen irdischer Stellvertreter und Statthalter zu Rom auf Petri Stuhle sitzt, dem Hohenpriester der gläubigen Welt, gilt das verworrene Toben und Schreien, das seit achtzehn Jahrhunderten öfter seine Ausdrucksweise, nie aber seinen Inhalt wechselt, welcher heute wie dort am Forum zu Jerusalem lautet: „Hinweg mit ihm!“

Der tiefblickende Erzbischof von West Münster, Mr. Maning, hebt mit besonderer Betonung ein Motiv des Priesterhasses hervor, welches in dem allgemeinen Antagonismus gegen dasselbe zwar schon

mitbegriffen ist, aber in der priesterlichen Gewalt und Vollmacht, das uns vom Heiland versprochene, wahrhafte und wesentliche Bleiben bei uns im eucharistischen Christus zu vermitteln, seinen ganz besonders tiefgreifenden Grund hat.

Was wir hier zum Verständniß des Menschen und seiner Geschichte in Kürze noch zu sagen beabsichtigen, streift gleichsam nur im Vorbeigehen an theologische Tiefen, welche vom Dualismus einer positiven wie negativen Kunst thatsächlich und täglich betreten werden, ohne daß in den meisten Fällen die furchtbare Kluft (wir wollen nicht sagen) begriffen oder auch nur geahnt werde, welche hier der Dualismus aufreißt. Die Kunst des Wortes stellt ihre Ahnungen vom Zusammenhange aller Dinge, in welchen der allgemeine Begriff der Poesie besteht, unabhängig von jedem andern Darstellungsmittel, als dem Worte selbst, dar. Diese Form nennen wir die Dichtkunst, ihre engere Verkörperung zu sichtbaren und greifbaren Formen und Gestaltungen wird dann zur bildenden Kunst. Dies vorausgeschickt, bleiben wir beim Worte stehen.

Nachdem durch das Wort („es werde,") alle Dinge geschaffen, in's Dasein gerufen, wird der Schöpfer zum Bildner, „Gott bildete den Menschen" u. s. w., und der Mensch, ein Bild Gottes „er schuf ihn zu seinem Ebenbilde," erhält er, gleichsam als Anticipation der künftigen Menschwerdung Gottes, der Incarnation des ewigen Wortes, das himmliche Geschenk der Sprache. Da tritt die Erbsünde zwischen das Leben und das Licht, das im Worte ist (Joh. 1. Cap.) und den gefallenen Menschen, in der Form des zeitlichen Todes und der theilweisen Verfinsterung, Unempfänglichkeit für die Strahlen jenes heiligen Urlichtes, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Durch das Wort sind alle Dinge, auch die Geisterwelt geschaffen, „dein Wort ist Wahrheit," spricht Jesus Christus, das menschgewordene Wort, in seinem letzten Gebete beim Abendmahle. Das Wort der im Mißbrauch ihrer Freiheit von Gott abgefallenen Geister ist Lüge, daher dieser Abgefallene mit seinem Anhange, seiner Characterisirung nach, in seinem Verhältnisse zum Worte als der Lügner vom Anfange bezeichnet wird. Das Wort des Ewigen an die ersten Menschen gibt ihnen zur Bewährung ihrer Gottestreue ein Verbot und knüpft zu ihrem Schutze als Warnung auch die Bezeichnung der im Falle des Ungehorsames verhängten Strafe an dasselbe.

„An dem Tage, an welchem ihr von diesem Baume essen werdet, werdet ihr sterben." (Genesis.)

Und als Satan das lüsterne Auge des Weibes an der reizenden Frucht hängen sieht, ergeht sein Schlangenwort — an die Uebertretung eine Verheißung knüpfend — an sie: „Ihr werdet nicht sterben" ꝛc. Seit sechstausend Jahren lügengestraft ergeht die über die weite Necropolis unserer Erde, mit jedem letzten Röcheln, mit jeder Sterbeglocke erneute Anklage gegen den Widersacher: „Gott hat Wort gehalten, du aber hast gelogen."

Wir wollen uns hier nicht beim Ungehorsam, als der Ursache des Todes in Folge des Schlangenwortes, noch beim Gehorsam des menschgewordenen Gotteswortes, welches an sich schuldlos und heilig für uns in die Nacht des Todes hinabsteigt, und sein Leben, das er für uns hingab, und in welchem überhaupt das Princip des Lebens ist (in ihm war das Leben, Johannes), in der Auferstehung wieder an sich nahm, wir wollen uns nicht bei den seligen Hoffnungen aufhalten, welche uns dieß sein Sterben und sein Auferstehen verbürgt. Wir wollen beim Worte und jenem Dualismus stehen bleiben, wie er der Morgenfrühe unseres Geschlechtes die Schrecken der Mitternacht vermählt, wie er den Prozeß des Todes auf dem Gebiete der Sprache darstellt, das Wort von seinem Inhalte, den Leib vom Geiste losreißt und in der Sprachenverwirrung (Sprachenvermehrung) die ganze Welt zu einem Babylon macht, und alle Einheit in eine unvermittelte Vielheit, das Menschengeschlecht in Nationen, die Urreligion in hundert Irrthümer zerklüftet.

„Dein Reich komme." Dieser Wunsch als zweite Bitte formulirt im Widersatze dieses Gottesreiches alle Bestrebungen der Finsterniß dahin, daß dieses Reich nicht komme, Gottes Wille auf Erden nicht geschehe. In der allgemeinen Kirche ist und lebt Christus und seine Erlösungsgnade unter uns auf Erden. Er ist es, dem alle Verfolgung gilt. Weg soll er in seinem sichtbaren Stellvertreter, dem Papste, weg mit dem sacramentalen Segen der Generation und der Familie, die Civil-Ehe an die Stelle, weg soll er mit seinen Sacramenten, ganz besonders mit seiner wahrhaften und wesentlichen, gottmenschlichen, persönlichen, eucharistischen Gegenwart, weg mit seinem Lehrworte, welches unablässig in seiner Kirche und unverfälscht gepredigt wird. Verstummen für immer soll auf Erden das Wort, das bei Gott war, Gott selbst ist und Fleisch geworden in der Zeit. An

die Sprache wird Hand angelegt, sie soll nicht mehr reden können von ihm. Die heiligen Worte: Freiheit, Bildung, Licht, Civilisation, Humanität ꝛc., alles Strahlen seiner Wesenheit werden zu Waffen gegen ihn umgedeutet, die Sprache wird beraubt um jeden Ausdruck für Wahrheit und der Raub an die Lüge ausgetheilt. In das reine Gefäß des Wortes wird der unreine Gedanke gelegt, das Leben, das im Worte war und ist, wird dem Tode vermählt, und weil die Wahrheit nur Eine ist, so hat sie keine Ersatzworte für die geraubten. Hingegen werden die Lichtbegriffe dieser Worte ihren Widersätzen überantwortet, und dort wo möglich für immer eingesargt und begraben. Das in Christo in die Welt gekommene Licht heißt Finsterniß, die in ihm und seiner Kirche sich offenbarende Weisheit Gottes Verdummung, der Glaube an ihn Wahn und Aberglaube und alle Ueberzeugungstreue Fanatismus.

Wenn diese Richtung sich von der Geschichte und ihren gewaltigen Monumenten lossagt, so thut sie dies im Namen der Geschichte, wenn sie alle echte Wissenschaft und Kunst untergräbt, so sagt sie, es geschehe im Interesse von Beiden. Wenn sie anstatt in der Erscheinung das Sein zu offenbaren, den Schein benützt, um es zu verbergen und zu verhüllen; wenn sie zu suchen scheint, indem sie blos dem Finden ausweicht: wenn das, was sie rastloses Vordringen in Wissen und Können, Wissenschaft und Kunst nennt, nichts ist als eine Flucht vor der Wahrheit, welche von uns ein auf sie gestütztes, nach ihren Vorschriften eingerichtetes thätiges Benützen unseres Daseins verlangt, so ist ja diese Richtung schon gerichtet und an ihren Ort gestellt.

Gott sprach: „Es werde Licht" und es ward Licht, und Gott sah das Licht, daß es gut war und schied das Licht von der Finsterniß. (Genesis C. 1.) Die Quellen des Paradieses sind uns versiegt, das Paradies uns entrückt, das Wort des Ewigen aber, durch das alle Dinge geschaffen sind, ist uns gelassen. Von der Finsterniß heißt es nicht, daß sie gut war, wohl aber, daß Gott das Licht von ihr schied: die Scheidung ist eine tief innerliche ihrem Wesen nach. In der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens und der Menschengeschichte stehen sie neben einander, wie und in welchem Verhältnisse, deß gibt die Geschichte Zeugniß.

Als Ptolomäus Philadelphus die heiligen Bücher der Juden durch die siebenzig Dolmetscher (Septuaginta) für seine Bibliothek

zu Alexandrien in's Griechische übertragen ließ, ungefähr 250 Jahre vor Christus, da übergab er, ohne zu wissen was er that, die Hoffnungen des Menschengeschlechtes an die Heidenwelt, welche bisher in dem engen Rahmen des Bundesvolkes, von diesem meist blos auf sich selbst bezogen, in der Verblendung egoistischer Selbsttäuschung gelegen hatten, und bewahrte zugleich die künftigen Christen vor dem Vorwurfe der Schriftfälschung, wenn sie sich nach der eingetretenen Erfüllung auf die Vorhersage der Propheten beriefen.

Die Schriften der Propheten voll des Tadels und der angedrohten Verwerfung von den Juden dennoch in den Canon ihrer heiligen Bücher aufgenommen, Jahrhunderte vor dem Eintritte des Messias ein — Zug für Zug getreues Bild von ihm und allen Umständen seines Lebens, Leidens, Todes, seiner Auferstehung und weltumgestaltenden Herrlichkeit gebend, und hiedurch alle dunklen Ahnungen mit ihrem Lichte erklärend, gingen so in die Hände der Heidenwelt über, denn Athen und Rom hatte lange schon Abschriften der heiligen Bücher in den Händen, als das Morgenroth des alten Bundes dem Lichte des neuen weichen mußte, und Christus, die Sonne der Welt und Menschengeschichte, alle Nebel verscheuchte für alle, welche aufrichtig, geraden Herzens Wahrheit suchten. Der Orient war erregt, die Weisen an der Krippe, von denen das Evangelium erzählt, hatten gewiß außer Bileams Prophezie auch die Zoroasters gekannt. Wie der Occident theilnahm an dieser Erregung, davon vielleicht ein andermal mehr, hier seien nur einige große Geschichtschreiber genannt, welche über jene Erregung (wir möchten sie ein freudiges Erschrecken nennen) berichten. Suetonius im Leben Vespasians sagt, daß nur eine Stimme durch den ganzen Orient erscholl, welche zuversichtlich meinte, von Judäa werde der Herrscher der Welt ausgehen, nach Sueton erwähnen Livius, Salust, Tacitus und Plutarch dieser allgemeinen Ueberzeugung. Virgils vierte Ecloge, welche Dante bestimmte diesen Dichter zu seinem Begleiter durch Hölle und Purgatorium zu wählen, ist bekannt. Der Encyclopädist Volnei kennt die allgemeine Erwartung eines kommenden Vermittlers, eines Erlösers. Seit Volnei hat Sprachforschung und Alterthumskunde viel mehr Licht über alle diese Dinge, die allerwichtigsten der Geschichte, verbreitet. Wir fürchten, der Unglaube wird heute, allen diesen Zeugnissen gegenüber, mit Boulanger, einem andern

Mitgliede der Encyclopädie, ausrufen in seiner Thorheit: „Eine universale Chimäre!“

Nicht überrascht würden wir vom Geiste unserer Zeit (er ist im Grund der Herren eigner Geist, „Faust“) die Frage vernehmen, was dies alles die Kunst angehe? Die Kunst ist der Mensch, an sich schon dualistisch, bestehend aus Leib und Geist, harmonisch, wo der Geist Gott seinem Urquell verbunden, und der Leib diesem Geiste unterthan ist, unharmonisch und entzweit, wo diese Verbindung gelöst, oder auch nur gelockert ist. Diese Harmonie und Disharmonie bilden den zweiten Dualismus, zwischen welchen, wie Heracles am Scheidewege, der Mensch die Wahl hat zwischen der Licht- und Nachtwelt. Der Unglaube entscheidet für die letzte. Der Unglaube kann den Menschen von Grund aus zerstören. Unvermögend auch nur auf eine Stunde hinzuweisen in der ganzen Menschengeschichte, welche eine täuschende Segensspur hinterlassen hätte von seinem Dasein, läßt er uns vielmehr in einen Abgrund von Schamlosigkeit blicken, wenn er z. B. (wie wir dies vor nicht langem gelesen haben) die Grundsätze von 1789 als eine der Menschheit erwiesene bleibende Wohlthat preiset.

Richtige Begriffe vom Wahren, Guten und Schönen setzen richtige Begriffe von Gott, Mensch und Natur voraus, die Offenbarung gewährt sie uns in lichtvollster Weise, „Gott war das Wort und das Wort ist Fleisch geworden.“ (Der Leser möge das 1. Capitel von Johannes zur Hand nehmen.) Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes ist allen Menschen erschienen. Dies Verhältniß setzt das Wort des menschgewordenen Wortes außer allen Zweifel. Christus spricht: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater, und ich und der Vater sind eins.“ So wissen wir nun wie Gott ist. Wie der Mensch sein soll, zeigt uns der Gottmensch durch seinen Wandel und durch sein Lehrwort. Und die Natur? Er läßt sie durch die Vögel des Himmels und durch die Lilien des Feldes, durch den Feigenbaum, durch die Rebe und das Waizenkorn von ewigen Dingen zu uns reden. Als Urbild menschlicher Beziehungen zur Natur stellt er sich selbst als Säemann, als Gärtner und als Hirte dar, weidend, wachend und schützend die Heerde vor dem räuberischen Wolfe, ja sogar sein Leben daran gebend für sie.

So ist denn das Wort die Mitte zwischen dem Gedanken und dem Sinn, der Mittler zwischen dem Begriffe und seiner Erschei-

nung. Und als der Mensch, das Doppelwesen von Leib und Geist, durch die Schuld das reine Sein in Gott verloren, und somit nur noch den Schein seiner ursprünglichen Bestimmung, die Leiblichkeit, die Erscheinung bewahrt, geht das Wort in die erscheinende Leiblichkeit ein, wird Fleisch, wird Mensch, um den Schein wieder zu Gott dem Sein und die durch die Sünde entzweite Wesenheit des Menschen zu seiner ersten Einheit zurück zu führen, als Mittler zwischen den beleidigten Gott und den Sünder zu treten, und die Kluft, welche der Mensch durch die Schuld zwischen sich und Gott im Ungehorsam aufgerissen, durch vollkommenen Gehorsam als Gottmensch wieder auszufüllen, als „Pontifex maximus."

Wie es dem Pilger sein mag, dem auf seinem stillen Wege ein Schwarm ausgelassener Menschen begegnet, wenn nun ihr Fluchen und Johlen, ihr Singen und Lästern allmälig in der Ferne verhallt, und das auf Augenblicke überschriene feierliche Rauschen der Wälder ihn nun wieder umgibt, also ist dem Freunde der Wahrheit zu Sinne, wenn er dem wüsten Lärm der Tagesmeinungen entronnen, nun wieder ruhig an den uralten und ewig neuen Quellen der Offenbarung ausruhen kann.

Hier an diesen Quellen wird ihm auch die jeweilige Tagesmeinung klar, und der wüste Lärm, mit welchem sie zur Geltung zu gelangen sucht. Hier findet er das Doppelreich, den Dualismus, den Conflict in klarster Darstellung.

Der Evangelist schreibt das Wort des Erlösers nieder. Es lautet: „Des Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen was verloren war." So betet er in den letzten Stunden seines Erdenwandels für seine Jünger, die hinausgehen sollen sein Reich auf Erden zu gründen. „Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit," und er fügt hinzu: „Aber nicht nur für sie allein bitte ich, sondern auch für diejenigen, die durch ihr Wort an mich glauben werden."

Nun gibt es aber Andere, die sich vom Suchenden nicht finden, vom Seligmacher nicht beseligen lassen, sie bilden das Weltreich, von dem Christus sagt: für die Welt bitte ich nicht.

Das Wort der Wahrheit ist die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem was es ausdrückt, mit dem Begriffe, den es darstellt. Die Lüge, die an sich nichts ist und nichts hat, stiehlt der Wahrheit das Wort, um das zu verneinen, was die Wahrheit bejaht.

und umgekehrt. Die Lüge zieht den Inhalt, den Begriff aus dem Worte, und wirft die leere Hälfte der Menge hin, oder sie kleidet ihre Finsterniß in das Lichtgewand eines entseelten Wortes, und läßt sich unter dieser Hülle anbeten als Wahrheit und als Licht. Die Führer und Treiber kennen den Betrug, sie kennen ihn und erschrecken nicht vor ihm, ihr Unglaube hat ihnen sowohl die heilige Lichtwelt der Offenbarung und mit ihr natürlich auch das Dasein jener infernalen Welt verhüllt, in welcher die Lüge vor Beginn der Menschengeschichte schon concret war. Daß auch sie betrogen sind, merken sie nicht, den Betrüger sehen sie nicht. Aber ihnen, den Faiseurs der Schlagworte, welche wie böses Gewürm die Luft erfüllen, in tausend Büchern und Zeitungen nisten, und ihr corrosives Gift als Heilmittel für die Gebrechen der Zeit, welche wieder nur ihr Werk sind, verkauften, gilt das zerschmetternde Wehe jenes Propheten, der die meisten Züge des kommenden Weltlichtes lange vor seinem Aufgange über unsere Erde in gedrängter Folge zum Bildniß des Messias ante Messium aneinanderreiht und der wohl vor allen anderen Propheten der Evangelist des alten Bundes genannt werden kann. Wir, die allein Toleranten, die wir die Kirche kennen und ihre weltumfassende Liebe, wir sind es nicht, es ist der Ewige, der durch Isaias, seinen Knecht, jenes Wehe ausruft über alle, „welche Licht Finsterniß und Finsterniß Licht nennen."

Man hat es mit böser Absicht vermieden, unserem Volke, das man ans Zeitungslesen gewöhnt, den Einblick in die schauerlichen Abgründe zu gewähren, in welche eine Zeit und ein Volk verfällt, das von Christo und seinem heiligen Lichtreiche sich abwendet. Statt ihm, dem Volke, in so gefährlicher Zeit die Greuel der französischen Revolution und ihre Ursachen und Gründe zu erzählen und ehrlich zu enthüllen, von denen noch Greise Zeugniß geben können unter uns, hat man es vorgezogen, es von der spanischen Inquisition zu unterhalten und seinen Haß auf die Kirche abzulagern, weil mit diesem fast ausschließlich politischen Institute ein geistlicher Orden betraut war, man hat die oft wiederholte, aber vergebliche Einsprache Roms gegen dieses von dem oft unerträglichen Drucke der Mauren und Juden in jenem Lande hervorgerufene Institut verschwiegen, und zahllose Lügenromane an Stelle der verschwiegenen Wahrheit gesetzt — dieß und tausend anderes gehört zur Geschichte des Weltreiches, und dieses steht unter dem Einfluße der Macht, deren Ele-

ment Rebellion gegen das Gottesreich vom Anbeginn war und heute noch ist.

Und so geht die irdische Zeit allmählich ihrem großen Abschlusse entgegen. Täuschung und Trug zur Gewohnheit geworden, hindern den einfachsten Einblick in das wahre und in das wirkliche Wesen der Erscheinung. Fast bedürfen unläugbare Thatsachen einer langen Erklärung, um sie aus der dunklen Vorrathskammer unserer geistigen Fakultäten zu einem bewußten Dasein zu erwecken. So tief und so sehr ist unser ganzes Menschenwesen in die über- und außersinnliche Welt eingesenkt, daß wir diese Wahrheit, die uns im Leben täglich und stündlich entgegentritt, aus Gewohnheit fast zu übersehen scheinen. Es wohnt in uns ein geheimes Grauen vor dem blos Sinnlichen, der beseelenden über- und außersinnlichen Welt des geistigen Seins und Lebens entkleideten Erscheinung bei. Wenige Menschen sind ganz frei von diesem Grauen, z. B. beim Anblick einer Leiche. Und in der That, was die ganze Geschichte ist, was die Kunst unabweisbar sein muß: „Darstellung des Ueber- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel," das offenbart sich jeden Augenblick in der Gewöhnlichkeit des Lebens. Was sich der oberflächlichen Anschauung auf Markt und Straße nur als buntes, unartikulirtes Menschengewühl darstellt, ist doch nichts anderes, als ein in tausendfachen moralischen, unsichtbaren Motiven sich offenbarendes über- und außersinnliches Leben. Es sind die unsichtbaren Kräfte des Verstandes, der Vernunft, der Phantasie, der Leidenschaft, des Gedächtnisses, vor allem des Willens, die den übersinnlichen Inhalt dieses in die Sinne fallenden Schauspiels bilden, und welche mit ihren zahllos scheinenden Richtungen zuletzt alle nur unter den moralischen, also wieder unsichtbaren Begriff des Dualismus fallen.

Schließen wir diese ziemlich aphoristisch ausgefallenen Betrachtungen über Wissenschaft und Kunst mit einem dualistischen Bilde, welches sich in jedem Erdentage von 24 Stunden vor uns wiederholt und abwickelt.

Die Schöpfung des Menschen und seine Wesenheit ist die Vereinigung zweier einfacher getrennter Daseinsgebiete: des Geistes einerseits, der Materie anderseits. Die Vereinigung dieser beiden Gebiete zu einem Wesen des Menschen ist zugleich das Mittel- und Bindeglied zwischen beiden Gebieten. Der Mensch ist seiner Natur nach die Vermittlung zweier Gegensätze — ihre Synthese.

Die Sünde und die sichtbare allgemeine Darstellung derselben und ihrer Wirkungen, der Tod, bilden die Zerreißung des Verbundenen, seine Entzweiung, den Dualismus, wie er im Menschen und durch seine Schuld Platz genommen, als Folge der Zerstörung seiner höheren Lebenseinheit in Gott.

Die Religion ist das erbarmende Entgegenkommen des absoluten Lebensprincips des Wortes (in ihm war das Leben, Johannes), die Rückkehr aus dem Dualismus der Entzweiung wird ermöglicht durch einen zur Wiedervereinigung und Versöhnung verbundenen Dualismus des Glaubens und der Werke, des Wortes und der That. Des Wortes, an dessen Menschwerdung wir glauben, der That oder des Werkes, das wir, auf diesen Glauben gestützt, nach seinem heiligen Gesetze und Worte üben.

Der anerkannt symbolische Charakter aller Kunst läßt uns ohne allen Zwang in den beiden Naturzuständen des Tages und der Nacht auch zwei Bilder in ihrer höheren Bedeutung erkennen, welche wie ein geistiger Lebensbaum alle Kunstahnungen durchwachsen, durchdringen und mit Leben und Unsterblichkeit befruchten. Und wie der kurze Zeitraum beide Richtungen unter der Bezeichnung eines Tages verbunden hält, so müssen auch Glaube und Werk unter gemeinsamem Lichte verbunden sein. Die That, das Werk muß mittelst der Willensrichtung im Glauben wurzeln, hinwiederum doch der Glaube kein todter sein (was er ohne die Werke ist, sondern muß sich offenbaren und bethätigen im Werke. Welche Fülle von Betrachtungsstoff, wenn wir von dieser Hochwarte der Offenbarung das Leben überschauen.

Das ewige Wort als solches ist der Inhalt des Glaubens. Das Wort des Wortes, seine Lehre, ist die Richtschnur für die Werke. Wenn alle universalen Verhältnisse mittelst einer Dreizahl von Begriffen sich darstellen und fassen lassen, so ist das Menschenwesen, wenn auch nicht ohne Spuren von Hinneigung zu diesem Universalismus, doch vorzüglich an dem Begriff der Verbindung einer Zweiheit geknüpft, deren harmonische Einheit vor der Sünde in der gehorsamen Einigung mit Gott, also mit einem Dritten bestand, deren theilweise Auflösung der Apostel durch das Gelüsten des Fleisches wider den Geist ausdrückt. Hievon abgesehen werden wir durch die tiefe Symbolik der Zahl, welche kein Vernünftiger leugnen kann, auf die Zweiheit unseres Wesens von Leib und Geist noch anderweitig

hingewieſen, wozu außer der Verſchiedenheit der Geſchlechter noch die Begriffe von Zeit und Raum, Licht und Finſterniß, Tag und Nacht gehören. Ja ſelbſt unſer ewiges Heil ruht auf einer Zweiheit, dem Zuſammenwirken von Glauben und Werken.

Görres unterſcheidet in jedem Menſchen die Zweiheit eines Tagmenſchen und eines Nachtmenſchen.

Wir können an dieſe tiefſinnige Diſtinction alles dasjenige anknüpfen, was wir ſchließlich noch zu ſagen haben und was ſich thatſächlich abermals an die Zweiheit von Theorie und Praxis anlehnt. Man hat oft behauptet, daß die Theorie meiſt erſt von der Praxis ab- und hergeleitet werde. Dies iſt nur ſehr bedingt wahr. In allen höheren Dingen iſt die Praxis nichts als eine Verwirklichung, Anwendung, Darſtellung der Theorie, alſo die Theorie iſt der Glaube, die aus ihm hervorgehende Praxis ſind die Werke.

Der Tag iſt die vorherrſchend praktiſche Seite des Lebens. Die Sonnenfackel beleuchtet uns das Nahe, den uns zugewieſenen Platz unſeres irdiſchen Wohnhauſes, außerdem zeigt ſie uns einen lichten, aber leeren Himmel.

Anders die Nacht. Sie verhüllt uns das Nahe ſo ſehr, daß wir ſelbſt den Weg zur Schlafkammer nur beim künſtlichen Kerzenlichte finden, während ſie am Himmel unſerm ſterblichen Auge einen Weltenocean eröffnet, für deſſen Zahl und Bedeutung es der Sprache an jedem Ausdrucke gebricht.

Liegt in der Lichthälfte des Tages ein Analogon des Wirkens des Werkes, was auch das Wort „Tagewerk“ ausdrückt, ſo kann die andere Hälfte, die uns das Nächſte in Dunkel hüllt, wogegen ſie uns das am Tage verſchloſſene Buch des Himmels aufthut, als Analogon des Glaubens nicht verkannt werden.

Das ſind dualiſtiſche Geſichtspunkte, welche uns zwar Gegenſätze, aber noch keine eigentlichen Widerſätze offenbaren. Nun kommt aber der Dualismus von Gut und Böſe, und mit ihm der ewig unverſöhnliche Widerſatz. Der Conflict aller Conflicte der Weltgeſchichte. Hier ſtehen wir vor einer entzweiten, über- und außerſinnlichen Welt, vor einer moraliſch-ethiſchen Kluft, deren Urſprung, Weſen und Abgründlichkeit nur durch den Glauben beleuchtet und erklärt wird.

Neue Doctrinen leugnen den Widerſatz von Gut und Böſe, und wollen in ſelben nur verſchiedene Aeußerungen des einen All-

lebens erkennen. Nun, dann haben wir ja alle Recht, und es gibt in der moralischen Welt nichts mehr zu hassen, zu meiden und zu fliehen — oder besser: es gibt keine unmoralische Welt und keine Unordnung. Berechtigt ist alles was ist: — so müßte consequenter und logischer Weise doch die Lehre verstanden werden, wie uns deucht. Weit gefehlt! Der vollendeten Philosophie steht doch noch etwas im Wege, es ist die Wahrheit, welche es anders meint, und das Vorhandensein des Widersatzes bei Geltung erhalten will. Ihr gegenüber ist es vorbei mit dem Alleinerlei im Handumdrehen. Sie die Wahrheit, wie sie in Christo und seiner Kirche lebt, sie die dem Menschen außer der Erkenntniß alles Guten, Wahren und Schönen mit der Erkenntniß des Bösen auch die Waffen gegen es in die Hand gibt, ist nun die Gehaßte, Verachtete und Verfolgte.

So steht der Dualismus wieder da, aber in gänzlich veränderter Form. Das Böse ist nun gut, das Gute böse. Aus dem der Wahrheit gestohlenen Worte spricht wie aus einem Besessenen ein fremder, widersacherischer Geist.

Ein Evangelium der Hölle beginnt landläufig zu werden. An die Stelle des Glaubens drängt sich ein sogenanntes Wissen, und dies Wissen weiß, daß der Glaube eine Thorheit und ein Uebel, ja vielleicht das einzige Uebel ist. Des Menschen Werkthätigkeit, ihrem Wesen nach sonst aus dem Glauben geschöpft, aus ihn und der Erkenntniß, die er gewährt, erbaut, ruht jetzt auf dem Unglauben. Der Zweck des Lebens — ein Zerrbild des Glückseligkeitstriebes — wird jetzt im Genuße gesucht, und der Genuß bei der Sünde. Mit dem versagten oder durch sich selbst zerstörten Genuße fällt der Zweck des Lebens weg, dann wird so oder so das Leben selbst — wie eine ausgepreßte Citrone ihm nachgeworfen.

Mit ihrem Sonnenscheine und Sternenschimmer kommen und gehen die Erdentage und Erdennächte so lange Gott will über uns dahin in stillem Gange. Einmal werden sie aufhören zu kommen und zu gehen: ewiger als sie und unwandelbarer bleibt das Prophetenwort: „Wehe denen, die Licht Finsterniß und Finsterniß Licht nennen.“

Liegen in diesen wahrheitsgetreuen Darstellungen Züge der letzten Zeiten? — Vielleicht.

Druck von C. Biel in Wien.

Staatsbibliothek München

Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste

in Wien.

Drittes Heft.

Wien & Gran.

Verlag von Carl Sartori,

Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles und Primatialbuchhändler.

1868.

Kunst und Handwerk.

Allgemeines.

Immer ist es das Wort, durch das Geister aufeinander wirken, das ihre Beziehung zu einander vermittelt. Diesem Lebensgesetze muß selbst die Lüge sich fügen, um geglaubt zu werden.

Dem lebenschaffenden Worte des Ewigen gegenüber, das mit seinem Gedanken eins ist, nämlich die durch das Wort ausgesprochene Realwerdung des Gedankens, muß im Widersatze des Wortes und des Gedankens, worin die Natur der Lüge besteht, das Wort in seiner Wirkung sich selbst verneinen und Lügen strafen. Weil also der Widersacher den Tod will, darum sagt er: Ihr werdet nicht sterben; weil er die Zerstörung des göttlichen Ebenbildes am Menschen, seine Verzerrung zum ihm ähnlichen Scheusale anstrebt, darum verheißt er: Ihr werdet sein wie Gott. Das Wort ist der Vermittler zwischen dem Gedanken und seiner Realwerdung. Hierin liegt der Schlüssel zu den allerhöchsten Wahrheiten, und somit auch zur Erkenntniß der Lüge als solcher. Die Offenbarung lehrt uns die Schöpfung der Welt durch das Wort. Die katechetische Erklärung des Wortes „Schaffen" lautet: Schaffen heißt aus nichts etwas hervorbringen. Nach süd- und ostdeutschem Redebrauch hieß es auch befehlen: „Was schaffen Sie, was schafft Du?" Der Gedanke ist das unausgesprochene Wort, das Wort ist der ausgesprochene Gedanke, bei der Wahrheit die Offenbarung des Gedankens, und eins mit ihm; bei der Lüge die Verhüllung des Gedankens und

sein Widersatz. Die Wahrheit nennt das Ding mit seinem Namen, und vermittelt so mit der Wahrnehmung desselben den richtigen Begriff von ihm. Die Lüge nennt es mit einem andern Namen und verbindert so die Einheit von der Sache und dem Begriffe von ihr.

Auch ist das Wort meist der Vermittler zwischen dem Gedanken und der That im Guten wie im Bösen:

Du wünschest einen Freund bei dir zu sehen — Gedanke. Du lädst ihn zu dir — Wort. Er kommt zu dir — That, oder: Der Feldherr hat den Schlachtplan gedacht, das Kommandowort vermittelt dem Heere seine Gedanken, der Erfolg, ob Niederlage oder Sieg, ist das Resultat von Gedanken und Wort.

Wenn Göthe seinen Faust die Anfangsworte des Johannes Evangeliums: „Im Anfange war das Wort," übersetzen läßt: „Im Anfange war die That," so zeigt derselbe hierdurch einen dem Geiste der Lüge bereits verfallenen, aller Logik, weil des Logos durch den Unglauben baaren Gelehrten, und hier scheint wieder einer jener, von der eigenen Richtung des Dichters unabhängigen, genialen Züge zu liegen, der mit der angebornen Gabe Dinge berühren muß, welchen er im Leben aus dem Wege geht. Faust frägt, als ihm Mephistopheles gegenüber steht: „Wie nennst du dich?" und dieser antwortet: „Die Frage scheint mir klein für Einen, der das Wort so sehr verachtet," und kommentirt sich später dem Schüler gegenüber, der für das Wort einen Begriff will, in echt diabolischer Weise wie folgt: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

In unserer Zeit, der ideenarmen, wortreichen und geschwätzigen Zeit, der Zeit der Begriffsverwirrung und der Schlagworte, an welche ebendeßhalb „sich trefflich glauben läßt" mag es wohl die Aufgabe jedes Freundes der Wahrheit sein, den Worten — wie auch Pius IX. es ausgesprochen — ihren Sinn und Begriff wiederzugeben. Wir unsererseits bemühen uns, dieß auf dem Gebiete der Kunst zu thun.

Während einerseits in lügenhafter Weise der Kunst eine rücksichtslose autonome Göttlichkeit vindizirt wird, schiebt sich durch die Bresche, welche jeder Lüge einwohnt, eine andere Lüge und spricht

von einem Kunsthandwerk, von Kunst und Industrie, dort den wahren Kunstbegriff zu angemaßter Höhe aufblähend, hier ihn in ungeziemende Tiefe herabziehend, in beiden Fällen ihn entstellend.

Wie wir nun früher das Verhältniß von Kunst und Wissenschaft etwas eingehender zu besprechen suchten, so ist es hier das Verhältniß von Kunst und Handwerk, das wir in gleicher Absicht uns näher ansehn wollen.

In keiner Zeit war es nothwendiger das Wort zu seinem Begriffe zurückzuführen, als in der unsern, da mit dem Unglauben an das Wort der Offenbarung der Glaube an Worte mit jedem Tage zunimmt, und die Unredlichkeit neue Worte zur Verdunklung der Begriffe erfindet. Wir nennen beispielsweise nur das Wort „Ultramontan", wodurch der Begriff des Katholischen gefälscht wird, damit man diesem klarsten aller Begriffe noch ein schielendes, übertriebenes, unbestimmtes, fanatisch schädliches Ungethüm an die Seite setze, um mit scheinbarer Schonung des Katholischen allen Haß kirchen- und christenfeindlicher Richtungen auf dasselbe unvermerkt werfen zu können. Jeder Gläubige, er möge nun diesseits der Alpen oder jenseits des Meeres wohnen, der im Papste zu Rom das Oberhaupt seiner Kirche erkennt, heißt Katholik, weil diese Anerkennung zum Wesen seines Glaubens gehört, die böswillige Absicht fällt jedem Unbefangenen in die Augen, weil sie eine Verschiedenheit zwischen dem, was Eins und dasselbe ist, begründen müßte, denn dem Ultramontanen müßte man einen Ultramarinen gegenüber stellen. — Ultramontan wird jeder gläubige Katholik genannt, und damit der allgemeinen Kirche gleichsam ein Sektenname, unter welchem die wirklichen Katholiken dem Hasse preisgegeben werden sollen, aufgeheftet. Der wirkliche Katholik, der es mit Wort und That ist, wird seines Namens entkleidet und heißt Ultramontan, die abgefallenen, indifferenten und schlechten Katholiken, die es faktisch nicht sind, heißen Katholiken.

Wir haben uns in haarsträubender Weise aus der Wahrheit hinaus und in die Lüge hineingeredet. Mit welcher Unehrlichkeit sucht der Unglaube nach Beweisen seiner Nützlichkeit, wie hat man sich bemüht, den Menschen von einer außerkirchlichen Wahrheit etwas vorzulügen, von einer oder mehreren Wahrheiten, welche trotz und gegen das Christenthum gefunden wurden. Wie schändlich

ist diesfalls die wissenschaftliche Thätigkeit des Kopernik und Gallilei ausgebeutet worden, so daß die Mutter der Wissenschaft, die Grunderin aller Hochschulen, als eine Feindin alles Lichtes und aller Erkenntniß hingestellt wurde. Darum ist es nothwendig, alle neu auftauchenden Worte scharf ins Auge zu fassen, und ihre Identität mit dem Begriffe zu wahren. Also „Kunsthandwerk" ist eines der Worte, in dem man ein niederziehendes Gewicht dem ersten der beiden Doppelbegriffe anhängen möchte. Gott ehre das Handwerk. Alles ist im Organismus an seiner Stelle gut, schön, und ehrwürdig in seiner Art auf der Stufe seiner Stellung zum Ganzen im harmonischen Reigen des reichgegliederten Menschenlebens.

Für jede menschliche Thätigkeit gibt es abermal eine dreifache Art ihren Standpunkt mit einem andern zu tauschen; sie kann einen höheren mit einem tieferen wechseln, oder von demselben in einen höheren übergehen, oder endlich ganz aus dem Organismus ausscheiden, und hiedurch, wenn nicht vom Begriffe des Guten, so doch von dem des Schönen Abschied nehmen, was wir hier rücksichtlich des Guten unerörtert lassen wollen. Wo das Werk der Hand gänzlich vom Geiste getrennt zur Maschinenarbeit wird, und bei dem unablässig wiederholten Handgriffe, ohne sich an einem Weiterfordern seiner Aufgabe freuen zu können, stehen bleiben muß, da ist es um alle und jede Schönheit gethan. Eine Fabrik mag ihre relativ nützlichen Seiten haben, schön ist sie nie. Erhebt sich ein Handwerk zur Kunst, bildet sich z. B. ein Zimmermann, ein Maurer zum schönheitssinnigen Architekten aus, wie dieß öfter geschehen ist, so ist er eben nicht mehr Handwerker, sondern Künstler; steigt aber die Kunst mit Aufgebung ihres höheren Bewußtseins und ihrer Sendung zur bloßen Anwendung einer sogenannten Mache herab, dann ist sie immer noch nicht Handwerk, und partizipirt auch nicht an der demselben anhaftenden eigenthümlichen Schönheit, sondern ist und erscheint als ein widerlicher, überzeugungsloser Renegat und Ueberläufer, der daheim das Vertrauen verscherzt hat, und es aus gleichem Grunde in der Fremde nicht findet.

In sehr feinem Instinkte räth Schiller der Wissenschaft die Erhebung zum Kunstwerke, und wenngleich er die Sache nicht weiter ausführt, so involvirt dies doch die Erhebung zur Idee, weil nur in der Idee der Dinge der Maßstab für alle Realität zu finden ist.

Das Weltall ist die realgewordene Idee Gottes, der Gedanke geht durch alle Regionen vom Größten bis zum Kleinsten, und dieses Kleinste, wenn es in seiner Reinheit gefaßt wird, ist ein Theil des Ganzen und so nimmt es Theil an seiner Größe. Auch alle Störungen und Abwege lassen graduell und essentiell sich nur an der Idee messen, von welcher sie eben Abwege sind.

Auf dem Grunde der Offenbarung tritt die Einheit von Wort und Begriff mit vielen, wenn nicht mit allen solchen Einheiten in Zusammengehörigkeit, und bildet in dieser Einheit des Verschiedenen das Wort und den Begriff der Idee. An dieser Einheit der Verschiedenheit nehmen Alle Theil, somit wohnt aller Verschiedenheit die ideale Einheit bei. Keines ist ohne das Andere oder an des Andern Stelle, und eben nur an seiner Stelle steht es im rechten Verhältnisse zum Andern und zum Ganzen. Alle Bestrebungen nehmen Theil an der Realisirung der Idee. Da gilt das Wort des Dichters: „Jeder freut sich seiner Stelle", weil er sich als Glied eines großen Ganzen fühlt, er ehrt das Höhere, denn er erkennt sich selbst als eine Stufe zu ihm, er achtet das Niederere, denn er erkennt in ihm eine Neben- oder Vorstufe zu seinem Standpunkte. So entsteht Standesgefühl, Standesehre, und als ihr äußerer Ausdruck tritt das Kleid als Standestracht hinzu.

Das Werk der Hand, das Handwerk gleicht der leiblichen Seite des Menschen und seines Doppelwesens. Es gewährt dem Geiste Freiheit, indem es ihm die Sorge für seinen Träger, den Körper, erleichtert und abnimmt, und es lebt von dem Bedürfnisse des an den Leib gebundenen Geistes. Es begleitet den Geist vom bloßen Bedürfnisse bis zur Bequemlichkeit und zum Behagen, vom Nothwendigen und Nützlichen bis zum Angenehmen, hier aber ist seine Gränze.

„Und soll die Kunst, allem Angenehmen abhold, ihr Aufgabe allein in jenem didaktischen Ernste erblicken, welchem die höchsten ihrer Hervorbringungen angehören?" Wenn und wo die wahre Idee der Kunst gesichert und anerkannt auch faktisch vertreten erscheint, soll ihr die Befugniß, auch die Gewöhnlichkeit des Lebens mit manch' einer Blüthe der Anmuth zu schmücken, nicht verkümmert werden, aber so, wie dem Arbeiter die Ruhe, dem thätig wirkenden Geiste die Erholung erlaubt ist. Nie aber darf diese Conzession sich an die Stelle ihrer höheren Aufgabe drängen.

Der so oft ausgesprochene Satz: „Die Kunst diene zur Verschönerung des Lebens," kann als Darstellung der Mission der Kunst unbedingt angenommen werden, wenn nur wo Leben und Schönheit richtig verstanden und aufgefaßt, und die wahre Schönheit nur im Geleite von Wahrheit und Güte gesucht wird.

Der Mensch auf seinen Grundlagen von Zeit und Raum.

Der Mensch als Mittel- und Bindeglied zwischen Geist und Materie, nach der Absicht des Schöpfers beide Gegensätze harmonisch einigend in sich, ruht mit seinem Dasein und Leben auf einem zweiten Dualismus von Zeit und Raum. Auf dieser Basis soll er die zwei unvermeidlichen Gegensätze von Unendlichkeit und Ewigkeit seines Wesens als lichtvolle Zukunft für sich gestalten und erobern.

Alle Zweiheit und Gegensätzlichkeit zur Einheit verbunden ist Werk und Absicht Gottes, alle entzweite Einheit ist Werk der Verschuldung und Sünde, oder Resultat mißbrauchter Freiheit. Wie aber die Entzweiung alles Gottgeeinigten die Sünde, so ist alle mißbrauchte Freiheit die Knechtschaft. Ohne noch von der Sünde berührt oder entzweit zu sein, entsprechen der im Menschen geeinigten Zweiheit ihm von außen entgegentretende andere dualistische Formen z. B. Zeit und Raum, welche abermal zu dualistischen Begriffen sich erweitern, und in dieser Erweiterung sich und was zu ihnen gehört, des Näheren erklären.

So haben wir bei früherer Gelegenheit (Kunst und Wissenschaft, Seite 81) Tag und Nacht in bedeutsamer Weise gewürdigt. Dieser Dualismus ist die tellurische und siderische Welt in ihrer Wechselwirkung, die den Raum bildet, und wir mußten in ihrem gegenseitigen Verhältnisse Analogien vom Glauben und von dem Werke erblicken. Die Zeit bietet uns eine sehr verwandte Analogie in Vergangenheit und Zukunft; denn obgleich der Begriff der Zeit gewöhnlich unter die Begriffe: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich theilt, so ist die Gegenwart das Flüchtigste und wird gern als das eigentliche Wesen der Zeit oder als Vergänglichkeit dar-

gestellt, an welche an sich richtige, aber nicht alleinige Auffassung außer dem Offenbarungsglauben sich leicht verkehrte und verderbliche Schlüsse und Konsequenzen anhängen. Denn vergänglich an sich ist wohl die Zeit, die wir sammt dem Raume als Lebensgrundlage betrachten müssen, keineswegs aber ihr Zweck und die Art ihrer Benützung. Darum kommt dem Begriff der Vergangenheit in Bezug auf das Menschenleben der Gedanke der Vergänglichkeit nur in sehr beengtem und beschränktem Sinne zu. Was der Sprachgebrauch gewöhnlich von der Vergangenheit hervorragender Persönlichkeiten in den Worten ausdrückt: „Er hat sich verewigt," oder „der Verewigte" gilt von jedem Menschen und von der Art, wie die Zeit benützt, verbraucht oder mißbraucht wurde. Was in der moralischen Welt aus der Gegenwart in die Vergangenheit tritt, ist der Vergänglichkeit auf ewig entrückt. Darin liegt das didaktische Moment, welches rücksichtlich der Zukunft vor allem beherzigt werden will.

Der Dualismus der physischen und moralischen Welt führt uns zu einem fernern Dualismus der Zeit, als der profanen und heiligen Zeit, der Naturzeit und der göttlichen Zeit, des Werktags und des Festes, des Handwerks und der Kunst. Richtig erfaßt tritt hier überall die Zeit — ohne als solche jemals zu lernen, als Lehrerin auf. Es liegt viel Tiefsinn in dem so gewöhnlichen Ausspruche: „Die Zeit wird es lehren;" auch erklärt sich hier in allein vernünftiger Weise der Begriff des Fortschrittes. Der vereinzelte Gedanke soll sich zur Idee des Ganzen, das Profane zum Heiligen, das Natürliche zum Uebernatürlichen erheben. Die Zeit ist der Acker für die Aussaat unserer Ewigkeit. Hieran dürfte sich die höhere philosophische Seite der Mythe von Saturn als Gott der Saaten knupfen. Uebrigens kennen wir den durchgreifenden Dualismus, auch Doppelsinn, der mythischen Gestalten, und das Evangelium nennt uns einen zweifachen Säemann und die Doppelsaat von Weizen und Unkraut. Die vergängliche Gegenwart nimmt von der ungewissen Dauer der Zukunft unseres irdischen Zeitdaseins, täglich und stündlich dieselbe vermindernd, Stücke von diesem Acker und überantwortet sie sammt dem Saatkorn unserer freien That der Vergangenheit, so daß diese Vergangenheit am Schluße als ewige unwandelbare Zukunft vor uns stehen wird.

Seit dem Eintritte der Sünde und ihrer Folge, dem Tode sammt allem was zu ihnen gehört, gesellt sich zu den harmonischen und verbundenen so wie verbindenden Zweiheiten von Raum und Zeit, von profanen und heiligen, von natürlichen und göttlichen Raum und Zeitverhältnissen, ein — das Verbundene trennender, zersetzender, zerreißender Dualismus. Der dauernden und vollendenden Zeit stellt sich eine zerstörende gegenüber. Waren die obigen Zeitverhältnisse alle vermittelnde und verbindende Gegensätze, so steht uns hier ein ewig unversöhnlicher Widersatz zweier Zeitformen vor Augen. Professor Gugler nennt ihn geradezu die satanische Zeit, ein von aller echten Philosophie und Theologie so wie von der Geschichte gerechtfertigter, und außerdem noch von einer der bedeutendsten Mythen des Alterthums verfinnlichter Ausspruch. Hierüber einige erklärende Worte:

Alles Leben ist Bewegung, Kreisbewegung. Kein Kreis ist ohne Zentrum; dieß ist das Ruhige, das Feststehende des Bewegten. Gott, der unwandelbare, keinem Wechsel unterworfene, in sich ruhende Urheber aller Dinge ist auch ihr Lebensgrund, um den alles Dasein sich bewegt, die unfreien Naturen in Folge zwingender Gesetze, alle geistigen Potenzen in freier Wahl in Tugendakten und zu belohnendem Verdienst.

Diese transzendente Darstellung findet eine ihr entsprechende sprachliche, auf das Wesen der Zeit überhaupt bezügliche in der Bezeichnung der Zeit im geschlossenen Kreise des Jahres „Annus". Das hievon entlehnte Wort „Annulus", der Ring, kehrt im Diademe der Herrscher, welches ihr Haupt als Krone, Corona, umgibt, kehrt im Kronos, dem Zeitgotte, zu seinen Ausgangspunkten zurück. Die chronischen Krankheiten, Leiden und Uebel, von denen wir heimgesucht werden, geben einen natürlichen Uebergang zu einem andern Namen des Zeitgottes: Saturn. Die außer Zweifel stehende Verwandtschaft dieses Saturn mit Satan, der seine Anhänger in den Schlund seiner eigenen Verworfenheit und Unseeligkeit hinabwürgt, wird durch den Kinderfraß Saturns mythisch kommentirt, wozu noch seine Behausung im Tartarus gehört. Selbst auf eine andere bildliche Gestaltung und Darstellung dieser unheimlichen Macht mit Hörnern, und Ziegenfüßen wirkt der Name herüber: aus Satan und Saturn wird der Satyr, und daß diese Phantasiegebilde den Alten kein launiges und malerisches Mittelding zwischen Mensch und Thier

gewesen, dafür bürgt die ebenso gestaltete Idee Pan's, des großen Naturgottes, dem zu begegnen Tod und haarsträubendes Entsetzen war, woher der panische Schrecken und die moderne Panik. Jede reingestimmte Seele muß fühlen, daß in der Satyre, wie überhaupt im Witze, etwas Unlauteres, Unschönes liegt. Göthe's Dichtergenius hat dies gefühlt, als er seinen Mephistopheles aus nichts als bissigen, satyrischen und witzelnden Elementen zusammensetzte. Schiller spricht dies Gefühl in einem Bekenntnisse aus: „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen u. s. w." Dieser Satz gibt Zeugniß, daß er die ewige Schönheit, die in Gott ist, geahnt hat.

Der Gedanke an den Fürsten dieser Welt — wie Christus den Widersacher nennt — wird uns durch Kronos und Krone als der eines Zeitkönigs, dessen Reich sich mit der gegenwärtigen Weltzeit abschließt, und mit ihrem Ende auch seinen Einfluß und sein Regiment zum Schluße bringt, nahe gelegt. Immerhin gemahnt der strahlende, goldene Hauptschmuck der Erdenkönige mit der einen Seite seiner Bedeutung an jene freche Usurpation einer unverdienten Herrlichkeit, durch die Luzifer mit seinen Schaaren zum Engel der Finsterniß ward. Die Zinken der Krone mögen Andeutungen von Strahlen sein, die von seinem Haupte, dem Zentrum angemaßter Macht, ausgehen, und wie feindliche Lanzenspitzen nach der Höhe zielen, aus welcher er herabgestürzt.

Diesem Weltfürsten gegenüber aber steht in der Mitte der Zeit und Geschichte ein Anderer, glänzend ist seine Krone nicht, ihre Zacken trotzen nicht empor, sie bohren sich in das Haupt, das sie trägt, und durch die Blutbache, die sich von dort herab in den Mund der Wahrheit ergießen, ruft das ewige Wort über alle Räume und Zeiten hin, „Ja ich bin ein König." Er ist der Vater der heiligen, der trostreichen Zeit, von dem der Lichtbote verkündet: „Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden ꝛc. Er wird König sein über das Haus Jakobs (der Gläubigen) in Ewigkeit; und seines Königreiches wird kein Ende sein."

Nur noch einen flüchtigen Blick auf eine arabische Sage, ehe wir zur heiligen Zeit übergehen, sie lautet: „Da Schaitan (Satan) der Schöpfung des Menschen zusah, wollte er es dem Ewigen nachthun, was er aber hervorbrachte war kein Mensch, sondern ein Affe." Hätte diese geistreiche Fabel, und die geist- und gottlose, unter dem Namen des Darwin'schen Systems wieder aufgewärmte Fabel

vom Menschen als Culturaffen recht, so wäre dieser so entstandene Mensch denn doch eine Kreatur des Satans; daß aber der, welcher gegen Gott und sein Gesetz Gottgleichheit erstrebte und dadurch zum Schemal sich verzerrte, nun seinen dämonischen Neid auf das Gottesebenbild werfend und zu dessen Verunstaltung beitragend, auch seinen großen Antheil am Affenmenschen haben mag, wird Niemand läugnen, der die Unmöglichkeit fühlt, mit der Annahme solchen Menschenursprungs ein Bürger des Himmels werden zu können. Zu bedauern ist es — und dennoch wahr, daß sich der Darstellung solchen Greuels immer ein Beischmack des Lächerlichen gesellt. Der Grund hiefür dürfte nach dem Obengesagten bei der Satyre zu suchen sein.

Kronos, und die chronischen Uebel der Menschheit, und auch die Kronen sind geblieben, aber, seit der saturnischen Zeit mit ihrem zersterenden Gifthauche die christliche Zeit, das Jahr der Erlösung mit seinem belebenden Odem gegenüber getreten, tragen sie das Zeichen des Menschensohnes, das Siegeszeichen über den Zeit- und Weltfürsten, das Symbol der tiefsten Erniedrigung Gottes, die er zu unserer Erhebung auf sich genommen, als höchste Zierde auf ihrer Spitze und erinnern die Völker und den Kronenträger, worin er und sie sich rühmen sollen, nämlich im Kreuze unseres Herrn, wie der Apostel lehrt.

Harmonisch — sofern dieses in dieser Zeitwelt geschehen kann, bildet die christliche Zeit den Menschen, das aus Natur und Geist verbundene Wesen nach. Das Naturjahr und das Kirchenjahr verhalten sich zu einander wie Leib und Seele, die Trennung beider in Geist und Natur heißt und ist — Tod, ihr richtiges, geordnetes Zusammensein ist Leben. Dieses richtige Zusammenleben beider vorausgesetzt, können wir eine nähere Bestimmung der Begriffe von Kunst und Handwerk unternehmen.

Aus zwei Quellen nährt sich das Doppelleben des Menschen, sie heißen „Gott und Natur" oder Gott und sein Werk, dessen höchster Ausdruck der Mensch selbst, der Mikrokosmus, die Welt im Kleinen ist. Die Welt purer Geister auf ihrer höheren Rangstufe fällt unter einen andern Gesichtspunkt, und doch bestand ihre Freiheitsprobe in der Anerkennung und Anbetung der Menschwerdung. Dies vorausgeschickt kann die Naturbasis unsers irdischen Lebens als die Region des Handwerkes bezeichnet werden. Was von diesem Grunde aus, als Geistesblüthe und Frucht zum Licht-

leben Gottes sich empor ringt, heißt Tugend und Kunst, und was aus der Höhe kommend als himmlischer Thau dies Doppelleben schützt, nährt und erhält, ist Religion.

Die Natur bietet dem Menschen für seine Bedürfnisse die Stoffe, aber nicht die Sache. Daß Gott dem Menschen versagte, was er den niederen Schöpfungen z. B. der Thierwelt gewährt, deutet unverkennbar auf des Menschen Fall, und daß seine dermaligen Bedürfnisse nicht seine ursprünglichen und anerschaffenen sind. Auch das Handwerk, wie Kunst und Wissenschaft ist eine Folge der Sünde. Gott, der den Vogel und das Gewild kleidet und nährt, und ihm Wohnung gibt, hat für den Menschen keine Kleider und keine Häuser erschaffen, aber das Material zu allem diesem hat er ihm gegeben, und dessen Verwendung seitens des Menschen zu seinem Zwecke ist das Handwerk. Das Handwerk bildet die Natur um, zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens. Das träge Metall muß von seinen Schlacken geschieden in tausend Formen mit Hülfe des Feuers, unter der Wucht des Hammers zu praktischen Formen sich fügen, das Thierfell muß unsern Fuß, die Wolle der Pflanze und der Heerde unsern Leib bekleiden, der Wald, dessen Schatten im Sommer uns kühlt, muß als Brennholz uns erwärmen im Winter, in unsern Wohnungen stehn seine gewaltigen Stämme zu bequemen und zierlichen Möbelstücken umgewandelt u. s. w. u. s. w. Das alles thut und leistet das Handwerk. Nun sei hier beispielsweise nur flüchtig daran erinnert, wie dieselben Dinge, rücksichtlich ihrer Naturinhstanz und Stofflichkeit nach dem industriellen Ausdruck Rohstoffe genannt, auf der Stelle sich in Gewande der Idee kleiden, sobald die Kunst sich ihrer bemächtigt, und ihren Rohstoff — aber in ganz anderer Weise, als das Handwerk es thut — für den Menschen verwerthet. Oder wie würde dir, lieber Leser, ein Mensch vorkommen, der — wo ihm die Kunst den friedlich durch die Flur gehenden Pflug, oder das eiserne Waffenspiel des Krieges, die auf sommerlicher Trift weidende Heerde, oder die ahnungsreiche ernste Feierlichkeit des Waldes vorführt, an nichts als den Schmelzofen und Hammer, an die Wollspinnerei, oder an Brennholz und Schublackasten denken würde.

Wo das Leben richtig erkannt wird — und dies ist nur im Christenthume der Fall — da dient Jeder der Idee, dem Zwecke

des Lebens, anders das Handwerk, anders die Kunst, in verschiedener aber nicht widerstrebender Weise.

Hier nun gänzlich absehend von der satanischen Zeit, reden wir blos vom Dualismus der Naturzeit und der heiligen Zeit. Von der Verschiedenheit der Behandlung naturstofflicher Dinge seitens des Handwerks und der Kunst haben wir eben geredet, auf einem und demselben Gebiete sind wir hier schon einer doppelten, nämlich einer handwerksmäßigen wie einer künstlerischen Anschauung und Behandlung begegnet, wovon die eine beim Stoffe stehn bleibt, ihn gewerblich für die nächsten praktischen Lebenszwecke benützt, die andere aber den in ihr liegenden höheren Gedanken, meist auf dem dämmernden Wege einer zwar noch dunklen aber in sich wahren Empfindung sucht.

Unsere Erde bietet dem Menschen jene praktische und diese ahnungsreiche Seite, und sie darf wohl vorzüglich als die räumliche bezeichnet werden, obgleich sie den Zeitbegriff nichts weniger als ausschließt, denn Raum und Zeit sind in Naturgeschichte und Weltgeschichte nicht zu trennen, sondern nur eine Jede an ihren Ort zu stellen. Heilige Orte und heilige Zeiten bilden den Rythmus des Lebens und erheben es in das Land des Schönen, jenes Schönen, welches den steilen Weg mit seiner himmlischen Anmuth umgibt, der durch die enge Pforte in unsere ewige Heimath, ins unvergängliche Reich der Wahrheit führt.

Mit priesterlicher und deßhalb auch mit künstlerischer Weihe bethaut und besprengt die heilige Zeit unsern Erdenwandel, die sternenreiche Nacht des Glaubenlebens, wo wir der Stimme des Hüters lauschen, der uns die Stunden ansagt, bis der Tag anbricht und die Schatten sich neigen. Da wird freilich das Handwerk zur Kunst, weil die Arbeit zur Tugend und die Kunst zum Gottesdienste wird, nichts geht abwärts, alles steigt aufwärts, nur Gott allein kommt herab, um uns abzuholen zur Höhe, zum Lichte, zum Schauen, zu ihm.

Das Christenthum hat das Menschenleben, indem es ihm seine wahre Realität offenbart, zu seinem Ideale erhoben. Es belehrt uns, daß der Zweck des Lebens jenseits unsers irdischen Daseins liegt, und bezeichnet und gibt uns die Mittel an die Hand, dies Dasein jenem Zwecke dienstbar zu machen. Die größte und umfassendste Definition des Kunstbegriffes, welcher, wie schon früher

bemerkt wurde, keineswegs in dem, was wir unter den Künsten verstehen, abgeschlossen ist, und auf Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel lautet, vereinigt endlich den wahren und rechten Gebrauch jener Mittel unter dem allgemeinen Kunstnamen, und ist zugleich das Wort, welches, recht verstanden, das ganze Universum umfaßt.

Die Begriffe von Handwerk und Kunst nach der eben angedeuteten Allgemeinheit begründen keineswegs eine ihnen innewohnende zweifache Lebensanschauung. Rücksichtlich dieser kann der Handwerker an dem großen Kunstmomente, das als höhere Signatur der Dinge über das All ausgegossen ist, theilnehmen, wenn auch seine Beschäftigung ihn an einen beschränkten Kreis praktischer Thätigkeit anweist, und die beim Künstler unabweisbare Forderung auf entschiedenem Talente sich erbauender rastloser Weiterbildung in der Fähigkeit, die von außen und oben angeregte innere Welt, durch Werke zu offenbaren, an ihn auch nicht im entferntesten gestellt wird. Wollte man das Handwerk als abstrakten Begriff fassen, so gäbe der Ausspruch des Dichters:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern.
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,"

die beste Definition desselben, als Fleiß und Geschicklichkeit, und beide noch zurückbleibend hinter instinktiven Fähigkeiten niederer Naturwesen. Allein im konkreten Menschen, in dem so viele oft nur spärlich, zu oft gar nicht zur Entfaltung gelangende Fähigkeiten neben einanderliegen, muß alle Abstraktion immer mit großer Reserve geschehen. So richtig Schillers Ausspruch an sich ist, so ist doch das Handwerk selbst keineswegs bloß Nachahmung jener thierischen Lehrmeister. Ihnen, die mit Nothwendigkeit die in sie gelegten Instinkte als ihr unfreies Lebensprinzip ausgestalten, kommen die Prädikate von Fleiß und Geschicklichkeit, welche am Menschen moralische Errungenschaften sind, keineswegs zu; aber dem Menschen, als dem Bürger einer höheren Welt, ist nichts Derartiges angeboren, die geringsten Fertigkeiten muß er durch Lernen sich aneignen, und es ist ein gewaltiger, seiner Wesenheit aufgeprägter Zug, daß er von dieser Seite hülfloser als fast alle untergeordneten Naturen in der Welt steht; wozu schon seine jahrelange, unmündige Kindheit gehört, in welcher er hinsichtlich seiner Erhaltung und Fortentwicklung der opferfreudigen Liebe seiner Eltern anheim-

gegeben ist. Hieran mag im Vorbeigehn die Bemerkung sich knüpfen, wie arm und kümmerlich die Kunst, wo sie sich mit bloßer Nachahmung der Natur befaßt, erscheint und erscheinen muß, und wie sie auf der Stelle hinter dem zurückbleibt, mit welchem, durch und über welches sie sich zu erheben die Aufgabe hat.

In Absicht auf die Natur kann man bei den Menschen einer dreifachen Anschauung begegnen, ohne daß eine derselben an sich absolut böse und verwerflich erscheint, sobald die Natur nur vor Allem als Schöpfung des überweltlichen Gottes erkannt wird. Die eine dieser Anschauungen kommt meist bei trockenen und prosaischen Leuten vor. Solche interessiren sich nur für das Nützliche im gewöhnlichsten Sinne. Wir wollen diese Anschauung die handwerksmäßige nennen. Einer andern Auffassung ist die Natur eine beständige Aufforderung, sie im Einzelnen oder im Ganzen zu erforschen, diese möchte die wissenschaftliche genannt werden. Einer dritten drängen sich aus der Natur fortwährend tiefere Beziehungen, Analogien geistiger Begriffe und Zustände entgegen, das Nützliche und das Wissenschaftliche erhalten ihren Werth, wenn nicht ausschließlich doch vorzüglich nach Maßgabe ihres Verhältnisses zum Schönen und Bedeutsamen, und dies wird die künstlerische Anschauung und Richtung sein.

Unter obigen Voraussetzungen die Berechtigung aller drei Anschauungen anerkennend, finden wir hinsichtlich ihrer Klassifikation uns zu dem Ausspruche Schiller's hingezogen, dessen ersten Satz wir oben angezogen haben. Der ganze Gedanke lautet:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch! hast Du allein."

Wenn im ersten Satze die materielle Lebensseite, im zweiten die immaterielle, rein geistige bezeichnet wird, so erscheint im dritten die Verbindung beider oder das zusammengesetzte Wesen, der Mensch eben recht in dieser seiner Eigenschaft als dualistische Schöpfung, welche beide, sonst einander ewig fern liegenden Schöpfungsreihen von Geist und Materie in sich eint, oder dieselben einander vermittelt.

Stellt nun in der bloßen Materie das rein Zeitliche — im rein Geistigen das bloß Ewige sich dar, und fassen wir auf dieser

Unterlage den Gedanken der Verschuldung, welcher das verbindende Wesen, der Mensch, verfallen ist, in's Auge, so muß sich uns die nicht zu läugnende Erscheinung, daß die Kunst aller Völker und Zeiten religiöser Natur ist, auch erklären. Denn hat die geistige Sünde des Menschen auch seine Natur entweiht, so muß seine Rettung und Wiederherstellung eine doppelte nach Geist und Natur sein, um die Kluft zwischen diesen Beiden wieder auszufüllen. War aber die Sünde vor allem der Abfall von Gott, und die Zerklüftung seines Wesens blos eine Folge desselben, so kann seine Rettung weder von der Natur, denn der Mensch ist ihr höchster Gipfel, noch vom bloßen Geiste, denn dieser hat eben gesündigt, sondern sie muß von Gott ausgehen, und nach Natur und Geist in die Menschheit eingehen.

Die mittlere Persönlichkeit der Trinität, die als Mittler zwischen den göttlichen Gedanken und seine Realwerdung als das schöpferische Wort getreten, durch das alle Dinge gemacht sind, tritt durch die Menschwerdung abermals als Mittler zwischen Gott und die gefallene Kreatur, und wird, indem er als Gottmensch Natur und Geist versöhnt, durch die Versöhnung beider mit Gott zum Welterlöser.

Wie nun er in Allem — die Sünde ausgenommen — uns gleich geworden, so sind auch für ihn Raum und Zeit die Basis seines Rettungswerkes. Er bewohnt eine Zeit lang den fluchbeladenen Raum und streut die Segenssaat seines Lebens in den Acker der irdischen Zeit. Durch ihn auf der, der Sünde wegen verfluchten Erde, gibt es nun heiligen Raum und heilige Zeiten neben der satanischen Zeit, und heilige Saat sproßt neben dem Unkraut.

Wie es aber keinen unschädlichen Indifferentismus gibt, so gibt es auch fortan keinen gleichgültigen Raum und keine indifferente Zeit, und in beide, den Raum und die Zeit, theilt sich der Dualismus des Guten und des Bösen. An den Uebergängen von einem zum andern gibt es ein „Mehr oder Minder", nirgends aber ein gleichgültiges Moment.

Wir beabsichtigen hier nicht, den Leser in die Herrlichkeit der heiligen Zeit, in den kirchlichen Festcyklus näher einzuführen. Nur in die erste Hälfte des ersten Fest- oder Weihnachtskreises müssen wir etwas tiefer blicken. Advent (Ankunft) ist ihr Name.

Mit der letzten Ankunft des Herrn zum Gerichte, des Herrn, der mit seiner ersten Ankunft in's Fleisch sein Licht und sein Leben über Zeit und Raum ausgegossen, mit der Verkündigung dieser seiner letzten Ankunft aus seinem Munde schließt und beginnt die Kirche ihr Jahr, ehe sie die geschichtliche Erinnerung seiner ersten Ankunft in der Weihnacht unserem Seelenleben zuführt.

Die Menschengeschichte, die ihrer allgemeinsten Gestaltung nach auf dem Sündenfalle beruht, hat einen zweifachen Advent. Der erste reicht von dem Falle und der nach demselben erfolgten Verheißung vom Weibessamen bis zur Erfüllung der Verheißung durch den aus der Jungfrau gebornen Erlöser. Es ist dies die Erwartungszeit der alten Welt, welche mit der Ankunft und der gesammten messianischen Wirksamkeit des Völkerheilands schließt. Die erste Hälfte der Geschichte ist die Zeit des alten Bundes. Die Zeit von der Ankunft des Messias zur Erlösung bis zu seiner Ankunft zum Gerichte ist die zweite Form des Adventes, der neue Bund, die christliche Zeit. Sie dauert mit allen ihren Schicksalen bis an's Ende der Erdenzeit. Christus in der Mitte — oder am Mittag des weltgeschichtlichen Tages persönlich auf Erden weilend, ist das Licht der Geschichte nach rückwärts und nach vorwärts. Wir, die wir der zweiten Form des Adventes angehören, haben für die Aufnahme Jesu des Erlösers in unser Herz und ganzes Wesen aus allen Kräften Sorge zu tragen, damit seine erste Ankunft in's Fleisch uns nicht unnütz, seine zweite Ankunft zum Gerichte uns nicht schrecklich und ewig verderblich sei.

Die Stürme des Weltreiches, welche das Schifflein der Kirche auf seiner Fahrt durch die Jahrhunderte nie zur Ruhe kommen lassen, und dafür sorgen, daß der Name der Kirche als der streitenden hienieden nie sich in den der triumphirenden umändere, haben in unsern Tagen an intensiver Finsterniß dermaßen zugenommen, daß in ihrer moralischen Weltennacht nichts mehr als die dunklen, allmälig Gestalt gewinnenden Umrisse jenes Sohnes des Verderbens erkennbar erscheinen, den wir den Antichrist nennen. Eine Feder, welche „über Kunst" schreibt, wünscht z. B. das von der Wissenschaft und von der Gerechtigkeit verdammte Christenthum in's Nebricht. Diese Leute mögen sich das Christenthum als ein philosophisches System denken, das, weil es noch nicht

im Stande war, auf Erden ein Türkenparadies zu gründen, sich überlebt und sein Alter mit dem Beweise der Unfähigkeit seine Versprechungen zu halten geschändet, das die Zeiten der Dummheit und des Aberglaubens nicht vorgefunden, sondern gemacht hat, und dessen wir uns jetzt, „da wir es so herrlich weit gebracht," abthun müssen. — So wünscht es jene Wissenschaft.

Gewiß! ohne jene Wissenschaft des Bösen, welche der Böse neben jene des Guten in den Menschengeist zu pflanzen verstand, hätte nie das Messer eines Menschen im Kadaver eines andern Menschen gewühlt, und wir wußten nicht einmal wie der Mensch inwendig aussieht; wo wäre der Geist, den wir begreifen könnten, wenn es nicht der unsrige wäre, der zugleich der Zeitgeist (Zeitgott Saturn) ist.

Vielleicht hielten wir heute noch — hätte jene Wissenschaft uns nicht belehrt, daß die Welt und wir eine Maschine und ein chemisches Laboratorium seien, uns und die Welt für eine Gottesdichtung, für ein Kunstwerk eines persönlichen, göttlichen Künstlers; glaubten noch ihn wandeln zu sehen im Rauschen der Lüfte, der Wälder und des Meeres, den Saum seines Kleides zu seh'n auf der Blumentrift und in den Gefilden der Sterne. — Das Alles — Dank uns und dem Zeitgott — ist nun vorbei. Sonst gab es Tröpfe wie den Faust. Er hatte unendlich viel gelernt und beschloß seinen Kursus mit dem Bekenntnisse, — daß wir nichts wissen können, wir brauchen nur das Christenthum wegzuwerfen, und siehe, wir wissen Alles. — Doch nein, das nicht, aber wenigstens ist das Hemmniß aus dem Wege geräumt und dem Fortschritt eine Gasse eröffnet. Der Aberglaube vermaß sich uns zu sagen, wer wir sind, und was die Natur. Aber jenen Antworten auf unsere Fragen lauschen wir nicht mehr, an jene Thüren klopfen wir nicht mehr. Wir wollen nur, was wir uns selbst verdanken, dies sind der freien Forschung freie Resultate.

Die divergirenden Anschauungen aller Völker und Zeiten, nirgends Resultate bloß menschlicher Forschungen, die im Laufe der Jahrhunderte zwar verdunkelten aber nimmer vernichteten Traditionen der Urwelt über Gott, Mensch und Natur kulminiren alle in dem Begriffe der Religion, deren Einheit, wie die ursprüngliche Einheit der Sprache aus dem tausendfach sich verschlingenden Labyrinthe der Mythen unverkennbar hervorblickt.

Tiefes Gefühl namenlosen Unglücks in Folge einer anfänglichen Verschuldung, Nothwendigkeit einer Versöhnung, einzige Möglichkeit einer solchen durch blutiges substitutives Opfer, und die Hoffnung auf einen Retter, den die unter dualistischem Einflusse stehende Mythe oft antizipirt, der aber im Offenbarungsvolke mit Porträtähnlichkeit vor seinem Eintritte in die Geschichte durch die Propheten beschrieben wird, und der als Fundament der Möglichkeit unseres Bestandes als Geschlecht in Sitte und Sprache, was ihn und seinen Eintritt in die Welt und seine Aufgabe in ihr betrifft, unabweisbare Monumente hat! Wir erinnern hier nur im Vorbeigehn, absehend vom indischen Putra und dem lateinischen Puer und Purificatio an die Obliegenheit des Sohnes die Schulden des Vaters zu zahlen und sein Andenken von seinen Flecken zu reinigen, welcher Gedanke durch das ganze Alterthum geht, an unser deutsches Wort „Sohn", „Suhn", von welchem der Begriff der Sühne, der Versöhnung durch den Sohn abgeleitet ist.

Der Erlöser nennt sich mit Vorliebe und so oft den „Menschensohn" und die Theologie nennt ihn, der die Schuld des ersten Menschen dadurch, daß er sie auf sich nahm, zugleich büßte und tilgte, den „zweiten", den „neuen Adam".

Hier steht nun ein vollendetes Bild vom Menschen, durch die Offenbarung, durch die Traditionen unseres ganzen Geschlechtes, und — wenn wir dem Offenbarungsglauben angehören — durch alle Wahrnehmungen unseres Seelenlebens bestätigt, vor uns. Von diesem Menschen wendet sich der Unglaube, er wendet sich ab von sich selbst, und verwirft, was er dennoch ewig bleibt, er verneint seine Wahrheit, um die Idee von sich selbst mit Hinwegwendung von der Wahrheit nach vollzogener Lüge aus sich selbst heraus zu gestalten.

So von der Wahrheit abgewendet, die er erreichen konnte, erreichen mußte, wenn er Wahrheit ernstlich wollte, sucht er nun die Bestätigung der Lüge und ihre Erhebung zum Wahrheitsbegriffe bei sich und den Dingen außer uns, zu denen er, durch den Mißbrauch seiner Freiheit, sich in ein falsches Verhältniß gestellt hat. —

Wenn er philosophirt, so sucht er Wahrheit außer der Wahrheit, in ethischer Beziehung macht er sich zu seinem eigenen Ge-

ſetzgeber, vor den großartigſten Zügen der Geſchichte ergreift er die Flucht. Der Schöpfung, der Natur naht er ſich ohne den Schöpfer, bald ſie zu einer Art von Größe erweiternd, die ihr nicht zukömmt, und vor welcher er wie ein nichtiger Wurm zuſammenkrümmt, bald prahleriſch als ihren Sieger und Bändiger aus eigener Kraft ſich fühlend, immer aber an dem Gedanken vorbeigehend, den der Naturantheil, der Mikrokosmus, den wir unſern Leib nennen, ihm täglich vor die Seele zu führen im Stande iſt, daß nämlich die Natur von dieſem Punkte aus betrachtet nichts anderes iſt, als willenloſer Diener unſerer moraliſchen Freiheit gleich dem Echo, das dem Menſchen eine in die Natur hineingerufene Läſterung eben ſo, wie ein Tedeum zurückgibt.

Der Glaube iſt ein unabweisbares Weltgeſetz. Was wir den Unglauben nennen, iſt nur der Glaube an die Lüge, die Abkehr von den durch die Offenbarung gegebenen Gegenſtänden des Glaubens. Es gibt nur ein Wort, das Eins iſt mit dem Begriffe, das alle Dinge mit ihrem wahren Namen nennt. Es iſt das ewige, in der Zeit Menſch gewordene Wort, durch das eben dieſe Dinge erſchaffen ſind. Iſt der Glaube an dies Wort verloren, dann treten Worte an die Stelle der Begriffe, als eben ſo viele Masken und Larven, hinter denen ſich ihr Widerſatz verſteckt. — Kunſt und Handwerk! Was ſind ſie, wenn uns der Begriff deſſen, der beide übt, verdunkelt oder ganz entzogen iſt? Was iſt die Hand, wenn ich nicht mehr weiß, was der ganze Menſch iſt? Was iſt das Werk ſeiner Hand, wenn es keinen Maßſtab mehr gibt für ſein Wirken?

Der Menſch vereinigt in ſeinem Weſen die beiden am weiteſten auseinanderliegenden Ordnungen von Geiſt und Materie. Wer im Lichte der Offenbarung Gott und die Schöpfung ahnt, wird eine blos betende Rangordnung von Geſchöpfen (die Geiſter), ſo wie eine blos arbeitende (die Materie) ſich denken können, ſo wie, daß dort das Gebet die Arbeit der Geiſter und hier die Arbeit das Gebet blos materieller Weſen ſein kann. In der aus Geiſt und Materie zuſammengeſetzten Ordnung aber, welche der Menſch iſt, lautet das Geſetz: Bete und arbeite.

Der Materialismus, der den Menſchen ſich ſelbſt entfremdet, vernichtet den Kunſtbegriff ganz und gar, indem es für ihn kein Ueberſinnliches mehr darzuſtellen gibt, er ſchändet das Handwerk,

indem er seinen Anschluß an die übersinnliche Welt — da er diese ihm entzieht — unmöglich macht. Arbeit ohne Gebet steht tief unter der Biene und der Ameise, die nach dem Willen ihres Schöpfers thätig sind, und in dieser tiefen Stellung greift sie zerstörend in die höchsten Daseinsformen hinüber, sie ist Empörung gegen den, der die Biene und die Ameise schuf.

Auf der Grundlage eines Gottesgedankens, der das Wesen des Menschen sammt seinen Kräften, Fähigkeiten, Dispositionen und Trieben bildet, soll der Mensch sich weiter fortbilden und erbauen an der Hand Gottes, bis er die Höhe eines zweiten Gottesgedankens, den Zweck seiner Erschaffung, seine Beseeligung erreicht. Nach göttlicher Absicht soll das Leben eines jeden Menschen den Kunstgedanken in seiner weitesten und allgemeinsten Form ausprägen, und eine Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel werden.

Jedes Ideal ist zugleich ein lichter oder dunkler geschautes, geahntes oder klar erkanntes Original, das wir nachzubilden streben. Die sich so verwandten Darstellungsmittel Tugend und Kunst sind anderwärts in diesen Blättern schon besprochen. Schiller hatte wohl kaum eine Ahnung von der Tiefe und dem Umfange seines Ausspruches: „Die Kunst, o Mensch hast Du allein.“ Es ist nicht einmal gewagt zu sagen: die Menschheit ist ein Geschlecht von Künstlern, weil ihr allein die Verbindung zweier Welten eignet, weil der besiegte Tod die volle und ganze Restitution ihrer selbst gewährleistet und die Offenbarung ihrer jenseitigen Zukunft ihr nicht nur einen neuen Himmel, sondern auch eine neue Erde in Aussicht stellt.

Wer eine große und allgemeine im Leben der Menschheit sich offenbarende Idee (und die Kunst ist doch wohl eine solche) mit Erfolg besprechen will, muß ihre Gränzen ebensowenig willkürlich verengen, als in ungerechtfertigter Ueberschwänglichkeit über die Gebühr erweitern. Bei näherer Würdigung des bereits Gesagten, so wie des noch zu Sagenden wird man uns den Vorwurf weder des Einen noch des Andern machen können.

Die Analogie von Kunst und Tugend wird nur für den schwer zu finden sein, der eben die Gränzen der ersteren dadurch zu sehr verengte, daß er sich die Idee zu ausschließlich an die Lebensäußerungen, welche wir vor allem Kunst und Künste nennen,

gebannt dachte und jeden Flug aus dieser Umrahmung heraus auch als eine Entfernung von ihrer Grundlage ansah.

Der Maler, welcher auf der hier unabweisbaren Grundlage des Glaubens ein Bild des Erlösers darstellt, und, das Gelungensein seines Werkes vorausgesetzt, zwischem seinem Werke, und der gleichen Darstellung des Erlöserideals durch das Tugendleben eines Heiligen keine Analogie finden kann, gibt nur Zeugniß, daß er seine Ideale nicht bei ihnen selber, sondern nur bei einem von ihnen sehr kümmerlich abstrahirten Formalismus sucht.

Die alten vorchristlichen Zeiten, von ihrer Kunstseite, und inwiefern sie in ihren äußern Lebensäußerungen Darstellungen des Uebersinnlichen sind, betrachtet, bieten in ihrem Dualismus von Juden- und Heidenthum im ersteren die Ahnung und Erwartung künftiger Versinnlichung, Vermenschlichung des unsichtbaren Göttlichen; im Heidenthume, trotz des Gefühles der Nothwendigkeit eines Haltes nach Oben, ein allmähliges immer tieferes Versinken in eine unter der sinnlichen Welt liegende Außersinnlichkeit.

Während über dem Bundesvolke die Verheißung im Tempelkulte und der Prophetie wie eine heilige Nachtlampe brennt, beschreibt eben der Prophet die Lage der Heiden: „Dunkelheit bedecket die Völker, und Finsterniß die Nationen." Schwer wie ein ängstlicher Traum lastet die saturnische Zeit über diesen Geschlechtern. Aber in der Fülle der Zeit bricht durch den Urwald ihrer Theogonien und Kosmologien die himmlische Theologie und Christologie, ein süßer Morgenstrahl neuen Lebens. Mit hoffnungsgrünem Moose bedeckt sich die schwarze Zauberrinne seiner alten Stämme, glänzend bethaut vom lebenswarmen Hauche des ewigen Wortes, das nun als Mensch in die Menschheit eingegangen.

So ist nun der zerstörenden Zeit die vollendende Zeit gegenüber getreten. Alle Zeitbedingungen und Thätigkeiten haben in einem ewigen Ziele ihr Ideal erhalten, keine von ihnen soll in der Zeit mehr untergehen, ihrem Zahne erliegen, nicht Tod und Vergänglichkeit, sondern Verklärung und Vollendung ist die Signatur der christlichen Zeit. Im Wechsel der Erscheinung und des Lebens gibt es für uns etwas bleibendes, etwas festes. Das christliche Fest und seine cyclische Wiederkehr webt diesen goldenen Faden, als unwandelbares Endziel unserem Erdenwandel ein.

Nur wenn die Zeit erfüllt ist von Gott und ewigen Dingen, wird der satanischen Zeit der Boden verkümmert und entzogen. In dieser idealen Höhe geeinigt, finden alle Verschiedenheiten menschlichen Lebensberufes ihre schöne Einigung unter sich selber. Die göttliche Anordnung des Fest oder Feiertages ist die feste und regelmäßige Rückkehr zum Bewußtsein unsers allgemeinen Menschenberufes aus der Zerstreuung, Besonderheit und Verschiedenheit der Stände und des Alltagslebens. Es ist das Künstlerische, das, Allen gemeinsam, aus dem ruhigen Grunde didaktischer Erkenntniß die beseligenden Wahrheiten unsers Heils und seiner Geschichte unter uns Menschen zu lyrischer Erfrischung und Begeisterung weckt. Es ist ein wundervolles Moment im diesseitigen Leben. Der Sabath, die Ruhe des Herrn nach vollendeter Schöpfung ist der erste Festtag und das Gottesgebot der Mit- und Nachfeier dieses Ruhetages involvirt die Voraussetzung, auch gewirkt und gearbeitet zu haben im Sinne des Ewigen.

In welch' göttlicher Höhe begegnen wir hier den Begriffen von Arbeit und Ruhe. Unser schönes, in unsern Tagen von Tausenden kaum mehr gekanntes Wort, worunter bei gänzlichem Verkennen seiner Bedeutung nur das Aufhören der Arbeit verstanden wird, unser schönes Wort „Feierabend", welche Tiefe in ihm! Ist es nicht wie der Spiegel eines stillen Bergsee's, in dem die Glorie des Abendhimmels ruht. Der Lärm des Alltagslebens, die unvermeidliche Prosa der Arbeit hat einer feierlichen Stimmung Platz gemacht, denn vorbildlich geht unser Leben ein zu einer Ruhe in Gott.

Und vollends vor den großen Festen des Jahres! Da breitet himmlische Poesie ihre glänzenden Flügel über Stadt, Dorf und Land. Wochen vorher schon steht die kommende Feier wie eine seelige Vision in dem Gemüthsleben der Menschen. Man spricht vom Feste, man zählt die Tage. Endlich erscheinen die letzten. Ein fröhliches Treiben all' umher, dem man es ansieht, daß es hier etwas anders gilt, als Alltagssorge, als Noth und Erwerb. Es wird abgestäubt, gefegt und geschenert und gewaschen in allen Häusern, vor allen Thüren, die Werkstatte wird aufgeräumt, die Geräthe beiseite gestellt. Nun verglimmt der letzte Sonnenstrahl. Als wurden von unsichtbaren Tempeldienern die Festlampen in der ungeheuren Himmelskuppel angezündet, treten die geheimnißvollen

Sterne aus nächtlichen Himmelstiefen heraus und die Kirche spricht mit ehernem Munde zu ihren Kindern, die Glocken läuten den Feierabend ein. Aus der Werkstatt, das Schurzfell ablegend, tritt der Meister in die Familienstube, ein besseres Mahl, ein gutes Buch, ein Rosenkranz, ein frommes Lied vor einem frommen Bilde. Von keinem profanen Laute unterbrochen über die Dächer hin, wiegt sich hoch von der Gallerie des Thurmes der feierliche Choral mit seinen Posaunen und Flötentönen in den Lüften: „In süßen Freuden geht die Zeit," das ist die Zeit, die Erlösende, die Vollendende, endlich athmet sie aus und verhallt mit dem Chorale wie in einer seligen Ewigkeit in der ruhigen Festnacht.

Andere Gesetze der Nothwendigkeit und Nützlichkeit erheben sich auf dem Grunde der Wahrheit, als auf dem Boden der Lüge und des Truges. Nicht wie ein phantastischer Aufputz in sich unschöner und gemeiner Wirklichkeit, wird hier eine diesen Gesetzen fremde, ja widersprechende Schönheit herbeigeschleppt. Im Reiche der Wahrheit ist die Schönheit eine Blüthe der Nothwendigkeit, weil wir von der Wahrheit allein erfahren, was nothwendig ist, und dies ist nur das Eine — „Unum est necessarium." Der dies gesagt hat, ist das Nothwendige, die Wahrheit, und die Schönheit in einer Person. Darum lungert der alte Saturn, wenn er durch seine Satelliten wieder einmal recht zum Worte kommt, immer um die christliche Feier der Zeit herum: „Abschaffung der Feiertage, im Interesse der Arbeit und des Wohlstandes." Diese Arbeit und dieser Wohlstand aber verhalten sich zu beiden, nach christlicher Anschauung wie Licht und Finsterniß. Ihre Namen sind gleich, ihre Wesenheit ewig unversöhnlich.

Die niederen Nothwendigkeiten der Existenz sind die Sphäre des Handwerkes, aber die Existenz erhebt sich zum Leben, die Sphäre des Lebens ist die Idee, welche in der höheren Nothwendigkeit des Heiles gründet, dies ist die Sphäre der Kunst. Das Handwerk, indem es untergeordnete Bedürfnisse befriedigt, erhebt diese, im Vergleiche zu anderen niederen Naturweisen, welche, wie schon oben berührt, diesen Bedürfnissen nicht unterliegen, in die höhere Menschenregion, und ist die erste Anbahnung eines vergeistigten Daseins. Die Kunst ist eine Verleiblichung, Sichtbarmachung, Darstellung geistiger Dinge, ein Herabsteigen ewiger Ideale, daher

ihr Grund und ihre Verwandtschaft mit der Menschwerdung, dem Inbegriffe aller Religion.

Der allen fühlenden und denkenden Wesen angeschaffene Glückseligkeitstrieb ist die große allgemeine Schöpfungstype ihres Berufes zur Seligkeit, daher eine Offenbarung ewiger Liebe, welche der Grund aller Schöpfung und nach dem Falle der Grund und Zweck der Erlösung ist. Kannst du dir eine Seligkeit denken, die nicht gut, oder nicht wahr, also eine Täuschung ist, oder kannst du dir eine Seligkeit ohne Schönheit, eine unschöne, eine häßliche Seligkeit denken? — und dennoch gab und gibt es ein Streben nach einer solchen. Der das Ziel gesetzt, hat auch den Weg zu ihm bezeichnet, es ist das treue Verharren eines Jeden an der ihm angewiesenen Stelle. Es versteht sich, daß diese Treue das Bewußtsein von seinem Platze involvirt.

Diese verschiedenen Stellen und Plätze, in welche das Berufsleben der Menschen sich gliedert, bilden in ihrer Gesammtheit die Idee sowohl, als die praktische Verwirklichung ihrer diesseitigen Aufgaben. Die Gesammt-Idee wird aber nur gerettet, wenn das Verhältniß zu ihr auch bei den einzelnen Standpunkten und Standesaufgaben in ihrer Reinheit erhalten wird. Das Wort „Kunsthandwerk" ist entweder der Versuch, diese Reinheit zu trüben, oder eine Folge schon eingetretener Trübung, oder Beides zusammen. Hier tritt die Corruption als unzeitiges Vermengen, wie anderwärts als eben so unzeitiges Trennen, in dem ersteren wie im letzteren als störendes Element hervor.

Außer dem leiblichen Tode, welcher in der Entzweiung des Leibes und der Seele eine Darstellung der Sünde als der Entzweiung von Gott und Mensch ist, und dem ewigen Tode, welcher die Vollendung und Fixirung dieser Scheidung für alle Ewigkeit befestiget, gibt es noch eine im diesseitigen Leben sich vollziehende Zerstörung aller Lebenseinheit, welche wir in der Fälschung des Wortes und seines Begriffes zum Theil schon bezeichnet haben und welche der Widersacher des ewigen Wortes, in dem das Leben vom Anfange war, durch den Unglauben bewerkstelligt. Daß es neben der Religion auch Irrthümer gibt, welche sich auch Religion nennen und welche in unsern Tagen, wo man daran ist, in allen diesen Verirrungen die vereinzelten Funken alter, gemeinsamer Wahrheit durch den allgemeinen Abfall von aller Fundamental-

Wahrheit auszulöschen, sich im übrigen sehr tolerant gegen einander erweisen, und in ihrer umfassenden Milde und humanen Duldung erst aus der Rolle fallen und sich erzürnen, wenn die Religion den Irrthümern gegenüber ihren exklusiven Charakter behauptet, dies alles ist es nicht, oder wenigstens nicht allein, was uns hier mit einigen Worten zu beleuchten obliegt.

Die Lebenseinheit muß hier in zweifacher Form betrachtet werden. Erstens die Lebenseinheit des Individuums in ihm selbst, welche in seiner richtigen Weltanschauung wurzelt, und von welcher es selbst ein Theil ist. Ferner dieselbe Welt und Lebensauffassung, wie sie ganze Zeitperioden, Völker und Reiche umfaßt, in welche der Einzelne als bestimmt formulirtes und klassifizirtes unentbehrliches Glied des großen Ganzen sich eingefügt findet, und hinwiederum in gewissem Sinne dies Ganze als sein spezielles Eigenthum betrachten und benützen darf.

Das Verhältniß der Lebenseinheit, welche der Glaube jedem Einzelnen gewährt, bringt seine partielle Lebensstellung in richtige Beziehung zu andern Lebensstellungen, welche mit der seinigen in jenem allgemeinen Verbande stehn, der alle Verschiedenheiten in der Einheit des Einen Nothwendigen zusammenfaßt.

Es ist dies die nach jeder Einzelnstellung modifizirte Theilnahme Aller an Allem, weil dies letztere die Summe dessen ist, was Allen frommt. So ist der Mensch — (wenn wir hier richtig verstanden werden) gesund, wenn jedes Organ es in seiner Weise ist. Die Gesundheit der Lunge ist eine andere, als die des Magens oder des Herzens. Jedem kommt seine Funktion zu, und wenn die Funktionen alle richtig von statten gehen, partizipirt jedes Organ an der Wohlthat der allgemeinen Gesundheit. Damit soll, in Anwendung auf unsern Gegenstand, Folgendes gesagt sein: Lebenseinheit setzt eine große Verschiedenheit einzelner Lebensäußerungen unter dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit voraus, welches seinen Schlußstein in der Gemeinsamkeit des höchsten und letzten Lebenszweckes findet. Dies ist die Religion. Von diesem Standpunkte wird sie in Praxis, Lehre und Unterricht nicht wie eines der vielen Schubfächer, mit deren Inhalt des Menschen Thätigkeit nach allen seinen geistigen Bedürfnissen und Potenzen hin sich zu beschäftigen und zu befassen habe, sondern als das unwandelbare ihnen allen gleich nothwendige, sonnenhafte, lebenspendende Regu-

lativ nach innen, und als Schutzmacht gegen alle lebensfeindlichen Elemente, gleichviel, ob sie von innen oder außen kommen, aufgefaßt.

Dem geraden reinen Sinn lösen sich die hergebrachten Kniffe und heuchlerischen kummerfaltigen Bedenken, z. B. der Konflikt zwischen Glauben und Wissen, in das, was sie sind, in wesenlose Blendwerke und Spiegelfechtereien auf.

Wie er von der Religion nichts erwartet, was sie nicht versprochen, versteht er auch Versprechungen von der Hand zu weisen, die sich von je als lügenhaft erwiesen haben und deren Autor er kennt.

Ob die Sonne um die Erde kreiset oder umgekehrt, ob die Schöpfungstage längere oder kürzere Perioden seien ꝛc. ꝛc., all' diese Dinge sind es nicht, worüber uns die Religion belehrt. Daß aber alles, worüber sie uns wirklich belehrt, nie und nimmer von wirklicher Wissenschaft und Erkenntniß verneint werden kann, daß wahre, menschliche Wissenschaft und göttliche Offenbarung nie und nirgends in ernste Kollision kommen können, weiß der gerade und aufrichtige Sinn in so größerer Klarheit und Bestimmtheit, als gerade seine wissenschaftliche Bildung eine wahrere und allgemeinere ist.

Nie hat aufrichtiger, ernstgemeinter Wahrheits- und Erkenntnißdrang einen Menschengeist von Gott und Offenbarung abgeführt, wenn er in reiner, von aller Leidenschaft unbeeinflußter Intention seinen Forschungen nachging, weil die Wahrheitsliebe als erste Bedingung zu ihrem Lichte bei jeder Frage ihm schützend zur Seite stand und weil er — ehe er forschte, somit schon die richtige Stellung zur Wahrheit, selbst zu der noch ungefundenen einnahm.

Spricht unsere moderne, sich mit wissenschaftlichen Emblemen so gerne umhängende Gottentfremdung vielleicht darum so viel und so gerne von überwundenen Standpunkten, weil sie fühlt, daß auch der Ihrige bald unter die überwundenen gezählt werden wird, oder hat sie ihn im Hinblicke auf den nächsten, in noch größerer Gotteeferne vielleicht schon aufgegeben, während sie ihn heuchlerisch äußerlich derzeit noch behauptet? — Das Prinzip des modernen Fortschrittes „in infinitum" läßt so etwas durchblicken.

Indeß ist der Betrug doch selbst am meisten betrogen, da ihm die Wahrheit entgeht, daß von allen wirklichen Standpunkten

noch keiner überwunden ist, und daß nichts von allem, was überwunden ist, je ein Standpunkt war.

Alles was sich mit Recht wissenschaftliche Forschung nennt, ist eine Forschung nach Eigenschaften, deren Entdeckung uns Vergleichungen ermöglichen soll, durch welche wir endlich zu den Gesetzen vordringen könnten, in denen sich das Allgemeine des Besondern offenbart, und uns den Einblick in die Harmonie der Dinge gewährt, die das Ziel aller reinen wissenschaftlichen Instinkte und alles künstlerischen Idealismus, und hiermit zugleich die Einheit und Harmonie zwischen Kunst und Wissenschaft ist. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß alles ehrliche wissenschaftliche Ringen und Arbeiten ein künstlerisches Ziel sucht, was Schiller der Wissenschaft als ihren höchsten Preis wünscht und empfiehlt.

Da kommt der moderne Begriff „Kunsthandwerk", er ist ein Fall aus der Höhe, welcher nicht nur die Wissenschaft und die Kunst, sondern auch das Handwerk erniedrigt, weil jeder aus der Sphäre göttlicher Vorherbestimmung gerissene Begriff, ein Fall, ein Sturz in das Ungöttliche, Unwahre, Lügenhafte ist.

In dem universellen Wesen des Kunstbegriffes gibt es aber eine Stelle, wo sich eine tiefere Verwandtschaft von Kunst und Handwerk unläugbar verfindet, nur müssen die Worte — wenn sie den Gedanken ausdrücken sollen — umgekehrt gruppirt werden und es muß Handwerkskunst heißen. Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel ist die universale Definition des Kunstbegriffes. An diesem Begriffe partizipirt von seinem Standpunkte das Handwerk mittelst der christlichen Nächstenliebe. Das Werk wird je gut, je dauerhaft als möglich — auch in jenen seiner Bestandtheile, welche sich der äußern Wahrnehmung entziehen, in unverbrüchlicher Ehrlichkeit den Wunsch und das Bedürfniß des Bestellers, des Kunden erfüllend, geliefert, nirgends wird eine Erleichterung der Arbeit auf Kosten ihrer Güte angestrebt und der leitende Gedanke des Arbeiters während der ganzen Dauer derselben ist ihre möglichste Solidität, nicht bloß wegen des guten Renommée, sondern aus Pflichtgefühl und um Gottes willen; solch' Handwerksprodukt wird hiedurch kunstverwandt, und eine Darstellung übersinnlicher Motive durch sinnenfällige Mittel.

Der Gedanke der Wissenschaft im weitesten Sinne läßt sich „als Erkenntniß dessen, was ist" ausdrücken, der Kunstgedanke er-

fasset die Darstellung alles Seienden. In dieser umfassenden Weise sind beide nur bei Gott. Aber bei der geschaffenen Geistern gewährten Theilnahme an beiden bestimmt sich ihr Werth und ihre Wahrheit nach dem Maße der Treue gegen ihren Spender.

Indem wir mit den uns verliehenen Kräften zu schauen, zu erkennen und zu umfassen streben, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß wir umfaßt sind, und daß wir in der allgewaltigen Hand, in welcher alle Dinge liegen, nach Maßgabe unserer Wesensbeschaffenheit unsern bestimmten Platz einnehmen.

Daß wir diesen Platz, und somit unser Wesen, uns selbst zu unserm Heile richtig erfassen, erkennen, dazu ist die Offenbarung gegeben. Ob wir sie annehmen, ob wir uns von ihr wenden, das alles ändert an unserem Platze, welcher uns als geistig freien Wesen die Wahl anbiethet zwischen Wahrheit und Lüge, auch nicht ein Haar. Die Tausende von Möglichkeiten, welche durch die Täuschungen des Lebens laufen, und durch welche diese Täuschungen eben sich bilden, verengen sich hier zum Dualismus unserer Wahl zwischen ewig unversöhnlichen Widersätzen, und obgleich diese Widersätze einander ferner liegen, als die weitesten Entfernungen aller möglichen Täuschungsformen unsers Geisteslebens, so fern, daß sie die äußersten Gränzen dieses unsers geistigen Lebens bilden, ist diese ihre Verengung doch gerade das Mittel, uns zurecht zu finden, und aus dem verwirrenden Vielerlei von Gedanken- und Gefühlskombinationen, innern und äußern Erlebnissen, Neigungen und Abneigungen, Trieben und Leidenschaften, über Richtung und Endziel, Gedeihlichkeit oder Gefährlichkeit aller und einzelner, uns ein Urtheil und eine Richtschnur unsers Verhältnisses für unser Denken und Handeln zu bilden.

Das geschichtliche Leben der Menschheit, der Dualismus, ist eine fortgesetzte Durchkreuzung zweier Kreise, welche das älteste Geschichtsmonument, die Genesis der Bibel, erzählend als die Wissenschaft des Guten und des Bösen bezeichnet. Dort unter dem Baume der Erkenntniß stehen sich die beiden Widersätze so schrecklich nahe, wie Einer, der einen Kreislauf thut in dem Augenblicke, wo er die größtmöglichste Entfernung von seinem Ausgangspunkte erreicht hat, zugleich wieder auf diesem seinem Ausgangspunkte steht. Ist dies nun jene Stelle des Kreises, wo der Kreis des Bösen den des Guten durchkreuzt, und er betritt diesen nur mit

einem Schritte, so hat er ein anderes Zentrum zum Mittelpunkte seines Lebens gemacht, er hat, wie dort am verhängnißvollen Baume, das Reich des Guten, des Lichtes, der Wahrheit, mit dem Reiche des Bösen, der Finsterniß und der Lüge gewechselt. Noch bleibt er Mensch, aber dieser Schritt überträgt sich mit seinen Folgen auf sein ganzes Wesen. Er übt das Handwerk, er treibt Wissenschaft und Kunst, aber alle seine Bestrebungen umkreisen ein anderes Zentrum. Die Zeit, in welche die Welt des Glaubens ewige Ideen einwob, und das kirchliche Fest, als das Feste in der Wandelbarkeit irdischer Dinge — ein beständiger Hinweis auf ewige Ziele — das zeitliche Leben zu einem Mittel ihrer Erreichung machte, die Zeit ist ihm Zweck geworden. Das ist die Geistesrichtung, welche wir die materialistische nennen. Saturn, der alte Zeitgott, hat wieder den Götzenstuhl bestiegen, und empfängt die Opfer seiner Diener. Sein Arm umfaßt alle Furcht und alle Hoffnung und setzt ihnen ihre Gränze, und mit der Hoffnung endet auch die Furcht. Solche Croniden — mit gräßlichem Muthe löschen sie dann wohl eigenhändig des diesseitigen Lebens kostbare Lampe aus. Saturn frißt seine Kinder.

Der Mensch versteht sich nur in seiner Geschichte, und die Geschichte nur im Lichte der Offenbarung, ohne welche er keine Geschichte hätte.

Das tiefste Verständniß dieser seiner Geschichte theilt der gläubige Handwerker und Landmann mit dem größten Geschichtsforscher, und dieses Verständniß hinsichtlich der Vergangenheit, eine Folge richtiger Schlüsse, wird die Mutter gleichrichtiger Schlüsse in Betreff der Zukunft. Die Geschichte aber ist der Dualismus, der durch den Geisterfall entsteht, im Sündenfalle unter dem Einflusse jener geistigen Finsterniß sich auf den Menschen überträgt und selbst innerhalb des Begriffes des Bösen noch einen zweiten Dualismus darstellt, in der Versuchung seitens jener finstern Welt von Außen und im Verderben unserer Natur und ihrer Dispositionen für das Böse von innen.

Der Glaube, das heilige Surrogat des ursprünglichen Schauens ist nicht ein Gegensatz des Wissens, wie ihn der ungläubige Blödsinn gern aufgefaßt wissen möchte, sondern eine Erkenntnißform, welche sich in Gebiete erhebt, die dem Wissen allein verborgen bleiben, vor Allem, wenn dies Wissen seine höheren

Erkenntnisse bei sich selber sucht, oder überhaupt alle Erkenntniß, die es nicht bei sich und durch sich findet, ablehnt. Daß der praktische Menschengeist, der in geringen Dingen, z. B. in der Mechanik, den Gesetzen der Bewegung beharrlich folgt und ihnen nachspurt, im Ungläubigen auf einmal andere Wege einschlagt, wo es seine höchsten und heiligsten Ziele und Zwecke gilt, daß er da, den gegebenen Gesetzen der Offenbarung gegenüber, bemüht ist, Dinge zur Anerkennung zu bringen, deren Bedeutung allein in der destruktiven Natur derselben liegt, daß er das verkehrte Werkzeug zu verkehrtem Zwecke gebraucht, da er es doch dort, wo es ihm ehrlich — sei es auch in einem sehr untergeordneten Dinge — um Wahrheit zu thun ist, richtig zu gebrauchen versteht, daß er hier — gleichnißweise gesprochen — den Himmel mit dem Mikroskope und die Infusorien im Glase Wasser mit dem Teleskope durchforschen will: das Alles erklärt sich vom allein richtigen Standpunkte der Geschichte, welcher der ungefälschte Offenbarungsglaube ist.

Die Erkenntniß der gesammten äußeren und inneren Welt hängt von der Beschaffenheit der letzteren hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Wahrheit ab. Der Offenbarungsgläubige findet dort, d. h. in seiner eigenen inneren Geschichte die Geschichte seines ganzen Geschlechtes, den inneren Widerspruch zwischen besserer Erkenntniß und schlechterem Handeln nach paulinischem Ausspruch: das doppelte Gesetz, die fortzeugende Erbsünde. Mit diesem „Ich"-Bewußtsein ist der Drang und die Sehnsucht nach Erlösung und der Glaube an den Erlöser unabweisbar verbunden.

Bei dem Menschen, dessen ganzer Natur schon eine unfreundliche — wir wollen nicht sagen eine unglückliche — Minute widerstrebt, ist selbst das Laster ein Suchen nach seiner ursprünglichen Bestimmung zur Seligkeit. Die sogenannte Profangeschichte ist den Ansprüchen, die jeder Mensch an das Leben macht, gegenüber, so unmittelbar an die Offenbarung angewiesen zu ihrem Verständnisse, daß sie, wo sie dem Glauben ausweicht, in einer Nacht untergeht, welche mit dem Begriffe vom Menschen auch den von seiner Geschichte verschlingt und eben dadurch wieder Zeugniß von der finsteren Seite ihres Dualismus gibt.

Schiller's geistreicher Satz: „Im Fleiß kann Dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein, Dein Wissen theilst Du mit vorgezogenen Geistern, die Kunst, o Mensch, hast Du allein," übergibt und läßt dem Menschen die Kunst als das spezifisch Menschliche das, was er mit keinem anderen Lebenskreise theilt, worin er exklusiv ist. In dieser Fassung ist der Gedanke aber nur eine Anregung, wenn auch als solche höchst bemerkenswerth. In seiner untergeordnetsten Thätigkeit wird der Mensch von Wurm und Biene überholt, steht also tiefer als sie und im folgenden Satze nimmt er Theil an der Erkenntniß höherer Geistwesen, scheinbar ein schreiender, nicht zu lösender Widerspruch und dennoch wahr. Wenn der freie Menschengeist blos bei der Natur stehen bleibt, steht er hinter und unter der Natur, ein blos aus ihr geschöpftes Wissen wird ihn nie — auch nur zur Erkenntniß des Wurmes und der Biene, geschweige zur Erkenntniß seiner selbst führen. Sucht er diese Erkenntniß in sich allein, so mehren sich die Räthsel und verschlingen sich zu unlösbaren Knoten unbefriedigter Ansprüche von Innen und nicht zu befriedigender Ansprüche von Außen.

Könnten wir uns im konkreten Leben des Menschen oder der Menschheit eine Lebensform denken, wo diese innere und diese äußere Welt im gleichmäßigen harmonischen Kontakte verliefe, sie wäre ein Unicum; vielleicht nur wie die Täuschung einer süß durchträumten Nacht.

Durch die Richtung, welche der Mensch seinen Fähigkeiten nach der Richtschnur höherer ethischer und religiöser Gesetze gibt, erhebt er seine untergeordneten Thätigkeiten, welche im Handwerke unter dem Begriffe von Fleiß und Geschick betrachtet werden müssen und ohne welche Richtung mit beiden er hinter dem Wurme stehen bleibt, in's Gebiet des Menschlichen, macht sie zu Darstellungen seiner Ideen von Gott, von der Welt und von sich selbst. Die Richtigkeit seiner Richtung sucht er in den Gesetzen Gottes, in dem er den Richter all' seines Thun's erkennt. Mit einem Worte: „die Richtschnur seines Thun's ist der Glaube," wodurch dies sein Thun und Handeln eine **Darstellung der Religion und somit kunstverwandt wird** *).

*) Siehe erstes Heft: Von der Kunstkennerschaft: „Wie es eine Religion in Bildern gibt, so gibt es eine Religion im Handeln." Späth.

So steht denn nach Schiller's Ausspruche der Mensch in seinem ausschließlichen Verhältnisse zur Natur selbst dem Warme nach, während er rücksichtlich seines Wissens an der Erleuchtung vorgezogener Geister theilnimmt und nur auf Einem Gebiete in sich selbst befriedigt, sich selbst genügend und gleichsam nach Unten und nach Oben unabhängig und in sich selbst ein Ganzes darstellend erscheint: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Wenn die allgemeinste, weiteste und doch schönste Definition des Kunstbegriffes: „die Kunst ist Darstellung des Außer- und Uebersinnlichen durch sinnenfällige Mittel," vernünftiger Weise nicht kann verworfen oder verneint werden, so braucht man dem Schiller'schen Satze keine Gewalt anzuthun, wenn man sagt: „Die Kunst, o Mensch, bist du allein." Denn wenn der Mensch nach der Idee seines Schöpfers vor Allem eine sichtbare Darstellung Gottes, sein Ebenbild, innerhalb der anderen göttlichen Gedanken in der übrigen Schöpfung ist, so ist er auch berufen, das göttliche Prinzip der andern Kreatur gegenüber darzustellen. Selbst nach dem Falle kann sein freithätiges Leben und Wirken — wenn auch jetzt nach einer guten und bösen, lichten und finsteren Seite hin nichts anderes sein, als eine Darstellung des Ueber- und Außersinnlichen. Die Lichtseite dieser Darstellung kann, nachdem er das ursprüngliche Schauen eingebüßt, nur Darstellung des ihm gelassenen, von ihm geforderten Glaubens sein, denn dieser ist fortan die Form unseres Zusammenhanges mit Gott oder die Religion, und diese stellt der Mensch dar im Handeln oder im Bilde. An dieser Darstellung des Verhältnisses des Menschen zu Gott nimmt das ganze Menschengeschlecht Theil, gleichviel, ob es als ein bejahendes oder verneinendes sich gestalte — „die Kunst, o Mensch, hast („bist") du allein."

In dem vorhergehenden Satze will der Dichter das Verhältniß des Menschen zur Wissenschaft bestimmen.

Da kein denkender Mensch den Dualismus verkennen kann, welcher das aus einer Zweiheit von Leib und Geist, oder aus Materie und Geist (Leib und Seele) zur Menschenidee verwirklichte Uebergangs- und Verbindungswesen in all' seinen Lebensäußerungen und Strebungen wieder zu zerstückeln, zu zerreißen versucht und da Seitens jener Macht, welcher dieser Versuch in der Versuchung des ersten Menschen nur allzu gut gelang, neben

der Appellation an die Sinnlichkeit das stolze Wort „Wissen" mit so viel Erfolg in's Feld geführt wurde zur Zerstörung der einheitlichen Menschenidee in der Erkenntniß des Guten und des Bösen, ist der innigste Anschluß an das ewige Wort oder den Logos die unabweisbarste Nothwendigkeit zur Wahrung unseres Heils.

Das Schlangenwort, durch welches die Lüge und alles Böse in der Welt sich introduzirt, stellt als Preis und Lohn für die Lossagung von Gott und seinem Worte durch den Unglauben und Ungehorsam an und gegen ihn die Gottgleichheit und Erkenntniß des Guten und des Bösen in Aussicht.

Enthielte die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, das Buch par excellence, die heilige Schrift, nichts als die einige Sekunden füllende Konversation des ersten Weibes mit dem Drachen, sie wäre schon deshalb das größte und wichtigste aller Dokumente der Menschheit, weil Alles, was geschieht, sich anreiht und in Bezug tritt zu dem, was dort geschah.

Weltanschauung und christliche Weltanschauung sind daher unzertrennbare Begriffe, weil eine andere, als die christliche Weltanschauung, keine wahre und deshalb überhaupt keine Anschauung ist. Zur christlichen oder wahren Weltanschauung aber gehört es zu wissen, daß neben der rettenden, erlösenden Gottesmacht jene täuschende, trügerische Lügenmacht besteht, welcher durch die Schuld der Stammeltern Einfluß auf den Menschen gewährt wurde; zu wissen, daß die Weltgeschichte der Kampf des Lichtreichs der Wahrheit mit der Lüge und Finsterniß ist und daß dieser Kampf im Gedanken, im Worte und im Werke Platz greift; daß daher in der Weltgeschichte zwei Geschichten nebeneinander verlaufen, die am Schluße sich gegenseitig ausschließen, wovon die eine den Menschen an den Weltgeist (Zeitgeist), den Zeitgott Saturn bannen und ein Weltreich im Sinne dieses Weltfürsten in der Menschenwelt zu ihrem Verderben gründen will der andern gegenüber, welche wir die Geschichte des Gottesreichs nennen, dessen göttlicher Gründer in die Zeitwelt herabgestiegen, um in seiner Heilsanstalt das Prinzip des Ewigen und Unvergänglichen zu hinterlegen, der saturnischen Zeit eine göttliche und heilige Zeit gegenüber zu stellen und im Festkreise des Kirchenjahres in der Flüchtigkeit des Lebens zu festigen. Dies Nebeneinandersein der größten Wider-

satze, welches die irdische Geschichte bildet, findet seinen universalsten Ausdruck in dem einfachen Zeit- und Naturbilde der evangelischen Parabel vom Nebeneinanderwachsen des Weizens und des Unkrautes bis zum Erntetage.

Von diesen Anschauungen ist so vieles der irdischen Wahrnehmbarkeit zugänglich, und doch auch wieder hinübergreifend in die Reihe vorgezogener Geister, daß wir bedingungsweise in ihnen eine Theilnahme unseres Wissens an jenem dieser Geister annehmen können. Alles Wissen aber, welches sich als Gegensatz (Widersatz) des Glaubens geltend machen will, gehört auf ein anderes Kapitel. Ein Wissen als Ersatz für den Glauben, oder gar als Korrektiv des Glaubens existirt in den Reihen der Geisterwelt nicht und ist nur der Köder der Lüge für den Menschen im diesseitigen Leben, denn „auch die Teufel glauben und zittern" (Paulus). Das Verhältniß der Theilnahme unserer Erkenntnisse zu der Erkenntniß höherer Geister ist überhaupt nicht auf dem Gebiete des Wissens, sondern des Schauens zu suchen.

Das Wissen zur alleinigen Erkenntnißquelle machen zu wollen, ist schon durch die Gewöhnlichkeit des gemeinen Lebens zur Absurdität gestempelt. Die mathematische Wissenschaft etwa ausgenommen, ist alles Wissen — vollends den höhern und höchsten Lebensfragen gegenüber, die unverläßlichste Form der Erkenntniß, weil heute noch wahr ist und bis an's Ende wahr bleiben wird, was Paulus sagt: „Unser Wissen ist Stückwerk." Als Stückwerk werden wir uns das Bewußtsein höherer Geister nimmer denken können. Immer werden wir dasselbe als ein einheitliches auf de Erkenntniß der Gründe der Dinge und ihres Zusammenhanges beruhendes Schauen uns vorstellen müssen. Unsere Theilnahme an diesem ihrem Schauen und das Gemeinsame ihrer und unserer Erkenntniß wird unsererseits im Glauben liegen. Es wird heißen: „Wir erkennen, was sie erkennen, wir erkennen es im Glauben, sie im Schauen."

Sind indeß die Wahrheiten, deren Erkenntniß wir mit vorgezogenen Geistern theilen, die gleichen für sie und uns, so ist die Erkenntnißform von Glauben und Schauen doch verschieden.

Der Unterschied, den Paulus rücksichtlich dieser Verschiedenheit in Bezug auf Gott selbst in den Worten ausspricht: „Hier schauen wir gleichsam nur wie in einem Spiegel, dort werden wir

ihn unverhüllt von Angesicht zu Angesicht sehen wie er ist," bestimmt auch für uns die Form, unter welcher wir uns den Unterschied von Glauben und Schauen zu denken haben, und diese Form hat eine überaus große Aehnlichkeit mit einer andern, welche den Kunstbegriff in seiner allgemeinsten Fassung darstellt, indem sie den Begriff der Poesie als des Lebensprinzips aller Kunst dahin definirt: „Sie — die Poesie — sei die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge."

Zwischen dem Schauen dieses Zusammenhanges und der bloßen Ahnung desselben mag wohl ein ähnliches Verhältniß wie zwischen dem Glauben und dem Schauen überhaupt bestehen. Da nun blos die materielle Schöpfung keine Ahnung von dieser Ahnung hat, und jene vorgezogenen Geister diesen Zusammenhang nicht mehr blos ahnen, sondern schauen, so bleibt die Ahnung, die Poesie, die dem Glauben verwandte Kunst, abermals für uns übrig, — „die Kunst, o Mensch, hast du allein".

Nun kann aber gesagt werden: „Warum steht jener Zusammenhang nicht als klarer, fester und bestimmter Begriff, sondern blos als Ahnung vor unserer Seele?" Die Antwort dürfte lauten: Weil der Mensch im Mißbrauche seiner Freiheit, durch die Sünde selbst aus der harmonischen Einheit der Dinge hinausgetreten und seinen gottgeordneten Zusammenhang mit ihnen gewaltsam gestört und zerrissen hat.

Wenn aber die Zerstörung dieses Zusammenhanges des Menschen eigenes Werk ist, wie blieb ihm denn die Ahnung davon? Sie wohnte seinem Wesen inne, sie war ein Rest der Ebenbildlichkeit Gottes, der im Menschen das gesammte geschaffene All zum Mikrokosmus, zur Welt im Kleinen zusammengedrängt hatte, er mußte in der Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge sich selbst und sein verlorenes Verhältniß zu Gott und Natur suchen, und in der Erfolglosigkeit seines Suchens, wenn auch noch so kummerlich, einstweilen seine Sehnsucht darstellen.

Nach dem Gesagten hätte der Dichter also Unrecht, wenn er die Erkenntnisse, welche wir mit vorgezogenen Geistern theilen, Wissen nennt. Allein er hat auch ein Ideal für die Wissenschaft und spricht es ihren Jüngern dahin aus, daß sie es erreicht haben werden, erst dann (so sind seine Worte): „Wenn euere Wissenschaft zum Kunstwerk wird geadelt sein." Das wird nach der

Analogie der Poesie, in welcher der Zusammenhang aller Dinge geahnet wird, dann der Fall sein, wenn alles theilweise Wissen in seiner Gesammterkenntniß sich wird gesammelt haben.

Je vertrauter unser Seelenleben mit der universalen Wahrheit des Christenthums wird, desto schmerzlicher fühlt es den Zwiespalt oder Dualismus, der unser zur innigsten Harmonie und Einheitlichkeit berufenes Wesen spaltet. Die Sehnsucht, diesen so wesentlichen Begriff für alle Poesie und Kunst, welche die Urgeschichte unseres Geschlechtes und unseres Falles uns zwar erklärt, aber nicht stillt, ist die Lichtseite aller Kunst und Philosophie des heidnischen Alterthums, in dessen verworrenen Mythen wir erst im Lichte des Christenthums die alte, historische Wahrheit wieder erkennen.

Von jenem tiefen Heimweh der Geister, von jener Sehnsucht nach Vollendung, welche in ihrem innersten Wesen die Triebkraft alles Idealismus ist, hat auch der Unglaube Notiz genommen, und sie Weltschmerz genannt. Verbirgt sich eine bessere Regung unter dieser Phrase, so kann es nur die Sehnsucht nach dem Glauben sein, der die Gebiete aller Idealität umfaßt und das Gemeinsame für alle geordnete Verschiedenheit ist. Er ist es, dem trotz aller Freudigkeit jener elegische Zug beiwohnt, den Paulus im Römerbriefe so unnachahmlich als das Schmachten und Seufzen der Kreatur nach der Freiheit und Kindschaft Gottes darstellt, welche in der Erlösung unseres Leibes, des Gipfels der gesammten sichtbaren Natur sich einst vollbringen wird.

Aus dem Glaubens- und Liebesleben quillt der Born jener Seligkeit in Hoffnung, welcher der Apostel hier Erwähnung thut, und jene Dichtungsfülle, welche mit Tausenden von Gläubigen, ohne hienieden zu künstlerischer Offenbarung gelangt zu sein, diese Erde verläßt.

Wer die Begriffe von Kunst und Poesie nicht mit dem Leichtsinn moderner Auffassung zu behandeln gewohnt ist, wird unschwer finden, daß sie zu den schönsten und glänzendsten jener tausend und tausend goldenen Fäden gehören, welche von allen Enden der Erde her im menschlichen Herzen unseres Erlösers sich sammeln und durch dies Herz hindurch zur ewig seligen Ruhe gelangen und zum Ziele aller Befriedigung und Vollendung im Schooße des Vaters.

Unser Mittler, der uns dort vertritt, kommt uns hier entgegen. Mit der Natur, durch ihn geschaffen, hat er seine Gottheit umkleidet, um ganz unser zu sein, um uns lieben zu können wie ein Mensch die Seinigen liebt, um alle Stationen unseres Lebens mit uns zu durchwandern, um auf der letzten und bangsten selbst uns nicht allein zu lassen, und nicht blos für uns, sondern mit uns zu sterben.

Er, vor dem die Sterne des Himmels Staub sind, lächelt als Kind von seinem Strohlager die ersten Züge des Göttlichen hinein in das aufdämmernde Leben des christlichen Kindes — und der Sonnen auslöscht und entzündet, spricht aus dem Glast und Flitter des Weihnachtsbaumes die Anfangsgründe des Gottesbewußtseins in die unhüllte kleine Menschenseele. Er wird mit dem Menschen groß, und lehrt Weisheit, Gnade und Gehorsam, dann sehen wir ihn, den göttlichen Künstler, der eine räumliche Ewigkeit schuf und sie Unendlichkeit nannte, in enger Werkstatt das Handwerk seines Pflegers üben und wie er, der den Orionen ihren Weg durch die Unermeßlichkeit wies und die Engel ihre ewigen Psalmodien lehrte, hier den Gebrauch von Axt und Säge durch einen Menschen sich lehren läßt.

Nun kommt das Leben mit seinem Dualismus zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Nacht, zwischen Sünde und Erlösung, zwischen Himmel und Hölle.

Dazwischen schiebt sich die gemeine Lebenssorge mit ihren niederziehenden Gewalten und auch die moralischen Unebenheiten, Schwächen, Leidenschaften, Täuschungen, jene inneren Widersprüche und äußeren wirklichen oder vermeintlichen Unbilden, Verkennungen, Verfolgungen, Armuth und Leiden jeder Art. Wir irren gewaltig, wenn wir aus dieser Umschattung unseren Blick hinaussenden in scheinbar sonnigere Regionen und Trost suchen, wo des Leidens weniger vorhanden scheint. Der Anblick fremden Behagens und Glückes verbittert das Gemüth des Leidenden. Er fängt an, gefährliche Parallelen zu ziehen zwischen Glück und Verdienst, eine greifbare Gerechtigkeit zu suchen und aus den Quellen des angeborenen Egoismus eine Anklage gegen die höhere Weltordnung zu formuliren.

So thut der sogenannte natürliche Mensch.

Für den oberflächlichen Blick scheint eine eigene Bosheit darin zu liegen, daß fremde Leiden im Stande sein sollen, den Menschen für die eigenen zu trösten und im eigenen Unglück Trost im Anblick fremden Unglücks zu finden. Hier liegt aber ein tiefer, mystischer Zug, der uns lehren soll, daß der wahre Realismus unseres Erdenlebens beim Ideale zu suchen sei. Damit wir dies Ideal aber finden können, ist es real geworden, nicht auf den fernen, meist erträumten glückseligen Inseln diesseitigen Lebens ist es zu suchen, in den Thalschatten unseres irdischen Exils steht es neben uns. Nirgends finden wir mehr der Armuth, der Niedrigkeit, der Verachtung und des Hasses, und nirgends weniger verdient; und diese scheinbare, schreckliche Ungerechtigkeit, sie ist der Gipfel der höchsten Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit Gottes. Ecce Agnus Dei qui tollis peccata mundi.

Haben wir uns einigermaßen an dies unser Ideal gewöhnt, dann geht unsere Wanderschaft friedlich und liebend ihrem Ziele zu, in seinem Geleite. Kommt dann die letzte, die dunkelste aller Stunden, wo unser Auge dem irdischen Lichte sich schließt, und aus den schwarzen Dämpfen ewiger Nacht die Stimme des Anklägers seiner Brüder uns ängstigt; dann umschlingen unsere fliehende Seele zwei durchbohrte Hände und bergen sie in der Wunde seines Herzens, und wie die Stimme einer liebenden Mutter, die ihr Kind aus einem bösen Traume weckt, ergeht mit dem letzten Hauche das Wort an sie: „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir."

Wahrlich! der kennt das Ideal des Menschengeschlechtes nicht, der es sonderbar findet, wenn die Betrachtung menschlicher Dinge — auch wenn sie geringer wären als jene, welche uns hier beschäftigen — von jedem Exkurs in das Einzelne immer wieder zum Ideale zurückkehrt. Dieses Ausgehen vom Ideale in das Einzelne der reichen Lebensgliederung zusammengehöriger Vielheit, und dies Zurückkehren zum Quell ihrer Einheit gleicht der Funktion unserer Lungen, ohne deren Aus- und Einathmen der Luft unser Leibesleben nicht eine Stunde bestehen kann.

Die Oberflächlichkeit hat uns beinahe eben soviel, wenn nicht mehr geschadet als Schlechtheit und böser Wille, an sie appellirt die Verführung vor Allem, weil sie auf dieselbe bei den Massen in einer dem Indifferentismus verfallenden Zeit mit Sicherheit rechnet. Der Fortschritt schließt die nothwendige sich immer

wiederholende Rückkehr zum Ideale aus, darum ist er auch eine immer weitere und erweiterte Entfernung von ihm. So entfremdet sich das Leben der Idee und, weil diese das Prinzip des Lebens ist dem Leben selbst. Der Gedanke, das Wort und die That entleeren sich immer mehr ihres ewigen idealen Inhalts und in die leere Hülse des entseelten Wortes schlüpft die Negation seines ursprünglichen Begriffes. Wer in solcher Zeit durch Erhaltung der Einheit des Wortes mit seinem Gedanken einen ehrwürdigen Begriff für bessere Zukunft retten will, muß mit logischer Schärfe die Worte sondern, welche in Zeiten der Herrschaft des Ideals ruhig und harmlos nebeneinander bestehen konnten, ohne daß ihre Verwechslung zu besorgen gewesen wäre.

Das Wort „Kunsthandwerk" ist hier für uns ein solches. Die christliche Geistesrichtung ist ein Aufstreben aller Lebensthätigkeiten zum Ideale, eine Erhebung der Wirklichkeit des Lebens zu seiner höheren Wahrheit. Die widerchristliche Richtung ist Herabsinken aus der Wirklichkeit zur Unwahrheit. Daß die beiden Wirklichkeiten des Aufstrebens und Herabsinkens an sich schon unendlich verschieden sind, würde einen sehr interessanten Stoff für eine eigene Abhandlung bilden, soll aber hier als selbstverständlich nur vorausgesetzt werden.

Das Handwerk, wie es der Wirklichkeit des Lebens dient, dient auch den höheren Richtungen des Lebens in Wissenschaft und Kunst, denn die Basis für beide ist die Wirklichkeit, aber nur die Basis, denn das Ziel liegt höher hinauf.

Sagt man der Welt, es sei ein Ergebniß der Wissenschaft, daß der Mensch ein kultivirter Affe ist, und die menschlichen Gedanken eine Art Extremente seines Gehirns, so bleibt das Handwerk hievon unberührt. Die Stiefel für den Affenmenschen oder der Einband für jene Extremente, ob Franz- oder Halbfranzband, ob in Leinwand oder Leder bleiben dieselben, aber der Handwerker, der Mensch, die Idee wird, wo solche Doktrinen zur Geltung kommen, hineingerissen und zerstört.

Wer den Kunstbegriff in den Darstellungsmitteln der Künste als abgeschlossen sich denkt, kann vielleicht auch noch an eine Kunst glauben, welche trotz der zerstörten Menschenidee fortbestehen könne, konsequenter Weise aber muß er dann die unleugbare Wahrheit aufgeben, daß die Erscheinung immer die Offenbarung eines

verborgenen Seins ist, und daß ihr Verständniß von der mehr oder minder klaren Erkenntniß dieses Seins abhängt. Dies ist von großter Wichtigkeit.

So sind die Werke eines wahrhaft bedeutenden Künstlers keineswegs Offenbarungen und Resultate seines geselligen bürgerlichen äußeren Lebens und Erscheinens, sondern Offenbarungen seines innern, ohne diese Werke der Welt ewig verborgen gebliebenen Seelenlebens. Noch heute freue ich mich darüber, daß ich bei meinen Kunstreisen in Italien von der Kunstgeschichte nur so viel wußte, als nöthig war, um diese künstlerischen Offenbarungen an ihren Standorten aufzusuchen und durch ihr inneres Leben auf mich wirken zu lassen. Den herrlichen, einheitlichen, von keiner Trivialität getrübten Eindruck ihrer stillen Hingabe an die christlich ideale Welt, und die treue Widergabe dort geschauter Visien konnte späteres kunstgeschichtliches Studium, wo die oft ungeschickte Hand des Biographen, während ihr die Psyche entflieht, nach einer Anekdote greift, nur stören.

Wie unser Leibesleben durch die Inwohnung einer unsichtbaren unsterblichen Seele bedingt wird, so bedingt sich hienieden alle wahre Realität durch das Ideal unserer höheren Lebensaufgabe, so der Werth der Zeit, abgesehen von der saturnischen Zeit, durch die ideale oder heilige Zeit, den Festkalender, „die hehre Zeit!“ wie ich in meinen Kinderjahren das Fest noch tausendmal habe nennen hören. Hieher gehört die Wahrheit, daß ohne Annahme des positiven Christenthums Niemand die Weltgeschichte versteht, was auch unbedingt von der Kunstgeschichte gilt. Daß es der zerstörenden oder saturnischen Zeit, welcher die christliche und erbauende Zeit diametral gegenübersteht, nicht um Klärung der Begriffe, sondern um Begriffsverwirrung zu thun sei, dazu braucht es keineswegs scharfe Beobachtungsgabe, sondern bloß Ehrlichkeit und gewöhnlichen Hausverstand.

Wir können von tausend andern Beispielen nur an die schon erwähnten von ultramontan und klerikal erinnern, so wie an das Todtschweigen und die künstliche Unterdrückung gediegener Schriften, und die schmachvolle und schamlose Art der Verbreitung destruktiver Gemächte, z. B. Renan.

Als Raphael seine Cartons für die berühmten Tapeten schuf, und nach Vollendung des letzten den Griffel weglegte, da wußte

jedes Kind, daß hiemit die Kunstseite dieses großartigen Werkes geschlossen sei, und ihre Vervielfältigung nun einer mühevollen, aber mechanischen und handwerksmäßigen Thätigkeit der Weberei übergeben werde. Diese ihrerseits dachte nicht daran, durch ihr Werk an der freien und schaffenden Kunst theilnehmen zu wollen, hatte sie doch auf ihrem eigenen Gebiete eine andere und selbstständige Aufgabe zu lösen, getrennt zwar durch die Art, wie hier Kunst und Handwerk zusammen wirkten, einig aber in der Höhe bei den allen gemeinsamen [illegible] des Glaubens, welche durch Kunst hier zur Darstellung gelangt, und aus dem frischen Strome der heiligen Zeit geschöpft [illegible].

Die Gemüther [illegible] einerseits von ihrem göttlichen Ideale, dem menschgewordenen Worte, in verderblicher Weise loszureißen, andererseits zu ebenso verderblichem Zwecke gesonderte Daseinsformen und Begriffe zu verwickeln und zu vermischen, ist die zwar immer vorhandene aber in unsern Tagen mit furchtbarer Konsequenz und Rührigkeit hervortretende Tendenz der destruktiven Zeit und Weltmächte.

So lange die Kunst ihrer ursprünglichen Aufgabe eingedenk, ihren gottesdienstlichen Charakter bewahrt, vermittelt sie der Welt ihre ewigen Ideale, ist für Alle da, und gehört der heiligen Zeit und dem heiligen Raume. Was von ihr in kleineren Formen in die Gewöhnlichkeit des Lebens zu dessen Verschönerung niedergeht, sind Zweige jenes ehrwürdigen Stammes der im Tempel der Menschheit wurzelt. Strahlen, die, vom Altare Gottes ausgehend, in's bürgerliche Leben, in Haus und Familie herüber leuchten.

Wie die Kunst, dieses ihres Grundcharakters vergißt, oder wo ihr derselbe entzogen wird, hört sie auf für Alle zu sein, sie verfällt der Mode, wird Luxus; ihre Zweige, vom Stamme getrennt, verdorren und verwelken, sie geht zu Hofe beim Reichthum, bei der Ueppigkeit, der Leidenschaft. Früher eine Versinnlichung, Vermenschlichung des Göttlichen, wird sie jetzt eine Verherrlichung des Nichtigen, wenn nicht des Schlechten.

Nur ein Wort, ein Name ist der Menschheit zu ihrer Beseligung gegeben. In diesem Namen einigt sich der Begriff des Schönen mit jenen andern Begriffen von Wahrheit und Güte, und nur in dieser heiligen Trias bleibt es schön. Das Licht dieses Namens, ob es in die Werkstätte des Handwerkers, in die For-

scherseele des Mannes der Wissenschaft scheine, oder der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers leuchte, ist die harmonische Einigung aller Verschiedenheiten, und das Ziel Aller, und von ihm gilt nach allen Lebensrichtungen hin der Ausspruch: „In Deinem Lichte werden wir das Licht schauen."

Dies Licht! es scheint zwar auch in die Finsterniß, aber die Finsterniß erkennt es nicht.

Dampf-Schnellpressen-Druck von J. C. Hummel in Wien.
Mariahilferstraße, Hollergasse Nr. 7.

Von der Kunst.

—oder—

Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste

in Wien.

Viertes Heft.

Wien & Gran.

Verlag von Carl Sartori,

Buchhändler und Antiquitäten-Buchhändler.

1869.

Die christlichen Bilder.

Unter diesem Titel hat Bischof Wessenberg vor einer Reihe von Jahren ein Buch veröffentlicht.

Was wir hier vorzubringen haben, dürfte keinerlei Wiederholung des dort Gesagten enthalten und trotz der gleichen Ueberschrift vollkommen selbstständig sich erweisen.

Von all den verschiedenen Schulen, philosophischen Systemen, Lebensbildern, und Weltanschauungen der alten vorchristlichen Zeit hat das Christenthum alles Falsche, Verkehrte und Lügenhafte ausgeschieden, und alle dort zerstreuten Wahrheitstrümmer als sein ursprüngliches Eigenthum gesammelt, gereinigt, als die vollendete Offenbarung alle Lücken ergänzt, und so die einzig wahre oder christliche Weltanschauung begründet, welche — da in ihr alle vereinzelten Lichtspuren aller Völker und Zeiten zu einem allgemeinen Lichte zusammenfließen — auch die allgemeine oder katholische Weltanschauung heißt. Unter diesen einzig richtigen Gesichtspunkt ordnet sich auch der Begriff der Poesie in seiner Universalität und vollendet sich in der allgemeinen Kirche essentiell und graduell durch die Unterscheidung der Geister: so daß der Vorwurf, den ich der trefflichen, von Windischmann aufgestellten Definition des Begriffes „Poesie", daß diese sei „die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge", von sonst höchst achtbarer Seite einst machen und sie als ein uferloses Meer bezeichnen hörte, bei genauer Betrachtung als völlig unbegründet erscheint.

Auf der Grundlage der Unterscheidung der Geister ruht nicht nur die Erkenntniß des Dualismus überhaupt und die unabweis-

bare Annahme seines Vorhandenseins, sondern auch die richtige Würdigung seiner vereinzelten Erscheinungen, diese mögen nun äußere objektive, oder innere subjektive, oder solche sein, welche von innen nach außen, oder von da nach innen ihre Beziehungen spinnen und weben.

Der Begriff der Poesie in seiner tiefinnersten Reinheit, Wahrheit und Allgemeinheit gehört dem Christenthume an, weil sein Universalismus alle Einheit, alle Trennung mit ihren Gründen und Ursachen, alle Wiedervereinigung, so wie die ewige Unmöglichkeit einer solchen bei den Widersätzen deutet und alle Bejahung und Verneinung und ihr gegenseitiges Verhältniß in ihren Quellen nachweiset.

Gedanke, Wort und That, zuerst nur in unsern Fähigkeiten liegend und den Dingen in und um uns in unserer Ichheit einen passiven Spiegel unterlegend, erzeugen, besonders im Kinde, zunächst auf dem Grunde der allgemeinen unartikulirten Phantasie das Bild; ob nun dieses in tausend kleinere Vereinzelungen auseinandergehe, oder mit anderen sich mische und zusammenfließe nach unerklärbaren Verwandtschaftsgraden. Wie immer der Mikrokosmus unsers Einzellebens mit dem Allleben des Makrokosmus sich verhalte und verbinde oder trenne, eine scharfe Sonderung und Unterscheidung taucht gleichwohl aus den Tiefen unserer unergründlichen Menschennatur schon im Traumleben unmündiger Kindheit auf. Es ist die Ahnung des Dualismus, einer lieblichen, anmuthsvollen und einer grauenhaften Welt, einer süßanschmiegenden Liebeseeligkeit, und eines widerwilligen Entsetzens.

Der Mensch als Mikrokosmus, oder als eine Sammlung aller im Makrokosmus zerstreuten Dinge, Kräfte und Ideen gedacht, ist hiedurch schon der Träger und Ausdruck aller Poesie und Kunst. Der Universalismus seines anerschaffenen Wesens vereinigt hier mit dem Kunstbegriffe sich schon im Namen „Bild" und zwar Bild Gottes, Ebenbild. Diese gemeinsame Bezeichnung folgt sprachlich dem Begriffe selbst bis in die Sonderung der Geschlechter: Mannsbild, Weibsbild. Aus dieser Sonderung kehrt sie unter einem anderen Namen — dem des Kindes — zu ihrer Allgemeinheit zurück, und wir mit ihr.

Die Dichtkunst sucht im Märchen einen Parallelismus der Kindesnatur, einen parabolischen Bilderreichthum, an den sich die

Sprache und das erzählende Element nur wie fliegender Sommer an die herbstliche Gartenflora oder die vergilbte Hecke anhängt. Dennoch bleibt diese Gattung selbst in ihren gelungensten Versuchen ihrem Ideale ferner, als selbst der mittelmäßige Dichter und Darsteller gereifterer Lebenszustände dem Seinigen. Vielleicht weil jene tiefe Lebensregion reiner, aber gänzlich passiver Kindheit, sich dem Gedanken, also auch dem Worte entziehend, blos in der Empfindung wurzelt, und an intensiver Energie (wie es oft im Traume der Fall ist), unsere Gedanken und Worte weit überflügelt. Die Kindheit und der Traum sind von der Mystik des Daseins weit inniger berührt, als das spätere Alter und das wache Leben.

Der Dualismus ist der Mensch, denn Er ist die Einigung von Zweien zur Einheit. Die Gegensätze seines Wesens werden erst durch den Hinzutritt des Bösen zu Widersätzen. Von diesen abgesehen, beruht selbst der hohe schöne Begriff der Einheit und Harmonie auf der Annahme des Dualismus und Gegensatzes. Das Synthetische oder die Vereinigung Beider tritt als Drittes hinzu und macht den Menschen zur Trilogie, zum Bilde Gottes des Dreieinen.

Der erste Eindruck auf die erwachende Menschenseele ist das Bild. So ist auch das Bild der gedrungenste Ausdruck für den gesammten Kunstbegriff. Im Bilde wird der Mensch, der selbst ein Bild zu sein bestimmt ist, sich objektiv, sieht sich außer sich und sein Wesen webt und gestaltet sich so gleichsam wie aus einem doppelten, einem innern und äußern Ich.

Daß hier das Bild, als allgemeinster Ausdruck alles Darstellenden, in der menschlichen Kunst zu Künsten sich sondernder Formenverschiedenheit, diese wieder als eine Einheit umfaßt; daß alle sinnlichen Eindrücke, sie mögen nun vom Gehör, vom Geruche, Gefühle, selbst vom Geschmacke herrühren, nur zur Verstärkung des Bildes zusammenwirken, weiß Jeder, der sich jener halb erwachten, halb noch umhüllten Zustände seiner Kindheit erinnert, wie da ein Ton, ein Geruch, eine Farbe mit einem Bilde zusammenwächst, in einem Bilde sich darstellt, wie z. B. ein Lied, ein Gebet sich in eine bestimmte Farbe kleidet, wie Ton, Farbe und Geruch ein bestimmtes Bild wecken zu regelmäßiger Wiederkehr, und hinwiederum ein ähnliches Bild den mit ihm zugleich empfun-

denen Ton neuerdings hervorruft. So erinnere ich mich, daß mir das Vaterunser gelb, das Ave Maria blau erschien, daß mir ein Lied wie der Mondschein, ein anderes wie der Abendstern vorkam, daß ich zwischen einem unendlich herrlichen und feierlichen, und einem schrecklichen und unheimlichen Roth unterschied.

Viele Menschen behalten Anklänge an ein solches Zusammenfließen im nüchternen täglichen Lebensbewußtsein getrennter Dinge bis ins spätere Leben, ja bis ins Alter.

Das Unerklärbare ist deßhalb nicht minder wahr, und wer die Summe seiner Wahrheiten aus dem Erklärlichen zusammensetzt, wie man diesen Begriff gewöhnlich faßt, hat auf dem beschränktesten Terrain, welches dem Menschen möglich ist, Stellung genommen.

Es gehört zu den Kriterien der Aufklärerei, daß sie diese aus unbekannten Tiefen des Allebens aufsteigenden Erscheinungen, z. B. des geheimen Grauens an öden, einsamen Orten, oder zur Nachtzeit so gern in ihrer Nichtigkeit beweisen wollte, indem sie ihren Grund auf die Ammenmärchen zurückführte, welche denen, die daran leiden, nothwendig von abergläubischen Personen in der Jugend mußten erzählt worden sein. Aber vor der erwachenden Menschenseele entrollen sich, auch ohne Amme, Bilder, deren Tiefe und Intensität die kühnste Phantasie des Märchendichters auch nicht annäherungsweise erreicht. Jeder vernünftige Mensch, welcher Träume hat, mag es versuchen, durch Erzählung derselben bei seinem Zuhörer (wenn er es kann) auch nur den tausendsten Theil von jener Empfindung zu erzeugen, welche der Traum während seiner Dauer dem bildernden Vermögen seiner Seele auflud, besonders wenn der Traum unheimlicher Art war.

Gewisse Situationen des wachen Lebens, beginnende oder schwindende Krankheit, schweres Blut! — wir sind weit entfernt, diese Faktoren zu läugnen, aber was ist durch ihre Annahme erklärt? Zunächst nur der Dualismus unseres Menschenwesens, der geheimnißvolle Verkehr zwischen der Zusammengehörigkeit eines Geistes mit einem Leibe, welche Zusammengehörigkeit wir unser „Ich" nennen. Zum geeinigten Dualismus, welcher unser Menschenwesen bildet, tritt der Entzweiende, der dieß unser Wesen zerstören will, und deßhalb dem Satz und Gegensatz den Widersatz gesellt.

Ueberaus schön sagt Thomas von Kempen: „Durch das Wort sind alle Dinge, und alle Dinge reden dieß Wort.“ Aber sie reden es durch Bilder.

Selbst als dieß Wort in der Menschwerdung als das Bild aller Bilder sichtbar sich darstellte, in dessen äußerer Erscheinung wir den unsichtbaren und ewigen Gott anbeten, als es in menschlicher Sprache zu Menschen gesprochen, hüllte es sein Lehrwort in das Gewand von Bildern, wie das der Evangelist bezeugt: „Der Herr redete in Gleichnissen zu uns, und ohne Gleichnisse redete er nichts.“ Liegt darin nicht die Mahnung, daß die Bilder- und Erscheinungswelt unseres Erdenlebens nach seiner Anweisung uns ein Spiegel ewiger Dinge werden soll, und zugleich das höhere Regulativ aller menschlichen Kunst als Bildnerei?

Das ist ja die große Epiphania oder Erscheinung des Herrn, welche in der Schöpfung, in der Menschwerdung, und in der sichtbaren Kirche, in welch letzterer allein alle Kunst ein gesundes Dasein lebt, alle Erscheinung und Darstellung an das „Sein“, welches in Gott ist, anzuknüpfen und allen bloßen Schein, der als Lüge sich an die Stelle dieses Seins drängt, sorgfältig zu fliehen hat.

Wie die Erscheinung, der Schein, die Darstellung des verborgenen Seins, sein Bild, wie das Wort die Offenbarung und Darstellung des Gedankens, so ist Bild und Wort an sich schon innig verwandt, die Darstellung, die Offenbarung der zweiten Persönlichkeit der Trinität, und so ist Christus, selbst vor seiner Menschwerdung in Zeit und Geschichte, schon der Mittler zwischen Gott und Welt. — Durch das Wort sind alle Dinge, und alle Dinge reden dieß Wort. Alle menschliche Kunst und Poesie ruhen auf ihm. Die Fälschung und Zerstörung der Einheit zwischen Erscheinung und Sein, zwischen dem Wort und seinem Gedanken, über welche Letztere wir schon anderwärts geredet haben, ist das Wesen der Lüge, ein Werk des abtrünnigen Geistes, und der Versuch der Negation Christi.

Dieß ist die gedrungenste einfachste Darstellung von Philosophie und Geschichte, von Natur und Naturwissenschaft, von Poesie und Kunst. Und, merkwürdig genug, stellt sich dieser Dualismus gerade in der bildenden Kunst in höchst drastischer und eigenthümlicher Weise, als sollte sich der Begriff des Bildes selbst

wieder als Bild darstellen, bei näherem Zusehen und Beachtung aller Erscheinungen außer allem Zweifel. Position und Negation richtig erwogen, frei von dem thörichten Aberglauben an einen sogenannten Zufall, alle Erscheinungen des Lebens, der innern und äußern Geschichte im Lichte der Offenbarung betrachtend, den Dualismus als Gegensatz und auch als Widersatz auffassend, muß der Geist unter zwingender Nöthigung die Wahrheit anerkennen, daß alle menschliche Kunst nur durch das Christenthum anfaßbar und verständlich wird, und daß die finstere Welt des Abgrundes mit allen ihren tausendfachen Schattirungen eben so zur Kunstgeschichte gehört, wie Nero, Julian der Apostat und so viele Andere zur Kirchengeschichte.

In der Darstellung des Menschen oder im Bilde sind nicht nur alle übrigen Formen der Kunst, sondern alle Strebungen, Richtungen, Gegen- und Widersätze, nach welcher Seite des Dualismus sie immer neigen mögen, schon mitbegriffen. Der vielgestaltige Proteus der Mythen bestätigt diesen Satz in allen seinen Einzelnheiten.

Um das Verhältniß der Bildnerei zu den übrigen Kunstformen nach obigen Andeutungen mehr ins Licht zu setzen, muß ein dreifaches Moment der Unterscheidung des Bildes von jenen Formen ins Auge gefaßt und in seinen Gründen gewürdigt werden. Das erste dieser Momente ist die Verehrung des Bildes, das zweite sein Mißbrauch, und das dritte seine Geringschätzung.

Im Heidenthume fallen die beiden Ersteren so ziemlich unter einen Begriff, denn die Verehrung, ja Anbetung des Bildes ist die eine furchtbare Seite seines Mißbrauches. Die kunstschönen Darstellungen des Göttlichen unter dem Bilde der Menschengestalt bei den Griechen sind eine unberechtigte Antizipation der Menschwerdung, ihr Dienst — oft eben so scheußlich, wie ihre Erscheinung schön — ist Götzendienst. Der schöne Schein, weil ihm das Sein, sein Inhalt nicht conform ist, sondern sein Widersatz, ist Lüge. Die innige Verwandtschaft des Bildes mit dem Worte tritt selbst in der Negation unverkennbar hervor, sprachlich ist es ganz dasselbe, wenn die Abkehr und Verwerfung des allgemeinen Weltlichtes, Christus, Aufklärung genannt wird. Das gilt von allen in diesem Sinne mißbrauchten Worten.

Weder in der Baukunst, noch in der Musik als solcher, liegt die unmittelbare Fähigkeit — um nicht zu sagen — Nothigung, das ethische Gebiet der moralischen Entscheidung zu betreten, die Wahl zu treffen zwischen Satz und Widersatz. In Abstracto gleicht die Architektur dem Weltbau, und bildet den Schauplatz, die Scene, auf welcher die ethischen Kämpfe und moralischen Entscheidungsschlachten sich abspielen; concret betrachtet, schließt sie sich freilich immer einer Idee an, bleibt aber — hinsichtlich ihrer Mittel — einer gewissen Indifferenz unterworfen. Das schließt die Begeisterung des Künstlers für die Idee, z. B. beim Baue eines Münsters nicht aus, aber eben so wenig liegt der Abschluß und die ganze Vollendung des Werkes innerhalb der Grenzen seiner Kunst. Wie der Mensch in den Weltbau zu seiner Vollendung gehört, so das Bild in den Tempel, und wie der letztere ohne andächtige Besucher nur eine unbeseelte, wenn auch harmonische Form ausdrückt, so hängt die Belebung dieser Form schon mit dem Freiheitsbegriffe und dieser mit dem Dualismus zusammen.

Wir können uns den Weltbau sammt allen vor der Schöpfung des Menschen, des Bildes, vorhandenen Schöpfungsreihen und Gebilden als Architektur und Musik vorstellen. Die Erste als die feste, unbewegliche, reich ausgestattete Schaubühne, und Umrahmung künftiger Bilder, die Letztere als flüchtig schwebendes gaukelndes Tonmaterial für eine künftige Sprache des Geistes und Begriffe der Harmonie der Theile, das als murmelnde Quelle, rieselnde Bäche, rauschende Ströme und brausende Meere, getragen vom Hauche der Lüfte auf den Flügeln des Wetterssturmes und des Hochgewitters in nicht zu sondernde Verwandtschaft zusammenfließt mit dem Rechzen der Wälder, dem Geschrei der wilden Vögel und Thiere, dann wieder märchenhaft tändelnd sich auflöst im tausendstimmigen Gesang frühlingbesonnter Haine, und entschlummert unter dem melancholischen Flöten der Nachtigall in der träumerischen Mondnacht, und von der ernüchternden Trompete des Hahnenrufes wieder erwacht, im fröhlichen Lerchengesange des Morgens.

Millionen göttlicher Gedanken sind dargestellt, geschaffen durch das Wort. Aber das Wort selbst hat noch keine Darstellung nach Außen gefunden; zu diesem Ende wendet sich dasselbe nach innen

in die Tiefe seiner eigenen dreifachen Göttlichkeit: „Lasset uns den Menschen machen." (Genes.)

Die Art, wie dies geschieht, sowohl, als das, was hervorgebracht wird, macht den Gedanken des Bildes zum klarsten aller göttlichen, durch und in der Schöpfung geoffenbarten Gedanken.

Keine der Millionen Schöpfungen und Darstellungen wird ein Bild genannt. Diese Bezeichnung ist unmittelbar an die Darstellung Gottes selbst geknüpft. Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn. Und wiederum wie schuf er ihn? Er bildete ihn aus Erdenlehm (Humus, Homo), nicht aus dem Nichts rief er ihn ins Dasein, er bildete ihn aus schon Vorhandenem, aus dem geheimnißvollen Stoffe, der alles Diesseitige hervorbringenden und ernährenden Erde — und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens.

Waren die Thiere aus der Erde durch das schöpferische, Wort hervorgerufen, so wird der Mensch aus diesem Stoffe geformt, gebildet.

Daß dies Menschenbild zunächst auch, und ganz besonders eine Darstellung des göttlichen Wortes sei, zeigt sich in dem Geschenke der Sprache, welche den Gedanken nennt, weil sie ihn kennt und erkennt. Zeugniß dessen die Worte der Genesis: „Gott führte alle Thiere zu Adam, damit er sähe (erkenne), wie er sie nenne. — Und wie richtig diese Erkenntniß war, zeigt der Nachsatz: „Wie Adam jedes lebende Wesen nannte, so ist sein Name," und weiter: „Adam nannte sie alle mit gehörigen Namen." Jene Erkenntniß war Leben. Dieß Leben aber ward verwirkt mit dem Leibesleben, welches als Strafe des Ungehorsams der Sterblichkeit verfiel.

Mit dem Sündenfall, der Fundamental Thatsache der Menschengeschichte, ohne dessen gläubige Annahme man nichts von aller Geschichte versteht, mit dem Sündenfalle, welcher nach der Absicht des Widersachers die kaum begonnene Geschichte durch zeitlichen und ewigen Tod der ersten Menschen schließen sollte, tritt ein doppelter Dualismus auf. An die Vollstreckung der Strafe wird seitens Gottes die Verheißung eines Wiederherstellers geknüpft. Im Hinblicke auf ihn wird trotz dem Tode der Einzelnen das Geschlecht erhalten. Wie die finstere Seite dieses zweifachen Dualismus der Einfluß der bösen Macht auf den Menschen, so ist

die Lichtseite des andern die Hingabe und Hoffnung auf das kommende Heil.

Der Sündenfall und der aus ihm hervorgehende Zustand ist der Beginn aller menschlichen Kunst.

Der ursprüngliche Blick in den Zusammenhang der Dinge, den wir schauen nennen, von welchem die Benennung der Thiere zeugt, und von welchem der geheimnißvolle Zustand des Hellsehens, ein wenn immerhin vielfach modifizirter Ueberrest zu sein scheint, hat jenem andern Platz gemacht, welcher das allgemeine Element der Kunst bildet, dieß ist die Ahnung jenes Zusammenhanges: die Poesie.

Alle Kunst ist — wie schon früher gesagt — Darstellung, in gewissem Sinne Bild, aber die bildende Kunst, das Bild als solches, steht in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu den übrigen Künsten, ein Dualismus höchst merkwürdiger Art von Erhöhung und Erniedrigung, von Herrlichkeit und Schmach. Sind die Künste Darstellungen menschlicher Gedanken und Gefühle, so ist die bildende Kunst Darstellung des Menschen, des Darstellers selbst.

So stellt sich das Verhältniß der Künste zu einander als Analogon der ursprünglichen Schöpfungsidee dar. Waren die erschaffenen Wesen dargestellte Gottesgedanken, so war der Mensch ihnen gegenüber Darstellung Gottes selbst, ein Bild, das ihm gleiche, sein Ebenbild. (Genes.) Trug nun dies erste Bild nach dem Falle neben den Spuren alter Herrlichkeit die Schmach der eigenen Verschuldung an sich, so trägt der wiederhergestellte Mensch und zugleich der Wiederhersteller, das fleischgewordene Wort, neben den Spuren ihm selbst eigener Herrlichkeit die Schmach fremder Schuld. Wie jener erste Adam sich und sein Geschlecht vom Leben zum Tode brachte, so geht und führt dieser Zweite vom Tode zum Leben.

Diese Gesichtspunkte erklären auf lichtvolle Weise die Thatsache, daß das Bild bei allen Völkern und zu allen Zeiten den übrigen Kunstformen gegenüber eine Ausnahmestellung gehabt hat, welche durch gesetzliche Bestimmungen geregelt und gefestigt war, wie dies am schärfsten in dem göttlichen Verbote des Bilderdienstes bei der hebräischen Vorkirche, der heidnischen Idolatrie gegenüber, und in der christlichen Zeit im Bilderstürme, dem kirchlichen Gebote der Bilderverehrung gegenüber, hervortritt.

Der Widerſatz in Behandlung des Bildes, wie er im Juden- und Heidenthume erſcheint, erklärt ſich aus dem Dualismus. Das Bilderverbot, ja der Fluch, mit welchem Bilderverehrer und Bildner belegt werden, erklärt ſich vollkommen aus der Sache ſelbſt, und erſcheint zur Erhaltung reiner Religion in Israel nicht nur vollkommen gerechtfertigt, ſondern unbedingt nothwendig. Im Heidenthume erſcheint der Widerſatz in Verehrung, ja Anbetung des Bildes durch den Charakter der Lüge, welche immer die Verzerrung einer Wahrheit iſt, dahin erklärt, daß die Erſcheinung des Göttlichen unter der menſchlichen Geſtalt oder die Ebenbildlichkeit ſeit dem Sündenfalle nicht mehr, und vor dem Eintritte des Erlöſers oder der Menſchwerdung noch nicht beſteht, wonach die Darſtellung Gottes, oder des Göttlichen in Menſchengeſtalt, nach beiden Seiten hin unſtatthaft und nur der Tummelplatz dämoniſcher Phantasmagorien und wirklicher Obſeſſionen iſt. Im Chriſtenthume tritt das umgekehrte Verhältniß hervor. Hier iſt die Bilderverehrung (wie das Bilderverbot im alten Bunde) trotz des Gegenſatzes gleich berechtigt, und die Gegenſätze der Idolatrie wie des Bilderſturmes gleich verwerflich.

Die bloße Erſcheinung des Menſchenbildes iſt Darſtellung ſeines Falles und ſeiner Erlöſung, und der Beſtand des Menſchengeſchlechtes und ſeiner Geſchichte involvirt mit Nothwendigkeit dieſe beiden Momente.

Obgleich wir alle, durch die Schöpfung zur Darſtellung gelangten, in die Erſcheinung gerufenen Gedanken Gottes in gewiſſem allgemeinen Sinne Bilder nennen, ſo iſt doch der Menſch vorzugsweiſe und im eminenten Sinne Bild, oder das Bild par excellence. Daraus erklärt ſich die Ausnahmsſtellung, welche die Bildnerei als Kunſt allen andern Künſten gegenüber einnimmt. Verbot und Gebot, Praxis und Theorie beſtätigen dies durch alle Zeiten bis auf dieſe Stunde. Daneben geht ein myſtiſcher Zug unzertrennlich mit dem Bilde durch die Zeiten, ein Zug gleichzeitiger Verehrung und Geringſchätzung, Pflege und Vernachläſſigung, der das Bild in beiden divergirenden Richtungen wahrhaft zu einem Bilde, ſowohl des hiſtoriſchen, wie des myſtiſchen Chriſtus macht, welche übrigens zum Verſtändniſſe der Welt- und Kunſtgeſchichte keinen Augenblick zu trennen ſind.

Das Verbot des Bildes als einer Darstellung des Göttlichen unter menschlicher Gestalt in der Vorkirche und der Schutz des Bildes in der christlichen Kirche fließen aus derselben göttlichen Quelle. Wo die Opposition gegen die Kirche sich im Bilderſturme gegen diesen Schutz Luft machte, that sie es unter dem Vorwurfe des Götzendienstes. So lieferte sie zugleich den Beweis, daß sie von der gänzlich veränderten Stellung des Bildes nach der Erscheinung des Erlösers im Fleische nichts wissen wollte, und daß ihr Protest gegen das Bild zugleich ein Protest gegen diese Erscheinung selbst war, wie jeder Abfall vom Erlöser, der nur in seiner Kirche lebt und erscheint, so wie die Erscheinungswelt außer dem Menschen eben erst durch den Menschen verstanden wird.

Wir wollen uns in Kürze die Verehrung und Auszeichnung des Bildes vor andern Künsten, sowie dessen Geringschätzung und Zurücksetzung hinter die übrigen Künste vergegenwärtigen. Der Dualismus in Auffassung der Kunst, dem wir hier begegnen werden, wird viel zum Verständniß der Bedeutung der Kunst für unser Leben beitragen.

Der Bilderdienst des Heidenthums war eine Verzerrung und unzulässige Anticipation der Wahrheit: daß, nachdem durch die Schuld die erste Ebenbildlichkeit des Menschen verloren war, Gott in der Zeitenfülle in menschlicher Gestalt unter Menschen leben und wandeln würde. Der zur Kirche zurückkehrende Convertit muß als Glaubenssatz beschwören: daß die Bilder Christi und seiner Heiligen darzustellen, zu haben, zu besitzen und zu ehren seien. In der kirchlichen Praxis gab es zu allen Zeiten Bilder in besonderer Verehrung, welche letztere meist durch von diesen Bildern ausgehende, an sie geknüpfte Gnadenwirkungen veranlaßt, ihre Nähe wie mit einem himmlischen Wohlgeruche umgab, und mit jenem Wunderdufte des Glaubens, der unserer innersten Wesenheit so verwandt ist, und uns unsere Verwandtschaft mit ewigen und unsichtbaren Dingen gerade durch die sichtbare Erscheinung um so inniger fühlen läßt. Im Gefolge solcher Bilder — man nannte und nennt sie Gnadenbilder — kam christliches Culturleben in unwirthbare Wüsteneien, über ihnen wölbten sich Kirchen, um sie siedelten Menschen sich an. Von ihren Altären, hinaus in die öde Waldnacht, tönten himmlische Gesänge zum Troste des bangen

Wanderers und vor der Nähe des Heiligen floh alles Grauen aus seiner Seele.

Bildungs-Elemente jeglicher Art schlossen sich mählich an das Bild an, denn es war ja ein Erscheinen des Unsichtbaren, ein sich Darstellen des Ewigen und Göttlichen, wie der ursprüngliche Mensch und der nach dem Falle zur Wiederherstellung unseres Geschlechtes erschienene Gottmensch. Freundlicher wurde die Natur umher, und besser die Menschen.

Die Gemeinheit bringt solche Cultur-Stätten gerne in Verbindung mit Gewinnsucht und pfäffischem Eigennutze. Das ist so ihre Natur, sie kommt sich nicht unparteiisch vor, wenn sie vor dem Reinen und Heiligen vorübergehen soll, ohne es mit dem Schmutze des Lebens, den sie meist aus eigener Erfahrung kennt, besudelt zu haben.

Ueberlassen wir die Gemeinheit ihrer Natur. Wer keine Ideale in sich trägt, ist auch nicht im Stande, solche außer sich zu sehen, oder an sie zu glauben, wo sie sich seiner Wahrnehmung dennoch aufdrängen. Welche ungeheuere Quantitäten von moralischer Entrüstung haben die sogenannten Mißbräuche bei Wallfahrten ihr nicht entlockt. Daß der Mensch seine Unvollkommenheiten und Schwächen, den Jammer seiner gebrochenen Natur überall mit sich schleppt und sie auch auf seiner großen Wallfahrt nach dem himmlischen Vaterlande nicht los wird, dieser universale Gedanke hat sie nicht zu versöhnen vermocht mit den tausend kleinen Unzukömmlichkeiten der katholischen Wallfahrt. Wollte ein Gläubiger dieselben Mißbräuche im gewöhnlichen Leben an den Leuten rügen, wie würde der — widerliche Moralist, der Heuchler, der Kopfhänger, der Mucker und Pfaffenknecht in seine Schranken zurückgewiesen werden. Lernen wir klar sehen in allen diesen Dingen, nicht die Mißbräuche, sondern der Brauch, die Wallfahrt ist es, die beseitigt werden soll.

Das Verhältniß der Künste zu einander constatirt hier auf dem praktischen Boden der Kirche eine Bevorzugung des Bildes, deren Gründe wir oben schon angedeutet haben, und die — wenn sie richtig verstanden werden — erschöpfend sind. Wir kennen keine Gnadenarchitektur, keine Gnaden-Dichtung und Musik, wohl aber Gnadenbilder. Es gibt viele wohlmeinende Katholiken, welche sich um die Reinheit der Lehre besonders verdient zu machen glauben,

wenn sie sich um den Gemeinplatz, daß die Verehrung des Bildes nicht diesem selbst, sondern seinem himmlischen Originale gelte, wahrlich in recht unnöthiger Weise ereifern. Allerdings ist der Beweis hiefür viel wohlfeiler zu haben, als eine nur halbwegs ausreichende Erklärung, warum denn doch die Vorsehung so viele unläugbare Gnadenerweisungen gerade an das Bild und seinen Standort geknüpft habe, da das himmlische Original ja von jedem Punkte der Erde mittelst Anrufung und Gebet zu erreichen ist. Diesen Leuten fehlt die Erkenntniß der Bedeutung von Raum und Zeit. Sie bemerken nicht, daß sie mit ihren an sich richtigen Argumentationen zerstören, was sie ganz unnöthiger Weise rechtfertigen wollen.

Es ist die unkünstlerische Auffassung des christlichen Lebens, welche sie hindert, die im Garten der Kirche sprossenden Lebensblüthen in Einfalt des Glaubens zu pflücken und die Seele an ihrem Dufte zu erfreuen.

Das Bild als Gnadenbild ist eine Lokalisirung des Allgemeinen, wodurch aber dies Allgemeine nichts weniger als aufgehoben wird. Die Verehrung der Bilder der Gottesmutter in ihrer Allgemeinheit wird nicht beeinträchtigt dadurch, daß an Wallfahrtsorten diese Verehrung gerade an dieses eine bestimmte Bild oder Gnadenbild sich knüpft.

Abgesehen von den tausend denkbaren Möglichkeiten, unter welchen geheimnißvolle Bezüge zwischen der streitenden und der triumphirenden Kirche an dem Bilde selbst, an seinem Standorte, an dem Wege zu ihm, oder an diesem allen zusammen, oder noch andern uns gänzlich verhüllten Tiefen haften können, abgesehen von den Thatsachen unzähliger, oft wunderbarer Gnadenerweisungen, die an Ort und Bild sich knüpfen, ist es ja auch eine im Leben der Kirche tausendmal wiederkehrende Erscheinung, daß das Leben der Andacht nach den Mysterien unserer Erlösung örtlich oder räumlich, zeitlich oder geschichtlich sich localisirt, was um so weniger verfänglich erscheint, als diese Mysterien, als eines in dem andern enthalten, und bei aller ihrer Verschiedenheit nach Zweck, Zeit und Ort nicht ohne einander gedacht werden können. Wo die Religion Leben geworden, d. h. aus der abstrakten Form ihrer didaktischen Seite in die konkrete innerlicher Praxis übergegangen, da bilden mitten in ihrer Allgemeinheit oder Katholizität und ganz

unbeschadet derselben Individualitäten sich aus. Manche Seele fühlt sich besonders zu den Mysterien von Nazareth, eine andere zu jenen von Bethlehem oder Egypten, noch andere von Jerusalem und den Scenen der Passion hingezogen. Die Natur gibt uns in den verschiedenen Gesundbrunnen und Heilsquellen ein Analogon von dem Allen. Mit Leichtigkeit wird der Leser an das Gesagte noch weitere Schlüsse anfügen, wenn er überhaupt in der Atmosphäre der Kirche lebt.

Auf unserem Wege begegnen wir hier einer andern Frage. Es ist das Verhältniß des mystischen oder Gnadenbildes zum Kunstwerke oder zur Kunst überhaupt. Daß das Gnadenbild der gewöhnlichen Kunstsphäre entrückt, in eine noch tiefere mystische Region eingegangen, oder besser in diese Region aufgenommen und sein Werth nicht nach seiner künstlerischen Schönheit zu bemessen ist, versteht sich von selbst. Um so wichtiger ist die Feststellung seines Verhältnisses zur christlichen Kunst. Was Alban Stolz (ich glaube in „Sem, Cham und Japhet") von der — nach seiner Anschauung — den Gnadenbildern anhaftenden Häßlichkeit abstrahirt und wonach das Kunstschöne für den Kultus als gleichgiltig, unnütz ja vielleicht schädlich dargestellt werden will, muß dem sonst so geistvollen Manne als Schwäche verziehen werden, die ihn verleitete, über Dinge zu urtheilen, über welche er nicht gründlich gedacht.

Das tiefste Leben der Menschen, dem ein Entgegenkommen der unsichtbaren Welt die Weihe ertheilt, die es suchte, der Glaube sieht in der, an Bilder geknüpften Segensfülle eine Gnadenwahl, welche ursprünglich von Gott ausgeht und von Menschen sich finden läßt. Das Gnadenbild wird nicht als Gnadenbild gemacht, gebildet, wie etwa eine Altartafel, welche schon vorher ihre Bestimmung hat, es wird erwählt.

Wenn es wahr wäre, daß die Gnadenbilder alle häßlich oder wenigstens ohne Kunstwerth seien, was keineswegs der Fall, und diese Voraussetzung etwa mit dem Umstande erklärt werden sollte, daß der Menschensohn in seinem Erdenwandel das Niedrigste für sich erwählt habe, daß er im Stalle geboren, und am Schandpfahle des Kreuzes gestorben, dann würden die Consequenzen einer solchen Annahme sich nicht nur auf das kunstschöne Bild erstrecken — sondern auf jede Stätte, welche die Kunst ihm, der auch sie erlöset hat, geweiht und errichtet hat. Anstatt herrlicher Dome und Münster

müßten Ställe gebaut, und diese als unsere Kirchen erklärt worden sein. Dann müßte die Seele dessen, der, mit der ganzen Sündenlast befleckt, zum Tische des Herrn hinzutritt, oder in sacrilegischer Communion seinen Herrn neuerdings ans Kreuz schlägt, die würdigste Stätte für die Einkehr des mystischen Erlöserleibes sein. Dann hätte der von so vielen Secten erhobene Vorwurf Recht, der sich gegen die Pracht erhebt, mit welcher die Kirche ihr Oberhaupt in seiner öffentlichen Erscheinung umgibt. Zu allem diesem verhält sich die kirchliche Praxis verneinend, auch in Betreff des Gnadenbildes. Ein Brennpunkt für Tausende gläubiger Seelen auf Hunderte von Meilen in der Runde, gehen und kommen die Wallerzüge wie Strahlenergüsse vom und zum Bilde; bedeckt mit dem Siegel mystischer Erwählung ist seine bloß menschliche künstlerische Mangelhaftigkeit oder Schönheit. Durch die unverhüllte Herrlichkeit der Natur in Feld und Wald, Gebirg und Thal sind sie hingezogen, in ihre Lieder und Gebete hat der Bäche Rauschen und Murmeln und der Gesang der Vögel mit eingestimmt. Und wenn sie eingetreten sind in die dämmernden Hallen, wo zwischen Kerzenglanz, in reiche Stoffe und Weihrauchwolken gehüllt, das Gnadenbild verehrt wird, da ist es weder künstlerische Schönheit noch Mangelhaftigkeit desselben, was auf die Gemüther wirkt; es ist die Nähe des Geheimnißvollen und Heiligen, sie wissen das Bild mehr als sie es sehen. Es ist das Wissen des Glaubens, ähnlich Jenem, dem schon ein Jahrtausend vor Christi Eintritt in die Zeitwelt der alte Hiob Ausdruck gibt, indem er ruft: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Es muß ein für allemal festgehalten werden, daß das Unvollkommene, Unschöne jedenfalls auch ein Ungöttliches, und die Kunst, d. h. ihr Genuß wie ihre Uebung, ein Vorrecht unseres Geschlechtes ist. In den Tiefen unseres Seelenlebens spiegelt sich die Welt, aber die Welt ist eine zweifache, weil der Spiegel gebrochen ist, und die Seele nach zwei Seiten hinkt. Der Mensch, das Bild, das die Erklärung und Verklärung aller Bilder außer ihm werden sollte, hat durch die Schuld sich selbst und mit sich die andern verdunkelt. Er braucht ein Licht außer ihm, in welchem er sich selbst, und die Welt außer ihm erkennen kann. Das Gefühl dieses Bedürfnisses ist eine Wirkung des allgemeinen Weltlichtes, das als Gewissen seinem Wesen innewohnt, und in dessen

Lichte allein alle Wahrheit erkannt wird. Was sind alle philosophischen Systeme gegen den einzigen Ausspruch: „In seinem Lichte werden wir das Licht schauen."

Außer den kurzen dogmatischen Bestimmungen der Kirche rücksichtlich des Bildes zeigt ihre Praxis zur Genüge, wie sie das Bild im Verhältnisse zur Religion auffaßt. In Italien, wo nicht — wie in Deutschland — der Bildersturm gewüthet, zeugen die Wundergärten der alten Malerschulen, wie tief und innig der Geist der Bildnerei unter dem Lichte des Weltlichtes hinab und hinaufsteigen kann in den Universalismus der Dinge, und es war der deutsche Geist, der sich an der Herrlichkeit jener alten Werke wieder erwärmte und entzündete, und ihn zur Würdigung auch des so innig verwandten heimischen Kunstschönen aus der alten katholischen Zeit befähigte. Die neuere deutsche Malerschule — wir dürfen sie unbedingt die christliche nennen — feierte auf dem Kunstgebiete der Malerei eine Wiedergeburt, welcher noch keine andere Kunst in ähnlicher Weise sich angeschlossen, was zum Theil wenigstens, seinen Grund in der ganz eigenthümlichen Stellung des Bildes zu den andern Kunstformen hat, und aus welcher eigenthümlichen Stellung sich auch die Nothwendigkeit wie die Form kirchlich dogmatischer Bestimmungen hinsichtlich des Bildes erklärt.

Die Kirchengeschichte der letzten und des letzten Jahrhunderts erklärt zur Genüge, warum es eine Wiedergeburt genannt werden muß, daß die bildende Kunst den Versuch gemacht, an das wieder anzuknüpfen, was nie hätte unterbrochen werden sollen. Auch erklärt sie die Erscheinungen und Resultate dieses Versuches in positiver wie negativer Weise. Das Reformationszeitalter hatte den Riß, den es in die europäische Gesellschaft gebracht, auch auf die katholisch gebliebenen Länder, wenn auch nicht hinsichtlich der Dogmen, so doch vielfältig hinsichtlich praktischer Anwendungen übertragen. Die jenseits dieses Zeitalters liegende Kunst ward der Vergessenheit und Geringschätzung überantwortet. Falsches Studium der Antike hatte allmälich von den christlichen Idealen abgeführt und eine gewisse formelle Glätte und Correctheit hatte den mit jedem Jahre sich mehrenden Mangel an Innigkeit und Geistestiefe kümmerlich zugedeckt, und als manche reicher begabte und ehrlichere Männer, hierauf aufmerksam werdend, sich unterstanden, an der unbedingten Vortrefflichkeit der betretenen Bahnen zu zweifeln

und zu behaupten, auch jenseits dieses Zeitalters sei nicht alles Finsterniß und Barbarei, da wurden die alten glorreichen Schulen der Bildnerei unter dem Namen der „Kindheit der Kunst“ jedem jungen Künstler verpönt, der sie sich verpönen ließ oder nicht in die Lage kam, mit eigenen Augen zu sehen.

Die Consequenzen der Trennung von der alten Mutterkirche führten im Verlaufe der Zeit den sogenannten Rationalismus herbei, nach welchem die altkatholische Lebensanschauung als ein Inbegriff von Betrug und Betrogensein, von Schwärmerei und Phantasterei sich jenseits in dem volksthümlichen Sprichworte formulirte: „Das ist ja zum katholisch (verrückt) werden.“

Wir übergehen die hierher gehörigen Bemerkungen darüber — wie der tolerirt, welcher protestirt, und wie dumm und intolerant es ist, den Protest gegen sich selbst und sein Dasein sich nicht gefallen lassen zu wollen. Wir übergehen die Beschämung so Vieler, welche im dunklen Hintergrunde ihres Wesens noch Reste jener Phantasterei und Verrücktheit erblicken, aber lieber diese ihre innerste Wesenheit verläugnen, als das Bekenntniß ablegen, hinter dem herrlichen Fortschritte einer emancipirten Zeit zurückgeblieben zu sein.

Die Emancipation der Kunst von ihrem natürlichen Boden, der Religion, verstehen wir hier besonders von der bildenden Kunst. Hatte außer der Kirche der Kunstbegriff sich als ein von dieser völlig Unabhängiger ausgebildet, so war der kirchliche Kunstbegriff innerhalb der Kirche in Folge geschichtlicher Ursachen in einer Weise erblaßt, wie sie auf keinem andern Kunstgebiete als der Bildnerei sich wieder findet. Nirgends so wie auf dem Gebiete derselben zeigte sich die Erschlaffung kirchlichen Bewußtseins. Und sie zeigte sich vor Allem in der Behandlung des Bildes und zeigt sich noch so. Es kommt hiedurch die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe des Bildes — und zwar hier durch Negation — in recht auffälliger Art zum Vorscheine.

Jener riesige Betrug, welcher, am Baume der Erkenntniß begonnen, im Fortsatz der Geschichte ihren Dualismus fixirt und ihn zu ihrem allgemeinen Typus macht, hat in der Kunst sich vor Allem am Bilde kundgegeben, weil im Bilde, wie in keiner andern Kunst, der Ausdruck des Geistes, sein Erscheinen, seine Offenbarung an die Form gebunden ist, wodurch die bildende Kunst dem höchsten und zugleich lichtvollsten Geheimnisse der Menschengeschichte,

der Menschwerdung Gottes am verwandtesten ist. Das Bild als Götzenbild, der Bildersturm, die Verehrung des Bildes so wie seine Verachtung und sein Mißbrauch zeugen von ihm als von einem ganz besondern Vehikel des Kampfes; eines Kampfes, dem alle andern Kunstformen in gleichem Maße nicht unterworfen sind.

Disciplinare Treulosigkeiten gegen die Kirche waren es, welche man der Kirche als Mißbräuche vorwarf, und durch welche man die Reformation, den Abfall von ihr, rechtfertigen zu können sich den Anschein gab. Nach dem Bruche mit der Kirche führten starrer Eigensinn und formlose Ungebundenheit — freie Forschung — das Werk weiter. Die sogenannten rationalistischen Richtungen sind es vor Allem, von denen Görres' Wort gilt, „daß das jenseitige Licht auch in den katholischen Kirchenhimmel herüber leuchtete." Immer weiter greifend: Entfremdung und Entwöhnung von der übersinnlichen Welt — denn darin bestand ja eben die Ratio — mußte die Menschen nothwendig von ihrer eigensten Wesenheit entfernen.

Wie man die Mysterien des katholischen Gottesdienstes, welche jedoch, Dank der göttlichen Leitung der Kirche, fortgefeiert wurden, selbst von besserer Seite auffaßte, mag Folgendes andeuten: — Ich selbst bin im Besitz eines Lehrbuches der katholischen Liturgie, gedruckt in einer bischöflichen Buchdruckerei. In diesem Buche heißt es, und zwar von seinem Standpunkte wohlgemeintester Weise, um das geringe Interesse am Meßopfer durch Seltenheit wieder mehr zu erhöhen und neuerdings zu wecken: „Die Messe werde seltener gefeiert"; noch schöner und charakteristischer aber ist folgender Vorschlag: „Da die Kirche die Anhörung der Messe an Sonn- und Feiertagen befiehlt, so richte man es so ein, daß die Messe während der Predigt gehalten werde, dann haben die Gläubigen, welche derselben, nämlich der Predigt, beiwohnen, beim Verlassen des Gotteshauses auch dem Kirchengebote hinsichtlich der Messe genügt."

In der Vorrede zu dem Leben der heiligen Katharina v. A. in welcher Görres über diese Zustände innerhalb der Kirche sich eingehender verbreitet und in seiner unnachahmlichen Weise allseitig die Wirkungen dieser rationalistischen Entnervung schildert, heißt es: „Was verstand man noch von der Tiefe der Lehren, welche sich hier vollbringen sollten, was von den Mysterien, die man fort feierte,

von den Chorälen, welche unverstanden bei ihrem Feierzuge durch die Hallen nur noch ihr Echo an den Gewölben fanden, was von den tiefsinnigen Bildern an den Wänden, gegen welche man die Lochhorner lehnte, an welche man an Festtagen den Flitterprunk annagelte, welche man auf die Böden, oder — ins Feuer wandern ließ." —

Es sind dieß Worte des treuen Eckart, mit ihnen stehen wir wieder bei unserem Gegenstande, den christlichen Bildern. Diese Worte erklären uns, wenn auch nur theilweise, das sonderbare Verhältniß, in welchem das Bild auch bei wieder erwachtem bessern Geiste heute noch zu andern liturgischen Mitteln und kirchlichen Gepflogenheiten steht. Daß wir hier uns nicht gegen den Brauch erheben, sondern Mißbräuche rügen, sohin den Brauch, wo er eingehalten und beobachtet erscheint, keinerlei Vorwurf trifft, versteht sich von selbst. Daß aber der Brauch vielfältig nicht mehr verstanden wird, ist eine Wahrnehmung, welche nicht widersprochen werden kann.

Eine Mißhandlung der Künste und Mißbrauch derselben wird überall eintreten, wo das reine Gemüthsleben des Volkes gestört wird und im Abnehmen begriffen ist. Dieses reine Gemüthsleben ist unzertrennlich von der Innigkeit des kirchlichen Lebens, das im Verlaufe der Zeiten auf so traurige Weise geschädigt wurde. Diese Mißhandlung der Künste kommt aber am Bilde in weitaus größerem Maße als bei den andern Künsten, und gerade bei ihm in um so unerklärlicherer Weise zum Vorscheine, als gerade dieses mit den bestimmtesten Schutzgesetzen schon seiner Natur nach umhegt erscheint, als gerade seine Bestimmung am wenigsten verkannt, deßhalb aber auch sein Mißbrauch am wenigsten entschuldigt werden kann.

In Kürze nur einige Beispiele:

Tapeten bilden an Festtagen häufig einen Kirchenschmuck. Insoferne sie figurale Darstellungen enthalten, sind doch diese, und nicht der Lappen Stoff dasjenige, was die Kirche schmücken soll. Werden aber profanhistorische, mythologische oder gar frivole Darstellungen hier angewendet, so erscheint dieser vernünftigen Voraussetzung wirklich Hohn gesprochen. Oder die Darstellungen sind wirklich kirchlichen Inhalts, wie z. B. bei den so viel verbreiteten Raphael'schen Tapeten, welche so oft wiederholt

und nachgewebt wurden. Da sehn wir die herrlichen, selbst in der schwächsten Nachbildung noch hinreißenden Conceptionen in der empörendsten Weise gemißhandelt, indem die eine Hälfte derselben durch einen andern Lappen verdeckt, das Verständniß des Ganzen unmöglich macht. Fast lächerlich wird die ergreifende Paulusgestalt mit dräuendem erhobenen Finger, denn über den Zauberer Elimas, den der Himmel mit Blindheit geschlagen hat, und die übrigen Gruppen, hängt ein anderer Fetzen Stoff herab. Hiedurch wird dargethan, daß das Bild als solches gar nicht in Betracht komme, sondern das Gewebe lediglich als Stoff und Drapperie den Raum decken und schmücken solle.

Die Altaraufsätze aus der sogenannten Perrückenzeit, oft aus verschiedenen kostbaren Marmorgattungen, bilden in ihrer architektonischen Gliederung nur die erweiterte Umrahmung des Altargemäldes, und sprechen so das Gefühl und Bewußtsein seiner Bedeutung aus, aber das Bild ist verdorben, oft zerrissen, oder so verdunkelt, daß sein Inhalt nicht mehr zu erkennen ist. Oder es ist zwar noch sichtbar, aber vor daßselbe ist ein anderes Bild postirt, welches die Darstellung, auf welche es hier ankommt, vollkommen verdeckt und dem Auge und der Betrachtung des Beschauers entzieht, so daß, was vom Bilde etwa noch zu sehn ist, bei der Verhüllung der Hauptsache als völlig gleichgiltiges und unverständliches Beiwerk erscheint.

Keine Kunst hat es mit einem so festnormirten, aller Willkühr in Bezug auf seine Theile so sehr entrückten Organismus zu thun, als das Bild in der Darstellung der menschlichen Gestalt. Mit Recht würde man bei einem Tonstücke die Hinweglassung des Anfangs oder der Schlußtakte, oder die sonstige Zerstörung oder Zerreissung seines Gedankenganges als unbegreifliche Barbarei rügen, ebenso bei einem Redewerke, einer Predigt. Würde Jemandem ein Rockschoos abgerissen, oder Gewand und Beinkleid sonst erheblich verletzt, verschämt würde er auf dem einsamsten Wege nach Hause eilen, und in dem Kleide nicht eher wieder erscheinen, bis der Schade gutgemacht und der Fehler ausgebessert wäre. Wie viel mehr ist jedoch der Leib als die Kleider. Ich trete in eine Kirche, da sehe ich Statuen, die eine leere Hand erheben, das Attribut, das sie hielt, ist herausgebrochen, ohne welches die Handbewegung lächerlich und die Statue nicht mehr kenntlich

iſt; oder mir begegnet ein anderes Standbild, es mangelt ihm ein Fuß, eine Hand oder ein Arm, nach den obigen Conſequenzen mußte, nachdem das Unglück geſchehn, die Statue ſofort augenblicklich entfernt und nicht eher wieder auf ihr Geſtell gebracht werden, bis die Unbilden beſeitigt waren. — Aber — das Bild bleibt ſtehn, Tage, Wochen, Monate, Jahre -! es bleibt in ſeiner Entſtellung — die ſich daran ärgern, mögen ſich ärgern, iſt es doch nur — ein Bild.

Und nun die Bilder im Allgemeinen! welchem Gräuel begegnet man da! und, mit Schmerz muß ich es ſagen, vor Allem in unſerm lieben Oeſterreich. Daß hier von jenen höheren Anſprüchen, welche der Begriff chriſtlicher Kunſt oder auch nur der Kunſtbegriff von ſeinem niederſten Standpunkte erhebt, ohnehin keine Rede ſein kann, wäre das Wenigſte.

Es gibt einen Grad ſogenannter Bilder, geſchnitzte und gemalte, welchem keine andere Kunſt, auch auf ihrer niedrigſten Stufe, Aehnliches an die Seite zu ſtellen hat; Darſtellungen, welche geradezu zu Blasphemien des heiligen Gegenſtandes werden, welche das Gelächter des Unglaubens provociren und bei deren Anblick der gläubige Sinn bis zur Erzürnung, wenn nicht zu Thränen, geärgert wird. Wie viel dergleichen ſieht man in Kirchen nicht nur auf dem Lande, ſogar in Städten, und wie iſt nun gar der liebliche, an ſich ſo rührend ſchöne Gebrauch der Weg- und Feldkapellen in dieſfälliger Weiſe ſo oft geſchändet.

Oft habe ich an maßgebender Stelle meinem Schmerze hierüber Worte gegeben! Gewöhnlich lautete der Troſt alſo, daß mir mit Lachen erwidert wurde: „O! da ſollten Sie in dieſe oder jene Kirche kommen, jene Gegend beſuchen, da würden Sie noch ganz andere Dinge ſehen.„—

Woher kommt es, daß man über eine geſprochene oder gedruckte Läſterung mit Recht ſich noch entrüſtet, und über eine gemalte oder geſchnitzte lacht? woher, daß man von der Häßlichkeit kaum mehr empört und verletzt wird, während die Schönheit unempfunden an uns vorübergeht, oder Coquetterie und ſüßliche Sentimentalität für Schönheit genommen wird? Dieſe Erſcheinungen alle finden ihre Erklärung nur in dem durch den Rationalismus zerſtörten Gemüthsleben der alten Kirche, das durch die ſichtbaren

Dinge sich zu den unsichtbaren erhob, weil es sich gewohnt hatte, in den ersteren vor Allem die letzteren zu erblicken.

Die Seele des Naturjahres war das Kirchenjahr. Da blühte keine Blume, reifte keine Saat, keine Frucht, ohne daß sie in Gleichnissen gepredigt hätte von ewigen Dingen. Millionen von Menschen lebten ihr Leben still mit ihrem Erlöser, das ihnen im jährlichen Festkreise wiederkehrte. Die Betrachtung war ihnen geläufig — darum auch das Bild verständlich — und ihr Beten war eine Folge vom Betrachten und darum innig, wahr, warm und leicht. Es ist eine des hohen Meisters würdige Definition des Kunstbegriffes, den Overbeck dahin formulirt, daß es die Aufgabe der Kunst sei, den Menschen durch den Reiz der Schönheit zur Wahrheit zu führen.

Wer den ganzen Werth der Wahrheit erkennen will, dem darf neben ihrer Güte auch ihre Schönheit nicht verborgen bleiben. Gegen diese war das rationalistische Kirchenthum, auch wenn es gegen das Dogma nicht verstieß, obschon es seiner Natur nach es verdunkelte, vor Allem gerichtet, ohne sich dessen immer bewußt zu sein. Die von Gott durch die Kirche geregelten Beziehungen der Kinder zu den Eltern, dieser zu den Kindern, der Gattin zum Gatten, was sind sie, und wie sehen sie aus, wenn sie der Liebe, oder was hier gleichbedeutend ist, der Schönheit entkleidet, bloß als Pflichten beobachtet und behandelt werden? Das höchste Gebot, das mit dem Worte: „du sollst" auch die höchste Verpflichtung ausdrückt, endigt mit der Liebe, „du sollst Gott deinen Herrn lieben" u. s. w., und wenn diese Liebe durch das Wort der menschgewordenen ewigen Liebe auch wieder zur Pflicht zurückgeführt wird: „wer mein Wort hält, der ist's, der mich liebet", so ruht doch endlich auch alle Pflichterfüllung und Haltung des Wortes wieder auf der Liebe, denn sie soll die Triebfeder aller Pflichterfüllung sein. Was wir Böses unterlassen, Gutes thun, wir sollen es lassen und thun aus Liebe zu Gott.

Jene dürre, dem ächten kirchlichen Geiste so ferne liegende, meist mit einer stoischen Hoffart tingirte theoretische, oft sophistische Moralität, wie sie der Humanismus und Rationalismus geschaffen, und welche mit ihrer nüchternen Scheinwahrheit im letzten Jahrhundert auch die Kirche — oder besser — viele ihrer Diener gestreift, hat die Elemente der Schönheit in ihren tiefsten Grund-

lagen geschädigt und — ein viel feinerer Bildersturm, obgleich dem früheren rohen und wilden in seiner tiefsten Wesenheit doch sehr verwandt — Bild und Kunst dem Leben vielfach entfremdet.

Das Bild ist, wie der Gipfel, so die Unterlage alles Erschaffenen, der tiefste und wesentlichste Inhalt aller Künste.

War die einstige Menschwerdung Gottes schon vor aller Schöpfung der Rathschluß Gottes, so erscheint die Schöpfung als Veräußerlichung der göttlichen Gedanken, eine sichtbare Darstellung derselben in einer Fülle von Bildern, und wurde sie mit der Schöpfung des Menschen, der sichtbaren Darstellung Gottes als seines Ebenbildes, gekrönt, so erscheint dies Alles nur wie die Morgenröthe jenes Tages, von dem der Erlöser spricht: „Abraham freute sich, meinen Tag zu sehen" u. s. w., den Tag, in dessen Lichte wir das Licht schauen, alle Dinge in ihrer wahren Gestalt sehen, und unser wahres und richtiges Verhältniß zu ihnen.

Aller Schöpfung wohnt ein Ausdruck, eine Analogie, eine Beziehung zu Ihm, durch den sie geworden, bei. Die Bilder der Natur sind Bilder von ihm, und die Sehnsucht edlerer Geister, von dem gewöhnlichen Treiben der Menschen weg, hinaus in die reine unentweihte Natur ist eigentlich Sehnsucht nach ihm und prägt der Gottesdichtung der Schöpfung den Charakter des Elegischen auf. Allmälig beginnt die gläubige Seele jene unnachahmlichen pauliniſchen Worte von der schmachtenden und seufzenden Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu ahnen, zu verstehen, und daß nur frei sei, wer in Gott ist.

Es ist eine von der Theologie angenommene, in der Praxis der Kirche gerechtfertigte und in der Aufeinanderfolge der Schöpfung zur Darstellung gelangte Wahrheit, daß Der, durch welchen alle Dinge geschaffen sind, endlich selbst aus dem rein geistigen Heiligthume der Gottheit heraus und in die Sichtbarkeit treten, mit einem Worte, daß Gott Mensch werden sollte, ohne sein Sein in Gott zu verlassen oder im Mindesten aufzugeben. Es war das Urbild und zugleich das Vorbild der einstigen Menschwerdung Gottes, das — nachdem durch das Wort alle göttlichen Gedanken von einer sichtbaren kreatürlichen Welt verwirklicht und in's Dasein gerufen waren — in der Schöpfung des Menschen, als eines Ebenbildes Gottes, dem Kreise der Bilder seinen letzten, höchsten und bedeutungsvollsten Schlußstein einfügte, und den Begriff des Bildes

für alle Zeiten erklärte, und seine Reinheit mit der göttlichen Schranke des Gebotes umhegte.

Gott ist ein Geist, und wenn er sich in einem Leibe darstellt, so können die leiblichen Fähigkeiten nur Vermenschlichungen göttlicher Eigenschaften und Kräfte, also Vorbilder der künftigen prototypen Menschwerdung sein, und müssen einen so umfassenden Begriff dessen, was wir unter dem Namen „Bild" uns zu denken haben, fixiren, daß wir über die Aufgabe aller menschlichen Bildnerei sowohl, als über deren in Folge der Erbsünde eingetretenen Mißbrauch auch des Bildes nicht mehr in Zweifel sein können.

Zu welcher Höhe übrigens der menschliche Leib emporsteigt, wenn wir uns gewöhnen, im Lichte der Offenbarung seine Organe, Kräfte und Fähigkeiten als Darstellungen göttlicher Gedanken, als Diener heiliger Liebesgesetze und Ordnungen aufzufassen, dafür kann kein treffenderer und schönerer Ausdruck gefunden werden, als das Wort des Apostels: „Ihr seid Tempel des heil. Geistes."

Unter dieser allein richtigen Auffassung gestaltet sich die den Menschen umgebende Natur zu einem heiligen Vorhofe, in dessen Räumen auch die geringsten Dienste und Beschäftigungen in inniger Beziehung stehen zu einer innern Fülle und Herrlichkeit, die wir hienieden nur ahnen, die uns nur als Poesie berührt im oben angedeuteten Sinne, die aber einst, wenn Wahrheit und Wirklichkeit Eins sind, alles wahrhaft Lebendige und deshalb Unvergängliche sammeln werden zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde.

Das ist das Wesen des Menschen, daß er empfänglich ist für das Höchste; dieser Empfänglichkeit, dieser Gabe zu vernehmen, die wir Vernunft nennen, tritt die Offenbarung gegenüber. Das Höchste, das Heiligste und Lichtvollste gibt sie in seine Hand, ihm eine Leuchte zu sein für die Erscheinungen des Niederern und ihrer Erkenntniß, und die Natur aus der Höhe seines Verhältnisses zu ihr zu betrachten. Im katholischen Credo oder Glaubensbekenntnisse liegt auch alle Erkenntniß, alle göttliche Wissenschaft hoher und höchster Dinge. Mit dem Credo und der Erkenntnißfülle seines Inhalts ist uns aber auch der Schild gegeben gegen die Geister der Negation. Es enthält und umfaßt die Bejahung alles dessen, was die Verneinung uns rauben will. In dieser Veste des Glaubens, auf so wenige Worte beschränkt, ist keine Lücke gelassen, durch

welche der Feind eindringen konnte. Gott, Natur und Geſchichte, Zeit, Ewigkeit und Unſterblichkeit ſind uns nicht nur genannt, ſondern auch erklärt. Außerdem aber umfaßt dieſe Namhaftmachung auch den ganzen Kriegsplan des Widerſachers gegen uns. Das ganze Reich und Arſenal der Lüge können wir von dieſer Warte des Glaubens überſchauen. Es gehört zu den chriſtlichen Bildern, wenn wir uns die auf der Zwölfzahl der apoſtoliſchen Lichtboten ruhenden zwölf Artikel als ebenſo viele unüberwindliche Burgen denken, gegen deren eine oder mehrere der Abgrund ſeine Sturmböcke führt. Vertheidigen wir nur dieſe, ſo haben wir das ganze Reich der Wahrheit vertheidigt, und für uns gerettet und erhalten. Wir haben die Einheit, ohne ſie in der Einerleiheit zu ſuchen oder in der Entzweiung und unvermittelten Vielheit zu verlieren, und mit ihr die Harmonie unſeres Weſens mit Gott, Natur und Geſchichte gefunden.

Das in Zeit und Raum verlaufende Menſchenleben iſt eine Wanderung durch einen immer ſich wiederholenden Bildercyclus, den der Kalender theoretiſch umfaßt. Wenn ich ſage: Ich bin ſechzig, ſiebzig Jahre alt, ſo heißt das: Ich habe dieſen Cyclus ſechzig, ſiebzigmal durchlaufen. Die Bilder haben ſich nicht geändert, aber ich habe ſie von verſchiedenen Standpunkten geſehen. Sie waren und bildeten meinen Leib, ſtellten aber meine Seele vor. Ich ſelbſt war einſt der Frühling, und als Frühling ſah und durchlebte ich die andern Jahreszeiten, und trug dieſen meinen damaligen Standpunkt durch ſie hindurch, ſelbſt in den Winter hinein. Unvermerkt ward ich zum Sommer, zum Herbſt, zum Winter, und mit den Augen des Herbſtes, des Winters blicke ich nun auf den Frühling zurück. Was ich damals fühlte und nicht verſtand, fühle ich nicht mehr, aber ich verſtehe es, und dieß Verſtändniß erzeugt in mir ein anderes und höheres Gefühl, ſo daß ich den Verluſt jenes Gefühls für keinen Raub achten, ſondern in ihm nur den Uebergang meiner Entwicklung in ein höheres Stadium erblicken kann.

Im Lichte des Chriſtenthums verklären und erklären ſich uns ſo viele dunkle Inſtinkte des Heidenthums, und gefahrlos können wir ſie in die Reihe unſerer Anſchauungen aufnehmen, wie das vaticaniſche Muſeum die Gebilde klaſſiſcher Kunſt. Nicht mehr befangen in ihrem täuſchenden Reize verſtehen wir den Gedanken

einer Allmutter Natur in einem ganz andern Sinne, ſeit dem wir den Vater kennen durch den Sohn. Alle natürlichen Bezüge erweitern ſich und befreien uns aus den Schranken der Inſtinkte, uns ſelbſt und die letztern in die Region des Bewußtſeins erhebend, des Bewußtſeins von uns ſelbſt und unſerer zuſammengeſetzten Natur, und indem wir die alles hervorbringende Natur ſelbſt als eine hervorgebrachte, ehe ſie darſtellen konnte, ſelbſt dargeſtellte Creatur auffaſſen, entdecken wir in unſerer Fähigkeit, auch unſererſeits darſtellen zu können, einen Zug alter Gottesebenbildlichkeit.

Haben wir unſer Menſchenweſen als ein Doppelleben von Natur und Geiſt begriffen, ſo werden wir in unſerer irdiſchen Mutter, welche uns in ihrem Schooße getragen und groß genährt an ihrer Bruſt, ein Bild unſerer geiſtigen Mutter, der Kirche, um ſo lieber erkennen, ſo inniger lieben, als uns der Schöpfer der Welt auch der Gründer der Kirche iſt.

Die Natur ohne Kirche hat keine Bilder. Oder ſoll der Menſch ein Bild des Menſchen ſein? Das iſt Unſinn. Der Grieche ſtrebte die Darſtellung des Gottes an, wenn er ſeine Menſchengebilde ſchuf, das iſt die Wahrheit an der ſonſt irrthümlichen Anwendung. Wenn der Menſch ein Bild iſt, ſo iſt er ein Bild Gottes, deſſen Ebenbild, die ſichtbare Darſtellung eines Unſichtbaren. Das geht tief herab, und findet ſich als Bild der Verkehrtheit in aller Verkehrtheit wieder. Iſt die Schrift eine Darſtellung der Schrift? oder iſt ſie eine Sichtbarwerdung und Mittheilung des unſichtbaren Gedankens? — Iſt das Erſte der Fall, ſo hat ſie ihren Zweck auch bei dem des Leſens Unkundigen erfüllt.

Nach dem praktiſchen Verfalle der Urreligion und der ſittlichen Entartung jener Geſchlechter erfolgt die Fluth. Nachdem die Form des Gedankens ihre Einheit im Ausdrucke des Wortes durch die Sprachverwirrung bei den ſpätern Noachiden eingebüßt und durch den Babelbau auch ein geiſtiges Babel begründet, und mit der Zerklüftung des einheitlichen Gedankens in die unvermittelte Sprachenvielheit auch eine Zertrümmerung des höchſten Gedankens zu einer Göttervielheit verwirrt, taſtet das Menſchengeſchlecht nach einem rettenden Widerſatze ſeiner chaotiſchen Exiſtenz. Es iſt das dunkle Gefühl der Nothwendigkeit einer Art

Kirche der zertrümmerten Harmonie von Gott, Geist und Natur gegenüber, das in den Kosmogonien, Kosmologien und Theogonien, in allen Göttersystemen und Cultusformen Boden sucht, und Bilder für das verfinsterte theils verlorene Menschenbild, das zugleich die Wahrheit der Dinge und ihr reiner Spiegel zu sein bestimmt war.

Das reflektirende Bewußtsein der Heidenwelt, je ferner der Uroffenbarung, je getrübter fließend und durch die Zuthaten der verderbten menschlichen Natur immer mehr sich trübend, verlor zuletzt fast alles Verständniß jener Urwahrheiten, von denen seine Anfänge abgeleitet waren. Das Verhältniß der Vorkirche als eine Ausscheidung vom Heidenthume, damit sie von dorther so wenig als möglich beeinflußt werde, und in sich selbst erstarke und ethisch und geschichtlich sich entwickeln könne, muß dem unbefangenen Geiste um so mehr schon als göttliche Institution erscheinen, als er in der vollendeten Kirche die Mission erblickt, mit allen Waffen des Lichtes ausgerüstet als Lehrerin zum Heidenthume zurückzukehren und seine Finsternisse zu erleuchten.

Das Wort des Herrn an Abraham, den Vater der Gläubigen: „Zeuch aus deines Vaters Land und Haus und von deiner Verwandtschaft u. s. w.“ und jenes andere Wort des Heilands: „Geht zu allen Völkern, taufet sie und lehret sie alles halten u. s. w.“ können als Glieder einer und derselben Kette nicht mehr verkannt werden.

Wenn die Große und Bedeutung der christlichen Bilder ihrer Natur nach in der Typologie, und diese wieder vorzugsweise in der Vorkirche des alten Bundes wurzelt, und die Richtigkeit der Sache und ihre tief greifende Wahrheit den scheinbaren Zwang, mit welchem das christliche Mittelalter diesen Gegenstand mitunter behandelte, vollkommen entschuldigt, so bliebe die universale, über alle andern oder profanen Bilder unendlich erhabene Bedeutung jedes christlichen Bildes diesem typischen Standpunkte auch dann für alle Zeiten gesichert, wenn ihr Kreis an äußerer Ausdehnung sich auch um keine Spanne mehr erweiterte. Der Grundzug aller darstellenden Kunst, in tausend Spuren der unbeseelten Natur aufgeprägt, bis zum Menschen hinauf reichend, erhebt sich hier zu einer allgültigen Erklärung des Bildes überhaupt, das auf seiner Höhe zwei Begriffe einschließt: den seines eigenen, in die

Erscheinung tretenden Seins, und den der allgemeinen Bedeutung dieses Seins.

Wenn es eine Erklärung für den Materialismus gibt, so liegt sie von vorn herein im Unglauben, durch welchen die Stellung des Menschen zur Natur eine völlig verschrobene und unwahre wird, während der Offenbarungsglaube an sich schon eine Erkenntniß gewährt, deren Höhe, von diesem Glauben abgesehn, keinerlei Forschung auch nur annähernd erreichen kann. Im Menschen sind Natur und Geist so wunderbar verbunden und in einander verwoben, daß er die Gränzen nur in den Sinnen, welche der Glaube ihm als Pflichten auferlegt, finden und entdecken kann. Hat er das Pflichtgefühl für die Glaubensaufgaben verloren, so fehlt ihm das Regulativ für alle richtige Beurtheilung sowohl seines Geistes, als seines Naturantheiles, und der Wahnsinn wird erklärlich, wie er ein bloßes Walten der Natur, z. B. das Phosphoriſiren seines Gehirns, der Welt wieder als Forschungsresultate verkaufen will. Des Glaubenslebens und Glaubenslichtes baar, dürfen wir nicht hoffen, durch Verstand und Vernunft einen Lichterſatz für jenen unausſprechlichen Verlust zu erhalten. Indem wir jenem Lichte widerſtanden, haben wir für uns diese beiden untergeordneten Lichtquellen verſtopft. Wenn der Mensch der bloßen Natur verfällt, verfällt er zugleich der Unnatur, weil die Höhe seiner Körperlichkeit bereits in Regionen hineinragt, wo es Entſcheidung und Entſchiedenheit gilt. Eben diese Höhe iſt es, in welche die Erbſchuld aus den geiſtigen Gebieten herunter greift, und ohne den Glauben auch die untern Gebiete zerſtörend berührt, von der perſönlichen Sünde gar nicht zu reden.

Alle Erforſchung der Natur ſeitens des Menſchen kann nur von jenen Eigenſchaften ſeines Weſens ausgehen, welche ihn und die eine Hälfte desſelben über die Natur ſtellen, von ſeinem Geiſte nämlich, deſſen Verhalten der Offenbarung gegenüber, den Werth oder Unwerth aller ſeiner Hervorbringungen im ethiſchen, ſcientifiſchen oder artiſtiſchen Lebensgebiete beſtimmt.

Wäre ein Verſenken, ein Aufgehen des Menſchenbegriffs in ſeiner Körperlichkeit im Sinne des Materialismus denkbar, ſo würde alle Forſchung über ſein Weſen zum Unſinn. Denn unter Vorausſetzung ſolcher Befangenheit in der bloßen Natur müßte der Menſch jede Frage über ſeine Weſenheit, und könnte ſie nicht

anders beantworten, als jener General in Maistre's Soiréen von St. Petersburg, der, über die Details einer Schlacht befragt, erwiederte: „er könne über solche kein Urtheil abgeben, weil er die Schlacht mitgemacht." Mit geringer Umdichtung würde diese Wahrheit durch das Wort des Erdgeistes (in Göthe's Faust): „du gleichst dem Geist, den du begreifst", zu erschöpfen sein. Mit meinem Geiste über meiner Natur, dem Mikrokosmus unter dem Lichte der Offenbarung stehend, sehe ich die Natur in ihrer großen Allgemeinheit richtig an, dieser Standpunkt befähigt mich, auch in Detail-Forschungen hinabzusteigen, mit der Leugnung dieses Geistes und der Offenbarung falle ich in und unter die Natur hinab.

Diese Unterscheidungen allein können uns den Begriff des Bildes und diesen durch den Begriff des christlichen Bildes sichern.

Das Bild ist die Darstellung eines Dinges, einer Sache außer ihr.

So war das erste Bild, dem dieser Name gebührte, der geschaffene Mensch, das Ebenbild Gottes, eine Darstellung Gottes, außer Gott. Ist mein Gesicht Ausdruck meines Geistes, so ist es dessen Darstellung außerhalb dieses Geistes, Ausdruck, Heraustreten, Oeffnen, Offenbarung desselben außer ihm, und so ist es Wahrheit, dargestellte Wahrheit. Die Schöpfung ist nicht Gott, sondern Offenbarung, Darstellung, Veräußerlichung göttlicher Gedanken, und sohin Bild. — Die Darstellung Gottes in der geistigen Schöpfung, in der Engelwelt, hat an einem Theile derselben, welche in Folge ihrer Freiheit den Charakter des Bildes zerstörten, indem sie nicht mehr Gott darstellen, sondern Gott sein wollten, sich zur finstern dämonischen Welt entfaltet, deren Dasein nun auch in die Reihe der Bilder getreten ist, von denen wir hier handeln, und in denen der Begriff des Bildes als Darstellung dessen, was ist, seinen geschlossenen Kreis, seine Form, den Widersatz aller Unform findet.

Wenn das Christenthum die lichtvolle Erklärung aller religiösen Anschauungen aller Völker vorchristlicher Zeit ist, so erklärt es allein auch die Gründe der modernen Abkehr von seinem Lichte, die Lehre von den überwundenen Standpunkten, den unendlichen Fortschritt ohne allen Standpunkt, welcher wie das wilde Heer zwischen Himmel und Erde dahin rast, und die kostbaren Lebenskräfte und Tage von Tausenden jämmerlich vergeudet, indem er sie mit den

Begierden der Ehrsucht, der Genußsucht und der Habsucht wie mit Hunden durch die Spanne irdischen Daseins hetzt. Zu Christo, dem wiederhergestellten und wiederherstellenden Menschenbild, dem neuen Adam tritt jenes Zerrbild der Finsterniß in der wilden Einöde mit denselben Waffen wie zu den ersten Menschen im Garten Eden, und wie es dort siegte, wird es hier besiegt. Die Waffen (wir nannten sie eben) sind ewig dieselben. Auf der Mittagshöhe der Erdenzeit stehen sich die Widersätze aller Geschichte leibhaftig gegenüber: Christus und Satan. Er ahnte etwas Großes in dem wunderbaren Wüstenbewohner, etwas ihm Unheimliches, da sieht er ihn einem menschlichen Bedürfnisse anheimgegeben, sieht ihn hungern, sogleich ist er zur Hand. „Esset", sprach er im Garten am Baume mit der lockenden Frucht zum Weibe. „Mach Brod aus diesen Steinen," ergeht hier sein Rath an den Mann vom Weibessamen. Entkräftete er dort die Todesdrohung des Ewigen mit dem Lügenworte: „Ihr werdet nicht sterben", so lautet hier dieselbe Verheißung (unter veränderter Formel, dem Sprichworte entlehnt): „Stürze dich hinab und die Engel werden dich tragen". Endlich — Rerum cognoscere — die weltumspannende Erkenntniß des Guten und des Bösen, aller Reiche des Geschaffenen und ein Sein wie die Götter und ihre Herrschaft über diese Reiche, auch dieß wird ihm gezeigt von der Spitze des Berges, und ihm zu geben versprochen unter der Bedingung — der Teufelsanbetung. Hier aber zerstiebt vor dem Worte des Ewigen aus menschlichem Munde, vor dem Urbilde aller Dinge, die Versuchung des Zerrbildes und der Sohn Gottes geht hin, ein Diener zu sein seiner Brüder, der Menschen, wie ihm die Engel dienten, als der Verderber ihn verlassen hatte.

Der Begriff des Bildes (alle heidnische Bilderei mit eingeschlossen) ist ohne Christenthum — wie alles Leben überhaupt — unverständlich. Denn nur im Christenthume haben wir die Geschichte und Philosophie des Bildes, seiner Schöpfung und Grundidee, seiner Entstellung und Wiederherstellung. Nur dem christlichen Geiste ist das Verständniß einer Schönheit möglich, wie sie z. B. in dem Bilde liegt, mit welchem Markus den Bericht der Versuchung in der Wüste schließt: „Er (Christus) lebte unter wilden Thieren, und die Engel dienten ihm." — Mit der Abnahme des christlichen Geistes verdämmern alle Bilder in einem falschen Realismus. Was gläubige Zeiten und Menschen entzückte, wird gleich-

giltig, endlich widersinnig. Aus der sichtbaren uns umgebenden Welt weicht alle Idealität und höhere Wahrheit, und zurück bleibt eine schwere, schwunglose, tief unwahre Wirklichkeit. Die Bekanntschaften und der Umgang unserer Seele mit Heiligen und Engeln erkaltet, wir fliehen nur die Leiden, nicht aber die Sünde, suchen nur den Genuß, aber keineswegs Tugend und innere Vollendung. In dem Maße als wir hiernach aufhören, Gott und Welt und uns selbst zu verstehen, halten wir unsern Verstand für wachsend. Wie die Natur sich uns entseelt, so geschieht es auch mit der Geschichte. Das tiefste, innerste göttliche Leben derselben, die Offenbarung Gottes im Fleische und alles, was damit in Beziehung steht (und das ist eben mit Allem der Fall), wird uns zur Legende, zur Sage, zur Mythe, zum Traume; dieser Schlaf unserer Seele erscheint uns als das rechte nüchterne Wachen und die Erstorbenheit unserer edelsten Kräfte als praktische Geistesunbefangenheit.

Das Kirchenjahr mit dem Naturjahre verwoben, ist ein vollendetes Bild der Menschennatur und ihrer zur Einheit verbundenen Zweiheit von Leib und Geist. Der Begriff des Bildes knüpft sich in seiner Vollendung überhaupt vor allem, um nicht zu sagen ausschließlich, an den Menschen; was wir von Naturformen und Eindrücken sonst gewöhnlich Bilder nennen, sind nur einzelne Züge, Theile großer Kathegorien von Wesen, welche in ihrem Verhältnisse zum Menschen im Menschen erst zur Ahnung oder zum höheren Verständnisse gelangen. Das Bild aber ist der Mensch, und umfaßt drei Begriffe: seine ursprüngliche Reinheit, seinen Fall und die mit ihm verbundene Entstellung, und seine Wiederherstellung oder Erlösung. Das Kirchenjahr ist die geschichtliche und thatsächliche Wiederholung derselben, an selbe knüpfen sich alle christlichen Bilder, wie das Verständniß des Bildes überhaupt.

An der Größe des Unglücks und des Elends wird der Werth der Hilfe und Rettung ermessen, aus den Finsternissen dieser Welt zum Lichte einer höheren Wahrheit erwacht, erschließt sich der christliche Sinn für die Schönheit und Bedeutung des christlichen Bildes, es möge nun die betrügliche Wahnhülle von unserem Erdendasein hinwegziehen, oder uns auf unserm heimischen Boden, hier im Lande der Verweisung die himmlisch süßen Anfänge einer jenseitigen Vollendung darstellen.

Wer die Culturverhältniſſe der vorchriſtlichen und chriſtlichen Welt kennt, und auch nur vom Standpunkte des gewöhnlichen Humanismus mit einander vergleicht, muß mit Begeiſterung den Beginn des Chriſtenthums als den Eintritt einer Rettung, oder beſſer — Begründung, Wiederherſtellung allgemein chriſtlicher Ideen, von denen ſeit der Völkertheilung im Leben der Nationen mehr keine Rede war, begrüßen. Die Tiefe jenes Unglücksgefühls, welche bei den antiken Tragikern ſo oft ſich Luft macht, und welches Homer ſo draſtiſch und ſtark in dem Gedanken ausdrückt: „daß unter allem, was da Leben hat und ſich reget, es nichts ſo jammervolles gibt als den Menſchen", wie einfach erhaben erſcheint ſie beim Propheten: „Nacht bedecket die Erde und Finſterniß die Nationen, allein über Dir (Jeruſalem) geht der Herr auf, und ſeine Herrlichkeit ſtrahlt über Dir", und Paulus im mächtigen Gefühle dieſer Gegenſätze ruft aus: „Die Nacht iſt vergangen, der Tag iſt angebrochen" u. ſ. w.

Die chriſtlichen Bilder greifen weit in die Dämmerungen des alten Bundes zurück. Dort ſind ſie Typen der kommenden Zeitenfülle, wie die organiſche Natur Typus des Geiſtes iſt.

Madonna.

Nicht Beſchreibungen wirklich vorhandener, gemalter oder plaſtiſcher chriſtlicher Bilder wollen wir geben, ſondern an der Tiefe und Allgemeinheit ihres Inhaltes ihre Bedeutung für unſer Leben, der außer- oder gar widerchriſtlichen modernen Bildermacherei gegenüber, einigermaßen nachweiſen.

„Deine Geburt, o Jungfrau, hat der ganzen Welt Freude angekündigt", mit dieſen Worten beginnt eine kirchliche Antiphone am Tage Maria Geburt.

Wie ein liebliches, troſtreiches Morgenroth nach einer wilden geſpenſtiſchen Sturmnacht über der Erde aufgeht, und ein verirrtes Kind bei ſeinem Lichte die verlorne Mutter wiederfindet, ſolch tröſtliche Freude iſt unſerm verirrten, verlornen Geſchlechte der Eintritt der Mutter Gottes in die irdiſche Zeit.

Man braucht ſich nicht auf den ſcheußlichen Dienſt des Moloch oder der phöniziſchen Aſtarte zu berufen, um die ſchreckliche Weltlage der vorchriſtlichen Zeit nachzuweiſen, jeder Gottescult mit Ausnahme keines Einzigen hatte des Gräuelhaften genug, um an

seinen Schrecken die himmlische Wohlthat der Zeitenfülle zu ermessen, welche mit dem Eintritt der Jungfrau in die Geschichte begann. Die schönen Landschaften unserer Erde, sie mochten wie die edlen Züge einer Leiche, wie die Ruinen eines zertrümmerten Prachtbaues an nichts als an untergegangene Herrlichkeit erinnern, aber als der Fuß der Gebenedeiten durch Feld und Haine und Gebirge wandelte, ward die Natur von der Gnade berührt, ihre erstorbenen Züge belebten sich mit neuem Leben unter dem Strahle unbedingter, gänzlich unentweihter Schönheit. Muthet es uns doch an wie das zeitliche Symbol eines ewigen, nie mehr endenden Frühlings, wenn die Kirche am Heimsuchungsfeste ihren Kindern die Stelle des hohen Liedes vorliest: „Steh auf, meine Taube, meine Vielgeliebte, siehe, der Winter ist vergangen, aufgehört hat die Regenzeit, die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande ꝛc. ꝛc.“; und was war die Jungfrau schon in der umnachteten Welt des Heidenthums?

Ja sie ist die Voraussetzung aller Geschichte. Das fällt mir immer bei den Madonnen Raphaels ein. Diese sind eigentlich keine Andachtsbilder im Vergleich früherer und selbst gleichzeitiger Darstellungen, z. B. von Francia. Ihre Schönheit ist vielleicht zu irdisch, und dennoch liegt gerade in diesem Umstande ein Zug von Wahrheit, den man nicht ungewürdigt lassen kann.

Da sitzt sie die Jungfrau und Mutter! ohne welche der Muttername nie wäre ausgesprochen worden, wenn die Erbsünde die Wirkung gehabt hätte, welche ihr Urheber erwartete. Da sitzt sie in freundlicher grüner Landschaft, sie, auf deren Erschaffung die Erhaltung des Menschengeschlechtes gegründet ist. Die Grazien, um heidnisch zu reden, scheinen diese Bilder der Jungfrau-Mutter mit ihrem wunderbaren Kinde und seinem kleinen Wegbereiter eingegeben zu haben, aber im urchristlichen Sinne, welcher das Heidenthum erleuchtet und bekehrt, nicht todtschlägt, sondern tauft, ist sie die Mutter der Grazien und alles dessen, was schön ist auf dieser Erde. „Gratia plena“ ist wohl die umfassendste Bezeichnung ihrer gebenedeiten Weiseuheit.

Eine vernünftige Philosophie der Geschichte muß nothwendig christlich sein, weil alle Geschichte auf dem historischen Christus beruht, und weil der historische Christus kein anderer als der Christus der Offenbarung ist.

Deshalb erschöpft der sonst so wahre Ausspruch Johannes von Müllers: „Nehmet Christum aus der Geschichte, und sie ist finster und gestaltlos," die Sache nur halb, weil hiermit nur eine Fälschung der concreten Geschichte bezeichnet, nicht aber der Charakter derselben, ihr Fundament als Voraussetzung ihres Bestandes im Allgemeinen dargestellt erscheint, denn ohne Christus gibt es keine finstere und gestaltlose, sondern überhaupt gar keine Geschichte. Seine Geschichte aber hat wieder die Jungfrau und Mutter zur Voraussetzung. Wie die auf Ihn gegründete, trotz dem Tode des Einzelnen erfolgte Erhaltung des Geschlechtes auf der gewöhnlichen Generation durch den Mann beruht, so beruht sein Eintritt in die Zeitwelt auf dem Weibe, und zwar auf dem Weibe als Jungfrau. „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir, der Schlange und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen, und sie wird dir den Kopf zertreten." So wird im Bilde ihre unbedingte Makellosigkeit dargestellt.

Dies göttliche Wort vom Weibessamen hat in der Geschichte selbst des Heidenthums sich in den großartigsten unwidersprechlichsten Monumenten erhalten. Die Erwartung des Heiligen und Gerechten, des Schlangentreters, mit dessen Geburt eine neue Ordnung der Dinge beginnen soll, findet sich überall unter den Völkern des Alterthums: in den indischen Vedas, in den kanonischen Büchern der Chinesen, im Zendavesta der Perser, in den Mysterien der Egypter und Griechen, in den pontifikalen Institutionen der Römer und in der nordischen Edda.

Während die unfreie und verachtete Stellung des Weibes an die Sünde unserer Stammmutter erinnert, und die bei vielen Völkern (außer den hebräischen) übliche Beschneidung auf jene Schmach hindeutet, welche an der Generation haftet, während nicht nur die Lebenspraxis, sondern selbst der scheußliche Götterdienst Zeugniß gibt, von den Begriffen, die das Alterthum von sittlicher Reinheit und Keuschheit hatte; verkünden die fast klösterlichen Jungfrauenstifte beinahe aller Völker selbst in ihrer größten Verdunklung die Erwartung des Retters nicht von der natürlichen Vermischung der Geschlechter, sondern von der Jungfrau, oder vom Weibessamen. Was in dieser Hinsicht die Vestalinnen des alten Rom waren, bestand mit geringen Modifikationen fast bei allen Volkern, und als bereits fünfzehn Jahrhunderte nach der

gnadenreichen Erfüllung der Prophezie des Jesaias: „Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären," vergangen waren, fand sich in dem neu entdeckten Welttheile dieselbe Einrichtung in den Sonnenjungfrauen wieder. Daß die christlichen Bilder über die Sterne reichen versteht sich, aber sie stehen auch in den Sternen. Die Fleischwerdung eines erlösenden Gottes in einer Jungfrau hatte fast in allen Theogonien Platz gegriffen. Kreuzer in seiner Symbolik gibt ein Bild der indischen Dohibaki, der Gebärerin des Chrischna, des menschgewordenen Wischnu, der zweiten Person der indischen Trimurti, welche als Madonnenbild in jeder Kirche stehen konnte. Sching Mu, die heilige Mutter der Chinesen, auch die Mutter der vollkommenen Intelligenz, deren Bild wie ein Geheimniß im Hintergrunde der Tempel aufgestellt, und mit einem seidenen Vorhange verhüllt war, trug ihr Kind entweder auf ihrem Schooße oder auf den Händen, und ihr Haupt war mit einer Glorie umgeben. Auch sie blieb Jungfrau, als sie Mutter ward. Bei den Germanen hatte die Jungfrau einen eigenen Cult, die Druiden bewahrten im innersten Heiligthume die Statue des zukünftigen Befreiers; so waren in mehreren Städten Galliens der gebärenden Jungfrau besondere Altäre errichtet, und bei der Auffindung diesbezüglicher druidischer Spuren in Chalons in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wird von französischen Gelehrten einer weiblichen Statue erwähnt, welche am Fußgestelle die lateinische Inschrift trug: „Virgini paritura druides." Im alten Babylon und Assyrien bestieg eine priesterliche Jungfrau jede Nacht die auf der siebengestuften Pyramide errichtete Zelle, der Herabkunft eines Gottes gewärtig. Endlich sind die Buhlschaften der Götter mit sterblichen Jungfrauen nichts anders, als dämonische Verzerrungen dieses Weltmysteriums höchster Reinheit, und müssen Zeugniß geben (die scheußlichen Götzen Indiens sowohl, als die zierlichen Götterbilder Griechenlands) von dem, was den alten Völkern die darstellende Kunst war, und wozu sie sie verwendeten, wie die Anwendung der Kunst auch bei Luxusgegenständen immer an Ideen sich anschmiegte, welche sie für wahr und heilig hielten, auch dafür gibt es zahllose Beispiele in den auf uns gekommenen Resten des Alterthums.

Das Sonnenweib der Offenbarung Johannis mit dem Sternenkranze und dem Monde unter den Füßen ist nichts anderes,

als die Jungfrau, welche die Egypter in ihrem Thierkreise hatten, und welche dargestellt ist, wie sie ihren Sohn säugt; in anderen Zodiakal-Zeichen kommt dasselbe Bild als Jungfrau mit der Aehre vor, ihre Fruchtbarkeit anzudeuten.

Diese wenigen flüchtigen Andeutungen halten wir für unsern Zweck genügend, und die weitschweifigsten, übrigens äußerst interessanten Studien lassen sich endlich in den Ausspruch eines der gründlichsten Forscher und Kenner der Völkermythen zusammen fassen: „Es ist ein stehender Glaubensartikel der Heidenwelt, daß der Erlöser ohne Zuthun eines Mannes von einer reinen Maid geboren werden solle und diese Klänge aus der vorchristlichen Zeit erklären die Fassung des Marienliedes beim alten Dichter:

„Ich han mir userkoren
Ein minnekliche Meid
Ze vor viel tusend joren
Ist viel von ihr geseit."

So finden eine Menge Heiligthümer der alten Welt ihre Deutung, und es kann für uns keinem Zweifel unterliegen, wer die war, die in allgemeiner, wenn auch dunkler Weltahnung die Athener zur Patronin sich erwählten, und ihr den schönsten Tempel, das Parthenon auf der Acropolis erbauten. Ein absichtloser Hinweis darauf mag die auf den Fundamenten eines Minerventempels erbaute Kirche St. Maria sopra Minerva zu Rom sein.

Die beiden idealen Lebenszustände des Weibes, der Jungfrau und Mutter, welche in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sich gegenseitig ausschließen, in Maria bleiben sie ewig vereint und bilden in ihr die Grundlage aller jener höhern Ideale, wodurch sie die Einzige ihres Geschlechtes, die Gebenedeite unter den Weibern nur einem unter allen Geborenen nachsteht, und dieser Eine ist ihr und unser Gott und ihr Sohn.

Mutter Gottes! ein kurzes Wort, aber es umschließt den Gedanken einer seeligen Ewigkeit für Millionen, und es gibt nichts Großes, Heiliges und Schönes im ganzen Universum, worauf dieses Wort nicht Bezug hätte. Alle Natur- und Geschichtsphilosophie culminirt in diesem Worte, denn Sie war die Voraussetzung, unter welcher nach der Schuld die Natur und Menschenwelt erhalten und eine Geschichte möglich wurde.

Wenn Eichendorff ſingt: „Dich ſehe ich in tauſend Bildern Maria lieblich ausgeprägt", ſo geht eine Ahnung ihrer univerſalen Herrlichkeit durch ſeine Seele, wie wechſelnde Sonnenblicke und Wolkenſchatten über eine reiche ſchöne Gegend hinfliegen, und in unendlicher Mannigfaltigkeit alle landſchaftlichen Gegenſätze in einer großen allgemeinen Harmonie auflöſen. Die enge Abgeſchloſſenheit der jungfräulichen Zelle, wo auf den Gruß des Engels die Herrlichkeit des ewigen Lichtes in die Umſchattung der menſchlichen Natur ſich hüllt, und in der engen Haft des Schoßes einer Sterblichen der Vater durch den Geiſt die Gabe bereitet, von deren Herrlichkeit hingeriſſen, Auguſtinus die Schuld der Stammeltern eine glückſelige nennt. O felix culpa etc. etc. Die Kirche hat dieſen Ausdruck in ihre Liturgie aufgenommen.

Der Lärm der Profangeſchichte, auch von ihrer Fälſchung abgeſehn, iſt das Bild der Störung und Zerſtörung des Bildes, die wahre Darſtellung des Humanitätsbegriffes, dem man dem Chriſtenthume gegenüber einen idealen Sinn unterzuſchieben unternommen hat. Jener Störung, die der Menſch überall in die Harmonie der creatürlichen Welt einſchleppt, wo er „hinkommt mit ſeiner Qual." Zerklüftung des Menſchheitsbegriffes in den feindſeliger Nationen, würgende Völkerſchlachten, dämoniſcher Haß, Grauſamkeiten, deren Erfinder bei einer noch tiefern Bosheit zu ſuchen, als bei jener, deren der Menſch fähig iſt, unnatürliche Luſt und Hoffart und Niedertracht jeglicher Art, das iſt die weitaus überwiegende Summe des profangeſchichtlichen Stoffes, und ſeiner Weltſtellung zum eigentlichen oder chriſtlichen Bilde, das in ſeiner Größe entweder ſtill wie der Himmel auf das wüſte Treiben niederſchaut, oder im Kampfe mit ſeinen Widerſätzen ſeinen innern göttlichen Adel offenbart. Der erſten dieſer beiden Formen gehören die Geheimniſſe und Bilder, von denen wir eben handeln.

Wie klein, ſtill und unſcheinbar ſind die Anfänge jener das All durchdringenden Heilkraft und Wiederbelebung der kranken Erſtarrung des Bildes. Das kleine Haus von Nazareth, des Engels Gruß! mit welcher Innigkeit verſenkten ſich die alten Maler in dieſe Stoffe.

Und wie sie hinausgeht aus diesem ersten christlichen Tempel, wo das Wort Fleisch geworden, hinaus in die freie Natur, im Geleite einer unsichtbaren Prozession seliger Geister, und über die Berge eilt, den Himmel im Herzen — unter ihren leichten eilenden Tritten mag es wie Frühling mit warmem Hauche und leisem süßen Schauer durch alle Adern der Creatur gegangen sein, wie einfältiges Grüßen der Natur an Sie, die ihr Schöpfer durch seinen Boten gegrüßt und die Gnadenvolle genannt, mag sie begleitet haben durch die Felder und Weinhügel und die Olivenhaine des Judagebirges bis zur Schwelle des stillen Priesterhauses von Hebron, wo nun auch eine Menschenstimme, die Stimme Elisabeths ihren Preis in Worte faßt: „Du bist die Gesegnete unter den Weibern", was seitdem Millionen Zungen millionenmale weit um die Erde ihr zurufen. Und sie, des Geistes voll, der die Propheten erfüllte, hört es vorahnend und spricht es aus: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

Das herrliche Magnificat ist gleichsam die Gegenstrophe auf den Lobpreis der Völker, Geschlechter und Zeiten, und bildet so den Wechselgesang, welcher durch die christlichen Jahrhunderte das Lob der Gottesmutter verkündigt.

Es sind Reisebilder, unter denen die Centralgeschichte unsers Geschlechtes die Jungfrau bei der Ankunft und Kindheit des Messias uns vorführt, wie denn überhaupt das Menschenleben nur als Pilgerschaft richtig aufgefaßt wird.

„Romantischer als die Romantik", sagt ein geistvoller Autor „sind hier die wirklichen Ereignisse, welche, wie in allen Formen der Dichtung und Darstellung, in universaler Größe, Schönheit und Bedeutung um Kind und Mutter sich weben und gruppiren. Die Zeit, die der Seher (Jesaias) Jahrhunderte voraus verkündet, indem er ausruft: „Es wird Friede sein", und dieser Kunde die holden Bilder vom Lamm, das neben dem Wolfe ruht, vom Knaben, der Kalb und Löwen mit einander zur Weide führt, von der zur Pflugschaar umgeschmiedeten Lanze und dem zur Sichel gewordenen Schwerte anreiht, und von den Milch, Honig und Balsam triefenden Bergen und Wäldern.

Reise- und Friedensbilder von außerordentlicher Großheit tragen auf ihren ruhigen Wogen das Ereigniß aller Ereignisse. Von seiner menschlichen Seite betrachtet, tritt es kleiner als der

matte Schimmer eines Sternleins auf der dunklen Unendlichkeit des Oceans in die Geschichte. Es ist Friede auf Erden, d. h. Waffenruhe im römischen Weltreiche. Die durch den Kriegslärm verschüchterte Muse sammelt auf dem Capitol Dichter, Redner und Philosophen um sich, und geschlossen sind die Erzpforten des Janus-Tempels. Mitten in dieser äußerlichen Ruhe bemächtigte sich ein unbeschreibliches Mißbehagen, ein Drang nach einer grossen Entscheidung über die ewig noch unbefriedigten Bedürfnisse des Menschengeschlechtes der Völker. Die Orakel wurden völlig bestürmt, gierig suchte man die ältesten sibyllischen Dichtungen auf. Den Sprüchen der Sibille von Cumae und den hebräischen Traditionen, sammt der Septuaginta bereits in den Händen der Heidenwelt, legte man die größte Wichtigkeit bei.

Sie redeten von einem Könige, der aus Judäa kommend, die Welt regieren sollte.

Diese Gerüchte im ganzen Romerreiche mit geheimnißvoller Intensität verbreitet schienen auf den Flügeln der Winde die Runde um die Welt zu machen.

Der gelehrte Franzose de Vorgues auf mehrere antike Quellen — vorzüglich auch auf Sueton und Tacitus gestützt — sagt hierüber: „Der Dacier in seiner Hütte, der Araber unter seinem Zelte, der Bataver in seinen Sümpfen forschten, Jeder in seinem Idiom, nach dem neuen Zeitalter. Die Menschen fühlten sich von einer einstimmigen Erwartung getrieben."

„Die gegen Abend und Mitternacht wohnten, wandten sich gegen Osten und die südlichen Regionen; während bei den Indiern bis zu den bewohnten Grenzen der Serer, die Gymnosophisten aufmerksam den Occident betrachteten. So begegneten sich zum ersten Male die Blicke der ganzen Menschheit von beiden Enden des Erdkreises her; und nahe an der Wiege des Menschengeschlechtes war der von Ewigkeit her bestimmte Ort, von welchem der Messias und sein künftiges Reich ausgehen sollte."

Wir übergehn die Hoffnungen auf Asträa's, der Königin der Gerechtigkeit und jungfräulichen Botin des erwarteten Himmelskindes, Wiederkehr am Abschluße der 4 Weltalter, eine Menge hieher bezüglicher Mythen, den Tempel des unbekannten Gottes zu Athen um diese Zeit erbaut, an welchen Paulus die Verkündigung dieses Gottes auf dem Areopag anknüpft, und vieles andere

als zu unserm Zwecke nicht unmittelbar gehörig, und knüpfen an das Ereigniß an, welches den weltumstaltenden Eintritt des Erlösers in die Geschichte einleitet.

Um die Zeit, da Virgil von der geheimnißvollen Zeitströmung ergriffen, und seiner lyrischen Begeisterung einen concreten Anhaltspunkt in der Geburt des jungen Pollio suchend, seine berühmte 4. Ecloge schrieb, welche selbst Pollio der Vater trotz alles Römerstolzes endlich doch unmöglich auf seinen Sohn beziehen konnte, und welche, außer den dem Propheten Jesaias entlehnten Bildern, im Wesentlichen folgende Gedanken enthält: „Sehet, wie die Welt, die weiten Länder, die Meere unter dem Gewichte ihrer Gewölbe schwanken, wie alles sich der Zeit freut, die im Werden ist. . . . . Das Kind wird den dem Frieden wiedergeschenkten Erdkreis regieren. . . . . Die Schlange wird umkommen. . . .“ Um diese Zeit, wo die Segenspalme des Friedens das Weltall überschattete, von welcher Zeit Jesaias, da er den Eintritt des Erlösers in die Zeitwelt verkündet, einige Jahrhunderte vorher ausruft: „Es wird Friede sein“, erging das Gebot einer Volkszählung vom Kaiser Augustus. In Judäa machte Cyrinus, der Statthalter daselbst es bekannt. Es war im Winter, von allen Seiten zog das Volk heran, damit Jeder in seiner Vaterstadt sich einschreiben ließe.

Von den Millionen, welche damals in der ganzen römischen Welt zu Roß und Wagen, auf Kamelen und Maulthieren, oder am Wanderstabe ihre Heimat suchten, in so gewaltigem Zudrange daß hie und da die römischen Landstraßen sich sperrten, kennt die Geschichte keinen Einzigen mehr. Zwei Namen jedoch sind übrig geblieben, sie liegen unendlich hoch über aller weltlichen Berühmtheit. Eine beinahe zweitausendjährige Geschichte, alle Zonen und Nationen kennen und verehren sie.

Zu Bethlehem, der Davidsstadt sucht unbeachtet ein armer Handwerksmann sammt seiner Verlobten den Weg durch das Gedränge zu den Tischen der kaiserlichen Schreiber, und als der Abend hereinsinkt, verlassen sie still die menschenvolle Stadt, arm, wie sie sind, ist kein Platz mehr für sie in der Herberge — obdachlos wandern sie aus dem Thore.

Und es kommt die Nacht.

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . . alles ist durch dasselbe gemacht . . . in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen . . . Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht, und die Welt erkannte ihn nicht . . . . Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf."

Hier um Mitte Winternacht gehört ein Blick in die Nacht des Heidenthums zu unsern christlichen Bildern.

Die Wintersonnenwende, ein Naturbild der Rückkehr des verlornen Lichtes und des goldenen Weltalters, ließ in der irdischen Sonne die Instinkte der Völker, die anzuhoffende Erleuchtung und Erwärmung einer geistigen Sonne ahnen. Egyptens und Persiens Osiris- und Mithras-Feste um diese Zeit gefeiert, enthalten für den Kenner der Mythen Analogien, welche nur absichtliche Willkühr beseitigen kann. Ersterer, Spender des Traubenblutes und des Weizenkorns, und als Apis Todtenrichter, und Letzterer als Sieger über den Typhon, die Macht der Finsterniß — Typhoel — Teufel, welcher ihn als Scorpion in die Ferse sticht.

Die Mittwinternachtsfeste der Heidenwelt bieten so schlagende Analogien, daß bei ihnen die Kirche am wenigsten Mühe hatte, nicht sie, wie bei manchen andern Festen zu vergeistigen, sondern geradezu zu verkörpern, und ihren nebelhaften unbestimmten Ahnungen die geschichtliche That der Menschwerdung, welche sich während ihrer Feier ereignete, als ihren eigentlichen Inhalt zu offenbaren. Was Paulus öfter — und besonders auch im Römerbriefe ausspricht, daß nämlich Gott nicht nur ein Gott der Juden, sondern auch der Heiden sei, bewahrheitet sich hier, indem er auch ihre dunkleren Hoffnungen erfüllt, gerade zu einer Zeit, wo sie diesen Hoffnungen im cyclischen Jahreslauf ihrer Feste Ausdruck geben.

Das Völker unterjochende Rom, das nur Herren und Sclaven kennt, feiert das Andenken an das goldene Zeitalter und die Hoffnung auf dessen Wiederkehr in den Saturnalien dadurch, daß die Sclaverei auf einige Zeit aufgehoben wurde, und die Herren ihre Knechte bedienten.

Die Juvenalien oder Kinderfeste, mit welchen die Saturnalien geschlossen wurden, und an denen man sich gegenseitig

beſchenkte, beſonders die Eltern ihre Kinder mit Gaben erfreuten, liegen der chriſtlichen Deutung noch ganz beſonders nahe, ſo daß dieſe Sitte in den chriſtlichen Familien ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dem kindlichen Alter ſollte der Tag, an dem der ewige Vater den Menſchen ſeinen Sohn geſchenkt, und Gott ein Kind geworden, um die Menſchen zu ſeinen Brüdern und zu Kindern Gottes zu machen, als ein beſonders freudiger eingeprägt werden.

Die in ewigen Fehden ſich bekämpfenden Nordvölker feierten das Julfeſt, den Julfried, wo ihnen der tiefſte Friede als heiliges Religionsgeſetz geboten war, deſſen leiſeſte Uebertretung mit dem Tode beſtraft wurde. Die Germanen hielten die 12 Wyhi Nachten, heiligen Nächte vom 25. December bis 6. Jänner. Die Stämme und Familien ſaßen friedlich und einträchtig in den vom Julklotz, der auf dem häuslichen Herde mit angenehmer Wärme die Nacht durch wiederhalten mußte, erleuchteten Hütten; man ſchlachtete den Jul Eber, den Verwüſter des Gartens, das Symbol des Engels der Finſterniß, (woher noch die Schweineſchlachten um dieſe Zeit); in den Ställen der Hausthiere brannten Lampen an den Viehkrippen und ſogar den wilden Vögeln wurde in den Waldeinöden Futter geſtreut.

Die Parallele zu jenen heidniſchen Winterfeſten bildet im Judenthume das Feſt der Tempelweihe, d. h. das Andenken an die Reinigung des Tempels von Jeruſalem durch Judas Maccabäus. Der Tempel überhaupt, ſowie das Opfer gehört zu jenen allgemeinen oder katholiſchen Weltideen, die in der Urofſenbarung wurzelnd, dieſe ſelbſt in ihren äußerſten Verunſtaltungen noch deutlich durchblicken laſſen.

Die Grundidee jedes Tempels iſt die Darſtellung der Schöpfung und des Weltganzen. Der Grundſtein, zugleich ein Zeugniß des in ſelbes eingedrungenen Verderbens und ein Schutz gegen ferneres Eindringen der Mächte der Tiefe wurde in vielen Tempeln des Alterthums über Erdklüfte gelegt, und dieſe durch ihn verſchloſſen. Das Opfer war das Zeugniß der Verſchuldung ſeitens des Menſchen und das Mittel der Verſöhnung. Der Tempel von Jeruſalem, der einzig berechtigte, der univerſalen Idee zeitlich vollkommen entſprechend, war mit allen ſeinen Einrichtungen ein Monument der Erwartung und der Hoffnung einer künf-

tigen Vollendung, er wurde für immer abgebrochen, als die Bauleute, das erwählte Volk, ihn, der der Grund ist alles Heils, den Stein verworfen hatten, der seitdem zum Eckstein, welcher Eins macht aus Juden und Heiden, geworden ist. Wir müssen den unermeßlichen Reichthum von hiehergehörigem Betrachtungsstoff verlassen, um unsern Gegenstand „die christlichen Bilder“ über der Fülle seiner biblischen, mythischen und archäologischen Umgebungen nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Juden feierten am 25. Kislev, welcher Monat mit unserm Dezember zusammenfällt, ihr Tempelweihefest. Welches Gewicht bei dieser Feier auf die Nacht gelegt wurde, bezeugen die nächtlichen Illuminationen, welche acht Tage hindurch in allen Städten, Flecken und Dörfern stattfanden, weßhalb dieß Weihefest (nach Josephus) auch das Fest der Lichter genannt wurde, also auch eine Weihnacht wie die Wihi-Nachten der Germanen, und die Jul-Nacht der andern Nord-Völker. Aus Tausenden von Flecken, Dörfern, Städten, Höfen und Hütten strahlte die Beleuchtung hinaus in die Winternacht. Auch im beleuchteten Bethlehem mochte die Menge der Fremden und Einheimischen in Fröhlichkeit die Festnacht begehen, mnntre Reigen und Gesänge beim Schalle der Harfe, des Kinnor, der Zimbel und des Psalteriums die Fröhlichkeit bis zur ersten und zweiten Nachtwache ausdehnen.

Das herbergslose Paar, das bei einbrechender Dämmerung als die Sterne zur Beleuchtung des Schöpfungstempels aus den Himmelstiefen hervortraten, die Stadt verließ, hatte unten am Hügel in einer Kluft, wo man Vieh einzustellen pflegte, sich für die Nacht kümmerlich untergebracht. Da zeigte die Weltenuhr die Stunde der Tempelweihe. Diese Mitternacht ward die Mutternacht einer neuen Zeit.

Die Jungfrau hat geboren.

Was hier in Kindesschwäche auf einen Bündel Heu gebettet, vom Hauche zweier Thiere erwärmt im Stalle liegt, es ist der Inhalt aller Geschichte bis an ihren allgemeinen großen Abschluß, und die Folge der Geschichte, seine Bejahung oder Verneinung erhebt sich dadurch über die niedern anekdotenhaften Geschichten zum Begriffe der Geschichte, daß diese Folgen nie aufhören, sondern — bejahend wie verneinend der Ewigkeit angehören.

Seit Adams Verschuldung gab es unter den Millionen, die kamen und gingen, kein Bild mehr. Das Unberechtigte der Antizipation der Darstellung des Göttlichen unter dem Bilde des Menschen, läßt es jener Macht verfallen, unter deren Einfluß es zum Götzenbilde wird.

Dies jugendliche Leben, das seit einigen Minuten die kalte Winterluft unserer Erde auf dem Heu der Krippe athmet, ist in einer Person das wiederhergestellte Gottesbild und sein Wiederhersteller in Allen, welche sich umbilden lassen durch ihn. Der kleine Ankömmling der Dezembernacht ist keines Mannes Sohn, und seine Mutter ist Jungfrau.

Ueber dem Manne, der mit diesem Kinde und seiner Mutter jene Trias bildet in der einsamen Grotte, schwebt ein wunderbares Geheimniß von Heiligkeit und Schönheit, das wir vielleicht erst jenseits ganz ermessen werden, wenn der alte und der neue Bund jene himmlische Ehe schließen, wo die Geschlechter zu einander wie die Engel Gottes sich verhalten werden.

In der Weihnacht berührt sich das Höchste und das Niedrigste, die äußersten Fernen rücken sich nahe. In der Beziehung der Gegensätze zu einander liegt eine Mittlerschaft, auf welcher alle Harmonie beruht. War doch der Mensch seiner Idee nach schon die Vermittlung jener, ohne sein Dazwischentreten ewig unvermittelten Gegensätze von Geist und Materie, indem er beide zu einer Wesenheit in sich einte. Allein die Sünde zerstörte die Harmonie der Gegensätze, und schob sich als Widersatz zwischen sie. Selig und unsterblich wandeln unsere Stammältern in den Gefilden Edens; da geschieht die Sünde, und ihre erste Wirkung äußert sich im Gefühle der Scham über ihre Nacktheit. Materie und Geist oder Fleisch und Geist waren die im Menschen und seiner Wesenheit vermittelten Gegensätze, sie sind jetzt Widersätze geworden, denn — wie es Paulus so schlagend ausdrückt: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist." Das schöpferische Wort aber, durch welches beide gemacht sind, ist, um beide wieder in ihr wahres Verhältniß unter einander und zu Gott ihrem Herrn zurückzuführen, Fleisch geworden. Er, dessen Thron der Himmel, die Erde seiner Füße Schemmel ist, liegt als kleines hilfloses Kind in einem Stalle.

Wie die Analogien des Lebens, welches die Menschheit überhaupt nur durch ihn lebt, sich seinem Leben in allen Zonen innig anschmiegen, die für ihn leben, und eben dadurch das Leben in seiner höheren idealen Bedeutung darstellen, so sind die letzten Züge seines Erdenwandels schon in dessen Beginne geheimnißvoll angedeutet. Und wie dort der Geist dieser Welt es ist, der ihn durch einen blutigen und qualvollen Tod hinausstößt aus den Reihen der Lebendigen, auf gräßliche Weise, und nach Art des Weltgeistes durch Gewaltthat den Beweis führt, daß kein Platz sei für ihn auf dieser Erde, wie dort die Grabesgrotte ihn aufnimmt, nicht wie hier in Windeln, sondern ins Leichentuch gehüllt, so rüstet dort wie hier ein Josef ihm das Lager, künden dort wie hier Engel der frommen Einfalt der Frauen eine große Freude, welche allem Volke widerfahren wird, daß er lebe.

Die Tausende von Weihnachtsbildern, die süße Schönheit der Jungfrau auf den Knien vor ihrem Kinde, das ihr Gott ist, mit dem betagten, stillen, heiligen Manne, der durch selige Thränen beim matten Schimmer der Lampe im Kindlein seinen Schöpfer und Erlöser schaut, mit ihm umschlossen von der engen Höhle, und drüberhin die Glorie der Engelwelt, welche mit ihrem Lichte und ihren Liedern die irdische Nacht und ihre Stille durchbricht; alle diese Bilder, ob sie durch Bildnerhand Ausdruck gefunden, oder auf dem unergründlichen Spiegel des Menschengemüthes ihr geheimes Wunderleben offenbaren, sie gleichen jenen Quellen, die nach uralter Sage in jener seligen Nacht an vielen Orten der Erde, besonders in der ewigen Stadt hervorbrachen. Aus ihren heiligen Schatten bricht unaufhaltsam und um nie mehr zu versiegen, für Himmlische und Irdische der heilige Quell der Poesie, der Himmel hält die Erde in glühender Umarmung. Der unnahbare Gott, der einst zu Moises gesprochen: „Mich kannst du nicht sehen und leben" — er ist ein Mensch, ein Kind geworden, das, wenn es erwachsen sein, und reden und lehren, uns Brüder nennen wird. Die Ewigkeit ist einige Minuten alt, die Allmacht mit einem elenden Tüchlein gebunden, die Unermeßlichkeit umschließt der enge Raum einer Krippe, und der allen Wesen des Universums täglich gastfrei den Tisch deckt, sucht hungrig um ein wenig Nahrung nach der Mutterbrust.

Die edle, begeisterte Künstlerin „Betrachtung" ist dem Paare, das seine Nachtherberge außer der Herberge suchen gemußt, hinaus aus der Stadt, den Hügel hinab gefolgt, sie lauscht am Eingange der Felsenspalte dem Vorgange, der in der Zeit den Inhalt aller Ewigkeiten ordnet. Und während sie in stummer Anbetung sich in das Weihnachtsgeheimniß versenkt, wandelt sie zugleich durch die duftende Nacht draußen im Thale, sie hört den Hörnerruf der weidenden Hirten, der die zweite Nachtwache kündet, vielleicht auch vereinzelte Schallmayenklänge vom grasigen Hügel herab im Hauche der Luft, wo wachende Schäfer um das Feuer sitzend, der dunklen süßen Ahnung, daß sie mit der Morgenröthe ihren Gott schauen werden, in fröhlichen Weisen Ausdruck geben. Sie sieht die Bilder künftiger Christen, die Herden jener sanften Thiere, auf deren mystisch bedeutsamer Gattungshöhe das Lamm steht, ruhend im Sternenschimmer. Und als in der Mitternacht die Klarheit Gottes sich über die Landschaft ergießt, und Furcht die Hirten ergreift, da ist es einer jener gewaltigen Geister, die wir Engel nennen, in deren Hand die Zügel der Stürme ruhen, die vielleicht den Lauf von Sonnensystemen regeln und Sternenherden weiden, der in herrlicher, jugendlicher Manneesgestalt, die in ihren groben Mänteln und Schafpelzen vor ihm zitternden Hirten lieblich und in der Sprache der Menschen mit der Botschaft begrüßt: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, welche allem Volke widerfahren wird."

Der Begriff der Poesie, obgleich in menschlicher Dichtung und Kunst theilweise hervortretend, ist in seiner Allgemeinheit doch von ihnen unabhängig, aber jene sind es nicht von ihm. Seine Entwicklung ist eine durchaus historische. Tief in der menschlichen Wesenheit wurzelnd, tritt er, nach Maßgabe und unter dem Einfluße des Lichtgrades, mit dem das Licht der Offenbarung ihn von außen berührt, oder von innen zu bestimmten Zeitperioden in großen nationalen oder individuellen und persönlichen Regungen hervorbricht, in die Erscheinung. Bei den griechischen Tragikern erscheint die Poesie als ein Ringen einer besseren Kraft mit dem allgemeinen Unglücke der menschlichen Natur. Die Mythologie ist nur in dem Grade poetisch, als sie Wahrheitskörner alter allgemeiner Traditionen enthält, und da dieß eben nur Körner sind, welche im Fortgange der Geschichte und ihrer eigenen Um-

und Weiterbildung sich von der Einfachheit und Reinheit ihres Ursprunges nur immer mehr entfernen, muß der Begriff der Poesie als die Ahnung des Zusammenhanges der Dinge sich immer mehr verdunkeln.

Das in die creatürliche Welt eingedrungene Böse, die Sünde ist es, welche jenen Zusammenhang — so viel an ihr war — zerriß. Das Gefühl dieses Unglücks ist ein letzter Rest jener Ahnung und ein erster Anfang zu ihrer allmäligen Wiederkehr. Das traurige, nebelhafte Bewußtsein der eigenen Verschuldung überträgt sich in der Gemüthswelt unseres Geschlechtes auf die Natur, und diese, mit stillem Vorwurf auf dem dunklen räthselhaften Antlitz mahnt es an seinen allgemeinen Fall.

Die Poesie des Offenbarungsvolkes, dem die Geschichte dieses Falles in klarer Erzählung zusammt der Verheißung erhalten ist, gestaltet sich als Sehnsucht, von welcher aller menschlichen Poesie und Kunst ein Zug bis zur Feier einer künftigen Vollendung aufgeprägt bleibt, denn die Poesie ist noch nicht die Erkenntniß des Zusammenhanges der Dinge, sondern Ahnung dieses Zusammenhanges, nicht die Harmonie, sondern die Sehnsucht nach ihr, die in tausend Gradationen unsers Gemüthslebens offenbarend, im Kampfe des Lebens, in Tugend und Kunst bei ihren edelsten Vertretern im diesseitigen Leben es nicht über jenes himmlische Heimweh hinaus bringt, welches in jener Feier künftiger Vollendung im ewigen Sabath erst gestillt werden wird.

Wir nennen das gern unser, was wir auf ethischem und künstlerischem, oder auf irgend einem andern Gebiete des Geistes mit unserm angebornen, mittelst unserer Willensrichtung nach bestimmtem Ziele geleiteten und gelenkten Streben erreichen, und Er, der das Wollen und Vollbringen gibt, läßt es auch als das unserige gelten, wenn wir es als seine Gabe erkennen und nach seinem Gesetze treu verwalten. Von Außen aber kommt uns Gott in den gewaltigen Weltereignissen zu Hilfe, unter denen als das Größte der Eintritt Christi in die Welt, selbst der Unglaube (wenn er unbefangen sein könnte), erkennen müßte.

Es gibt eine Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge, welche bloß im Gefühle der Abnormität ihrer Zerrissenheit besteht, und nur durch das Vermissen dieses Zusammenhanges sich fühlbar macht, wie die Erinnerung an die Gesundheit beim Schwerkranken.

So wird auch jenen Unſeligen ein Blick in jenen Zuſammenhang eine Art ſchauerlicher Poeſie gewährt ſein, welche durch ihr Leben den göttlichen Organismus ſtörten, und aus den ſtrömenden Waſſern der Zeitlichkeit hinaus an das wandelloſe Ufer der Ewigkeit getreten und mit den Quellen aller Harmonie durch nichts mehr als durch die Gerechtigkeit verbunden ſind. Denn durch die Gerechtigkeit wird das Böſe, der abſolute Widerſatz aller Schönheit und Harmonie, in ſeiner Art wieder an die ewigen Geſetze einer himmliſchen Ordnung geknüpft, und hiedurch liegt das Grauenhafteſte, die Hölle, auf dem Gebiete der Kunſt und Poeſie.

So wäre denn ein Zuſtand, wo die Gerechtigkeit fehlte, das Häßlichſte in der häßlichſten Form, das Scheußliche. Tauchen im geſchichtlichen Leben der Menſchheit wirklich ſolche Momente auf, ſo ſind ſie nur im Hinblick auf jene Allmacht und Weisheit, die endlich Alles an ſeinen Ort ſtellt und dadurch ein harmoniſch zuſammenklingendes All wiederherſtellt, zu ertragen.

Wenn uns die Mythe erzählt, daß bevor nach der erſten Schuld und dem Schluſſe der goldenen Zeit Aſträa, die Göttin der Gerechtigkeit die Erde verließ, die Menſchen nicht nur die Schönheit und Harmonie in der geſchaffenen Welt der Dinge mit Augen geſchaut, ſondern auch mit dem Ohre den Wohllaut der Sphären, den tönenden Gang des Univerſums in ſeiner majeſtätiſchen Lieblichkeit vernommen, und ihn nicht eher wieder hören würden, bis am Schluße des vierten Weltalters die Göttin wiederkehren und als jungfräuliche Botin des verheißenen Lichtkindes eine neue goldene Zeit zurückbringen würde, ſo miſcht ſie ſich ſelbſt wie ein wehmüthiger Sehnſuchtsruf aus den nachtbedeckten Thälern des Heidenthums in jene geſangerfüllte, von Gottes Klarheit erhellte Nacht.

Jüdiſchen Hirten wird zunächſt das himmliſche Gloria vorgeſungen, ſeine zweite Hälfte umfaßt aber alle, alle Menſchen mit ſeinem unbeſchreiblichen Frieden, die eines guten Willens ſind.

Noch immer erinnere ich mich eines tiefen Eindrucks aus meinen Kinderjahren, wenn in meinem elterlichen Hauſe am Chriſtabende bei Leſung eines ältern frommen Buches, bei Gelegenheit der Schilderung der heiligen Nacht die Stelle vorkam: „In dieſer Nacht iſt die erſte himmliſche Muſik auf Erden gehört worden."

Musik ist dargestellte Harmonie. Alle Harmonie, von Ewigkeit in Gott ruhend, ist — wo sie sich darstellt, an sich schon ein Schatten der Menschwerdung Gottes. Textlose Musik gibt und erweckt dem Hörer allerdings Ahnungen harmonischer Natur, ob es aber Jene sind, welche den Tondichter bewegten, das kann er nicht wissen. Diese Beschränkung schließt auch die Mythe von den Sphärenklängen ein, und so deutet sie nur auf den einstigen, jetzt verlorenen oder gestörten Zusammenhang der geschöpflichen Welt. Tritt aber das Wort zur Musik, dann gehn wir durch dasselbe mit dem Tonsetzer im bestimmteren Bewußtsein und Gefühle seiner Absicht und an seiner Hand im Geleise seiner Idee.

So erklärt das Wort schon in den Büchern des alten Bundes den Gedanken des göttlichen Künstlers bei der Schöpfung und Lenkung der Welt, ehe es selbst zur Vollendung aller ewigen Rathschlüsse in der Menschwerdung sich veräußerlicht — entäußert — bis es — Fleisch wird. Als dieß aber geschieht, berührt der kreisende Zirkelschwung der göttlichen Zeit in seinem Fluge durch die fernsten Periferien der Dinge besonders auch die Engelwelt mit dem warmen erlösenden Lebenshauche, der aus den kleinen Lungen des Neugebornen, sichtbar durch die Kälte der Winternacht sich mit dem Odem der Thiere mischt, welche an seinem ärmlichen Lager stehn, und jene himmlische neungegliederte Geisterhierarchie steigt herab zu unserer kleinen Erde und begrüßt den winzigen Standpunkt des feststehenden Zirkelfußes als das Centrum aller unermeßlichen Schöpfungskreise in dem engen Winkel eines Stalles mit seinen Jubelchören.

Ist die Schöpfung Darstellung göttlicher Gedanken, so ist Ebenbildlichkeit auch in der Darstellung menschlicher Gedanken durch menschliche Kunst nicht zu verkennen, zeigt aber nur die freie Fähigkeit, entweder bei sich selbst stehen zu bleiben, oder nachbildend sich dem göttlichen Vorbilde nähernd, die Ebenbildlichkeit im Sinne des Urbildes herzustellen. Die Darstellung der eigenen Gedanken, z. B. bei textloser Musik, obgleich an sich nicht verwerflich, bleibt immer eine geringere, untergeordnetere Stufe der Tonkunst, neben jener, wo der Tondichter dem Worte dienstbar, seiner Gedankenwelt in dem Maße höhere Klarheit gewinnt, als er den dunklen Instinkten seiner gebrochenen Natur, und alle dem, was sich auf diesem Gebiete als „Empfindung" geltend zu machen versucht,

ein höheres und läuterndes Regulativ überordnet, und hiedurch das Bekenntniß der Erlösungsbedürftigkeit ablegt, in einem Akte der Demuth.

Daß hier nur von christlicher Kunst die Rede ist, versteht sich von selbst.

Die Dichtkunst, die Musik ꝛc. ꝛc. ist des Menschen, das Bild ist der Mensch selbst.

Die christlichen Bilder ordnen sich um das Werk der Demuth, durch welches der zerrissene oder gestörte Zusammenhang der Dinge (Poesie) wieder hergestellt wird. Die etymologische Erklärung des Wortes „Demuth" als Muth zu dienen, erklärt uns den Stufengang der Welterlösung aus der Höhe nach der Tiefe in seiner herabsteigenden Ordnung, mit ihm ist aber zugleich die umgekehrte Ordnung des Aufsteigens von dieser nach der Höhe gedeutet. Bedürfte die wunderschöne Definition des Begriffes der Poesie als die „Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge" noch einer Erklärung, so würden wir sie im Worte „Demuth" auf erschöpfende Weise finden.

Von diesem Standpunkte muß sich unser Verweilen bei der Weihnacht, das auch an andern Orten dieser Blätter hervortritt, jedem Denkenden als nothwendig zur Begründung unserer Anschauungen darstellen. Gott selbst übt die Tugend aller Tugenden, die Demuth, und weiht sie hiedurch zum Gipfel aller himmlischen Schönheit.

Die Schönheit, welche in ihrer wahren Bedeutung als Poesie nur da zu Hause ist, wo irdische Erscheinungen und Zustände hinüberweisen auf eine unvergängliche ewige Dauer, auf eine endlose Beseligung, die Schönheit, welche in der geschaffenen Natur nur Symbole ewiger Dinge, wenn auch nur ahnt, wohnt vielmehr bei dem Begriffe der Armuth als bei dem des Reichthums. Das Wort des Herrn: „daß der Eingang des Reichen ins Himmelreich schwer sei", gehört vollgiltig hieher. Der künstlerische Instinkt z. B. eines von der Größe und Bedeutung der Natur ergriffenen Landschafters, der die Erhabenheit seiner Gebirgswelt, die elegische Schwermuth seines Waldthales, das einsame Gestade seiner Seen,

mit einer Menschengestalt zu beleben für gut hält, wird immer nach jenem wahren Verhältnisse greifen, in welchem die Demuth in der Armuth zum Ausdrucke gelangt, er wird den Alpenjäger, den Hirten, den Armen, der unter einer Bürde Holz einherwankt, oder den Wanderer, der am Feldrain ausruht, jeder andern Staffage vorziehen, und einen Modeherrn, einen Livree-Bedienten, eine glänzende Equipage geradezu für eine Zerstörung, eine Profanation seiner dargestellten Empfindung, seines poetischen Gedankens halten.

Standeswürde, Reichthum und Macht sind an sich durchaus nicht schön, so lange sich ihnen das Moment der Demuth nicht gesellt. Fürstliche Personen werden erst schön, wo wir sie dienend erblicken, es sei nun der höhern göttlichen Idee, welche sie im Lichte der Wahrheit und Religion als ihre Mission erkannt haben, oder wo sie im selben Lichte aus ihrer Höhe herabsteigen und in den Regionen der Niedrigkeit Brüder und Schwestern sehen. Der Reiche wird erst schön, wo er in Nächstenliebe der Armuth sich neigt.

Der Dichter hat dieß Prinzip höchster Schönheit geahnt, wenn er in seinen „Johannitern" über die an sich schon schöne Ritterlichkeit der „Löwen der Schlacht", welche Acre und Rhodus schützen, den bangen Pilger durch die Wüste geleiten, und mit der Cherubim Schwert vor dem heiligen Grabe stehn, als höhere Schönheit die Schürze des Wärters stellt, die im Spitaldienste als Symbol christlicher Demuth und Milde diese herrlichen Männer umgibt. Der Schluß dieses kurzen Gedichtes enthält in zwei Worten die Essenz aller Kunst und Schönheitslehre:

Religion des Kreuzes, nur du vereinigst in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

So ist es, der Begriff des Schonen vollendet sich nur im Christenthume.

Wenn ein Sclave seinem Herrn die Füße wäscht, so ist da nichts Großes und nichts Schönes daran zu sehn, wenn aber der Herr des Lebens in seiner demüthigen Menschheit vor seinem armen Geschöpfe auf den Knieen liegt, diesen Dienst der Knechtschaft ihm zu erweisen, so sind Thränen tiefster Rührung der kaum genügende Ausdruck der Empfindung, die bei diesem Anblicke einen fühlenden und denkenden Menschengeist bewältigen muß.

Christliche Fürsten, welche am Gründonnerstage diese Handlung an ihren armen Unterthanen nachbildlich vollziehen, geben sich selbst damit die höchste und tiefste Lehre, welche es gibt.

Jene Oceane unerschaffnen Lichtes, vor welchen ohne Rast und Ruhe das dreimal Heilig seiner Erstlingssöhne die Gottheit feiert, sind nicht für Menschen, aber sie haben seit der Christnacht auf Erden ein demüthiges Nachbild, es ist der Stall von Bethlehem. Ein trübes Oellampchen beleuchtet zwei Thiere, zwei Menschen, und auf zertretenem Stroh ein frierendes Kind.

Ueber die stille Hirten- und Weidegegend von den Sternen mit dem Thau der Nacht senkt sich Licht und Gesang von jenem Lichte und Gesange nieder. Das Leben Gottes schlägt seinen Anker auf unserm Planeten in die fern abgewichne Erdennacht gefallener Creaturen. Seine Armuth und Schwäche hienieden ist seine Ehre in der Höhe — in Excelsis — und der Friede aller Guten auf Erden.

In der zwölften der heiligen Nächte steht in einem andern Bilde derselbe Gedanke vor uns. Aus des Aethers dunklem Blau senkt ein geheimnißvoller Stern seine Strahlen auf das morsche Vordach der Grotte. Drinnen liegen die weisen Heiden, die Erstlinge jener Edlen, die auf dem umnachteten Wege ihrer Zeitgeschichte ehrlich Licht und Wahrheit gesucht. Ihre prachtvollen Königsmäntel decken mit ihren reichen Falten das umhergestreute Stroh der Höhle, sie liegen vor einem armen Kinde auf den Knieen, aus seinen Augen lächelt ihnen entgegen, was ihr Forscherblick, ins Wesen der Dinge versenkt, vergebens suchte, „Licht und Friede“. Zu seinen Füßen liegt ihr königliches Gold, ihre tief bedeutsame Myrrhe, Weihrauchdüfte ziehn an den feuchten Wänden der Grotte und vollenden das Opfer im ersten christlichen Tempel, von der Heidenschaft dargebracht.

Wir übergehn hier den ersten blutigen Conflikt, den das Weltreich dem jungen Gottesreiche bereitet, den Kindermord. Wir nahern uns dem höchsten Gipfel erschaffener Herrlichkeit und Demuth. „Madonna“, so haben wir diesen Abschnitt der „christlichen Bilder“ überschrieben. Die Marianische Theologie greift in die tiefsten Tiefen der spekulativen Gottesgelehrtheit hinab. Denselben Tiefen, wenn auch auf einem andern, obgleich nicht widersprechenden Wege, naht sich die christliche Bildnerei. In ihrer unentweihten Wesenheit

als Gottesgabe fühlt sie sogar eine gewisse besondere Verwandtschaft mit der Gottesmutter, durch welche, nicht wie in der übrigen Schöpfung göttliche Eigenschaften, sondern Gott selbst in der Incarnation zur sichtbaren Darstellung gelangt, wie der erstgeschaffene Mensch auf dem Gipfel aller andern Schöpfungsreihen Gottes Ebenbild ist.

Außer dieser Analogie sind es noch ganz besondere Züge von Demuth und Demüthigung, denen die Bildnerei im Verhältniß zu den übrigen Künsten unterworfen ist, welche diese Verwandtschaft außer Zweifel zu setzen geeignet sind.

Dem schaffenden Worte ähnlich, dem die Realisirung des ausgesprochenen Gedankens unmittelbar folgt, (er gebeut, und es steht da), bewirkt in der Dichtkunst die Unmittelbarkeit des Wortes in zündender Weise den Gedanken des Dichters im Geiste des Hörers oder Lesers. In ähnlich zündender Art weckt die Musik wenn auch in unbestimmter Weise, besonders bei textloser Musik, die Empfindung. Aber erst auf weitem Umwege kann die Bildnerei ähnliche Wirkungen erzielen, oder zu erzielen hoffen; der Gedanke, der Ton, der Accord, das Wort muß Fleisch, muß Mensch werden, in menschlicher Gestalt sich darstellen. Auf wie mühevollem Wege gelangt die Kunst dazu, dieß zu können. Die tausend Gedanken, Empfindungen und Formen, welche mit dem gesprochenen Worte auch schon dargestellt sind, welche Studien der Formenwelt (dem einzigen Ausdrucksmittel der bildenden Kunst) zur Darstellung geistiger Zustände werden da vorausgesetzt. Auf dem beweglichen menschlichen Antlitze dem Leben und Lebensäußerungen der Psyche nachzugehen, um dieß unsichtbare Leben auf seinen Bildungen darzustellen, und auf diesem scheinbar materiellen Wege den Beschauer wieder zur Welt des Geistes, wie sie im Menschen sich darstellt, zu führen, das alles ist wahrhaftig ein Weg der Demuth, um so mehr, da er bei der Bescheidenheit seiner stillen Muse, die Niemanden zwingt, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken, nur auf Wenige — vielleicht unter Umständen auf Keinen rechnen kann, der seiner Führung folgen mag. Den einfachsten geschichtlichen Stoff, den kleinsten dichterischen Vorwurf nur einigermaßen ansprechend, im Bilde zur Darstellung zu bringen, fordert einen Aufwand von Studium, Zeit, Fleiß und Talent, mit dem der Kunstantheil keiner andern Kunst in Vergleich kommt, darum sollte (wie schon

v. Rumor sehr richtig bemerkt) die bildende Kunst nie an Kleinigkeiten vergeudet und unter dem Preise ihres Werthes verschleudert werden. Die Hoheit des Bildes, dessen schönster Charakter die Demuth ist, sollte nicht an das Niedrige und Gemeine weggeworfen, sondern auf der Unzulänglichkeit der auf uns selbst sich stellenden eigenen Kraft unsrer hohen Aufgabe gegenüber, und auf dem Bekenntnisse unserer Hilfsbedürftigkeit erbaut und erstrebt werden.

Wie der erste Mensch mehr noch ein Nachbild der im Rathe Gottes bestimmten einstigen Menschwerdung Gottes, als ein Vorbild des kommenden zweiten Adams ist, und wie vom ersten Menschen das Weib als das Medium der künftigen Generationen genommen wird, weßhalb sie die Mutter der Lebendigen heißt, so wird der Vater der zukünftigen Welt, der Erlöser vom Weibe genommen; sein Naturantheil in seiner Neuschöpfung gehört jener jungfräulichen unentweihten Erde, welche im geistigen Sinne die Mutter aller Lebendigen heißt. Es liegt ein überaus tiefer Sinn darin, daß das christliche Alterthum den heiligen Lucas zum Schutzheiligen der Maler gewählt hat, weil er — nach der Tradition selbst Maler — die heilige Jungfrau gemalt hat. Es ist eine universale göttliche Idee, daß alle berechtigten, somit vor allem alle christlichen Bilder auf sie zurückführen, von ihr ausgehen und durch Sie zu ihrem göttlichen Ausgange wieder zurückkehren, ein Gedanke, überaus wichtig, in christlicher Bildnerei den rechten Standpunkt zu gewinnen. Unnachahmlich schön und prägnant ist dieser Gedanke in einer Gebetsform vor der Communion — nach Bona — ausgesprochen: „durch dich sei uns der Zutritt gegönnt zu deinem Sohne, Mutter alles Heiles, daß durch dich uns aufnehme, welcher durch dich uns gegeben ward ꝛc. ꝛc.

Gleichsam aus tausend Wohlgerüchen der Schöpfung zusammengetragen, gemischt, wie das Erzeugniß der fleißigen Biene, das Wachs mit der Süßigkeit alles Trostes für den Schmerz schuldbewußter Reue und die Schatten unverschuldeter Lebenstrübung steht die Jungfrau-Mutter als vor allen Lichtträgern geweihte Kerze im Tempel des Universums. Der Geist, der in den Feuerzungen des Pfingsttages der umnachteten Welt mit der Kunde der Erlösung auch Heiligung und Trost gebracht, war es, in dessen Ueberschattung sie das ewige Wort, das Prinzip alles Lebens empfing, um

es mit ihrem Fleische zu bekleiden. Nach der ersten Schöpfung der Geister, der Materie und ihres Bindegliedes, des Menschen, und nach dem Falle in die Zeitwelt der Geschichte eingetreten, ist Sie gleichwohl die Voraussetzung des tiefsten aller göttlichen Rathschlüsse: „der Menschwerdung Gottes." In den Abgründen aller Lebensquellen, den Gedanken Gottes präexistirend, ist diese Wunderblume aller Schöpfungen prädestinirt aus jener Verborgenheit zu ihrer Zeit in die Menschengeschichte hereinzuwachsen. Es ist daher keine willkürliche Annahme und überaus bezeichnend für die Marianische Theologie überhaupt, wenn die Kirche in der Messe „zu Ehren der allerseligsten Jungfrau" die Worte aus Eccl. 24: „Vom Anfange her und von den Jahrhunderten ward ich erschaffen und werde ewig bleiben — ich habe dem Herrn gedient in der heiligen Wohnung ꝛc. ꝛc. ꝛc." auf Sie bezieht. Und fällt nicht aus diesen letzten Worten ein Strahl ihrer Herrlichkeit auf alle christliche Kunst? deren eigenstes Wesen ja eben dieser heilige Dienst im Hause des Herrn ist.

Der so wahre und tiefsinnige Ausspruch des verewigten Becker: „Die Kunst sei ein Werk der Trinität", findet eine Ergänzung und Weiterbildung in einem andern eben so geistvollen als hieher gehörigen Ausspruche: „Die Malerei sei die Kunst des Sohnes." Mit zitternder Ehrfurcht wagen wir hier eine Analogie zu finden, welche den von Becker nicht weiter ausgeführten Ausspruch nur bestätigen kann. Nach dieser Analogie käme dem Vater und Schöpfer vorzugsweise Architektur und Plastik, dem Sohne und Erlöser Malerei, dem Geiste Musik und Dichtkunst zu. Und sie alle, zwar gesondert, doch nicht exclusiv, bilden den einheitlichen Begriff der Kunst.

Daß die Malerei den Charakter der Demuth vorherrschend an sich trägt, ließe sich noch weiter ausführen, als es oben bereits geschehen ist, so ist sie vor allem andern die Magd des Herrn, dienend in seinem Tempel, und die Analogie mit der Gottesmutter, welche selbst sich „Ancilla Domini" nennt, kann kunst- und kirchenhistorisch jedes lichte Auge leicht finden. Schon im umnachteten Heidenthume knüpften sich Orakel- und Mysterienlehre an das Bild, ohne dasselbe konnte die geheimnißvolle Seite des Götterdienstes gar nicht gedacht werden. Die Lichtseite hievon erscheint im christlichen Gnaden- und Wunderbilde, von welchem oben schon gesprochen wurde.

Nach unserem diesen Andeutungen „Ueber christliche Bilder" zu Grunde liegenden Plane erübrigt nach dem bereits Gesagten nur noch Einiges „über den Universalismus christlicher Bildnerei" beizubringen. Allerdings gibt es einen besonders ins christliche Leben eingreifenden Bilderkreis, welcher auch noch mit dem Cultus in besonderer Beziehung steht, außer diesem eine Namhaftmachung aller christlichen Darstellungsstoffe verlangen, hieße die Nennung aller auf gesunder und richtiger Lebensanschauung ruhenden, überhaupt möglichen Darstellbarkeit fordern. Die widerchristliche, aller Mystik feindliche, und deßhalb selbst im höchsten Grade mystische Zeitströmung, zu deren richtiger Würdigung natürlich abermal der christliche Standpunkt gehört, böte selbst eine Menge künstlerischer Gesichtspunkte, unter welchen ihre negative Natur jenen Universalismus bestätigen müßte, aber wir bleiben bei unserem nächsten Zwecke stehn.

Der symbolische Charakter der Kunst, unzertrennbar von einem umfassenden Kunstbegriffe, und allen bildlichen Hervorbringungen alter, vorchristlicher Zeit, als ihr eigenstes Merkmal aufgeprägt, findet in der christlichen Typologie seine höhere historische Begründung. Die über die ganze Schöpfung ausgegossene Typik und Prophezie, welche in dem was ist, auch noch ein Anderes verheißt und in Aussicht stellt, was noch nicht ist, wie die Knospe die Blüthe, diese die Frucht, ist eben wieder auf dem bloßen Naturgebiete eine große Typologie des freien, aber zu göttlichen Nothwendigkeiten sich weiter bildenden Geisteslebens. Eben hier, und zwar hoch über dem noch unentwirrten Knäuel profangeschichtlicher Vorgänge, beginnt erst die Region der Kunst, und die wahre Idee des Bildes, hocherhaben über tausend Hervorbringungen, besonders unserer Tage, welche diesen Namen usurpiren, wird erst erreicht im christlichen Bilde. Sie beginnt nun erst den Prozeß der Fort- und Weiterbildung zur wahren Kunsthohe, diese aber setzt das Heimischsein, den richtigen Standpunkt und das von ihm abhängige richtige Verhältniß zu Gott, zum Menschen und zur Natur unbedingt voraus.

Die christlichen Bilder, seien sie nun rein geschichtlicher, didaktischer oder mystischer Art, unterscheiden sich wesentlich von allen andern Bildern durch Tiefe, Universalität und unmittelbare Beziehung zu jedem Menschen. Die geschichtliche Vergangenheit ihrer Stoffe bezeichnet und bezeugt überall irgend ein unvergängliches Moment, wie ihre prophetischen Vorblicke an die fernste Vergan-

genheit anknüpfen. Schon von dieser Seite wohnt ihnen der Charakter des Zusammenhanges, d. i. der Poesie im höchsten Grade bei. Sie wiederholen sich in jedem christlichen Leben, durch welche Wiederholung das bloße Dasein eben in die Lebensregion erhoben wird, in welcher wahres und klares Bewußtsein endlich in Gott, dem absoluten Sein, sich vollenden kann.

So lange es in der Geschichte der Menschheit noch Labyrinthe gibt, welche ganz und vollständig zu entwirren und zu beleuchten die Fackel christlicher Forschung noch nicht im Stande war, und welche wir, bis dies — vielleicht — geschieht, unter der Bezeichnung: „Profangeschichte" begreifen, liegt in jedem einzelnen christlichen Bilde mehr Poesie als in allen profangeschichtlichen Stoffen zusammen.

Und wenn die bereits gemachten bedeutenden Anfänge sich so weit steigern sollten, daß der Begriff einer sogenannten Profangeschichte überhaupt nicht mehr statthaft erschiene, würden die christlichen Stoffe Gegenstände und Bilder über jene andern schon durch das didaktische Element, das ihnen innewohnt, immer hoch hervorragend sich erweisen. Wir sehn hier ab von den allgemeinen großen Typen aller geistig Erwählten in der wirklichen Geschichte des israelitischen Volkes, aus der Knechtschaft, durch die Wüste nach dem verheißenen Lande, und geben einige Proben des Gesagten von ungeheurer welthistorischer Bedeutung. Sie gruppiren sich um Bethlehem und die Krippe. Christus ist gekommen. Drei Bilder zeigen uns drei Gattungen von Menschen, die ihn suchen. Kaum noch ist die selige Geburtsnacht im Morgenrothe zerronnen, so hat die gerade kindliche Seeleneinfalt der Hirten ihn schon gefunden. Dann kommt der wahrheitsuchende, redlich forschende, nach Erkenntniß dürstende Menschengeist, den die Weisen des Morgenlandes repräsentiren, sie finden ihn, aber nach langer, mühevoller Reise. Dann kommt die dritte Gattung, auch sie sucht ihn, aber sie sucht ihn mit dem Dolche in der Hand, um, wenn sie ihn gefunden, ihn zu todten, aber sie findet ihn nicht.

Auch Jene fanden ihn nicht, denen er auf seine Frage: wen sie suchten, am letzten Abende seines Erdenwandelns zugerufen: „Ich bin's!" So finden ihn auch die Kirchenstürmer unserer Tage nicht, obgleich sie, von dämonischem Instinkte getrieben, ihn nicht bei den Secten, sondern wirklich dort suchen, wo er wahrhaft ist.

Christum finden heißt, mit Sehnsucht, Demuth und Redlichkeit in das Reich seiner Liebe und Wahrheit sich versenken. So fand ihn selbst ein Saulus, wenn er auch irrthümlich, aber bona fide die Träger seines Lichtes für des Lichtes Feinde hielt. Der Friede von Bethlehem erreichte ihn auf der Straße nach Damaskus, weil er, obgleich im Irrthum, doch guten Willens war. Wie jene weisen Heiden des Morgenlandes, findet Paulus, der Heidenapostel, seinen Heiland auf der Reise.

Mit Staunen erfüllte der Anblick des Tempels von Sion Alexander den Großen, weil er das Allerheiligste daselbst leer fand, und ohne Bild. Von den vielen Tempelbildern der Evangelien greifen wir hier nur eines heraus, es ist das erste Moment der wirklichen Erfüllung des Prophetenwortes: „Der Herr ist in seinem Tempel." Ein Greis, auf seinen Armen ein Kind: Lebens-Abend und Lebens-Morgen. Die Schöpfungsgeschichte berichtet am Schluße jeder Schöpfungsreihe: „Und es ward Abend und Morgen ein Tag." Hier ist es der Tag der gesammten Menschengeschichte, welcher unter der bedeutsamen Type von zwei Gestalten erscheint. Die Zeit des großen Advents der Geschichte ist in die Weihnacht übergegangen, der alte Bund der Vorbilder, der Sehnsucht und Erwartung ist zur Erfüllung und somit zu seinem Abschluße gelangt; auch das umnachtete Heidenthum hat seine spärlichen brauchbaren Blüthen getrieben, seine Verirrungen zu ihrer äußersten Entartung gebracht, die alte Welt hat ausgelebt, die neue, die christliche Ordnung beginnt. Dies alles, und noch mehr, liegt in unserm concret-historischen Bilde des alten Simeon mit dem Jesuskinde auf seinen Armen. Eine schönere Type des alten Bundes, mit allem, was an ihm heilig, wahr und göttlich ist, gibt es nicht, als diesen heiligen Propheten Greis.

Malkmus, in seiner kleinen, aber trefflichen Schrift: „Das christliche Kirchenjahr" nennt ihn sammt der greisen Wittwe Anna die Vertretung und Repräsentanz der alternden, und nach Verjüngung schmachtenden Welt.

Erst wo sie vom Lichte der Offenbarung bestrahlt werden, treten Natur und Geschichte in den Lebenskreis der Kunst.

Beim besten Willen reden wir oft von göttlichen und menschlichen Dingen sehr verwirrt, wir mischen und trennen sie Angesichts ihrer scheinbaren Mannigfaltigkeit und gerathen in

Gefahr die einfache, beide normirende Formel, in welcher ihr gegenseitiges Verhältniß von zwei Worten ausgesprochen wird, aus den Augen zu verlieren.

„In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ (Joh. 1.)

Unser physisches Leben haben wir ohne unsere Mitwirkung und Verdienst aus der Unendlichkeit seines Lebens empfangen, unser Geistesleben und seine Richtung ist unserer Wahl anheimgegeben, vermöge unserer Freiheit. Wir suchen Licht für dieses Leben, Lösung seiner dunklen Räthsel: sein Leben war das Licht der Menschen. Inwiefern das verborgene Gottesleben des Logos lichtvoll für unser irdisches Leben sein mag, das ist uns verborgen, zugänglich aber hat er das Licht seines Lebens als Licht für das unsrige gemacht, da er Mensch geworden und unter uns gewohnt hat.

Aus der Mitte der Trinität steigt in der Mitte der Zeit das Leben des Sohnes in die Mitte aller Creatur. Die Endpunkte der Creatur sind Materie und Geist. Ihre Mitte und Vermittlung, Verbindung, ihr Mittler ist der Mensch vermöge seiner Bestimmung und Wesenheit, welcher er durch die Schuld sich entfremdet, und nun seinerseits eines Mittlers bedarf. Dieser ist und wird der Logos durch die Incarnation. Diese ist es, welche unter dem prophetischen Bilde des Steines aus der Höhe nicht nur die thönernen Füße des Weltriesen zerschlägt, sondern durch sein Herabsteigen die stagnirenden Wasser der Schöpfung zu neuen Lebenskreisen bewegt, wie den gesundheitspendenden Bethesda zu Jerusalem. Es ist das Leben des Lebensprinzips, das in diesen Kreisen an die entferntesten Borde der Unendlichkeit schlägt. Die Incarnation ist die Religion und Wiederverbindung aller durch den Mißbrauch der Freiheit auseinander klaffenden Elemente geistigen Daseins, welche dieser Wiederverbindung sich bedürftig fühlen, ihr nicht nur keinen Widerstand entgegensetzen, sondern, wie der Kranke, der seiner Krankheit sich bewußt ist, sich gehorsam den Anordnungen des Arztes fügen.

Das Christenthum ist die Religion des Menschengeschlechts. Daß es nicht die Religion Aller, ja nicht einmal aller Getauften ist, hiefür gibt es selbst allein die ausreichende Erklärung: Christen sind, die Christen sein wollen, aber nicht Alle wollen es sein. Ueber die Verwaltung jener ungeheuren Geistesmacht, welche den

getauften Völkern, vor allen Europa's, über andere Völker gegeben ward, wird das jüngste Gericht einst Rechenschaft verlangen, um so mehr als sie diese geistige Ueberlegenheit nach andern irdischen Richtungen hin so gut auszubeuten verstanden haben.

Ob der Begriff der Begierdtaufe nicht auf alle Menschen, welche Wahrheit wollen, sich nach ihr sehnen, auszudehnen ist, untersteht natürlich der Entscheidung der Kirche.

Das Christenthum zeigt uns im dießseitigen Leben den Bestand zweier Reiche nebeneinander, des Gottes- und des Weltreiches. Die christlichen Bilder stehen darum auf der Höhe aller geschichtlichen Anschauung, weil sie uns dies universale Wesen der Menschengeschichte beständig und lebendig vor Augen halten; sie sind in dem Maaße schön, als sie didaktisch sind und ihre didaktische Seite enthält allein die wahre Lehre vom Schönen.

Alle wahre Kunst und Poesie reicht und deutet über das dießseitige Leben hinaus, wie der Bestand irdischer Wohlordnung in der Achtung und Beobachtung ewiger Gesetze ruht. Der Prophet einstiger Seligkeit ist hienieden die Tugend. Der Friede und die Schönheit, welche sie zum Theil schon hier umgeben, sind nur Reflexe von Jenseits. Die erhabenste Form menschlicher Dichtkunst ist die Tragödie. Hievon liegt die einzige, höchste und letzte Erklärung in der Geschichte des Menschenbildes nach seiner Natur, nach seinem Falle und seiner Wiederherstellung und — jenseitigen Vollendung. Die Anmuth und Lieblichkeit der uns umgebenden Natur ruht nur in ihrer prophetischen, stillen, elegisch-süßen Symbolik, welche den Weltwinter überdauert und sich hinüberrankt in den neuen Himmel und die neue Erde.

Es ist ein herbes, tief christliches Bild, welches im engen Rahmen seines Inhaltes die Widersätze darstellt, welche erst als die ewig Unversöhnlichen begriffen werden müßen, ehe die synthetischen Beziehungen der Gegensätze harmonisch sich suchen, finden und lösen können. Herodias mit dem blutigen Haupte des Täufers auf einer Schüssel: die freche Schönheit des Weltreiches im buhlerischen Schmucke als Siegerin über die Wahrheit. An dieser Schönheit ist alles Lüge, und das gebrochene Auge, die stummen, bleichen Lippen ihres Opfers verdammen schweigend jeden schönen Schein, der einem häßlichen Sein zur trügerischen gleißenden Hülle dient. In seiner didaktischen Seite wird die tiefere Schönheit dieses

Bildes zu suchen sein. An der Darstellung des Bösen in der Menschengestalt und Natur, die ein Bild Gottes ist, haftet immer etwas von der Herodias. Das radikal Böse, der Dämon wäre — so scheint es — in schöner äußerer Form am treffendsten darzustellen und so am draſtiſchſten als Lügner zu charakteriſiren; wäre dies aber auch möglich, was nicht zu läugnen iſt, die chriſtliche Kunſt und Bildnerei hat bei dieſem ganz nächtlichen Stoffe es niemals angeſtrebt, weil die innere Natur und Weſenheit des darzuſtellenden Gedankens ihm immer maßgebend für ſeine äußere Erſcheinung ſchien, und ſie, um den Lügner darzuſtellen, nicht ſelbſt zur Lügnerin werden wollte.

Die Darſtellung der Welt und des Lebens wie es iſt, d. h. des Zuſammenlebens der Widerſätze von Gottes- und Weltreich, in irdiſcher Geſchichte, gehört, wo ein geordneter Menſchengeiſt der das Gute nicht bös, das Böſe nicht gut heißen mag, ſich ihrer bemächtiget, immer noch zur chriſtlichen Kunſt. Dieſe Aufgabe fällt vorzüglich der Dichtkunſt zu, und Shakespeare, dem manche Derbheit und manches Zotenhafte mit Rückſicht auf ſeine Zeit und den Umſtand, daß er die wirkliche Welt darſtellt, wohl vergeben werden mag, iſt hierin noch immer das unerreichte Muſter. Daß er Katholik, und zwar ein gläubiger war, kann Niemand mehr bezweifeln. Die dem Chriſtenthume feindſelige Zeitſtrömung unſerer Tage hat nicht das leiſeſte Verſtändniß von dieſem Geiſte, ſo tief ſie auch die Kniee vor ihm beugen mag.

Das Menſchenleben, ſein Realismus mit ſeinen Anſprüchen und ihren Erfolgen, der Humanismus in ſeiner wahren Bedeutung, und nicht in jener lügenhaften, nach welcher dies Wort den Begriff einer von der chriſtlichen Nächſtenliebe völlig unabhängigen, uns angeborenen allgemeinen Menſchenliebe bedeuten ſoll, hat den großen engliſchen Dichter jene transcendenten Einflüſſe erkennen und mannigfach darſtellen laſſen, denen unſer Geſchlecht ohne göttliche Intervention rettungslos verfallen iſt. Was Schiller in ſeiner Ueberſetzung des „Macbeth" die Schickſalsſchweſtern, in ſeiner gräziſirenden Weiſe nennt: bei Shakespeare ſind es Hexen, Dienerinen und Organe der Hölle, die den Zunder des Verbrechens und der Sünde in die Menſchenbruſt werfen.

Auf der Grundlage der menſchlichen Willensfreiheit prägen ſich die Verhältniſſe aus, in welchen der Menſch zu einer nächtlichen

und finstern, und einer lichtvollen und heiligen Welt sich stellt. Nachbildlich sind jene Tausende von Bildern, welche alle in einzelnen Zügen des einen Erlöserlebens die Farbenreihe, Pracht und Mannigfaltigkeit des Lebens der Heiligen abspiegeln. Es sind die Ideale des ewig Schönen, gränzenlos wie die Unendlichkeit, einheitlich wie die Gegensätze der Naturen im menschgewordenen Christus. Was im gemeinen Leben, in der Prophetengeschichte, in der Wissenschaft es bloß zum Begriffe bringt, hier zieht es das Gewand des Schönen an.

Alles — im Lichte des Erlösers, für den Menschen als Realität Erkannte wird zum Ideale.

Das christliche Bild stellt dir den Märtyrer dar, entweder als bloßes Charakterbild mit der Palme und den Werkzeugen seines Triumphes, oder im Momente seiner Leiden. Immer ist die Verklärung des Looses aller Adamskinder, die Verklärung des Leidens sein Ideal. Ich kenne ein altes Bild des Märtyrers Vincentius: Der Kerkermeister tritt durch die schwere Eisenthür mit einer Fackel in das finstere Gewölbe; die Fackel ist seiner Hand vor Furcht und Staunen entfallen denn es ist Licht in diesem Raume. Der Gefangene hat Gesellschaft und breitet ihr liebselig seine nackten gefolterten Arme entgegen. Himmlische Jünglinge bringen ihm Blumen und Kränze und duftenden Weihrauch aus der Heimat seines Erlösers. Die Hand des Einen irrt an den strahlenden Seiten einer Harfe herunter bis zum Ohre des Heiligen, und vermittelt harmonisch den Gegensatz zwischen dessen himmlischem Ideale und seiner irdischen Lage, denn sein Rücken ruht auf Schmiedeschlacken und Scherben, und seine Füße liegen im Stock.

Oder das christliche Bild führt dich in die Oeden der schweigenden Wüste zu den Einsamen der Thebaide, in die Felsenkammern syrischer und egyptischer Gebirge, vor deren Eingang der Palmbaum im Nachtwind säuselt, wo du nichts hörst, als etwa das ferne Brüllen des hungrigen Löwen, oder des Straußen Trauerruf, der über die mondbeglänzten Sandflächen hineilt. Die Helden der Einsamkeit, ob im südlichen Wüstenbrande, oder in der kühlen Nacht gallischer oder germanischer Wälder, sie ringen mit den Weltmächten für und um ihr Ideal, wie die Märtyrer. Diese hören in dem brüllenden Rufe des Amphitheaters: „Christiani ad Leonos" ein Echo jenes Geschreis am Forum zu Jerusalem:

„Crucifige"; sie erkennen im wilden, finstern Wüthen der Menschen den Widersacher, den sie mit Geduld und Treue bis in den Tod überwinden müßen. Den Söhnen des Schweigens und der Oede, den Einsiedlern, tritt er, wie dort dem ewigen Sohne in der Jordanwüste, oft unmittelbar nahe. Oft hat es die Kunst versucht, deren Kämpfe mit den Engeln der Finsterniß in ihr Bereich zu ziehen und sie hätte auch dann, wenn diese Kämpfe bloß auf geistigem Gebiete sich ausgestritten, noch immer vollkommenes Recht von der ihr innewohnenden Prärogative, geistige Ereignisse und Zustände — wo und wie immer möglich — sichtbar darzustellen, Gebrauch zu machen. Jene Nachtgestalten, denen der Anachoret mit seiner in der Kraft Gottes starken Seele widersteht, die das Reformations-Zeitalter durch Hexenprozesse und Scheiterhaufen los zu werden meinte, und welche die Aufklärung unserer Zeit, in ihrem allgemeinen Unglauben mitbegriffen, als frazenhaftes Spielzeug aus der Kinderstube finsterer Jahrhunderte belacht, sie bilden in der That jenes Element des Grauenhaften, das in der Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge die nächtliche Seite vom Dualismus des diesseitigen Lebens darstellt.

Wo dem verneinenden Geiste das gefährlichste Kunststück seiner eigenen Verneinung gelungen ist, wo die Sache sich gestellt hat, wie Mephistopheles im Faust es ausdrückt: „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben", da macht jenes Grauen, das im Bewußtsein von der Existenz der bösen Geister und der Furcht vor ihrer Thätigkeit in der Menschheit immer noch zur Poesie gehört, einer Wirklichkeit Platz, welche in ihrer Gräuelhaftigkeit die letzte poetische Spur ausschließt, und, wie ihr Urheber, an sich nichts mehr als Scheußlichkeit ist; wie wir das bei der Gottlosigkeit unserer Zeit in tausend Formen diabolischer Einwirkung auf den Menschen, z. B. Elternmord, Kindermord, Gattenmord und zuletzt Selbstmord ꝛc. ꝛc. mit Entsetzen wahrnehmen.

Die düstere Seite der Einode, welche in den Gotteskämpfen der Einsamen ihre ideale Lösung und Darstellung findet, hat in der gedankenlosen, der Idee entfremdeten Nüchternheit unsrer Tage sich ein concretes Monument ihres Daseins erhalten. Die Rechtspflege hat nach dem einstimmigen Urtheile aller geistvollen Criminalisten in der Einzelnhaft des Verbrechers ein Mittel erfunden, welches in der Regel in Bezug auf Bekenntniß alle Tortur im

reichsten Maße ersetzt und einen wunderbaren Blick in die Tiefen des Menschenwesens gewährt. In der Einsamkeit verzweifelt der Böse, ist der Heilige selig, — jener, weil er, getrennt vom Weltreiche, dem er gedient, und seinen Zerstreuungen, Genüssen und Sünden, nun allein ist mit seinem „Ich", vor dem er erschrickt, indem er hier den Lebensquell vertrocknet findet, an welchem allein geschaffene Geister Ruhe und Labung finden — dieser, weil er fern von jenen Zerstreuungen, in sich den Frieden findet, mit welchem die menschgewordene Liebe ihre treuen Kämpfer lohnt, und seinem himmlischen Durste gewährt, in langen, ruhigen Zügen zu trinken aus den Quellen des Erlösers.

Gleichsam im Vorgefühle der ewigen Ruhe vollendeter Seelen, bricht der große Hieronymus in den Preis der Einsamkeit mit den Worten aus: „O Christi immer blühende Wüste, o Einöde, vergesellschaftet mit Gott."

Die Lebensnachrichten über die syrischen und egyptischen Väter und Einsiedler, die er gesammelt und welche sein Griffel uns aufbewahrt hat, klingen in unsere Zeit herüber, wie Töne aus einer andern Welt. Jener Verkehr der Einsamen mit der Natur, mit den Thieren der Oede und der Wälder, und mit der reinen Welt seliger Geister, der seinen tiefen Grundton abermals aus den Quellen des Erlösers, wo die Lebenswasser am horbarsten rauschen, geschöpft, und den der Evangelist (Markus), wo er die Versuchungsgeschichte des Herrn erwähnt, in die einfachen Worte faßt: „Er wurde vom Teufel versucht, lebte unter wilden Thieren, und die Engel dienten ihm", — gehörte einst mit in die Reihe christlicher Bilder, welche wie himmlische Visionen vor dem innern Auge des christlichen Volkes standen, welches ihre äußere Erscheinung und Darstellung durch Bildnerhand um so freudiger begrüßte, je vertrauter diese Ideale katholischer Weltanschauung seinem Seelenleben waren.

Es ist ein verspäteter Nachhall tief innerlicher Menschlichkeit, die zwischen der mystischen Nacht- und Lichtseite hindurchgehend, und beide empfindend, im zwar sehr bekannten, aber kaum geahnten, viel weniger verstandenen Dichterworte von des heiligen Hieronymus mit Gott vergesellschafteter Einöde Zeugniß gibt: „Du meiner Luft und Wehen andächt'ger Aufenthalt", und Ludwig Richter hat den Nachsatz bildlich commentirt, er lautet: „Im

Walde steht geschrieben ein stilles, ernstes Wort, vom rechten Thun und Lieben, und was des Menschen Hort." Auf dem Waldbilde spielen Rehe am sprudelnden Quell, aber an der mächtigen Eiche, der Königin des Waldes, steht das Zeichen, in dem allein Menschliches und Göttliches auf ewig sich begegnen, an ihrem Stamme hängt ein — Crucifix.

Um die hier berührte Saite etwas vernehmlicher anzuklingen, mag an die Worte der Schrift erinnert werden, nach welchen am Holze gesühnt werden muß, was am Holze gesündigt wurde, und an jene andern voll tiefster Prophezie: „Vom Holz herab hat Gott die Welt regiert."

Das Prinzip des Lebens ist untrennbar von der Incarnation, wie dessen geschichtliche Wirklichkeit von der Erlösung, weil nach dem Falle in ihr allein und durch sie und wegen ihr die Geschichte möglich ist, welche in ihrem Verlaufe und in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen und Zustände zuletzt sich immer nur auf Fall und Erlösung zurück bezieht. Bilder, hinter und über welchen außer der Darstellung des einst Geschehenen dieser Gedanke zum Ausdruck kömmt, sind christliche Bilder, und damit haben sie den Gipfel historischer Kunst erreicht. Dieses Zurückführen der zerstreuenden Vielheit zu ihren einheitlichen Ausgangspunkten und Quellen rettet der Kunst ihren wesentlichsten d. h. symbolischen Charakter, so in der Geschichte, so in der Natur und so in der Region, wo Natur und Geschichte, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu ihren Ausgangspunkten zurückkehrend, den Lebenskreis ihrer Anschauungen und Thätigkeiten um ein gesichertes Centrum geschlossen haben. Dies Centrum ist der Herr und Urheber der Natur, die Voraussetzung aller Geschichte, durch den wir das physische Leben haben, der unserm Geistesleben die lichtvolle, rettende Richtung gibt, die unser diesseitiges Leben regeln und uns lehren soll, daselbe für die Zeit der Aussaat, für ein künftiges, erntefreudiges Ziel zu halten und zu benützen; der uns den Grundzug unsers Wesens und unserer Bestimmung auch in jenen gräßlichen Erscheinungen und Verirrungen nicht verkennen läßt, welche Zeugniß geben, daß die Menschenseele einen Himmel will um jeden Preis, auch wenn sie ihn bei der Hölle suchen sollte.

Diesem im Erlöser in die Zeitwelt eingegangenen Leben Gottes muß der Lebensbegriff in Natur und Geschichte entnommen,

bei ihm muß das Verständniß und die Wesenheit auch der christlichen Bilder, die ihre Form aus der Natur, ihren Inhalt aus der Geschichte nehmen, und vor allem bei der Kirche, wo dies göttliche Leben nie zu pulsiren aufhört, gesucht werden.

Dies im Leben der Kirche stets sich erneuernde, stets wiederkehrende Erlöserleben berührt mit seiner befruchtenden Kraft und seinem Verklärungsschimmer alle berechtigten Daseinsformen des Menschengeschlechtes und gibt ihnen allen, indem sie alle und jede einzelne zu ihrem Ideale erhebt, ihre wahre Realität. Da steht neben der Gattin mit reichem Kindersegen, glänzend als starkes Weib und christliche Mutter, die makellose Jungfrau, die einsame in Gott versenkte Witwe, neben der Nonne und dem Ordensbruder der todesmuthige Krieger, der Märtyrer und der Anachoret. Der unter dem Glanze einer Krone demüthige Herrscher, nach innen ein Vater seines Volkes, nach außen ein gewaltiger Schutzherr und Vertheidiger der höchsten Güter der Menschheit, streitend für Wahrheit und Recht, und der königliche Prinz, der zwischen seiner Geburt und dem Zuge seines Herzens eine Anomalie erblickt, der statt des Scepters den Hirtenstab ergreift, und versenkt in die unendlichen Tiefen ewiger Schönheit im einsamen Wiesenthale bei der Heerde steht, während die Waldtaube in der weggeworfenen Krone nistet. Da erblicken wir den hohen Lehrer, dessen Adlerblick sich in die Tiefen und Höhen der Philosophie und Theologie versenkt und erhebt, neben dem einfältigen Bruder, der nur das Geheimniß des Gehorsams kennend, das Haus fegt und den Wasserkrug am Brunnen füllt, den seeleneifrigen Bischof und Priester, den mit den Sorgen und Nöthen der ganzen Erde belasteten Papst, den gottfeligen Bauer hinter dem Pfluge, die christliche Dienstmagd und den frommen Bettler, — alles Strahlenergüsse und Strahlenbrechungen von der einen Sonne, die in der Farbenpracht der Iris als Friedensbogen am wetterdunklen Himmel irdischer Geschichte stehn.

Und diese Sonne hat ein menschlich Antlitz, weil der Mensch ein Bild Gottes ist. Was der Mensch aus sich, dem Bilde Gottes, durch die Schuld gemacht, hat seine Unmenschlichkeit mit gräßlicher Schrift auf dies sonnenhafte Antlitz geschrieben. Wildes Dornengeflecht umrankt die königliche Stirne, in Blut und Speichel

getaucht sind die göttlichen Züge. Dies Bild hat in aller Unendlichkeit und Ewigkeit kein ihm ähnliches Zweites, hundert und hundertmal hat es die christliche Bildnerei stumpfsinnig und begeistert, halbgläubig und vielleicht sogar ungläubig wiederholt. Heute noch nennen wir es mit dem Heiden Pilatus „Ecce homo."

Ein Ecce homo ist die ganze christliche Kunst. Indem sie die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Menschenwesens umschließt, ist sie die fortwährende allereifrigste Erklärerin und Darstellerin des Menschen. Jedes ihrer Werke ist die Auslegung jedes andern, und alle zusammen, wie jedes Einzelne, sprechen: „Ecce homo", sehet: das ist der Mensch. Die lügenhafte Humanität, die sich neben und außer die Menschenfreundlichkeit Gottes und die nachbildliche christliche Nächstenliebe als ein von dieser unabhängiger Begriff drängen und stellen will, wird erst durch diese in ihrer wahren Natur erkannt.

Der Unglaube, welcher es trotz aller frechen Hypothesen in der Profanation der ganzen Menschengeschichte zu keiner Antwort bringt auf die Pilatusfrage: Quid est veritas? (weil er, wie Jener die Wahrheit, die lebend vor ihm steht, nicht will) wird immer fragen, vergeblich fragen: Was ist Wahrheit? was ist der Mensch, bis der Menschensohn in vielleicht zu später Stunde nicht als Erlöser, sondern als Richter fragen wird: Warum hast du nicht geglaubt?

Der Universalismus der christlichen Bilder, weil er die Gegensätze auf das Innigste verbindet, zeigt den Widersatz in der prägnantesten Form seiner Verwerflichkeit. In dieser und nicht in der einschmeichelnden Weise gleichberechtigter Verschiedenheit gehört auch der Widersatz zur didaktischen Seite seines Wesens.

Die Oberfläche unserer Erde mit ihren zerrissenen Kontinenten, Binnenmeeren, Sandwüsten und Vulkanen, wie die Universal- und Spezial-Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt auf physischem und moralischem Gebiete, welche Zerstörungsmächte auf beiden Gebieten zu ihrer dermaligen Gestaltung mitgewirkt und beigetragen haben. Das erhaltende rettende Prinzip, indem es selbst an den physischen Wirkungen geistige Ursachen nachweiset, verkörpert durch die natürliche Generation, welche nur den Tod fortzupflanzen scheint, auch den Segen und die Verheißung. Was die größten Menschen, von der Vorsehung wie Träger und Pfeiler

ihrer Pläne in die Geschichte gestellt, bis auf den größten von Allen, bedeuten und gethan haben, in ihm kulminirt das Lichtleben der Menschheit, darum heißen Bilder, welche etwas von diesem Universalismus künstlerisch zur Anschauung bringen, unbedingt die christlichen Bilder. Vollinhaltlich ruhen sie, wie die Gesammtgeschichte, auf ihm, und weisen doch auch wieder, analog mit ihm, vermittelnd nach rückwärts und nach vorwärts; nicht sie werden erklärt, sondern sie erklären, wie der römische Janus (Ja Nu), den das kriegerische Volk selbst seinem Patron, dem Mars vorzog und an die Stirne des Jahres (Januar) setzte, als Oeffner und Schließer der Pforten des Jahrestempels oder Bogens — als »Janus« und Clavigor — nicht den Noa, den Schiffenden mit der rettenden Arche, und Petrus, den Fischer und Schlüsselträger und sein rettendes Kirchenschifflein erklärt, sondern von jenen beiden als bedeutungsreiche Ahnung des kommenden christlichen Roms und seiner universalen Sendung erklärt wird.

Man hat den Bestrebungen christlicher Bildnerei den Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, welcher, merkwürdig genug, gegen die minutiösesten Abzweigungen der Malerei — Genre, Thiere, Blumen u. s. w. — nie erhoben wurde. Man hat dieser sogenannten christlichen Einseitigkeit die Charakter- und Farblosigkeit der modernen Kunst lobend als Vielseitigkeit gegenübergestellt, und übersehen, daß diese gerügte Einseitigkeit eigentlich die Einheit aller Anschauungen, die Allseitigkeit, der Universalismus ist, welcher die ganze Fülle wahrheitlicher Ideen ordnet und regelt, weil er die verwirrend zerstreuenden Vielheiten in dem Begriffe der Allseitigkeit faßt. Erst von diesem Standpunkte kann das Einzelne in seinem Verhältnisse zum Ganzen verstanden und die Geschichten zum Begriffe der Geschichte werden, denn die Erscheinungen des Lebens der Menschheit werden nur vom christlichen Bewußtsein begriffen, weil das Christenthum die synthetische Vereinigung der beiden bis zu seinem geschichtlichen Eintritte in die Geschichte bestandenen Gegensätze von Natur und Geist darstellt und wirklich ist. Der bildlose Geist des Offenbarungsvolkes und das geistlose Bild der Heidenvölker erschien — außerdem, daß sie ein tiefes Symbol des leiblichen Todes, welcher wieder nur Bild und Darstellung des geistigen Vorganges im Centrum der menschlichen We-

senheit ist — den allseitigen Einblick in die Wirkungen des Sündenfalles, durch welchen die Trennung von Gott im Zerfalle des Menschenwesens nach Natur und Geist, oder besser „Bild und Geist", welche nun in seinem Innern jenen Kampf kämpfen, den Paulus das Gelüsten des Fleisches gegen den Geist nennt, so furchtbar drastisch sich darstellt. Die Erlösung nun beginnt am Ablauf der alten Geschichte ihr Werk durch die Incarnation. Gott und Mensch in Einer Person sind hiedurch schon die Versöhnung von Natur und Geist. Was Adam durch den Fall verloren und verscherzt, eine Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt zu sein, das ist nun Christus in unendlich erhabenerer Weise. Erscheinung und Sein sind nun Eins, die Urtype jedes christlichen Bildes. In ihm ist die Natur mit dem Geiste und der Geist mit Gott versöhnt.

Die christlichen Bilder, wie sie in einzelnen Lebenserscheinungen als Reflexe des Alllebens Gottes in heiligen Menschen zu Tage treten und von denen wir oben einige flüchtige Andeutungen gaben, umfassen ihrer Wesenheit nach alle wahrheitsgetreue Weltanschauung, ob sie in einer wirklich geschehenen Begebenheit, oder als symbolische und parabolische Verhüllung eines noch allgemeineren umfassenderen Begriffes sich darstelle. Wenn wir z. B. in den Katakomben dem Orpheus begegnen, wie er mit seiner Leier die Thiere sänftigt und zähmt, so ist dies in seiner Anwendung nach Zeit und Ort gewiß ein christliches Bild.

Dergleichen tritt in eine gewisse Verwandtschaft mit jenen Auffassungen der Kirche, mit welchen sie uns überhaupt die Schätze des klassischen Alterthums gerettet und überliefert hat, indem ihr erlösender Geist selbst jene oft dunklen und unlautern Ahnungen aus ihrer Umschattung in den Kreis ihres Lichtlebens verklärend und erklärend erhob. Hier nun gleichen sie jenen zerschnittenen Bildern, die man den Kindern als geistreiches Spielzeug schenkt, um an ihrer Zusammensetzung und Wiedervereinigung ihren Scharfsinn zu üben. Der echten Wissenschaft unserer Tage war es vorbehalten, durch vergleichende Sprachforschung und Alterthumskunde der Kirche den Dank für die Erhaltung jener alten trümmerhaften Weltideen abzustatten, indem sie ihr dieselben mit der dem vorchristlichen Alterthume unmöglichen richtigen Deutung als das Ihrige, das ergänzte Allgemeine zurückgibt.

Wenn ſchon die altteſtamentalen Stoffe und Bilder und ſelbſt das blos Epiſodiſche neuteſtamentlicher Ereigniſſe, — ſoferne es erlaubt iſt, ſolche Stoffe, wie z. B. Mariens Gang über das Juda-Gebirge, das Herbergeſuchen zu Bethlehem, die Ruhe auf der Flucht und unzählige andere, epiſodiſch zu nennen — viel ſchöner, erhabener und weltumfaſſender ſind, als die wichtigſten und größten profangeſchichtlichen Momente, ſo erreichen die evangeliſchen Thatſachen und geſchichtlichen Myſterien des Erlöſerlebens ſchon als Bilderſtoffe gedacht, eine mit nichts anderem zu vergleichende Höhe und inhaltliche Tiefe, deren Unerſchöpflichkeit alle Künſtler, welche ſich mit dieſen Stoffen beſchäftigten, kannten und kennen.

Alt wie die Rathſchlüſſe Gottes, neu wie der heutige Morgen, ſenken ſie ihre Wurzeln in die Abgründe göttlicher Eigenſchaften, ſie begegnen dort einer Fülle ebenbildlicher Analogien und den Gründen ihrer Störung und Verdunklung. Sie ranken ſich aus Labyrinthen von Hinfälligkeit und Schwäche an der Geſtalt des Erlöſers empor zu ewiger Jugend.

Der Seele, welche ſich abſichtlich gegen den Offenbarungsglauben wehrt, mit einigem Erfolge von dieſen Dingen und den chriſtlichen Bildern zu ſprechen, dafür iſt uns keine Sprache und Ausdrucksweiſe bekannt. Um ſo leichter muß ihre ahnungsreiche Tiefe ſich bei Jenen bis zum Grade des Verſtändniſſes — ſoweit dies überhaupt für das diesſeitige Menſchenleben möglich iſt — erheben, welche es mit ihrer Philoſophie wenigſtens ſoweit gebracht haben, im Glauben ein unabweisliches Lebensgeſetz zu erkennen, ein Geſetz, unabhängig und frei von der Willkür und Sünde des in unſere Natur eingedrungenen Verderbens, welches nebſt der Beſtätigung und Erklärung ſeiner Gründe uns im hiſtoriſchen Erlöſer zugleich den Heilsweg und die Rettung aus dieſem Verderben anbietet. Die dreigeſtaltige Summe aller Begriffe — von Gott, Menſch und Natur, — von deren richtiger oder falſcher Auffaſſung alle Klarheit oder Verwirrung im Menſchengeiſte abhängt und bedingt iſt, findet in der chriſtlichen Bildnerei ihren höchſten Ausdruck bei den geſchichtlichen Darſtellungen des Erlöſerlebens, wie es die Kirche in den Evangelien uns überliefert und welches wieder in der Paſſion, in welcher alle hiſtoriſchen Fäden zu einem centralgeſchichtlichen Brennpunkte zuſammenlaufen, ſich vollendet.

Wir gehen an der unendlichen Fülle möglicher Kombinationen, an welchen das christliche Kunstideal auf didaktische, mystische und typische Weise zum Ausdruck gelangen kann, vorüber, um diesem Zentrum der Menschengeschichte schließlich noch einige Zeilen zu widmen. Auch der Fixirung und Klarstellung des Lebenszweckes durch des Erlösers Lehrwort erwähnen wir nur im Vorübergehen, obgleich dies einer der gewaltigsten Strahlen des unerschaffenen Urlichtes ist, der in unsere Erdennacht hereinleuchtet, dessen Glanzspuren den edelsten Geistern der Heidenwelt nur als ferne Nebelflecken erschienen, und in deren Morgenröthe selbst im gottgeordneten Judenthume nur geläuterte Seelen, reine, für die Transparenz seines Formalismus geschärfte Augen zu blicken vermochten.

Die christlichen Bilder sind Blüthen der betrachtenden Menschenseele. Der Heiland hat Kranke geheilt, das ewige Wort hat Sterblichen das Reich Gottes gepredigt. Das Brod, das vom Himmel herabgekommen, hat Tausenden von heilsbegierigen Seelen, welche über der Sehnsucht nach unvergänglicher Nahrung ihren Hunger vergaßen, mit irdischer Nahrung gespeist und ihnen des Leibes Nothdurft gewährt. Zwölfe sind es, die die vermehrten Brode vertheilen, Zwölfe, welche für alle Zukunft die übrigen Reste sammeln. Er hat sich von den Schaaren zurückgezogen in Bergeseinsamkeit und Gebet. So hat er seinen Tag beschlossen und seine Nacht herauf geführt, denn sein sind die Tage und Nächte, und er hat sie gemacht. Er denkt der Seinigen draußen im wüsten Meere und geht sie heimzusuchen, er läßt sich seine Sterne leuchten und schreitet auf den Wogen ihrem Schifflein zu. Es ist dieß überhaupt wie sein Kommen zu uns in die, ohne ihn, dunkle Menschenwelt. Es muthet uns hier etwas von der Christnacht an, und auch von jener andern bangen Nacht, wo Petrus, voll Vertrauen auf die eigene Kraft, stärker in der Versuchung als die andern zu sein sich vermißt, bis die Stimme der Magd ihn zu Falle bringt, und der Hahnenruf sein Bußprediger wird, er gebrochen und erschüttert in den Tiefen seiner Seele das warme Kohlenfeuer und des Kaiphas Hof verläßt und hinaus eilt in die Nacht, voll Scham und bitterlich weinend.

Der große künftige Beichtvater der Kirche sollte im Anblick seiner eigenen Schwäche Milde lernen und Demuth und Vertrauen auf den, der uns stärkt und der gesagt hat: „Ohne mich könnt

ihr nichts." Es iſt ein verwandter Zug, der hier das künftige Leben des Apoſtels und das Leben der Kirche mit bedeutſamem typologiſchen Zwielicht ſtreift, als Petrus dem auf den Wogen nahenden Erlöſer zuruft: „Herr, wenn du es biſt, ſo heiße mich auf dem Waſſer zu dir kommen", und auf die Einladung: „So komme", die Barke verläßt, aber erſchreckt vom Winde und Meere, alsbald ausruft: „Herr, rette mich!" und der Herr ihm die Hand reicht mit der Rüge: „Kleingläubiger, warum zweifelſt du?" und mit dem Geretteten ſein Schifflein beſteigt.

Ob die hier liegenden Tiefen noch vor Ablauf irdiſcher Geſchichte mehr Licht erhalten werden? Im Vertrauen auf ihn, den Herrn der Natur, verſucht es Petrus mit den wilden Kräften der Natur, und ihm wird bange; was wird's mit denen, die ohne Glauben an ihn und ohne Vertrauen mit der Natur anbinden? In allen Erſcheinungen des Gottesreiches iſt es der Appell an die Gnade, welcher die dieſem Reiche Angehörigen von den anderen auszeichnet und ihnen dieſes Reiches große Signatur, die Demuth, aufprägt. Wir Gefallenen bedürfen der Natur gegenüber, ob wir als Forſcher oder als Künſtler ihr nahen, der Gnade, an ſie und nicht an das Geſetz appellirt der Schuldige. Die Gnade aber iſt die Erlöſung, ohne welche es keinen Standpunkt, der ein geſundes Verhältniß nach welcher Richtung immer zuließe oder gewährte, geben kann. Die Gnade lebt in der Kirche und dieſe ſpiegelt ſich in ihren evangeliſchen Anfängen in ſo vielen Zügen, welche der chriſtlichen Bilderreihe angehören, weil ſie eben ſo wahr und univerſell, als ſchön und darſtellbar ſind. Nur im Vorbeigehen ſei eines hieher gehörigen Zuges Erwähnung gethan, wie nämlich der Herr, als eine große Schaar ſeiner Predigt harrend um ihn verſammelt iſt, ſich in einem Schifflein etwas in den See hinaus rudern läßt, um von dieſem ſein Lehrwort an die am Ufer verſammelte Menge zu richten. In jedem anderen Falle nun wäre es das gleichgiltigſte Ding, zu wiſſen, wem dies Schiff gehörte; hier wird es zu einer Welttype und zu einem Beweiſe der göttlichen Inſpiration der Schrift, wenn der Evangeliſt ſagt, das Schiff habe dem Petrus gehört. Die Wahrheit, daß von hier aus allein das göttlich auctoriſirte Lehramt zu den Völkern und Zeiten ausgehe, hat im chriſtlichen Kirchenbaue den techniſchen Ausdruck: „Kirchenſchiff" introduzirt.

Eine andere Seite desselben Inhalts erblicken wir in dem concreten evangelischen Bilde dieses Schiffes, das sich in der Kirchengeschichte unablässig wiederholt: am Borde des Schiffes ist Jesus mit seinen Aposteln, aber er schlummert, während dasselbe mit dem Sturme und den empörten Wogen ringt; auf den Hilferuf der Jünger erhebt er sich, gebietet den Wogen und den Winden, und es wird eine große Stille.

Die Evangelien sind ein beständiges Hin- und Herwandeln zwischen Gott, Mensch und Natur, ein Gewebe ihrer gegenseitigen Beziehungen und der Darstellung ihrer gesunden und heilsamen, wie ihrer gefährlichen und krankhaften Verhältnisse in Lehren und Bildern, überall und in universalster Weise die höchsten Abstraktionen in concreten praktischen Formen an das mystische Leben der künftigen Kirche knüpfend.

Wem der Herr größer erscheint, wenn er Kranke heilt, Todte erweckt oder den wilden Naturkräften Ruhe gebietet, als wo er segnend unter Kindern sitzt, hienieden schon ein Bild des Himmels, Gott in Mitte der Seligen, oder wo er durch die Vögel des Himmels, durch die Blumen des Feldes Ergebung und Vertrauen den Seinigen predigt, der kennt ihn und seine Mission an das Menschengeschlecht nicht und versteht die christlichen Bilder nicht. Noch weniger wird einem Solchen die dunkle irdisch beschattete Seite verständlich, wo das Lichtleben Gottes, durch den Erlöser dargestellt, in der Zeit und Stunde der Finsterniß der dualistischen Weltgeschichte zu erliegen scheint, wie dies bei jenem Oelbergsbilde der Fall ist, das uns den Herrn leidend, seine Feinde wachend, die Seinigen aber — schlafend darstellt. Solchem bleibt auch das außerordentliche prototypische Verhältniß der Weltgeschichte zu ihrem Zentrum der Passionsgeschichte und damit der Universalismus der christlichen Bilder verschlossen. Ist er gläubig, so sieht er die Liebesthat unserer Erlösung als eine vergangene Begebenheit und in der Wiederkehr ihres zeitlichen Inhaltes, welche wir in gewissem Sinne Allgegenwart nennen möchten, nichts als eine historische Erinnerungsfeier. Der Ungläubige hält sich für so vorurtheilsfreier, als er ihr keine weitere Bedeutung, als tausend anderen Ereignissen beimißt. Freilich hat er damit den Begriff der Geschichte überhaupt verloren und eingebüßt, welche in ihrer Wahrheit keinen zufälligen, oder mathematischen, oder gar mechanischen, sondern

einen wahrhaft künstlerischen Verlauf nimmt. In der Ahnung hievon liegt die einzige Rechtfertigung des sonst unwahren und doch so beliebten Ausspruches: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

In der Passion einigen sich die beiden großen Widersätze vorchristlicher Zeit: Naturreligion und Offenbarung, Juden- und Heidenthum, Jerusalem und Rom, in dem einzigen Punkte, der von Anbeginn allen Menschen gemeinsam war, im substitutiven Blutopfer, indem sie, ohne es zu wissen und zu wollen, diese größte und allgemeinste aller Welttypen gemeinsam zu ihrer Erfüllung bringen „am Lamme, das vom Anfange geschlachtet ward."

Die Passion, ein Werk der Bosheit seitens der Menschen, umgestaltet zum Werke der höchsten Liebe von Seiten Gottes, ist es, in welcher alles Vorbildliche kulminirt und alles Nachbildliche bis an's Ende seine Originalien findet.

Eine Nacht und ein Tag, analog den Schöpfungstagen — „und es ward Abend und Morgen ein Tag" (Genes.) — stellen das Wesen der gesammten Welt- und Menschengeschichte und alle beachtenswerthen Erscheinungen ihres Verlaufes in ihren einschneidendsten Zügen für jeden einzelnen Menschen, wie für das gesammte Geschlecht in furchtbarer Lebendigkeit und praktischer Anwendbarkeit dar. Das Böse wird gewollt, das Gute wird geschafft. Die Früchte fallen nach Maßgabe der Willensrichtung in den Schooß der Theilnehmer. Der Dualismus mit allen seinen Uebergängen, in allen seinen positiven und negativen Beziehungen zur Wahrheit, und ihres Verhältnisses zur Menschengeschichte, der Verrath an der Wahrheit, die Flucht aus Menschenfurcht, die sie verleugnende Schwäche, wie das standhafte Ausharren bei ihr bis an's Ende, haben ihre Vertreter in Judas, Petrus und den Jüngern, wie in der Gottesmutter, den heil. Frauen und Johannes. In Nikodemus und Joseph von Arimathea erscheint das reine bessere Judenthum, das sich selbst und die göttliche Seite seines Wesens findet, indem es den Verheißenen erkennt und anerkennt, während die andere Seite desselben dem Geiste seines Gesetzes, seines Priesterthums, seiner Propheten entfremdet, erstarrt in geistlosem Formalismus, mit tödtlichem Hasse seinen Messias verfolgt, weil er nicht ist, wie ihr durch nichts gerechtfertigter Nationalstolz und ihre Ichsucht sich sein Bild ausgestattet haben. Dann kommt das Heidenthum durch Pilatus vertreten, in seiner schwankenden, servilen, scheinbaren Ge-

rechtigkeitsliebe, an aller Wahrheit verzweifelnd, wie dies der wegwerfende, fragende, keine Antwort erwartende Ausruf: Was ist Wahrheit? mit welchem jener, von ihr, die in der Person des Erlösers leibhaftig vor ihm steht, sich wendend, gegen bessere Ueberzeugung durch seinen Richterspruch die Unschuld dem Tode überliefert. Er hat auch das matte Dämmerlicht mißachtet, durch welches die andere, die bessere Seite des Heidenthums Ausdruck zu gewinnen scheint. Träume von rettenden Götterſöhnen, zu welchen der Polytheismus die uralte Lehre von der Erlösung durch den ewigen Sohn verunstaltet und verzerrt, hatten sich während des Schlafes im Weibe des Prokurators zu jenem Bilde des Gerechten geeinigt, in jener bangen Nacht der Gefangennehmung Jesu, das sie ängstigte und bestimmte, ihren Gatten seinetwegen zu warnen.

Zu den Richtern dessen, der einst uns Alle richten wird, tritt noch der weichliche, wollüstige, indifferente Herodes. Alle verdammen ihn, auch das Volk, das noch vor acht Tagen ihn mit Hosannas und Palmen in die Stadt geleitet, aufhetzbar und aufgehetzt, wie immer schreit um seinen Tod: „Kreuzige ihn!" Hier erfüllt sich vor Allem die große universale Type vom Weltreiche in seinem Widersatze zum Gottesreiche. Beide liegen zur Wahl vor, das Weltreich wählt wie früher am Forum zu Jerusalem, so heute noch: „Hinweg mit ihm, den Barabbas gib uns los!" (Barabbas war ein Mörder). Es wählt statt seinem Erlöser den Mörder vom Anfange. Hienieden aber, wo beide Reiche neben einander gehen, fällt aus dem Gottesreiche ein Strahl auf diesen gräßlichen Vorgang, und beleuchtet eine andere Seite des irdischen Dualismus. Im Lichte dieses Strahles erscheint Barabbas als Typus des sündigen Menschengeschlechtes, es wird losgegeben und erhalten, weil Christus seiner Schulden Tilgung übernimmt und für das verbrecherische Geschlecht in den Tod geht.

Die Gewohnheit hindert uns, das Ungeheure dieser Dinge, auf denen die Welt und alle Mystik des Daseins ruht, in ihrer ganzen Größe zu fühlen. Seitdem wir durch die Sünde den zeitlichen und ewigen Tod verdient, ist sein Tod der Grund und Quell unseres Lebens. War die Sünde der Weg aus dem Leben zum Tode, so ist sein Tod der Weg aus dem Tode zum Leben, wovon schon die Erhaltung unseres Leibeslebens durch Tödtung

von Naturwesen und Stoffen eine schwache, jedoch immerhin bedeutende Type ist.

Höher gehört vor Allem die Einigung der äußersten, scheinbar nie zu verbindenden Gegensätze göttlicher Eigenschaften unter dem einen Bilde, welches millionenmal in der Welt vorhanden, die bewohnte Erde mit einer Art von Allgegenwart besitzt. Zwölf arme Fischer haben dieß Bild den Völkern aus dem heiligen Lande gebracht, sie wurden dafür getödtet, und wo es immer verdrängt wird, geschieht dieß durch den Mord seiner Boten; dann erheben es Andere wieder in andern Gegenden oder bringen es den Verlassenen zurück. Wo es heimisch ist, begegnen wir ihm in Berg und Thal, in Schlössern, Palästen und Hütten, vor Allem auf dem Altare, seiner eigentlichen Heimat, denn in ihm wurzelt der Begriff des Altares überhaupt, selbst dort noch, wo er durch die Verzerrungen des Heidenthums kaum mehr zu erkennen ist. Vom Zeichen der höchsten Schmach zum Bilde der höchsten Ehre erhoben, krönt es die Kronen der Könige, schmückt die Brust des Helden und des Verdienstes.

Als Zeuge und Bewahrer von Zucht und Ehre prangt es am Halse der Witwe, der Jungfrau und Matrone, aus allen Stoffen der Natur bereitet, von Gold und Silber, Juwelen strahlend, schön durch Kunst oder bloß durch sich selbst, geformt von Bein, von Holz oder anderem Stoffe, bezeichnet es den Bischof, den Abt, den Missionär, die Klosterschwester und den Vater der Gläubigen selbst, und schließlich steht es als Bürge seliger Hoffnung auf unsern Gräbern.

Dieß Bild, in dem die äußersten Gegensätze von ewiger unbeugsamer Gerechtigkeit und maßloser Barmherzigkeit sich begegnen und umschlingen, es ist das Crucifix.

Der Evangelist erzählt: „Und er trug sein Kreuz, wie Isak das Holz zu seinem Opfer". Zunächst ist dies das Holz, das bald ihn tragen wird, wodurch sich die geheimnißvolle Stelle des Propheten erklärt: „Vom Holz herab hat Gott die Welt regiert". Ein einfacheres und zugleich ausdrucksvolleres Zeichen für den Dualismus gibt es nicht, als das gekreuzte Holz, er trägt es und es heißt sein Kreuz.

Wenn wir alle größtentheils, wie Simon von Cirene, unfreiwillige Kreuzträger sind, so unterscheiden wir uns von ihm, der es

freiwillig trägt (er ward geopfert, weil er selbst gewollt), auch durch das Kreuz selbst. Das seinige ist ein anderes, als das unsrige. Das seinige ist nicht sein, sondern unser Aller.

Er trägt — wie der alte Choral sagt — auf seinem Rücken die Lasten, die uns drücken. „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi". Wo ist ein Bild im ganzen Umfange der Geschichte, welches dem kreuztragenden Heilande gliche an Wahrheit, Güte und Schönheit. Wenn irdische Dichtung so gern die Begriffe von Liebe und Schönheit verflicht, so erscheint sie in ihren reinsten Hervorbringungen noch unlauter neben jener überirdischen Glut, mit welcher heilige Poesie so oft die Liebe des Kreuzes feiert in den verschiedensten Zeiten des Christenthums, und ganz gehört hieher, was einer der größten Maler und Bildner, Michael Angelo, in einem seiner schönsten Sonette sagt.

„Die Seel empor zum ew'gen Amor schreitet,
Der uns vom Kreuz die Arm' entgegen breitet."

In merkwürdiger Weise finden sich die wesentlichsten Züge, welche die christlichen Bilder zur Darstellung des letzten Gerichtes an einander reihen, um das Kreuz des sterbenden Erlösers in seinen letzten Stunden zusammen.

Maria und Johannes neben dem Kreuze, — Maria und ein anderer Johannes, der strenge Täufer, neben dem Richter; rechts und links vom Heilande der gerettete und der verworfene Schächer, — rechts und links vom Richter die Auserwählten und die Verdammten, hier wie dort das erlöschende Tagesgestirn. Dort die in Vorahnung zitternde Natur, das Erdleben, und die Auferstehung der Todten, — hier die Katastrophe des Weltunterganges selbst, und die allgemeine Auferstehung.

Diese Dinge sind nicht gemacht, nicht combinirt. Jahrhunderte, Jahrtausende sind ihre Bindeglieder. Völker und Nationen bilden den Chor zu den größten Thatsachen der gewaltigen Tragödie der Menschengeschichte. Alles Priesterthum und Opferwesen aller Völker stellt die Einheitlichkeit (Katholizität) aller Völker und Zeiten jedem unbefangenen Geiste außer Zweifel. Alle an diese Grundwahrheiten sich anheftenden Verzerrungen, Verschiebungen, Zerklüftungen führen ihn nothwendig zu einer Urform, welche, jemehr sie verloren gegangen scheint, um so bestimmteres Licht auf

die Erlebnisse und Motive der Gestaltungen wirft, unter welchen das Menschengeschlecht seine Religionsbegriffe einerseits verwirklichte, andererseits verwirklicht sah.

Wo der Begriff der Natur vorerst nicht unbedingt auf das zurückgeführt wird, was uns die Offenbarung auch von ihr lehrt, bleibt es unstatthaft, das Heidenthum Naturreligion, was es allerdings neben andern auch ist, zu nennen. Erst wenn der Naturbegriff in sein richtiges Verhältniß zu Gott und zum Menschen gebracht ist, kann das Heidenthum als Naturreligion richtig verstanden, und seine Erscheinungen gewürdigt werden. Die Albernheit, die ein sogenanntes rein Menschliches erst als Abstraction von aller Offenbarung für sich zu Stande bringt, muß man den Consequenzen ihrer weitern Schlüsse überlassen. Den einzelnen Verirrten kann man bedauern, ein Allgemeinwerden dieser Verirrung wäre das Scheußlichste, was die Nachtseite der Menschengeschichte in die Welt einführen könnte.

Es ist eine der unwahrsten Bezeichnungen für den Abfall vom Christenthume, wenn man diesen Abfall das neue Heidenthum nennt. Durch den Sündenfall ist der Mensch aus seiner Stellung über der Natur in die Natur herabgefallen. In ihr und in ihrem Bilderreichthume verlieren sich sogar sehr bald die reinern geistigen Anschauungen, welche dem ersten Menschen als Erinnerung an seine frühere Stellung geblieben, und welche wir jetzt im vollen Lichte der Wahrheit als Trümmer der Uroffenbarung in den Traditionen des Menschengeschlechtes wiedererkennen. Wenn aber jenes alte Heidenthum in der vielgestaltigen Bilderwelt der Natur nach Persönlichkeit des Göttlichen ringt, aus welcher Vielgestalt der Polytheismus sich erklärt, verwirft das fälschlich sogenannte neue Heidenthum den persönlichen Gott, dessen Offenbarung in der Menschwerdung sich vollendet und senkt den Begriff des Göttlichen wieder in das unpersönliche All der Dinge hinab, wo alle Unterschiede aufhören, und bei consequenter Durchführung des Princips dieser scheinbare Universalismus nothwendig beim alten Chaos anlangen müßte.

Den Unterschied zwischen diesem neuen und dem alten Heidenthume hat der Dichter Emanuel Geibel geistvoll ausgesprochen:

„Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich sagen,
Wißt, jene sah'n den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen,
Ihr aber möchtet frech mit eh'rnem Speere
In Trümmer jedes Gottesbild zerschlagen: —
So bleibt euch nichts denn, als die große Leere.

Daß wir hier des Heidenthums als Naturreligion in polytheistischer und pantheistischer Form nur in Beziehung auf unsere christlichen Bilder flüchtig berührten, in welchen eine lichtvolle Erklärung des Wahren und Irrthümlichen nicht nur von dem Verhältnisse des Heidenthums zur Natur, sondern auch zu seinem Heroenkulte und seinen antizipirten Messiaden liegt, wird Jeder begreiflich finden, der uns bei unserem Stoffe nicht eine endlose von diesem Stoffe abführende Weitschweifigkeit zumuthet.

In der vorchristlichen Welt stellt sich der Dualismus uranfänglich in den Kindern Gottes und den Kindern der Menschen dar, was hierüber in der Genes. gesagt wird, ist ein Herabsinken der der ersteren aus der Höhe in die Consequenzen der Erbschuld, eine Auflösung des Dualismus im allgemeinen Verderben. Die Wiederherstellung dieses Dualismus in der Erwählung und Absonderung Abrahams ist die Wiederherstellung der Heilsordnung der Zukunft. Es ist die Gründung der Vorkirche, durch welche der Dualismus, d. h. neben dem, den Unterschied von Gut und Böse allmählig auflösenden, diese Begriffe vermischenden Momente, eine Richtung des exclusiv Guten durch Gottes Intervention oder Offenbarung wieder hergestellt wird. Die Vorkirche hat Bilder (freilich nicht von Menschenhand gemacht), es sind geschichtliche Ereignisse. Bilder werden sie genannt, weil sie außer dem, was sie an sich sind, noch Anderes und Zukünftiges bedeuten, was sie nicht sind. Ihre Summe bis zum Eintritt ihrer erfüllten Bedeutung begreifen wir unter dem Namen der Typologie.

Eine viel niedrigere, wenn auch analoge Stellung, welche das Heidenthum als Naturreligion in der Geschichte einnimmt, läßt es die trümmerhaften Reste der Uroffenbarung mit Naturbildern und Aehnlichkeiten verbinden, aus welchen zwei Faktoren (hier abgesehn von dem verunstaltenden Einflusse der dämonischen Welt) das Wesen aller Mythen entsteht. Wenn der Universalismus der christlichen Bilder erklärend und deutend in die Geschichte des

Centralvolkes hinüber greift, so thut er dasselbe bei den Naturreligionen, hier eine Typologie der Natur, wie dort eine historische nachzuweisen.

Natur und Geschichte, zusammengehörig wie Leib und Geist, machen eben den ganzen Menschen aus. Die mit Christo in die Zeitwelt eingetretene Revelation aller Dinge (denn er ist das Licht der Welt) sammelt eben ihre Unendlichkeit unter dem Begriffe ihrer Einheit, oder mit andern Worten: des richtigen Verhältnisses ihrer gegenseitigen Beziehungen. Wie durch den Logos in der Schöpfung der Welt alles Urbildliche und Ideale sich realisirt, so daß in der Natur, durch ihn geschaffen, eine Offenbarung von ihm liegt, und wie diese Offenbarung ihren Kreis mit der Schöpfung des Menschen schließt, so vollendet sich die zweite oder geschichtliche Offenbarung mit der Menschwerdung des ewigen Wortes und alles dessen, was diese göttliche Menschheit nach rückwärts und vorwärts erklärt und verklärt, lehrt, ordnet und thut; und so ist denn in Christo, wie Gott und Mensch, so auch Natur und Geschichte vermittelt, wird durch ihn, was durch die Sünde in einen falschen Realismus des Bösen und Vergänglichen verwickelt ward, wieder zum Ideale zurückgeführt oder erlöst.

Daß die Erlösung auf dem Gebiete der Natur wie des Geistes sich vollziehen muß, wenn sie beiden und dem aus ihnen zusammengesetzten Menschen zu Gute kommen soll, ist eine so lichtvolle Wahrheit, daß sie alle Formen unseres Glaubens und seiner göttlichen Liturgie nicht nur, sondern selbst die schrecklichsten Verirrungen, vor Allem des Heidenthums, und ihre Abgründe erleuchtet.

Wie sich der Traum nur in Formen und Bildern des wachen Lebens, wenn auch mit Vermischung und Verzerrung derselben bewegt, so liegt im Heidenthume und seinem Naturdienste, wie überhaupt in der Natur, überall ein Hinweis auf ein über und außer ihr liegendes Geheimniß. Die heidnischen Mysterien sind ein Suchen nach dem verborgenen Schlüssel dazu. Die Erlösung ist dieser Schlüssel.

Mit der bloßen Natur begnügen sich — wie unser moderner Materialismus es thut — die rohesten Formen des Heidenthumes nicht. Die mythischen Sagenkreise sind in ihrer innersten Wesenheit nichts als verhüllte christliche Bilder und die christlichen Bilder sind Enthüllungen der in ihnen liegenden Wahrheiten.

Die alten Culte, indem sie im Dunkel der Zeitwelt die Quellen suchen, wo der Trost dem für Gott erschaffenen Menschenherzen hervorbricht, folgen der Natur, wie sie durch die Wissenschaft des Guten und Bösen zweischlächtig oder dualistisch geworden, in einer nicht zu verkennenden Aehnlichkeit der Schöpfungsperioden, analog der Schöpfung des Lichtes. Die Erneuerung des uralten Lichtes der Väter, bevor die Menschen sich theilten und als Völker in die Diaspora auswanderten, ist die älteste und reinste Form des Heidenthums, welche gegen die übrigen Naturmächte gleichsam sich sträubend die Religion der Sabäer und Magier begründete und — da gänzliche Form- und Bildlosigkeit der menschlichen Natur, welche selbst Form und Bild ist, widerstreitet — beides im Engel- und Sternendienste suchte. Dieser Form des Heidenthums gehörten jene heidnischen Weisen, welche der leitende Stern zur Krippe des Fleisch gewordenen Wortes führte. In seinem ferneren Verlaufe geht das Heidenthum allen ferneren Schöpfungsreihen unter der Type der Dreiheit in den Reihen der Natur nach. Wir finden das Mineral, die Pflanze, den Baum, endlich das Thier in die Culte aufgenommen, welch letzteres Moment bei den Egyptern in besonderer Ausbildung hervortritt. Und wie mit der Schöpfung des Menschen alle Schöpfungsreihen geschlossen werden, so kommt auch das Heidenthum schließlich bei der Apotheose des Menschen zur furchtbarsten Entartung der Urfünde, der Hoffart. Hier vollendet sich der diabolische Zug der Sünde, daß das Ebenbild Gottes, der Mensch, durch sie dem Satan, dem Verderber ähnlich geworden, welcher gegen Gott, Gott gleich seinwill, in dieser Entartung göttliche Verehrung, ja Anbetung für sich beansprucht.

Aber gerade auf der Höhe der Entwicklungen und dem Abschlusse der alten Welt tritt der dämonischen Anmaßlichkeit, welche ihr Bild in der Vergötterung des Menschen abspiegeln und vollenden will, diesem frechen Emporsteigen in herabsteigender Ordnung die Menschwerdung Gottes entgegen, dem Gipfel des Stolzes die Tiefe der Demuth; und jenem Teufelsworte, das nach dem Propheten lautet: „Ich werde meinen Thron über die Sterne Gottes zur Seite der Mitternacht setzen und Gott gleich sein," antwortet in jener heiligen Mitternacht das menschgewordene Wort als weinendes Kind aus der armen Krippe des Stalles von

Bethlehem. Jede wahrhafte, die Begriffe von Gott, Mensch und Natur berührende Anschauung ist eine christliche, ob sie nun am alten Naturdienste graduell oder essentiell in noch so kleiner Dosis oder in breiter und tiefer Allgemeinheit an der Gesammtheit des Heidenthums hervortrete, der Begriff der Katholizität ist der größte aller historischen Begriffe.

Wenn einer der tiefsten und gründlichsten Kenner der Völkermythen sagt: „Das Heidenthum ist jener Theseus, der mit dem losen Faden einer ursprünglich höheren Ueberlieferung den Weg durch das Labyrinth der Zeiten sucht, um nicht von dem ungethümen Minotauer, dem Dämon der Verzweiflung, verschlungen zu werden", so ist das die katholische Auffassung eines heidnischen Bildes, wodurch es zu einem christlichen wird. Die Kleinmeisterei des Unglaubens hat die großen und größten Züge der Weltgeschichte, deren nur wenige sind, mit einem Meere von Detailstudien sogenannter historischer Kritik, welche mit minutiösen Einzelnheiten (auch wenn sie an sich richtig wären), die große Einheit auflösen oder zudecken soll, überschwemmt und so sich einen Universalismus gebildet, in welchem die Unterschiede von Gut und Böse, von Wahrheit und Lüge in einem Alleinerlei zusammenfließen und sich auflösen, aus diesem All heraus argumentirt sie nun gegen den exclusiven Charakter des Christenthums, das diese Unterschiede aufrecht zu erhalten hat, als universale Wahrheit, und zur Abwehr eines universalen Chaos.

Die innere Verwandschaft und Analogie der kosmischen Anschauungen des Heidenthums mit christlichen Realien und Bildern ausführlicher nachzuweisen, kann selbstverständlich nicht in der Absicht dieser kleinen Schrift liegen; wer diese Gegenstände weiter verfolgen will, hat heutzutage Gelegenheit hiezu in einer bedeutenden Anzahl umfassender und gediegener Schriften. Daß die Ideen der Menschheit, wie die Sprachen alle auf eine ursprüngliche Einheit zurückweisen, daß ihre wesentlichsten Züge alle im Christenthume und seinem Universalismus culminiren, kann nur Unwissenheit oder Absichtlichkeit verneinen. Tempelbau und Symbolik, Heroencult und Mysterien sind nach Abschlag der sie umwölkenden dämonischen Influenzen nichts weiter als anticipirte menschliche Darstellungen der drei Momente von: Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Die Summe aller dießfälligen Wahr-

heiten und Irrthümer vollendet auch für die Wissenschaft das Bild und den Begriff des Menschen, und bewahrt auch sie — indem sie die Einheit seiner Doppelnatur unter natürlichen, göttlichen und dämonischen Einflüssen festhält — vor der Gefahr, diesen Begriff ebenso wenig in einseitiger falscher Geistigkeit, als in materialistischer Rohheit zu verlieren.

Es sind tiefe und allgemeine Weltideen, was die Kunst von ihren rohesten Anfängen bis zu ihrer höchsten bisherigen Vollendung hervorgebracht, ein in Bildern ausgestalteter Universalismus, in welchem der Mensch sein Bild und dessen Verhältniß zum Weltganzen nach Maßgabe seines Entwicklungsgrades darstellt. Der Darstellungstrieb und die Darstellungsfähigkeit läßt ihn aber wieder als Bild Gottes erscheinen, der durch die Schöpfung die Welt darstellt.

Das Moment aller menschlichen Nachbildung ist religiös historisch. Ohne die Religion hat der Mensch keine Geschichte und keine geschichtliche Kunst. Das Wesentliche seiner Geschichte ist sein Verhältniß zu Gott und Gottes zu ihm, dasselbe gilt auch von der Kunst. Das ist ein universales Verhältniß, sein Name ist Religion, an ihr wird auch die ethische und theologische Negation gemessen, wie dies auf die schlagendste Weise am alten Bundesvolke hinsichtlich des Gesetzes hervortritt. Alle religiösen Begriffe, wie sie im Einzelnen immer geartet sein mögen, stehen in unabweisbarer Beziehung zum Christenthume, welches ihre Dunkelheiten erhellt, ihre Entartungen sammt ihren Quellen nachweiset, und hierin, wie in Allem das Licht der Geschichte ist.

Priester, Tempel, Opfer und Bild sind nach Abschlag jener verzerrenden Beimischungen in vorchristlicher Zeit Bilder, und zwar Vorbilder einer kommenden Erfüllung: Der Tempel, — ein Bild des Weltbaues und in seiner architektonischen Schönheit ein steinernes Denkmal der Wohlordnung und, wie dies einer unserer gelehrtesten Forscher schön ausdrückt: „des hergestellten Gottesfriedens im Universum"; das Opfer — Zeugniß einerseits der Störung dieses Friedens, und einer großen allgemeinen Schuld, und zugleich Sühnungsmittel durch Blut und Tod; der Priester — Vorbild des Erlösers, zwischen die beleidigte Gottheit und die Menschen als Mittler hingestellt und das Opfer vollziehend; das Bild endlich — die in menschlicher Gestalt den Tempel bewohnende Gottheit. Der

Stein, welcher nach der Mythe auf die Titanen gefallen, als sie in den Orkus stürzten, und die Brunnen der Tiefe, die Pforten der Hölle versiegelte, damit — wie der eben genannte Forscher sagt — jene ungethümen Kräfte nicht wieder vorbrechen und die Ordnung Gottes stören möchten, mag im Vorbeigehn uns flüchtig an den Stein des Sisyphus erinnern, der sich, ihn zu heben, vergeblich abquält, und der unablässig wieder auf ihn herab rollt. Die wahre Seite der Mythe aber zeigt wohl den Fels der Kirche in ihm, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen.

Das ist die Grundsteinlegung, welche heute noch praktisch, besonders bei monumentalen Bauten geübt wird, deren Idee und Grundgedanken man aber vergessen hat.

Der Grundstein in der gesammten Tempelsymbolik als Schluß- oder Verschlußstein des Abgrundes, nach dem Zeugniß mehrerer alten Autoren oft über Erdklüfte gelegt, oft unter ihm noch ein Menschenopfer zur Versöhnung der unterirdischen Mächte begraben, gewinnt in der Offenbarung mehr als fabelhafte Bedeutung durch den Stein, der nach Daniel aus der Höhe herabkommend den Weltriesen stürzt.

Daß dieser Stein symbolisch den Erlöser bedeutet, ist zweifellos und selbstverständlich, und wird sprachlich auch durch den viereckigten Stein im zweiten Tempel von Jerusalem, welcher den Standort der Bundeslade im ersten Tempel bezeichnete, von den Juden Eben Schatia genannt, und als vor der Schöpfung schon existirend als Lapis fundamentalis schon auf den Messias gedeutet, da „Eben" zugleich „Sohn" heißt, wodurch der Gesalbte des Herrn, oder sein Sohn schon als der Grundstein, Schöpfer und Versöhner der Welt bezeichnet wird. Daß hieher auch der Altarstein, auf welchem in allen unsern Kirchen das Meßopfer gefeiert wird, gehört, ist leicht ersichtlich.

Die dunkle Symbolik des Heidenthums, die bei dem getrübten Lichte primitiver Offenbarung durch alle Schöpfungsreihen Gott den Erlöser suchend, Alles berührt, was aus der Natur im Christenthume sich zu lichtvollen Bildern erweitert; jene Symbolik, welche in Liber's und Ceres Gabe bei ihrem Pflanzenculte an die Gestalten der Traube und der Weizenähre streift, welche das ewige, in der Zeit Mensch gewordene, in die Natur eingegangene schöpferische Wort als Brod und Wein zu Trägern seiner wahr-

haften und wesentlichen Gegenwart im höchsten und heiligsten Mysterium des Christenthumes macht und in der Pflanzenwelt gegeben ist; jene heidnische Symbolik, deren Thiercultus doch nur ein dunkles instinktives Suchen nach dem Lamme war, das die Sünden der Welt trägt, hat auch bei ihrem Steinculte durch die Verehrung der Bäthyle oder Sonn- und Mondsteine eine Ahnung jenes von oben, aus der Höhe kommenden Fundamental- und Schlußsteines im Universum an den Tag gelegt, auf welchem alle heilige Ordnung nach Geist und Materie im All sich erbauen muß. Die vielen hieher gehörigen Züge der Völkermythen deuten hier auf eine allgemeine Weltsymbolik. Und wenn Jupiter die rebellirenden Titanen mit dem Donnerkeil oder Stein in den Abgrund stürzt, oder Thor mit dem Kreuzhammer den Eisriesen schlägt, so ist die Verwandtschaft dieser Bilder mit Daniels erhabener Vision von dem Steine, welcher aus der Höhe fallend, den aus vierfachem Metalle zusammengesetzten Sonnenkoloß, das Idol der Heidenwelt, zertrümmert, nicht zu verkennen. Nebst vielem andern gehört hieher auch der Stein der Kaaba und vervollständigt im heiligen Hause des Islams jenen allgemeinen Zug der Tempelsagen, welche in der Ausdrucksweise des Evangeliums ihre endgiltige Erklärung finden, von welcher ein Schimmer auch auf den Islam als monotheistische Form hinüberreicht.

Christus ist der Stein aus der Höhe, der aus dem innersten Mysterium Gottes herab in die Zeitwelt stieg, und die stagnirenden Wasser der Geschichte zu neuem Leben bewegt, der Grund- und Schlußstein für Natur und Geist und ihre Verbindung das Menschengeschlecht, auf welcher ebenbildlichen Trilogie einst Tempel und Stadt einer verklärten Weltordnung sich erbauen soll.

Der Ausspruch der Schrift, von Christo als dem Steine, welcher Jeden zerschmettert, auf den er fällt, welcher Spruch allen seinen unverbesserlichen Feinden und Gegnern gilt, schließt sich an andere Sätze, in welchen das Symbol vom Stein sowohl große weltgeschichtliche Vorgänge versinnlicht, als der Kunst (hier mit besonderer Beziehung auf Tempel- und Kirchenbau) rücksichtlich der Klassifikation ihrer Formen, und besonders des Bildes zu Hilfe kommt.

Wenn jeder Tempel ein Bild der Welt, eine sichtbare Darstellung ihrer Beziehungen zum Unsichtbaren zu sein die unläugbare Aufgabe hatte, so ist dieß mit dem Tempel von Jerusalem, als dem einzigen legitimen Heiligthume in der vorchristlichen Zeit im eminentesten Sinne der Fall.

Der kosmopolitische Charakter, welcher der Tempelidee überhaupt anhaftet, und welcher bei seiner gottgeordneten Einrichtung nur im Mißverstande der Juden, und zwar ganz unberechtigt zu einem bloßen Nationalheiligthume wie bei den andern Völkern sich verengen konnte, ist diesem Tempel in einer nach Zeit und Ort wahrhaft universal historischen Weise aufgeprägt. Er vereinigt in sich die zwei größten Momente vorchristlicher Geschichte, und bringt sie zum Ausdrucke, er stellt dar, was der sterbende Patriarch Jacob in die Worte faßt: „Es wird der Scepter nicht von Juda genommen werden, bis der kommt, auf den die Völker harren," das Ausgehen des Heils von Juda, und die Erwartung der Völker. Leer und ohne Bild ist sein Allerheiligstes, gleich einer Wohnung, welche man einem zu hoffenden Ankömmlinge bereit hält, während der innere Vorhof dem Volke der Erwählung gehört, sinnbildet der äußere oder der Vorhof der Heiden und Fremden eben jene Erwartung der Völker. Der Opferdienst ähnelt sehr dem der Heiden, gegen das Bild aber erhebt das heilige Gesetz Protest, welches auf den Altären der Völker usurpatorisch Platz genommen, ehe das göttliche Original in seiner Person die Ebenbildlichkeit Gottes am Erlöser und durch ihn sowohl darstellt als wiederherstellt.

„Der Herr ist in seinem Tempel", heißt es beim Propheten, Christus wandelt und lehrt im Tempel zu Jerusalem. Schon mit zwölf Jahren nennt er ihn das Heiligthum seines Vaters. Im männlichen Alter reinigt er in heiligem Zorne ihn von der Profanation. „Wer mich sieht, sieht auch den Vater", hat er gesprochen, so ist er denn als reinstes Ebenbild Gottes durch die Menschwerdung in den sichtbaren Tempel der Natur eingegangen. „Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf", er ist der Eckstein, aber die Bauleute verwarfen ihn; darum wie eben der Tempel von Jerusalem vor Allem als Bild des Weltbaues und der Geschichte gilt, bezeichnet der Erlöser auch

seine Zerstörung und seinen Untergang als Vorbild und Type des Weltendes.

Die widerstrebenden Elemente in Juden- und Heidenthum mußten zu Grunde gehen, ehe der von den Bauleuten verworfene Eckstein aus Juden und Heiden Eins machen, d. h. ehe aus der Divergenz der beiden Religionsformen die katholische Einheit hervorgehen konnte. Etliche dreißig Jahre nach des Herrn Tode und Auferstehung verbrannte der nun überflüssig gewordene Tempel des wahren Gottes zu Jerusalem, und kaum acht Monate nachher sank auch das Central Heiligthum des gesammten Heidenthums, der Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom, in [illegible] Symbole des Weltbrandes, des Judicium per ignem.

Der Abschluß der alten Culturwelt und der Beginn einer wirklich neuen Zeit, wie beides in der Geschichte ohne Beispiel ist, und den gewaltigsten Umschwung der Dinge in den ersten drei christlichen Jahrhunderten wieder als große Welttype des durch alle Zeiten gehenden Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zur gedrängten Darstellung bringt, entgeht — weil alle große Welt- und Lebensauffassung auf dem Glauben beruht, von ihm ausgeht, — dem Unglauben fast gänzlich, gehört aber mit allen seinen Einzelnheiten den christlichen Bildern an, denn das Walten der göttlichen Vorsehung in irdischer Geschichte ist eben wieder eine große Analogie der Kunst, als der Darstellung des Unsichtbaren, Ueber- und Außersinnlichen in sinnlicher Erscheinung.

In der Tempelsymbolik, wie in der wirklichen Geschichte des Central-Volkes, welches als das priesterliche Volk seiner geistigen Bedeutung nach auf dem Centralpunkte der vorchristlichen Welt steht, ist alles vorbildlich. Die Bausymbolik seines Tempels vom Sanctum bis zum Vorhofe der Heiden, vom kleinsten Opfergebrauche bis zu den großen Jahresfesten erscheint wie eine heilige Morgenröthe einer großen Zukunft, welche mit der Sonne der Geschichte und zugleich in ihrem Glanze erlischt. Zug für Zug zeichnen die Propheten jene Sonne der Zukunft. Bis diese Zukunft Gegenwart wird, opfert das Priesterthum in der Metropole der Religion zu Jerusalem; zu ihm verhält sich das gesammte Heidenthum wie ein geistiger Vorhof, dort schlachten die Priester der falschen Götter ihre vorbildlichen Blut- und Versöhnopfer, bis

aus der Mitte der Juden jener ewige hohe Priester hervorgeht, welcher, Priester und Opfer zugleich, freiwillig den Juden und Heiden, daß sie gemeinsam opfern, sich hingibt, von dem der Psalmist singt: „Tu es sacerdos in aeternum secundum ordinem Melchisedech", wodurch, wie durch das reine Speiseopfer des Malachias, das Testament seines letzten Mahles prophetisch verkündigt wird.

In den Tagen des Augustus fällt die Erfüllung aller berechtigten Hoffnungen Israels durch den Eintritt des Erlösers in die Welt mit dem Schwinden und Erblassen heidnischen Religionsbewußtseins und Einflusses in denkwürdigster Weise zusammen. Geist und Natur, im Menschen verbunden, treten in die wichtigste Phase irdischer Geschichte ein.

Der Cultus des gesammten Menschengeschlechtes, das Blutopfer, findet mit dem Kreuztode Christi seine Deutung und seinen Abschluß. Das größte Verbrechen des Gottesmordes, bei welchem beide Cultusformen des Juden und Heidenthumes sich betheiligen, wird zur größten Liebesthat Gottes. Die Verwerfung des Steines aus der Höhe durch die Bauleute — Juden und Heiden — wird seine Erwählung zum Eckſteine, welcher aus Beiden Eins macht. Der wirkliche Stein, der des Erlösers Grabgewölbe schließt, den die Juden versiegeln und die heidnischen Römer bewachen, wird durch diesen Vorgang, welcher die Verwerfung für immer fixiren und bestätigen soll, abermals zum Zeugen für die Universalität der christlichen Bilder, und daß das Lamm, das vom Anfange an geschlachtet ward, wie es diese Siegel in der Auferstehung bricht, einst (wie die geheime Offenbarung Johannes lehrt) würdig befunden wird, das siebenfache geschlossene Buch aller Geheimnisse Gottes zu entsiegeln.

Der Stein, mittelst welchem nach der Liturgie am Ostersamstage das neue Feuer entzündet wird, gehört in die Reihe jener Symbole, welche auf dem Fundamente der Kirche das richtige Verhältniß von Natur und Geist darstellen. Es ist Christus, der Eckstein, welcher den Fels der Kirche bildet, aus dem der Funke verborgenen Lebens springt, der den Feuerstrom seines Lichtes in die dunkle Erstorbenheit der Menschengeschichte ergießt.

Alle echte Kunst ist ein Suchen nach einem harmonischen Verhältnisse zwischen Form und Inhalt, zwischen Natur und Geist,

wie es einzig nur durch die Erlöſung zu Stande kommt, und deßhalb nur in der Kirche zu finden iſt.

Das Irrthümliche, welches in den Augurien, in dem Orakelweſen und in der Aſtrologie liegt, hat ſeine wahre Seite in dem inſtinctiven Gefühle, daß die Welt, deren Erſcheinung in die Wahrnehmung des Menſchen fällt, vor allem ſeinetwegen vorhanden ſei, zu ihm in Bezug ſtehe, eine Bedeutung habe, welche mitten im Gefühle ſeiner Beſchränktheit ihm die Ahnung ſeiner Größe vermittle. Denn gegen das Untergehen der Perſönlichkeit im großen All, wie es der moderne Pantheismus lehrt, ſträubt ſich der ganze Menſch. Die unſichtbaren Rathſchlüſſe der ewigen Macht ſollen ſich darſtellen, ankündigen in der ſichtbaren Schöpfung, eine drohende und warnende abbildliche Prophezie kommender Ereigniſſe für das Allgemeine, wie für das Einzelnleben.

Daß das vermeſſene Vor- und Eindringen in eine verhüllte Zukunft, wie es das Heidenthum oft unter den ſcheußlichſten Formen und Mitteln anſtrebte, im höchſten Grade mißbräuchlich und verwerflich ſei, wer wollte das verneinen. Wenn indeß der Mißbrauch an ſich ſchon auf den Brauch hinweiſet, ſo ſcheint es, daß er hier — abgeſehen von den oft gräuelhaften Formen des Heidenthumes — mehr in dem Streben liege, eine ſo durchaus geheimnißvolle Sache durch Syſtem und Regeln dem Menſchen anfaßbar und zugänglich zu machen, als an der Sache ſelbſt, die Gott allein ſich vorbehalten und welche mit ihrer Weſenheit in dem Maße, nach welchem ſie wiſſenſchaftlicher Behandlung ſich entziehet, der künſtleriſchen Seite des Menſchen, der Ahnung, der Poeſie, der Religion anheimfällt, und wo ſie an Thatſachen des geſchichtlichen Offenbarungslebens hervortritt, an den Begriff des chriſtlichen Bildes ſich anlehnt.

Die Natur, wie ſie Daſein und Leben nur von Gott hat, iſt auch für den Menſchen nur unter dieſer Annahme oder mit andern Worten nur durch den Glauben lebensvoll und bedeutſam. Chriſtus weiſet uns an, Zeichen am Himmel und an der Erde nicht zu begehren, aber die gegebenen zu beachten. Da ſeine Lehre: „daß ohne Gottes Willen kein Haar von unſerem Haupte, kein Sperling vom Dache fällt," den Begriff eines ſogenannten Zufalls von der ganzen Weltordnung ausſchließt, welcher an ſich ſchon der Ordnung widerſtrebt, und deſſen Möglichkeit ſie aufheben müßte

(denn Zufall und Ordnung sind Widersprüche, welche sich gegenseitig ausschließen) so ist ein Zusammentreffen sichtbarer Naturerscheinungen mit moralischen und geschichtlichen Ereignissen immerhin nicht mit Gleichgiltigkeit zu behandeln, um so weniger, als die letzte Katastrophe der Welt- und Menschengeschichte von solchen Zeichen angekündigt und begleitet sein wird.

Ich erinnere mich jetzt in meinem Alter noch lebhaft des Kometen, jener prachtvoll schrecklichen Erscheinung am Himmel, welche dem Falle des ersten französischen Kaiserreiches voranging. Er nahm mit seinem Schweife die Hälfte des nordwestlichen Himmels ein, und bei seinem Lichte konnte man nach Mitternacht den kleinsten Druck lesen. Ihm folgte bei der furchtbaren Winterkälte der grauenhafte Rückzug des französischen Heeres aus Rußland, und im ferneren Verlaufe die Völkerschlacht von Leipzig, die Straßen von Moskau bis nach Paris deckten sich mit den Leichen slavischer, germanischer und romanischer Völker.

Die opferwillige Begeisterung jener Tage wandte sich mit Abscheu von der Frivolität, welche von Frankreich aus die Länder mit ihrer Gottlosigkeit angesteckt, und zu Hause ihren scheußlichen Triumph in den Orgien der Revolution gefeiert hatte. Sie war ein wesentlicher Zug der sogenannten romantischen Schule in den Künsten, welche die Solidarität der materiellen Natur und der Geisterwelt wieder ahnte, und trotz des vielfach Krankhaften und Halben wenigstens als Ahnung wieder zum Ausdruck brachte. Milchbärte von heute, welche mit Geringschätzung auf jenen Anlauf zum Besseren blicken, oder gar seine Geschichte schreiben, haben keinen Dunst von der Stimmung der Geister von damals, darum sehen sie auch die nachhaltige Wirkung, zu welcher der Anstoß damals gegeben wurde, und welche nach Absonderung alles Schlackenhaften in den beßeren Richtungen unserer Zeit fortpulsirt, ohne Verständniß und mit Haß und Wiederwillen an. Was in unsern Tagen Zeitgeist genannt wird, und wessen man damals sich für immer abzuthun die instinktive Nöthigung fühlte, gleicht dem bösen Geiste des Evangeliums, welcher mit sieben andern, die ärger sind als er, zu seiner alten Behausung wiederkehrt.

Birgt der gewöhnliche Gang und Verlauf der Natur schon eine tiefe Typologie geistiger Dinge und hat der Mensch ohne im Einzelnen hierüber klar zu sein, sie von jeher geahnt, so müssen

gewaltige, außergewöhnliche Naturerscheinungen, welche gegen menschliche Berechnung eintreten, um so mehr geeignet erscheinen hinter und an ihnen geistig Bedeutsames zu suchen, und vorauszusetzen. Das Irrthümliches hier unterlaufen kann, wird immer mehr dem speziellen Falle, als dem Prinzipe selbst gelten. Das Prinzip aber, auf welchem zugleich alle Kunst und Poesie beruht, ist in dem Streben zu suchen, den Kontakt zwischen der geistigen und materiellen Welt, dem Sein und der Erscheinung, welcher durch die erste That der Menschengeschichte, den Sündenfall, unterbrochen wurde, wieder zu suchen.

Wie verwandt Bild und Sprache sind, tritt in der Bilderschrift und Hieroglyphik der Alten deutlich genug hervor. Jene Stelle der Genesis, wo es von der Benennung der Thiere durch Adam heißt: Gott führte sie ihm vor „daß er sähe, wie er sie nennen" macht den Namen von der Anschauung, vom Bilde abhängig. So war es vor dem Falle, da der Mensch aus dem Allgemeinen das Einzelne erkannte, statt daß er nach dem Falle, der Täuschung unterworfen, mühsam aus dem Einzelnen sich allgemeinere Erkenntnisse und Anschauungen bilden mußte, welche in der Sprachverwirrung abermals in unzählige Vereinzelungen zerfielen.

Das Bild, oder besser, die Bilder sind geblieben. Trotz der Entstellung des göttlichen Ebenbildes des Menschen durch die Sünde, ist doch das Bild der Lüge am wenigsten zugänglich, und hierin liegt ein wesentlicher Zug der Unterscheidung der bildenden zu den übrigen Künsten und ein Hinweis, warum vor Allem das Bild des Schutzes der Kirche sich erfreut. Das Wort war nicht mehr Ebenbild, sondern bloß ein Zeichen des Begriffes. Wird dieser Begriff dir vorgeführt in Sprachen, die du nicht verstehst, so kannst du zu ihm nicht gelangen; als Bild aber ist er Allen ohne Unterschied der Sprache zugänglich. Man kann die Tyrannei Freiheit nennen und damit betrügen und täuschen, das Bild aber, das als Tiger erscheint, wird Niemand unter der Sonne für ein Lamm halten. Muß die Sprache, um Begriffe auszudrücken oder — was wieder dem Bilde verwandt ist — darzustellen, so oft nach Bildern greifen, und ist das von ihr gebrauchte Bild eben nur wieder dem zugänglich, welcher das Idiom versteht; so erscheint im wirklichen Bilde, in der Gestalt und sichtbaren Erscheinung eines Dinges, welche Allen ohne Unterschied der Sprache den

Begriff von sich klar und verständlich macht, trotz der tausendfach zerklüfteten Idiome gewissermaßen die Ursprache des Menschengeschlechtes erhalten und durch das Bild in der Anschauung der sprachlich Getrennten die alte Sprachreinheit wieder hergestellt.

Aber an die Typik der Natur schließt sich jene der Geschichte, und diese ist seit dem Falle dualistisch. Da durch den Sieg des Lügners die Lüge in die Welt getreten, die Lüge als solche aber jeder Realität entbehrend immer nur die Verzerrung einer Wahrheit ist, so gründet die Lüge des Götzendienstes, welcher vor dem Götterbilde in Menschengestalt auf den Knien liegt, in der Wahrheit, daß der Mensch das Bild (Ebenbild) Gottes ist, und daß unsere Wiederherrstellung oder Erlösung von Gott als Menschensohn bewerkstelligt wird.

Neben jene Typologie der Natur, welche wir wegen der regelmäßigen und stetigen Wiederkehr und Wiederholung des Wunders natürlich nennen, neben jene Prophezie, die jeden Tag mit seinem lichtverheißenden Hahnenruf und Morgenroth, jedes Jahr mit seinem Frühling durch Blumenorakel kündet, welche jeden Abend durch Schließung der Kelche, jeden Herbst durch ihr Welken und den Abschiedsgruß der Aster und Zeitlose auf der spärlichen Wiese anmelden; neben jene Typologie, welche in tausend Beispielen leicht nachzuweisen wäre, treten die wirklich außerordentlichen Naturerscheinungen, von welchen die Jahrbücher der Völker fast bei jedem großen Ereignisse zu erzählen wissen. Ganz hieher gehört, was ein bedeutender deutscher Gelehrter sagt: „Die Natur steht in sympathetischen Rapporte mit dem Leben großer Männer" und großer Ereignisse, fügen wir hinzu.

Die Wahrzeichen beim Tode Christi, welche die Evangelien erzählen, deren der alte Phlegon erwähnt, und hinsichtlich welcher Tertullian sich auf ältere Schriftsteller beruft, sind von solcher universalen Tiefe und Bedeutsamkeit, und bedingen und bestimmen das Wesen der Natur in ihrer Beziehung zur Geschichte in so durchgreifender Weise, daß gerade darin eine noch höhere Beglaubigung ihrer Wahrheit als im bloßen, wenn auch noch so treuen historischen Berichte liegt.

Die Sonne verfinsterte sich — „Es ward eine Finsterniß über den ganzen Erdboden — und der Vorhang des Tempels zerriß." — Zwei scheinbar so verschiedene Vorgänge und in ihrer Bedeutung

ſo verwandt! Wir ſehen hier ab von den übrigen Ereigniſſen, dem Erdbeben und der Erſcheinung der Todten und ihrer Aehnlichkeit mit dem Weltende. Die Finſterniß und das Zerreißen des Vorhanges ſind zunächſt Bilder vom Abſchluſſe des Juden- und Heidenthums, des letzteren — da im Momente des Opfers, von dem der ganze Opferdienſt der geſammten alten Welt nur das Vorbild iſt, die Sonne, das Centralfeuer auf dem Weltaltare, der geſetzgeberiſche Mittelpunkt des Völkerdienſtes im Jahreslaufe ſich verdunkelt, und mit der Umnachtung des Himmelslichtes die heidniſchen Naturreligionen ihr Ende erreichen; des erſteren, da mit der Erfüllung aller Weisſagung in Opfer, Geſetz und Prophezie die Hülle vor dem Allerheiligſten nothwendig fällt, den Augen Jener aber, welche dieſe Erfüllung nicht ſehen wollen, nichts bietet als — leeren Raum.

Dem denkenden und unbefangenen Geiſte braucht die erhabene Analogie dieſer Vorgänge mit dem einſtigen Abſchluß aller Dinge oder dem Ende dieſer Zeitwelt nicht weiter auseinander geſetzt zu werden.

Die beiden Erkenntnißformen des Wiſſens und des Glaubens welche im geordneten Geiſte, der da weiß, was er von einer jeden zu halten und zu erwarten hat, friedlich nebeneinander beſtehen können, und einen Dualismus bilden, der ſich nicht feindlich gegenüberſteht, und ſtatt ſich zu bekämpfen, ſich gegenſeitig ergänzen ſoll; bilden in jenem andern Dualismus, welcher die Menſchengeſchichte in zwei Widerſätze ſpaltet, das Reich Gottes und das Reich der Welt. Dies Letztere macht aus ſeinem ſogenannten Wiſſen eine Waffe gegen den Glauben, jene Erkenntnißquelle, deren Abgang kein irdiſches Wiſſen der Menſchheit jemals erſetzen kann, weil ſie dort zu fließen beginnt, wo alles berechtigte und vernünftige Wiſſen aufhört und der Menſch ſich ſelbſt und ſein Heil gläubig ergreifen muß. Dieſes Wiſſen, in ſeinem innerſten Kerne nichts, als die Feindſchaft gegen den Glauben, welches — nachdem es den poſitiven Glauben an Gott erſchüttert hat, nun doch auch den Glauben an ſich verlangt; dieß ſogenannte Wiſſen hat ſein Lehrmeiſter, gerade ſo wie heute, am Beginn der Menſchengeſchichte in der Stunde des Sündenfalls zur Geltung gebracht, indem er (wie die Geneſ. c. 3. berichtet) den Abfall vom Glauben an Gott

und sein Wort mit der Wissenschaft zu belohnen versprach. Also doch Glauben, aber nicht mehr an Gott, sondern an das Wort seines Widersachers. Das geschah zur Zerstörung des Bildes, des Bildes Gottes am Menschen, und geschieht fort, unter verschiedenen Formen immer dasselbe.

Nur im christlichen Bilde wird uns der reine Begriff des Bildes erhalten. Der Mensch in seiner Ebenbildlichkeit ist eine tiefe Analogie von Gott. Des Menschen Geist steht zu seinem Leibe in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Gott zur sichtbaren Schöpfung. Wie Gott allgegenwärtig in allen Naturen und dennoch außer und über der Natur, so ist der Menschengeist für den ganzen Organismus seines Leibes das belebende, Richtung gebende Prinzip, und dennoch an kein leibliches Organ gebunden und eins mit ihm, sondern in Freiheit über ihnen stehend, und darum moralisch verantwortlich. Ihm sind alle, auch die höchsten und feinsten Kräfte, welche im Körper gründen und wurzeln, nur Werkzeuge zu freier sittlicher Benützung und Anwendung.

Der moderne Pantheismus ist das Zerrbild der göttlichen Allgegenwart. Nach ihm ist Gott in den Dingen, der Weltgeist, die Weltseele. Alles ist Gott und Gott ist das All. Mit der freien Persönlichkeit haben die Unterschiede von Gut und Böse aufgehört, und somit entfallen auch die Begriffe von Lohn und Strafe. Dieser Gott singt in der Lerche, forscht im Menschen, grunzt im Schweine, zerreißt als Wolf das Lamm, und wird im Lamm von ihm zerrissen, er ist das ewige Werden und Aufhören, ein infernales Alpha und Omega, ein „Ueberall und Nirgends", in dem die Sprache irrlichtelirt, und Begriffe zu Fieberträumen sich auflösen.

Ist so das Bild des wahren persönlichen Gottes, der geliebt sein will, des Gottes der Offenbarung, dessen Liebe und Huld ein Tag dem andern predigt, dessen Güte und Menschenfreundlichkeit allen Menschen erschienen ist in Christo dem Herrn, ist sein heiliges Licht erloschen in den Finsternissen der „Aufklärung", dann geht es an das Ebenbild Gottes und seine Zerstörung. Der Materilismus ist die Consequenz des Pantheismus. Vom Affen bis zum gelehrten Forscher sich erhebend durch sein Verdienst, ein Stücklein Gott, und zuletzt krepirend, geht hiernach der Mensch vom Unterschied von Gut und Böse, zum All-Einerlei, und von da zum giftigen

Hasse des Guten im Namen der Wissenschaften, der exakten, und hat hinter sich einen langen Schweif von — Gläubigen. —

Da wir von allem im Namen der Wissenschaft erhobenen Getümmel gegen das Christenthum nichts lesen, weil wir das gesammte Rüstzeug vorher kennen und auswendig wissen, so wollen wir nur an eine Aeußerung eines Herrn, der über Kunst schreibt, und welche uns gelegentlich einer Rezension unsers ersten Büchleins „Von der Kunst" als Medusenschild entgegengehalten wurde, einige Worte anknüpfen.

Herr Ludwig Pfau wirft das Christenthum ins Kehricht, weil es außer einigen Richtern, vor deren Tribunal es heut zu Tage geschleppt wird, auch „von der Wissenschaft verworfen und verdammt sei." Wir sehen hier ab von dem neuen Wörterbuche, in welchem neben dem Worte „Aufklärung" nun auch das Wort „Wissenschaft" aufgenommen wurde, und dem Verhältnisse des Wortes zu dem, was es ausdrücken soll, und möchten Herrn Pfau in seinem Interesse nur aufmerksam machen, daß sein Verdammungsurtheil, das er wahrscheinlich für eine Errungenschaft des neuen fortschrittlichen Geistes hält, auch durch sein Alterthum Interesse erhält und daß das Tribunal, von welchem die Wahrheit des Christenthums dem Kehrichte übergeben und verworfen wird, so alt, ja noch älter als die Menschengeschichte ist, daß es in Mitte der Zeiten einen so lebendigen historischen Ausdruck erlangte, und seinem Richterspruche „crucifige" Folge gegeben wurde. Den Juden ein Gräuel, den Heiden eine Thorheit (Paulus), überdauert das Christenthum die Zeiten der Märtyrer, der ersten christlichen Jahrhunderte, begründet unter beständigen Kämpfen eine neue Weltordnung durch Leiden und Geduld. Immer ins Kehricht verworfen, erhält es den Gang der Geschichte und das Leben und Dasein selbst seiner Widersacher. Es ist das Reich Gottes, der Widersatz des Weltreiches. Dieser Dualismus ist die Weltgeschichte, bildet ihren Inhalt und zugleich ihre Erklärung.

Das blasirte, unzufriedene, unglückliche Geschlecht des Weltreiches der Gegenwart, stolz auf seine Wissenschaft, seine Eisenbahnen und Telegraphen, welches seine ewige Bestimmung und die Mahnung an sie überhört und vergißt, und in unheimlicher und leicht zu befriedigender Unruhe und Wanderlust den Drang des Herzens zur Heim- und Einkehr in sich selbst übertäubt, dem im

lügenhaften Verkehr mit den Zeitmächten der Umgang mit ewigen Dingen verleidet ist, das, ohne die Quellen alles Elends, ja selbst das Elend als solches anzuerkennen, ohne die sittlichen Uebel durch den einzigen Arzt der Menschen heilen zu wollen, Zustände des Behagens und des Glückes durch Verfassungen herbeiführen und fixiren will; dieses Geschlecht muß in dem Maße immer mehr verwildern und unglücklicher werden, als es seine sogenannte Wissenschaft vom Glauben nicht nur emanzipirt, sondern in ihm das einzige Hemmniß unabsehbaren Fortschrittes erblickt.

Der sicherste Vorbote des Unterganges ist das Verlassen der Hochwarte des Glaubens. Hievon trägt, wie keine frühere, unsere Zeit die Signatur. Oft genug müssen wir es hören und lesen: „Keine Vertröstung auf ein Jenseits! hier auf der Welt wollen wir glücklich sein." Einzelne, welche diesen Grundsatz sich zur Lebensregel machten, wirft das Leben, wie es eben ist, dem Selbstmorde in die Arme, wie nie vorher. Mit dem Glauben ist alle Treue hin. Lüge und Betrug, auf jene Grundsätze gestützt, lösen die Möglichkeit alles gesellschaftlichen Bestandes auf.

Wie der Pantheismus den persönlichen Gott, so läugnet der Materialismus den persönlichen Menschen, das ist der Bildersturm en gros. Unter allen erschaffenen Dingen, Eigenschaften und Beziehungen hat die göttlich inspirirte Schrift nichts gefunden zum Ausdruck der Analogie des Menschen mit Gott, als das Bild. Ueber das hiehergehörige Wort Bildung, und die schöpferische Thätigkeit Gottes bei Hervorbringung des Menschen als einer bildenden u. s. w. wurde oben gesprochen, daher kann, der Lüge des Pantheismus und Materialismus gegenüber, zur Reinerhaltung der Begriffe „Gott und Mensch" auch das Verhältniß des Bildners zu seinem Werke als analog mit diesen Begriffen zu ihrer richtigen Auffassung dienen.

Der Bildner, der Künstler, durchdringt und durchgeistigt sein Werk, indem er es schafft, nach allen Richtungen, und stellt insoferne im Bilde sich selbst oder seine Ideen von dem, was er schaffen will, dar. Aber er geht nicht im Bilde auf, ist nicht identisch mit ihm, er steht außer und über ihm. In diesem Sinne ist Gott allgegenwärtig in allen Naturen, aber sie sind im Einzelnen wie in ihrer Allheit nicht er. — „In ihm leben, weben und sind wir" (Paulus) aber wir sind nicht er. Wenn wir die freie

Persönlichkeit Gottes festhalten, dann können wir auch sagen, er ist in uns und in den Dingen. Aber er ist mittelst jener Persönlichkeit auch außer und über uns und den Dingen, er besteht nicht in ihnen und durch sie, wie der Pantheismus will, sondern sie bestehen durch ihn, und das ist erst die richtige Auffassung des Begriffes der Allgegenwart.

Eben so wenig besteht das Wesen des Menschen in seinem physischen Organismus, wie der Materialismus will, sondern der Organismus besteht durch und wegen dem freien unsterblichen Geiste, diesem hohen Gaste in der Behausung des Leibes. Wir reden wohl vom geschickten Pinsel und Meißel, von der kunstreichen Hand des Bildners, wir reden von tüchtigen Köpfen und Schwachköpfen, von guten und schlechten Herzen, darunter ist aber weder das Gehirn, noch das fleischerne Organ, das den Blutumlauf bewirkt, zu verstehen. Im diesseitigen Leben des Menschen, wo Gedanken und Gefühle realisirt werden, mögen Hirn und Herz immerhin als Werkzeuge betrachtet werden, wie es Hand und Pinsel und Meißel sind, aber der freie, schaffende, unsterbliche Geist sitzt eben so wenig in ihnen, geht eben so wenig in ihnen auf als in der Hand, im Pinsel und im Meißel. Jene höheren Organe sind in ihrer Art eben nur Werkzeuge wie diese. Gar sehr gehört hieher, was ein Zeitgenosse Raphaels, Graf Castiglione, von diesem sagt: Er wäre der große Maler, auch wenn er ohne Hände geboren wäre. Hieher gehört die Unfähigkeit, für sich zu wirken bei den abgeschiedenen Seelen, das Verständniß der ganzen Menschennatur und Wesenheit, die Furchtbarkeit des leiblichen Todes als Strafe für die Schuld, sowie die freiwillige Uebernahme desselben als erlösender Sieg über ihn, und die Nothwendigkeit der Auferstehung.

Die abgeschiedenen Seelen denken und fühlen, aber, losgelöst durch den Tod von Allem, wodurch sie im diesseitigen Leben Gedanken und Gefühle ausdrücken konnten, sind sie angewiesen auf das, was sie mittelst ihrer leiblichen Werkzeuge, als sie noch in ihrem Besitze waren, gesucht, gewirkt und erstrebt haben, sei es Brauch oder Mißbrauch. Der Tod verewigt den Zustand des Menschengeistes, in welchem er diesen bei seinem Eintritte findet. Eine Perfektibilität nach Zeitbedingungen, wie die, welche im diesseitigen Leben unsere Aufgabe ist, wird, übertragen auf die von Zeit-

gesetzen entbundene, vom Leibe getrennte Seele nicht nur zum Irrthume, sondern zum Unsinne, wenngleich die Zeitgesetze des Bestandes dieser Erdenwelt insofern auf sie hinüberwirken, als der eine Theil des Menschen, der Leib mit der Erde verbunden bleibt, von der er genommen, zu welcher er rückkehrt durch den Tod, bis auch diese Erde und ihre Zeiterscheinung in ihrem Untergange und ihrer Umgestaltung die moralischen Resultate ihres Bestandes in der großen Ernte in der allgemeinen Auferstehung des Fleisches, dem Leben der zeitlosen Ewigkeit überliefert und jedes Bild zu seinem Ur- und Musterbilde, der Licht- oder Nachtwelt, je nachdem es hienieden die eine oder andere in sich ausgestaltete, zurückkehrt.

Die Negation der Lüge ist auch die Negation der Wahrheit, und beide Negationen geben einen dunklen Begriff vom — Nichts. Aber es besteht ein ungeheures Unendliches, eine Lebens- und Daseinsfülle, welche dem endlichen Geiste Bilder des Dualismus in sich, um sich, außer sich gleichsam aufdrängt. Zwischen der These „Materie" und der Antithese „Geist" ist durch die Verbindung beider zu einem Wesen der Mensch die Synthese. Die Erkenntniß seines Doppelwesens lehrt ihn die Vernunft sowohl als die Offenbarung, und doch ist diese Erkenntniß zugleich die seiner Einheit und Persönlichkeit, und die Sonderung und Erkenntniß des „Ich" von andern solchen Einheiten und Persönlichkeiten.

Der Geist, die Seele ist das Lebensprinzip des Leibes, Gott ist das Lebensprinzip der Seele („in ihm war das Leben". Joh.). — Der Tod ist sonach die Darstellung, das Bild der Sünde im Abfalle des Leibes von der Seele, weil der Seele von Gott. Hier ist der Standpunkt, von welchem ein Blick in die Tiefe des paulinischen Ausspruchs „Christus ist für uns zur Sünde geworden" gethan werden kann.

Es gibt keinen bezeichnenderen Ausdruck für die aus dem Körper geschiedenen Menschengeister als den der „armen Seelen". Wir verstehen unter ihnen die in der Gnade Geschiedenen. Abgesehen von den Leiden, welche die Vorsehung zur Läuterung ihnen noch anhaftender Gebrechen über sie verhängt, klafft an ihnen die Wunde der zerrissenen Einheit ihres Menschenthums, zu welchem unabweisbar der Leib gehört, welcher sowohl die Darstellung als der

Darsteller der Seele ist, und in richtiger Lösung seiner Aufgabe das Bild Gottes sein soll.

Die Schöpfung ist die Darstellung der Gedanken Gottes. Diese Gedanken ändern sich nicht. In den drei Schöpfungsreihen nimmt der Mensch die mittlere Stellung ein, daher ist mit der Wiederherstellung des gefallenen und durch die Schuld dem Tode verfallenen Menschen die allgemeine Auferstehung als unabweisbare Nothwendigkeit gegeben, wenn die Menschheit in der Reihe der Wesen erhalten werden soll. Die Menschengeschichte ist in ihrem innersten Wesen dualistisch; davon gibt die Geschichte des einzelnen Menschen, der mit unbefangen klarem Auge sich selbst betrachtet, unwiderlegliches Zeugniß. Sie ist die Geschichte zweier nebeneinander bestehender Reiche, des Gottesreiches und des Weltreiches, und ihres gegenseitigen Verhältnisses in den Jahrhunderten und Jahrtausenden ihres wechselnden Verlaufes. Scheint es doch, als ob das, was von ihr aufgeschrieben und als allgemeine Geschichte dargestellt wird, in den meisten Fällen, abgesehen von aller Fälschung, Lüge und Entstellung, vorzüglich nur die Geschichte des Weltreiches wäre und sein sollte, worauf auch der beliebte Name: Weltgeschichte anstatt Menschengeschichte zu deuten scheint. Hätten wir eine Philosophie der Geschichte (der Name ist oft ausgesprochen worden), so wäre eine Befehdung des Christenthums, wie wir sie jetzt im neunzehnten Jahrhunderte erleben, eine baare Unmöglichkeit, denn seine Größe, allen Erscheinungen gegenüber, das ihm innewohnende Licht sie zu deuten, hätte den Begriff der Poesie, der Mutter aller Kunst in jene hohen Bahnen geleitet, in welchen einherzuschreiten, jedes vom Weltreiche noch nicht verdorbene Talent, jedes rein erhaltene Lebensverhältniß den Versuch macht. Wir hätten für die Wissenschaften in den rechten Formen jene heilsamen Schranken, welche im physischen Leben die Bedingungen der Gesundheit sind. Wer diesen Dingen gegenüber sich mit der Ausflucht tröstet: Es muß wohl so sein, wie es ist, hat den hohen reinen Begriff der Freiheit aufgegeben und ist Fatalist. Es müßte nicht so sein, wenn wir Alle unsere Pflicht gethan hätten. Das Schlechte ist ein Werk der Schlechten.

In dem Begriffe der Poesie wurzelt alle Kunst. Die Poesie oder mit andern Worten die Ahnung des Zusammenhanges aller

Dinge ist das Resultat des, oder besser, eines Dualismus. Die Faktoren sind Fall und Erlösung, — Sünde und Versöhnung. Der ursprüngliche Mensch hatte das Schauen dieses Zusammenhanges, wie oben z. B. bei der Benamsung der Thiere („Genes.") nachgewiesen wurde. Die Zerreißung oder wenigstens furchtbare Störung dieses Zusammenhanges geschieht durch die ethische Sünde. Nach der erhabenen Typologie der Dinge stellt sie sich dar an der Zerreißung des innigsten Zusammenhanges von Leib und Seele in der Menschennatur, durch den Tod. Die Versöhnung, Erlösung, Wiederherstellung beginnt der zerstörenden Macht der Finsterniß gegenüber, welche als Lohn des Ungehorsams höhere Erkenntniß durch stolzes Wissen in Aussicht stellt, mit der Forderung demüthigen Glaubens an das kommende Heil, welcher nun an die Stelle jenes ursprünglichen Schauens die Ahnung eines Zusammenhanges, einer Harmonie der Dinge setzt, die wir mit dem allgemeinsten Ausdrucke Poesie bezeichnen. Der Glaube also — selbst dort, wo er irrte, war der Grund aller Kunst selbst des Alterthums; der Schauplatz aber aller dieser Vorgänge war der Mensch, das Bild. Wem die Wahrheit, daß alle Kunst aller Zeiten auf dem Glauben ruht, oder daß alle Kunst ein Ausdruck des Glaubens ist, nicht im eigenen Gemüthe klar geworden, der kann sie durch einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Kunstgeschichte sich leicht aneignen. Der Wechselverkehr zwischen einer sichtbaren und unsichtbaren Welt findet nur im Menschen statt, welcher selbst aus beiden Welten besteht. Das erste Stadium dieses Verkehrs bei edleren Naturen sind Ahnung und Sehnsucht. Beide geben Zeugniß von jener alten Wunde an unserer Natur, die wir Erbsünde nennen. Die ehrlich ringende, schmachtende, ahnende, sehnende Seele, von der Gnade ergriffen, erfasst im Offenbarungsglauben die Deutung ihrer Ahnungen und das Ziel ihrer Sehnsucht. Sind hiemit die Wege vorerst nur gewiesen, wenn auch noch nicht betreten, welche aus der dunklen Formlosigkeit, in welcher der Unglaube mit seinem Ahnen und Sehnen bleibt, oder durch die er in noch dunklere Labyrinthe geführt wird, so geschieht mit dem erwachenden Glauben der erste Schritt auf der Bahn des Heils, die Seele fängt an zu leben, denn sie fängt an zu beten, sie betet vielleicht schon lange, ohne zu wissen, daß sie es thut. Alle Völker aller Zeiten beten, und haben gebetet.

Auf welch wunderbar tiefsten Voraussetzungen beruht der Drang zum Beten, und das Gebet überhaupt! In tiefster Stille beginnt der geheime Geisterverkehr, die Lippe schweigt und eine unsichtbare Welt in uns, unser höchstes heiligstes „Selbst" redet mit einer unsichtbaren Welt außer uns, aber es zeigt sich, daß dieses Selbst einen Gefährten habe, welcher untrennbar zu ihm gehört und, was in der Verborgenheit der Seele geschieht, äußerlich bethätigt, ausdrückt, darstellt. Das Auge wendet sich von den Dingen der Erde, es erhebt sich, sucht den Himmel, es beugt sich das Knie, es falten sich die Hände. Der gottgeordnete Dualismus unsers Doppelwesens erscheint unter der Einheit eines Bildes, und dieses Bildes in seiner höchsten Beziehung zu seinem Urbilde. Einen höheren Ausdruck der Würde des Menschen gibt es nicht, als den betenden Menschen.

Man wird vielleicht sagen: Der Mensch könne auch beten, ohne den Blick nach Oben, ohne Kniebeugung und Händefalten. Ja, aber den Künstler möchte ich sehen, der ohne diese äußeren Zeichen innerlichen Zustandes ein solches Gebet darstellen könnte. Das Gebet ist als solches schon ein Akt des Glaubens. Das gebeugte Knie, die gefalteten Hände stellen ihn sinnlich dar, und zugleich das zweite Erforderniß des Heiles: die Demuth.

Alle Irrthümer der Menschen, seit der ersten Sünde, welche faktisch in Unglauben und Hoffart bestand und leiblich im Genusse der verbotenen Frucht sich fixirte und darstellte, zielen auf Zerstörung des Menschen, des Gottesbildes in der sichtbaren Schöpfung. Es gibt Grade in der Zerstörung wie in der Vollendung. Wir reden nicht von dem Aeußersten, was unsere unglückliche Zeit in diesem entsetzlichen Werke durch Pantheismus, Materialismus und Atheismus geleistet hat, und in welchen die Theorien der Hölle vollendet erscheinen, auch ihre Drachenhälfte schon sehr sichtbar in die Lebenspraxis unserer Tage emporstrecken. Wir reden von einer milder erscheinenden Form. Der deistische Rationalismus hat sich von aller Lehre nur den Glauben an Gott und Unsterblichkeit zu bewahren geschienen, aber dieser Gott ist nicht der dreieinige Gott der Offenbarung. Er ist (wie Schiller sagt) der unendliche höchste Gedanke. Diese Unsterblichkeit hat mit dem Leibe ferner nichts mehr zu schaffen, er ist im Tode, in welchem der Ratio-

nalismus nichts Geheimnißvolles, sondern eine natürliche Nothwendigkeit sieht, als unnützer, die Seele hindernder Ballast für immer bei Seite gelegt, also hinsichtlich desselben kompleter Materialismus; die Seele indeß in unendlicher Perfektibilität von Stufe zu Stufe, von Stern zu Stern schreitend, hat ihre Form und Bestimmung nach dieser Lehre in einem Lichtnebel unendlicher Gedankenlosigkeit eingebüßt.

Falsche Leiblichkeit, falsche Geistigkeit! Die Menschen-Idee in ihrer Doppelnatur als Bindeglied zwischen Geist und Materie zu ewigem Bestande geschaffen, ist aufgelöst und vernichtet, und mit ihr der Gedanke und die Bedeutung des Bildes, die in der Menschenidee wurzeln, „die Erscheinung des Seins, die Darstellung des Unsichtbaren in der Sichtbarkeit" auf immer verloren.

Schillers edler Geist, in dieser trügerischen Lehre befangen, fühlte dennoch in seinen Tiefen das Ungenügende derselben. Seine „Götter Griechenlands" kommentiren in eigener Weise sein dunkles Gefühl der geistigen Leerheit und rationalistischen Dürre seiner Zeit und Umgebung gegenüber. Er verwechselte die Wahrheit mit der Wirklichkeit, und diese war nicht schön, er fand die Schönheit nach seinen Ansprüchen an diesen Begriff bei der griechischen Mythe, — aber diese war nicht wahr! Die „Götter Griechenlands" sind eine Klage darüber, daß jene „schöne Lüge" die Erde verlassen habe. Daraus entwickelte der schmachvolle Irrthum: die Poesie sei der Widersatz der Wahrheit" seine folgenschweren Konsequenzen. „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie" — wie klangvoll und wie nichtig! Müllner leitet seinen Jugurt mit den Worten ein:

„Versuche nicht im Buche der Geschichte,
Der Quelle meines Liedes nachzuspüren:
Die Wahrheit taugt gar selten zum Gedichte,"

und ein anderer feindlich auftretender Poet antwortete auf die Frage, wie er es rechtfertigen könne, daß unsere ideale Weiterbildung durch seine Verse bedingt erscheine, wo von einem Zukunftsglücklichen gesagt wird: „Er sieht ein Kreuz, allein er kennt es nicht," er antwortete: das sei ja eben die Poesie. In dies Dilemma muß Jeder gerathen, der mit dem Offenbarungsglauben den Begriff des wahren Menschen verloren, wenn die poetischen

Regungen in seinem Gemüthe keine Stütze mehr in Erkenntniß und Glauben finden. Wir unsererseits kennen außer der Wahrheit keine Poesie. Der Unglaube ist in allen seinen Erscheinungen etwas so gespenstisch Schlangenartiges, er steht an der Spitze aller „Un", und mehr als sie alle ist er unheimlich, unwahr, Unglück, Undank, Unheil, Unsinn u. s. w. vor allem ist er unmenschlich, weil er den ganzen Menschen zerstört, weil, abgesehen von den Bedingungen ewigen Heiles, alle diesseitige Lebensschönheit auf Glauben und Treue beruht. Ist irgendwo Schönes in den Mythen der Völker, so ist es die Spur der Offenbarung, das Quentchen Wahrheit in der dichten Umhüllung von Irrthum und Täuschung, welches Quentchen nur im Lichte der Offenbarung als das erkannt wird, was es war, als der Faden, der allein im Stande war, jene alten Geschlechter trotz aller gräßlichen Korruption über dem chaotischen Abgrunde gänzlicher Seelennacht zu erhalten und der bessern heiligen Zukunft des Christenthums zuzuführen. Der unmittelbare Verkehr mit der Gottheit, der Preis seliger Vollendung, der den Ringer stärkt auf der Tugend dornenvoller Bahn, sind religiöse, historische und ethische Reminiszenzen, durchaus wahr und durch heidnische Zuthat nur verdunkelt, wie der ganze Heroenkult, welcher in unserer Heiligenverehrung sowohl seine Berichtigung wie seine Vollendung findet. Und nun vollends Züge von Gnade und Erbarmung bei den den Menschen oft feindseligen Gottheiten, und ein gnädiges Gericht, weil der, der es vollzieht, der „Enkel einer Sterblichen" ist, und per traditionem Kunde hat von der Schwäche und Gebrechlichkeit der Menschenkinder neben dem menschgewordenen Gotte, der in Allem, die Sünde ausgenommen, uns gleich ward und die Menschen seine Brüder nannte.

Dies Alles, so quer und bunt durch einanderliegend in den Mythen, wird schön gefunden; wo es aber, durch den allgemeinen oder katholischen Glauben geordnet als Universalismus aller höheren Lebenserscheinungen sich darstellt, wird ihm aus dem Wege gegangen. Wie erklärt sich das? — Aus dem Dualismus, und zwar aus jenem Dualismus, welcher unserer zusammengesetzen Doppelnatur, unter dem Namen der Wissenschaft des Guten und Bösen, die Einheit geraubt, und auf der Basis der harmonisch verbundenen Zweiheit das Prinzip der

Entzweiung fixirt hat, welches Paulus so tiefsinnig das doppelte Gesetz nennt.

Was vor dem Falle die ursprüngliche Gerechtigkeit und Heiligkeit war, ist nach ihm die Erlösung, beides ist die Religion unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten. Und so geht der Dualismus durch alle Verhältnisse der Menschen, ihrer Anschauungen und Thaten. Wie es falsche Trennungen gibt, so gibt es nun auch falsche Verbindungen. Wie das Lügenwort von der Wissenschaft des Guten und Bösen den Zweck der Entzweiung hatte zur Zerstörung unseres Menschenwesens, so hat das Lügenwort unserer Zeit mit der Heuchelei ihrer Vereinigungen den gleichen Zweck, indem es die Widersätze von Gut und Böse leugnet, wodurch die Versöhnung, die Erlösung, kurz das Christenthum als unnütz und unwahr sich darstellt, und die dämonische Welt durch Menschen ihren Gottes- und Menschenhaß unter dem Alleinerlei eines weltumfassenden Humanismus versteckt. Aber freilich ist Jeder, der es anders oder christlich meint, von dieser allgemeinen Liebeseligkeit feierlich ausgeschlossen, und so haben wir abermals wieder ein Böses, das um jeden Preis aus der Welt hinaus soll, dies Böse ist — das Gute. Wie die Menschennatur nach der Absicht des Schöpfers einen Leib und eine unsterbliche Seele, zwei Schöpfungsregionen zur Einheit verbindet, so macht der Lügengeist aus dem Verschiedenen Widersätze und hetzt, was friedlich nebeneinander besteht und sich ergänzen soll, gegeneinander, so Wissen und Glauben, Wissenschaft und Kunst; und so gelingt es ihm, die richtigen Begriffe überall zu zerstören. So ist es derselbe Geist, welcher den modernen Materialismus lehrt, der der vor diesem Abgrunde erschreckten Seele im modernen Spiritismus auf andern Wege denselben Giftbecher entgegenträgt, um ihr von der andern Seite zu rauben, was sie von der einen sich nicht rauben lassen wollte, das Heil durch Christus in der Kirche.

Vor vielen Jahren hat Wolfgang Menzel einer damals oft hervorgekehrten Doktrin gegenüber, welche dem Protestantismus fast ausschließlich die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaft vindiziren wollte, den Ausspruch gethan: es gehöre die Kunst und ihre Wesenheit mit Vorzug dem Katholizismus an. Ob, und inwiefern er sich der ersten Behauptung anschließt oder wie er sich überhaupt zu ihr gestellt, ist mir nicht mehr erinnerlich, weil

mich damals nur seine zweite Behauptung, in welcher eine längst getragene Ueberzeugung aus dem Munde eines geistvollen und redlichen Gelehrten ihre Bestätigung fand, lebhaft interessirte.

Die Wissenschaft, auf welche man sich so oft und gerne der Offenbarung gegenüber beruft und die man zu einer siegreichen Gegnerin des Glaubens aufzublasen bemüht ist, die Wissenschaft ist nicht von heute, auch nicht von gestern. Ihre großen Vertreter früherer Zeiten, auf deren Schultern alles Brauchbare modern wissenschaftlichen Fortschrittes ruht, erblickten in der Offenbarung den Kompaß, der sie in der Unermeßlichkeit des Stoffes leitete und bewahrte vor dem Untergange des eigenen Selbst und der Erkenntniß seiner höheren Aufgaben im Ozean der Dinge, sie erkannten den Dualismus, und in ihm nicht nur die Gegensätze, sondern auch den ewigen Widersatz.

Die Wissenschaft, Theologie und Philosophie ausgenommen, bewegt sich, diesen Beiden und der Kunst gegenüber, welche in die Tiefen hinabsteigen und die Höhen erklimmen, selbst ihre Ehrlichkeit angenommen, in Verhältnissen der Breite. Indem sie den Stammbaum unseres Geschlechtes, und die Aufgabe seines Strebens: „aus der Tiefe zur Höhe", kreuzt, hilft sie das Universalzeichen darstellen, in welchem die Gegensätze von Schmach und Sieg, von Tod und Leben ausgeglichen, und alle Widersätze im diesseitigen Leben unverkennbar gemacht für den Glauben und aus dem künftigen Gottesreiche auf ewig ausgeschieden werden.

Wohl gehört die Kunst der Kirche, ja sie ist, recht verstanden, ein Theil ihrer Wesenheit. Sie, die Mutter der Ideale, warnt und muß warnen vor dem Abgrunde sogenannter praktischer Tagesinteressen, in welche der Verderber als Weltgeist die Menschen so gern sich einwühlen sieht. Sursum corda! ist ihr beständiger Ruf, aus der Tiefe zur Höhe, zum heiligen Urbilde des Menschenbildes durch sittliche Vollendung. Welch anderes Ideal hätte denn auch die Kunst, wenn der Satz, der ja oft wiederholt wird, daß sie den Menschen veredle, überhaupt noch Sinn haben soll. Die wahren Tagesinteressen aber werden nur gefördert im Hinblicke auf ein dauerndes Ziel. Die übersinnliche Welt ist die Gewähr der sinnlichen, wie der Geist das belebende Prinzip des Körpers. Ohne die Gnade ist wie der Körper ohne Seele, die ganze Natur todt. Die Gnade ist die Erlösung durch Christus, in dessen

Lichte wir die Dinge schauen, wie sie sind, sie benützen, wie wir sollen, damit wir einst Gott schauen, wie er ist.

Da der Mensch hienieden keine bleibende Stätte hat, so hat er ein anderes über dieses Leben hinausliegendes Ziel, und der wahre Gedanke des Fortschrittes, auf dessen Festhalten allein alle irdische Wohlordnung beruht, lautet: „Von der Täuschung zur Wahrheit, vom Geschöpf zum Schöpfer, von der Welt zu Gott." Das sind die Stationen des wahren Fortschrittes.

In ihnen liegen neben der wahren Realität unseres Daseins auch alle Ideale des Schönen.

Der umgekehrte Weg ist modern, die Entdeckungen der Wissenschaft werden dem glaubenslosen Geiste zur Falle, mit dem Glauben hat er den Gedanken des Kunstwerkes verloren, und steht verblüfft diesen Entdeckungen gegenüber, wie ein Häufchen Dorfjugend vor den Kunststücken des Taschenspielers. Nun kommt die Doktrin und kommentirt den Telegraphen und die Dampfschiffe, sprechend: Es geht Alles natürlich zu; aber weit hat's der Affe gebracht, und wie weit wird er's noch bringen! Und der „Affe" vergafft sich, wie einst sein Meister, in sich selber, mitleidig Anfangs, endlich mit Haß blickt er auf das bischen veraltetes Christenthum herab, das ihm die Demuth als Heilsweg empfiehlt. Er merkt es nicht, daß er, wenn auch 1000 Meilen weit von seinem Ausgangspunkte vom Dampfrosse gestiegen, nicht von der Stelle gekommen, sein Ich kein Haar breit fort und seiner Bestimmung näher gekommen, daß er keine Tiefe ergründet, keine Höhe erklommen hat.

Je weiter die Naturwissenschaften schreiten, je blendender ihre Ergebnisse auf beschränkte Geister wirken, desto fester muß das Axiom gehalten werden, daß die Natur allein kein Licht gibt über die Dinge des Geistes, und daß der Geist ohne den Glauben an den persönlichen Gott der Offenbarung in ihren unermeßlichen Labyrinthen zu Grunde geht, wie der Leib, welcher ohne Gottes heiligem Sittengesetze ihren Forderungen und Trieben rücksichtslos überlassen wird. Mit diesen primitiven Forderungen ist aber das Ideal, welches in der Liebe wurzelt, noch lange nicht erreicht. Das Verständniß der Geschichte seines Geschlechtes ist für den Menschen viel wichtiger, als das Verständniß der Natur, deren letzte

Gründe er — besonders wenn er sie ohne ihren Urheber sucht — nie entdecken und erreichen kann. In der Geschichte aber ist es das Hervortreten der transzendenten, persönlichen Gottlosigkeit, deren furchtbare Gestalt wir durch die betäubende unheimliche Rührigkeit ihrer menschlichen Bundesgenossen, besonders in unseren Tagen mit Schauder erblicken, und der sammt ihrem Anhange des Propheten Wort gilt (Isaias): „Wehe denen, welche Finsterniß Licht — und Licht Finsterniß nennen."

Neben den anderen Propheten des alten Bundes ist Isaias vor Allem jener geistige Bergesgipfel, welchen die kommende Sonne der Geschichte mehrere Jahrhunderte, bevor sie über dem Horizont unsere Erde aufging, mit ihrem Lichte bestrahlt, so daß er in die Glorien ihrer Morgenröthe getaucht, von seiner Hochwarte herab ihr Bild mit Porträtähnlichkeit den Thal- und Schattenbewohnern entwarf.

Der Mensch steht zu allen Dingen, der materiellen wie geistigen Welt in einem historischen Verhältnisse, welches nach dem Dualismus, der die Welt spaltet, ein richtiges oder falsches ist. Beide aber deuten und greifen auf die Anfänge unseres Geschlechtes zurück. Hier ist es die Annahme oder die Ablehnung des Offenbarungsglaubens, von welchem es abhängt, ob wir zum richtigen Begriffe einer Weltgeschichte gelangen, oder aber denselben nach jener Ablehnung unwiderbringlich verlieren, denn der natürliche Glaube, ohne welchen nicht einmal die Geschichte einer Familie geschrieben werden kann, ist nur eine Type jenes höheren Glaubens, welcher zur Tugend geworden in umfassender allgemeiner Erkenntniß den Standpunkt erreicht, dem, nach dem Zeugnisse eines großen Mannes, die Zeugen zuströmen, und der die Brücke bildet vom Glauben zum Schauen.

Die Weltgeschichte ist die Summe dessen, was geschah auf unserem Planeten. Die Natur bietet uns das Analogon zu dem, was hier gesagt werden soll:

Die Erde mit ihren Kontinenten, Meeren, Wüsten, Gebirgen, Waldern und Fluren ist da, aber es ist Nacht, und der Mensch erkennt von alle dem nichts; da geht die Sonne auf, in ihrem Lichte wird nichts gesehen, was nicht vorher schon da war, aber eben nicht gesehen wurde, da ist nichts Neues, aber am Alten wird erkannt, was und wie es ist. Eins aber ist doch neu, das

ist die Sonne selbst, welche uns diese Erkenntniß vermittelt; in ihrem Lichte sieht der Wanderer, daß er verirrt ist und sieht zugleich den rechten Weg, er sieht, daß er vor einem Abgrunde oder vor einem grundlosen Sumpfe stand, und daß es Irrwische waren, die er für Lichter einer gastlichen Herberge hielt.

Solch ein nächtlicher Wanderer oder Nachtwandler war die Menschheit vor Christus. Verlorene Schimmer aus den Tagen ihrer Jugend, dunkle Hoffnungen eines rettenden Erden- und Göttersohnes webten den Traum der Mythen aus Naturbildern und mit der Färbung der Natur. Im Süden mit üppiger Wärme das allgemeine tiefe Unglücksgefühl bebrütend, aus kaltem stummen Marmor durch Kunstgebilde die Beziehung suchend zwischen Mensch und Gott; im Norden unter der Last eines schwer niederhängenden Himmels tiefere Gedanken in formloserer Größe zu Trägern des allgemeinen Trauergewandes machend, unter welchem die seufzende Kreatur den Morgen der Befreiung erwartet.

Was in der feindseligen Fremdheit der Stämme und Völker den einzelnen Nationen eine Art düstrer Befriedigung des tiefen und allgemeinen Religionsbedürfnisses im Opferkulte gewährte, das trat an reicher ausgestatteten Geistern in der Form brennender Fragen über Gott, Welt und Natur, über des Menschen Dasein und Zweck und Ziel heran. Was diesfalls die alte Welt in ihrem Ringen nach Wahrheit an Aufschreibungen hinterlassen und uns durch die Kirche am Uebergang in die christliche Aera der Welt gerettet wurde, wir nennen es Philosophie. Für das aber, was nach der göttlichen Beantwortung aller jener Fragen durch das Christenthum, mit Umgehung desselben nur durch beständige Wiederholung derselben oder gar durch den Kampf gegen das Christenthum sich den Philosophentitel zu erhalten meint, haben wir einen andern Namen.

Ehrwürdig bleibt uns die Philosophie, sie hat jetzt die Aufgabe, die geoffenbarte Wahrheit gegen die Einwände der Finsterniß zu schützen. Das Leben der Kirche ist ein Leben der Kunst im weitesten und erhabensten Sinne, denn es ist die beständige Verwirklichung göttlicher Ideale auf dem Grunde und mit den Mitteln, welche hiezu unser Erdendasein bietet. Die Kirche ist es, welche uns auffordert, die Gaben und Talente im Sinne des Gebers zu benützen und zu verwerthen, um sie am Abschlusse unseres Lebens

ihm mit Wucherzinsen als das Seine rückzuerstatten. Die Künste irren immer, wo sie die ihnen innewohnende Herrlichkeit zur Verklärung des blos Gewöhnlichen, wir wollen nicht sagen des Gemeinen, hergeben, in unserer Zeit leider oft hergeben müssen. Das Gewöhnliche bleibt, was es ist, das Gemeine bleibt gemein, aber die Kunst wird entadelt, wenn sie durch ihre Mittel dem Nichtigen Wesenheit und dem Unbedeutenden Würde und Bedeutung anlügen soll. Von einem eigentlichen Mißbrauche der Kunst, wodurch sie das Schlechte verherrlicht, reden wir nicht.

Der Mißbrauch siedelt nach dem Dualismus am liebsten, wuchert am üppigsten, wo der Brauch am erhabensten ist.

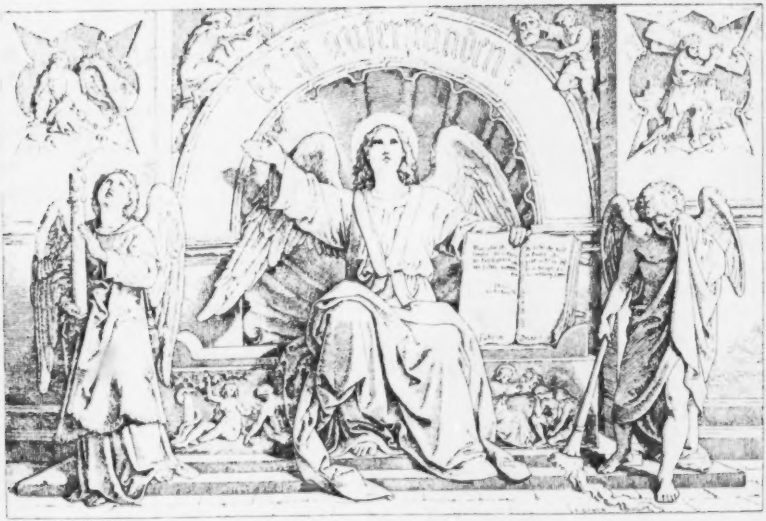
Wer die Geschichte der Menschheit als das erkennt, was sie wirklich ist, nämlich als die Geschichte des Gottesreiches in seinen Verhältnissen, Beziehungen und Kämpfen mit dem Weltreiche, der wird es begreifen, wenn wir den reinen und unentweihten Kunstberuf nur in der christlichen Kunst zu finden vermögen.

Wir haben Spezialgeschichten aller Länder und Reiche, einzelner Wissenschaften und Künste. In allen tritt der Dualismus theils als Gegensatz, theils als Widersatz zu Tage. Sie Alle aber fließen zuletzt in den Begriff einer allgemeinen Geschichte der Menschheit zusammen. Auf dieser Höhe beginnt die rechte Heimat eines allgemeinen oder katholisch-historischen Bewußtseins, von dessen Lichte auch die entferntesten Winkel aller Spezialitäten erleuchtet werden, auf dieser Höhe wird es nicht nur möglich, sondern nothwendig, das Ganze in einem einzigen Satze auszusprechen, oder noch kürzer, in Einem Namen. Der Name heißt „Christus" der Satz lautet: „Ihn hat die ganze alte Welt erwartet, die neue ruht auf Ihm." *)

Dieser Standpunkt ist die Basis aller wahrhaft realen Erkenntniß und That in Wissenschaft und Leben, ihren tiefsten künstlerischen Ausdruck findet sie in den „christlichen Bildern."

*) Weiß's Handbuch der Weltgeschichte.

Kampf-Schnellpressendruck von J. C. Hummel in Wien, Mariahilferstr., Hofberg 7.



„Er ist auferstanden!“

Funfzehn Zeichnungen

von

Joseph Ritter von Führich,

in Holzschnitt ausgeführt von

A. Gaber und R. Oertel.

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

I 44/187

Bayerische Staatsbibliothek München

„Er ist auferstanden!"

Titelblatt.

[illegible]

1. Es war in dem Garten ein neues Grab, worin noch Niemand war gelegt worden, dorthin legten sie Jesum.

Johannes 19 Kap. 41. 42 Vers.

[illegible]

2. Sie gingen aus hin, bewahrten das Grab mit einer Wache und versiegelten den Stein.

[illegible]

[illegible]

3. Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.

[illegible]

4. In diesem Geiste ging er hin und predigte den Geistern im Gefängnisse

[illegible]

5. In ihm war das Leben.

[illegible]

6. Die Wächter bebten vor Furcht und waren wie tot.

[illegible]

7. „Weib, siehe deinen Sohn!" Johannes 19. Kap. 26. Vers

[illegible]

8. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?

[illegible]

9. Rühre mich nicht an

[illegible]

10. Selig sind die Traurenden, denn sie werden getröstet werden.

[illegible]

11. Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget

[illegible]

[illegible]

12. Da wurden ihre Augen aufgethan und sie erkannten ihn

[illegible]

13. Mein Herr und mein Gott

[illegible]

14. Weide meine Lämmer, weide meine Schafe

[illegible]

Fuhrich

„Es war in dem Garten ein neues Grab, worin noch Niemand war gelegt worden, dorthin legten sie Jesum."

(Johannes XIX. 41. 42.)

„Sie gingen nun hin, besetzten das Grab mit einer Wache und versiegelten den Stein."

(Matthäus XXVII, 66. Daniel XI, 22.)

„Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn."

(Matth. XV. 39.)

„In diesem Geiste ging er hin und predigte den Geistern im Gefängnisse."

(I. Petri III. 19.)

„In ihm war das Leben."

„Die Wächter bebten vor Furcht und waren wie tot."

(Matthäus XXVIII, 4.)

„Weib! siehe deinen Sohn."

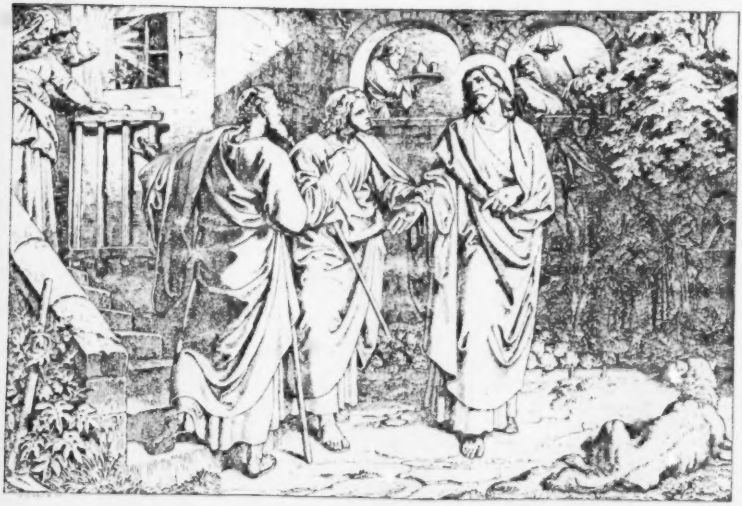
(Johannes XIX, 26.)

„Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?"

„Rühre mich nicht an."

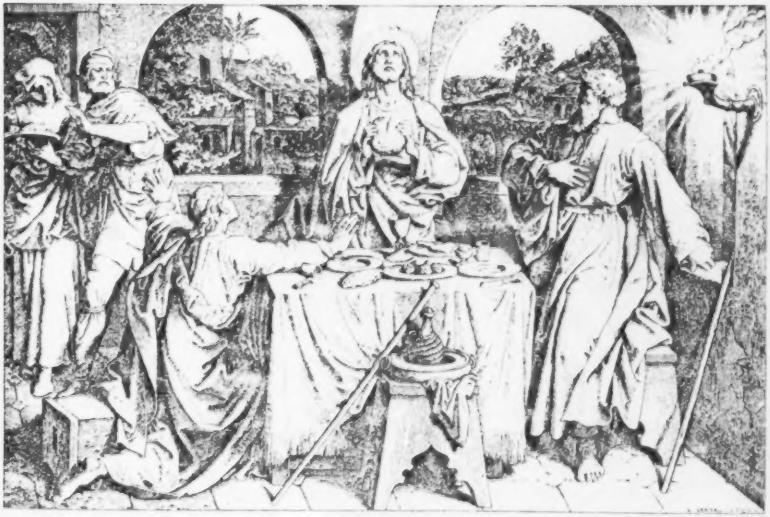
„Selig sind die Trauernden; denn sie werden getröstet werden."

Matthäus V.



„Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget."

(Luc. XXIV, 29.)



„Da wurden ihre Augen aufgethan und sie erkannten ihn."

Luc. XXIV. 31.

„Mein Herr und mein Gott."

Johannes XX, 28.

„Weide meine Lämmer, weide meine Schafe."

Druck
von
W. Drugulin
für
Alphons Dürr
beide in Leipzig

Der arme Heinrich.

Der arme Heinrich

Sieben Zeichnungen

von

Joseph Ritter von Führich

In Holz geschnitten von R. Gerst

Mit Text nach

Hartmann von Aue

Leipzig
Verlag von Alphons Dürr
1871

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die zarte Dichtung Hartmann's von Aue dem deutschen Volke nahe zu bringen, erschien dem Verleger eine wörtliche Uebersetzung in Versen weniger geeignet als eine kürzere Prosaerzählung, welche bei einiger Freiheit der Uebertragung doch im Tone einen dem Original ähnlichen Eindruck zu geben versucht. Möge wer an den Bildern Freude haben wird, in dieser Freude durch den Erzähler nicht sich gestört fühlen. Das ist des Verlegers und des ihm befreundeten Erzählers Wunsch.

Eingang.

Der die folgende Geschichte geschrieben hat, heißt Hartmann und war Dienstmann der Herren von Aue in Schwabenland. Er hat manches Buch gelesen, ob er darinnen etwas fände, daß man gerne lesen möchte und Gottes Ehre darauß vernehmen. So fand er auch dieß erzählt und hat es niedergeschrieben, damit wer nach seinem Tode es sagen höre oder lese, des Schreibers dabei gedenke und Frieden wünschte seiner Seele.

Auf seiner Burg in Schwaben war einst gesessen der Herr Heinrich von Aue, der war an Geburt Fürsten gleich und schön von Gestalt und ein Spiegel aller ritterlichen Tugend. Dazu war er reich gesegnet mit vielen Gütern und Gaben, und

keines Glückes, dessen die Menschen achten, entbehrte er. Seiner Burg Pforten waren vor niemandem beschlossen, ob er nun Rathes begehrte oder mit Herrn Heinrich weltlicher Lust zu pflegen kam. Auch sang er viel von Minne, und es ward sein Name weit erkannt über alle Lande.

Erſtes Kapitel.

Des armen Heinrich Krankheit.

Indem nun ſolcher Weiſe der Herr Heinrich im Glücke und Ehren lebte und viel weltlicher Freude genoß, da that ſich an ihm kund, was in der Schrift* geſchrieben ſteht, da es heißt: media vita in morte sumus, das heißt, daß wir mitten in dem Leben dem Tode nahe ſind.

Denn alle ſeine Freude verkehrte ſich bald in ein ſchweres Leid. Ihn befiel ein böſer Ausſatz und bedeckte ſeinen Leib, ſo daß die Welt ſeine Krankheit ſah und den armen Heinrich floh, der doch ehedem ſo hoch geehret war. So ergieng es auch Hiob, als er aus ſeinem Glücke in großen Jammer fiel. Aber Hiob trug mit Geduldigkeit, was ihm zu leiden geſchah, und lobte Gott und freute ſich in ſeinem Siechthum, indeſſen der arme

Heinrich unfroh war und seine Schwachheit verwünschte und den Tag seiner Geburt verfluchte.

Da wurde ihm gesagt, daß mancher von solcher Krankheit genesen möchte, und er gieng an viele Orte und wandte sich nach der Aerzte Rath. Als sie aber alle keinen Trost hatten und meinten, daß er nicht erlöst werden möchte, so rüstete er sich zuletzt auf eine weite Reise, ob die ihm Heilung brächte.

Ganz ferne in Welschland liegt eine Stadt am Meer, heißt Salerne. Da fand er den weisesten Meister in seiner Kunst, der sagte ihm, daß zwar etwas sei, was solcher Sucht Heilung brächte, aber dennoch möchte er nicht davon genesen.

„Es kann nicht sein, was Ihr saget," sprach da Herr Heinrich; „wenn Heilung möglich ist, so genese ich, denn was Ihr fordert an Gute und an Arbeit mir auferlegt, das traue ich mich zu vollbringen."

„Wollet das nicht denken," sagte der Arzt; es ist fürwahr eine Arzenei, dadurch Ihr von Eurer Sucht genesen möchtet. Aber was frommt

es, daß ich Euch ſie kund thue? Keiner iſt ſo reich und an Macht ſo groß, daß er ſie gewinnen könnte. So ſeid Ihr für immer ungeneſen, Gott wolle denn Euer Arzt ſein."

„Ach," antwortete da Herr Heinrich, „warum nehmt Ihr mir den Troſt? Soferne Ihr nicht Eure Meiſterſchaft mir wollt verweigern und mein Silber und Gold verſchmähen, möchtet Ihr mich wol erlöſen."

Und der Arzt ſprach wieder: „Nein, ich wollte Euch gerne helfen. Wäre die Arzenei ſo, daß man ſie feil hätte und um Geld kaufen möchte, ich ließe Euch nicht verderben. Aber das mag leider nicht ſein, und ſo iſt Euch meine Hülfe in alle Zeit verſagt. Ihr müßtet eine freie Magd haben, die mit ihrem Willen um Euch den Tod litte; mit dem Blut von ihrem Herzen wollte ich Euch wol heilen. Nun ſehet, wie Ihr auf immer ungeneſen ſeid."

Da erkannte der arme Heinrich, daß er niemanden erwerben möchte, der für ihn in den Tod gehen wollte, und alſo war ihm der Troſt

genommen, den er zu Salerne ſuchte. Nun hatte er kein anderes Mittel mehr, und es verdroß ihn, daß er in ſeinem ſchweren Herzeleid noch länger leben ſollte.

Er fuhr wieder heim und gedachte ſein Erbe und fahrendes Gut zu einem Theil an die Armen zu geben, zum andern aber an Gottes Häuſer, ob ſich dann Gott ſeiner Seele erbarmen wollte.

* Anmerkung. Was Hartmann hier nennt, iſt vielmehr Antiphon-Uebertragung einer Schriftſtelle.

Zweites Kapitel.

Wie der arme Heinrich Pflege begehrte.

So ſchied ſich der arme Heinrich von ſeiner Habe und floh vor der Welt, und alle, die ihn kannten, klagten über ſein Leid, und auch die in fremden Landen von ihm ſagen hörten.

Nicht weit von der Burg lag ein großes Ackerland, welches auch dem Burgherrn zugehörte. Das baute nun ſchon viele Jahre ein freier Mann, dem hatte der Herr Heinrich viel gutes gethan und niemals etwas von ihm gefordert, es hätte denn der Bauer ſeinem Herrn gerne gewähret. Zu dem dachte der arme Heinrich zu ziehen und bei ihm zu wohnen, bis der Tod ihn von ſeiner Siechheit erlöſen wollte.

Er that ſein ſchlechteſtes Kleid an und ſetzte ſich auf ſein Roß und ritt traurig hinunter den Burghof in Wald. An der Stelle, da der Wald ſich lichtete, ſtand das kleine Haus des Meiers, und der Ritter hatte kaum den Waldrand hinter ſich gelaſſen, ſo ſah er ſchon den Alten mit Weib und Kind vor das Thor mit ehrerbietigem Gruße heraustreten. Das freute den armen Heinrich, und als er näher kam und meinte, daß die Alten und ſogar die Kinder freundlich thäten, als hätten ſie ſeit lange ſchon den Gaſt erwartet, da wurde er faſt ganz froh, denn ſeither mußte er meiſt Menſchen ſehen, die ihm ungerne den Gruß boten oder auch das Antlitz ganz von ihm wendeten.

Nun brauchte es Herrn Heinrich nicht zu reuen, was er früher dem Meier gethan hatte, denn der vergalt ihm alles mit Treue und Willigkeit. Was für Arbeit und Noth durch des kranken Ritters Pflege ihm ſelbſt zu leiden geſchah, die trug er gerne, wenn er nur damit ſeinem Herrn Gemach ſchaffen mochte. Mehr aber als Alle um ihn ſorgten, that eines von den

Kindern, des Meiers Tochter; die wich nicht von seiner Seite, wenn er ausgieng, und wenn er ruhen wollte, so saß sie zu seinen Füßen nieder und diente ihm, wenn er etwas begehrte, und erzählte ihm, was sie wußte, und dazwischen spielte sie, wie Kinder thun. Er suchte wol auch um des Kindes Gunst zu werben und schenkte ihr, was er feil fand und auch für sie taugte, Haarband und Gürtel, Fingerring und Spiegel und was er sonst noch finden mochte. Darüber freute sie sich sehr nach Kinder Art; doch daß sie ihn pflegte und ihm diente, das that sie, weil sie fromm war, um Gottes willen. Dazu war sie in aller ihrer Dürftigkeit so reich an Zierde und so wonniglich, daß sie wol Fräulein an Königs Hof hätte sein mögen.

Drei Jahre wohnte nun der arme Heinrich bei dem Meier, aber seine Krankheit wurde nicht besser, sondern eher viel schlimmer als vorher. Und der Meier und sein Weib dachten, der von Gott gequälte Mann müsse sterben, und das betrübte sie sehr und wußten auch nicht, was für

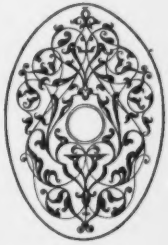
einen Herrn sie nach diesem wieder gewinnen würden. Und so saßen sie eines Tages bei ihm, die Eltern und ihre eine Tochter (davon ich eben sagte und die der kranke Ritter oft im Scherze sein Gemahl hieß), die saßen nun an seiner Bettstatt, und der Meier entschloß sich zu fragen, was er nie zuvor that:

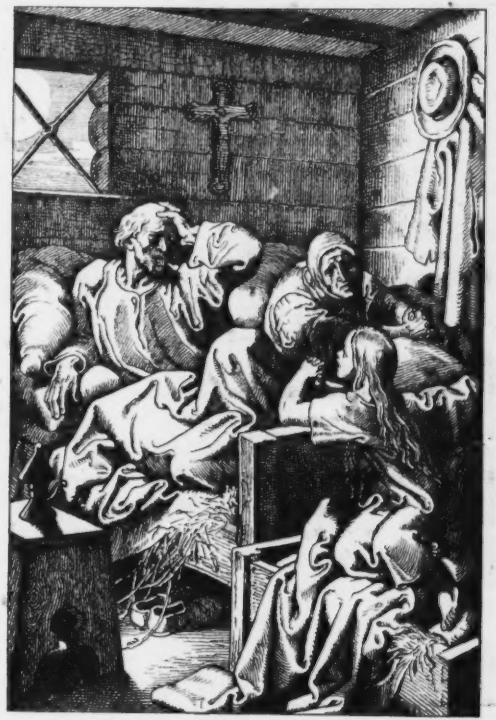
„Lieber Herr, wenn es mit Euern Hulden sein möchte, so fragte ich Euch wol gerne, wie es kommt, daß Ihr zu Salerne keinen Arzt fandet, durch dessen List Ihr von Eurer Sucht genesen mochtet?"

Der arme Heinrich holte einen großen Seufzer tief herauf von seinem kummervollen Herzen und antwortete ihm diese Rede, die er vor Thränen kaum vollenden mochte:

„Um Gottes willen hab' ich meine Schmach wol verdient, denn du weißt selbst, wie ehedem mein Thor weltlicher Wonne offen stand und ich dessen wenig achtete, der mir doch alle solche Freude gab. Darum hat der hohe Pförtner nun der Freuden Thüre vor mir beschlossen und solche

Siechheit auf mich gelegt, daß mich die Schlechten schmähen und die Guten meinen, sie dürften sich von mir wenden. Nur du hast Treue an mir gethan und mich Kranken bei dir wohnen lassen; dafür wartet auf dich und dein Weib und Kinder als Lohn das ewige Leben, und mögt auch wol meinen Tod ertragen und bald vergessen, denn was ist mir mein Leben werth und was kann es euch nütze sein! Was du aber mich gefragt hast, das will ich dir gerne sagen. Ich kann nicht zu Salerne und nirgend in der Welt einen Arzt finden, der mich zu heilen versteht. Wovon allein ich genesen möchte, das ist eine Sache, die niemand in der Welt gewinnen kann. Es müßte einer freien Magd Herzblut sein, das sie aus eigenem Willen gäbe. Nun mag das nicht sein, und darum muß ich meine Noth tragen bis an mein Ende. Das müsse Gott bald mir geben!"





Drittes Kapitel.

Wie der arme Heinrich sein Gemahl fand.

Es hatte aber des Meiers Tochter diese Rede gehört, die zu den Füßen des Lagers gesessen war, und vergaß sie von nun an nicht mehr. Und als man Nachts schlafen gieng und sie doch nicht schlafen mochte und manchen schweren Seufzer von ihrem Herzen holte, da wurde ihre Trauer um den armen Ritter also groß, daß ihre Eltern von dem Weinen erwachten. Zuerst wollte sie nicht sagen, was ihre Klage bedeute. Darnach aber begehrten es ihre Eltern von ihr und drohten ihr, so daß sie endlich sprach: „Wollet mit mir klagen um unseren Herrn, denn wenn wir den verlieren, mögen wir keinen gewinnen, der so gut ist wie er.“

„Kind," ſagte der Vater, „laß dein Weinen und deine Klage. Wenn ihn Gott uns nehmen will, ſo mögen wir nicht helfen."

Doch die Trauer blieb bei ihr bis an den Morgen, und auch den ganzen anderen Tag wurde ſie nicht mehr froh. Und als man wieder ſchlafen gieng und ſie auf ihre Bettſtatt ſich gelegt hatte, da begann ſie wieder zu weinen und faßte den Gedanken, daß ſie ihr Leben für ihren Herrn geben wollte, wenn ſie den anderen Morgen erlebte. Dadurch ward ſie froh und leichten Muthes. Nur eines that ihr wehe: wenn ſie es ihrem Herrn ſagte, daß er es wol nicht annehmen wollte, und Vater und Mutter es nicht leiden würden. Darob verfiel ſie aufs neue in großes Ungemach und weinte laut.

Alſo erwachten wieder Vater und Mutter und richteten ſich in ihren Betten auf zu ihr und ſprachen: „Kind, warum läſſeſt du uns nicht ſchlafen und willſt mit deiner Klage zu keinem Ende kommen, da doch niemand helfen mag!"

So wähnten ſie die Tochter zu beſänftigen, doch die antwortete ihnen: „Ich weiß wol, was

mein Herr gesagt hat, das ihm helfen möchte, ich will nun seine Arzenei sein und für ihn sterben."

Von dieser Rede wurden beide traurig und baten sie von dem Gedanken zu lassen, der nicht für sie taugte. „Tochter," sprachen sie, „du bist ein Kind und kennst nicht des Todes Bitterkeit. Und wenn es soweit käme, daß kein Rath mehr ist, du müßtest denn sterben, — so wolltest du doch viel lieber noch leben als je. So laß denn die thörichte Rede."

„Wol weiß ich, Vater," sagte sie aber da, „daß der Tod bitter ist und strenge. Aber was frommt mir ein Leben mit Mühe und großer Arbeit, darnach ich doch zuletzt den Tod erleiden muß. Nun gebe ich lieber den Leib um ein ewiges Leben, wenn ich für Euch den Herrn erretten kann. Wollet mir das nicht wehren, denn es muß sein."

Als die Mutter sah, wie es der Tochter Ernst wäre, weinte sie und bat, daß sie sich ihrer Eltern erbarmen sollte. „Gedenke an Gottes Gebot, das Vater und Mutter zu ehren gebietet und langes Leben auf der Erde dafür verheißt. Nun sagst du, du willst um unsertwillen den Tod leiden und

unſeren Herrn erretten. Aber was wäre uns das Leben nütze und alle unſer Gut, wenn wir an deinem Grabe ſtehen müſſen, die du doch unſerem Alter ein Stab ſein ſollſt!"

„Mutter," ſprach da das Kind, „wol denke ich deſſen, daß ich alles von Euch empfangen habe und nächſt Gott zu Euerem Gebote ſtehen ſoll. So laßt mich denn Seele und Leib Gott geben, denn dieſer Welt Leben bedeutet nur der Seele Verluſt, und ſaget Gott Dank, daß er in meinen jungen Tagen mir den Sinn gegeben, dieſes Leben nicht zu achten. Merket wol, daß Ihr nicht lange an mir Freude haben mögt, ob ich auch leben bliebe. Denn wenn noch zwei Jahre vergehen oder drei und Ihr mich einem Manne geben wollet, ſo iſt mein Herr wol lange tot und Ihr in große Armuth gekommen, davon Ihr keines Gutes zur Mitgabe entrathen möget, es ſei denn, daß ich ſo dürftig leben ſoll, daß mir Sterben beſſer wäre. Aber von ſolcher Noth will ich ſchweigen. Lebt mein Herr auch noch ſo lange, bis ein reicher Mann mein begehrt und Ihr dem mich gebet, dann

ist Euer Wunsch geschehen und Ihr wähnet wol, auch der meine. Aber die Freude steht mir nach einem anderen Herrn. Dem wollet mich geben, dann habe ich nicht Mühe noch Noth, nicht Sorge noch Arbeit. Ihr habt ja Kinder mehr als mich, deren könnt Ihr Euch getrösten. Und meinen Tod sollt Ihr nicht wissen und nicht an meinem Grabe stehen, denn das wird weit von hier sein zu Salerne, dahin ich mit unserem Herrn fahren muß."

Und da sie noch weiter mit solcher Rede sprach, so sahen die Eltern bald, daß sie nicht widerreden möchten, und saßen an ihrem Bette nieder und dachten, solcher Wille sei ihr von Gott gekommen, dagegen menschlicher Rath unmächtig wäre. Und so sprachen sie beide, sie wollten ihr den Willen gönnen. Deß freute sich das Kind, und weil es inmitten schon tagte und die Nacht vorüber war, gieng sie eilend zu ihrem Herrn, daß sie dem es verkündete.

Viertes Kapitel.

Ausfahrt nach Salerne.

Der arme Heinrich, der erſt vom Schlafe erwacht war, wollte nicht glauben, was ſein Gemahl ihm ſagte, denn er ſelbſt hatte noch mit keinem Gedanken daran gedacht. Dann aber, als die Jungfrau aufs neue bat, er ſollte deß ſicher ſein, daß ſie für ihn in den Tod gienge, füllten ſeine Augen ſich mit Thränen und er dankte ihr für ihren Willen, ohne daß er gleich Worte finden mochte zum Sprechen. Darauf aber ermahnte er ſie, daß ſie noch einmal ſich berathen ſollte und des Todes Schwere bedenken. „Gott ſoll dir deine Treue vergelten," ſprach er, „aber was du geſagt haſt, das mag nicht um mich geſchehen. Du thuſt, wie die Kinder thun, denen in ihren Gedanken ihr Sinn

ſteht nach allem, es ſei übel oder gut; wollte es aber hernach jemand von ihnen im Ernſte fordern, ſo würde es ſie viel ſehr gereuen."

Und weiter fuhr er fort: „Wie ſollte ich ſolches Leid über deinen Vater und Mutter kommen laſſen, die mir ja Gutes thaten! Nein, traut Gemahl", ſprach er lachend (ſo froh machte ihn der Gedanke an ihre Treue und meinte doch nicht, daß es noch im Ernſte geſchehen könnte), „wolle nicht ferner daran denken."

Da ſich nun ſo ſein Weinen in Lachen und Freude verkehrte, kamen die Eltern beide und ſagten ihm, es wäre heute der dritte Tag, daß ihre Tochter mit Bitten an ihnen läge, ſie ſollten ihr das gönnen, daß ſie den Tod erlitte, — und ſo wollten ſie ſelbſt ihm mit dem Liebſten, das ſie hätten, gerne alles Gute vergelten, das er ehe an ihnen thäte.

Und nun hob wieder unter ihnen viel Weinen an. Denn Vater und Mutter dachten an ihres Kindes Tod, und der arme Heinrich freute ſich wohl über ihre Treue, wollte aber doch die Sache

nicht geschehen lassen. Und daß der Ritter nicht darein willigte, darob wurde die Jungfrau unfroh und hatte keinen Trost.

Zuletzt bedachte sich der arme Heinrich und begann ihnen allen für ihre Treue Dank zu sagen. Sein Gemahl aber freute sich, daß sie ihm nach Salerne folgen sollte. Es wurde alles gerüstet für die Reise, Pferde und Saumthiere, Sattelzeug und reiche Kleider und was sonst dazu taugen mochte. Und als das bald bereit war und der Ritter und sein Gemahl die schönen Thiere bestiegen und die Ausfahrt geschah, da hob sich großes Weinen und Klagen, und die Eltern folgten noch eine Strecke Weges mit dem Troß ihrem Kind, denn nun sollten sie es ja nimmer wieder sehen. Nur eines machte ihre Noth sanfter: daß ja ohne ihren Rath durch Gottes Willen der Gedanke der Jungfrau gekommen war, sonst hätte ihnen ihr Herz wol brechen mögen.

So fuhren der Ritter und die Magd nach Salerne. Und als er den Arzt wiederfand, zu dem er vor vielen Jahren ausgezogen war, und ihm

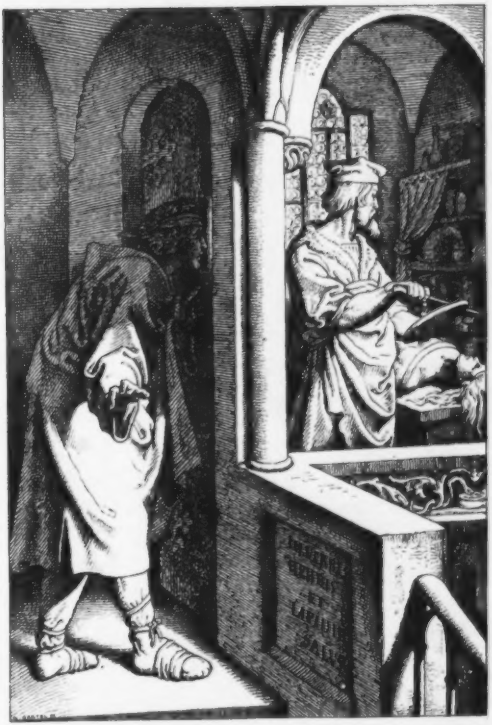
ſagte, daß er nun mit ſeiner Magd käme, und ihn ſie ſehen ließ, da däuchte es dem unglaublich und meinte, ſie ſei von Anderen mit Bitten und Drohen auf dieſe Rede gebracht. Sie aber antwortete, daß ſie das aus ihrem eigenen Willen thäte.

Den Arzt nahm das Wunder und wollte ſie ermahnen, daß ſie ſich erſt bedenken ſollte, ehe ſie ſo jämmerlichen Tod erlitte. „Denn," ſo ſprach er darnach, „es geſchah nie Kinde ſo weh, als dir von mir geſchehen muß, daran ich ſelbſt mit Angſt denke. Und gereuet es dich nur Haares breit, daß es nicht dein eigener Wille wäre, ſo habe ich meine Arbeit umſonſt gethan und du haſt doch dein Leben verloren."

Da lachte die Jungfrau faſt laut und antwortete: „Gott lohne Euch, lieber Herr, daß Ihr mir ſo die Wahrheit ſaget. Mir iſt nun auch fürwahr ein Zweifel gekommen, ob es recht geſchehen mag, und ich will Euch meinen Zweifel ſagen. Ich fürchte, daß um Eurer Zagheit willen die Arbeit unterbleiben ſoll, denn was Ihr redet,

ziemt eher einem Weibe, und Ihr gehört wol zu eines Hasen Sippe. Ich bin bloß ein Weib und habe doch die Kraft. Wollt Ihr nicht zaghäft sein, so will ichs wol leiden. Denn wenn Ihr meinen Herrn erretten möget und mir das ewige Leben geben, so wäre ich wol einem Thoren gleich, wollte ich so kleine Noth für so großen Lohn nicht gerne dulden."

Aus solchen Worten ersah der Arzt, daß sie unwandelbar wäre, und verließ sie und gieng dem Ritter nach, welcher während jener Rede fortgegangen war, um seine Trauer zu verbergen. Er fand ihn draußen weinend, und als er ihm sagte: „Habet fröhlichen Muth, ich will Euch bald heilen von Eurer Sucht" — da hörte ihn der arme Heinrich kaum und kam erst wieder vollends zu sich, als der Andere schon lange wieder zurückgekehrt war in das Gemach, darinnen indeß die Magd allein gesessen.



Fünftes Kapitel.

Was zu Salerne weiter geſchah.

Wie nun der arme Heinrich ſich deſſen beſann, das der Arzt zu ihm geſagt hatte, ſchritt er zum Hauſe hinein, ſtieg die Treppe hinan und wollte in das Gemach eintreten, das er ehe verlaſſen hatte. Aber die Thüre gab nicht nach, und er merkte bald, daß innen ein Riegel davor lag. Nun ſah er durch einen Spalt, ob jemand in dem Gemach wäre, und da fielen ſeine Augen zuerſt auf den Hausrath und Gefäße, die auf einem Geſtelle gereihet ſtanden; dann ſah er auch beſonder in einer Ecke das grauſige Menſchenbein aufgerichtet, und zuletzt durch einen kleinen Riß des Thürpfoſten einen Mann ſich bewegen, das war der Arzt, der nun ein Meſſer nahm und

daſſelbe auf einem Wetzſtein langſam hin und wieder wetzte.

„Jetzt will er nach ihrem Herzen ſchneiden,“ dachte der Ritter und ſprach bei ſich: „Wie darf ich ohne Gottes Willen des Kindes Tod fordern und will nicht vielmehr meine Schmach vor Gott willigliche tragen, ohne den ich doch nicht mag errettet werden.“

Und noch immer kreiſchte das Meſſer auf dem Stein.

Da ſchlug der Ritter mit aller ſeiner Gewalt gegen die Thüre: „Herr, öffnet mir, ich muß zu Euch herein,“ und kaum ſchob der den Riegel zurück, ſo eilte der Ritter auf den Tiſch zu, darauf die Jungfrau gebunden lag, und zerſchnitt die Bande und rief: „Ich mag des Kindes Tod nicht ſehen, Gottes Wille ſoll ſich an mir erfüllen, Euch will ich mein Silber geben, das bedungen iſt, und ſollt Ihr ſie leben laſſen!“

Da die Jungfrau ſah, daß ſie nicht ſterben ſollte, vergaß ſie alle ihre Zucht und Sitte und raufte ihr ſchönes Haar mit einer alſo jämmerlichen

Gebärde, daß wer die gesehen hätte, das Weinen nimmer möchte lassen wollen. Sie schrie mit lauter Stimme, daß sie nun die Himmelskrone verlieren sollte und ihr Herr nicht möchte genesen, und bat viel sehr, man sollte sie doch sterben lassen. Und als ihr solcher Jammer beider Männer Mund verschloß, da wandte sie sich mit Schelten gegen ihren Herrn, daß der aus Zagheit es nicht sehen möchte, das sie doch gerne leiden wollte.

Aber so viel sie auch bitten mochte und schelten und Verwünschungen aussprechen, das alles empfieng der arme Heinrich, als ein guter Ritter soll, fromm und tugendlich. Er nahm sein Gemahl an sich, zahlte dem Meister, was gedungen war, und machte sich auf die Heimfahrt.

VIOLA

Sechſtes Kapitel.

Heimfahrt und Beſchluß.

Obgleich der arme Heinrich einſah, daß nur läſterlicher Spott ſein zu Hauſe wartete, dahin er doch ungeneſen zurückkommen ſollte, ſo eilte er dennoch zurück und gab das Andere Gott anheim. Die Jungfrau hatte mit Klagen und Weinen ſich wol faſt bis an den Tod gehärmt.

Da erkannte ihr beider Treue der hohe Meiſter, vor deſſen Auge keines Herzen Thor beſchloſſen iſt, und wie er einſt an Hiob ſich erwieſen hatte, ſo that er auch jetzt und machte den kranken Ritter völliglich geſund. Und der arme Heinrich beſſerte ſich durch Gottes Pflege und ward wieder ſtark und ſchön und jung, als wäre er zwanzig Jahr.

Darnach ſandte er Boten vor ſich her, die meldeten, was Gott an ihm gethan, Allen welche ſeiner Freude mit ihm froh werden wollten. Auf drei Tagereiſen ritten ſeine Freunde ihm entgegen und wollten nicht glauben, was ſie hörten, bis ſie mit ihren Augen es ſahen. Und zuletzt kam auch der Meier und ſein Weib, und als die ihr Kind lebend erblickten und ihren Herrn geſund, da wußten ſie vor Freude ſich nicht zu faſſen.

Und nachdem der Herr Heinrich daheim empfangen war, was darnach ihm geſchah, was ſoll ich weiter davon melden? Er ward reicher an Gut und Ehre als vordem, und dem Meier und ſeinem Weib ſchenkte er Hof und Haus, darinnen er ſiech gelegen war, zum Eigenthum.

Nun riethen ihm Viele, daß er ſich ein ehelich Gemahl nähme, und er entbot Magd und Mann, um mit ihnen Rathes zu pflegen. Als alle verſammelt waren und einer ſo, der andere anders redete und rathen wollte, umfieng er ſein Brautgemahl und ſprach alſo: „Ihr wißt, daß ich von dieſer guten Magd Willen geſund worden bin.

Sie iſt von freier Geburt wie ich, und mir räth mein Sinn, daß ich ſie zum Weibe nehme. Sofern mir das nicht geziemt, ſo will ich ehe ohne Weib ſterben. Nun wollet mir kund geben, daß mein Rath Euch gefalle."

Und als ſie alle, Arm und Reich, ſeinen Rath lobten, ſo rüſtete er gleich die Hochzeit, und der Prieſter gab ſie ihm zum Weibe. Darnach aber lebten der Ritter und ſein Gemahl ein langes Leben bis ans Himmelreich. Solcher Lohn, den ſie da nahmen, müſſe uns allen werden. Deß helfe uns Gott! Amen. —

CARSTENS' Werke. In ausgewählten Umrissstichen von W. MÜLLER u. A. *Zwei Bände.* Band I. 43 Kupfertafeln. Band II. 33 Kupfertafeln und 3 Lithographien. Herausgegeben und mit erläuterndem Text versehen von HERMAN RIEGEL. Quer-Folio. In farbigen Umschlag elegant gebunden. Preis: Band I. 20 Mark. Band II. 24 Mark.

CORNELIUS' Loggien-Bilder in der königlichen Pinakothek zu München. In Kupfer gestochen von H. MERZ. Mit erläuterndem Text von Dr. ERNST FÖRSTER. Quer-Folio. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 30 Mark.

Führich, Joseph Ritter von. Thomas von Kempen. Vier Bücher von der Nachfolge Christi. (Görres' Uebersetzung.) Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen. Gross-Quart. Elegant broschirt. 20 Mark. Prachtband mit Goldschnitt: In Leinwand 26 Mark. In Leder 34 Mark.

Führich, Joseph Ritter von. Der Psalter. (Allioli's Uebersetzung.) Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen. Gross-Quart. Elegant broschirt. Preis 24 Mark. Prachtband mit Goldschnitt: In Leinwand 30 Mark. In Leder 45 Mark.

FUEHRICH, JOSEPH RITTER VON. Das Buch Ruth. Sieben Zeichnungen. In Kupfer gestochen von H. MERZ. Quer-Folio. In eleganten Umschlag. Ausgabe auf Velinpapier: Preis 45 Mark. Ausgabe auf chinesischem Papier: Preis 60 Mark.

Führich, Joseph Ritter von. „Er ist auferstanden!" Fünfzehn Holzschnitte nach Original-Zeichnungen. In farbigen Umschlag elegant gebunden. Preis 12 Mark.

Führich, Joseph Ritter von. Der Bethlehemitische Weg. 12 Holzschnitte nach Original-Compositionen. In farbigen Umschlag elegant gebunden. Preis 10 Mark.

GENELLI, BUONAVENTURA. Aus dem Leben eines Künstlers. 24 Compositionen in Kupfer gestochen von J. BURGER, K. v. GONZENBACH, H. MERZ UND H. SCHÜTZ. Grösstes Quer-Folio-Format. In eleganter Mappe. Preis 72 Mark.

GENELLI, BUONAVENTURA. Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie. Neue Ausgabe mit erläuterndem Text versehen in deutscher, italienischer und französischer Sprache. Herausgegeben von Dr. MAX JORDAN. 36 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 15 Mark.

GENELLI, BUONAVENTURA. Satura. 34 Compositionen. In Kupfer gestochen von H. MERZ, H. SCHÜTZ UND A. SPIESS. Mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. MAX JORDAN. Quer-Folio. In farbigen Umschlag eleg. geb. Preis 18 Mark.

Die biblische Geschichte nach den Worten der Schrift. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von J. Schnorr von Carolsfeld, A. Dietzsche, G. A. Elster, Theodor Grosse, Joseph Ritter von Führich, Gustav Jaeger, L. Nieper und Ludovico Seitz. In farbigen Umschlag cartonnirt 10 Mark. In Leinwand gebunden 12 Mark. Fein gebunden mit Goldschnitt 14 Mark.

Die Gleichnisse des Herrn nach den Worten der Schrift. Sechzehn Compositionen von J. SCHNORR VON CAROLSFELD, JOSEPH RITTER VON FÜHRICH, TH. GROSSE, GUST. JÄGER, L. NIEPER, OSC. PLETSCH, LUDOVICO SEITZ UND H. WISLICENUS. Kl. Fol. In farbigen Umschlag elegant cartonnirt. Preis 16 Mark. In Leinwand gebunden mit Goldschnitt 21 Mark.

GREGOROVIUS, F. Die Insel Capri. Mit 18 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von K. LINDEMANN-FROMMEL. Imperial-Quart. Eleg. cart. Preis 12 M. Leinenband mit Goldschnitt 18 M.

HOFFWEILER, G. F. v. Sicilien in Wort und Bild. Mit 36 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von A. METZENER. Gross-Quart. Preis 16 M. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 21 M.

MICHELANGELO'S SÄMMTLICHE GEDICHTE *in Guasti's Text mit deutscher Uebersetzung von* SOPHIE HASENCLEVER. *Eingeführt durch* DR. MAX JORDAN. *Gr. 8.° Auf holländischem Papier gedruckt, mit Zierleisten nach* VIRGIL SOLIS, PETER FLÖTNER U. A. *In Pergament-Imitation eleg. brosch. Preis 20 Mark. Prachtband mit reicher Goldpressung, nach einem venet. Einbande aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. In Leinwand 32 Mark. In Leder 36 Mark.*

PRELLER, FRIEDRICH. Homer's Odyssee. Vossische Uebersetzung. Mit Vierzig Original-Compositionen. In Holzschnitt ausgeführt von R. BRENDʼAMOUR und K. OERTEL. *Dritte Auflage.* In farbigen Umschlag elegant cart. Preis 30 Mark. In Prachtleinwandband mit Goldschnitt 36 Mark. In Prachtlederband mit Goldschnitt 56 Mark.

PRELLER, FRIEDRICH. Figuren-Fries zur Odyssee. Sechzehn Compositionen in vierundzwanzig farbigen Steindruck-Tafeln. Mit erläuterndem Text aus der Odyssee. (Vossische Uebersetzung.) Herausgegeben von Dr. MAX JORDAN. Quer-Folio. Kupferdruck-Papier. In farbigen Umschlag, nach einer Zeichnung von Prof. TH. GROSSE, eleg. cartonnirt. Preis 24 Mark.

RICHTER, L. Landschaften. 12 Originalradirungen. Mit Text von Dr. H. LUECKE. Imp. fol. In farbigen Umschlag eleg. geb. Preis 16 Mark.

Richter, L. Aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst in Holzschnitten. Herausgegeben von Georg Scherer. 4. Eleg. cart. 3 M.

Richter, L. Deutsche Art und Sitte. In Holzschnitten. Herausgegeben von Georg Scherer. 4. Eleg. cart. Preis 3 Mark.

Richter, L. Aus dem Volksleben. Ernst und Scherz in Holzschnitten. Herausgegeben von Georg Scherer. 4. Eleg. cart. 3 Mark.

(Scherer, Georg.) **Die schönsten deutschen Volkslieder.** Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Mit einer Radirung und Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von F. Grünenwald, A. Müller, C. Priory, A. von Ramberg, Ludwig Richter, M. von Schwind, A. Strähuber u. P. Thumann. Prachtausgabe. In eleg. Leinenband mit Goldschnitt. Preis 14 Mark.

SCHWIND, MORITZ VON. Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester. Holzschnitt-Ausgabe. Mit Text von GUSTAV FLOERKE. Quer-Folio. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 16 Mark.

SCHWIND, MORITZ VON. Aschenbrödel. Bilder-Cyclus. Holzschnitt-Ausgabe. Mit erläuterndem Text von Dr. H. LUECKE. Folio. In farbigen Umschlag eleg. cartonnirt. Preis 16 Mark.

Schwind, Moritz von. Die Wandgemälde des Landgrafensaales auf der Wartburg. In Holzschnitt. Text von B. v. Arnswald, Commandant auf Wartburg. Zweite Auflage. Quer-Quart. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 8 Mark.

SCHULZE, FRITZ. Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna. In Holzschnitt ausgeführt von Prof. BÜRKNER. Text von GUSTAV FLOERKE. Gr. 4. Eleg. cart. Preis 6 Mark.

(THORWALDSEN, B.) Der Einzug Alexander des Grossen in Babylon. Marmorfries von B. THORWALDSEN. Nach Zeichnungen von F. OVERBECK gest. von S. AMSLER. Neue Ausgabe mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. H. LUECKE. 22 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 20 Mark.

Bayerische Staatsbibliothek München

Katholische Studien.

Herausgegeben

von

J. B. Stamminger.

V. Band.

Würzburg, 1879/80.

Leo Woerl'sche Buch- und kirchliche Kunstverlagshandlung.

Agentur in Wien I. Spiegelgasse 12.

Wst 65/405

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz) in Würzburg.

Inhalt.

Heft		Seite
I—III:	**K. Brischar**, P. Adam Contzen S. J., ein Irenifer und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts	1
IV—VI:	**J. Dettmer**, Der Sachsenführer Widukind in Geschichte und Sage	178
VII—VIII:	**J. Nenninger**, Die Grundlage christlicher Politik . . .	339
IX—X:	**A. Bellesheim**, Giuseppe Cardinal Mezzofanti	437
XI:	**J. Ritter v. Führich**, Die Kunst und ihre Formen . .	555
XII:	**H. Reiter**, Ida Gräfin Hahn-Hahn	651

P. Adam Contzen S. J.

ein Ireniker und National-Oekonom des 17. Jahrhunderts.

Eine culturhiſtoriſche Studie

von

Karl Briſchar S. J.

„Ducentae sunt errantium factiones, quarum unaquaeque centum nonaginta novem, et cum illis veterem Ecclesiam, priscos patres, servos tuos in domo tua olim fideles, nunc gloriosos condemnat.

Es gibt 200 Parteien von Irrenden; von dieſen verdammt eine jede 199 und mit dieſen deine alte Kirche, die Väter des Alterthums und die in deinem Hauſe einſt getreuen, nunmehr aber verklärten Diener.“ (P. Contzen, Jubilum jubilorum p. 495)

„A summo igitur numine praeter appetitiones propriae saluti necessarias, indita est animo cujusque boni communis et societatis humanae conservandae voluntas, quae in optimis quibuscunque adeo firma est, ut obedientiam vita potiorem arbitrentur.

Vom höchſten Weſen wurde daher, außer den zur eigenen Wohlfahrt nothwendigen Trieben, der Seele eines Jeden das Verlangen nach dem öffentlichen Wohl und nach Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft eingeflößt, und dasſelbe erweist ſich in allen Biedermännern ſo ſtark, daß ſie den Gehorſam höher anſchlagen, als das Leben.“ (Derſ. Politicor. epist. dedicat. ad Ferdin. II. Imperat. p. 2.)

Würzburg 1879.

Leo Woerl'ſche Buch- und kirchl. Kunſtverlagshandlung.

Agentur von Leo Woerl in Wien.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz) in Würzburg.

Einleitung.

P. Adam Contzen aus der Gesellschaft Jesu entfaltete im ersten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts eine überaus segensreiche Wirksamkeit als Lehrer der Theologie, wie als fürstlicher Gewissensrath, als katholischer Irenike, wie als christlicher Politiker und Nationalökonom. Eine wissenschaftliche Thätigkeit auf diesem Doppelgebiete empfiehlt sich zu jeder Zeit schon von selbst. Bilden ja die Religion und die Nationalökonomie, mögen wir nun letztere im engeren oder im weiteren Sinne nehmen, die zwei Angelpunkte, um welche sich das gesammte öffentliche Leben einer Nation bewegt. Ist der Religion mehr die rein geistige und übernatürliche Seite des Menschen zugewiesen und regelt sie die menschlichen Verhältnisse in ihrer Beziehung zu Gott und zum ewigen Heile der Seelen, so befaßt sich die Nationalökonomie und, im Anschluß an sie, die Politik oder Staatskunde im weiteren Sinne des Wortes mit den mehr greifbaren, irdischen Interessen des menschlichen Daseins. So lange es also mit Vernunft begabte Wesen gibt, die gleich uns Adamskindern aus Leib und Seele zusammengesetzt sind, eben so lange kann auch die religiöse und die nationalökonomische Frage nicht von der Tagesordnung entfernt werden. Stets wird sich die Menschheit in hervorragendster Weise mit dieser Doppelfrage, die wieder eine zahllose Menge von Detailfragen in sich schließt, beschäftigen müssen. Jeder neue Versuch, der geeignet ist, einiges Licht über diese Gebiete zu verbreiten oder beziehungsweise das durch Bemühung Anderer bereits angesammelte oder ausgestrahlte Licht für das größere Publikum nutzbar zu machen, wird als angemessen und zeitgemäß zu betrachten sein. Und zwar gilt das, wie uns vorkommen will, nicht bloß von

den literarischen Leistungen unserer Zeitgenossen, sondern in gleichem Maße auch von jenen unserer Vorfahren. Je wichtiger nämlich ein Gegenstand ist und je mehr derselbe dazu angethan ist, auf die Geschicke der Menschheit einen weitgreifenden Einfluß auszuüben, desto lebhafter wird ein denkender Beobachter der Gegenwart wünschen, sich denselben auch in den Stadien seiner früheren Entwicklung in naturgetreuer Gestalt vor Augen zu führen. Mancher praktische Fingerzeig und manche heilsame Anregung wird die damit verbundene Mühe lohnen. Aus diesem Grunde glauben wir der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß die ausgedehnte literarische Thätigkeit, welche P. Contzen auf jenem für das öffentliche, wie für das private Leben maßgebenden Doppelgebiete entfaltete, für den Leserkreis der katholischen Studien nicht wenig des Nützlichen und selbst des Angenehmen bieten werde. — Nebenbei ist hier zu bemerken, daß ein anderer P. Adam Contzen, nicht bloß ein Namens-, sondern auch ein Ordensgenosse des Irenikers und Nationalökonomen, ein gutes Jahrhundert später lebte. Derselbe wirkte zu Köln als Professor der Philosophie und ist der Verfasser eines bekannten und geschätzten Lehrbuches der Philosophie.

In dem doppelten Kampfe, welcher im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts besonders in Deutschland wogte, einerseits in dem Ringen zwischen der katholischen Kirche und den verschiedenen protestantischen Secten, und andererseits in dem täglich wachsenden Eindringen von neuen staatsrechtlichen und social-politischen Ideen stand P. Contzen so recht mitten auf der geistigen Wahlstätte. In ersterer Beziehung griff er in die gährende Entwicklung ein als unermüdlicher Irenike r. In dieser Eigenschaft suchte er vor Allem dem Protestantismus in seinem Ursprung, in seinem dogmatischen Inhalt und in seiner historischen Entwicklung den Nimbus des wahren Religionseifers abzustreifen. Sodann tritt er mit aller Kraft dem Bestreben entgegen, durch faule Compromisse die verschiedenen christlichen Religionsgesellschaften mit einander zu verquicken. Und zwar bekämpft er nicht blos die falschen Unionsversuche mit der katholischen Kirche, sondern er deckt auch mit zwingender Logik das Thörichte, Lächerliche und Gefahrvolle einer Verschmelzung zwischen den verschiedenen protestantischen Denominationen auf. Diese Seite von Contzen's Thätigkeit findet in der Gegenwart ihren Pendant in den zahlreichen und mit aller Anstrengung in's Werk gesetzten Versuchen, die christlichen Religionssysteme zu einer markfosen Nationalkirche zu ver-

einigen. Das Unmögliche dieses Unternehmens dürfte kaum schlagender nachgewiesen werden können, als es in seinem Werke über den Frieden Deutschlands und in kürzerem Maßstabe im 9. Buche seiner Politik geschieht. Da im Principe auch heute noch dieselben Factoren zur Anwendung kommen, so dürfte der Hinweis auf den Gedankengang und die Beweisführung in Contzen's Werke wohl von einigem Nutzen und Interesse sein.

In politischer Hinsicht führte zu Anfang des 17. Jahrhunderts sowohl der Protestantismus mit seinen politischen Consequenzen, als auch das übel verstandene Nationalitätsprincip im Bunde mit geheimen politischen Verschwörungskörpern einen gewaltigen Kampf gegen die legitimen Herrscher. Es drohte nicht blos dem äußeren Besitzstande Gefahr, sondern auch die Regierungsgrundsätze im Allgemeinen wurden einem Umwandlungsprocesse, beziehungsweise der Vergiftung und Corrumpirung ausgesetzt. Der materialistische oder atheistische Machiavellismus so gut, wie der monarchische Despotismus lutherischer Fürsten, demokratische Bestrebungen der Calvinisten und liberalisirende Richtungen in katholischen Staaten nahmen den Kampf auf mit der alten Staatsverfassung auf katholischer Grundlage. Aber alle diese politischen Schattirungen treten heute, blos etwas modern ausstaffirt, abermals auf den Kampfplatz. Ist ja selbst von hoher Seite die Losung ausgegeben worden: es gelte, im heutigen Kampfe gegen Rom das Werk der Reformation zu krönen. Die katholische Kirche soll vollständig zu einer Staatsmaschine herabgewürdigt werden, um alsdann unter den Streichen der siegreichen Revolution desto sicherer zu erliegen. — Heute tritt dieser destructiven politischen Richtung mit preiswürdigem Heldenmuthe, wenn auch vorläufig ohne vielen sichtbaren äußeren Erfolg, eine wohlorganisirte katholische Partei entgegen. Das Centrum im preußischen Landtage und deutschen Reichstage ist gewissermaßen die Verkörperung dieser ächt conservativen, christlich-politischen Richtung. Wie es an den unabänderlichen Grundsätzen der gesunden Vernunft und der göttlichen Offenbarung festhält, so verschließt es sich keineswegs wohl berechtigten Forderungen der Gegenwart. Manchen Errungenschaften der Neuzeit zollen seine Wortführer ungetheilten Beifall; ja, in mehreren nicht unwichtigen Stücken haben sie in wohl motivirten Anträgen sogar die Initiative ergriffen. Einen ganz ähnlichen Standpunkt nimmt für seine Zeit P. Contzen ein. Auch er versicht unerschrocken die Rechte Gottes,

wie jene der Kirche, die legitime Autorität, wie die berechtigten Interessen des ganzen Volkes und jedes Einzelnen. Dabei behält er auch ein offenes Auge für die wirklichen Mängel der alten Ordnung der Dinge, wie für die wahren Fortschritte und Verbesserungen der neueren Zeit. Alles wird ruhig und bedächtig erwogen und das Zünglein der Wage neigt sich stets nach der Seite, wo das größere Gewicht objectiver Gründe in der Wagschale liegt.

Der doppelten Hauptthätigkeit des P. Contzen entsprechend, fassen wir den Gegenstand von zwei Gesichtspunkten aus in's Auge. Zunächst begegnet uns sein priesterliches Leben und seine apostolische Wirksamkeit im engeren Sinne des Wortes. Wir lernen ihn da kennen als frommen Ordensmann, als gefeierten theologischen Lehrer und Schriftsteller, als einflußreichen Seelenführer, als muthigen und taktvollen Irenike und Controversisten. Sodann möchten wir ihn mehr als katholischen Gelehrten und Politiker kennzeichnen. Wir entnehmen aus diesem Zweige seiner Thätigkeit, wie ein hervorragender katholischer Theologe und Geistesmann sich auf socialem Gebiete das Verhältniß zwischen der natürlichen und der übernatürlichen Ordnung, zwischen dem Staate und der Kirche dachte, welche Ziele auch die consequentesten Verfechter der katholischen Grundsätze zu einer Zeit verfolgten, wo die kaiserliche Macht nach den härtesten Prüfungen wieder einen ungeahnten Aufschwung genommen hatte und dazu in den Händen eines erlauchten Fürsten ruhte, welcher deren ideale Aufgabe auf das Klarste erfaßt hatte und des bestimmtesten Willens war, dieselbe nach Möglichkeit ihrem vollen Umfange nach zu verwirklichen. Contzen's Hauptwerk, die 10 Bücher über die Politik, ist dem römischen Kaiser Ferdinand II. gewidmet und die zweite Auflage, welche wir unserer Darstellung zu Grunde legten, erschien in jenem denkwürdigen Jahre 1629, als die Kaisermacht im Sonnenglanze herrlicher Siege neu erstrahlte. Wenn nun selbst in jenem Zeitpunkte im Ganzen recht gemäßigte politische Anschauungen vorgetragen und in national-ökonomischer Hinsicht freimüthig liberale Rathschläge im besten Sinne des Wortes ertheilt werden, dann sollten fürwahr die üblichen Tiraden über die culturfeindliche Stellung der katholischen Kirche im Allgemeinen oder des katholischen Klerus oder des Jesuitenordens insbesondere verstummen.

Leider war es uns nicht vergönnt, einen bereits durch vorhergehende Arbeiten geebneten Pfad zu betreten. Nirgends fand sich eine zusammenfassende Darstellung über das Leben und Wirken

des P. Contzen. Wir waren darauf angewiesen, sämmtliche Bausteine zu dieser mehr culturhistorischen, als biographischen Studie aus den ersten Quellen und nach den vereinzelten Notizen, die sich da und dort zerstreut fanden, mühsam zusammen zu tragen. Als Hauptquellen dienten selbstverständlich die Schriften des P. Contzen selbst. Wo es galt, den historischen Hintergrund zu zeichnen, auf welchem das Leben desselben sich bewegte, schöpften wir besonders aus der Historia Societatis Jesu von Sacchini, Juvencius und Cordara, sowie aus den Specialgeschichten der niederrheinischen Ordensprovinz von P. Reiffenberg, und der oberdeutschen Provinz von P. Kropf. Die bibliographischen und einzelne biographische Angaben entnahmen wir aus den bekannten Werken von Alegambeu. de Backer. Das Archiv der oberdeutschen Ordensprovinz, Karl Adolf Menzel und manche andere Werke boten ebenfalls einiges Material. Der Güte des Herrn Dr. Moufang, Regens und Bisthumsverweser in Mainz, des Herrn Professor Dr. Hergenröther in Würzburg, des Herrn Rectors Dr. Pauly in Montjoie, des P. Bauer S. J. in Löwen verdanken wir mehrere werthvolle Beiträge, für welche wir unsern herzlichsten Dank aussprechen.

I. Contzen's Bildungsgang und erste Wirksamkeit.

Adam Contzen erblickte im Jahre 1573[1]) zu Montjoie im Jülicherlande das Licht der Welt. Wenn je Ort und Zeit der Geburt für die physische, geistige und moralische Entwicklung eines Menschen von Bedeutung waren, so mußte es dieses Mal der Fall

[1]) In Betreff des Geburtsjahres unseres Adam herrschte bis dahin unter den Geschichtschreibern große Unsicherheit. Nach P. Kropf S. J., in seiner Histor. Prov. S. J. Germaniae super. P. V. Aug. Vindel. 1754. fol. p. 268 starb P. Contzen 1635 im Alter von 62 Jahren; folglich wurde derselbe im Jahre 1573 geboren. De Backer, Bibliotheque des écrivains de la Comp. de Jesu. Liège 1854 I. 209 setzt das Geburtsjahr auf 1575; Ruland, Vitae ac series Profess. SS. Theol. Wirceb. 1833 p. 43 gibt 1577 an; Alegambe, Bibliotheca Script. S. J. Antwerp. 1643 p. 3 und nach ihm Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874 S. 205 sagten bloß, Contzen sei 1635 gestorben über 60 Jahre alt.

sein. Montjoie, diese in neuester Zeit nicht unbedeutend aufblühende und regsame preußische Kreisstadt, liegt am romantischen Ostabhange des hohen Venn. Zwischen diesem und dem rauhen Gebirgszuge der Eifel haben die Quellbäche der Nör ihre tiefen Rinnsale in den Felsengrund eingegraben. Im engen Felsenthale breitete sich im beginnenden Mittelalter das Städtchen aus, beherrscht von der stattlichen Burg der Herren oder Dynasten von Montjoie. Einer glaubwürdigen Annahme zufolge befand sich auf dem Gipfel eines Felsens zur Zeit der Römerherrschaft eine heidnische Opferstätte, mons Jovis, Jupitersberg genannt.[1]) Karl der Große baute an dieser Stelle ein Jagdschloß, welches den bereits eingebürgerten Namen der Opferstätte beibehielt. Die rauhe Natur im Bunde mit dem Pittoresken, welches sich dem Beschauer vielfach darbietet, hat ohne Zweifel das Ihrige beigetragen zur Entwicklung des kernhaften und biedern Volksstammes, welcher diese Gegend bewohnt. Der neueste Geschichtsschreiber Montjoie's sagt mit Recht: Der „Vorsehung hat es beliebt, wie in so vielen Dingen, so schon in der Bodenbeschaffenheit und den klimatischen Verhältnissen unserer Heimath die größten Extreme sich in möglichst angenehmer Weise berühren zu lassen.“[2]) Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch Adam Contzen in seinem späteren Leben uns als ein Mann von festem Charakter und unerschrockenem Freimuthe entgegentritt. Die nunmehr ansehnliche Stadt, die gegenwärtig eine höhere Bürgerschule und eine Anstalt der Ursulinerinnen[3]) besitzt, muß vor 300 Jahren noch von geringer Bedeutung gewesen sein, da Mercator[4]) bei der Beschreibung des Herzogthums Jülich dieses Ortes gar nicht gedenkt.[5]) Im Jahre 1575, also in Adams erster Kindheit, erhielt die

[1]) Beiträge zur Geschichte der Stadt Montjoie und der Montjoier Lande, von Dr. Heinrich Pauly, Rektor der höheren Schule zu Montjoie. Köln. 1862—77. S. 11.

[2]) Ebendaselbst S. 3.

[3]) Auch dieses Kloster wurde in Folge der sogenannten Maigesetze dem Untergange geweiht. Der wackere Stadtmagistrat suchte die segensreiche Lehrthätigkeit der Ordensschwestern der Stadt möglichst lange zu erhalten und beschloß daher am 24. Mai 1877 die königliche Regierung zu bitten, die Auflösung der Anstalt bis zum letzten Termin, den 1. Mai 1879, zu vertagen.

[4]) Atlas minor Gerardi Mercatoris. Deutsch von Peter Uffenbach. Amsterdam 1609. S. 396.

[5]) Ueber die früheren Schicksale von Contzen's Heimath bemerken wir hier nach Dr. Pauly noch Folgendes. Kaiser Lothar I. schenkte um 841 einem

Stadt ihre beiden Jahrmärkte wieder, die ihr zur Strafe waren entzogen worden[1]). In älterer Zeit war Montjoie in das benachbarte Dorf Contzen[2]) eingepfarrt. Ob die Familie unseres Adam mit dieser uralten Ortschaft in näherer Verbindung gestanden, läßt sich nicht mehr ermitteln, da nicht bloß alle literarischen und archivalischen Nachrichten darüber schweigen, sondern auch der Name Contzen in Montjoie bis auf die letzte Zeit verschollen war.

Die Zeitperiode von Adams Geburt war in hohem Grade geeignet, in einem empfänglichen Gemüthe die nachhaltigsten Eindrücke zu hinterlassen. Viele andere Gegenden unseres Vaterlandes hatten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Feuerprobe kirchlicher und politischer Kämpfe bereits überstanden, theils mit glücklichem, theils mit unheilvollem Ausgange. Dem Jülicher Lande nahte die Prüfung besonders im letzten Viertel des genannten Jahrhunderts, und zwar von allen Seiten und auf den verschiedensten Gebieten. Rings um das kleine Ländchen loderten die Flammen religiöser und politischer Zwietracht mächtig auf. Wir erinnern bloß an die Kölner Wirren von 1582[3]), an die religiösen Zwistigkeiten in

---

Vasallen das Gebiet von Montjoie. Dieser baute ein neues Schloß und nannte sich Herr von Montjoie. Ludwig von Montjoie († 1214) begleitete 1196 mit den Grafen von Limburg den englischen König Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzuge. Seine Tochter Jutta brachte Montjoie an ihren Gemahl Walram II. von Limburg († 1226); dessen zweiter Sohn Walram erhielt Falkenburg und Montjoie. Ein Sohn dieses Walram war der glorreiche heil. Engelbert, Erzbischof von Köln (ermordet 1225). Im Jahre 1353 kam Monjoie durch Kauf an das Haus Schönforst und 1439 auf demselben Wege an den Herzog von Jülich.

[1]) Dr. H. Pauly, Beiträge u. s. w. S. 82.

[2]) Demselben geehrten Geschichtschreiber zufolge ist dieser Dorfname urkundenmäßig vom lateinischen Compendium herzuleiten, was Pfarr-Kirchensprengel bedeutet; a. a. O. S. 107. Daß Contzen als Personalname vor 2—300 Jahren am Niederrhein keine allzuseltene Bezeichnung gewesen sei, entnehmen wir z. B. einer Angabe aus dem Werke: „Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln nach ihrer Reihenfolge, von F. E. Freiherrn von Mering und Ludwig Reischert. Köln 1842. S. 201. Die verwaiste Pfarrgemeinde von St. Peter hatte im Jahre 1667 der Patronatsherrin, der Aebtissin von St. Cäcilien, drei geistliche Bewerber vorzuschlagen. Unter den Kirchmeistern der Pfarrei befindet sich ein Herr Contzen.

[3]) Fr. Reiffenberg, Hist. Soc. Jesu ad Rhenum infer. Colon. 1764. Fol. 4. I. p. 209-20; Fr. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß. Ebendaselbst 1840. S. 233 ff.

Aachen [1]), an den furchtbaren niederländischen Aufstand, der besonders seit 1578 ganz in der Nähe tobte [2]). Wie oft mag in diesen schweren Zeiten die Familie Contzen bekümmerten Herzens der Zukunft entgegengeblickt haben! Wie oft mag der kleine Adam erschreckt worden sein durch die Nachrichten über die blutigen Kämpfe, durch die stets neuen Verwicklungen, indem bald französische, bald deutsche, bald englische Heere sich zu den Streitenden gesellten! Und damit noch nicht genug. Gott der Herr suchte damals die entarteten Völker mit allen Geißeln seiner strafenden Gerechtigkeit heim. Die Pest trat von 1576—79 am Niederrhein wiederholt mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf. In der nahen Kaiserstadt Aachen richtete die Seuche derartige Verheerungen an, daß im Sommer 1579 der Magistrat binnen 4 Monaten viermal erneuert werden mußte. [3]) In den Jahren 1586 und 1587 wurden diese Gegenden von einer großen Theuerung heimgesucht, im ersten Jahre veranlaßt durch massenhaftes Auftreten von Heuschreckenschwärmen und im folgenden Jahre durch eine bis in den Juli hinein dauernde Kälte [4]). Bei solchen Drangsalen müssen natürlich die armen Bewohner des hohen Venn die größte Noth gelitten haben. Gewiß für unsern Adam kein geringer Sporn, den nationalökonomischen Fragen in seinem späteren Leben eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wir haben jedoch nicht bloß betrübende Thatsachen zu verzeichnen, die nicht verfehlen konnten, Dornen auf den Lebenspfad des heranwachsenden Jünglings zu streuen. Es fallen auch manche erfreuliche Ereignisse in seine Jugendzeit. Verschiedene Umstände trugen das Ihrige dazu bei, daß seit 1575 in vielen Gegenden des Rheinlandes das tief gesunkene katholische Leben sich zusehends wieder hob. Eine herrliche Gnadenzeit war gerade das Jubiläum des Jahres 1575 [5]). Auch die oben genannten Drangsale rüttelten die lauen Katholiken mächtig auf und spornten sie zu größerer Wachsamkeit an gegenüber der umsichgreifenden Häresie, wie P. Contzen in einer seiner Schriften für sein engeres Vaterland ausdrücklich

[1]) Aacher Chronik, Auctore J. Noppio. 1631. Neu aufgelegt 1774. Fol. S. 151 ff.

[2]) Famianus Strada, De bello belgico. Romae 1653. Decas II. p. 18. 159 ff.

[3]) Aacher Chronik, S. 157.

[4]) Fr. Reiffenberg. Ebdf. p. 243.

[5]) Ebdf. p. 170.

bemerkt.[1]) Ein geistig erfrischender Zug wehte auch unter dem berühmten Fürstbischof und Kardinal Gerard von Groesbeck von Lüttich her über die Jülich'schen Lande[2]). Das war um so dankenswerther, da es hier unter den zeitweilig regierungsunfähigen Herzögen Wilhelm V. (1539—92) und Johann Wilhelm (1592 bis 1609) an einem festen Damme gegen das Eindringen des Protestantismus fehlte. Von überaus segensreichen Folgen war die Missionsthätigkeit begleitet, welche 1585 zwei Jesuitenpatres aus dem Colleg von Köln am herzoglichen Hofe zu Düsseldorf, in Düren und an anderen Orten der Jülich-Berg'schen Landschaften entfalteten.[3]) Um diese Zeit dürfte es auch gewesen sein, daß Adam Contzen das Jesuitencolleg zu den drei Kronen in Köln besuchte. Mit diesem Schritte war der hoffnungsvolle Jüngling seinem späteren Lebensziele näher gerückt. Sehen wir uns daher auf dem Schauplatze seiner weiteren Entwicklung etwas genauer um.

Der Grund zu den Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Deutschland wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts von zwei Männern gelegt, die heute auf den Altären verehrt werden: es sind die Seligen Petrus Faber und Petrus Canisius. Unter dem Segen von Oben gedieh die Pflanzung derart, daß in wenigen Decennien wiederholt eine Theilung in mehrere Ordensprovinzen vorgenommen werden mußte. Im Jahre 1556 geschah die Theilung in eine ober- und eine niederdeutsche Provinz. Von ersterer wurde 1563 die österreichische Ordensprovinz abgezweigt, während die letztere 1564 in die belgische und rheinische zerfiel. Im Jahre 1596 besaß die oberdeutsche Provinz 330 Mitglieder, die österreichische 338, die belgische 446, die rheinische 340. Letztere besaß 1596 bereits 22 Niederlassungen, darunter 14 Kollegien

[1]) Chronologia Jubilaei evangelici. Mogunt. 1618. 8°. ad ann. 1582.

[2]) Geschiedenis van het tegenwoordig Bisdom Roermond, door Jos. Habets, Kapellan te Bergh-Terblijt. Roerem. 1875. p. 190. Zu der berühmten „Reform von Groesbeck", dem Rechtscodex für die Lütticher Stiftslande, schuf dieser Kirchenfürst gleichsam das Vorbild eines gemäßigten constitutionellen Staates. Unter Anderem wird der Grundsatz aufgestellt: „Der Fürst von Lüttich fällt keinen Urtheilsspruch außer durch seine Gerichtsbeamten, und erläßt keine Verordnung ohne Zustimmung der Stände.

[3]) Reiffenberg, ebds. p. 236. und Sacchini, Hist. Soc. Jesu. Pars V. l. 5. p. 252.

oder höhere Lehranstalten für auswärtige Schüler.[1]) Wiewohl manche Kollegien wegen der unruhigen Zeiten in ökonomischer Hinsicht vielfach mit Noth zu kämpfen hatten, entfalteten dieselben doch eine überaus gesegnete Wirksamkeit. Von nah und fern strömten die wißbegierigen Jünglinge herbei. Das Kolleg von den drei Kronen zu Köln wurde 1570 von 500 Schülern besucht; darunter besaßen 30 die Magisterwürde der freien Künste, 33 das Baccalaureat. Von den 70 Convictoren gehörten 40 dem hohen Adel an.[2]) Im Jahre 1581 war die Zahl der Schüler auf 1015, die der Convictoren auf 100 gestiegen. Unter den Zuhörern befanden sich 8 junge Jesuiten und 18 Religiosen aus andern Orden.[3]) Um dieselbe Zeit belief sich die Zahl der jährlich in der Jesuitenkirche zu Köln gespendeten hl. Kommunionen auf 50,000, die zu Trier auf 22,000. Letzteres Kolleg besaß 1000 Schüler.[4]) Wiewohl an vielen Orten z. B. in Köln, Trier, Fulda, Würzburg, Paderborn, Hildesheim der Widerstand der Protestanten noch sehr lebhaft und zäh war, gewannen die Patres durch ihre unermüdliche Thätigkeit und aufopfernde Nächstenliebe schließlich allenthalben die Zuneigung und Hochschätzung der Bevölkerung. Besonders viel trug zu dieser günstigen Wendung die heldenmüthige Hingebung bei, mit welcher sie die Pestkranken verpflegten. Die Annalen des Ordens aus dieser Zeit sind voll von Beispielen ihrer Thätigkeit auf diesem Gebiete.[5]) Von nicht geringer Bedeutung für eine gesegnete Wirksamkeit des Ordens war auch der Umstand, daß sämmtliche Mitglieder des kaiserlichen Hauses ebenso gut, wie die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Köln und Trier und die übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten katholischen Bekenntnisses dem Orden in hohem Grade gewogen waren und dessen apostolischer Thätigkeit auf jede Weise Vorschub leisteten. Viele derselben waren ja aus den Schulen der Jesuiten hervorgegangen

[1]) Folgendes ist die Reihenfolge der Kollegien nach ihrem Stiftungsjahre: 1544 Köln, 1560 Trier, 1561 Mainz und Würzburg, 1567 Speier, 1575 Heiligenstadt, 1580 Koblenz und Molsheim im Elsaß, 1584 das päpstliche Seminar zu Fulda, 1585 Erfurt und Paderborn, 1588 Münster, 1592 Emmerich. Die Kollegien von Mainz und Würzburg waren den dortigen Universitäten einverleibt.

[2]) Reiffenberg p. 138.

[3]) Ebdf. p. 205.

[4]) Ebdf. p. 225.

[5]) Sacchini p. 83. 324; Reiffenberg p. 145. 243. 285. 342. 428.

und Viele zogen dieselben als Gewissensräthe und Prediger in ihre nähere Umgebung. Von außerordentlichem Segen für die Erziehung der Jugend erwies sich die marianische Sodalität, welche P. Franz Costerus 1575 in Köln einführte. [1]) Unser Adam fand mithin ein wohl vorbereitetes Erdreich in Köln. Daß auch er seine Lehrer in jeder Weise befriedigt haben muß, zeigt sein späteres Verhalten. Im Jahre 1591 absolvirte er am Gymnasium von den drei Kronen den damals üblichen Kurs der schönen Wissenschaften und erwarb, im Alter von 18 Jahren, die Magisterwürde in den freien Künsten. [2]) Um diese Zeit dürfte es gewesen sein, daß Contzen sich einige Zeit in Münster aufhielt, ob bloß auf Besuch bei Verwandten, oder der weitern Ausbildung halber, wissen wir nicht anzugeben. In seinem Werke über die Staatskunde berichtet er nach eigener Anschauung über die weise Einrichtung, die daselbst in Betreff der städtischen Wahlen herrschte. [3])

Im Jahre 1595 meldete sich Adam für den Eintritt in die Gesellschaft Jesu und der damalige Vorsteher der rheinischen Provinz, P. Johann Has, trug kein Bedenken, dem Aspiranten die Pforten des Ordenshauses zu öffnen. Das Noviziat befand sich in Trier, wohin es im Jahre 1569 von Köln war verlegt worden. In der Stadt des hl. Eucharius blühte die religiöse Anstalt rasch empor. Adam fand in Trier zahlreiche Jünglinge, die mit ihm nach dem gleichen Ziele strebten: durch Selbstheiligung und unermüdliche apostolische Thätigkeit Seelen zu retten und die Ehre Gottes zu befördern. Im Jahre 1581 z. B. war die Zahl der Novizen auf 74 gestiegen. Selbst aus dem innern Holland traten vortreffliche Candidaten ein. Seit 1593 war das Noviziat vom Kolleg in das Convict neben der Burse in der Dietrichsgasse verlegt worden und seit 1594 besaß daselbe in der Person des Novizenmeisters, des P. Cremer, einen eigenen Rector. Einen vorzüglicheren Seelenführer hätte sich der junge Novize nicht leicht wünschen können. „Derselbe war ein durch und durch biederer Mann und, in der Ascese wohl erfahren, griff er kundig die Leidenschaften in der Wurzel an. Er bestrebte sich, seine Zöglinge ganz nach der Richtschnur der Ordensregel, nach dem Geiste und dem Willen des hl.

[1]) Ebds. p. 170.
[2]) Harzheim, Bibliotheca Colon. 1747. p. 3.
[3]) Politicor. lib. I. cp. 19. §. 7.

Vaters Ignatius heranzubilden. Von Charakter war er mild, leutselig und gütig, fern von allem Traurigen, Argwöhnischen und Anmaßenden. Er wurde niemals müde, seine Untergebenen anzuhören; zu keiner Zeit und an keinem Ort schloß er sich von seinen Novizen ab. Ein Jeder konnte mit ihm reden, so viel und so lange er wollte. Er hielt es für eine der wichtigsten Aufgaben seines Amtes, sich so zu benehmen, daß man ihm weder Mangel an Offenheit, noch Schlauheit vorwerfen könne, weil diese Eigenschaften mehr zur Verheimlichung, als zur Offenbarung der Seelenwunden antreiben. Fragte man ihn, warum er nicht mehr aus sich selbst mache und sich ganz den Andern hingebe, so lautete seine Antwort: er wolle sich in allen anderen Dingen und Tugenden von den übrigen Obern übertreffen lassen, aber an Dienstfertigkeit, Liebe, Freundlichkeit und Sorgfalt für seine Untergebenen wolle er keinem nachstehen, weil er der Ueberzeugung sei, daß man bei seinen Untergebenen nichts ausrichte, wenn es an Liebe und Vertrauen fehlt. Das lehre das Beispiel Christi und die tägliche Erfahrung. Junge Bäumchen gedeihen besser auf weichem Boden, als auf hartem Felsengrunde. Deßhalb trug er dem sogen. Manuductor, seinem untergeordneten Gehilfen, welcher die Novizen zu allen äußern Uebungen des Ordenslebens anzuleiten hat, auf, ihm täglich über die Gesundheit und die Kräfte der Einzelnen Bericht zu erstatten. Fiel einer in Krankheit, so besuchte er ihn selbst mitten in der Nacht, besorgt sich erkundigend, ob er etwas bedürfe. Oft hörte man ihn sagen, lieber wolle er für einen Untergebenen sein Blut vergießen, als von seiner Liebe etwas nachlassen. Sah er Einen etwas traurig oder mürrisch, so suchte er ihn auf jede Weise aufzurichten. Besonders zärtliche Sorgfalt wendete er Jenen zu, die in ihrem Berufe wankten und nach Aegypten zurückschauten. Er erschöpfte alle Mittel, bevor er an deren Genesung verzweifelte. Dasselbe empfahl er (1609) in seiner letzten Krankheit Allen und erklärte: „ich habe meine höchsten Wünsche erreicht, die auf nichts Anderes abzielten, als daß ich das Ende meines Lebens in der Gesellschaft Jesu finde.“[1]) — Wenn es für eines der größten Güter gilt, welche die Vorsehung hienieden den Menschen verleihen kann, einen weisen und gottesfürchtigen Vater zu besitzen, so dürfen wir auch unserem Adam Glück dazu wünschen, daß ihm ein solcher

[1]) Reiffenberg, p. 494.

Mann zum Geistesführer beschieden war. Er hatte aber in Trier noch andere Muster von Tugend und Heiligkeit vor Augen. Der greise P. Johann Macherentin wirkte unermüdlich gegen den eindringenden Calvinismus. Der gelehrte P. Johann Tull zeichnete sich durch seine religiöse Bescheidenheit in dem Grade aus, daß ihm nachgerühmt wird, er habe in den 27 Jahren, welche er in Trier verlebte, niemals von der Emporbühne in die untere Kirche hinabgeblickt. P. Johann Seër war in der ganzen Provinz bekannt durch seine Demuth und Dienstfertigkeit. Wöchentlich kehrte er zweimal die Gänge des Hauses, dazu besorgte er den Garten und den gemeinsamen Studiensaal, theilte mit Vorliebe die Almosen unter die Armen aus und war stets unter den Ersten, wenn es galt, den Pestkranken geistliche und leibliche Hilfe zu spenden.[1]) Solche Vorbilder, verbunden mit den Unterweisungen des P. Cremer und den zahlreichen Uebungen der Frömmigkeit und Selbstverleugnung konnten nicht verfehlen, auf das empfängliche Gemüth unseres Adam den heilsamsten Einfluß auszuüben und die Grundsätze eines ächten religiösen Lebens seinem Herzen unauslöschlich einzuprägen. Die Novizen wurden zu Zweien, der Ordensregel gemäß, einige Wochen auf die sogen. Pilger- oder Bettelreise geschickt. Durch diese Uebung sollte sowohl der Geist der Welt mit seinen eiteln Grundsätzen wirksam bekämpft, als auch die Tugend und Standhaftigkeit der angehenden Ordensmänner geprüft werden. Diese Reisen, die geheiligt sind durch das hehre Beispiel des Erlösers, boten nicht selten auch Gelegenheit, dem Nächsten geistliche Hilfe zuzuwenden. Es werden aus der Zeit von Contzen's Noviziat verschiedene Beispiele berichtet. Aber auch zu Hause fehlte es nicht an mancherlei Entbehrungen, indem sowohl Kolleg als Noviziat sich in ziemlich bedrängter finanzieller Lage befanden. Die Novizen machten übrigens in Trier nicht bloß ihre ascetische Schule durch: sie wurden auch sofort in die apostolische Thätigkeit eingeweiht. Sie erklärten auf öffentlichen Plätzen den Armen und den unwissenden Kindern die katholische Glaubenslehre. Anfangs lachten manche Vorübergehende, aber bald stellten sich selbst Erwachsene unter die heilsbegierigen Zuhörer. Bei der Karthause versammelten sich oft bis gegen 2000 Menschen um die jugendlichen Apostel.[2]) Das erste Noviziatsjahr Contzen's war besonders fruchtbar an apostoli-

[1]) Ebdf. p. 430.

[2]) Reiffenberg, p. 392.

schen Arbeiten in Trier und in der ganzen Umgegend. Es wurden Feindschaften beigelegt und Aergernisse gehoben.[1]) Außerordentliches Aufsehen erregte die Bekehrung eines 88jährigen Greises, der von Jugend auf im Bunde mit Satan gelebt und sich mit allen Lastern befleckt hatte. Gefänglich eingezogen und seiner Verbrechen überführt, wurde der greise Sünder zum Feuertod verurtheilt. Ein Pater sollte ihn auf den letzten Gang in christlicher Weise vorbereiten und es geschah das mit bestem Erfolge. Zuletzt erwirkten die Patres, daß die irdische Gerechtigkeit in Anbetracht des hohen Alters, in welchem der Deliquent stand, sich mit Verbrennung der verbrecherischen Schriften und Werkzeuge desselben begnügte. Der Begnadigte wurde auch seiner Fesseln entledigt und konnte sich in stiller Zurückgezogenheit auf einen christlichen Tod vorbereiten.[2]) Gegen Ende von Adam's Noviziat stellte sich in Trier abermals die Pest ein. Bei dieser Gelegenheit war er Zeuge eines erhebenden Schauspieles. Aus der belgischen Provinz wurde P. Emalian nach Trier geschickt, um unter den dortigen Novizen sein drittes Probejahr zu bestehen. Kaum eingetroffen, wurde er schon von der herrschenden Seuche befallen. Alle wurden von der Geduld, mit welcher er die überaus schmerzliche Krankheit ertrug, zur Bewunderung hingerissen; er grämte sich einzig wegen der Last, welche er Anderen verursache. Ebenso betrübte es ihn, wenn man etwas kostspielige Arzneimittel anwendete; denn, meinte er, man müßte seinen Leib mit Stroh unterhalten. Nach seiner Auflösung trug er ein solches Verlangen, daß er ein Gespräch über Verlängerung des Lebens nur mit Widerwillen ertrug. Dem P. Rector betheuerte er unter Thränen, er sei nicht im Stande, der göttlichen Güte gebührend für die Gnade zu danken, daß er in der Gesellschaft Jesu sterbe.[3]) Da die Verpflegung der Kranken ohnedieß zu den vorgeschriebenen Uebungen des Noviziates gehört, ist nicht daran zu zweifeln, daß auch Adam bei der Pflege der Pestkranken verwendet wurde. Somit war der Novize bestens vorbereitet auf das Opfer, mit dessen Darbringung die Probezeit abgeschlossen wird: es ist die Ablegung der drei sogen. einfachen Ordensgelübde, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams — im Gegensatze zu den öffentlichen und feierlichen Gelübden, in welchen

[1]) Ebds. p. 348.
[2]) Ebds. p. 349.
[3]) Reissenberg, p. 358.

ſich nicht bloß der Einzelne Gott und dem Orden gegenüber verpflichtet, wie es bei den einfachen Gelübden der Fall iſt, ſondern auch der Orden dem einzelnen Mitgliede gegenüber ſich mehr oder minder verbindet.

Jetzt begann für den nunmehrigen Scholaſtiker oder Frater Contzen die Studienlaufbahn innerhalb des Ordens. Sollten ja die angehenden Religioſen für alle Dienſtleiſtungen der Geſellſchaft herangebildet werden. Nun hieß es vor Allem, ſich in den klaſſiſchen Sprachen hinreichende Kenntniſſe zu erwerben; die angeborne Redefertigkeit nach den Regeln der profanen und der heiligen Beredſamkeit in kunſtgerechter Weiſe zu veredeln, die wichtigſten Zweige der natürlichen Wiſſenſchaften, ſowohl auf ſpeculativem, als auf poſitivem Gebiete, eingehend zu ſtudieren. Alles das galt naturgemäß nur als Vorſchule für die eigentliche Wiſſenſchaft des chriſtlichen Apoſtels, für die Theologie. Die ſtudierenden Ordensmänner beſuchten damals dieſelben Vorleſungen mit den auswärtigen Schülern. Je nachdem die finanziellen Verhältniſſe eines Kollegs es geſtatteten, unterhielt ein ſolches Studirende des Ordens. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts beſaß die rheiniſche Ordensprovinz drei theologiſche Academien, auf welchen die academiſchen Grade, der Ordensregel gemäß, unentgeltlich ertheilt wurden, nämlich zu Trier, Mainz und Würzburg.

An dieſen Academien lehrte gegen Ende des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts eine Reihe von tüchtigen Männern. Wir erinnern z. B. bloß an die Patres Martin Delrio † 1608, Chriſtoph Brower † 1617, Johann Buſäus † 1611, Johann Ziegler, Johann Has. Contzen rühmt aber beſonders als ſeine hochverehrten Lehrer die Patres Nikolaus Serarius † 1609[1]) und Martin Becanus † 1624.[2]) Auf ſeine erſten Controverſsſchriften über das Lutherjubiläum antworteten nämlich die Prädikanten höchſt anzüglich gegen ſeine Perſon: ſie vermißten in Mainz ſo zu ſagen Mainz ſelbſt. Nachdem Serarius geſtorben und Becanus nach Wien verſetzt worden, habe Adam Contzen den Auftrag erhalten, gegen die Ketzer zu ſchreiben. Aber während Jene gediegen ſchrieben, ſpiele er mit ernſten Dingen. Darauf antwortet P. Contzen: „Ich wußte wohl, daß meine Thränen ohne Schmähungen von euerer Seite nicht hingehen würden. Doch freut es

[1]) De Backer, I, 744.
[2]) Ebdſ. I, 65.

mich höchlich, daß ihr meine theuersten Lehrer lobet und dadurch die Schmähungen euerer Lehrer gegen dieselben zurücknehmet. Den P. Serarius haben die sächsischen Stentoren Toffanus, Scaliger, Drusius mit jeder Art von Unglimpf verfolgt in seinem Leben; den Todten oder vielmehr den in Gott und mit Gott Lebenden ehren sie. Cardinal Baronius nennt ihn ein Licht der deutschen Kirche. Ueber Martin Becanus spreche ich zurückhaltender, weil er noch lebt. Aber ich kann nicht umhin, euch dafür zu loben, daß ihr die Verhöhnungen, Stichelverse und Pamphlete, welche gegen ihn verfaßt wurden, öffentlich widerrufet. Indessen hat er für seinen Ruhm euer Lob nicht nöthig. Ihre kaiserliche Majestät haben ihn als Professor für Ihre Academie verlangt. Was er nun bisher gethan hat, indem er durch kernhafte und lichtvolle Kürze und schlagende Beweisführung Viele zur Wahrheit zurückführte, das thut er jetzt mit noch größerer Entschiedenheit. Den schimpflichen Titel, den ihr mir beilegt, nehme ich gerne an, als Diener meines Herrn, der selbst Beelzebub genannt wurde." [1]) Uebrigens hielt auch Contzen sein ganzes Leben hindurch an dem Grundsatze des P. Serarius fest, daß man für die Andersgläubigen nicht blos beten, sondern auch studieren müsse. [2]) Freilich war es hiebei besonders damals geboten, die nöthige Vorsicht nicht außer Acht zu lassen. Der großartige Schwindelgeist und Subjectivismus, der in Folge der Reformation sich in Deutschland breit machte, forderte von selbst die Vertheidiger der Kirche auf, das gute Alte nicht ohne sorgfältige Prüfung gegen Neues zu vertauschen, mochte dieses auch in noch so gewinnender Gestalt dem Beschauer sich darstellen. Dieser Punkt wurde 1571 auf der zweiten Provinzialversammlung zu Mainz eingehend erörtert. Es wurde unter Anderem geltend gemacht, daß auf dem Gebiete der Natur, wie auf dem der Wissenschaft stets ein Fortschritt stattfinde. Schließlich einigte man sich dahin, daß die Entscheidung dem Ordensgeneral vorbehalten wurde; unterdessen sollten neue Ansichten nicht leichtfertig gebilligt werden. [3]) Erst nach langjähriger, reiflicher Ueberlegung erschien der Bescheid von Rom. Im Jahr 1591 trat eine außerordentliche Generalcongregation in Rom zusammen und von dieser wurde eingeschärft, man solle sich an den

[1]) Chronologia jubilaei evangelici Mogunt. 1618. p. 31.
[2]) Juvencius, p. 857.
[3]) Reiffenberg, p. 141.

hl. Thomas von Aquin halten, und auch in philosophischen Fragen von Belang nicht leicht von Aristoteles abgehen.[1]) Daß P. Contzen sich gewissenhaft an diese Entscheidung hielt, ersehen wir am deutlichsten aus seinem umfangreichen Werke über das Staatswesen oder die Politik im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Wo immer theoretische Fragen behandelt werden, finden wir jene zwei Heroen der Speculation in hervorragender Weise berücksichtigt, jedoch ohne daß P. Contzen sich eines selbstständigen Urtheiles begeben hätte.

Um das Jahr 1603 dürfte Contzen die hl. Priesterweihe empfangen haben. Am Ende seiner Studienlaufbahn ward er auf ein Jahr nach Trier, der Wiege seines geistlichen Lebens zurückgeführt, um durch ein drittes Probejahr der gesammten geistigen Ausbildung, welche die Gesellschaft Jesu ihren Söhnen zu Theil werden läßt, die Krone aufzusetzen. Für den Hauptpunkt dieser letzten Stufe der Geistesschule, nämlich für die feste Begründung der Tugend der Selbstverleugnung, fand er die günstigsten Aussichten. Das sogen. Tertiat oder dritte Probejahr war damals noch mit dem Noviziate vereinigt. Dieses war überaus zahlreich besetzt und stand unter der bewährten Leitung des schon genannten P. Cremer in hoher Blüthe. In materieller Hinsicht dauerte indeß die bedrängte Lage fort, bis im Jahre 1605 das neue Noviziat gebaut und das Tertiat nach Fulda verlegt wurde.

Nachdem P. Contzen seine volle geistige Ausrüstung empfangen hatte, wurde er vom damaligen Provinzial, P. Theodor Busäus, für das höhere Lehrfach bestimmt. Dazu befähigten ihn ebenso die Eigenschaften seines Geistes, wie die seines Herzens. Ein scharfer und tiefer Denker, wußte er die verwickeltsten Fragen mit überraschender Klarheit zu erörtern und überdies konnte er bereits im besten Mannesalter eine erstaunliche Belesenheit aufweisen.

Aus diesen Vorzügen können wir mit hinlänglicher Gewißheit entnehmen, daß sein Lehrvortrag ebenso unterrichtend, als durchsichtig klar und spannend müsse gewesen sein. Da er aus den Fundgruben der alten Klassiker und den Annalen der Geschichte in reichem Maße geschöpft hatte, so war er stets in die Lage versetzt, seinen schriftlichen und mündlichen Vortrag durch passende Citate zu würzen. Endlich ließen seine bedeutenden Kenntnisse in den orientalischen Sprachen seine Dienste an den Academieen stets als willkommen

[1]) Juvencius, p. 29.

erscheinen. — Was die Eigenschaften des Herzens anbelangt, so besaß er vor Allem die Grundbedingung für eine gesegnete Lehrthätigkeit in hohem Maße, nämlich eine wahrhaft rührende Liebe zur Jugend, welche ihn die angestrengtesten Arbeiten nie verdrießen ließ. Er war ganz durchdrungen von der entscheidenden Wichtigkeit einer guten Erziehung der Jugend. Wenn er daher auf die Fehler und Sünden zu sprechen kommt, welche bei diesem so eminent apostolischen Werke begangen wurden, so scheint seine Stirne in heiligem Zorn zu erglühen, seine Sprache nimmt einen überaus kraftvollen, fast drohenden Ton an. Wiederholt bekennt er sich als einen Liebhaber der Studien und der Jugend und rühmt sich in seinen letzten Jahren, daß er durch 24 Jahre an verschiedenen Akademieen für deren Wohl gearbeitet habe. Seine tiefe Frömmigkeit und seine Nächstenliebe, ebenso gut wie sein praktischer Verstand und sein offener Blick für alle Verhältnisse befähigten ihn auch, als Oberer seinen Ordensbrüdern vorzustehen. Wir sehen ihn daher in den nächsten 15 Jahren beide Aemter, das academische Lehrfach und die Würde eines Rectors für die Studierenden des Ordens vereinigen. [1])

Diese mühevolle Laufbahn begann er unseres Wissens im Jahre 1606 zu Würzburg. [2]) In dieser Stadt des hl. Burkhart hatte Fürstbischof Friedrich von Wiersberg im Jahre 1561 ein Jesuitenkollegium gegründet. Unter seinem ausgezeichneten Nachfolger Julius Echter von Mespelbrunn (1573—1617) wurde das Kollegium im Jahre 1582 der neu organisirten Universität, der alma Julia, einverleibt.

Die lange Regierung dieses großen Fürstbischofes, der nicht weniger durch kirchlichen Sinn, als durch politische Regententugenden glänzte, bezeichnet eine der schönsten Blüthenperioden des Hochstiftes. P. Contzen rühmt demselben besonders nach, daß er weise Sparsamkeit wohl mit fürstlichem Glanze zu paaren verstand. Der Fürstbischof hinterließ seine Staaten im blühendsten Zustande: eine dotirte Akademie, ein reich ausgestattetes Hospital, neu erbaute oder wiederhergestellte Schlösser, Klöster und Kirchen. [3])

In Würzburg scheint P. Contzen Anfangs Gymnasialfächer

[1]) Franc. Kroph S. J., Hist. Soc. Jesu Provinciae Germ. Super. P. V. Aug. Vindel. 1754. p. 267.

[2]) A. Ruland, Vitae ac Series Professorum Ss. Theolog. Wirceburgi. ib. 1833. p. 43.

[3]) Politicor. l. III. Cp. 10. § 1.

gelehrt zu haben. Zu dieser Annahme berechtigt sowohl seine ungewöhnliche Bekanntschaft mit den lateinischen und griechischen Klassikern als auch der Umstand, daß er versichert, er habe auch Geschichte gelehrt. Im Jahre 1608 übernahm er den Curs der Logik, um dann bald zur Theologie überzugehen. Wahrscheinlich bekleidete er in den letzten Jahren zugleich das Amt des Rectors. Um das Jahr 1610 oder 1611 dürfte seine Versetzung nach Mainz erfolgt sein. In diese Periode fällt auch die Ablegung der feierlichen Profeßgelübde. Während der gesammte bisherige Lebenslauf Contzens blos, als vorbereitend und grundlegend zu betrachten ist, beginnt jetzt die volle Entfaltung seiner reichen Geisteskräfte. Der Aufenthalt im goldenen Mainz förderte auch die Goldminen, die in seinem Innern verborgen lagen, zu Tage. Mainz galt nicht bloß in politischer und kirchlicher Hinsicht als ein Hauptmittelpunkt des römischen Reiches, sondern es bildete auch in mehrfacher anderer Beziehung ein wichtiges Centrum Die dortige Akademie wurde von nah und fern besucht und erfreute sich derselben Privilegien, wie die Universitäten von Bologna, Paris und Köln; [1]) und der Stadtmagistrat mußte dieselben beschwören. [2]) Die akademischen Prüfungen waren durch strenge Gesetze geregelt Bei der Promotion wurden jedoch weniger eine bestimmte Studienzeit oder das Lebensalter des Candidaten in Anschlag gebracht, als vielmehr die positiven Leistungen nach den Kenntnissen und dem sittlichen Betragen. [3]) Auch die günstige geographische Lage von Mainz, welche die Stadt des hl. Bonifacius für den commerciellen Verkehr in hohem Grade geeignet machte, hebt P. Contzen besonders hervor. [4]) In Mainz hatte endlich der Provinzial der rheinischen Jesuiten seinen gewöhnlichen Sitz und dort wurden alle drei Jahre die üblichen Provinzialcongregationen abgehalten. Bereits auf der vom September 1614 tritt P. Contzen als außerordentliches Mitglied auf. Von den 40 zur Versammlung berechtigten Professen fehlten nämlich P. Anton Welser, der wichtiger Geschäfte halber am Hofe zu Jülich zurückgehalten wurde, und P. Wilhelm v. Metter-

[1]) Politicorum l. IV. Cp. 15. § 1.

[2]) Ebdſ. Cp. 14. § 8.

[3]) Politicorum l. IV. Cp. 16. § 8.

[4]) Ebdſ. l. VIII. Cp. 22. § 4.

nich, Rector des Kollegs von Speier. Für einen aus diesen zweien berief der Provinzial, P. Heinrich Scheren, den Professer der Exegese, unsern P. Contzen. [1])

II. P. Contzen und Bellarmin.

Als erste Frucht seiner gelehrten, theologischen Wirksamkeit besitzen wir apologetische Schriften, welche zum Zweck haben, die Controversen Bellarmin's gegen die böswilligen Angriffe und Verdrehungen des David Pareus, calvinischen Professors der Theologie zu Heidelberg, in Schutz zu nehmen. Um diese, wie mehrere andere Schriften des P. Contzen richtig würdigen zu können, müssen wir uns erinnern, daß die theologischen Streitigkeiten seit jenem verhängnißvollen Augenblicke, wo Luther in der Bitterkeit seiner Seele die berüchtigten Thesen über den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, in Deutschland niemals verstummt waren. Der Streit nahm vielmehr stets größere Dimensionen an. Die Abgefallenen kämpften nicht bloß mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen die katholische Mutterkirche und deren Vertheidiger, sondern in kürzester Frist spalteten sie sich in eine Menge von Secten, die sich gegenseitig mit wüthendem Hasse verfolgten. Die katholische Kirche ließ nun kein Mittel unversucht, um einerseits die noch treuen Gläubigen vor Verführung zu bewahren und anderseits die schon Verführten wieder in ihren mütterlichen Schooß zurückzuführen. Was durch Predigten, Missionen, Werke der Nächstenliebe Großes geschah, erzählen die Annalen der Kirchengeschichte auf jeder Seite. Die Bevölkerungen ganzer Ortschaften, Städte und Provinzen wurden auf diesem Wege wieder gewonnen. Ein Haupthinderniß für weitere und noch glänzendere Fortschritte bildete aber stets die wühlerische Thätigkeit der sogen. Prädikanten oder Diener am Worte. Im Kampfe gegen die katholische Kirche waren dieselben stets einig, und daher galt es für die Vorkämpfer der katholischen Sache, die Lehre der Kirche den vielfachen Entstellungen gegenüber ihrem wahren Inhalte nach zu erklären, die Wahrheit von der angedichteten Lüge zu trennen und ihre beseligenden Früchte nach Kräften in's Licht zu stellen. Diesem Bestreben verdankten unter Anderem die zahlreichen

[1]) Acta Congregationum Provinc. Rhen. ab anno 1614 usque 1682. Liber manscr. p. 1. Im Archiv der deutschen Ordensprovinz.

apologetisch-polemischen Schriften der Väter der Gesellschaft Jesu ihren Ursprung. Diese glaubten auch den dornenvollen Pfad der apologetisch-wissenschaftlichen Erörterung betreten zu sollen, um nach den Worten des Apostels Allen Alles zu werden. Zu den Einfältigen und Ungebildeten suchten sie mit dem Eifer und der Salbung des Missionärs zu sprechen; den Gelehrten gegenüber griffen sie zu den Waffen der Wissenschaft. Ihre Werke selbst beweisen es klar, daß sie ihre Aufgabe von diesem Standpunkte aus auffaßten. Vernehmen wir z. B., wie P. Rosenbusch in seiner Erwiderung gegen Lukas Osiander sich äußert. Nachdem er den Leser an die 400 falschen Propheten des Königs Achab und an die Verheerungen erinnert, welche der Lügengeist von jeher angerichtet, erklärt er: „Solchen Schaden empfinden wir umb so vil desto mehr, weil zu diesen leidigen Zeiten nit 400, sondern auch wol 4000 und noch mehr falsche Propheten gefunden, in denen der Lugengeist seyn Werck mercklich vollbringet.“ [1])

Wir hielten es für angemessen, diese wenigen allgemeinen Bemerkungen und speciellen Thatsachen vorauszuschicken, bevor wir den P. Contzen auf den geistigen Kampfplatz begleiten. Auf den ersten Blick scheint die Bühne ein überaus kriegerisches Ansehen zu haben. Bald stellen sich uns Scenen des Massenkampfes dar, indem jede Partei ihr System im Großen und Ganzen vertheidigt, bald ringen hervorragende Wortführer im Einzelkampfe miteinander. Der Hauptkampf dreht sich um wenige Gruppen. Die Patres Rosenbusch, Scherer und Brower wenden sich besonders gegen Lukas Osiander in Tübingen; P. Forer gegen Nicolai u. Andere in Tübingen, P. Gretser gegen Heilbrunner in Neuburg, Volcius in Augsburg, Goldast in Gießen, P. Ziegler gegen den sächsischen Hofprediger Mathias Hoë, P. Peter Thyräus gegen Daniel Toussain in Heidelberg. Sein Bruder Herman. Thyräus sammelte 6000 Zweifel über die Augsburger Confession und 2000 Irregularitäten, in welche die lutherischen Prädikanten sich verwickelten. Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts zeigten sich die Calvinisten überaus rührig und in deren Vordertreffen stand der Heidelberger Professor David Pareus. Gegen diesen treten z. B. die Patres Magir, Mühlhausen und Sandäus in die Schranken. Mit Bekämpfung eben dieses Katholikenfeindes begann auch im Jahre 1613 P. Contzen

[1]) Christophori Rosenbuschs Replica auff deß Calumnianten Lucas Osiandri Verantwortung wider die Jesuiter. Ingolst. 1586. Vorred.

seine schriftstellerische Thätigkeit. Den Anlaß boten die Angriffe des Pareus gegen die Controversen Bellarmins. [1]) Alle einzelnen Bücher dieses epochemachenden Werkes erfuhren die böswilligsten Verdrehungen, und demgemäß theilt auch Contzen seine Vertheidigung nach dem Inhalte des genannten Werkes ein. Im Jahre 1612 hatte sich Pareus erkühnt, einen Commentar zu der Abhandlung Bellarmins über die Gnade des ersten Menschen zu veröffentlichen. Gegen diese Erläuterungen und diese angebliche Säuberung nimmt Contzen in seiner ersten Schrift, welche 1613 zu Mainz erschien, das mißhandelte Werk in Schutz. [2]) Pareus ließ sich durch diese Erwiederung nicht abhalten, bereits 1613 eine calvinische Erklärung zu Bellarmin's Büchern über die Sünde zu verfassen. [3]) — Ist es zu verwundern, wenn P. Contzen jetzt weiter ausholte und die zahllosen Blößen des übermüthigen Gegners schonungslos aufdeckte? Der Kampf entbrannte um so heißer, je größer die Entrüstung Contzens über die Verunglimpfung des hochverehrten Cardinals war und je zahlreicher die Angriffspunkte bereits geworden. Schon der Titel seiner Entgegnungsschrift: „Die Grausamkeit und das Idol der Calvinisten enthüllt", [4]) zeigt den erhöhten Ernst der Sache. Als Motto stellt er einen Ausspruch Beza's über Johann 5, 16 voran: „Alle Sünden sind bis jetzt gleich (schwer), so daß auch der geringste Gedanke über die geringste Sünde tausendmal den ewigen Tod verdient." Um seiner Schrift mehr Nachdruck zu verleihen, widmete er dieselbe dem Prälaten und nachmaligen Mainzer Erzbischof Georg Friedrich Greiffenklau von Volrath, der sich als seinen Gönner und als den Wohlthäter der Kollegien von Mainz und Worms erwiesen hatte. In der Widmung stellte er seinem Gönner als leuchtendes Vorbild den Trierer Erzbischof Richard

[1]) Roberti Bellarmini liber unus de gratia primi hominis explicatus et castigatus studio Davidis Parei. Heidelb. 1612 in 12°.

[2]) Defensio libri de gratia primi hominis a Reverendiss. Rob. Bellarmino S. R. E. C. conscripti, contra castigationes et explanationes Davidis Parei. Mogunt. 1613 in 12°.

[3]) Roberti Bellarmini de amissione gratiae et statu peccati libri sex, quorum tres posteriores tractant de peccato originis, explicati et castigati a Davide Pareo. Heidelb. 1613 in 12°.

[4]) Crudelitas et Idolum Calvinistorum revelatum, etc. Defensio trium librorum Roberti Bellarmini de peccato, contra Davidem Pareum. Adjuncta est consideratio de Haereseon incremento et utrum annus 1711. sit futurus mundi ultimus. Mogunt. 1614 in 8°. — Die bibliographischen Notizen finden sich bei de Backer I, 209—210, und Alegambe S. 3—4.

Greiffenklau von Volrath, welcher in stürmischen Zeiten (1511 bis 1531) mit Kraft und Geschick regierte, vor Augen. Zu diesem Zwecke verwerthete er die auf jenen geistlichen Churfürsten gehaltene Leichenrede, deren Manuscript er von P. Brower erhalten hatte. Sehr bezeichnend hebt P. Contzen sodann die Einleitung an mit einem Hinweis auf die sagenhafte Königin von Ilium. Diese wurde aus ihrem Reiche vertrieben und, vor Schmerz darüber wüthend geworden, verlor sie das menschliche Aussehen und erfüllte die Luft mit unerhörtem, schrecklichem Gebrüll. Die Calvinisten bieten gegenwärtig Alles auf, durch ihr Wüthen gegen Bellarmin jene Fabel zur Wirklichkeit zu machen. Alle aber überbietet der Schlesier (Pareus), wie er schon in seiner ersten Controversschrift dargethan habe. Er hoffe nun, sein Werk werde Allen von Nutzen sein: den Irrgläubigen, um sie zur Einsicht zu bringen, den Gläubigen, um sie vor Ansteckung zu schützen. Contzen bewährt sich in der That bereits als ein wohl geschulter theologischer Streiter. Auf den Inhalt des Werkes können wir nicht näher eingehen; seine Methode indessen verdient gewiß alle Anerkennung. Der Text Bellarmins wird vorausgeschickt; dann folgt die Erklärung oder vielmehr das Zerrbild, welches Pareus davon gibt; schließlich wendet sich P. Contzen mit Aufwand all seiner reichen Kenntnisse gegen den unberufenen Commentator. Dabei verfolgt er denselben Schritt für Schritt bis in die letzten Schlupfwinkel hinein und läßt kein Wort unbeachtet. Gleich im Anfang nimmt er den großen Controversisten, der nicht mit Unrecht ein „Hammer der Ketzer" genannt wurde, gegen den Vorwurf eines unlogischen Titels seiner Schrift in Schutz. Nach allen Seiten hin weist er dem Heidelberger Professor die gröbste Unkenntniß und die auffallendsten Schnitzer nach und legt eben dadurch beredtes Zeugniß ab von seiner außerordentlichen Belesenheit und seiner Meisterschaft in historischen Fragen wie auf allen Gebieten der philosophischen und theologischen Wissenschaften. Des Oeftern führt er seinen Gegner durch Beispiele ad absurdum. Bald redet er diesen, bald den Leser an, so daß die Darstellung überaus belebt wird und fast ein dramatisches Aussehen gewinnt. Nachdem er die Unredlichkeit, den Uebermuth und die Unwissenheit des calvinischen Theologen so schlagend nachgewiesen, brauchte er schließlich nicht mehr so viel Federlesens mit demselben zu machen; die überlegene Geisteskraft Contzens tritt zu deutlich an den Tag. Von Seite 409 an erklärt

er noch etwa 10 Stellen aus dem heil. Auguſtin, die einem Mißverſtändniſſe leichter ausgeſetzt waren. Im 21. Kapitel ſchließt er kurz und bündig ab: „Da Jener damit ſeine Anklagen beendigte, ſo wollen auch wir die Vertheidigung abſchließen.“

Kurz zuvor hatte P. Contzen eine kirchengeſchichtliche Abhandlung herausgegeben über das Wachsthum der Häreſieen und über die Frage, ob das Jahr 1711 das letzte der Welt ſei. Dieſes Werkchen wurde dem calviniſchen Idol wieder beigedruckt. Auch hier iſt Bellarmin wieder der Mittelpunkt des literariſchen Kampfes. Pareus brüſtete ſich, an der Spitze eines Anti-Bellarminiſchen Kolleges zu ſtehen. Gegen dieſes Kolleg wendet ſich nun P. Contzen: „Ich kenne euch nicht, ihr Anti-Bellarminiſche Männer! Ich weiß nicht, aus welchem Geſchlechte, aus welchem Hauſe ihr ſeid, ob ihr weiß oder ſchwarz ſeid; ich leſe bloß in euerer aphoriſtiſch gehaltenen Disputation die Bezeichnung: aus dem Anti-Bellarminiſchen Kolleg des David Pareus“. Es galt, zwei Hauptwaffen der Proteſtanten, wo möglich, unſchädlich zu machen. Aus der Thatſache, daß die katholiſche Kirche zu jeder Zeit ſchismatiſche und häretiſche Geſellſchaften ſich gegenüber ſtehen ſah, konnte dem ungebildeten Publikum durch ſophiſtiſche Spiegelfechterei nur zu leicht die Meinung beigebracht werden, die wahre Kirche Chriſti habe ſich eben bei dieſen Secten fortgepflanzt; dieſe hätten ſtets muthig den Kampf gegen den Papſt, den römiſchen Antichriſten, das apokalyptiſche Ungeheuer, aufgenommen. Dieſe Ideen waren damals unter den Proteſtanten überaus geläufig; daher iſt auch P. Contzen unermüdlich in Bekämpfung dieſer haarſträubenden Anklagen gegen das Papſtthum und die katholiſche Kirche. In den zwei erſten Kapiteln werden uns in langer Reihe alle bedeutenderen Ketzereien vor Augen geführt, angefangen von den Zeiten der Apoſtel bis zur Reformation des 16. Jahrhunderts. Die Urſache aller Ketzereien findet er im ſataniſchen Stolze; aus dieſer trüben Quelle fließt die menſchliche Anmaßung. Das wird nachgewieſen an dem Beiſpiele eines Simon Magus, eines Novatus u. ſ. w. Kurz und treffend werden der Reihe nach alle Sectenſtifter gezeichnet. Manes verführte zwar viele oberflächliche Chriſten, war aber ſelbſt niemals Chriſt. Der Islam war ein Ausbund aller Secten. Von den Judaiſirenden entlehnte der Lügenprophet die Beſchneidung, von den Stoikern das Fatum, von den Saracenen den Kult des Geſtirnes Cubar, von den Arianern und Neſtorianern deren Anſichten über Chriſtus,

das Uebrige von den Eutychianern und andern Secten. — Die Ketzerei der Bilderstürmer entstand aus dem Muhamedanismus und Judenthum. Alle Ketzereien sinken immer tiefer; sie vermögen niemals Halt zu machen, sondern endigen im Epicuräismus und Atheismus. Besonders lebendig werden die Reformatoren des 16. Jahrhunderts geschildert. Vom 3. Kapitel an verbreitet er sich über die irrthümlichen Darstellungen einzelner Glaubenslehren. Im 7. Kapitel weist er nach, wie die Sectirer schließlich jedes Gesetz über Bord werfen. Oder folgte im 16. Jahrhundert auf die kirchliche Auflehnung nicht sofort der gräßliche Bauernkrieg? Und welch' unwürdige Anschauungen haben die modernen Sectirer nicht von der göttlichen Majestät! Sind doch ihren Lehren zufolge die Sünden schließlich deren eigenes Werk (8. Kap.)!

Vom 9. bis 21. Kapitel beschäftigt ihn ein häretisches Machwerk, das 1613 erschien unter dem lockenden Titel: libri decem florum Flaminiorum, 10 Bücher über römische oder päpstliche Blüthen. Für den Verfasser hält P. Contzen den Friedrich Braubom von Spähoff. In diesem katholikenfeindlichen Sammelsurium wird die ganze Kirchengeschichte verdreht. Die prophetischen Bilder und Zahlen Daniels und der Apokalypse, welche von allen vernünftigen Schriftauslegern auf die Verfolger der Kirche gedeutet werden, müssen natürlich sämmtlich auf das Papstthum gemünzt sein. Bereits die ersten Päpste werden Antichristen genannt und somit konnte die antichristliche Zeitrechnung sofort ohne Hinderniß beginnen. Der protestantische Kirchenhistoriker weiß die Entwicklung des Antichristenthums ganz hübsch nach Perioden einzutheilen. Lange vor dem Jahr 86 n. Chr. ist der Sohn des Verderbens empfangen, im Jahre 86 wurde er geboren, 376 war er zum Jüngling herangewachsen, 636 stand er im Mannesalter, 711 hat er den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht, 1086 fängt er an zu altern, während die reformirte Kirche aufzublühen beginnt; von 1376 an geht es immer rascher abwärts, 1636 wird er bereits altersschwach sein und 1641 stirbt er eines seligen Todes; 1711 endlich fallen seine letzten Ueberbleibsel, die Jesuiten, ins Grab; und dieses Jahr ist denn auch das letzte. Merkwürdigerweise läßt mithin der erbitterte Papstfeind die Jesuiten bis zum Ende der Welt bestehen. Nachdem Contzen diese Braubom'schen Annalen angekündigt, ruft er S. 571 entsetzt aus: „O Jesus Christus, Herr der Märtyrer, in dessen Blut jene geröthete Schaar weiß gewaschen wurde! Vor deinem

Richterstuhle verhandeln wir einen Streit und alle die heiligen Päpste und Märtyrer, die ich aufzähle, sollen Antichristen, Bestien sein, deren Antheil im brennenden Pech- und Schwefelpfuhl sein wird?" Kein Wunder, wenn auch dieser Lästerer die wuchtige Beweisführung Contzen's zu kosten bekommt.

Diese erste Periode von Contzen's schriftstellerischer Thätigkeit können wir füglich die Bellarminische nennen. Wir dürfen wohl annehmen, daß die mannhafte Vertheidigung, welche die Controversen Bellarmins durch P. Contzen gefunden haben, nicht wenig zu der folgenden segensreichen Wirksamkeit derselben beitrug. Wer sich von letzterer des Nähern zu überzeugen wünscht, nehme das Prachtwerk: „die Convertiten seit der Reformation, von Dr. Andreas Räß, Bischof von Straßburg", zur Hand; da wird man finden, wie die Lektüre Bellarmin's bei gar vielen hervorragenden Protestanten von durchschlagender Wirkung war. Freilich wurde Bellarmin um dieselbe Zeit auch von andern Mitgliedern seines Ordens, wie von P. Gretser und P. Roger, vertheidigt. Allein der streitbare Cardinal wußte selbst die Dienste, die P. Contzen ihm geleistet, wohl zu schätzen. Er beehrte den bescheidenen Professor wiederholt mit freundschaftlichen Briefen, behandelte ihn wie einen Collegen und Kampfgenossen gegen die Irrlehren und spendete ihm das größte Lob: er erkenne in seinen Schriften eine vorzügliche Fülle von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, einen glücklichen Stil, Durchsichtigkeit der Darstellung, Reife des Urtheils, Geistesblitze verbunden mit nerviger Kraft. Er freut sich, daß Gott und die Kirche einen so unbesiegbaren Lehrer der Wahrheit und Vertheidiger der Religion gefunden und ermuntert ihn zur ferneren Abwehr der Feinde des katholischen Namens. Sodann rühmt sich der gefeierte Kirchenfürst, ihn als Vertheidiger seiner Schriften zu besitzen. [1]) Die Zukunft wird uns lehren, daß P. Contzen eifrig bestrebt war, sich seines großen Gönners und Vorbildes immer würdiger zu erzeigen.

[1]) Hist. Soc. Jesu Prov. Germaniae Super. Pars V, ab anno 1631 — 1640. Auctore Franz Kropf, S. J. Aug. Vind. 1754 fol. p. 267; Vgl. Alegambe p. 3.

III. Contzens erste irenische Bestrebungen.

Ist in einer Familie oder in einer größeren Gesellschaft Uneinigkeit ausgebrochen, so werden wir es gewiß für höchst ersprießlich und verdienstvoll halten, wenn einsichtsvolle Männer sich zur Friedensvermittlung anheischig machen. Je gewaltsamer und schmerzlicher der Riß ist, desto werthvoller ist eine derartige Vermittlung. Nun sind aber Religionszwistigkeiten anerkannter Maßen die zartesten und empfindlichsten, die am Schwersten beizulegen sind. Je schwieriger aber dieses Werk an und für sich ist, desto leichter stellt sich die Versuchung ein, sich an dasselbe zu wagen. Oder ist die Zahl der Einigungsversuche, welche in Deutschland seit dem Jahre 1517 gemacht wurden, nicht Legion? So lobenswerth mithin derartige Versuche an und für sich sein mögen, so kommt doch Alles darauf an, dieselben in der rechten Art und Weise anzustellen. Der Heidelberger Professor Pareus, Contzens alter Gegner, glaubte einen trefflichen Feldzugsplan ersonnen zu haben. In einer eigenen Schrift wollte er eine Synodal-Versammlung der Lutheraner und Calviniſten anregen. Hätten diese einmal, wähnte er, ihre gegenseitigen Streitigkeiten ausgeglichen, so stünden sie den verhaßten Katholiken mit Uebermacht gegenüber; deren gänzliche Ausrottung wäre dann bloß noch eine Frage der Zeit. — Hätte dieser Anschlag des rastlosen Widersachers dem Scharfsinne des P. Contzen entgehen sollen? Sofort trat er auf den Kampfplatz mit einer gediegenen Schrift,[1]) in welcher er die Zwecklosigkeit und Unmöglichkeit einer solchen Versammlung ins hellste Licht stellte. Dabei wußte er den abstracten Gegenstand mit solch zwingender Logik, mit solch dramatischer Lebhaftigkeit, in so frischen Farben zu behandeln, daß es überaus ergötzlich ist. Er ging scheinbar auf den Vorschlag des Gegners ein und veranstaltete in seinem Buche eine Synodal-Unterredung in der Ordnung und nach der Methode, wie Pareus dieselbe verlangt hatte. Jedermann sollte nicht bloß einsehen, sondern gleichsam mit eigenen Augen schauen und mit Händen greifen können, was für ein lächerliches und verderbliches Ding jene Versammlung sei. In 29 Kapiteln behandelt er den Gegenstand erschöpfend. Nachdem die strittigen Punkte namhaft gemacht sind,

[1]) De Unione et synodo generali Evangelicorum, Theologis et Politicis necessaria consultatio. Mogunt. 1615. in 12° pp. 328.

wird auf den Anfang der Zwietracht unter den Evangelischen hingewiesen und dargethan, wie vortheilhaft dieselbe für die gute Sache sei. Auch führt er Gutachten Anderer über das Einigungswerk an. Dann antwortet er auf die Fragen, ob die schriftstellerisch Thätigkeit der Evangelischen bisher etwas genützt habe, ob die Religionsgespräche bislang auf die rechte Weise seien angestellt worden, ob die Theologen der Gesellschaft Jesu auf dem Religionsgespräche zu Regensburg 1601 ein Beispiel häretischer Bosheit gegeben hätten,[1]) ob die Lutheraner und Calvinisten eine Synode veranstalten sollten. Dann bespricht er die Hindernisse der Synode, welche Pareus selbst vorgebracht hatte,[2]) um dann speziell überzugehen auf die Schwierigkeiten, welche aus den Partei-Versammlungen oder Vorsynoden entspringen, sowie aus der Beschaffenheit der theilnehmenden Redner und aus dem Umstande, daß es einer solchen Synode an der nöthigen Jurisdiction gebrechen würde. Ueberdieß haben die Lutheraner ihre eigenen Gedanken und Bedenken gegen die Synode. Und wer soll dieselbe berufen? Welches wird ihre Aufgabe sein? Wo soll sie abgehalten werden? Wer ist dabei zu berufen und zuzulassen? Unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen soll sie veranstaltet werden? In welcher Form und zu welchem Zwecke soll das Gespräch gehalten werden? — Alle diese Fragen sind geeignet, den Liebhaber einer gemischten Synode in unauflösliche Widersprüche zu verwickeln. Doch wohlan, machen wir den Versuch und schreiten wir zur Eröffnung der Synode. Das Verzeichniß der Synodalmitglieder wird verlesen und in der ersten Sitzung ergeht eine Ermahnung zur Eintracht. Es folgt die unmittelbare Vorbereitung zur Disputation. In der zweiten Sitzung werden die Vorsitzenden

[1]) Herzog Maximilian von Baiern führte seit 1599 brieflich einen Streit mit seinem lutherischen Vetter Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg über die Lehre Luthers. Endlich veranstalteten beide Fürsten am 26. Nov. 1601 zu Regensburg ein Religionsgespräch zwischen Theologen. Daran betheiligten sich die Jesuiten Gretser und Tanner. Weil der Papst von den protestantischen Theologen oft Antichrist geschmäht wurde, schloß Maximilian das Colloquium am 8. Dezember. Vgl. Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. 5, 331 ff.

[2]) Pareus hatte sich bereits 1587, als er zu Neustadt an der Hardt die Bibel Luthers, mit calvinischen Zusätzen versehen, herausgab, auf das Bitterste mit den Lutheranern verfeindet. Der Prediger Andreä erklärte in einer Warnungsschrift diese Neustädtische Ausgabe für „einen hochsträflichen Falsch und für ein recht teuflisches Erzbubenstück". Ebds. S. 171.

und die aktiven Theilnehmer gewählt. Das Gespräch über den auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand wird eröffnet. Doch siehe! Die Lutheraner halten sofort eine Privatversammlung unter sich, um ihre Forderungen zu formuliren. Aber, o wehe! Gleich tritt ihre Uneinigkeit zu Tage.[1]) Die Calviniſten haben bei ihrer Aufſtellung ebenfalls kein Glück; auch ſie ſpalten ſich in verſchiedene Lager. Was iſt alſo bis zur zweiten Sitzung erreicht worden? Der Keim der Auflöſung hat ſich ſchon eingeſtellt. In der folgenden Sitzung werden die Theſen vertheilt und die Löſungen der Einwürfe vorgebracht. Sodann wird der Spruch gefällt. Doch, in der nächſten Sitzung bricht die Kataſtrophe über die Synode herein. Die Meinungsverſchiedenheit unter den Lutheranern und Calviniſten führt zu einer babyloniſchen Verwirrung. Da man ſich nicht einigen kann, ſo heißt es, einen Richter in ſtrittigen Punkten anzurufen und in dieſem Sinne erläßt die Synode denn auch ihr Decret, d. h. es iſt nichts erreicht worden; eine gemiſchte Synode wird niemals im Stande ſein, die feindlichen Heerlager zu einigen. Hintennach beſpricht man ſich noch etwas über den mißlungenen Verſuch; einige fromme Wünſche über die erſehnte Einigung und Synode krönen das ganze thörichte Unternehmen. — Das iſt in Kürze der Gedankengang in Contzens Schrift „über die Einigung und General-Synode der Evangeliſchen.“ Ganz augenſcheinlich war der Nagel auf den Kopf getroffen. Der Gegner mußte verſtummen und eingeſtehen, daß die Hoffnung auf eine Synode in weite Ferne gerückt ſei. Ja die Lutheraner bekannten laut, es ſei aus mit jeder Hoffnung auf eine General-Synode.

IV. Contzen's Auftreten gegen die beabſichtigte Religionsmengerei.

Pareus gab ſich noch nicht für beſiegt. Nachdem er ſeinen erſten Plan aufgegeben, nahm er zum Synkretismus oder zur Religionsmengerei ſeine Zuflucht. Jetzt that er auf einmal ganz freund-

[1]) P. Contzen bewährte ſich da als einen ebenſo guten Pſychologen als Beobachter der wirklichen Vorgänge. Oder haben in unſerem Jahrhundert dieſelben Einigungsverſuche nicht zu demſelben Schauſpiel geführt? Und bieten die lutheriſchen Synoden, welche in unſeren Tagen zu Berlin gehalten werden, nicht daſſelbe Bild der inneren Zerfahrenheit?

schaftlich mit den Lutheranern und suchte denselben vorzuspiegeln sie seien eigentlich immer gute Freunde gewesen, sie stimmten in allen wesentlichen Glaubenslehren vollkommen überein; wegen Kleinigkeiten verlohne es sich nicht der Mühe, in ewigem Hader mit einander zu leben; das Zweckmäßigste sei es daher, in derselben Kirche friedlich zusammen zu leben, über unbedeutende Nebensachen aber nachgiebig den Mantel der Liebe zu breiten. Diese Kriegslist war ungleich verfänglicher, als die erste; es ließ sich auf dieselbe das Wort des Erlösers anwenden: ist der böse Geist aus einem Hause vertrieben, so kehrt er bald wieder zurück, begleitet, von sieben andern Dämonen, die schlechter sind, als er selbst. Auf diesem Boden war mithin der Kampf viel schwieriger. Je einschmeichelnder und verfänglicher die Worte des Verführers waren, desto größeren Scharfsinn mußte jetzt P. Contzen aufwenden, um denselben zu entlarven. Dazu hatte er den fatalen Umstand gegen sich, daß er als Apostel des Friedens *gegen* einen vorgeblichen Friedensversuch auftreten mußte. Sehen wir nun, mit welchem Geschick P. Contzen alle die gefährlichen Klippen und Untiefen umschiffte.

Bereits im Sommer 1615 lag das Werk über den *Frieden Deutschlands*,[1]) in Octavform, 861 Seiten, vollendet da; denn die Approbation des Provinzials, P. Heinrich Scherer, ist datirt: Mainz, den 7. September 1615. Als Titelbild ziert dasselbe das Monogramm der Gesellschaft Jesu I. H. S. mit der Umschrift: „laudabile nomen Domini, der Name des Herrn sei gebenedeit." Die schöne Zueignungsschrift an den Erzbischof von Mainz, Johann Schweickhart, orientirt uns vortrefflich über den Stand der Frage und verbreitet zugleich das hellste Licht über den edeln Charakter des P. Contzen. Wir theilen dieselbe daher in deutscher Uebersetzung großentheils mit. P. Contzen beginnt: „Da es schon hundert Jahre her sind, hochwürdigster und erlauchtester Fürst, mildreichster Herr, seitdem der Kampf um die Religion und Gottesfurcht die Kirche Deutschlands theils zu Grunde gerichtet, theils bedrückt und geschwächt, alle Provinzen durch bange Besorgniß beunruhigt, oft die Waffen gerührt, Niederlagen und Verheerungen angerichtet hat:

[1]) De pace Germaniae, libri duo, prior de falsa pace, alter de vera pace Mogunt. 1616 in 12° wiederholt aufgelegt, noch 1685 zu Köln, in 8° 861. S.

so könnte es Jemanden als vergebliche und nutzlose Mühe erscheinen, zum Frieden rathen zu wollen. Haben ja die Friedensbemühungen, Dank der Erbitterung unter den kirchlichen Parteien, sich bereits bis ins 100. Jahr hin verzogen und sind dieselben durch die Eifersucht der regierenden Klassen bis zu dem Grade hintertrieben worden, daß unter den übrigen Schriften, welche die gegnerische Galle dictirt hat, neulich eine veröffentlicht wurde unter dem Titel: „das unversöhnliche Rom". Doch diese täuschen sich gewaltig und sie nähren die Zwietracht blos zum eigenen Vortheil.[1]) Auch nach langem Kriege darf man am Frieden nicht verzweifeln. Ist die Friedensverhandlung vor dem Kriege auch leicht und ersprießlich, so pflegt sie doch nach überstandenen Gefahren und Greueln desto erwünschter zu sein. Ja, ich halte es eines Mannes und eines guten Bürgers nicht für würdig, am wahren Frieden des Vaterlandes zu verzweifeln. Der Streit zwischen den Kirchen und den Fürsten entbrannte nicht selten schon heißer und wüthender, und schließlich kam doch eine dauerhafte Einigung der Gemüther zu Stande. Auch in diesem ganzen Jahrhunderte des Streites hat man sich mit ungeheuerer Mühe auf das Friedenswerk verlegt, angefangen von den Zeiten Maximilian I. bis auf den jetzigen Kaiser Matthias, welcher sogar zur Zeit der Pest mit Lebensgefahr den Sachwalter des Friedens machte.[2]) Die vergeblichen Anstrengungen seiner Vorfahren haben ihn nicht abgeschreckt, sondern ihrem Beispiele nachfolgend, fuhr er fort, die Sache der Eintracht zu befördern, den Erfolg Gott überlassend. Sämmtliche Reichstage und öffentlichen Zusammenkünfte waren von derselben Gesinnung beseelt. Alle Reichstagsabschiede beginnen mit Verwünschung der Uneinigkeit

[1]) Karl Adolf Menzel 6, 4 ff. schildert den Zustand des deutschen Protestantismus zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Nachdem er höchst ungerecht den deutschen Katholiken wissenschaftliche Stagnation und geistloses Formelwesen vorgeworfen, behauptet er: „dagegen wurde der deutsche Protestantismus durch die in seinem Schooße ausgebrochenen theologischen Zwiste in unaufhörlicher Bewegung erhalten. Diese Bewegung war aber nicht das religiöse Streben nach Erneuerung und Umwandlung des in der Sünde befangenen Herzens ...; sondern das Streben der dialectischen Geistesvermögen, sich die Glaubenssätze zu unterwerfen und aus denselben Zauberformeln zur Beherrschung der eigenen und zur Bezwingung der gegenüberstehenden Parteien zu bilden.

[2]) Auf dem Reichstag zu Regensburg vom 13. August bis 22. Oct. 1613. Vgl. K. A. Menzel, 6, 44 — 50.

und Betheuerung der Friedensliebe. — Als ich dieses so bei mir überlegte, faßte ich den Entschluß, meinem in Kriegsnöthen schwebenden Vaterlande nach Kräften das Verlangen nach Frieden beizubringen und demselben geeignete Mittel und Wege zum Frieden anzugeben. Wo ein Brand wüthet, tragen Alle Wasser herbei, wo ein Einsturz droht, bringt Jeder eine Stütze an, wird das Lager mit einem Wall umgeben, so tragen Aller Hände die Erde herbei, ist ein Schiff auf Klippen gerathen, so wird keine Hilfe verschmäht, in gewaltigen Gefahren achtet man mehr auf den Rath, als auf den Urheber desselben. Deßhalb möge sich Niemand wundern, wenn auch ich in der allgemeinen Verwirrung als Friedensvermittler auftrete und auf den schon brennenden Scheiterhaufen oder auf die bald anzuzündende Masse[2]) Wasser schütte. Zu dieser kleinen, aber treu gemeinten Hilfeleistung hat mich neulich ein gewisser unseliger Schwindler nicht wenig aufgemuntert. Dieser heuchelte in seinem Buche über den Frieden und die Einigung unter den Evangelischen aufrichtigen Frieden, aber schließlich empfahl er seinem Fürsten den Synkretismus, die Verschmelzung und Verwaschung aller Religionen, auf daß die Unirten gegen die Katholiken einen falschen und hinterlistigen Frieden handhabten. Mit dieser Angelegenheit hat er sich derart geplagt, daß er acht Gründe aufbrachte, um die Verbindung der Lutheraner und Calvinisten zu empfehlen. Die 19 Gründe hingegen, mit welchen die sächsischen Staatsräthe ihrem erlauchten Churfürsten darlegten, man müsse sich vielmehr mit den Katholiken verbinden und die Kräfte vereinigen, anstatt sich mit den Calvinisten gegen die Katholiken zu verschwören, verlachte und verhöhnte er. Diesem neuen Machiavelli habe ich deßhalb das Buch über den falschen Frieden entgegengestellt. Ein zweites Buch schrieb ich über den wahren Frieden". — Beide widmet er seinem erlauchtesten Churfürsten; sei derselbe ja vor aller Welt, vor Papst und Kaiser, vor Freund und Feind als der aufrichtigste Freund und thätigste Vermittler des Friedens bekannt und verehrt. Außerdem verkünden ihn als friedliebenden Fürsten so viele Werke des Friedens: öffentliche Anstalten, die er theils wiederhergestellt, theils von Grund aus errichtet, der Schutz, den er Künsten und Wissenschaften angedeihen lasse, die Gotteshäuser, die er restaurirt und ausgeschmückt, die Religion, die er in vielen Gegenden wieder aufgerichtet und

[2]) Damit dürfte P. Contzen auf das in Aussicht stehende Lutherjubiläum anspielen.

erhöht. Aus diesem Grunde also widmet er ihm diese Schrift und nicht so fast aus Dankbarkeit für die zahlreichen Wohlthaten, mit welchen er die Kollegien in seinen Staaten, besonders die von Mainz, Heiligenstadt und Erfurt, und die ganze Gesellschaft Jesu überhäuft. Die Abtragung dieser Schuld behalte er sich für eine andere Gelegenheit vor. Denn dieses Werk über den Frieden gehöre aus inneren Gründen von Rechtswegen ihm an, dem Kenner des falschen Friedens, dem Verfolger des Synkretismus, dem Priester der religiösen Eintracht, dem Sachwalter des heiligen Friedens, dem Haupte der heiligen Liga.[1]) Der hochwürdigste und erlauchteste Fürst möge also diese Bücher gnädig aufnehmen und selbige beschützen. Diese Bücher seien nicht blos durch den Titel seines Namens ausgezeichnet, sondern athmen auch Eintracht in friedfertiger Gesinnung. Der ewige Gott, der unser Friede ist, möge seine heiligen Wünsche dereinst erfüllen, auf daß er schauen könne, wie Deutschland in heiligem und ungetrübtem Frieden blühe, und ihm, dem Churfürsten, als dem Urheber des Friedens, Glück wünsche.

In der einleitenden Vorrede wünscht P. Contzen dem wohlwollenden und friedliebenden Leser Friede und Heil. Der geneigte Leser möge diese Abhandlung über den Frieden nicht beurtheilen

[1]) Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts suchte der hochstrebende König Heinrich IV. von Frankreich, der bis zu seiner Erhebung auf den Thron selbst Calvinist gewesen war, die westdeutschen, meist calvinischen Fürsten in sein Interesse zu ziehen. Besonders thätig in diesem Sinne war Fürst Christian von Anhalt. Am 11. Mai 1608 schlossen die Verschworenen im Kloster Ahausen im Anspachischen, die sogen. Union, ein Offensivbündniß gegen den Kaiser und die katholischen Reichsfürsten. Den Vorsitz führte der calvinische Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz. In Erwartung eines französischen Invasionsheeres überfiel das Unionsheer bereits im Frühjahr 1610 die Bisthümer Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Würzburg, Bamberg. Die Ermordung Heinrich's IV. durch den Fanatiker Ravaillac, am 10. Mai 1610 erstickte bald die vorzeitig ausgebrochene Kriegsflamme. Vgl. L. A. Menzel 5, 366—73; Histor.-polit. Blätter 27. Bd. S. 73—88. Zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges; Onno Klopp, Tilly im 30jährigen Krieg, Stuttg. 1861. 1. Bd. S. 11 ff. — Dem revolutionären Offensivbündniß gegenüber bewirkten Herzog Maximilian von Bayern und Fürstbischof Julius von Würzburg am 10. Juli 1609 zu München die Errichtung eines katholischen Gegenbundes zum Schutze des bedrohten öffentlichen Friedens. An der Spitze dieser sogen. Liga stand Herzog Max. Als im August 1610 die drei geistlichen Churfürsten dem Defensivbunde beitraten, wurde das Directorium desselben zwischen München und Mainz getheilt. Vgl. Const. Höfler, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 3. Bd. 1. Abtheilung. S. 338—39.

nach dem Erfolge, der von ihm nicht abhängig sei, sondern nach seiner Gesinnung und seinem Bestreben, welches dahin abziele, einen wahren und dauerhaften Frieden zu vermitteln und gegen die bluttriefenden Bündnisse[1]), die hinterlistigen Vereinbarungen und den offenen Bürgerkrieg ein Heilmittel zu bieten. Wir Rechtgläubige werden von allen Seiten zur Schlachtbank gezerrt. Der Hugenottenführer Plessis versucht es durch Aufreizung zum offenen Krieg, der calvinische Professor Pareus durch Verlockung zur Religionsmengerei. Ueber diesen Scheinfrieden will er im ersten Buche handeln (S. 1—402) und zwar in drei Abschnitten. Zunächst verbreitet er sich über die Natur der Religionsmengerei (1. bis 7. Kap.). Diese ist im Grunde nichts, als ein falscher, heuchlerischer, hinterlistiger Friede, eine schlaue Bemäntelung des Hasses, ein auf die Gelegenheit zur Rache lauernder böswilliger Anschlag, ein der trügerischen Asche untergelegtes Feuer, ein bedächtig verhüllter Abgrund, eine durch äußerliche Höflichkeit sich einschmeichelnde Feindschaft, ein Schatten von Bündniß, eine Schule des Machiavellismus, eine Tochter des Epikur, eine Pest der menschlichen Gesellschaft, der Tod der Frömmigkeit. Dieses durch so viele Schriften, Colloquien, fürstliche Decrete der Lutheraner tödtlich getroffene Ungeheuer hat der unselige Pareus unter Beihilfe der Heidelberger Weisheit wieder zur Welt gebracht. Sollte Jemand sich darüber wundern, daß ich, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und ein Jünger der hl. Wissenschaft, dessen ganzes Leben in Erhaltung des Friedens aufgehen soll, und der stets zum Frieden gerathen und für den Frieden gearbeitet, gegen irgend einen Frieden mich erheben könne, so lege ich getrost meine gewichtigen Gründe vor. Alle sollen es wissen, daß ich nicht gegen den Frieden, sondern gegen den schrecklichen Krieg, der sich unter dem Namen des Friedens birgt, feindselig gesinnt bin. Dieser Friede wäre eine Schmach und ein Schandfleck für die deutsche, d. h. die herrschende Nation; er würde aus den Deutschen Cretenser, d. h. vollendete Taugenichtse machen, die der hl. Paulus ewige Lügner, schlechte Bestien, Faulbäuche nennt. Sollen Jene, denen deutsche Kraft und Biederkeit, die römische Majestät und das Recht des Kaiserthums innewohnt, dir so wenig gelten, daß du sie schnöde mit den Cretensern zusammenwirfst? Die deutsche Nation

[1]) Den Commentar zu diesen Worten finden wir in der vorhergehenden Anmerkung.

würde zum Gespötte aller übrigen Völker (1 Kp.). Um sich davon zu überzeugen, betrachte man die jüngsten Vorgänge in Holland. Dort wurde die Religionsmengerei gesetzlich eingeführt und zwar nicht einmal zwischen Lutheranern und Calvinisten, sondern bloß zwischen einer strengeren und freieren Richtung innerhalb der letzteren Secte. Welches waren aber die Folgen? Die traurigste Verwirrung und selbst blutige Verfolgungssucht zwischen den gemäßigten Remonstranten oder Arminianern und den strengen Gegenremonstranten oder Gomaristen (2. Kp.)

Der Hauptzweck der Religionsmengerei besteht darin, mit Verletzung des Religionsfriedens die Katholiken abzuschlachten. Mit diesem Lockruf wollen deren Feinde die von der katholischen Kirche Getrennten zum Vernichtungskampf gegen dieselbe vereinigen. Pareus lehrt das offen in seiner Schrift und erklärt, keine Art von Rache gegen den Papst sei ungerecht oder übermäßig. Ihm reicht Philipp de Mornay, Herr von Plessis — Marly (1549—1623) die Hand. Sie verschreien die Katholiken als einen Ausbund aller Schlechtigkeit und würden sich an deren Qualen ergötzen. Die Fürsten und deren Räthe mögen bedenken, daß die Gegner unter dem Wort Antichrist und Papst nicht bloß den Papst in Rom, sondern alle Geistlichen und katholischen Laien verstehen (3. Kap.). Als untergeordnetes Ziel verfolgen sie bei der Religionsmengerei ein Doppeltes: die Vernichtung der Lutheraner und die Knechtschaft der calvinischen Fürsten. Die calvinischen Prediger nennen die Lutheraner Doppelpäpstler und Götzendiener. Ihre Grausamkeit ist aber so groß, daß sie dieselbe an ihren eigenen Fürsten befriedigen, wenn es an auswärtigen Gegnern mangelt. Denn Pareus gestattet den Untergebenen, unter gewissen Bedingungen sich gegen jede geistliche oder weltliche Obrigkeit auch mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Damit ist deren Willkühr und Laune Alles preisgegeben (4. Kp.). Der Anschlag des Pareus mit seiner Religionsmengerei ist viel schlauer, als derjenige des Plessis, welcher direct den König von England auffordert, nach Italien zu segeln und dem Papstthume mit einem Schlage ein Ende zu machen. P. Gretser hat in seiner Entgegnungsschrift „Der Zauberpriester von Saumur" den blühenden Unsinn gehörig ins Licht gestellt. Pareus will sich vor der ganzen Welt nicht ebenso lächerlich machen; ihm zufolge soll der Krieg von langer Hand her vorbereitet werden (5. Kp.). Die Lutheraner selbst haben übrigens in vielen Schriften und Verordnungen sich

auf das Entschiedenste gegen die Religionsmengerei ausgesprochen. Weil die sächsischen Räthe und Prediger in ihrer Schrift: „Motive und Ursachen, warumb man mit den Calvinisten in Religionssachen nicht kann oder soll wider die Papisten für einen Mann stehen", dem Churfürsten von dem angetragenen Bündnisse abriethen, kehrte Pareus seine ganze Wuth zuerst gegen dies- und nannte sie verächtlich höfische Stentoren. Aber auch die freien Reichsstädte, ohne deren Macht die wüthenden Prädikanten keinen Krieg unternehmen können, sind nicht zu fürchten; denn dieselben sind einzig auf Handel, Industrie und die Künste des Friedens bedacht. Sollte indeß der Bund zwischen den Lutheranern und Calvinisten wirklich zu Stande kommen, so sind die Katholiken bereit, den Martertod zu erleiden. Für Christen ist es nicht bitter, zu sterben. Bedauernswerther wären Jene, deren Grausamkeit wir zu erfahren hätten. Wir beben daher nicht vor ihren Drohungen, noch vor den Kriegsgerüchten, welche sie täglich aussprengen, noch vor ihren lügenhaften Geschichtsdarstellungen. Auch stützen wir uns nicht zu sehr auf die Berechnungen wohlmeinender Politiker, welche von Gott und der rechtmäßigen Obrigkeit erwarten, daß sie der gerechten Sache der Katholiken zum Siege verhelfen würden. Wir ziehen es sogar vor, geduldig für Gott zu leiden und zu sterben, als durch tapfern Widerstand die Feinde nieder zu kämpfen. Erwarten wir in dieser Gesinnung den Krieg, so werden wir von zwei Dingen sicher eines erlangen. Entweder erringen wir die glorreiche Palme des Martertums oder, falls Gott der gerechten Sache den Sieg verleiht, werden wir in der ererbten Religion ohne die Wirren der Neuerer und die Anfeindung der Gegner leben. O glückseliges Loos der christlichen Seele, für welche ein längeres Leben der Pfad zur Glückseligkeit ist, während der Tod auf dem kürzesten Wege dahin führt! Denn sie kann nur zu Grunde gehen, wenn sie es selbst will (6. Kp.).

Im zweiten Abschnitt (7.—16. Kp.) widerlegt P. Contzen die 8 Gründe, mit welchen Pareus die Religionsmengerei zu empfehlen suchte. Dreist behauptete derselbe, die Evangelischen und die Calvinisten stimmten in allen wesentlichen und zum Heile nothwendigen Dingen überein; die Lutheraner, welche das leugnen, seien freche Demagogen. Dann malt er in den rührendsten Farben die Nachtheile der religiösen Zwietracht, beweint das Aergerniß, welches dadurch den Schwachen gegeben wird. Um vollends alle Bedenken zu zerstreuen, beruft er sich auf viele historische Vorgänge, wo bei verschiedenerlei Ansichten

ein befriedigender Ausgleich zu Stande kam. Doch, P. Contzen zerreißt mit der Wucht seiner Gegengründe das kunstvoll gewobene Netz. Er weist darauf hin, daß durch Uebereinstimmung die Religionsmengerei ihrem Wesen nach aufgehoben wird, daß die Lutheraner selbst die Uebereinstimmung in den Fundamentallehren in Abrede stellen. Erasmus äußerte sich ungemein drastisch: „Die Religionsmengerei stecke so vol Irrthumbs, als die Hund vol Flöe." P. Contzen macht nicht weniger als 288 Punkte namhaft, in welchen die Evangelischen und die Calvinisten verschiedenerlei Meinung sind. Alle historischen Vorgänge bewegten sich entweder auf einem ganz andern Gebiete, bezogen sich auf unwesentliche Fragen, oder sie erreichten das beabsichtigte Ziel nicht, wie es der Fall war mit den Vereinbarungen zu Marburg, Wittenberg und Sendomir.

Im dritten Abschnitt (16.—34. Kp.) vertheidigt P. Contzen die 19 Gegengründe, mit welchen die lutherischen Theologen und Räthe den Churfürsten von Sachsen von der calvinischen Religionsmengerei abzuhalten suchten. Sie machten z. B. geltend: den treulosen Calvinern ist nicht zu trauen; es wäre gegen die Augsburger Confession; die Katholiken würden über das ungeheuerliche Beginnen spotten; hieße es doch nichts Geringeres versuchen, als Feuer und Wasser mischen zu wollen; der Calvinismus würde dadurch anerkannt und seine Anhänger würden zu der Meinung verleitet, man billige ihr treuloses Wesen; der Religionsfriede von Augsburg würde vernichtet; der Kaiser sähe sich außer Standes gesetzt, fürder noch eine den Lutheranern günstige Entscheidung zu treffen. Oder wie wäre das möglich? Wenn der Kaiser die Religionsmenger gutwillig fragte: was wollt ihr denn von mir? so kämen ganz ergötzliche Dinge zum Vorschein. Der Calviner Pareus würde etwa antworten: wir verlangen, daß der Papst in Deutschland keine Gewalt habe. — Frägt der Kaiser weiter: wen willst du von der päpstlichen Gewalt ausnehmen? so müßte derselbe antworten: uns Rechtgläubige und die Lutheraner, diese Doppelpäpstler, diese Bier- und Strohpäpste. Der lutherische Hutter seinerseits würde vom Kaiser Autonomie und Freiheit für alle Religionen und Irrthümer verlangen. Auf des Kaisers zweite Frage: für wen verlangst du das? müßte er ebenfalls erwiedern: für uns rechtgläubige Lutheraner und für die Calviner, welche dich im Türkenkrieg nicht unterstützen, die es mit den Türken halten und die den morgenländischen Antichristen im Leib haben. Nachdem der Kaiser bei diesem Verhöre so viele Widersprüche und

Lästerungen vernommen, bekreuzt er sich endlich und zieht sich in seine Gemächer zurück, staunend über solche Frechheit und Thorheit. Schließlich belehren einige Hofleute beide Bittsteller über ihr thörichtes Betragen und fordern sie auf, wenn sie in Zukunft sich wieder an den Kaiser wenden, sollten sie es ein Jeder für sich thun, widrigenfalls nöthigten sie ihn, Alles abzuschlagen (22. Kp.). Ferner würden die Katholiken ihres Versprechens entbunden, den Religionsfrieden zu halten, weil die Lutheraner sich mit einer Partei verschwören, die von demselben ausgenommen ist. P. Contzen überzeugte sich persönlich, daß dieses die Anschauungsweise der Lutheraner war. Denn als er einst einen ehrenfesten Lutheraner der Gemeinschaft mit den Calvinern zieh, antwortete derselbe entrüstet: „verbänden wir uns mit den Türken und Juden gegen die Papisten, so würden wir schon mit Recht des Religionsfriedens und der Privilegien verlustig gehen; aber welchen Frieden könnten wir erwarten, wenn wir gemeinsame Sache mit den Calvinern machten, die schlechter sind als Türken und Juden? Ja, wir versichern heilig, daß der Teufel einen bessern Glauben über Christus hat, als jene." (23. Kp.) — P. Contzen schickt stets den Wortlaut des sächsischen Gutachtens voraus, läßt dann die versuchte Widerlegung des Pareus folgen, um schließlich das Ganze zu resumiren und den Beweis zu Gunsten der sächsischen Bedenken schulgerecht fest zu stellen. So weiß er z. B. bei n. 14 den Pareus sehr geschickt zu fassen. Die Sachsen erinnern da: es wäre jene Religionsmengerei „eine fleischliche und weltliche Berechnung, welche den Segen Gottes nicht erhielte; um einen beabsichtigten Zweck zu erreichen, darf man nicht Böses thun, um Gutes zu erhalten." -- Pareus wähnte nun gewiß, sich recht gut aus dieser Schlinge herausgezogen zu haben mit der Antwort: dieser Grund sei theils politischer Natur, weil die Lutheraner nicht an das Vorhandensein einer Gefahr von Seiten der Papisten glauben, und theils theologischer Natur. Darauf erwiederte ihm P. Contzen: freilich ist es ein politischer Grund; denn wenn jetzt schon die Handvoll Calvinisten in Deutschland die zahlreichen Lutheraner fast ersticken, was würde erst geschehen, wenn die Calviner ihnen an Zahl einmal gleich wären? — Pareus hatte seine Schrift geschlossen mit einer eindringlichen Ermahnung an die Lutheraner, sich den Vorschlag wohl zu überlegen und zu Herzen zu nehmen. P. Contzen beschließt sein erstes Buch treffend mit denselben Worten; in ihrer allgemeinen Fassung waren dieselben ebenso geeignet, Contzens vorausgehende Beweisführung zu bekräftigen.

V. Contzen's orthodoxe Unionsversuche.

Das erste Buch war einzig gegen die Nachstellungen und falschen Friedensvorschläge der gewaltsam aufstrebenden calvinischen Partei gerichtet. P. Contzen wollte durch seine Ausführungen sowohl die Lutheraner als die Katholiken vor den ausgeworfenen Schlingen warnen. Alle seine Bemühungen bezweckten aber schließlich die Erreichung eines wahren Friedens. Im zweiten Buche (S. 402 — 861) verbreitet er sich über die Natur und das Wesen dieses Friedens, sowie über die negativen und positiven Bedingungen desselben. Zuerst wird der Begriff des wahren Friedens festgestellt. In beredten Worten gibt er seinem Verlangen nach demselben Ausdruck. „Ewiger Friede, unerschaffener Friede, Friede, der du allen Sinn und Verstand übersteigst, unendlicher Friede ohne Zwistigkeit, unermeßlicher Friede ohne Abstand, einer und durchaus einfacher Friede ohne Trennung, der du von Natur aus ganz Friede bist, in welchem Alles, was ist, ganz ist, nichts getrennt durch Unterscheidung von Theilen, in welchem Alles, was ist, eins und die Einheit selbst ist." — Bei den Griechen und Römern war der Friede eine Gottheit; er ist aber bloß die größte Wohlthat Gottes. Der hl. Thomas von Aquin (2. 2. qu. 29) geht bei der Begriffsbestimmung des Friedens davon aus, daß die Eintracht die Vereinigung der Begierden verschiedener Begehrender sei; der Friede aber füge zur Eintracht noch die Vereinigung der Begierden eines und desselben Begehrenden. Daraus folgt ein Mehrfaches. 1. Derjenige gibt die Sache des Friedens preis, welcher unter dem Vorwande des Friedens die Religion fälscht. Denn der Friede enthält Uebereinstimmung in der Erkenntniß und im Handeln, keineswegs aber Nachstellungen zum Verderben Anderer; 2. der Friede ist keine specielle Tugend, sondern die bethätigte Liebe selbst; 3. derselbe ist nicht bloß eine Bethätigung der Liebe, sondern die auf rechtmäßigem Wege erzielte Uebereinstimmung der eigenen Begierden unter sich und mit dem Willen Anderer; 4. zwischen Gottlosen kann kein wahrer Friede bestehen; es ist höchstens ein Scheinfriede von unsicherer Dauer. Das Gesagte gilt auch von öffentlichen Friedensschlüssen. Bloß dann kann von einem wahren Frieden die Rede sein, wenn die Gemüther einig sind. P. Contzen will über den Frieden unter den Menschen handeln, den nicht Furcht dictirt,

nicht Betrug geschlossen, nicht Aussicht auf zeitlichen Gewinn erkauft, nicht bloß das Papier und Wachs bewahrt, sondern über den Frieden, den Gott selbst, der Gott des Friedens, durch Einigung und Uebereinstimmung der Gemüther zur Pflicht macht, vollendet und bestätigt. Einzig dieses kann der wahre Friede sein, bloß dieser kann zum himmlischen Frieden führen, welcher verbietet, diejenigen auf Erden zu Feinden zu haben, welche man im Himmel als Mitbürger besitzen wird. (1. Kap.)

Sollte es noch einer weiteren Empfehlung des Friedens bedürfen, nachdem man die Reize seines Wesens kennen gelernt hat? Doch P. Contzen bietet Alles auf, um seinen Zeitgenossen und allen Nachkommen derselben, welche sein Buch lesen wollen, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach diesem wahren Frieden einzupflanzen. Dabei leistet ihm der heil. Augustin, dieser große Apostel des wahren Friedens, die ausgiebigsten Dienste; denn Contzen's Darstellung ist ganz durchwürzt von den herrlichsten Stellen dieses Kirchenlehrers. Demgemäß führt er des Nähern aus, wie Alle nach dem Frieden verlangen, wie er dem Geiste des Evangeliums entspricht, wie Christus ein Friedensfürst ist, wie der Friede tapfer gegen die Feinde macht und den Sieg leicht verschafft, wie er in jeder Hinsicht nützlich und angenehm ist (2. Kap.). Auch das Gegentheil desselben soll uns Liebe zum Frieden einflößen; denn die Zwietracht ist das größte Uebel. Daher räth die Natur selbst zum Frieden. In unsern Tagen ist leider Alles voll von Feindseligkeit, zahllose Flugschriften, Spottverse und Spottbilder nähren den Haß (3. Kap.). Der bürgerliche Friede kann aber im römischen Reiche kaum erzielt werden, so lange die Prediger den religiösen Frieden stören. Das liegt in der Natur der Sache. Das Wesen der wahren Religion ist überaus thatkräftig und stark, wie der Tod. Aber auch der Aberglaube und der Irrglaube ist hartnäckig. Man blicke nur auf die religiösen Wirren in der Pfalz, wo Lutherthum und Calvinismus ein um das andere Mal sich ablösen. Dazu stecken die Prädikanten voll von unzeitigem Eifer, denn der Irrthum regt die Leidenschaften auf. Täglich schauen wir Beispiele des Prädikantenkrieges. Sollten nun andere Reiche diesen Widerstreit auch eine Zeit lang aushalten können, so ist das beim römischen Reiche nicht der Fall. Unter dem Deckmantel der Religion wollen sie es um jeden Preis stürzen. Zunächst ist es auf die geistlichen Fürsten, besonders die drei geist-

lichen Churfürsten abgesehen. Aber mit diesen fällt das römische Reich. Die Verfassung desselben ist in Folge des Ineinandergreifens von Rechten und Gerichtsbarkeiten derart, daß die größte Eintracht zwischen den geistlichen und weltlichen Ständen erfordert ist. Wie oft sind wir aber genöthigt, dieses Gezänke, den Schandfleck Deutschlands, zu schauen? Die Calviner verbinden endlich solidarisch den kirchlichen und bürgerlichen Frieden. Besonders gegenwärtig schüren die Prädikanten den wüthendsten Haß gegen das römische Reich; sie scheuen sich nicht, es mit der siebenköpfigen apokalyptischen Bestie zu vergleichen (4. Kap.). Die Erfahrung lehrt es, daß religiöse Zwistigkeiten den öffentlichen Frieden stören. Erzählt doch Diodor von Sicilien, die ägyptischen Könige hätten so viele Götter eingeführt, um die religiöse Uneinigkeit unter der Bevölkerung zu unterhalten, damit sich dieselbe nicht gegen die Regierung verschwöre. Allein das ägyptische Reich ging an seiner Uneinigkeit zu Grunde. Auch das byzantinische Kaiserreich siechte dahin am Sectenwesen. Seit Karl dem Großen hat im römischen Reiche jede bedeutende Ketzerei Kriege hervorgerufen, z. B. die simonistische Häresie unter den salischen Kaisern. Die Reformation erzeugte eine Legion von blutigen Greueln (5. Kap.). Aus diesem Sachverhalte geht hervor, daß auch die Fürsten sich der Religion anzunehmen haben. Ihre erste Pflicht ist es, das Heilige in Schutz zu nehmen und die Religion zu erhöhen. Doch nicht als Richter in den strittigen Punkten sondern als Beschützer der anerkannten und bewiesenen Wahrheit. Ein politischer Fürst, welcher die Religion ganz ignorirt, ruft eine allgemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände hervor. Entweder läßt er aller Gottlosigkeit die Zügel schießen, oder die Religion wird oft gewechselt. Diejenigen sind aber nothwendiger Weise ohne Religion, die sich bloß durch das Ansehen oder die Macht des Fürsten bestimmen lassen. Der Machiavellismus, welcher die Religion verachtet, ist voller Unbeständigkeit. Ein Fürst muß daher religiös sein, eine richtige Anschauung von Gott haben, Gott die wahre Verehrung zollen, das ihm anvertraute Volk nicht bloß mit den Waffen schützen, in Gerechtigkeit regieren, väterlich für dasselbe sorgen, sondern auch in der Religion, welche das höchste Gut des menschlichen Herzens ist, unterweisen und bestärken. Sind ja die Reiche in der Hand Gottes und reicht die menschliche Klugheit zu deren Erhaltung unmöglich hin (6. Kap.).

Kann aber ein wahrer, gottwohlgefälliger Religionsfrieden in

Deutschland überhaupt noch zu Stande kommen? P. Contzen glaubt, das bejahen zu dürfen. Freilich sei es ein so hohes und so schwer zu erreichendes Gut, daß es nur von Gott erhofft werden kann. Allein der Mensch ist ja von Natur aus für den Frieden geschaffen und Christus hat denselben verheißen (Joh. 14, 27). Ferner ist der deutsche Charakter für die Gabe des Friedens empfänglich. Der Deutsche ist ebenso von Natur als durch Erziehung und Gewohnheit freundlich und wohlwollend; er ist ruhig wie das Meer, wenn es nicht von wehenden Winden aufgeregt wird. Es ist daher im Vergleich mit England, Frankreich und Belgien in Deutschland wenig Blut geflossen und selbst unter Kaiser Karl V. waren mehr politische Gründe thätig. Die neuerdings in Deutschland für den katholischen Glauben gewonnenen Provinzen, wie Baiern, Franken, Steiermark, große Strecken am Rhein, der beste Theil von Belgien, berechtigen zu weiteren Hoffnungen. Schon leuchtet die Morgenröthe, die Vorbotin des vollen Lichtes: weßhalb sollten wir am hellen Tage verzweifeln? Die Abgefallenen selbst nähren die Hoffnung, die Wahrheit wieder zu finden. Die Vollkraft der Häresie ist bereits vorüber. Es gibt gegenwärtig fast gar keine lutherischen Anhänger der Augsburger Confession mehr. Sie haben ungeheuer an Terrain verloren, theils an die Katholiken, theils an die Calvinisten, und der Rest ist in viele Secten gespalten. Ueberhaupt vermag eine Häresie niemals lange zu bestehen. Sie täuscht Anfangs bloß durch erlogene Vorzüge und zieht die Neugierigen durch ihre Neuheit an sich; bald jedoch enthüllt sie sich in ihrer wahren abschreckenden Gestalt (7. Kap.). — Um jedoch zum ersehnten Ziele zu gelangen, muß man sich vor Allem hüten, falsche Bahnen einzuschlagen. Eine solche wäre ohne Zweifel die Verschmelzung der verschiedenen Religionsparteien und ebenso eine gewisse politische Mäßigung. Die Politiker wollen immer nachgeben, ohne zu bedenken, daß aus lauter Dissonanzen niemals eine angenehme Harmonie entstehen kann. Es entstände eine wahre Mißgeburt, ähnlich dem religiösen Eclecticismus des Marcion. Eine derartige Verschmelzung wäre auch ganz unnütz, denn die Irrenden würden durch die Zugeständnisse nur immer kühner. Das beweisen die Vermittlungsversuche des gelehrten und politisch klugen Hugo Grotius in Holland. Und warnen der hl. Paulus und alle hh. Väter nicht schon vor dem einfachen bürgerlichen Verkehr mit den Ketzern (8. Kap.)?

P. Contzen begnügt sich aber nicht damit, uns ein schönes Ziel vorzu-

malen und es dann als unerreichbar darzustellen. Er führt uns eine ganze Reihe von Mitteln und Wegen vor, welche theils den Boden ebnen, die Hindernisse entfernen, theils die wirkliche Einigung herbeiführen sollen. Kein Mann von Einsicht und Billigkeit wird ihm verwerfen, daß er hiebei oberflächlich und kurzsichtig, oder aber parteiisch zu Werke gehe. An erster Stelle finden wir die Aufforderung zur Verbesserung der Kirchenzucht. Die Ursache der alten Häresieen und Verfolgungen war die Ausgelassenheit des christlichen Klerus und Volkes. Gegenwärtig werden die Meisten von der Rückkehr zur wahren Kirche abgeschreckt durch das schlechte Leben mancher Katholiken. Wenn, die Bischöfe und Prälaten einige Laster nicht ausrotten können wird der eifersüchtige Gott einen rächenden Arm von größerer Stärke senden, welcher den Gottlosen sammt seiner Gottlosigkeit hinwegraffen wird. Alles soll verbessert werden, was schadhaft ist, oder wenn es an und für sich auch keine Verunstaltung ist, aber der Kirche gleichwohl zur Unzierde gereicht (9. Kap.). In den folgenden Kapiteln entwirft er dann nach dem Vorbilde des Concils von Trient ein Bild von dem Zustande, in welchem er die Kirche zu sehen wünscht. In erster Linie stellt er 10 tief einschneidende Postulate auf. 1. Man ernenne tüchtige Cardinäle. Aus Mangel an solchen haben oft schlechte Bischöfe die Kirche beunruhigt. Als Muster mögen ihnen vorleuchten die Cardinäle Caraffa, Borromeus, Baronius, Bellarmin; 2. man wähle gute Bischöfe und Prälaten; 3. dieselben sollen Klerus und Volk sorgsam überwachen; wo es die Verbesserung der Sitten gilt, gibt es keine Exemtion; 4. die Bischöfe sollen die jährliche Visitation gewissenhaft vornehmen, und 5. den ungelehrten und unerfahrenen Vorstehern von Kirchen taugliche Gehilfen zur Seite stellen; 6. selbst die Visitatoren sind gut zu überwachen; 7. man soll keine Knaben mehr für Prälaturen wählen; 8. die Bischöfe setzen sich mit den Fürsten ins Einvernehmen, damit der Hof selbst als ein Muster christlicher Zucht voranleuchte, um die Laienwelt zu einem christlichen Leben aufzumuntern; 9. Mißbräuche und abergläubische Gewohnheiten sollen zeitig und ernstlich ausgerottet werden; man belehre die Jugend gründlich und weise die Falschheit und Schändlichkeit der Irrlehren nach; 10. man wache strenge über Gerechtigkeit in Handel und Wandel; Wucherer, mögen sie jüdischer oder christlicher Abkunft sein, weise man entschieden in die gehörigen Schranken zurück. — Durch all dieses werden zwar nicht alle Irrgläubigen bekehrt, aber ihre Macht und

ihr verderblicher Einfluß wird gebrochen. Daß sie die Wahrheit hassen, das zeigt ihr Haß gegen Bellarmin, den sie auf die schmählichste Weise verleumden (10. Kap.).[1])

In zweiter Linie empfiehlt er das Gebet. Bis jetzt hat man den Frieden noch nicht erlangt, weil zu Wenige sich in heißem Gebete an Gott wenden. Zunächst sind die Geistlichen dazu verpflichtet, welche die Kirche zu diesem Zwecke unterhält. Aber wie Viele mißachten diese Pflicht, beleidigen Gott vielmehr während des Chorgebetes durch ihre Nachlässigkeit! Wenn sie unter sich plaudern oder in der Kirche umhergehen, verhöhnen sie eher Gott. Der heil. Johannes Chrysostomus nennt Solche geistig todt, ohne Leben und Verstand (11. Kap.). — Religionsgespräche, auf die rechte Art abgehalten, tragen bei zur Erzielung des Friedens. Freilich reichen sie nicht aus; allein man muß alle Mittel anwenden. Der Nutzen derselben besteht darin, daß die Irrgläubigen, wenn sie gewöhnlich selbst auch nicht bekehrt werden, doch ihren Irrthum nicht mehr so kühn vortragen; dazu enthüllen sie durch ihre außerordentliche Aufregung die Schlechtigkeit ihrer Sache (12. Kap.). — Die Abfassung von Controversschriften ist ebenfalls nützlich; den Vertheidigungsschriften für den katholischen Glauben Hindernisse in den Weg legen, heißt den Herrn verrathen. Schrieb doch der heil. Paulus die meisten seiner Briefe gegen Sectirer; ebenso thaten die heil. Väter. In unseren Tagen würden die Katholiken ohne diese Gegenwehr durch die Masse der gegnerischen Pamphlete förmlich erdrückt werden. Schon der Haß der Irrgläubigen gegen Schriftsteller dieser Art zeugt laut für die Vortrefflichkeit ihrer Taktik. Allerdings ist Mäßigung geboten, doch so, daß man sich nicht scheut, das Kind beim rechten Namen zu nennen, widrigenfalls sämmtliche Religionen bald ein widerliches Gemengsel bildeten (13. Kap.). Ferner ist die Ungebundenheit der Geister zu zügeln. Alles wird nach Belieben über Bord geworfen oder verdreht. Diesem Unwesen müssen die Fürsten steuern. Die allzu große Freiheit erzeugt Irrlehren. Luther kam so weit durch seine allzu freie Erklärung der heil. Schrift. Sind die Würfel einmal gefallen, so wollen die Irrlehrer nicht mehr zurückgehen. Die Obrigkeit hat

[1]) Mit ersichtlichem Schmerze kommt P. Contzen noch mehrmals darauf zurück, so Politicorum lib. VI. cp. 28. §. 5; IX. cp. 32. §. 1; cp. 34 §. 3.

aber blos dafür Sorge zu tragen, daß nicht Jeder seine falschen Ansichten nach Belieben verkaufen könne. Ueber den innern Werth derselben vermag sie freilich nicht zu urtheilen; sie beschränke sich darauf, den alten Besitzstand der Wahrheit aufrecht zu halten. Wiewohl ein Gesetz besteht, nach welchem die Verbreitung schlechter Bücher mit dem Tode bestraft werden soll, wird dieses Gesetz auf der Frankfurter Messe offen übertreten, die Verkäufer eilen damit durch die Straßen und auf die Schiffe. Von der letzten Messe wurden mir 15 schlechte Bilder überbracht — und das sind noch lange nicht alle, die erschienen — durch welche der gute Name katholischer Fürsten und Stände, ja des Kaisers selbst, verhöhnt wird. Es werden der Papst mit dem Teufel, Cardinäle mit Narren zusammengestellt; der ganze bischöfliche Ornat wird im Kessel abgekocht, der Herzog Alexander von Parma, Spinola, Erzherzog Albrecht in Brüssel, katholische Städte werden schnöde verhöhnt. Nur die Holländer und die Mitglieder der Union werden verschont (14. Kap.).

Der Weg zur wahren Einigung ist geebnet; P. Contzen tritt der Lösung des Knotens immer näher. Jetzt verlangt er die Aufstellung von unparteiischen Schiedsrichtern, denn so halte man es bei allen Streitigkeiten. Und das mit Recht. Denn beim unmittelbaren Verkehre sind die Leidenschaften oft allzu aufgeregt und Alles erscheint verdächtig. Wer einen solchen Schiedsrichter ablehnt, beweist, daß er seiner Sache mißtraut. — Wo sind aber diese Schiedsrichter zu suchen? Es ist die Gesammtheit der heil. Väter, es sind die Concilien, die Bekenner und Blutzeugen der alten Kirche. Diese Schiedsrichter vermag weder der Kläger noch der Beklagte zurück zu weisen. Die Irrlehrer können unmöglich solche ernennen. Sie stimmen ja in nichts überein. Sollte die ganze Kirche die heil. Schrift falsch verstehen und bloß dieser einzelne Irrgläubige richtig (15. Kap.)? Die Häretiker werfen uns aber mit Unrecht Verachtung der heil. Schrift vor. Denn wir stellen nicht in Abrede, was die heil. Schrift sagt, sondern bloß dasjenige, was die Andersgläubigen derselben willkührlich unterschieben. Es verhält sich damit in ähnlicher Weise wie mit den zahllosen weltlichen Rechtsstreitigkeiten, mit denen gegenwärtig Deutschland angefüllt ist. Niemand klagt die Gesetze selbst an, sondern man will dieselben bloß nach seinem Sinne deuten. Deßhalb muß zum Gesetze der Urtheilsspruch des Richters hinzukommen (16. Kap.).

Bis dahin hat P. Contzen jedoch bloß einzelne Hilfsmittel berührt. Nun kommt er zum Hauptmittel, das allein durchschlagend ist. Als sichersten und kürzesten Weg zur Herstellung des Friedens bezeichnet er nämlich ein allgemeines Concil. Ein solches kann nicht irren, weil der heil. Geist selbst dabei thätig ist. Bereits auf dem ersten Concil zu Jerusalem lassen die Apostel den Gläubigen verkünden: „Es gefiel dem heil. Geiste und uns“ (Apostel.-Gesch. 15, 28). Wer die heil. Schrift annimmt, muß auch ein allgemeines Concil anerkennen, da ein solches sich auf die heil. Schrift stützt. Mit den Aposteln starben für die Kirche die Bauleute nicht aus; der Bau muß ununterbrochen fortgeführt werden. Wenn ferner das Ansehen desjenigen, der uns den Glauben vorlegt, vernichtet wird, so fällt der Glaube selbst. Gibt es aber in der Kirche überhaupt eine unfehlbare Auktorität, so wohnt sie einem allgemeinen Concil sicher inne, weil sonst die Wahrheit nirgends verbürgt wäre. Sodann ist die Kirche der Leib Christi, sie muß demnach vom Geiste Christi belebt sein. — Der Einwurf, daß die Unfehlbarkeit in der heil. Schrift beruhe, wird übrigens heute schon mit viel größerer Zurückhaltung vorgebracht. Ja, neulich stellten die Dortrechter Calvinisten und Durlacher Prediger [1]) in Abrede, daß sie ihren Glauben aus der heil. Schrift beweisen könnten. Wenn aber Niemand die Schrift unfehlbar zu erklären vermag, wie soll dann die Kirche jener lebendige, eng geschlossene Körper sein, als welchen der heil. Paulus sie hinstellt? Von einer unsichtbaren Kirche ist kein Urtheilsspruch zu erwarten, derselbe wäre nicht vernehmbar (17. Kap.). — Von jeher war es in der Kirche gebräuchlich, gegen auftauchende Irrlehren Concilien zu veranstalten. Selbst zur Zeit der blutigen Christenverfolgungen wurden zahlreiche Kirchenversammlungen gefeiert. Wir zählen bereits 17 allgemeine Concilien und Hunderte von Provinzialconcilien. Die heil. Väter traten stets für dieselben ein. Es wird da nichts Neues eingeschmuggelt, es gilt bloß die Erhaltung des Glaubens und der guten Sitten (18. Kap.). Sogar die Sectirer selbst räumen ein, daß ein Concil der bequemste Weg zum Frieden sei. Das behaupten ausdrücklich Calvin (Institut. l. IV. cp.. 9. §. 13), Pareus, die holländischen Remon-

[1]) Bei dem Religionsgespräch in Durlach 1613; Vgl. de Pace Germ. p. II. cp. 36.

ſtranten und Gegenremonſtranten (19. Kap.). Freilich, die Sectirer unſerer Zeit vermögen kein allgemeines Concil abzuhalten. Daß die Lutheraner und Calviniſten es nicht zu Stande bringen, iſt ſchon bewieſen. Auch ſträuben ſie ſich thatſächlich dagegen, weil ſie fürchten, durch ein allgemeines Concil in die Enge gebracht zu werden. Aber auch mit ihrer Achtung vor der heil. Schrift iſt es im Grunde nicht ſo weit her, ſonſt würden ſie derſelben nicht ſo ſchreiende Gewalt anthun (20. Kap.).

Nachdem die Vorarbeiten des Friedenswerkes ſo weit gediehen, fragt es ſich, in welcher Geſtalt das Friedensconcil abgehalten werden ſollte. P. Contzen räth unbedenklich, ſich nach dem Gebrauch der alten Kirche zu richten; es müßten denn die Proteſtanten ein lutheriſch-calviniſches, oder ein ſtreng gemäßigtes Concil berufen. Aber die Unmöglichkeit der Sache iſt ſchon mit dem Namen ausgedrückt. Warum ſollten wir alſo des koſtbaren Friedens wegen nicht zur Form der alten Concilien zurückgreifen? Oder hat der Haß ſich bereits ſo feſt eingebiſſen, daß man aus der guten alten Zeit nicht einmal die Rettungsmittel annehmen will? Uebrigens will er der Schwachheit der Proteſtanten gegenüber ſchonend verfahren, und ſie nicht gleich auf das verhaßte tridentiniſche Concil verweiſen. Doch müſſen die weſentlichen Formen der alten Concilien beibehalten werden; d. h. 1. die Rechtgläubigen werden als Richter aufgeſtellt, da ſie im Beſitze des Glaubens ſich befinden und den Neuerern das Recht der Verjährung entgegenhalten können. Denn die Neuerung muß in ihrem Rechte bewieſen werden; zu Nicäa ſaß Arius nicht als Richter; 2. nicht bloß ein Theil, ſondern die ganze Kirche muß vertreten ſein, das Haupt und die Glieder, mithin auch der Papſt; 3. das Concil ſoll nicht neue Glaubensartikel beſchließen, ſondern die alten erläutern und den Sinn der heil. Schrift klar legen; 4. in Glaubensſachen darf ſich Niemand ſeiner Entſcheidung widerſetzen; wer ſich nicht unterwirft, iſt außerhalb der Kirche; 5. das Concil ſoll frei ſein von jedem fürſtlichen und obrigkeitlichen Drucke; auch muß die Freiheit ſtraflos bleiben; 6. die Sache der Angeſchuldigten ſoll mit Klugheit, Liebe und Geradheit unterſucht werden; 7. die Verſammlung ſoll ſämmtliche Beſchlüſſe der früheren beſtätigten öcumeniſchen Concilien anerkennen; 8. die hergebrachten heiligen Gebräuche mit Gebeten, Faſten, Bußwerken ſollen beibehalten werden (21. Kap.).

Eine solche nach den Formen der alten Concilien abgehaltene Kirchenversammlung läßt sich unschwer zu Stande bringen; P. Contzen macht sich anheischig, dem Leser eine vorzuführen. Als Gegenstand der Verhandlungen zählt er 10 Punkte auf, um welche man gegenwärtig hauptsächlich auf der Welt hadert und streitet und welche es verschulden, daß die Völker unter der Last eines bewaffneten Friedens seufzen: die strittigen canonischen Bücher der heil. Schrift, das unfehlbare kirchliche Lehramt, die Natur der Erbsünde und der Rechtfertigung, der freie Wille, das Wesen der Sacramente, besonders die Gegenwart Christi im heil. Altarssakramente, die heil. Messe als Opfer des neuen Bundes, das Fegfeuer. Zur Entscheidung dieser hochwichtigen Fragen wird am Vorabend von Allerheiligen das gottesfürchtige, freie und allgemeine Concil von Hagiopolis (Heiligenstadt) eröffnet. Das Verzeichniß der versammelten Väter wird nicht verlesen, weil am Ende jeder Sitzung die Unterzeichnung erfolgt. In der zweiten Sitzung wird über den inspirirten Charakter des Buches Tobias verhandelt. Die Stände der deutschen Nation unterbreiten durch ihren Bevollmächtigten der heiligen, ökumenischen, im heil. Geiste versammelten Synode eine Denkschrift, in welcher die Ansichten der verschiedenen Parteien dargelegt sind. Ihr Wortführer erklärt, die neuen Doctoren stellten den canonischen Character des Buches Tobias in Abrede. Die Synode jedoch beschließt nach reiflicher Erwägung und eingehender Untersuchung, dasselbe sei unter die canonischen Schriften des alten Bundes zu zählen. Der deutsche Bevollmächtigte sträubt sich aus allen Kräften und hofft wenigstens, es würden einige Väter die Unterschrift verweigern. Doch, Alle unterzeichnen das Dekret, freilich ohne viel Ceremoniell in Betreff der Rangordnung. Es folgen die Unterschriften vieler alter Concilien und einer langen Reihe von heil. Vätern. Bei einzelnen Namen macht der deutsche Abgesandte zwar noch Einwendungen, aber dieselben werden gründlich widerlegt. Besonders zur Unterschrift der gelehrten Mönche macht der Gegner ein verdrießliches Gesicht. Auf einmal naht von der Höhe eine unzählbare Schaar; es bangt dem Wortführer der Neuerer, es möchte ihm wider den Geleitsbrief etwas Böses zustoßen. Trithemius beruhigt ihn lächelnd: das seien die Schaaren von heil. Bischöfen, Märtyrern, Doctoren und Priestern, welche zur selben Zeit gelebt wie diejenigen, die soeben unterzeichnet haben; nun eilen sie herbei, das schriftliche Zeugniß der Uebrigen mündlich zu bekräftigen. Der

arme deutsche Gesandte ist nicht wenig erstaunt über diese Wolke von Zeugen für das Buch Tobias.

Auf ähnliche Weise geht P. Contzen in Form von Concilssitzungen alle übrigen Punkte durch. Dabei kommen manche ergötzliche Zwischenfälle vor. In der vierten Sitzung, welche über das Buch der Weisheit entschied, spricht der deutsche Gesandte nach erfolgter Unterzeichnung seinen Zweifel darüber aus, ob alle diese Zeugen auch aus alter Zeit seien. Um ihn zu beruhigen, erscheinen Collegen der betreffenden Bischöfe; damit man jedoch mit der Unterzeichnung nicht so viel Zeit verliere, wählen sie den hl. Augustin zum Amanuensis, der im Namen Aller unterschreibt (de praedest. l. 1.). In der folgenden Sitzung, welche über die übrigen strittigen hh. Bücher handelt, staunt Alles über die maßlose Hartnäckigkeit der Neuerer. Der heil. Augustin erklärt aber sehr weise: man brauche sich gar nicht darüber zu wundern; man habe ja Ketzer vor sich, und ohne Hartnäckigkeit könne es keine Häresie geben. Für die sechste Sitzung steht das unfehlbare Lehramt bei Erklärung der hl. Schrift auf der Tagesordnung. Es strömt eine ungeheure Menge von Häretikern herbei, da der überaus liberal abgefaßte Geleitsbrief dieselben sicher gemacht hatte. Während nun die versammelten Väter in aller Ruhe den Gegenstand verhandeln, entsteht vielfaches Gemurmel, indem von den Neuerern Jeder mit seinem Nachbar sich unterhält und sein Urtheil zum Voraus feststellt. Bald gerathen die Privatsprecher unter sich in Zwist, ihre Stimmen werden immer lauter, immer ungestümer, bis das Getöse beinahe dem Geheul des tobenden Meeres gleicht. Die verwunderten Väter sind noch in Unkenntniß über die Ursache des ärgerlichen Tumultes. Nachdem der Gouverneur der Stadt die Ruhe wieder hergestellt, meldet er der Versammlung, verschiedene Doctoren wünschten ihre Ansichten vorzubringen. Man wählt Wortführer für die einzelnen Parteien. Es hebt der Ubiquist Jakob Andreä an: „Ehrwürdige Väter! Die Schrift ist klar und erklärt sich selbst; doch nur die Ubiquisten besitzen ihren wahren Sinn." Ganz in ähnlichem Sinne äußern sich Alle. Sämmtlich beanspruchen sie bloß für sich den wahren Sinn und verlangen, daß man den übrigen Parteien Stillschweigen auferlege oder sie gar verdamme. Als die Väter schon zur Unterzeichnung ihres Dekretes schreiten wollten, erhielt der Redner Georg Scherer S. J. die erbetene Erlaubniß, die dissentirenden Neuerer noch einmal zu fragen. Er stellt demgemäß an alle zusammen die Frage: „Glaubt ihr, die

Kirche könne bei Auslegung der Schrift in wesentlichen Punkten irren?" — Alle antworten: „Wir glauben, daß sie irren kann." — Dann fragt er den Jakob Andreä einzeln: „glaubst du, selbst bei der Auslegung der Schrift in wesentlichen Punkten irren zu können?" Derselbe betheuert: „so gewiß ich bin, daß Gott Gott ist, ebenso gewiß bin ich, daß ich nicht irren kann." In gleichem Sinne antworten Alle einzeln. Da gerathen sie abermals unter sich in Streit. Ein Jeder wirft dem Andern vor, er lüge. — Da erklärt endlich Georg Scherer: „Sehet da, was diejenigen, welche das Ansehen der Gesammtkirche verachten, sich selber zuschreiben! Dieses dem Concil gezeigt zu haben, heißt den Sieg davontragen." — Maßloses Staunen malt sich nach obiger Scene auf allen Gesichtern ab und man beweint eine solch' blinde Verstocktheit. Jetzt erst folgen die endlosen Unterschriften. Ausnahmweise werden auch die byzantinischen Kaiser und die römischen Kaiser seit Karl V. zugelassen. — Ist das nicht ein allgemeines, frommes und freies Concil? Was könnte uns abhalten, uns demselben zu unterwerfen? Welche Entschuldigung sollte derjenige vorbringen, der Allen widersteht?

Besonders stürmisch ging es wieder in der achten Sitzung her, in welcher über die Rechtfertigung entschieden wurde. Sehr geschickt weiß P. Contzen auch hier die Uneinigkeit der Protestanten der guten Sache dienstbar zu machen. Er läßt den Calvinisten Peter Bertius, der kürzlich aus Holland eingetroffen sei, auftreten und aus seiner Schrift „über die Beharrlichkeit und den Abfall der Heiligen" die übrigen Sectirer widerlegen. Bertius führt nämlich gegen dieselben ebenfalls die alten Väter und dazu verschiedene protestantische Schulen in's Feld. P. Contzen war der Ansicht, bei vielen Protestanten werde das Wort dieses Calvinisten mehr Gewicht haben, als dasjenige der katholischen Kirche. Weil es sich aber um einen Hauptpunkt handelte, führte er im Texte nicht blos das allgemeine Citat, sondern den vollen Wortlaut der Väterstellen an (S. 671—704). Auf dieselbe Weise läßt er in der eilften Sitzung über das Fegfeuer durch den Calvinisten Zamhius die ältesten Zeugen bis auf den heil. Augustin vorführen und fügt bei, man könne leicht 150 Zeugen ersten Ranges für dieses Dogma aufweisen. — So wären denn alle aufgestellten Dogmen gründlich durchberathen; es erübrigt noch die Schlußermahnung und die Bestätigung des idealen Concils. Erstere beginnt P. Contzen mit der Erklärung, er habe aus dem

Grunde in Form eines allgemeinen Concils die Zeugen für einige Streitpunkte vorgeführt, um Allen den Weg der Verständigung zu zeigen. Wer noch mehr Zeugen verlangt, benöthigt nicht des Lehrers, sondern des Arztes. Was vermag denn gegen jenes Heer von Zeugen die Handvoll Neuerer auszurichten, zumal wenn man jede Secte einzeln für sich nimmt? Dann treibt er die Widerstrebenden noch mehr in die Enge. Er fragt den Einzelnen: worauf stützest du eigentlich deine Auffassung bei Lesung der heil. Schrift? Du antwortest: auf meine eigene Einsicht. Aber du kannst mir nicht zürnen, wenn ich dir keinen Glauben schenke, aus dem einfachen Grunde, weil ich dich so vielen Tausenden nicht vorziehen will. — Wie kommst du jedoch zu dieser Einsicht? Stützest du dich auf deine natürliche Erkenntniß, oder auf besondere göttliche Offenbarung? Was bringt dich ferner dahin, dieses Buch für das Evangelium zu halten? Der hl. Augustin seinerseits würde es dafür nicht halten, wenn er das Ansehen der Kirche nicht hätte. Ebenso äußert sich Vincenz von Lerin. Wenn du nun so vielen Heiligen keinen Glauben schenkst, meinst du dann, ich sei so dumm und tölpelhaft, daß ich dir glaubte? Jene haben ihr Zeugniß mit ihrem Blute besiegelt. Hüte dich, jene ehrwürdige Schaar durch deine ungeschliffene Grobheit herauszufordern. Wenn du den Frieden liebst, so rede friedfertig; suchst du ein Concil, so nimm das Dargebotene an. Nennst du uns aber Betrüger, weil wir diesen Zeugen Glauben beimessen, so mache das Urtheil der göttlichen Majestät rückgängig und treibe jene Tausende von Heiligen, welche in der Kirche durch Heiligkeit, Gelehrsamkeit, kirchliche Würden und durch Wunder geglänzt haben aus dem Himmel heraus (31. Kap.).

Durch Abhaltung dieses idealen Concils war der Boden hinlänglich vorbereitet, so daß P. Contzen nunmehr es wagen konnte den Satz aufzustellen: *will man Deutschland den Frieden wieder geben, so ist das Concil von Trient anzunehmen.* Fehlte nur der Name des Papstes und der Haß gegen die Katholiken, dann wäre es ein Leichtes, diesen Satz zu beweisen Aber leider sitzen heute Neid, Zorn, Habsucht über die Religion zu Gericht. Mit zwölf schlagenden Gründen vertheidigt er seine Stellung: die Protestanten haben lange sehnsüchtig nach dem Concile verlangt; während in Deutschland die Kluft immer größer wurde, haben fast alle übrigen Nationen sich dem Concil unterworfen; auf dem Reichstag von 1557 wurde ausdrücklich anerkannt, das all-

gemeine Concil sei das einzige Rettungsmittel; das römische Reich kann ohne den kirchlichen Frieden nicht bestehen und alle Kaiser haben das Concil angenommen, es schickt sich aber, daß die Glieder dem Beispiele des Hauptes nachfolgen. Die von den Lutheranern so angefeindeten Calvinisten behaupten: sie könnten ohne allgemeines Concil nicht verdammt werden. Welche Thorheit, in Sachen der allgemeinen Religion, der abweichenden Meinung einiger protestantischen Fürsten folgen zu wollen! Die Protestanten haben ihre Bekenntnißschriften, welche sie dem Concil von Trient entgegenhalten, öfters verändert und gewechselt. — Melanchthon, welcher die Augsburger Confession verfaßte, ist ihr selbst untreu geworden; die Augsburger Confession ist in vielen von einander abweichenden Lesearten vorhanden, sie sitzt nicht auf zwei, sondern auf zwanzig Stühlen. Die Väter von Trient können mit Grund sagen: wer uns verachtet, verachtet Christus selbst. Oder wie können die Protestanten es vor Gott verantworten, die Heerschaar der Heiligen, die sämmtlich für die Lehren der katholischen Kirche Zeugniß ablegen, zu verlassen, um auf die Einfälle einiger Apostaten zu lauschen? Möchte derjenige, welcher in unnahbarem Lichte wohnt, euer Geistesauge erleuchten und eueren Willen stärken (32. Kap.)! Um vollends alle Bedenken zu zerstreuen, werden die landläufigen Einwürfe gegen das Concil — daß nur der Papst, und nicht der Kaiser, es berufen, daß es nicht frei und nicht deutsch gewesen, daß die Laien nicht mit abgeurtheilt, daß es sich nicht auf das Wort Gottes stütze u. s. w. — ausführlich widerlegt (33. Kap.).

Noch einem andern Feinde der Einigung war zu begegnen. Die Schriften der Neuerer und die Kirchen der Protestanten wurden angefüllt mit Schmähungen gegen die angebliche Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Katholiken. Dadurch wurde die Masse des Volkes gegen das Friedenswerk eingenommen und zu fanatischem Hasse gegen die katholische Kirche aufgestachelt. Es war daher gewiß angezeigt, wenn P. Contzen den Beweis erbrachte, daß die Verhältnisse des römischen Reiches nicht durch die Katholiken, sondern durch die Prädikanten in steter Verwirrung erhalten werden. Denn diese suchen durch ihre Schmähungen das kaiserliche Ansehen zu untergraben, durch ihre geheimen Wühlereien die Kraft des Reiches zu lähmen. Sie verschleudern die Güter der Kirche, welche der Nerv des Reiches sind im Krieg wie im Frieden; sie vereiteln seit 90 Jahren den Erfolg aller Reichstage durch ihre Nergeleien. Diese

beständigen Reibereien haben bereits Kosten verursacht, die für einen Türkenkrieg hinreichten. Durch sie wurde der Bauernaufstand entzündet und andere Bürgerkriege angefacht: der braunschweigische, schmalkaldische, tölnische, brandenburgische, elsässische, der niederländische wurde von ihnen wenigstens unterstützt. Ferner stören sie den rechtmäßigen Besitzstand; seit den Abmachungen auf dem Reichstag von Regensburg 1541 haben sie den Katholiken 16 Bisthümer entrissen. Das Kammergericht ist voll von schwebenden Klagen gegen sie. Eine Menge von kaiserlichen Entscheidungen nehmen die Rechte der Katholiken in Schutz, während die Prädikanten wiederholt als Ruhestörer verurtheilt wurden. Um alle dem noch die Krone aufzusetzen, hindern sie auch den ungestörten Rechtsgang und die Ausführung des Verdictes. Seit dem Jahre 1521 suchten die Wortsdiener der Secten sämmtliche Gerichtshöfe lahm zu legen. Nachdem Luther 1521 das canonische Recht verworfen, hintertrieben seine Anhänger die Untersuchung und Aburtheilung durch das kaiserliche Kammergericht. Alsdann lehnten sie die Competenz des kaiserlichen Hofgerichtes ab und appellirten an den Reichstag; auf diesem verwarfen sie den Entscheid der Stimmen-Mehrheit und beanspruchten den Vorzug für die Handvoll von sogen. correspondirenden Ständen (34. Kap.).

Nachdem die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit eines Friedensconcils in's Licht gestellt worden, drängt sich von selbst die Frage auf: weßhalb nehmen die Katholiken und Protestanten eine so total verschiedene Stellung ein, wenn mit dem allgemeinen Concil Ernst gemacht werden soll? Die Erörterung dieser Frage ist auch für unsere Zeit von hohem Interesse. Hat ja der unvergleichliche Papst Pius IX., hochseligen Andenkens, bei Berufung des vaticanischen Concils die Enkel von Contzen's protestantischen Zeitgenossen so überaus väterlich zur Theilnahme am neuesten allgemeinen Concile eingeladen. Die 8 Gründe, welche den Sectirern eine Beschickung des Concils verbittern würden, fallen auch heute noch schwer in's Gewicht. 1) so kühn die Sectirer von ihren Schlupfwinkeln aus zu belfern wissen, so scheu sind sie am offenen Tageslichte; denn sie haben sich bei jeder Gelegenheit blamirt. Wir Katholiken hingegen brauchen das Licht nicht zu scheuen; unsere Lehre strahlt vor aller Welt; 2) bloß die Katholiken können mit Grund hoffen, auf einem allgemeinen Concile die Oberhand zu gewinnen. Die Protestanten hingegen vermochten ihrerseits niemals den Beifall auch

nur einer Theilsynode zu erringen. Die einzelnen Secten verdonnern sich vielmehr gegenseitig selbst; 3) die Katholiken hoffen, durch ein allgemeines Concil zu ihrem guten Rechte, zu ihren geraubten Gütern zu gelangen. Die Diener am Worte aber fürchten, zur Rückgabe des Raubes angehalten zu werden; 4) selbst wenn ein Concil nach dem Sinne der Sectirer zu Stande käme, so fromm wie Zwingli, so frei wie die Zügellosigkeit selber: so hätten die Katholiken nur aus Liebe zur Wahrheit etwas zu fürchten. Wenn Jene mit ihren Gründen siegen, so eröffnen sie uns, menschlicher Weise gesprochen, die lachendsten Aussichten. Anstatt der heil. Furcht, mit welcher wir bis dahin unser Heil zu wirken suchten, erhalten wir die feste Zuversicht unseres Heiles, ohne uns viel Mühe geben zu brauchen. Viele Lasten, wie das Almosen und Fasten, der Cölibat, die guten Werke, werden abgewälzt und alle Sünden schaden nichts; 5) bei Anwandlung einer anderen Laune halten die Sectirer, wie der sächsische Hofprediger Matthias Hoë, ein Concil für nutzlos; daher können diese kein Verlangen darnach tragen; 6) bis jetzt haben alle Concilien uns nach dem Herzen gesprochen; die Neuerer hingegen sind durch sämmtliche verdammt worden; 7) was die Mißbräuche und Irrthümer anlangt, von denen die Protestanten so viel reden, so scheuen wir deßhalb ein Concil nicht. Denn Irrthümer im Glauben haben wir uns keine vorzuwerfen, und Mißbräuche billigen wir selbst nicht, sondern wünschen sie abgestellt zu sehen. — Calvin jedoch zählt eine Reihe von groben Verbrechen auf, welche von den Seinigen häufig begangen wurden; 8) die Sectirer vermögen ihre ärgerliche und leichtfertige Wankelmüthigkeit in den Glaubenslehren vor dem Concile nicht zu verantworten (35. Kap.).

Das ist in gedrängten Zügen der Inhalt des Werkes „über den Frieden Deutschlands." Wir haben uns gewiß davon überzeugt, daß eine Menge von fruchtbaren Gedanken darin enthalten ist, die auch heute noch geeignet sind, Manchen in dem bunten Gewirre der Parteimeinungen zu orientiren. Wir schließen dieses Kapitel mit den Worten des P. Contzen: „Das über den Frieden Gesagte sei allen Liebhabern des Friedens gewidmet, allen Jenen, welche nach Frieden und Heiligkeit streben, ohne welche Niemand Gott schauen wird. Möchte es auch Jenen von Nutzen sein, welche mit ihrem Nächsten zwar vom Frieden sprechen, in deren Herzen aber Böses wohnt; möchten auch sie auf die Gebote Gottes achten, damit ihr

Friede werde gleich einem Strome. Der Gott des Friedens selbst aber möge uns an jedem Orte den ewigen Frieden verleihen. Amen."

VI. Die sogen. monita secreta oder geheimen Rathschläge der Jesuiten.

Je weiter das angehende 17. Jahrhundert in seiner Entwicklung voranschritt, desto mehr dunkle Wolken sammelten sich an seinem Horizonte. Das Parteigetriebe der akatholischen Secten haben wir soeben kennen gelernt. Dieselben reichten allein hin, das hl. römische Reich in unheilbare Verwirrung zu stürzen. Dazu gesellte sich der weit verzweigte Streit über die Jülich'sche Erbfolge im Nordwesten von Deutschland, die argwöhnische Eifersucht zwischen der calvinischen Union und der katholischen Liga im Südwesten, die meuterische Haltung der Ungarn im Südosten, das gespannte Verhältniß innerhalb des kaiserlichen Hauses im Mittelpunkte selbst. In weiterem Umkreise lauern mächtige Feinde auf den günstigen Augenblick des Angriffes: Holland, Schweden, Frankreich, der Sultan, Siebenbürgen, Savoyen und Venedig sind jeden Augenblick bereit, gemeinsame Sache mit den Feinden des Kaisers zu machen. Dazu wird durch geheimes Wühlen und Werben der Rosenkreuzer, der Vorläufer der heutigen Freimaurer, ein Schwindelgeist und die Sucht nach Neuerungen künstlich genährt. [1]) Bei dem beabsichtigten Umsturz der bestehenden Ordnung wurden die Geschosse, wie gewöhnlich, in erster Linie und in einem heftigen Kreuzfeuer auf die Gesellschaft Jesu gerichtet. Die gehässigsten Verleumdungen wurden durch die ganze Welt verbreitet. Es war die klassische Zeit der berüchtigten monita secreta, der geheimen Rathschläge, die seit 1612 die Runde machten und die, trotz der zahlreichen wissenschaftlichen Widerlegungen und der officiellen gerichtlichen Urtheilssprüche, welche das Machwerk als das Erzeugniß der unverschämtesten Bosheit darstellen, bis auf den heutigen Tag bei den Feinden des Ordens immer noch Glauben finden. In der Folge hat sich an das ursprünglich unbedeutende Pamphlet eine ausgedehnte Literatur geknüpft. [2]) Aus den Reihen des geschmähten Ordens traten gegen dasselbe in die Schranken die Patres Gretser, Tanner, Forer, Bembi,

[1]) K. Ad. Menzel, 6, 17—23.

[2]) Vgl. Reiffenberg l. 16. Cp. 5. p. 558—62, und Kropf, Decas

Huylenbrouck u. ſ. w. — P. Contzen bewährte ſich bei dieſer Gelegenheit wieder als der ſchlagfertigſte Vertheidiger der bedrohten Wahrheit und Unſchuld. Seine kritiſche Unterſuchung über die Geheimniſſe der Geſellſchaft Jeſu [1]) iſt die erſte uns bekannte Widerlegung der genannten Schrift. Er kleidet ſeine Darſtellung in die Form eines Dialoges zwiſchen ihm, dem Herrn Johann, Domherrn zu Breslau, und Herrn Ludwig, einem brandenburgiſchen Rechtsgelehrten.

Die Schrift iſt dem Mainzer Weihbiſchof Stephan Weber, Biſchof von Myſien i. p. i., gewidmet. Als Motto ſtellt P. Contzen den Ausſpruch Chriſti bei Matthäus 5, 11. 12. hin: „Selig ſeid ihr, wenn ſie euch ſchmähen und verfolgen und um meinetwillen lügenhaft alles Böſe über euch ausſagen. Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn wird groß ſein im Himmel." — Der dialogiſtiſchen Form liegt eine beſtimmte Thatſache zu Grunde. Ein Kanonikus von Breslau, ehemals Mitſchüler des P. Contzen, hat mit ſeinem proteſtantiſchen Freunde, einem brandenburgiſchen Juriſten, eine größere Reiſe durch Italien, Spanien und Frankreich gemacht. Auf der Durchreiſe in Mainz will Erſterer ſeinen alten Bekannten beſuchen. Der Proteſtant hat ſich auf der ganzen Reiſe ſtets geweigert, einem Jeſuiten unter die Augen zu treten. Blos im Hinblick auf ſeinen Freund entſchließt er ſich, bei P. Contzen eine Ausnahme zu machen. Aus Rückſicht verſchweigt dieſer den Familiennamen Beider und begnügt ſich mit deren Vornamen. Während der Juriſt Ludwig die Einwürfe vorbringt und P. Contzen dieſelben löst, ſpielt der Kanonikus Johannes die Vermittlerrolle zwiſchen Beiden. Der Dialog ſchreitet äußerſt lebhaft, klar und körnig voran, und ſpiegelt getreu Contzen's tiefen und ruhigen Geiſt wieder.

Der Rechtsgelehrte war bis dahin vor jeder Disputation zurückgeſchreckt; denn er fürchtete, durch Aeußerung ſeiner wenig

---

X. p. 170 . .; Vor dem Jahre 1612 wußte Niemand etwas von den angeblichen „geheimen Rathſchlägen der Geſellſchaft Jeſu." Bereits 1615 wurde die Schrift von der geiſtlichen Behörde zu Krakau, und 1616 von der Congregation des Index zu Rom verurtheilt. Der wahre Verfaſſer ſcheint der Pole Hieronymus Zaraowski zu ſein. Weil derſelbe 1611 aus der Geſellſchaft Jeſu entlaſſen wurde, verbreitete er in Krakau die gehäſſigſten Gerüchte über die Jeſuiten; bald curſirte obige Schrift als Manuſcript und fand dann gedruckt den Weg in kirchen- und jeſuitenfeindliche Bibliotheken.

[1]) Disceptatio de secretis Societatis Jesu. Mogunt. 1617. in 8°. 190 pp.

schmeichelhaften Ansichten der Inquisition in die Hände zu fallen. P. Contzen beruhigt ihn lächelnd und sichert ihm volle Redefreiheit zu. Zunächst stößt sich Ludwig an dem Umstande, daß die Jesuiten ihren Feinden so wenig und so selten antworten. Darauf erwiedert P. Contzen: allerdings ist es bisweilen geboten, die eigene Unschuld zu vertheidigen. Allein die gegnerischen Schriften kommen uns oft so spät erst in die Hände, daß es sich der Mühe nicht mehr verlohnt, dieselben zu widerlegen. Thun dieses ja viele andere Schriftsteller und überdies treten zahlreiche Könige, Fürsten und Prälaten für unsern guten Ruf ein. Wo bleibt aber die Gerechtigkeit, wenn man den Aussagen eines obscuren, anonymen Verleumders mehr Glauben schenkt, als den Zeugnissen der hervorragendsten Auktoritäten? Sodann verdienen in dieser Sache weder die anonymen noch die häretischen Schriftsteller irgend welchen Glauben. Die ersteren nicht, weil sie das Licht scheuen und damit sich selbst in Verdacht bringen; die letzteren nicht, weil sie uns offen mit Haß verfolgen und von unsern Verhältnissen nichts verstehen. In jedem Falle aber ist unser Institut von Päpsten, Kaisern und Königen und vom Concil von Trient selbst gut geheißen und belobt. Es ist mithin gut, und es frägt sich blos, ob wir darnach leben. Wer das in Abrede stellen will, muß es beweisen. Aus diesen Gründen sehen wir uns nicht bemüßigt, auf jede Schmähschrift eine Erwiderung folgen zu lassen.

Die speciellen Einwürfe beziehen sich theils auf die Lehre, theils auf die Sitten der Jesuiten. Um nicht zu weitläufig zu werden, geben wir blos eine Uebersicht über die Anklagen, welche darthun sollten, daß die Jesuiten nicht ihrem an sich guten Institut gemäß leben. Was euere Sitten anbelangt, behauptet der Protestant, so benehmet ihr euch Gott gegenüber als Heuchler, dem Nächsten gegenüber als habsüchtige, stolze und verschlagene Menschen; euer Verhalten gegen euch selbst kennzeichnet sich durch Genußsucht, Prachtliebe und Müssiggang. — Mit unzerstörbarem Gleichmuthe hört P. Contzen alle diese Artigkeiten an und löst der Reihe nach mit eben so viel Klarheit und Würde die einzelnen Anklagen in den Dunst auf, aus welchem sie bestehen. — Unsere Lehre, erwiedert er, ist keine andere, als die katholische. Zu deren Bekenntnisse sind wir durch unsere Regeln verpflichtet; zu deren Schutz und Ausbreitung haben die Päpste unser Institut genehmigt, haben geistliche und weltliche Fürsten uns berufen und Kollegien für uns gebaut.

Was die Heuchelei betrifft, die man uns vorzuwerfen beliebt, so ist dieselbe ein inneres Seelengebrechen und daher nicht so leichtfertig von dem Nebenmenschen anzunehmen. Aber wie verhält es sich damit thatsächlich? Unsere Regeln betonen ausdrücklich gerade die Abtödtung der inneren Leidenschaften. Die Lebensweise soll sich im Aeußern von derjenigen anständiger Priester nicht unterscheiden. Ferner sind unsere Arbeiten vielmehr dazu angethan, der Heuchelei jegliche Nahrung zu entziehen. Die bei Weitem größte Zahl der Ordensmitglieder hat sich mit sehr unansehnlichen und mühsamen Arbeiten zu befassen. — Was den vorgeblichen Reichthum der Jesuiten betrifft, so ist zunächst nicht jeder reiche Mann sofort auch ein Geizhals. Allein die Sache näher und bei Licht betrachtet, so werfen die meisten Kollegien, das von Mainz eingeschlossen, eben das für das Leben Nothwendige ab, viele leiden nicht selten recht empfindlichen Mangel, andere seufzen unter bedeutender Schuldenlast. Uebrigens besitzt die Gesellschaft nicht das Geringste ohne vollgiltigen Rechtstitel. Wenn wir anderseits unnütze Ausgaben vermeiden, so geschieht das nicht aus Geiz, sondern weil Beruf und Regel uns zur Beobachtung der religiösen Armuth verpflichten. — Daß wir geflissentlich, nach speciösen Candidaten die Fangnetze auswerfen sollen, ist eine überaus lächerliche Anklage. Niemand wird zum Eintritt in den Orden angelockt. Die armen Noviziate von Trier und Paderborn sind wenig dazu angethan. Uebrigens möge man es versuchen und unseren Novizen goldene Berge versprechen, wenn sie das Ordenskleid ablegen wollten, man wird nichts ausrichten. Wäre es den Jesuiten wirklich um Anhäufung von Reichthümern zu thun, so brauchten sie bloß die dargebotenen Gelegenheiten zu benützen, um rasch es zu etwas Erklecklichem zu bringen. Allein die Ordensconstitutionen und Decrete verschiedener General-Congregationen schneiden Alles auf das Entschiedenste ab. Jeder Profeß muß ausdrücklich geloben, zu keiner Aenderung in der Armuth seine Mitwirkung zu leihen, es sei denn, man wolle die Bande derselben noch straffer anziehen. — Dann soll die Gesellschaft auch nach Befriedigung des Ehrgeizes streben. Aber wozu geloben abermals die Professen, eine angebotene kirchliche Würde nicht anzunehmen, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl des Papstes? Ferner unterliegt einer strengen Ahndung, wer immer innerhalb des Ordens nach einem Ehrenamte strebt. Ueberhaupt wäre für einen stolzen Menschen das Leben in unserer Gesellschaft

eine wahre Qual. — Wer uns der Weichlichkeit, der Genußsucht und des Müssigganges anklagt, möge einmal mit unserer Lebensweise vorlieb nehmen. Damit er wisse, was dort ihn erwarte, wird die Tagesordnung, mit Allem, was sie in ihrem Schooße birgt, bis ins Einzelnste dargelegt. — Worin soll ferner die Verschlagenheit der Jesuiten zu suchen sein? Offenbar entweder in dem Zwecke, den sie verfolgen, oder in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung desselben bedienen. Doch beide sind in den Regeln klar ausgesprochen, und diese sind von der Kirche als gut, fromm und heilig bestätigt worden. Daß unsere Arbeiten meist von einem guten Erfolge gekrönt sind, rührt zunächst vom göttlichen Segen her. Sodann befleißigt sich die Gesellschaft bei ihren Verrichtungen einer großen Umsicht und der Einzelne läßt sich nicht von seinem eigenen Urtheile leiten. Will man das etwa bemäkeln? Endlich sind die stattlichen Jesuitenkollegien noch ein Dorn im Auge. Aber gehören dieselben eigentlich den Jesuiten? Sind sie nicht von der öffentlichen Auktorität und für öffentliche Zwecke erbaut? Geziemt es sich nicht, daß derartige Gebäude ansehnlich und groß seien? Wir haben die Arbeit der Schule; die Früchte gehören Anderen. Uebrigens sind die Kollegien im Verhältniß zur Anzahl der Schüler und Lehrer im Raume nicht selten recht beschränkt. Allein, die vielen Stockwerke, die palastartig aufeinander gethürmt werden! — Welch' weise Oekonomie bekundet dieser Einwurf! Um dem vorhandenen Bedürfnisse zu genügen, wäre es also sparsamer, neuen Grund und Boden anzukaufen und neue Fundamente zu legen?

Nachdem der protestantische Rechtsgelehrte sein ganzes Herz ausgeschüttet und ihm unter seinen Augen sämmtliche Anklagen verschwunden und in pures Nichts aufgelöst sind, schämt er sich seiner früheren Kurzsichtigkeit und Beschränktheit; besonders bitter bereut er es, sein Urtheil einzig nach den Aussagen der ausgesprochensten Jesuitenfeinde gebildet zu haben.

VII. Das Reformations-Jubiläum von 1617.

Die katholische Kirche Deutschlands war um diese Zeit, trotz aller äußern Anfeindungen, in erfreulichem Aufschwunge begriffen. Da müssen wir z. B. die zahlreichen vortrefflichen katholischen

Fürsten theils geistlichen, theils weltlichen Standes in Anschlag bringen, welche im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts die Zierde unseres Vaterlandes ausmachten. Es war das nicht bloß ein äußeres Prunken mit dem katholischen Namen, sondern man war ernstlich bestrebt, den katholischen Grundsätzen auf allen Gebieten volle Geltung zu verschaffen. Aus diesem Grund erließ z. B. der Churfürst von Mainz im Jahre 1615 überaus strenge, in das kleinste Detail sich erstreckende Luxusgesetze, welche P. Contzen im 8. Buche seiner Politik, 14. Kap. ihrem ganzen Wortlaute nach mittheilt, mit dem Bemerken, daß alle vernünftigen und soliden Leute dieselben mit der größten Freude begrüßten. Ueberaus segensreich wirkte ferner für ganz Deutschland das Jubiläum, welches Papst Paul V. bewilligte als Gegengewicht gegen das geräuschvolle Reformations-Jubiläum der Protestanten. Als weiteren Zweck hatte der hl. Vater auch die glückliche Wahl eines römischen Königs im Auge.[1]) Besonders die rheinischen Erzbischöfe ließen es sich angelegen sein, die Gnadenzeit für ihre Diöcesanen möglichst fruchtbar zu machen. So stand denn die katholische Kirche dem Siegesjubel der vereinigten Protestanten nicht unvorbereitet gegenüber; in dem frommen und thatkräftigen Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der am 29. Juni 1617 in Prag zum König von Böhmen gekrönt wurde und der sichere Aussicht auf die Nachfolge im römischen Reiche besaß, hatte die katholische Sache einen eifrigen Vorkämpfer gefunden.

Wiewohl Kaiser Matthias und sein Vetter, der neue Böhmenkönig Ferdinand, den sächsischen Churfürsten Johann Georg I. im Sommer 1617 freundschaftlich in Dresden besuchten, erließ letzterer gleich nach deren Abreise ein Ausschreiben wegen Feier des am 31. Oktober und 1. November 1617 zu begehenden 100jährigen Jubelfestes der Reformation. Der Churfürst lud zur Theilnahme an dieser Feier ein, „weil das Licht des heiligen Evangelii die hundert Jahre hell in unserem Churfürstenthum und Landen geschienen, der Allerhöchste auch solches wider alles Wüthen und Toben des höllischen Feindes und seiner Schuppen gnädiglich erhalten.“[2]) Das Ausschreiben der churfächsischen Theologen an alle und jede Theologen und Professoren der reinen evangelischen Kirchen war

[1]) Reissenberg, p. 499.
[2]) K. Ad. Menzel, 6,153.

„ein frischer Zunder für die in den Gemüthern des Volkes fortglimmenden Funken der durch die Religionstrennung gepflanzten Parteiwuth.“ [1]) Die frommen Theologen danken dem Allerhöchsten recht pharisäisch für die gnädige Bewahrung vor den päpstlichen Finsternissen und Greueln; möge der römische Antichrist vor Unsinnigkeit und Toben sich selbst seine Zunge abbeißen, so würden sie solch Dräuen, Donnern und Blitzen des Papstes für nichtige, unkräftige Wasserbullen und bloßes Schrecken achten. — „Im Geiste dieses Ausschreibens wurde nun an dem Feste selbst mehrere Tage hinter einander in allen Stadt- und Dorfkirchen der protestantischen Länder gepredigt, auf den sächsischen Universitäten gar eine Woche hindurch disputirt und der Sauerteig des alten Hasses recht gründlich oder ungründlich verarbeitet.“ [2])

Wie nahm sich nun den leidenschaftlichen Kundgebungen der Protestanten gegenüber das angebliche „Dräuen des Papstes“ aus? Selbst der Protestant K. Ad. Menzel gesteht: „Unstreitig war der Ton des päpstlichen Ausschreibens (vom 12. Juni 1617) gemäßigter, als der des Churfürsten und seiner Theologen. Auch ist die in jenem ausgedrückte Bangigkeit vor dem Herannahen göttlicher Strafgerichte über das verderbte Geschlecht durch die nachfolgenden Ereignisse mehr gerechtfertigt worden, als die Geschichte das ruhmredige Lobpreisen der Segnungen des neuen Kirchenthums durch die Gestalt des damaligen Glaubens und Lebens in den protestantischen Ländern bewahrheitet findet“ [3]). Von diesem Zustande entwirft der Tübinger Theologe Johann Valentin Andreä, der Enkel des Urhebers der Concordienformel, ein recht düsteres Gemälde: „Die Heiligenbilder sind weggeschafft; jetzt werden die Heiligenbilder der Laster verehrt. Die Herrschaft des Papstes wird verworfen; dafür setzen wir viele kleine Päpste ein. Die Bischöfe sind vermindert worden; aber Cyclopen miethen die Pfarrer und jagen sie wieder fort. Die Simonie ist in üble Nachrede gekommen; wer aber weist heut zu Tage eine von Geld schwere Hand zurück? Den Mönchen wird der Müssiggang vorgeworfen; als wenn jetzt auf den Akademieen zu viel gearbeitet würde. Die feierlichen Gebete sind abgeschafft; und nun beten die Meisten gar nicht. Die

[1]) Ebdf.
[2]) K. Ad. Menzel, 6, 154.
[3]) Ebdf. S. 157.

Fasten sind abgestellt; und nun wird die Vorschrift Christi für ein unnützes Wort gehalten. Was soll ich noch reden von den Gotteslästerern, Ehebrechern und Wucherern, einem nirgends erträglichen Dreigespann, das aber jetzt unter uns nicht selten ist"? [1])

Es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie ein Mann von Geist und Herz unter dem Eindrucke dieses schreienden Gegensatzes die protestantische Reformationsfeier aufgefaßt habe. Das verstattet uns Contzen's Werk: „Frohlocken über Frohlocken, evangelisches Jubiläum, fromme Thränen aller Römisch-Katholischen, gerichtet an den erhabenen Kaiser, an die Könige, Fürsten, Staaten und Völker: klagend berichtet von Adam Contzen, Theologen der Gesellschaft Jesu und ordentlichem Professor der heil. Schrift am erzbischöflichen Seminar zu Mainz." [2]) Aber nicht bloß ein psychologisches Interesse bietet uns diese Schrift; dieselbe ist auch von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Reformationsgeschichte. Von beiden Gesichtspunkten aus wollen wir diese neue Controversschrift etwas näher beleuchten. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend, kündigt P. Contzen Inhalt und Character seiner Schrift an durch eine „römische Denkmünze", als Symbol der katholischen Beständigkeit und der häretischen Veränderlichkeit. Auf der ersten Seite strahlt das Bild der Sonne mit der innern Umschrift: „beständiges Alterthum der Kirche, 1617: durch 1600 Jahre leuchtet sie unverändert." Die Kehrseite stellt den abnehmenden Mond dar, mit der verhängnißvollen Inschrift: „unbeständige Neuheit der Häresie; in 100 Jahren hat er das Antlitz 1600 mal verändert." Auf jedes Sinnbild paßt ein Doppelvers. Zum ersteren heißt es: „Am Himmel ist eine Sonne, auf Erden eine Kirche; in dieser lebt ein Christus und ein Glaube". — Das Sinnbild der Häresie wird erläutert: „Nicht einer aber ist der Mond; ihr habt nicht eine Kirche; es bleibt nicht ein Christus und ein Glaube." [3])

In der Einleitung wird die beweinenswerthe Sachlage im Allgemeinen auseinander gesetzt. Da er so verschiedenartige Ge-

[1]) Ebd. S. 9.

[2]) Jubilum jubilorum, Jubilaeum evangelicum, piae lacrymae omnium Romano-Catholicorum. Mogunt. 1618. in 12. 577 pp; in demselben Jahre erschien eine vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Uebersetzung.

[3]) Sol unus coelo est, una est Ecclesia terrae: Unus in hac Christus vivit et una fides. Non una at luna est, non una Ecclesia vobis. Non unus Christus, non manet una fides.

ſinnungen und Wünſche der Menſchen gern zu einmüthigem Sinnen und Trachten vereinigen möchte, daß ſie nämlich die Freude der Irrenden beweinen und für die Bemitleidenswerthen beten, hielt er es für eine würdige Aufgabe, die Seelen zu Thränen und Gebet vorzubereiten. Mit vier Arten von Menſchen gibt er ſich ab: mit Katholiken, Lutheranern, belgiſchen und außerbelgiſchen Calviniſten. Dieſe Einleitung iſt für die Katholiken nicht nothwendig; den lutheriſchen Prädikanten kann ſie nützlich ſein, nachdem ſie wieder zu ruhiger Ueberlegung gekommen ſind. Wiewohl dieſelben äußerlich frohlocken, drückt ſie innerlich doch mancher Kummer; denn ihre Angelegenheiten ſtehen in Wahrheit durchaus nicht ſo glänzend. Sie ſind voll Angſt wegen der unheimlichen Wühlereien der Calviniſten in Frankreich, England, Belgien, Pfalz, Anhalt, Heſſen und neueſtens in Brandenburg, das an Sachſen grenzt. Auch die Calviniſten in Belgien werden in Athem gehalten durch innere Zwiſtigkeiten. Zwar ſteigen die Remonſtranten zur herrſchenden Partei empor; allein trotzdem haben ſie viele Niederlagen zu beklagen, wie ſie noch im April eben dieſes Jahres 1617 vor ihren Staaten es thaten. Die Gegenremonſtranten hingegen befinden ſich in überaus gedrückter Lage; ihre jammervollen Beſchwerden haben mit Jubel nichts gemein. Vor Allem muß man daher dem unbändigen Jubel der außerbelgiſchen Calviniſten mit beſchwichtigenden Mitteln zu Hilfe kommen. Da ſie ſich ganz in den Freudentaumel verſenkt haben, wird es keine leichte Arbeit ſein, ihnen die falſche Süßigkeit zu entziehen. Ich muß den Propheten Michäas nachahmen, der ſein Volk ebenfalls von thörichter Freude zu heilſamen Bußthränen bekehren ſollte. Bei jedem Jahre des vermeintlichen glücklichen Jahrhunderts ſind 10 Umſtände auf das Ernſteſte in Erwägung zu ziehen [1]): 1. alle Anhänger der verſchiedenen Secten, die in ihre Anſicht ſo feſt verannt, fremden Meinungen hingegen ſo abgeneigt und in ſo viele Secten geſpalten ſind, haben das Gemeinſchaftliche, daß ſie von der alten Kirche der Apoſtel und Märtyrer abgefallen ſind; 2. dieſer Rücktritt von der alten Kirche kann ihnen nicht zum Ruhm gereichen, da ſie hierin alle alten Ketzer zu Genoſſen haben; 3. es iſt dieſelbe Kirche, welche Jene und dieſe verurtheilt hat. Da ſie das Urtheil der Kirche über die alten Häreſieen anerkennen,

[1]) Unten S. 400 — 434 werden dieſe 10 Punkte von P. Contzen näher begründet.

so dürfen sie in ihrer eigenen Angelegenheit deren Richterspruch nicht zurückweisen, denn auch jetzt urtheilt sie nach der heil. Schrift und der Lehre der alten Väter; 4. Mitten in diesen Hunderten von Secten, die sich gegenseitig verfluchen, sind sämmtliche so voll Prahlerei und Eitelkeit, daß sie trotz der zahllosen Veränderungen, der Zu- und Abschwörungen ihrer Religionsbekenntnisse versichern, sie seien durchaus gewiß, sie erfaßten den Sinn der Schrift ganz evident und könnten sich nicht täuschen, da sie gewiß seien, daß sie zu den Auserwählten gehören und die Stimme ihres Hirten vernehmen; 5. hält man sich an das Urtheil Luthers, so werden von ihm alle Calvinisten auf das Gehässigste, Leidenschaftlichste und Beharrlichste verdammt, ja auch Alle, die sich Lutheraner nennen; denn Keiner stimmt ihm in allen Artikeln bei; 6. wenn die lutherischen und calvinischen Sectirer unter einander streiten, so klagen sie sich gegenseitig sämmtlich der Lüge und Verläumdung an. Ich füge bei, daß sie von ihren Gegnern nicht bloß der Verleumdung angeklagt, sondern auch überwiesen werden. Sieh' also zu, wem du traueſt; 7. Alle sind dunkel und in Vielem zweideutig, was Jene sind, die zu lügen beabsichtigen; 8. ihre Glaubenslehren sind verabscheuungswürdig, wie die beigefügten Proben aus Calvin, Beza, Zwingli darthun; 9. Alle sind im höchsten Grade unbeständig, und das wird bis auf den heutigen Tag immer ärger; 10. für alle diese Uebel gibt es in ihrem Schooße durchaus keine Heilmittel: weder die Schrift, noch Religionsgespräche, noch eine Synode. Deßhalb wollen in Holland die Klügeren nicht einmal von einer Nationalsynode etwas wissen. — „Aus alledem wird der geneigte Leser sehr unschwer entnehmen, daß der Jubel nicht bloß auf das Ungeschickteste angebracht war, sondern daß er über die Maßen beklagenswerth sei, da er auf Seiten derjenigen sich findet, welche die Leichen- und Todtenfeier ihrer Religionen mit festlicher Freude und triumphirendem Gepränge begehen. Euch aber, die ihr wo immer jubelt, bitte und beschwöre ich: 1. ihr möchtet, falls meine Schrift in Folge eueres Mißtrauens euch von der Unzulässigkeit des Jubiläums nicht zu überzeugen vermag, wenigstens den zehnten Theil der von mir angeführten (protestantischen) Streitschriften lesen; ihr werdet euch dann wundern, daß ich auf so Vieles und Schreckliches so Weniges und Gemäßigtes erwiedert habe; 2. ihr möchtet den Aufstellungen, Reden, Versen, Gedichten, Flugschriften, deren innerhalb dreier Monate fast 100 erschienen sind, keinen Glauben schenken, bevor ihr unsere Ver-

theidigung vernommen habt; denn vor Gott und den Menschen betheuern wir mit dem heiligsten Eide, daß in jenen Sudelschriften uns abgeschmackte Glaubenslehren aufgebürdet werden, die wir aus ganzer Seele verabscheuen; 3. ihr möchtet meine Thränen nicht mit Haß erwidern; denn wir können jene Schmähungen und Verleumdungen gegen den Papst und unsere Kirche, gegen den Kaiser, die Fürsten und die katholischen Stände nur mit Thränen vernehmen und wir betrüben uns über den Irrthum der Unsinnigen.

Alsdann beginnt P. Contzen seine Wehklage mit dem Propheten Jeremias (9, 1): „Wer gibt meinem Haupte Wasser und meinen Augen Thränenbäche, auf daß ich Tag und Nacht die Getödteten der Tochter meines Volkes beweine?“ Auch die Häupter der Völker mögen trauern; der Glanz der Thränen ist für ein königliches Antlitz nicht ungeziemend; denn auch David, das Vorbild eines guten Fürsten, quälte sich mit Seufzen und benetzte jede Nacht sein Lager mit Thränen. Auch ihr Völker, die ihr von so vielen Streitigkeiten ermüdet, durch so viele Religionen gespalten, vom Schlag neuer Aenderungen geängstigt, durch die Wühlereien der Neuerer beunruhigt seid: seufzet auch ihr und klaget in bußfertiger Gesinnung, die Thränen mögen fließen vor dem Herrn und leitet Ströme derselben gleich ewigfließenden Wassern. — Die Ursache der Trauer ist alt. Denn bereits sind es 100 Jahre, seitdem die Tochter meines Volkes so viele Güter verloren, so viel Uebles begangen und erduldet. Und verdienter Maßen leidet sie Böses, weil sie durch Verachtung der Tugend und leidenschaftliche Liebe des Lasters sich die Strafe, als Genossin der Schuld, zugezogen hat. Doch die Veranlassung zum Weinen ist bei dem eingewurzelten Uebel neu: weil nämlich wegen der Langjährigkeit des Uebels ein neues Beglückwünschen angestellt wurde; man ladet die über ihren Irrthum seligen Völker zu gemeinschaftlichen Freudenfesten ein, wie zu 100-jährigen Festspielen, die Keiner mehr erleben wird. Von Wittenberg und Leipzig wird das Festprogramm versendet, und kaum sind die Wittenberger Blätter der Hand entflogen, da kommt, im Wetteifer mit den Sachsen, von Heidelberg die Freudenbotschaft einer feindlichen (der calvinischen) Religion, damit die gewaltige Elbe sich gegen den geringen Nekar nicht stolz erhebe. — Niemand möge mir diese Thränen übel auslegen; Niemand möge so eisenhart sein, daß er, selbst der milderen Regungen baar, auch bei Andern das Mitleid ertödten möchte. Mich können Freuden, deren Ursachen

beklagenswerth sind, einmal nicht ergötzen; es ist die Leichtfertigkeit des menschlichen Herzens, welche zum Frohlocken so hinneigt. Deßhalb spreche ich zur weltlichen Freude: was täuschest du mich umsonst? — P. Contzen nimmt zwei Klassen von Menschen wahr, die sich mit süßen, einschmeichelnden Worten abgeben. Die Ersteren sind die häretischen Lehrer, die mit allen Mitteln die Gemüther an sich fesseln und das Ungeziemende ihrer Zwistigkeiten künstlich verbergen, ihre Laster mit leerer Prahlerei beschönigen und ihr morsches Lehrgebäude mit neuem Glanze der Verehrungswürdigkeit umgeben möchten. Durch diese werden Viele dazu verleitet, ins Blaue hinein mitzumachen, um nicht als Sonderlinge verschrieen zu werden. Doch einen Hoffnungsstrahl erblickt P. Contzen. Die weltliche Obrigkeit wollte anfangs auf die frommen Seufzer der Prädikanten, welche zur Theilnahme an der Feier einluden, nicht hören; es steht daher zu hoffen, daß bei diesen verständigeren und edler angelegten Naturen seine Thränen nicht nutzlos sein werden, daß sie ihr Ohr der Wahrheit nicht verschließen werden. An die Prädikanten selbst aber braucht er sich nicht zu wenden. Denn diese bewundern bloß sich und das Ihrige und sie vermögen ihr Auge noch nicht zur Wahrheit, die sie verlassen haben, zu erheben. Sie träumen von Wonne, Gnade, Jubelfreude, lutherischer Lehre, die aber nirgends mehr vollständig anzutreffen ist; sie geberden sich übermüthig wegen eingebildeter Güter, gleich als besäßen dieselben wahren Goldgehalt. „Es schmerzt mich, daß sie der Mahnung unzugänglich sind. Noch weit mehr schmerzt es mich, wenn ich sehe, wie so viele Tausend Seelen durch jenes Hochgepränge ins Verderben gestürzt werden. Ich lasse mich daher in meinem Schmerze und in meiner Trauer nicht stören."

Jetzt untersucht P. Contzen im Einzelnen die Titel, auf welche hin die Jubelfeier etwa angestellt werden könnte. Bei der folgenden Auseinandersetzung ist es schwer, zu beurtheilen, ob seine gründliche Kenntniß der gesammten Entwicklung des Protestantismus, oder die Schärfe seiner Beweisführung, oder die Kraft und der Schwung der Darstellung, oder die rückhaltslose Hingabe an die Wahrheit, welche sich in dem überzeugungsvollen Tone der Sprache kund gibt, oder der brennende Seeleneifer, welcher die Irrenden wieder in den Schafstall der wahren Kirche zurückführen möchte, mehr Bewunderung verdiene. Wir müssen uns auf Hervorhebung einiger Hauptgedanken beschränken. — Das erste und höchste Gut, welches ihr verloren habt — also redet er die jubelnden Protestan-

ten an — ist das wahre Verständniß des Wortes Gottes und die Gemeinschaft der Heiligen. Anfangs prahltet ihr mit der Schrift, aber es ist euch nicht gelungen, es zu einer einheitlichen Auslegung derselben zu bringen, und doch habt ihr dieselbe vorgeschützt, wie alle früheren Häretiker, und, in 1000 Sectchen getheilt, brecht ihr für ein Jahr oder für drei Monate eine Erklärung vom Zaune. Ihr habt nicht bloß die alte Kirche verlassen, sondern ihr wollt sie sogar vor euern Richterstuhl laden. Aber alle Ketzer kamen schließlich dahin, daß sie die Frevler hoch hielten und alles Hohe und Heilige in den Koth herabzogen. Im Gegentheil jedoch kann eine Sache, welche die besten und ehrenwerthesten Menschen auf ihrer Seite hat, nicht eine falsche sein. Die Calvinisten klagen schließlich Gott selbst an; denn Calvin lehrt, die Verfasser des neuen Testamentes hätten bisweilen wissentlich und absichtlich Unwahres berichtet. Was die Lutheraner betrifft, so wirft Pelargus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, denselben vor, sie seien in 360 Artikeln von Luther abgefallen. Wo ist also der Theil der Lutheraner zu suchen, der seine Religion mit dem Jahre 1517 beginnt? — Es kommt noch besser. Was geschah denn im Jahre 1517? Luther erhob sich gegen gewisse Mißbräuche bei Verkündung des Ablasses. Nun, diese mußten abgestellt werden, nicht die Sache selbst. Damals war Luther noch nicht Luther; es wurde noch nicht gestritten über Rechtfertigung, Cölibat, Sakramente, Ubiquität oder Allgegenwart des Leibes Christi; er verhüllte seine weltlich gesinnte Seele noch mit dem Mönchsgewand, celebrirte die Messe und beging somit nach euerem Urtheil einen Götzendienst. Er wurde also keineswegs vom Geiste Gottes geleitet und inmitten dieses Frevelpfuhles wohnte mit Nichten die lautere Wahrheit und der allein seligmachende Glaube, dessen Säcularfeier jetzt begangen wird. Luther gesteht in seinen Tischreden von sich selbst, er habe seine Keuschheit durch körperliche Abtödtungen nicht sichern können; ja schon früher habe er den Freier gespielt. Wenn er damals für wahr hielt, was er später lehrte, so beging er die größte Heuchelei; hatte er den katholischen Glauben noch nicht verloren, so kämpfte er mit seiner Unlauterkeit auf das Hartnäckigste gegen sein Gewissen an. Im Jahre 1518 bekennt Luther schriftlich und mündlich seinen katholischen Glauben, nennt sich Bruder Martin Luther, Augustiner, und betheuert, die hl. römische Kirche zu ehren und ihr folgen zu wollen. — Sollte also das Jahr 1517 der Anfang seines Evan-

geliums gewesen sein, so widerruft er es jetzt. Ahmt also auch ihr ihn nach. Oder weßhalb sollte sein Fall euch zum Verderben, seine Buße aber nicht zur Erbauung gereichen? Um diese Zeit war also Luther römisch-katholisch. Hatte er sich aber innerlich bereits vom alten Glauben losgesagt, so hat er sich den Vorwurf der Heuchelei, des Meineides, der Falschheit, der Verleugnung Christi zugezogen. Mit solchen Verbrechen aber sollte euer Jubiläum nicht anheben. Damals gab es mithin keinen öffentlichen lutherischen Glauben, es gab bloß eine kleine Abweichung vom katholischen Glauben. Die calvinischen Heidelberger aber besaßen damals an Luther den grimmigsten Feind; sie mußten ihr Jubiläum im Jahre 1616 feiern, da Zwingli mit der alten Kirche öffentlich brach. Im Jahre 1519 verharrte Luther in demselben Glauben oder in demselben Meineid. Das Jahr 1520 wäre besser zum Ausgangspunkt des Jubiläums gewählt worden; denn da verzweifelte Luther an der päpstlichen Verzeihung und verbrannte in bemitleidenswerther Blindheit das Kirchenrecht, als würde das Gewissen beruhigt, wenn die Gesetze verbrannt sind. Aber auch dieses Jahr ist für die Lutheraner noch nicht besonders glücklich; denn es gab Zwist unter den Anhängern des Gottesmannes und derselbe hatte den Mönch noch nicht abgelegt. 1521 wurde er durch Urtheilsspruch seiner rechtmäßigen Obrigkeit geächtet; er vereitelte aber die Wirkung desselben durch sein Versteck auf der Wartburg. In Wittenberg ging jedoch Alles drunter und drüber. 1522 stellt er die Messe und die Bilder wieder her.

Im Jahre 1523 war die Ketzerei schon 7 Jahre alt und somit der Bosheit fähig. Sie machte sich daher an den Staat und suchte denselben in Unordnung zu bringen; denn nur bei ungeordneten staatlichen Verhältnissen ist Raum für die Neuerung. Das Jahr 1524 wäre für die Lutheraner beinahe das letzte geworden und sein neues Evangelium drohte schon im Kindesalter zu ersticken durch inneren Zwist. Andreas von Bodenstein, Luthers Vertrauter, der alle seine Schandthaten wohl kannte, fiel von ihm ab, trat mit vielen Enthüllungen auf und machte ihm die meisten Gelehrten abwendig; beinahe hätte Bodenstein ganz Sachsen zu Carlstadt hinübergezogen, wenn nicht die Fürsten eingeschritten wären. Die neue Lehre begann bereits anrüchig zu werden. 1525 hält Luther Hochzeit. Aber die Freudenklänge werden gestört durch den furchtbaren Bauernkrieg des Münzer. Der nachmalige römische König Ferdi-

nand I. schildert in seinem Reichstagsabschied zu Augsburg in ergreifenden Zügen die kläglichen Zustände Deutschlands. 1528 fördert die Kirchenvisitation in Sachsen, welche Melanchthon vornimmt, wenig Lorbeern zu Tage; aller Orten gähnt ihm ein fürchterlicher Abgrund von sittlicher und religiöser Verkommenheit entgegen. Das Jahr 1529 trägt zwar dem Luther manchen glänzenden Erfolg ein; allein die Entscheidung des Reichstags von Speier, daß in Religionssachen es ein Jeder halten könne, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten vermöge, war das Signal zum allgemeinen Auseinanderfallen und Zerbröckeln des neuen Evangeliums.

Im Jahre 1530 legte der Lutheranismus die Kinderschuhe ab und erschien, von Melanchthon ausgestattet und aufgeputzt, als unbärtiger Jüngling auf dem Reichstag zu Augsburg. Alsdann ahmte jedoch Melanchthon jene treulosen Erzieher nach, die das Weite suchen, nachdem sie die Jugend verdorben haben. Denn nachdem er alles Mögliche an seinem spröden Zöglinge versucht und denselben zu Allem, nur nicht zum Guten, geschickt und tauglich erfunden, trat er offenkundig zurück. Doch insofern geschah 1530 etwas Gutes, als das vorher schon oft veränderte neue Evangelium nunmehr in feste Grenzen gebannt wurde, so daß ein Abweichen von demselben nicht mehr ohne allgemeines Aufsehen vor sich gehen konnte. Daher mußten sich bereits bei Verlesung der Augsburger Confession deren Vertreter vor dem ganzen Reichstage über gewisse Ausdrücke Luthers schämen. Sie zogen sich aus der Verlegenheit, indem sie erklärten, sie befänden sich nicht hier, um Luthers Schriften zu bekämpfen, sondern ihr Religionsbekenntniß vorzulegen. Sogar Jakob Schmidelin wirft den Wittenbergern vor, sie hätten damals die Augsburger Confession nach Belieben gefälscht. Andreas Fabrizius weist nach, daß sie mit der Apologie und mit Luthers Katechismus dasselbe thaten. Auch der Markgraf Jakob von Baden beweist in seiner Conversionsschrift, sowohl vor als nach Luthers Tod hätten Melanchthon und die übrigen Prädikanten mit der Augsburger Confession gespielt, wie die Katze mit den Mäusen; von allen spätern lateinischen Ausgaben bis 1591 stimme keine einzige mit dem Original überein. Selbst die deutsche Originalschrift der Augsburger Confession und der Apologie stimme nicht mit dem lateinischen Original; es sei sogar niemals ein deutsches Exemplar gedruckt worden, das mit demjenigen übereinstimmte, welches dem Kaiser überreicht wurde.

Bis zum Jahre 1591 gebe es 8 Ausgaben derſelben, die weder dem Wortlaute, noch dem Sinne nach mit einander übereinſtimmen.

Unter beſtändigen Streitigkeiten, Widerſprüchen und Intriguen geht es voran. 1536 wird Luther zu Wittenberg erfreut durch den Anſchluß der Helvetier Bucer und Capito. Es war aber blos eine ſchmähliche Myſtifikation. Denn bei ſeiner Rückkehr verkündete Bucer, Luther habe ſich ihnen angeſchloſſen. 1537 legt die Zuſammenkunft zu Schmalkalden den Keim zu ſpäteren Kriegen. 1538 wurde Sachſen bereits von Antinomiſten oder Anarchiſten überſchwemmt, die aus Luthers Schriften die Anregung empfangen hatten. Luther entzweit ſich mit Melanchthon wegen der Aenderungen, welche derſelbe mit der Augsburger Confeſſion vorzunehmen ſich erlaubt hatte. Man wußte ſchon nicht mehr recht, von wem ſie eigentlich herrühre, und doch war ſie erſt 8 Jahre alt. In den Jahren 1540 und 1541 drängte der kaiſerliche Bevollmächtigte Granvella die Lutheraner auf dem Reichstage zu Regensburg, ſie ſollten einmal etwas Feſtes aufſtellen, damit man wiſſe, woran man ſich zu halten habe. Ueberaus beſchämt wegen der eingeſchlichenen Veränderungen beriefen ſie ſich auf die erſte oder urſprüngliche Augsburger Confeſſion. Aber dieſe wurde bereits von ihrem eigenen Verfaſſer, wie von den Theilnehmern am Religionsgeſpräch, nicht mehr feſtgehalten. Ja ſie war nicht bloß verändert, ſondern auch verſtümmelt, indem man den 10. Artikel der Freundſchaft der Zwinglianer geopfert hatte.

So ſtarb denn 1546 Luther, nachdem er ſeine eigene Lehre überlebt hatte. Es gab nur ein Chaos von Secten und eine gräßliche Verwilderung der Sitten, wie Luther es am Ende ſeines Lebens noch beklagte. Um die Zeit ſeines Todes gab es für ihn ſelbſt in ſeiner eigenen Kirche keinen Platz mehr; waren doch in Wittenberg ſämmtliche Profeſſoren des Glaubens wegen verdächtig. Indeſſen tritt der Lutheranismus jetzt ins reife Jünglingsalter; er iſt der väterlichen Obhut entzogen und majorenn geworden. Was läßt ſich aber von dem jungen Manne Gutes erwarten, da er den eigenen Vater, der die Laſter doch ſo begünſtigte, zum Tempel hinausgeworfen hatte? Bald entbrannte der offene Krieg der Proteſtanten gegen den Kaiſer; die Empörung nahm jedoch ein klägliches Ende, wie die Geſchichtsſchreiber der Augsburger Confeſſion ſelbſt klagen. Die Prädikanten, welche die Fürſten zum Kriege aufgehetzt hatten, flohen in die Schweiz und ſchimpften auf

die Religion, für welche sie die geschlagenen Fürsten in die Waffen gerufen hatten. Im Jahre 1548 entzweien sich die Lutheraner über die Friedensbedingungen; sie spalten sich in eine strengere und eine freiere Richtung und der Kampf zieht sich durch ihr ganzes Heerlager. Im folgenden Jahre erhebt Illyricus überlaut seine Stimme und klagt die Wittenberger und Leipziger Theologen, besonders aber den Melanchthon der Fälschung von Luthers Werken an.

1550 soll Melanchthon nebst mehreren protestantischen Theologen mit den zu Trient versammelten Vätern unterhandeln; deßhalb wird die zu überreichende Augsburger Confession abermals zurecht geschnitten. Die gegenseitige Erbitterung steigert sich immer mehr. Sowohl die Magdeburger Centuriatoren als Melanchthon klagen: nachdem man das hölzerne Joch des römischen Papstes abgeworfen, legen die weltlichen Obrigkeiten uns ein eisernes Joch auf. Trotz des Augsburger Religionsfriedens 1555 schreitet die innere Zersetzung rüstig voran. Der Ubiquist Schnepf zieht Viele zu seiner neuen Confession herüber, und von der anderen Seite brechen Calvin und Bullinger gewaltige Breschen in die Mauern des lutherischen Sions. Das 40. Jahr wurde verhängnißvoll. Um 1557 zu Worms in geschlossenen Reihen auftreten zu können, wollen sie zu Wittenberg den Illyricus und Melanchthon mit einander versöhnen. Aber zornschnaubend ging man auseinander. Beim Religionsgespräch zu Worms, das unter Vorsitz des Bischofs von Speier[1]) abgehalten wurde, beriethen sich die 12 lutherischen Sprecher erst 16 Tage lang, um sich zu einigen. Schließlich zerfielen sie in zwei Lager; fünf Theologen wurden von den andern 7 verurtheilt und nach Hause geschickt. Die Verschmähten suchten sich schriftlich zu vertheidigen und die siegreiche Majorität fand keine fünf Anderen, um die Vertriebenen zu ersetzen. Von diesen 7 repräsentirte übrigens ein Jeder seine eigene Religion und mit Schmach beladen zogen sie ab, indem sie ohne Staub und Blut den Katholiken einen glänzenden Sieg überließen. Die Geschichtsschreiber der Augsburger Confession sagen jedoch kein Wort über die ärgerlichen Auftritte zu Worms; sie nennen bloß

[1]) Diese Angabe dürfte wohl auf einem Versehen beruhen. Der gewöhnlichen Darstellung zufolge präsidirte im Namen des römischen Königs Ferdinand I. Julius Pflug, Bischof von Naumburg. Vgl. der selige Petrus Canisius von Florian Rieß S. J. Freib. 1865. S. 210; K. Ad. Menzel 4, 95.

7 Sprecher als die Ihrigen. Es geschah, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen: „die Protestanten unterließen nicht, ihren Gegnern die Schuld des Ganges und Ausganges derselben beizulegen; den letztern aber wurde es leicht, sich aus den Acten gegen die Anklage zu rechtfertigen.“ [1]) Um auf dem Fürstentag zu Frankfurt 1558, wo die kaiserliche Regierung dem bisherigen römischen Könige übertragen werden sollte, mit Ehren auftreten zu können, machen die protestantischen Fürsten abermals einen Versuch, die Einigkeit im eigenen Lager wieder herzustellen. Sie schlagen den Melanchthon als Vermittler vor; derselbe wurde jedoch von den Städten zurückgewiesen und die in Betreff der Eucharistie aufgestellte Formel befriedigte abermals nicht, weil sie die calvinische Lehre enthalte.

Nachdem die theoretischen Einigungsversuche mit der katholischen Kirche gescheitert, mühten sich die verschiedenen Schattirungen des Protestantismus mehrere Jahrzehnte hindurch ab, wenigstens unter sich eine leidliche Einigung zu erzielen. Es beginnt die endlose Sysiphus-Arbeit mit den sogenannten Concordienformeln. Aber auch auf diesem Boden erblühten den Neuerern schlechte Lorbeeren. Der Parteihaß war stets im Zunehmen begriffen, und vergeblich suchten die Einsichtsvolleren unter ihnen, die häuslichen Zwistigkeiten wenigstens vor den Katholiken geheim zu halten. Daher erklärten die sächsischen Concordienmacher 1558 auf dem Colloquium von Herzberg vor den Anhalter Theologen: „Günstige Herren, wenn die Spaltungen alle heimlich weren, und wenn man sie hetten können verschweigen, wie gern wollten wir's gethan haben.“ Im Jahre 1559 sollte Melanchthon im Auftrage des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz zu Heidelberg die religiösen Streitigkeiten beilegen. Während er nun scharf gegen die Zwinglianer auftrat, verschonte er auch den Luther und dessen Anhänger nicht mit seinem Tadel und die Folge war, daß in der Churpfalz demnächst der Calvinismus zur Herrschaft gelangte. [2])

Es war ein gewaltiger Stoß für das Lutherthum, daß sein gelehrtester Vertreter sich offen gegen selbiges erklärte: das Greisenalter der neuen Lehre war im Anzug, wiewohl Melanchthon dieselbe bei eben dieser Gelegenheit eine junge Kirche nannte. Bereits 1560 wehklagen die Mansfelder Theologen zu Eisleben in

[1]) K. Ad. Menzel 4, 100.
[2]) Vgl. K. Ad. Menzel 4, 150—57.

einem Hymnus: „hl. Gott! siehe, wie die Versammlung derjenigen zusammenschmilzt, welche dein Wort aus ganzer Seele lieben!“ Zwar unterzeichnete 1576 zu Torgau ein Theil der sog. Lutheraner eine Concordienschrift;[1]) allein eben das beweist, daß bis zu diesem Momente alle protestantischen Theologen unter sich uneins waren. Der Umstand, daß Alle sich auf die Augsburger Confession beriefen, hat nicht mehr Gewicht als ihre einmüthige Berufung auf die hl. Schrift. Mit Recht nimmt daher P. Contzen die Protestanten in ein wirksames Kreuzfeuer. „Wenn es heute mit euerem 100jährigen Jubiläum seine Richtigkeit hat“, hält er ihnen entgegen, „so verwerfet das Concordienbuch; denn es entstand durch 60jährige Veränderungen des ursprünglichen lutherischen Evangeliums. Ist aber die Concordienschrift orthodox, so habt ihr von den 100 Jahren 60 verloren.“

Schon 1579 brach der Streit zwischen den Wittenberger und Leipziger Theologen wieder aus, und als der Churfürst auf die Unterzeichnung drang, unterschrieben Einige aufrichtig, Andere zum Schein. Wenn daher jetzt die Lutheraner sich freuen, so stimmen die Calvinisten in den Jubel mit ein, in der Hoffnung auf die Zukunft. Denn so freut sich der Löwe über das Gebrüll des Ochsen und er beginnt seinerseits, den ganzen Wald mit seinem Geheul in Schrecken zu setzen. Eine neue Demüthigung brachte das Jahr 1580. Man lud den Patriarchen Metrophanes von Constantinopel zur Unterzeichnung der Concordienformel ein. Derselbe antwortete jedoch derb ablehnend und warf den protestantischen Kirchenvätern ihre ehr- und gewissenlose Taktik vor. 1582 deckte die Einführung des gregorianischen Kalenders die grobe Unwissenheit der Prädikanten auf. Mehr an den Becher, als an den Gelehrtenstaub gewöhnt, förderten sie den baarsten Unsinn zu Tage; der Papst verändere den Zeitenlauf, befehle, daß 10 schon verflossene Tage nicht als Tage gelten sollten, der 20. Tag solle der 10. sein u. s. w.[2])

[1]) Vgl. Döllinger, die Reformation. Regensb. 1848. 3. Bd. 472.

[2]) Vgl. Triumph der Wahrheit, wider Lucam Osiandrum. Durch G. Scherer. S. J. Ingolst. 1587. 14. Kap. S. 76–85. Scherer hat den wahren Grund der Abneigung wohl entdeckt: „Ich weiß zimlicher massen wol, wo es euch Predicanten ligt. Es beisset und schmertzet euch wunder sehr, daß der Bapst, dem ihr vorlängst das Requiem gesungen, dannoch so wol auff und starck sei, daß nicht allein die gehorsame Christenheit, sondern auch die Widersacher selber seinen von Gott habenden Gewalt in Disponirung der Kirchen-Sachen erkennen und würcklich empfinden müssen.“ S. 85.

Je weiter das erste Jahrhundert voranrückt, desto mehr häufen sich die Unglücksschläge. Während die Concordienschrift, einer gehässigen Nachteule gleich, von allen Seiten angegriffen wird, verliert das Lutherthum 1583 mit dem Tode des Churfürsten Ludwig allen Boden in der Pfalz. Schon 1584 wird den lutherischen Prädikanten, falls sie aus zeitlichen Rücksichten die Religion nicht ndern wollen, das Ausweisungsdekret zugestellt. Die Calvinisten machen 6 Gründe namhaft: 1) weil die Lutheraner mit den Calvinisten nicht Taufpathen sein und dem Begräbniß nicht beiwohnen wollen 2) weil sie gegen ihre Obrigkeit falsches Zeugniß abgelegt und dieselbe hartnäckig gottloser Irrthümer angeklagt haben; 3) weil sie gegen ihre Obrigkeit erbittert sind und auf auswärtige Mächte hinblicken und dadurch die Gemüther der Bürger beunruhigen; 4) weil sie nicht einmal den bürgerlichen Frieden mit den Calvinisten beobachten und mit ihnen nicht in demselben Rathe sitzen wollen; 5) weil sie τὸν ἔλεγχον (den Beweis) in λοιδορίαν (Schmähung) verkehrt haben, indem sie die Calvinisten in deren Gegenwart verlästern; 6) weil man beobachtet hat, daß sie zum großen Theil die Jugend zum Stolz, zur Frechheit und Halsstarrigkeit heranziehen. „Was ist da nicht beweinenswerth? Die Pfalz war katholisch, dann bekennt sie sich kurze Zeit zum Lutherthum; aber bald streiten sich ehrgeizige Akademiker und 18 Jahre lang behauptet sich der Zwinglianismus. Dann wird auf 7 Jahre wieder das Lutherthum eingeführt und jetzt herrscht der Calvinismus. Was ist das für ein Gewissen! Welch' ein Schwindel, so entgegengesetzte Religionssysteme anzunehmen und mit allem Feuereifer zu vertheidigen, als hänge das Heil einzig von ihnen ab!"

Aber auch das Trugbild des Concordienbuches wird selbst vom Prädikanten Polykarp Leyser entlarvt. Wiewohl die Lutheraner nicht gerne etwas gegen jenes trügerische Palladium hören, behauptet Contzen doch, daß es die letzten Reste des Lutheranismus, die noch vorhanden zu sein schienen, vollends beseitigte. Die prekäre Stellung des Lutheranismus erhellt auch aus dem Schreiben, in welchem 1585 die Heidelberger den Osiander zu trösten suchten durch den Hinweis auf den Schaden, den Andere schon erlitten; so dankte König Antiochus, der sogen. Große, nach seiner schmählichen Niederlage dem römischen Volke noch ergebenst dafür, daß der Senat seine Staaten verkleinert und ihm so die Last der Regierung erleichtert habe. Der literarische Zweikampf, der 1586 zwi-

schen zwei akatholischen Gegenpäpsten, Jacob Andreä und Theodor Beza, zu Mömpelgart stattfand, zerriß für immer die Illusionen derjenigen, die eine Vereinigung verschiedener Religionsparteien für möglich gehalten. In Frankreich wähnte man vielfach, es handle sich im Streite zwischen Luther und Zwingli bloß um die Abendmahlslehre. Wie staunte man daher, als die Acten des Religionsgespräches die Massen entgegengesetzten Irrthümern und die gegenseitige Wuth [illegible] den Tag legten! Der Calvinist Pareus schrieb 1586: „Die (lutherischen) Ubiquisten[1]) hassen uns in dem Grade, daß sie [illegible] die Freundschaft des römischen Antichristen, der Jesuiten und Türken [illegible]rügen, als die unsrige." Das hielt ihn jedoch nicht ab, 1617 in den Jubel der Lutheraner einzustimmen. Eine besonders empfindliche Schlappe erlitten die Lutheraner 1589—90, als Markgraf Jakob III. von Baden in Folge eines Religionsgespräches in die katholische Kirche zurücktrat[2]). Wie es sich herausstellte, kannte J. Andreä den Stand der Streitfrage zwischen seiner Partei und den Katholiken gar nicht. Als Schmidelin sich trotz seiner eclatanten Niederlage nachträglich für den Sieger ausgab, wies Pistorius ihn wegen seiner Anmaßung zurecht und stellte an ihn die wohlverdiente Frage: ob er denn alle Scham ausgezogen habe? Bei dieser Gelegenheit wendet sich P. Contzen wieder an seine lutherischen Zeitgenossen. „Wie es sich damals mit dem Triumphe Andreä's verhielt, so verhält es sich heute mit euerem Jubiläum; laßt ab von diesem Tand, ich bitte euch, und ziehet euer Gewissen und die Schriften der Unsrigen zu Rathe. Von jetzt ab citirt er für jedes Jahr, angefangen von 1580 bis 1617 in langer Reihe die zahlreichen lutherischen und calvinischen Streitschriften, z. B. für 1580: 15, für 1585: 29, 1586: 28, 1591: 24, für 1608: 53, 1613: 55, 1614: 28, 1615: 47, 1616: 13, 1617: 37.

1591, in seinem 74. Jahre, krankt der Lutheranismus an überaus bösen Vorzeichen. In Wittenberg wird eine große Synode versammelt, als wäre bis dahin noch nichts geschehen und als wäre die zehnjährige Concordia bereits zu Grunde gegangen.

[1]) Die von einigen Schülern Luther's, wie Brenz, Illyricus u. s. w. ausgeheckte Lehre von der Allgegenwart (Ubiquität) des Leibes Christi wurde anfangs von den sächsischen Theologen bitter verfolgt, schließlich aber doch in die Concordienschrift aufgenommen.

[2]) Vgl. die Convertiten seit der Reformation, von Dr. Andreas Räß, Bischof von Straßburg. 3. Bd. S. 91—159.

Aber alsbald entbrennt unter den Versammelten der Streit; Einige werden eingekerkert, Andere entfliehen. Im Jahre 1595 klagt man vor den sächsischen Landständen über die unerträgliche Zügellosigkeit unter der studierenden Jugend, dazu verlangte man für die Universitäten Wittenberg und Leipzig ein Verbot, über theologische Streitfragen ohne Noth zu disputiren, um wo möglich jedem Anlaß zum Zwiste vorzubeugen. „O, ihr Bemitleidenswerthen", ruft da P. Contzen aus, „so wenig trauet ihr den Bischöfen und Doctoren, daß ihr aus Furcht vor Zwistigkeiten deren Freiheit im Disputiren beschränket!" Im Jahre 1597 behauptet der lutherische Philosoph Nikolai „der Gott der Calvinisten sei der Teufel selbst, um sodann Gott dafür zu danken, daß er im hl. römischen Reich das Licht der evangelischen Wahrheit noch hie und da leuchten lasse."

Das Jahr 1600 ist ein wahres Jubeljahr; denn es sind bereits 1600 Jahre her, seitdem die Herrlichkeit des Herrn auf unserer Erde erschienen ist. Dieses Jubiläum feiert die Kirche schon das 16. Mal, aber durch Buße, Reueschmerz und Thränen eines zerknirschten Herzens, sowie durch Empfang der hl. Kommunion. Wir statten Gott von Herzen unermeßlichen Dank dafür ab, daß er die Kirche vermöge seiner Kraft und Güte 1600 Jahre lang durch alle Stürme glücklich hindurch geführt. Wer sollte sich darüber nicht freuen? Allein unsere Freude wird getrübt, wenn wir von unserem sichern Schiffe aus die zahlreichen Schiffbrüchigen erblicken.

Auf dem Religionsgespräche zu Regensburg, welches die wittelsbachischen Vettern, der katholische Herzog Maximilian von Baiern und der protestantische Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg 1601 veranstalten ließen, wurde das Ansehen des Lutherthums abermals tief erschüttert und die Bekehrung Vieler angebahnt. Freilich hatten die Lutheraner schon vor Beginn desselben das Gerücht von ihrem Siege verbreitet; allein im Verlaufe der Disputation mußten sie einräumen, daß man außer der Schrift auch noch etwas glauben müsse. Ihre nachträglichen falschen Berichte widerlegte P. Tanner auf das Gründlichste, indem er ihnen gleich Anfangs 100 Lügen nachwies. Kein Wunder, daß spätere protestantische Schriftsteller nur ungern auf diesen Vorgang zurückblicken[1]). Durch die ganze protestantische Welt herrscht in den

[1]) Vgl. K. Ad. Menzel, 5. Bd. S. 330—35.

folgenden Jahren reges Leben mit gegenseitigen Verfolgungen oder ephemeren Einigungsversuchen. Zur ersteren Gattung rechnen wir besonders die feindselige Stellung, welche die Universitäten Tübingen und Heidelberg seit dem Jahre 1606 gegen einander einnehmen, und zur zweiten die 1609 vollzogene Einigung der böhmischen Lutheraner, Hussiten, Picarden und Brüder. Als 1612 der theologische König Jakob I. von England durch seinen Gesandten dem wankenden Calvinismus in Holland aufzuhelfen suchte, ließ man ihm antworten: der König sei auch dem Irrthum unterworfen und so lügnerisch, wie die übrigen Menschen. Zum Jahre 1613 redet P. Contzen die Lutheraner an: „Wenn euere frommen Thränen nicht schon alle versiegt sind, so lasset dieselben strömen; denn der Churfürst Johann Sigmund von Brandenburg wird calvinisch und seine Unterthanen folgen ihm so leicht, wie die Schafe ihrem Hirten in die verschiedenen Schafställe. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg hingegen wird nach reiflicher Prüfung katholisch. Die vielen Verluste der katholischen Kirche in Europa werden ersetzt durch den großen Zuwachs in beiden Indien und in Südafrika. Auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß Deutschland zur Religion der Väter wieder zurückkehren werde. Die zahlreichen Bekehrungen, die jährlich stattfinden, bestärken uns in dieser Hoffnung. Während vor beinahe 100 Jahren 3—4 Jahre hinreichten, um fast ganz Deutschland mit dem Gifte anzustecken, zeigen sich jetzt die Katholiken fest und standhaft mitten unter den Verlockungen der Prädikanten. Während 1617 durch das ganze akatholische Deutschland in die Jubeltrompete gestoßen wird, herrscht in Amsterdam unter den Calvinisten blutige Verfolgung; der König von England mischt sich wieder ein, zeiht die Minister eiteln Vorwitzes und mahnet zur Abstellung der Zwistigkeiten durch eine Synode.

Nun faßt P. Contzen in einigen kräftigen Zügen die Gesammtlage des Protestantismus zusammen, indem er die 10 Punkte, welche er bereits in der Einleitung namhaft gemacht, durch schlagende Beispiele erhärtet. „Betrachtet man aufmerksam den gesammten bisherigen Verlauf, so entdeckt man in der That bei dem schmählichen Abfall, bei der noch schmählicheren Gesellschaft von Ketzereien und bei der allerschmählichsten Zwietracht einen übermenschlichen Stolz, ein Prahlen mit Gewißheit nebst Verleumdungen, und dazu ist kein Mittel ersichtlich, um so schreckliche Uebel zu heben oder zu

mildern. Das also ist es, erhabener Kaiser, Könige, Fürsten und Völker, was wir billiger Weise beweinen sollen. — Wir Katholiken hingegen haben auch viele Gründe, uns zu freuen. Zunächst ist es der Jubiläums-Ablaß, durch welchen unser heil. Vater, Papst Paul V., uns zur Buße aufruft. Durch unser Jubiläum wird der Glaube unserer Vorfahren, der hl. Väter und Märtyrer, nicht verurtheilt, wohl aber durch das der Protestanten. Unsere Sache ist dieselbe, wie die der alten Kirche; aber kein Lutheraner, welcher vor Abfassung des Concordienbuches schrieb, stimmt vollständig mit demselben überein. Auf unserer Seite ist Heiligkeit des Glaubens und der Sitte, des Lebens und der Zucht, sowie Strafe für die Sünde; auf gegnerischer Seite aber findet sich das Gegentheil von alle dem. Indem wir nun die Schwere der Sünden anerkennen und uns der Strenge der Zucht und den Beschwerden der Buße unterziehen, hegen wir mit gutem Grund das Vertrauen, daß wir Söhne sind und daß wir uns im Vaterhause befinden. Ihr aber könnet keine Söhne der wahren Kirche sein, da ihr es als Euerer würdig betrachtet, zuchtlos zu handeln. „O heilige Standhaftigkeit der alten Kirche! o einträchtige Frömmigkeit des Glaubens der Märtyrer! o wahrhafte Seligkeit in der alten Religion der Väter! o wahres Licht, das du mit demselben Strahle Alle nach einer Glaubensregel führest!"

VIII. Nachspiele des Lutherjubiläums.

In den nächsten Jahren finden wir den P. Contzen beschäftigt theils mit seiner akademischen Lehrthätigkeit, theils mit weitern theologisch-polemischen Versuchen gegenüber den Verkündern des reinen Evangeliums, theils mit Abfassung seines großen Werkes über Staatskunde. Welch' bedeutendes Ansehen P. Contzen bereits im Jahre 1618 auch in weiteren Kreisen genoß, trat besonders deutlich zu Tage, nachdem Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, die Akademie von Molsheim gegründet. In dieser nahe bei Straßburg gelegenen Stadt hatte Bischof Johann IV. von Manderscheid (1568—92) im Jahre 1580 ein Jesuitenkolleg gegründet. Unter den mehrjährigen Kämpfen zwischen den zwei Gegenkandidaten, dem

protestantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg und dem katholischen Prinzen Carl von Lothringen, der bereits Bischof von Metz und Cardinal war, hatte das Kolleg viel zu leiden, ja es mußte zeitweilig aufgelöst werden. Einen raschen Aufschwung nahm die Anstalt unter der weisen und thatkräftigen Regierung des Fürstbischofs Leopold (1607—26). Im Jahre 1613 übergab er den Jesuiten auch die Leitung des von ihm zu Gunsten armer Studirender gegründeten Leopoldinischen Seminar's. Mit dieser Erweiterung noch nicht zufrieden, erhob der großmüthige Kirchenfürst 1618 das Kolleg zum Range einer philosophisch-theologischen Akademie, die freilich später, 1702, durch Ludwig XIV. nach Straßburg verlegt wurde. Am 28. August 1618 sollte in feierlicher Sitzung zum ersten Male der theologische Doctorgrad ertheilt werden. Zur Vornehmung dieses feierlichen Aktes ward P. Contzen, als Rector und Studienpräfekt der Mainzer Akademie, eingeladen. Er hielt die akademische Festrede über die Bedingungen einer glücklichen Entwicklung der neuen Akademie und nahm die Promotion der zu Graduirenden vor. Erster Kanzler der Akademie war P. Jodocus Coccius [1]) aus Trier. Derselbe erklärte den heiligen Thomas und war zugleich Beichtvater des Erzherzogs und Fürstbischofes Leopold. Dem Gründer zu Ehren veröffentlichte er 1618 in vier Büchern die Inaugural-Reden und Abhandlungen der Akademie. In dieser Festgabe finden wir die Rede des P. Contzen von Seite 53—70. Von P. Coccius selbst besitzen wir eine biblische Parallele zwischen den Gesichten des Evangelisten Johannes im 1. Kapitel der Apokalypse und des Propheten Daniel im 10. Kapitel.

Contzens Thätigkeit wurde jedoch in anderer Richtung nicht wenig in Anspruch genommen. Was er vorausgesehen, trat ein. Seine theilnahmsvollen Thränen über den verkehrten Jubel der Protestanten erregten den Zorn der pfälzischen Prädikanten. Sie veröffentlichten ein „hundertjähriges Zeitregister der evangelischen Jubelfreude." Der Geist, welcher die Verfasser beseelte, characterisirt sich schon in dem Umstande, daß sie ihrem Machwerke pseudonym die Studirenden von Neuhausen zu Verfassern gaben.[2]) Sie vermein-

[1]) Vgl. Alegambe p. 280, de Backer I., 200.

[2]) Zu Neuhausen bei Worms befand sich seit uralter Zeit ein Stift zum hl. Cyriacus. Dasselbe verfiel zur Zeit der Reformation unter churpfälzischem Einflusse bald dem Protestantismus.

ten, den P. Contzen damit beschimpfen zu können, wenn sie unbärtige Jünglinge gegen ihn in den Kampf schickten. Dieser wußte aber den Pfeil geschickt in eine vortreffliche Waffe gegen seine Gegner umzuwandeln. Denn noch im Jahre 1618 trat er mit seiner Erwiederung an die Oeffentlichkeit. Dem „Zeitregister der evangelischen Jubelfreude", welches den Thränen der Katholiken entgegengestellt worden war, setzte er eine „väterliche Unterweisung über seine Jubelschrift an die Neuhauser Studenten" zur Seite [1]). Die Schrift ist dem päpstlichen Nuntius am Rhein, Antonius, Bischof von Veglia, gewidmet. „Stets und auch jetzt klagt man über das Verderbniß der Sitten. Allein das größte Uebel ist die Häresie. Das zeigte sich wieder handgreiflich im Jahre 1617. Der Satan hat das gesammte Gift eines Jahrhunderts auf dieses Jahr zusammengehäuft. Sie suchten sich selbst zu überbieten und sie haben es zu Stande gebracht. Von den gedruckten Jubelpredigten kamen die meisten in meine Hände; ihr Inhalt ist aus Verleumdungen zusammengesetzt und man erzählt, in den Predigten auf dem Lande und in den Städten, die nicht gedruckt wurden, sei man noch viel schamloser zu Werke gegangen, und einer scheute sich nicht, die schmählichste Verleumdung, die man ersinnen kann, dem Cardinal Bellarmin anzuhängen. Wiewohl Bellarmin noch lebt und die Kirche Gottes durch seine heiligen und gelehrten Schriften, die auch in die deutsche Sprache übersetzt werden, verherrlicht, wurde er hingestellt, als sei er vor einigen Jahren gestorben und erscheine jetzt als feuriges Gespenst in Rom, durch sein furchtbares Geschrei Viele in Schrecken versetzend. Aehnlich verfahren sie mit allen Katholiken; ihren frommen Thränen haben sie ein kindisch-rohes und greisenhaft boshaftes Zeitregister entgegen gesetzt, in welchem sie nach alter Gewohnheit die Geschichte verdrehen und sich den Anschein geben, als hätten sie all das Unheil mit Fug und Recht angerichtet. Als Verfasser betrachtete ich die Schüler oder Lehrer der Trivialschule von Neuhausen oder sicher den Mävius aus Heidelberg. Aber nachdem ich mit väterlicher Liebe die Unterweisung vollendet, las ich die Predigten der Minister und nun glaube ich als wahre Verfasser den Daniel Angelkrater zu Marburg und den Johann Salmut von Amberg entdeckt zu haben; freilich enthält besonders die Schrift des Letzteren außer dem wesentlichen

[1]) Chronologia Jubilaei evangelici opposita lacrymis Catholicorum et instructio paterna de Jubilo jubilorum ad Neuhusianos scholasticos transmissae. Mogunt. 1618. in 8° 304 pp.

Inhalt des Zeitregisters noch viele andere Lügen, z. B. wirft er den Jesuiten vor, sie nännten den Papst Paul V. Vicegott. Daß sie angeblich ihre Schüler gegen mich zu Felde ziehen lassen, hat auch sein Zutreffendes. Denn die Unkunde in religiösen Dingen, die Unwissenheit in der Geschichte, die Leichtfertigkeit in der Beweisführung, die Schwäche des Urtheils verrathen allerdings entweder Knabenjahre oder Knabengeister. Jedoch das Bestreben, zu schaden, die boshaften Verdrehungen beim Berichten, die Anführung von Schriftstellen, welche den Knaben unbekannt sind, lassen auf gereiftere Pfiffigkeit schließen." Was ist zwischen uns vorgefallen? Ihr und die Lutheraner habet gejubelt. Ich habe den Irrthum beider Parteien beweint. Nun verspotten euere Minister auf dem Katheder und in der Curie meine Thränen. Einige meinten, man solle mein Buch verbieten. Aber euere Erzieher oder Lehrer haben euch die Aufgabe, zu antworten, überlassen, weil sie selbst nichts dagegen vorzubringen wußten. Sie wollten wenigstens den Schein vermeiden, als hätten sie gänzlich geschwiegen, wenn auch ihrer Sache durch knabenhaftes Gebelfer in Nichts gedient würde. Mit ähnlicher Taktik haben sie dem P. Becan, diesem ernsten und wuchtigen Streiter, einen erdichteten und lächerlich abgefaßten Brief entgegen gestellt. Doch, ihr Jünglinge, ich verzeihe euch gerne. Ihr könnet ja nichts Anderes schreiben, als was euere Demagegen euch in die Feder dictiren, die sich nicht scheuen, euern guten Ruf an den Pranger zu stellen, um gefälschte Waaren an den Mann zu bringen. Das werden sie vor Gott nicht verantworten können. Ich will indessen meines Berufes und Amtes, die Unwissenden zu belehren, eingedenk sein und überschicke, widme und weihe euch gerne diese Unterweisung. Da meine Mitbrüder unter Predigen, Katechismus-Erklären, die rohesten Menschen belehrend und ermahnend nach beiden Indien vordringen, als wäre das Meer festes Land; da sie die Kannibalen und das verschlossene China furchtlos in Angriff nehmen: warum sollte ich die Seelen der nahen Pfälzer verachten? Und besonders jene Seelen, die ich aus fremder Schuld in Gefahr sehe? Untersuchen wir daher euer „Zeitregister".

Das Verfahren P. Contzens besteht nun einfach darin, daß er stets einen Theil des gegnerischen Textes vorausschickt, um alsdann seine Bemerkungen und Erläuterungen daran zu knüpfen. Demgemäß folgen zunächst einige einleitende Gedanken. Z. B. warfen die Pfälzer ihm vor: wenn man die Streitigkeiten zwischen den ver-

schiedenen katholischen Orden und theologischen Schulen in Erwägung zöge, käme auch P. Contzen niemals zu einem Jubiläum. — Da hatten die pfälzischen Chronologen dem katholischen Religiosen wie dem Theologen in den Augapfel gegriffen. Entrüstet antwortet er: „Schweiget still, legt die Hand auf die unförmlichen Lippen. Denn alle Diese streiten nicht über Glaubenswahrheiten; in allem Wesentlichen und in vielem Anderen stimmen sie vollkommen mit einander überein. Die Jesuiten dürft ihr bloß als Freunde der übrigen Orden nennen. Denn die Benedictiner z. B. sind nicht bloß Freunde und Vertheidiger unserer Gesellschaft, sondern sie haben uns auch Kollegien, Schulen und Tempel errichtet;[1]) an unsern Gymnasien, Seminarien und Convicten lassen sie einige Hundert ihrer Ordensbrüder in Wissenschaft und Tugend heranbilden. Ludwig Miranda O. S. Fr. zollt in eben diesem Jahr unserer Gesellschaft ein hohes Lob. Was die Kapuziner anlangt, so mögen die calvinischen Akademiker sich in deren Kloster bei Heidelberg erkundigen und dazu haben sie kürzlich in Mainz zur allgemeinen Freude eine Niederlassung gegründet. — Ferner hatten die Calvinisten ihre Verwunderung darüber geäußert, daß der Rhein und Main dem weinenden Adam Contzen nicht so viel Wasser lieferten, um das evangelische Jubiläum zum Erlöschen zu bringen. Darauf antwortet P. Contzen: „Vortrefflich, daß ihr euch wundert: denn über unbekannte Sachen wundert man sich. Nun wisset, daß meine Thränen es nicht löschen konnten, weil sie nicht zu euch gelangt waren, als ihr jubeltet. Denn im October 1617 erhielt ich das Programm eueres Freudenfestes; deßhalb sagte ich im Anfang: während ich jetzt weine, jubelt man in Heidelberg und Wittenberg. Das Unheil, das ihr in Dörfern und Städten, auf den Märkten, in den Tempeln und auf den Akademien unter dem gläubigen Volke anrichtet, beklage ich. Während meine Ordensgenossen ihr Leben gebrechlichen Fahrzeugen und dem Meere anvertrauen und mit Verachtung der calvinischen Grausamkeit, welche deren mehr um's Leben gebracht hat,[2]) als die Barbarenwelt, beide

[1]) Vgl. das schöne Werk: Die zweite Schule Fulda's von Dr. Komp. Regensb. 1877.

[2]) So wurden z. B. 1570 im atlantischen Ocean 40 Jesuiten, welche unter Führung des seligen Ignaz von Azevedo von Portugal nach Brasilien überfahren wollten, von Calvinern gemartert. Vgl. Alegambe S. 559—576, und die neuere Schrift: Der selige Ignaz von Azevedo und seine Gefährten, von A. Piscalar, Pr. d. G. J. Sigmaringen. P. Liehner. 1856. 12°. 164 S.

Indien aufsuchen, um ausländische Ernten in die Scheunen des Herrn zu sammeln, betrübe ich mich über euern Abfall und ermahne ich euch sorgsam, ohne Spott und Hohn. Bloß in meinem Buche über die Synode und Vereinigung der Evangelischen scherzte ich über den Urheber jenes Friedenswerkes, aber auch das in höflicher, keineswegs bitterer Weise, es sei denn, daß die Wahrheit bitter war. Es hat jedoch den Mann verdrossen, daß die mit harmlosem Scherz gewürzte Wahrheit ein angenehmeres Aussehen erhielt. Ich habe mich aber aus mehrfachen Gründen des Scherzes bedient. Zunächst hatte ich es mit Paräus zu thun, wie die holländischen Calvinisten ihn schreiben; derselbe ist aber bereits kindisch geworden und die Irrthümer der Kinder nimmt man nicht so fast im Zorn und Ernst, sondern scherzhaft auf. Sodann veröffentlichte Paräus sein Irenikon nachdem Martin Becan, mein Lehrer, ihn tüchtig getrillt und dem Bedauernswerthen den Verstand in Verwirrung gebracht hatte[1]); aber selbst die ernstgemeinten Handlungen solcher Menschen fallen lächerlich aus. Ferner erheischte schon der Gegenstand selbst Scherz und Heiterkeit; denn Paräus befürwortete die lächerlichste Sache, die auf der Welt ausgeheckt worden ist: er wollte es unternehmen, die grimmig sich befehdenden Secten auf einer Synode friedlich zu vereinigen. Auch hat der vergeßliche Friedensstifter sich dabei so lächerlich benommen, daß er in eben diesem Irenikon die Lutheraner zahlloser abgeschmackter Thorheiten anklagte. Hätte ich weiterhin dieses gläserne Ungeheuer ernsthaft und gleichsam mit Kriegsmaschinen bekämpft, so stand zu befürchten, daß nicht bloß die Calvinisten und Lutheraner, sondern auch die Katholiken mich einer so naiven Einfalt für fähig hielten, als hätte ich an die Möglichkeit einer derartigen Synode und Vereinigung geglaubt. Jener Scherz that übrigens seine gute Wirkung. Denn ich habe die Synode ganz nach den von Paräus aufgestellten Regeln berufen und keine von seiner Weisungen vernachläßigt. Und doch ist jene monströse Synode in

[1]) Einige Jahre später erhielt Paräus abermals eine scharfe Lection von Becan. Im Mai 1608 disputirte Paräus zu Schwalbach mit den drei Jesuiten Serarius, Molhusinus und Becan. 1619 veröffentlichte er die angeblichen Akten dieses Religionsgespräches, in der Voraussetzung, seine falsche Waare ungestraft an den Mann bringen zu können, da die zwei ersteren Gegner bereits gestorben und Becan nach Wien versetzt war und auch von den übrigen katholischen Zeugen keiner mehr lebte. Doch der lebende Becan genügte, um in einem offenen Briefe das unehrliche Verfahren an den Pranger zu stellen. Vgl. de Backer I. art. Becanus n. 36.

Kraft eben jener Gesetze in die Brüche gegangen. Endlich hat mein Scherz die Grenzen der Bescheidenheit nicht überschritten. Nachdem ich im Ernste bewiesen, die Synode sei unmöglich, so daß Alle, selbst Paräus in lichten Augenblicken, es einsehen konnten, wollte ich es auch noch den Kindern klar machen. Da ihr nun gegenüber meinem glimpflichen Verfahren die Empfindlichen spielet, will ich euch vor Augen führen (S. 37—49), was der sächsische Oberhofprediger Matthias Hoë von Hönegg seinen Zuhörern über die Calvinisten sagte, die doch mit den Lutheranern in einer und derselben Kirche sein wollen. Ebenso zeigt ihnen P. Contzen, wie unter den Calvinisten selbst die Rigoristen und die Laxen sich gegenseitig mit Schimpf und Spott überschütten.

Nachdem der Stand der Frage nach allen Seiten hin klar gelegt ist, erklärt er: „Nunmehr ist es Zeit, daß wir zur Chronologie der Knaben zurückkehren, um sie in aller Liebe zu unterweisen. Denn die Unterweisung der Kinder liegt mir sehr am Herzen, da ich durch feierliches Gelöbniß mich verpflichtet habe, dieselbe zu befördern. — Sie heben an: „Im Jahre 1517 wurde dem Antichristen die erste Wunde versetzt durch die Wittenberger Disputation gegen die Ablässe. Also jubeln wir mit Recht.“ — Auf diesen ersten kühnen Anlauf erwiedert P. Contzen etwas abkühlend: „Meine Jünglinge, ihr habt 100 Enthymemata (abgekürzte Vernunftschlüsse) veröffentlicht. In den meisten derselben ist der Vordersatz entweder offenbar falsch, oder schief, d. h. verleumderisch dargestellt. In allen aber ist der Schlußsatz entweder leichtfertig, oder kindisch, oder leidenschaftlich oder rebellisch. Im Jahre 1517 nannte vielmehr Karlstadt euern Erzvater Luther einen Freund des Antichristen. Nicht der Papst, sondern Deutschland empfing die Wunde. Die Kirche wurde für den Abfall in Deutschland entschädigt durch die Vereinigung der Maroniten[1]) und durch die zahlreichen Bekehrungen in Westindien. Endlich läuterte die ausbrechende Verfolgung die in langem Frieden stark beschädigte Kirche: die Spreu flog davon, der Weizen blieb zurück. Deßhalb freuen wir uns über die Standhaftigkeit und die Läuterung der Kirche. — Im weiteren Verlauf der Chronologie beschränken sich die Pfälzer in recht häretischer Kurzsichtigkeit auf Hervorhebung der äußern Erfolge des Neuerungswerkes und ebenso auf gewissen-

[1]) Ihr Patriarch wohnte 1516 dem V. allgem. Lateranconcil bei. Vgl. Moréri, le grand Dictionn. hist. Basle 1732 fol. t. V. p. 147.

hafte Registrirung der äußern Verluste und Schläge, welche die katholische Kirche trafen. Vom innern Zerfall der Secten und von der innern Erstarkung der verlassenen Mutterkirche ist keine Rede. Konnte aber der Kalife Yezid II. im Jahre 722 nicht mit demselben Recht das erste Centenarium des Islam feierlich begehen? Hatten nicht manche andere heidnische und christliche Secten in kurzer Zeit glänzende Erfolge nach Außen hin aufzuweisen? — Zum Jahre 1572 finden wir eine interessante Auseinandersetzung über die berüchtigte Pariser Bluthochzeit. Contzen hält sich an die Darstellung des geschätzten Historiographen Surius und an eine „genaue Beschreibung der Grausamkeiten und der gottlosen Taktik der Hugenotten gegen die Katholiken", welche 1617 in Frankreich erschien. Nach der aktenmäßigen Darstellung des zeitgenössischen Surius wäre die hugenottische Verschwörung gegen das Leben des Königs Karl IX. eine feststehende Thatsache.

Der Jubel über die Gründung der Universität Leyden 1575 wäre ebenfalls besser unterblieben. Denn einerseits geriethen dadurch die Akademien von Franeker und Harderwyk auf die Sandbank, und anderseits tauchten bald im Schooße der neuen Universität die unvermeidlichen Spaltungen auf. Weil Isaak Pontanus, Professor der Medizin an der Universität zu Harderwyk keine Schüler mehr hatte, verlegte er sich auf Geschichtschreibung. Doch, in seiner fränkischen Geschichte wirft er nicht bloß die Reihenfolge der Thatsachen durcheinander, sondern er verleumdet auch die Religion und verkauft leere Fabeln. Er möge sich in Zukunft behutsamer benehmen und sich das besonders bei seiner Fortsetzung der Geschichte von Geldern merken. Denn verfährt er dabei auf ähnliche Weise, so möge er wissen, daß für ihn irgendwo Ruthen zurecht gelegt sind. Diese Warnung scheint insoweit gefruchtet zu haben, daß die erwähnte Geschichte von Geldern erst 1639, mehrere Jahre nach dem Tode Contzens veröffentlicht wurde. Von 1580 an kommt der Calvinist Abraham Scultet dem P. Contzen zu Hilfe, indem derselbe in seiner Jubelpredigt 1617 in langer Reihe die Niederlagen aufzählte, welche die Lutheraner ereilten seit Abfassung der Concordienschrift von Klosterbergen. Die Niederlage der spanischen Armada durch die Engländer 1588 versetzt die Pfälzer in solchen Jubel, daß sie das Ereigniß bloß in lateinischen Versen berichten. Doch, eitle Freude! Die siegreiche Königin Elisabeth trat seitdem nur um so entschiedener gegen die Puritaner auf. Von 1591 hüpfen die gewissen-

haften Chronologen sofort auf das Jahr 1609 über, weil nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Jülich in diesen Landen das neue Evangelium frei verkündigt wurde. Ueber die Verhältnisse seiner engeren Heimath sagt nun P. Contzen: freilich sind diese Gegenden seit dem Jahre 1609 in große Furcht versetzt; allein gegen die Katholiken und Lutheraner verschwinden die Calvinisten, und dazu hob sich die katholische Sache ganz bedeutend, indem die Katholiken in ihrem Eifer entflammt und in ihrer Standhaftigkeit bestärkt wurden. Besonders heilsam wirkte auf sie das Schauspiel der sich gegenseitig bekämpfenden Prediger. Ueber die Jahre 1610—17 sagen die ermüdeten Chronologen in Bausch und Bogen, ihre Sachen ständen im Allgemeinen gut. Allein P. Contzen besaß ein zarteres historisches Gewissen; er charakterisirt in kräftigen Zügen ihren inneren Zwiespalt und führt namentlich 50 Punkte an, in welchen sie uneins sind. Alsdann resumirt er S. 297: „Meine Jünglinge, es ist nunmehr zur Genüge bewiesen, daß von jenen 100 Jahren es nicht etliche, nicht zwei, nicht eins gibt, das euch einen Schein von Recht zum Jubeln darböte. Nehmet daher wieder Vernunft an, bittet Gott um Erleuchtung, ermahnet eure Lehrer, Führer, Diener am Wort, alle Calvinisten und alle Evangelischen, die es versäumen, euch zu ermahnen, daß sie keine Ursache zum Jubeln gehabt haben. Trauert vielmehr. Guter und großer Gott! erbarme dich besonders dieser Jünglinge, die nicht zu unterscheiden wissen zwischen ihrer Rechten und ihrer Linken, zwischen dem wahren Glauben und dem Irrthume, die gezwungen werden, für ihre Feinde zu jubeln, als wären es ihre Freunde. Vertheidige als starker Anwalt deine Kirche, welche deinem Befehle gemäß an dich glaubt, dich verehrt, die Kirche, welche dem Bekenntnisse deiner Märtyrer anhängt, gegenüber den abgeschmackten, vielfältigen, sich widersprechenden Neuerungen, auf daß sie in alle Ewigkeit deinen Namen preise. Fahre fort, o Gott, den Weinberg zu segnen, den du in so vielen Königreichen, Fürstenthümern, Republiken, Städten angepflanzt, den du 1600 Jahre hindurch erhalten, den du mit fruchtbaren Schößlingen aus Afrika und beiden Indien bereichert hast, als er in Europa durch verschiedene Feinde theilweise zerstört und verwüstet wurde. Halte die Geißeln des Satans, die Diener der verschiedenen Häresieen, zurück, damit sie nicht fortfahren, den Samen der Zwietracht auszustreuen und damit sie durch ihre gegenseitigen Zwistigkeiten nicht dem offenen Atheismus die Wege bereiten.

Bilde und leite mit dem Geiste der Einigkeit die Herzen deiner Gläubigen, wie du die Lehrer der Häresie mit dem Geiste des Schwindels geschlagen hast, damit Alle mit Händen greifen können, wie dieselben sämmtlich wie Blinde am hellen Mittage herumirren. Bewirke, o Gott, daß eine Kirche werde, vor welcher diejenigen fliehen, die von den Verführern betrogen sind: „Komm', o Jesu! Aber wo wirst du Glauben finden auf Erden? Komm', Herr Jesu. Amen."

Spricht aus sämmtlichen irenischen Werken Contzen's nicht ein klarer Kopf, ein reiches Wissen, ein warmes Herz? Wenn wir uns nicht ganz täuschen, ließe sich an der Hand obiger Ausführungen, die übrigens nur ein sehr dürftiger Auszug sind, die Entwicklung des Protestantismus unschwer verfolgen. Schon in seinem ersten Jahrhundert hat derselbe alle möglichen Stadien durchgemacht. Während der innere Kern sich immer mehr verflüchtigte, krystallisirten sich schließlich einige äußere Formen, sich anlehnend an den Arm der weltlichen Gewalt. Wiewohl das schwach glimmende Lämpchen des Protestantismus öfters zu erlöschen, im gänzlichen Unglauben zu ersticken drohte, erhielt die göttliche Barmherzigkeit immer noch einige Lebensgeister aufrecht. Der Schrecken des Jahres 1848 schien auch dem Protestantismus neues Leben einhauchen zu wollen, so daß Jörg in seiner Geschichte des Protestantismus[1]) von einem Aufschwunge seit 1848 sprechen konnte. Allein was ist seitdem aus diesem Aufschwunge geworden? Hat sich nicht Contzens Befürchtung, die Prediger möchten durch ihre gegenseitigen Zwistigkeiten dem offenen Atheismus die Wege bereiten, zusehends verwirklicht? — Doch, kehren wir zu Contzens weiteren Schriften zurück.

Als kleines Vorpostengefecht repräsentirt sich der Streit über seine Jubel-Denkmünze. Es erschien nämlich eine Entgegnung in lateinischen Versen unter den Zeichen V. D. M. J. A. Ein Studierender der Dialektik und Rhetorik zu Mainz, Goldschmidt mit Namen, unternahm es, dem Gegner ebenfalls in lateinischen Versen zu antworten. Die Gedichte Beider sind dem Werke über das Luther-Jubiläum (14 Seiten) beigedruckt. Contzen selbst fügt seiner wissenschaftlichen Darstellung noch eine poetische Ironik bei in 8 lateinischen und 2 griechischen Gedichten (S. 498—517). Er hielt den Mävius zu Heidelberg für den Verfasser der gegnerischen Verse und

[1]) Jos. Edmund Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung. Freiburg 1858. 2. Bände.

in der Einleitung zu seiner Unterweisung an die Neuhauser Studenten fertigt er selbst den Verhöhner seiner angeblichen Krokodilsthränen kurz ab. — Um das Jahr 1619 dürfte P. Contzen seine Schrift: „Lutherisch-evangelische Säkular-Palme" veröffentlicht haben. Im folgenden Jahre zog Sigismund Evenius zu Halle gegen diese Schrift zu Felde mit seiner apologetischen Beweisführung über die „hundertjährige päpstliche Tyrannei." Der entrüstete lutherische Theologe beabsichtigte damit, die Sonne dieser vermeintlichen Wahrheit von den Nebeln der Verleumdungen und Ungereimtheiten zu befreien, mit welchen der Mainzer Jesuit Adam Contzen dieselbe zu verhüllen sich bestrebte. Dieses Mal stellte sich der Rechtsgelehrte Margellus Franckheim für den P. Contzen in die Bresche. Bereits der Titel der Erwiederungsschrift kündigt es an, daß ein ganz anderer Geist weht. Franckheim unternimmt es, den „Palmesel" oder Halle'schen Pädagogen Sigismund Evenius, welcher in seiner „100jährigen päpstlichen Tyrannei" gegen den hochw. P. Adam Contzen aus der Gesellschaft Jesu, Theologen und ordentlichen Professor an der katholischen churfürstlichen Akademie zu Mainz, wüthet, zum Prügelmeister zurückzuschicken.[1]) Hingegen will Contzen selbst 1619 sämmtliche im Jahre 1617 verfaßten Jubelschriften zum Abschlusse bringen, indem er die in Europa herrschende religiöse Verwirrung beschreibt, die Irrthümer, deren Ursachen und Heilmittel darlegt und sämmtlichen Ständen aller Religionen nach dem beweinenswerthen 100jährigen Kampfe zum Frieden räth.[2]) Unter Anderem widerlegt er auch die auf's Neue wieder aufgewärmte Anklage der Protestanten, die Katholiken verschmähten das geschriebene göttliche Gesetz und sie hätten dasselbe durch schlechte Uebersetzung, Auslegung und traditionelle Zusätze gefälscht und unterdrückt. Ferner beweist er, daß man die rechtmäßige kirchliche Obrigkeit jederzeit anerkennen müsse und daß den Hirten der Kirche die bürgerliche Gewalt mit Fug und Recht verliehen worden sei. Sodann wendet er sich gegen die landläufigen Einwürfe vom Reichthum und der Ueppigkeit des Klerus. Endlich beweist er, daß die Zusammenkünfte der verschiedenen Sectirer kein

[1]) Asinus palmatus seu paedagogus halensis. Moguntiae. De Backer bemerkt in der 2. Auflage seiner Bibliographie, daß diese Schrift mit Unrecht dem P. Contzen selbst zugeschrieben wurde.

[2]) Coronis omnium Jubilorum anno saeculari evangelico scriptorum. Mogunt. 1619. in 4°.

wahres Concil seien. — Da P. Contzen sich so viel mit der Entwicklung des Protestantismus beschäftigt hatte, lag es nahe, im gesammten Verlaufe der Kirchengeschichte einen höheren Standpunkt für die Beurtheilung dieser traurigen Erscheinungen zu suchen. Das versuchte P. Contzen mit seiner Schrift: „Der Same der Häretiker." Es wird der Nachweis geliefert, daß sämmtlichen Irrlehrern die größte Fruchtbarkeit innewohnt, grobe Irrthümer in Glaubenssachen immer neu zu erzeugen. Besonders wendet er sich gegen die falschen Prophezeihungen des Calvinisten Friedrich Braumbon über den Antichristen, über das Jahr der Geburt Christi, über den Untergang des Papstthums und der Jesuiten. Durch Johann Mayer, Candidaten der Theologie, wurde die Schrift in's Deutsche übersetzt 1618, unter dem Titel: „Adami Contzen Ketzerbrut."

IX. Contzen's zehn Bücher über die Staatskunst.

Contzen's irenische Thätigkeit hat uns ein reichbewegtes Bild geistigen Schaffens und Strebens auf theologischem und kirchenpolitischem Gebiete vor Augen gestellt. Bald tritt der unermüdliche Streiter auf als ritterlicher Vertheidiger des schmählich verleumdeten Cardinals Bellarmin, bald sucht er das beabsichtigte Bündniß der Calvinisten und Lutheraner gegen die Katholiken schon im Keime zu ersticken, bald unternimmt er es, positiv die Mittel und Wege zu bezeichnen, mit deren Hilfe die ersehnte Einigung herbei zu führen wäre. Dann wendet er sich in apostolischem Eifer gegen das gesammte Lager des Protestantismus, der im Jubel-Paroxismus die katholische Kirche mit erhöhtem Eifer befehdet. An diesen Hauptschlag knüpfen sich als Nachzüglergefechte noch mehrere spezielle Auseinandersetzungen. Wer hätte es erwartet, daß der so vielfach beschäftigte Mann bereits im Jahre 1621 mit einem wahren Riesenwerke auf ganz anderem Gebiete vor die Oeffentlichkeit treten würde? Mit klarem Blicke hatte P. Contzen es durchschaut, daß zum Wohle der Kirche und der gesammten Menschheit auch die Mitwirkung der weltlichen Gewalt erforderlich sei. Das liegt in der Natur der Sache und wurde von Gott selbst angeordnet. In der damaligen Zeit mußte jeder Mann von Einsicht es aber, so zu sagen, mit Händen greifen, daß von der correcten Haltung der weltlichen Regierung, der Fürsten und Beamten, über-

aus Vieles und Großes abhange. Aus diesem Grunde suchten die zwei Heerlager, das der Welt und jenes unseres Erlösers, mit allem Eifer das strittige Terrain für sich zu gewinnen. Seitdem Machiavelli 1514 sein Buch über den Fürsten, gleich einer mit den schädlichsten Giftstoffen angefüllten Bombe, in die Welt geschleudert, wurde das Gebiet der Politik immer häufiger, theils in ähnlichem destruktiven, theils in gegnerischem, christlichem Sinne behandelt.

P. Contzen war nun seit einer Reihe von Jahren mit der Bewältigung des ungeheuern Materiales beschäftigt. Die hl. Schrift, die Kirchenväter, die klassischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums, die einschlägige Literatur des Mittelalters und der Neuzeit wurden durchgemustert, um alles Brauchbare für das beabsichtigte politische Werk zu verwerthen. Am Eingange führt er nicht weniger als 434 Auctoritäten, einzelne Schriftsteller oder ganze Concilien, in alphabetischer Ordnung an, welche er benützt hat, und dabei sind die Sectirer der neueren Zeit, deren Schriften ihm ebenfalls nicht unbekannt waren, nicht mit eingerechnet. Die Widmung ist datirt von Mainz den 17. Dez. 1620, als am Tage, wo der Chur-Erzbischof Johann Schweikhart den feierlichen Dankgottesdienst für den glänzenden Sieg des kaiserlich-ligistischen Heeres bei Prag abhielt. Die Druckerlaubniß des rheinischen Provinzials Joh. Copper datirt vom 22. April 1620, und jene des Mainzer Weihbischofs, Stephan Weber, Bischofes von Mysien, vom 6. Mai 1621. Die erste Auflage, welche 1621 zu Mainz erschien, enthält 837 Seiten in Folio. Die zweite bedeutend vermehrte Auflage, welche uns vorliegt, bietet 943 Seiten Text und dazu ein alphabetisches Sachregister von 67 Foliospalten.

Die Widmungsschrift an den Kaiser Ferdinand II., in welcher der reiche Inhalt mit der würdevollen, klaren und kernhaften Form zu wetteifern scheint, bekundet den überlegenen Geist, der ebenso leicht den großartigsten Gegenstand bis in seine innersten Fasern und Falten hinein verfolgt, als den freien Gesammtüberblick sich bewahrt. Er hebt an: „Das größte und nothwendigste menschliche Werk, erhabener Kaiser, ist die obrigkeitliche Gewalt. Denn das menschliche Geschlecht vermag ohne Ordnung im Befehlen und Gehorchen nicht zu bestehen. Sodann ist der Fürst das erhabenste Abbild Gottes, indem er die unermeßliche Majestät der Gottheit kraft einer zwischen Gott und den Menschen liegenden Majestät darstellt. Deßhalb wird er in ge-

wissem Sinne auch Gott genannt, weil er durch seine Eigenschaft als Statthalter Gottes ausgezeichnet und geheiligt ist. Die Macht und Würde der fürstlichen Gewalt ist aber nicht zu bemessen nach dem Schaugepränge von Reichthümern, nach dem Glanze der Ehren, nach der Ausdehnung des Reiches, nach der Anzahl des Gefolges: sondern nach der höchsten Vorsehung der Weisheit Gottes und dem unabänderlichen Rathschlusse, nach welchem er dieses Weltall zu regieren beschlossen hat." Nun entwickelt er in großen Zügen theoretisch und historisch ein staatsrechtliches System. — Niemand vermag genügend zu erfassen, woher es komme, daß so viele Hunderttausende von Menschen, die meist sehr unvollkommen und überaus selbstsüchtig sind, auf das Machtgebot eines oft jungen, unerfahrenen, selbst lasterhaften Menschen hören. Das gilt besonders in den Fällen, wo für das allgemeine Beste die größten und härtesten Opfer, Gut, Blut und Leben, verlangt werden. Diese räthselhafte Thatsache erklärt sich blos daraus, daß einem jeden Menschen das Verlangen nach Aufrechthaltung des allgemeinen Wohles von Natur aus angeboren ist. Der Schöpfer selbst hat dieses Verlangen dem Menschen, selbst dem rohesten Barbaren, in die Brust eingepflanzt. Aus dieser Wahrheit folgt ein Doppeltes. Der Fürst soll sich seiner Pflicht bewußt sein, daß er für das allgemeine Wohl zu sorgen hat. Als Haupt darf er kein Glied hassen, vielmehr muß er Gerechtigkeit gegen Alle walten lassen. Aber auch der Einzelne soll bedenken, daß er nicht bloß ein Mensch, sondern überdieß Mitglied einer Gemeinschaft ist, welche durch menschliche und göttliche Anordnung begründet ist. Das Glied darf dem Haupte nicht widerstehen; denn das hieße die Ordnung der Dinge umkehren. Die moralische Ordnung steht so fest, wie die physische mit ihren Naturgesetzen. Allerdings hätte Gott die Welt auch so erschaffen können, daß jedes Einzelwesen sich selbst genügte; er that es aber nicht, vielmehr steht Alles im Verhältnisse von gegenseitiger Abhängigkeit. — Dieser Umstand bietet ihm erwünschten Anlaß, sein Unternehmen vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. Da einmal Gott der Herr das Wohl jedes Einzelnen einem Jeden an's Herz gelegt hat, so beschäftigte er sich als Erklärer der heil. Schrift auch mit der christlichen Politik. Denn nach Einprägung der ersten Glaubensartikel ist nichts nothwendiger, als die Einschärfung des göttlichen Gebotes: jeder Mensch ist einer höheren Gewalt untergeben. Die gegenwärtige verzweifelte

Lage Europas drängt noch mehr zur Behandlung dieses Gegenstandes. Zwar hat es überall und zu jeder Zeit Unruhen gegeben in Folge der menschlichen Leidenschaften, die auf beiden Seiten, bei Vorgesetzten und Unterthanen, zu Tage traten. Aber niemals geschah es in dem riesigen Maßstabe, wie selbe heutzutage Europa zerrütten. Die früheren Aufstände konnten wohl den Mißbrauch der Gewalt vorschützen; allein heute fehlt jegliche Entschuldigung. Die europäischen Reiche werden nach überaus gemäßigten Gesetzen regiert. Die Fürsten sehen sich allenthalben durch feierliche Eide gebunden und beschränkt. Daher erblicken wir überall eine sanfte, ja eine übersanfte Regierung; kein Reich besitzt mildere Gesetze als das römische und insbesondere Oesterreich selbst. Allein der Uebermuth der Großen und der Massen kennt keine Grenzen. Unter dem Vorwande der Religion wurden Obrigkeiten angefallen (Fenstersturz in Prag), wiewohl kein Gewissenszwang vorhanden war, wie schon die Existenz so vieler Secten darthut. Es herrscht gegenwärtig eine wahre Sucht, gegen gerechte Regierungen sich aufzulehnen; jedoch eben diese Meuterer knechten ihre eigenen Untergebenen."

P. Contzen macht speziell auf zwei Hauptursachen dieser traurigen Zustände aufmerksam: es sind die schlechten Lehren, die verbreitet werden, und das schlechte Beispiel, das von gewissen Seiten her gegeben wird. Erstere anlangend, unterscheidet er Astertheologen und Asterpolitiker, welche unter dem Vorwande, das allgemeine Wohl zu befördern, das Gift ihrer rebellischen Grundsätze ausbreiten. Die Pseudotheologen haben die kirchliche Monarchie und Hierarchie untergraben, Erzbischöfe und Bischöfe vertrieben und dafür jährliche oder monatliche Präsidenten eingesetzt, um die Demokratie oder, wie sie es nennen, die Gleichheit herzustellen. Sie heißen Puritaner und sind durch ganz Europa verzweigt. König Jakob I. von England belehrt im 2. Buche seines politischen Testamentes seinen Sohn über deren abgefeimte und gottlose Taktik. Bereits in seiner Kindheit strebten sie in Schottland darnach, die Demokratie zur Herrschaft zu bringen. Sie belauerten ihn boshaft, um ihn vor der Oeffentlichkeit zu verleumden. — Diese vorgebliche Gleichheit ist aber die Mutter der Anarchie, die Feindin der Einigkeit. Gelingt es ihnen, im Staate, wie in der Kirche sich einzunisten, so geht Alles drunter und drüber. Willst du Beide, den Staat und die Kirche, erhalten, fährt König Jakob fort, dann — unter-

drücke die Puritaner; denn sie lassen sich durch nichts gewinnen. Diese schottischen Aftertheologen suchten aus der Praxis der kirchlichen Rebellen in England, Frankreich, Belgien, Deutschland den Beweis herzuleiten, daß die Demokratie besser sei, als die Monarchie. — Die Pseudopolitiker ihrerseits schütten in's Feuer des religiösen Irr- und Aberglaubens noch das Oel der Politik. Auch sie geben vor, nur das öffentliche Wohl befördern zu wollen. Unter diesem Vorwande behaupten sie, die Herrschaft der Könige vermöge die Staaten zu keiner Blüthe zu bringen, Talent und Tugend würden nicht geschätzt, alles Gute sei einzig von der Freiheit zu erwarten. Sind sie nun irgendwo an die Spitze gelangt, so ist Folgendes ihre weitere Taktik. Mit Aufbietung aller Mittel buhlen sie um die Gunst der Massen; sodann machen sie die Obrigkeit in den Augen des Volkes verhaßt und verächtlich und stürzen dieselbe, wenn das Glück ihnen hold ist. Ferner wird geräuschvoll die Nützlichkeit von Verbrechen angepriesen, welche die Pseudotheologen bereits in der Kirche für religiös erklärt hatten. Endlich treiben sie das Volk auf der abschüssigen Bahn immer ungestümer vorwärts, und zwar mit Hilfe eines doppelten Kunstgriffes: durch Begünstigung des religiösen Aberglaubens und durch Aussicht auf persönlichen Gewinn. Haben sie das Volk in den Abgrund des Verbrechens gestürzt, so saugen sie es unbarmherzig aus. Diesen ruchlosen Verführern zahlt es in einem halben Jahre mehr, als es in 10 Jahren seinen rechtmäßigen Herren zu entrichten gehabt hätte. — Ein mächtiger Hebel bei Vorbereitung und Ausführung der Umsturzpläne ist auch der Hinweis auf das schlechte Beispiel anderer Nationen. Das wirkt um so sicherer, da die Pseudotheologen vorsorglich den Eid abgeschafft haben. Eine einzige Revolution, die geglückt ist, lockt mehr zur Nachahmung an, als zehn mißglückte Empörungen von ähnlichen Versuchen abschrecken. Dieses Uebel beklagt der König von England in seiner Schrift über das Recht der freien Monarchie. Besonders Machiavelli hat dem Verderben Vorschub geleistet und deßhalb bekämpft P. Contzen diesen politischen Lügenpropheten durch das ganze Werk, besonders aber im ersten Buche. — Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, das ganze umfangreiche Werk im Auszuge dem Leser vorzuführen. Dem Zwecke dieser Schrift entsprechend, heben wir daher einzelne Partien heraus, die sich mit den social-politischen und national-ökonomischen Problemen im engeren Sinne des Wortes befassen,

um dieſelben etwas eingehender ſchildern zu können. Dabei kommen gelegentlich Contzens Anſichten über das Verhältniß des Staates zur Religion und zur Kirche, zur Moral und zur Jugenderziehung vielfach zur Sprache.

§ 1. Standpunkt des Verfaſſers.[1])

1. „Vor Allem gilt es, die Gründe darzulegen, welche den P. Contzen überhaupt dazu vermochten, über den Staat zu ſchreiben.“ Er ſieht im Geiſte Manche ſich mißbilligend über ſein Unternehmen äußern. Beſonders durch vier Gründe möchte man ihn davon abſchrecken. Sein religiöſer Beruf ſcheint jede Einmiſchung in weltliche Dinge von vorne herein abzuſchneiden, ſoll er ja demſelben zufolge der Welt gekreuzigt ſein. — Doch, hat der Prieſter nicht auch den Fürſten und Beamten auf den rechten Pfad zu lenken? Fordern ihn nicht die hl. Schrift, die heiligen Väter, die ganze Theologie, dazu auf? Gott ſelbſt hat im alten Bunde den Königen Propheten, Prieſter und Lehrer zur Seite gegeben. Iſt daher mein Beginnen tadelnswerth, ſo ſind auch alle Propheten, Apoſtel und hl. Väter zu verurtheilen. Uebrigens will ich Anleitung ertheilen, den Staat ſo zu verwalten, daß das Zeitliche und die irdiſche Wohlfahrt für die geiſtlichen und himmliſchen Güter verwerthet wird. Mein Abſehen geht nämlich dahin, nachzuweiſen, wie alle menſchlichen Dinge, die privaten wie die öffentlichen Verhältniſſe, zum höchſten Gute, und zum letzten Ziele hinzulenken ſind, gemäß dem Völkerapoſtel bei 1. Timotheus 2, 1. Es iſt daher auch eine geiſtliche Wiſſenſchaft zu nennen, kraft welcher die Könige und Jene, die an der Spitze ſtehen, die Untergebenen durch Waffengewalt, Geſetze und Beiſpiel derart in Schranken halten, anleiten und antreiben, daß ſie ein ſtilles und ruhiges Leben führen in aller Gottesfurcht und Reinheit. Ich kann deßhalb nicht ohne Grund der Hoffnung leben, dieſe meine Arbeit werde gut, vor dem Heilande, unſerem Gotte, wohlgefällig, und Allen, welche ſich derſelben bedienen wollen, nützlich ſein. Dazu berechtigt mich zu dieſer Arbeit meine Eigenſchaft als Lehrer der Geſchichte und der Philoſophie. — Daß der Gegenſtand

[1]) Politicor. lib. I. Reipublicae causa efficiens, materia, forma, genera. p. 1—67. Um jeder Verwirrung vorzubeugen, ſetzen wir im Laufe dieſes Kapitels unſere eigenen Worte, als den bei Weitem geringeren Theil, unter Anführungszeichen. Dem Originale entſprechend, führen wir den P. Contzen wo möglich ſelbſt redend ein.

ein gefahrvoller sei, weil man leicht anstoßen könne, darf mich keineswegs abschrecken. Denn gibt es irgend eine Verrichtung unseres Ordens, die nicht rings von Gefahren umgeben wäre? Uebrigens werde ich den Mittelweg betreten und bloß sichere Lehren vortragen; Zweifelhaftes überlasse ich den Rechtsgelehrten. — Der Vorwurf des Stolzes und Dünkels, den man ferner erhebt, hat noch weniger zu bedeuten. Oder habe ich von Berufswegen nicht noch viel Erhabeneres, die Theologie und die hl. Schrift zu lehren? Wer sich aber dennoch an meiner Arbeit stoßen will, der möge dafür halten, ich schreibe bloß für die Söhne der vornehmen Welt, die bei uns erzogen werden. — Auf den Einwurf, daß es mir an Erfahrung in diesen Dingen gebreche, läßt sich Vieles erwiedern. Zunächst duldet man sogar die höchste Gewalt selbst oft in den Händen von Jünglingen. Und das mit Recht. Auf jedem Gebiete muß man ohne eigene Erfahrung beginnen. Bloß der ewige Gott braucht nicht selbst zu lernen. Die meisten Räthe der Fürsten unserer Zeit haben sich wenig mit der Administration abgegeben; bevor man mir also einen Vorwurf macht, treibe man erst diese sämmtlich von den Höfen weg. Plato, Aristoteles, Lipsius und Andere haben nie einen Staat verwaltet, und trotzdem wären die Fürsten glücklich zu preisen, wenn sie deren Vorschriften befolgten. Die Erfahrung ist zwar ein guter Lehrmeister; aber die gesunde Vernunft ist ein noch besserer. Ein Arzt heilt viele Krankheiten, die er nie an sich selbst erfahren hat. Niemand kann Alles selbst erfahren, nicht einmal was in einer Stadt vor sich geht. Ich ziehe dahier die Lektüre, die Geschichte und die Erkenntniß der Erfahrung vor.

2. Den tristigsten Grund bildet aber die Nothlage der Zeit. Am Verderben des Staates arbeiten die verschiedensten Klassen von Menschen, die Politiker sein wollen. Einige kramen Neues aus, ohne jegliche Wissenschaft und Erfahrung. Diese stellen sich schon am Anfange bloß und schaden weniger. Andere wissen bloß das Alterthum zu rühmen: was nicht spartanisch, athenisch, altrömisch ist, heißt nichts. Wer indessen die Dinge unparteiisch betrachtet, wird im Alterthum Vieles wenig erbaulich, hingegen das Meiste in den neueren Staaten besser finden. Wieder Andere wechseln ihre Ansichten gleich einer Windfahne. Heute loben sie Diesen und morgen Jenen. Sie lassen sich von ihren Launen leiten und sind Parteimenschen. Diese klatschen stets dem Sieger

Beifall, Jene erblicken alles Heil nur im Althergebrachten. Abermals Andere haschen nach Beifall, indem sie auf Unkosten der Wahrheit unerhörte, speciöse Doctrinen vorbringen. Heutzutage greift unter Führung des Macchiavelli eine verabscheuungswerthe Sorte von Pseudopolitikern immer weiter um sich. Indem sie die Religion dem Staate anzupassen, Laster und Irrthümer der politischen Herrschaft wegen zu billigen, den Nutzen der Gerechtigkeit vorzuziehen, das Parteiwesen zu dulden und Aehnliches zu thun lehren: was bewirken sie Anderes, als daß sie den Herrscher zu einem ungerechten, gottlosen, verschlagenen Heuchler machen? Dadurch entfernen sie sich vom letzten Ziele und arbeiten am öffentlichen Ruine. Da sie in beständigem Irrthum sich bewegen und der göttlichen Weisheit entbehren, bringen sie dem Fürsten nicht einmal die menschliche Klugheit bei. Denn seine Heuchelei wird er nicht ewig verbergen können, da die Verstellung niemals lange vorhält. Sind Treulosigkeit und Heuchelei einmal entlarvt, so ist das Vertrauen für immer vernichtet. Derjenige aber, dem weder ein Untergebener noch ein Nachbar traut, wird die Herrschaft nicht lange zu behaupten vermögen.

Diesen gegenüber will ich die wahre, solide, auf das göttliche Gesetz wie auf die natürliche Vernunft begründete und mit ächter Klugheit, Religion und Tugend ausgerüstete Regierungskunst und Herrschermacht lehren. Und das werde ich nicht einzig nach meinem Kopfe, sondern nach der hl. Schrift, nach den Lehren der hl. Väter, nach den Erlassen rechtmäßiger Fürsten, nach anerkannter Gewohnheit, nach der Einrichtung und Organisation der Staaten thun, wie dieselbe gebilligt ist von der Geschichte und der Erfahrung, von der Vernunft und dem natürlichen Urtheile der Menschen. Was immer ich demnach als zur Sicherheit und Majestät der Regierung, als zur Ruhe und zum Vortheile der Unterthanen, als zum Wohl und Glücke Aller zuträglich und geeignet finde, werde ich vorbringen.

§ 2. Staatswissenschaftliche Grundbegriffe.

1. „Wie bei anderen Disciplinen, so gilt es auch hier, sich vorerst über die Nothwendigkeit und den Nutzen dieser Wissenschaft sowie über die wichtigsten Grundbegriffe klar zu werden." So nothwendig das sociale Leben selbst ist, ebenso nothwendig ist die

Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die öffentliche Ordnung ist in dem Grade geboten, daß Gott die Regierung lieber schlechten Menschen überläßt, als daß er einen zügellosen, anarchischen Zustand duldet. Allein der Character der Untergebenen ist so unwirsch und unlenksam, daß leichter ein Held gefunden wird, der den Feind besiegt, als ein kluger Mann, welcher die Bürger beherrscht; denn diese vertragen weder die Knechtschaft noch die Freiheit. Während man nun einen Weinberg bloß einem geschickten Winzer, ein Schiff bloß einem kundigen Seemann anvertraut und selbst für ein Gastmal nur einen kunstfertigen Spielmann bestellt, sollte man das ungeheuere Staatsschiff, welches so viele Seelen mit sich führt, wegen der Unwissenheit und Untauglichkeit eines Einzigen in augenscheinlicher Gefahr schweben lassen? Dieser ist mithin vorzubeugen durch zweckmäßige Belehrung. Die Obrigkeit gleicht einem geschickten Arzte. Dieser muß die Einrichtung des menschlichen Körpers, seine Bedürfnisse und Gefahren, sowie die entsprechenden Heilmittel kennen.

Die Wissenschaft des Herrschens ist eine wahrhaft vorzügliche. Sie ist die Herrin aller Künste, die Lenkerin aller bürgerlichen Verrichtungen, die Erhalterin der menschlichen Gesellschaft, die größte aller menschlichen Wissenschaften, weil nach Aristoteles das allgemeine Wohl ihr Endzweck ist. Daher hat Gott sie mit herrlichem Schmuck gekrönt; werden ja die Herrscher selbst Götter genannt. Doch, für kluge Männer ist das Herrschen mühsam, für Thoren hingegen süß. Während aber der gute Fürst für seine Mühen von Gott belohnt wird, erntet der schlechte weder zeitlichen noch ewigen Lohn für seine Mühsale.

2. Als Grundregel ist vor Allem festzuhalten, daß man in politischen Dingen keine mathematischen und physischen Beweise verlangen darf, daß man sich mit sogenannten moralischen Beweisgründen begnügen muß, d. h. mit solchen, die ihre Beweiskraft nicht den Gesetzen der physischen Natur, sondern der gewöhnlichen Handlungsweise des mit Vernunft und Freiheit begabten Menschen entlehnen. Im Hinblick auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur ist es daher nicht selten gestattet, Verheißungen, Drohungen, Ueberraschungen anzuwenden. Aus demselben Grunde wünsche ich zwar einen möglichst vollkommenen Staat, und diesen will ich gegen innere und äußere Feinde schützen durch Religion, Tugend, Erziehung und Unterricht, Gesetze,

geistliche und weltliche Obrigkeit, bürgerliche und kriegerische Macht.[1]) Doch will ich keinen utopischen, platonischen Staat aufbauen; ich spreche von bestehenden oder wenigstens von möglichen Staaten. Freilich sähe ich gerne einen Staat, in welchem der beste und weiseste Fürst stets in Liebe und Billigkeit den Untergebenen befiehlt, wie ein Vater seinen Kindern, in welchem gute Bürger, einträchtig unter sich und dem Fürsten ergeben, sämmtlich Ehrbares wünschen und erstreben. Allein solche Staaten gibt es nirgendswo. Ich handle daher von Gemeinwesen, in denen Wenige ausgezeichnet, Viele mittelmäßig und mehr dem Laster fremd, als der Tugend hold sind. Nicht gering ist die Zahl derjenigen, die ganz verkommen und bloß durch die Furcht vor den Gesetzen im Zaume gehalten werden, wiewohl sie vor der Oeffentlichkeit keine Verbrecher sind. Einen andern, bessern Staat hat weder die aufgehende noch die untergehende Sonne jemals geschaut, wohl aber viele weit schlechtere. Zu tief hat sich die reelle Geschichte des Menschengeschlechtes, von Adam, Noe, Cham, Sodoma angefangen, bis auf unsere Tage, dem Gedächtnisse eingeprägt. Man lobt zwar in der Geschichte die alten Zeiten, weil man die eigenen Uebel drückend empfindet, während man die alten der Kurzweil halber liest. Wozu sollte ich mich daher mit unfruchtbaren Ideen und Spekulationen abgeben? Mit Aristoteles will ich den Staat betrachten, wie er sein kann, und wenn wir diesen nicht zum allerbesten machen können, wollen wir ihn wenigstens vom allerschlechtesten möglichst weit entfernen. — Noch ein anderer Gesichtspunkt ist bei der folgenden Erörterung festzuhalten. Wie der Staat unter der Leitung der göttlichen Vorsehung steht, so hat er bei seinem Regimente deren Verhalten nachzuahmen. Im Staate wohnen neben den Guten viele Böse. Es ist aber leider viel mehr Aussicht vorhanden, daß die Guten verkehrt, als daß die Bösen für das Gute gewonnen werden. Für beide Klassen hat nun der Fürst Sorge zu tragen. — Einige täuschen die Leichtgläubigen mit dem Vorgeben, sie hätten politische Geheimnisse zu enthüllen. Allein der Hauptpunkt besteht in der Gottesfurcht und in der Auctorität, der Frucht der ersteren. Diese kann nicht erlangt werden, wenn Gott den Fürsten der Verachtung preisgibt.

[1]) In diesen wenigen Worten bietet uns P. Contzen die gesammte innere Pragmatik, den Inhalt und den Zusammenhang seines umfangreichen Werkes und begründet zugleich die von ihm gewählte Anordnung.

101

3. Was den Begriff des Staates anlangt, so wird dieser Ausdruck im weitesten Sinne des Wortes genommen; der äußere Umfang der Herrschaft ändert das Wesen derselben nicht. [1]) Des leichtern Verständnisses wegen wollen wir eine Begriffsbestimmung des Staates aufstellen, die alle wesentlichen Bestandtheile desselben enthält. Derselbe ist nämlich „eine Gemeinschaft von Menschen, welche bei Uebereinstimmung des Rechtes und Gemeinsamkeit der Interessen unter Führung der Natur sich zusammen gethan haben, um gut und glücklich zu leben. Die bewirkende Ursache ist ein gewisser Zug der Natur und ein von Gott dem Menschen eingepflanzter socialer Instinkt. Deßhalb ist Gott der eigentliche Urheber des Staates, weil Alles auf Gott zurückgeführt wird, was von der Natur ausgeht und in ihr begründet ist. Wer die gesellige Natur abgestreift hat, verdient kaum mehr den Namen eines Menschen, wie jener Tyrann, der wünschte, das Volk möchte nur einen Hals haben, um denselben durchhauen zu können. — Die materiale Ursache bildet die Gesammtheit der Staatsmitglieder in ihren verschiedenen Abstufungen, die Herrschenden und die Beherrschten: der König, die Fürsten, Edelleute, Senatoren, die Masse des gemeinfreien Volkes. Die Sklaven, wo es deren gibt, sind weniger Bestandtheile des Staates, als vielmehr Organe oder in gewissem Sinne lebendig verbundene Werkzeuge desselben, die aber mit Wohlwollen zu behandeln sind, da sie auch Menschen sind und nicht selten bessere als ihre Herren. — Die formale Ursache des Staates, „d. h. das innere Band und die äußere Gestaltung desselben", bildet die Rechtsordnung, in welche das Volk eingewilligt hat [2]) oder die ge-

[1]) Politicor. l. 1. ep. 3.

[2]) „Da als bewirkende Ursache des Staates bereits ein Zug der menschlichen Natur bezeichnet wurde, so kann es sich hier bloß um die concreten Umstände handeln, unter welchen der Zug der Natur seine Verwirklichung findet. Die menschliche Natur wird sich aber selbstverständlich auf menschliche Weise bethätigen d. h. wie es sich für Wesen, die mit Vernunft und freiem Willen begabt sind, geziemt. Ueberdieß soll nicht etwa ein physisches bloß nach physischen Gesetzen gebildetes Wesen entstehen, sondern ein moralisches, welches durch moralische Bande zusammengehalten wird. Bei Fixirung der concreten Umstände findet aber der freie Wille seine moralischen Schranken, wie auf dem Gebiete des Sittengesetzes. In beiden Fällen ist der Mensch frei von innerem, physischen Zwange, dagegen wird er von mächtigen moralischen Banden angezogen. Wie die Vorsehung den Menschen in einer unter Führung

ordnete Hierarchie von Befehlenden und Gehorchenden. Je nachdem sich diese gestaltet, entsteht eine dreifache Art des Staates. Fehlt jene vernunftgemäße und moralisch gebotene Einwilligung, so kann von einem Staatswesen keine Rede sein; es würde sich um eine specifisch verschiedene Gesellschaft handeln, um eine Vielheit von Sklaven, welche unter der Botmäßigkeit ihrer Herren stehen. Der türkische Kaiser hat daher kein eigentliches Staatswesen, da sein Wille für Alle, selbst für die höchsten Beamten, das oberste Gesetz ist. — Die finale Ursache oder der Endzweck des Staates ist: gut und glücklich zu leben. Die Glückseligkeit ist das Endziel aller Menschen. Sucht man dieselbe in der Tugend, so erhalten wir einen guten Staat; erblickt man sie aber nur in Vergnügungen, Reichthümern und Ehren, so wird ein schlechter, unruhiger, kurzdauernder Staat entstehen. Während dieser einer falschen Glückseligkeit nachjagt, verwickelt er sich in wahres Unglück.

§ 3. Näheres über die materiale und bewirkende Ursache des Staates.

1. „Wie von der Beschaffenheit des Keimes die Art der Pflanze abhängt, so richtet sich auch die Gesammtauffassung des socialen Lebens nach den richtig oder unrichtig aufgestellten Grundprincipien des Staatswesens."

Ein Staat baut sich auf aus Gemeinden, diese aus Familien, die Familie aus den Ehegatten. Zu seiner Erhaltung bedarf er dreier getrennter Stände, des Nähr-, Gewerb- und Wehrstandes. Die Obrigkeit ist kein eigener Stand, da sie aus allen dreien entnommen werden kann und von verhältnißmäßig geringer Zahl ist. Die Soldaten hingegen müssen von der Landbevölkerung ausgeschieden sein, da die beiderseitigen Berufsbeschäftigungen sich nicht mit einander vereinigen lassen. Die Forderung des Aristoteles, der Staat müsse aus sich eine zureichende Fülle von Hilfsmitteln besitzen, ist unklar und ungenau. Denn Gott hat es so angeordnet, daß alle Menschen in mancherlei Dingen auf gegenseitige Hilfe angewiesen seien. Die Selbstherrlichkeit oder Selbstgenügsamkeit des Staates definiren wir als eine derartige Vereinigung von Ge-

der Natur begründeten socialen Ordnung geboren werden läßt, so verpflichtet sie auch denselben, die bestehende Ordnung zu respectiren. An den modernen, rein künstlichen und willkürlichen Social-Vertrag ist hierbei nicht im Entferntesten zu denken."

meinden oder von Menschen, daß sie, jeder auswärtigen Herrschaft ledig, sich einer vollständigen Freiheit und Selbstständigkeit erfreue und darin von Niemanden abhängig sei; das betreffende Gemeinwesen muß aus sich und in sich eine höchste Obrigkeit und Gerichtsbarkeit besitzen, ein sich selbst bewegender und ernährender Körper und nicht bloß Theil eines fremden Organismus sein. Auf die Größe kommt es hiebei nicht an. Eine Ameise ist ebenso gut ein Thier, wie der Elephant. In einem winzigen Staate können die Bürger sich wohler und glücklicher befinden, als in einem Großstaate, falls nämlich alle Bedingungen des staatlichen Lebens gut erfüllt sind. Es verhält sich beim Staate wie mit einem Körper, dieser ist gesund, wenn sämmtliche Glieder, alle Kräfte und Säfte sich in harmonischem Einklange befinden. Ein Staat blüht, wenn die Einzelnen glücklich sind.

2. „Wenn P. Contzen sich nunmehr in eine weitläufige Polemik gegen die atheistisch-fatalistische Auffassung vom Staate einläßt, so begnügen wir uns mit Hervorhebung einiger Hauptgesichtspunkte. Im Grunde gleichen sich der macchiavellistische Staat, den P. Contzen direkt bekämpft, und der moderne sogen. Rechts- oder Culturstaat wie ein Ei dem andern. Während der erstere Alles von einem blinden, unabwendbaren Schicksale abhängen läßt und von Gott, Religion, Recht und Sittlichkeit vollständig sich losreißt, erhebt der letztere sich selbst auf den Götzenaltar, um gleicher Weise nach Belieben mit allem Göttlichen und Uebernatürlichen zu verfahren. Aber die Chorführer beider Geistesrichtungen verfolgen schließlich denselben Zweck." Denn sie bestricken die Fürsten und Regierungen durch die schmählichsten Kniffe und machen sie den Wahrsagern und Sterndeutern, beziehungsweise den „Afterphilosophen und Pseudopolitikern", dienstbar, um dieselben dem Auswurf der Menschheit preis zu geben. Wir unsererseits nehmen die „liebliche" Vorsehung Gottes an, welche durch Mittelursachen, je nach deren Fähigkeit, Alles ordnet und zuläßt, den freien Willen des Menschen aber niemals unterdrückt. Unser Fürst, Senat, Staat und Heer überläßt sich dem einen, wahren, guten und gerechten Gott, in der Ueberzeugung, daß den Gestirnen oder andern dunklen Mächten kein wirksamer Einfluß innewohnt. So wird er weder im Leide kleinmüthig, da er eingedenk ist, daß es einen Gott gibt, der den traurigen Verhältnissen ein Ziel setzt, noch wird er im Glücke übermüthig, aus Besorgniß vor einem etwaigen geheimen Rathschlusse, der auf

den Stolz sofort die Strafe folgen lassen könnte; entsteht ja auf diese Art in einem Augenblicke die Asche, während der Wald zu seiner Entwicklung lange Zeit braucht, und auf den Klang einer Trompete verwandelt sich das Heerlager in einen Leichenhaufen. Kein König möge sich daher stolz überheben. Wir sind alle Knechte, denn wir haben Gott zu unserem Herrn. Gott ist der Herr all der Städte und Reiche, in welchen du, o König! geräuschvoller geehrt wirst, als Gott selbst. Er hat dir den Nießbrauch einer ungewissen Zeit verliehen. Es dienen dir so viele Völker; diene also du Gott allein, welcher dir jene unterworfen hat. Es gibt keine verderblichere Pest für den Staat, keine Niederlage ist so vernichtend, als wenn das Ansehen der Obrigkeit und die Majestät des Reiches angetastet wird. Allein noch größer ist das Unheil, wenn der Fürst oder der Staat sich einen Frevel gegen die höchste Majestät zu Schulden kommen läßt.

3. Da den Worten der hl. Schrift eine geheimnißvolle Kraft innewohnt, die nicht selten die Herzen der Gottlosen sogar zur Bekehrung bringt, so möge man sich erinnern, daß dieselbe an zahlreichen Stellen die Oberhoheit Gottes über die Fürsten und Völker laut verkündet. Bald heißt es, Gott selbst regiere Alles, z. B. Ezech. 20, 33; Dan. 4, 31; Ps. 47, 9; bald wird versichert, Gott verleihe und nehme die Reiche und übertrage sie auf Andere, z. B. Job 34, 24; Weish. 10, 14. Sodann hat sie den ganzen Wechsel der Reiche und Herrschaften längst vorhergesagt. An der Hand der Geschichte vermögen wir die Erfüllung Zug für Zug wieder zu erkennen. Auch die hl. Väter bringen die herrlichsten Zeugnisse für die absolute Oberhoheit Gottes über alles Geschaffene; so thun Irenäus, Tertullian, Basilius, Athanasius, vor Allen jedoch der große hl. Augustinus, dieser siegreiche Vertheidiger der göttlichen Vorsehung. Ja, wie derselbe heilige Augustinus bekennt, Gott hat sich nicht selten des Mundes der Ungläubigen bedient, um Wahres vorherzusagen und dadurch seine untrügliche Vorsehung zu beweisen; so ließ er durch die erythräische Sibylle Manches über Christus vorher verkünden. Auch fehlt es nicht an Zeugnissen von Gottlosen und Ungläubigen, von heidnischen Philosophen, wie Plato, Cicero, Seneca u. A. Durch die dichte Finsterniß ihres befangenen Geistes und bethörten Herzens leuchtet bisweilen, einem himmlischen Blitz oder Lichtstrahl vergleichbar, ein erhabener Gedanke über Göttliches. Die Gotteslängner unserer Tage mögen also zittern, da sie das

gesammte Menschengeschlecht gegen sich aufstehen sehen. Ferner lehrt die Vernunft, daß Gottes Vorsehung Alles regiert, und mit diesem Beweis dürfte man das Gewissen der Ungläubigen vielleicht am Ehesten heiß machen können. Zunächst mögen sie die herrlichen Worte lesen, mit welchen Seneca die Vorsehung preist. Diesem römischen Philosophen zufolge legt die Welt selbst lautes Zeugniß dafür ab, daß sie ein Werk Gottes sei. Die wundervolle Ordnung im ganzen Weltenlauf verkündet den allweisen Schöpfer, Erhalter und Regierer. Weder das Weltall im Ganzen, noch irgend ein einzelnes Ding kann den Grund seiner Existenz in sich selber haben, sonst bedürfte keine Sache einer anderen; ein jegliches Ding würde sich selbst genügen, wie es zum ersten Dasein keiner Beihilfe eines anderen Wesens bedurfte. Auch die Zweckstrebigkeit aller Dinge zeugt für Gott und seine Vorsehung. Wenn Gott das Geringste, so zu sagen, das Gemeinwesen der Gemüse in seinem Entstehen und Wachsthum so wunderbar leitet: sollte er dann das vornehmste Geschöpf, den Menschen im Einzelnen, wie in seiner Gemeinsamkeit, ignoriren? Wer noch einen Zweifel an dem providentiellen Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen hegt, der prüfe die gewaltigen Spuren, die der Finger Gottes in den Annalen der Geschichte zurückgelassen hat: er wird finden, daß die göttliche Rache langsamen, aber wuchtigen und sicheren Schrittes einherschreitet. — Unter den Einwürfen der Atheisten gegen die providentielle Führung der Menschheit war das zeitliche Glück der Bösen und das vielfache Mißgeschick der Guten stets der verfänglichste, wiewohl im Grunde kaum ein anderer auf so schwachen Füßen steht. Denn für's Erste täuscht sich der Mensch in seinem Urtheile sehr leicht, indem er den Bösen für gut und den Guten für bös hält. Sodann vermögen weder zeitliche Güter den Menschen wahrhaft glücklich, noch vergängliches Uebel ihn wahrhaft unglücklich zu machen. Das Glück besteht in der Tugend, das Unglück in der Sünde und im Laster. Ferner ist selbst das irdische Glück der Bösen viel geringer, als es manchmal den Anschein hat; dieselben werden vielmehr in der Regel von so vielen Leiden heimgesucht, daß P. Contzen sich oft darüber wundert, wie den Bösen, welchen die Pein der ewigen Verdammung bevorsteht, schon hienieden so viel Verdruß und Ungemach zustößt. — „In diesen Wahrheiten ist auch noch für unsere Tage ein gutes Stück politischer und socialer Weisheit enthalten."

§ 4. Die verschiedenen Staatsformen.

1. Die Form oder das Wesen eines bestimmten Staates nennt man seine Verfassung; es ist gleichsam die belebende Seele, welche alle Glieder des Staates umfaßt, alle seine Funktionen durchdringt; durch sie entsteht aus Menschen eine Gesellschaft. So lange die einmal bestimmte Rangordnung von Befehlenden und Gehorchenden vorhält, dauert dieselbe Gattung des Staates. Während Plato sechs verschiedene Verfassungsformen aufzählt, nimmt man gewöhnlich bloß drei Hauptformen an, und auch diese zerfallen streng genommen bloß in zwei, wenn nämlich Einer oder Mehrere an der Spitze stehen. In unserer Zeit sind, wenigstens in den civilisirten Ländern Europa's, sämmtliche Gattungen gemischt, keine existirt ganz rein. Denn alle Fürsten sind an gewisse beschworene Gesetze und Verträge gebunden. Das hl. römische Reich stellt eine bewunderungswürdige Mischung sämmtlicher drei Staatsformen dar. Aus eben diesem Grunde erleiden die christlichen Staatsverfassungen seltener eine Umwälzung, während in Athen, Rom, Karthago, Alles in stetem Flusse begriffen war. Da nämlich bei Vorherrschung einer Staatsform durch Uebermaß gesündigt wurde, suchte man stets Erleichterung. Allein bei Entfernung der bestehenden Uebel ging man sofort zum andern Extreme über, indem man die durch Mißbrauch verhaßten Elemente gänzlich bei Seite warf.

Es ist wohl zu beachten, daß man nicht jeder Bevölkerung eine beliebige Staatsverfassung aufdrängen kann. Mancherlei Rücksichten sind zu beobachten. Eine Hauptrolle spielt dabei der Wehrstand. Da nämlich die Männer des Schwertes nicht lange den Unbewaffneten gehorchen, so ist ein Hauptaugenmerk darauf zu richten, denselben eine ehrenvolle Stellung zu sichern. Wo daher zum Schutze des Staates eine zahlreiche Reiterei vonnöthen ist, empfehlen sich aristokratische Elemente in der Verfassung. Denn der Kriegsdienst zu Pferde veranlaßt viele Ausgaben und Mühen und erfordert also großes Vermögen. Die Reichen müssen aber für ihre Opfer durch eine bevorzugte seciale Stellung entschädigt werden. — Wo hingegen zahlreiches leichtbewaffnetes Volk erforderlich ist, um häufige Streifzüge zu unternehmen, ist eine volksthümliche Verfassung am Platze.[1]) Ferner sind die Neigungen und

[1]) „In der That machte sich z. B. die moderne allgemeine Wehrpflicht immer mehr nach dieser Richtung hin geltend."

Sitten der Bevölkerung zu berücksichtigen. Während z. B. die Juden und Perser einen König verlangten, sehnten sich die Griechen und Römer nach republikanischer Freiheit. Nicht alle Völker können z. B. die Freiheit vertragen. Das römische Volk selbst verlor die Fähigkeit dazu und der heilige Augustin sagt vortrefflich: *dasselbe* Volk ist bald reif für Ehren und politische Macht, bald ist es unreif dafür. Auch die *klimatischen* Verhältnisse sind nicht zu unterschätzen.[1]) So sind die Bewohner der tropischen und subtropischen Zone von Hause aus furchtsam und aus Furcht vereilig. Fast alle haben knechtischen Sinn, erhalten sie aber die Oberhand, so sind sie tollkühn und grausam. Diesen kann daher Gott keine größere Wohlthat verleihen, als indem er ihnen einen guten König, einen absoluten Monarchen gibt. Die Bewohner der kalten Zone hingegen sind durch das strenge Klima gestählt und kühn, aber unbesonnen. Werden sie mit Ausländern vermischt und tüchtig geschult, so mögen sie allenfalls eine Aristokratie vertragen. Das gemäßigte Klima bildet gesundere Körper und bessere, gemäßigtere Charaktere. Die stürmischen Völker des Nordens, Gothen, Franken, Burgunder wurden viel weiser und gemäßigter auf ihren späteren Wohnsitzen. In Ländern von gemäßigtem Klima kann mithin eine Volksherrschaft eher zur Blüthe gelangen. Ferner sind die *socialen* Verhältnisse eines Volkes ins Auge zu fassen. Reiche Handelsstädte bedürfen zu ihrer Blüthe entweder der Monarchie oder der Volksherrschaft. Eine Aristokratie können sie nicht leicht vertragen, weil Leute der untersten Klasse durch Handel oft zu Reichthum und Ansehen gelangen. Nun können aber die fixen Einkünfte der Adeligen nicht in Vergleich kommen mit dem reißend zunehmenden Gewinn der Kaufleute. Es werden also entweder die Adeligen Schulden machen, sich auf unredliche Geldmacherkünste und auf's Wühlen verlegen, oder wenn sie ihre Ausgaben der Einnahme entsprechend mäßigen, werden viele einfache Bürger es ihnen zuvor thun und sie verachten. Kurz, die Grundlagen des Staates sind nicht gesichert. Etwas Anderes ist es, wenn ein Handelsstaat große auswärtige Besitzungen hat, wie Venedig. In diesem Falle erhält der Adel weiten Spielraum in Verwaltung und Vertheidigung des Gesammtstaates, und das um so mehr, wenn der Staat, wie es in

[1]) Dieser Umstand wurde in neuerer Zeit, besonders seit dem großartigen Aufschwung, den die Geographie durch *Karl Ritter* genommen, mit Recht immer mehr betont.

Venedig geschah, von Zeit zu Zeit eine bedeutende Anzahl von angesehenen Bürgern in den Adelstand erhebt.

2. Das Königthum trat historisch unter den verschiedensten Gestalten auf: bald als absolute Monarchie, bald auf die verschiedenste Weise beschränkt; dann durch Erb- oder Wahlrecht bestimmt. Die Gefahren, daß ein König auf Abwege gerathe, sind überaus groß und zahlreich. Die Zügellosigkeit, die Macht der Verführung pflegt groß zu sein, die Stimme der Wahrheit wird erstickt, das Schlechte erntet Beifall. Es ist kein Wunder, daß Fürsten verkehrt werden, da Alle sie zu Freude und Jubel, aber Wenige zu Ehrbarem und Schwierigem einladen. Daher erlagen selbst Saul und Salomon, von Gott erkorene Könige, der Versuchung. Oefter verschulden übrigens Adel und Volk die verhängnißvolle Umwandlung eines Fürsten, indem sie dieselben durch Schmähungen, Aufläufe und Verschwörungen erbittern. Es hätte viel mehr milde Fürsten gegeben, wenn man es verstanden hätte, mäßige Gebrechen derselben, welche weder zum Verderben der Unterthanen noch zur öffentlichen Schmach gereichten, nachsichtig zu ertragen. — Ueberaus mißlich ist es, wenn der Fürst aus Feigheit oder unzeitiger Nachsicht einen Günstling zu solcher Macht erhebt, daß er nachher desselben sich nicht mehr entledigen kann. Dieser Mißgriff hat viele Thronrevolutionen herbeigeführt. Es ist daher geboten, die fürstliche Gewalt bei ihrer Abstufung nach unten sofort unter Viele zu theilen und dieselbe in keinem Falle einem Einzelnen anzuvertrauen. Alles Uebel, welches dieser verübt, wird dem Fürsten beigemessen und Niemand wagt es, seine Meinung offen zu äußern.

3. Das Königthum ist von der Tyrannei leicht zu unterscheiden. Das erstere bezweckt das Wohl der Gesammtheit, die letztere sucht einzig den Vortheil des Herrschers. Ein Tyrann kennzeichnet sich durch die Art seiner Regierung. Zunächst erheuchelt er die Tugend, besonders Gerechtigkeit und Milde. Denn selten sind jene moralischen Ungeheuer, die selbst den Schein der Tugend verschmähen. Sodann weiß er hervorragende Männer auf die Seite zu schieben; kluge und geistreiche Männer sind ihres Lebens nicht sicher. Ein Tyrann und der hohe Adel vertragen sich gegenseitig schlecht. Der Erstere will sich nicht an das Recht halten und der Letztere will bloß einem in höflicher Form ertheilten Befehle ge-

horchen. Ferner bestrebt sich der Tyrann, die Unterthanen engherzig, kleinmüthig, feil und gemein zu machen, damit Niemand an Erhaltung der Freiheit denke. Die bürgerliche Freiheit in Handel und Wandel wird eingeengt, auf daß Keiner etwas zu unternehmen vermöge. Aus demselben Grunde säet er Zwietracht unter den Unterthanen: Eintracht unter denselben hält er für Verschwörung. Ein beliebtes Stratagem besteht darin, ehrgeizige, habsüchtige, grausame Menschen zu Ehren und Würden zu erheben, sie wie trockene Schwämme in die Reichthümer der Provinzen zu tauchen, um sie dann wohl gefüllt auszudrücken. Doch, so dornenvoll sein Leben, so schmählich pflegt sein Ende zu sein.

4. Bei der heiklen Frage, ob die Wahl- oder die Erbmonarchie vorzuziehen sei, erklärt sich P. Contzen im Großen und Ganzen für letztere. Denn so war es am Anfange. Die Könige wurden geboren, da sie aus der väterlichen Gewalt sich entwickelten. Der Wahlakt ist leidenschaftlichen Umtrieben und gewaltsamen Scenen ausgesetzt. Ein erblicher König besitzt naturgemäß größeres Ansehen; in diesem aber besteht die Kraft des Staates. Der Wahlkönig hingegen ist sehr abhängig von seinen Wählern: er wird seiner früheren untergeordneten Stellung halber leicht verachtet und ist er nicht ein Mann von starkem Geiste, so beschleicht er schüchtern im Hinblick auf die Großen. Trotzdem tritt nur allzu leicht die Versuchung an ihn heran, mit Aufbietung aller Mittel seinem Sohne die Nachfolge zu sichern. Die Diener der Wahlfürsten pflegen minder treu und uneigennützig zu sein, da ihre Stellung mit deren Tode ein Ende hat. Selten wird endlich bei der Wahl wirklich der Tüchtigste und Tugendhafteste erhoben; es spielen zu viele Triebfedern und es kreuzen sich zu viele Interessen. — Der Erbfolge dagegen sind manche Vortheile eigen. Der Herrscher erfüllt seine Berufspflichten gewöhnlich viel eifriger, er sorgt für einen wohlgefüllten Staatsschatz, für reich ausgestattete Zeughäuser, für die Wohlfahrt der Bürger: lebt er ja in seinem Sohne und in seinen Enkeln fort. Deßhalb erfreut sich der Erbfürst einer ungleich größeren Liebe von Seiten der Unterthanen. Zur Wirksamkeit der von ihm selbst gespendeten Gnaden und Wohlthaten gesellen sich diejenigen seiner Vorfahren. — „Sind das nicht Alles Umstände, die auch heute noch Beherzigung verdienen?" Freilich fehlt es nicht an zahlreichen Einwürfen gegen die Vorzüge des Erbrechtes; doch die meisten derselben können ebenso gut gegen

jede menschliche Einrichtung vorgebracht werden, eine jede ist unglücklichen Zufällen und dem Mißbrauche ausgesetzt. Klugheit und Vorsicht, verbunden mit den Hilfsmitteln, welche die katholische Kirche bietet, vermögen viel Uebel zu verhüten. —

Uebrigens ist nicht in Abrede zu stellen, daß unter Umständen einem Volke das Wahlrecht besser anstehe, wenn z. B. langjähriger Brauch, die geographische Lage und Beschaffenheit des Landes, die eigenthümliche historische Zusammensetzung eines schon bestehenden Reiches, welche zu ändern nicht rathsam wäre, dafür sprechen. Besonders in einem großen Reiche, das viele kleine Fürsten in seinem Schooße enthält, treten die Nachtheile des Wahlrechtes nicht so sehr hervor. Das gilt z. B. vom hl. römischen Reiche. Die geringe Zahl der Churfürsten schneidet viele Streitigkeiten ab; von denselben können die drei geistlichen auf diese höchste weltliche Würde gar nicht aspiriren. Von den vier weltlichen ist gewöhnlich der eine oder der andere wegen persönlicher Verhältnisse gleichfalls nicht in der Lage, als Bewerber auftreten zu können. Die übrigen Fürsten fügen sich dem Wahlgesetze der goldenen Bulle. Ferner ist in Kraft der Gewohnheit das Wahlrecht mit der Erbfolge combinirt. Das brachte die Klugheit, Bescheidenheit und Vaterlandsliebe der Fürsten zu Stande. Denn fast kein Kaisersohn wurde bei der Wahl, ohne auf Widerstand zu stoßen, übergangen. Der Gefahr, daß der Gewählte gering geschätzt werde, begegnen die Churfürsten dadurch, daß sie stets einen mächtigen, angesehenen Fürsten wählen. Allein diese glücklichen Umstände kommen auf Rechnung der Charakterfestigkeit, der Biederkeit, Friedens- und Vaterlandsliebe der deutschen Nation und besonders der deutschen Fürsten, die zwar das Ihrige eifersüchtig wahren, aber nicht habgierig nach Fremdem verlangen und nicht ehrgeizig sind. Hervorleuchtend ist besonders die Mäßigung des österreichischen Erzhauses. Wiewohl der lebende Kaiser Matthias [1]) zwei Brüder besitzt, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht, überträgt er doch Böhmen, Schlesien und Mähren seinem Vetter, Erzherzog Ferdinand von Steiermark. In ähnlicher Weise überließen Kaiser Karl V. und Philipp II. ganz Deutschland dem Ferdinand I. Also die guten Sitten und nicht die Natur der Wahlmethode verbürgen uns den Frieden. Trotzdem hat das Wahlrecht schon viel Unheil im Gefolge gehabt und ein Interregnum ist für Deutschland stets

[1]) Damals schrieb nämlich P. Contzen das erste Buch seines Werkes.

eine schwere Zeit, voller Bangigkeit. — Was die Thronfolge der Frauen anlangt, so ist dieselbe zwar nicht ganz zu verwerfen, doch nur mit weisen Beschränkungen zu gestatten. Weniger Schwierigkeit bietet es, wenn es sich für dieselben bloß um Führung der vormundschaftlichen Regierung handelt.

5. Nach der monarchischen Verfassung kommt die Vielherrschaft. Diese zerfällt wieder in die Herrschaft der Aristokraten und in jene des gesammten Volkes. Die Aristokratie wird nicht selten sehr verschwommen definirt. Denn in Wirklichkeit regieren nirgends Optimaten im strengen Sinne des Wortes, d. h. die schlechthin Besten und Würdigsten, weil es solche überhaupt nicht gibt. P. Contzen nennt diejenigen Optimaten oder Aristokraten, welche im Vergleich zu den Uebrigen weniger unvollkommen sind, oder bei welchen sich mehr Anzeichen der Tüchtigkeit vorfinden, als beim gemeinen Volke. Da es nun schwer ist, diese der Wahrheit gemäß herauszufinden, so ist es nicht weit gefehlt, wenn man bei der Wahl sein Augenmerk besonders auf die Reichen und Vornehmen richtet, auch mit Uebergehung der Klügeren und Besseren aus dem Volke. Denn die Ersteren gewähren größere Bürgschaft für eine gemeinnützige Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Die Armen hegen leicht die Meinung, sie seien dem Vaterlande nicht viel schuldig; sie suchen sich leicht ein anderes Heim und finden dort ihr Auskommen.

Es gab wenige ausgesprochen aristokratische Staaten und diese waren von keiner langen Dauer. Immer stellt sich die Nothwendigkeit ein, anderweitige Elemente in die Verfassung aufzunehmen. So geschah es in Sparta und im alten Rom, so geschieht es in Venedig. Karthago ist ein seltenes Beispiel von bedeutender Dauerhaftigkeit und Macht zugleich. Unsere aristokratischen Reichsstädte, wie Nürnberg, Ulm, Frankfurt, sind keine selbstständigen Staaten, sondern, als Theile des römischen Reiches, stehen sie unter dem Kaiser. — Die Wohlfahrt eines aristokratischen Staates ist an viele Bedingungen geknüpft. Die Optimaten müssen mit größter Sorgfalt sich befleißigen, in der That die Besten zu sein. Denn der Tugend ist die Gottheit hold, und auch die Menschen lassen sich willig von Männern beherrschen, die besser sind als sie selbst. Gegen die Bürger sollen sie billig, milde, leutselig und freigebig sein, unter sich aber das öffentliche Wohl einträchtig wahrnehmen. Unruhigen und Ehrgeizigen gegenüber mögen sie sich mit Klugheit

waffnen, keineswegs mit Falschheit. Man überlasse einer großen Anzahl aus dem Volke einen Theil der öffentlichen Aemter und ehrenvollen Verrichtungen; doch seien dieselben mit bedeutenden Auslagen verbunden, welche die Reichen besser bestreiten können, ohne daß sie wahre Macht verschafften. Auch gewinnreiche Zweige der Verwaltung überlasse man eher den Bürgern. Denn nichts ist gefährlicher, als wenn eine Handvoll Menschen Alles an sich reißen will. Hält man sich an jene kluge und gemäßigte Politik, dann setzt sich im Volke die Meinung fest, es sei eigentlich gar keine aristokratische Verfassung vorhanden; überdieß werden Viele den Optimaten günstig gesinnt im Hinblick auf die in Aussicht stehenden Vortheile. Von großer Wichtigkeit ist die Sorge für reichlichen und wohlfeilen Proviant. Dadurch gewinnt die Regierung die Sympathieen des Volkes, und es ist billig, daß die herrschende Klasse dem Volke auch etwas Gutes zukommen läßt. Doch ist die Fütterung des Volkes auf Staatskosten, wie es in Rom geschah, vom Uebel. Dadurch wird der öffentliche Schatz erschöpft und nur ein Haufe feilen Gesindels herangezogen. Das sociale Band zwischen Gönnern und Clienten oder Schutzbefohlenen, wie es in Deutschland an manchen Orten noch besteht, ist überaus segensreich. Es ist gerathen, insoweit es ohne Beeinträchtigung der Einzelnen geschehen kann, die Bürger in verschiedene Klassen einzutheilen. Durch diese Maßregel wird gefährlichen Verschwörungen mit leichter Mühe vorgebeugt. Hat der Staat einen glücklichen Krieg geführt, so vertheile er den Gewinn unter Viele. In diesem Sinne legten Karthago und Rom zahlreiche Bürgercolonieen an. „Nicht wenige dieser Winke hätte sich die herrschende Bourgeoisie unserer Zeit wohl merken dürfen."

Entartet ein aristokratisch eingerichteter Staat, so entsteht nicht selten eine Oligarchie. Dieselbe kann in verschiedener Gestalt auftreten. Bald wird die Obrigkeit nach der Vermögensschätzung gewählt mit Ausschluß sämmtlicher Unbemittelten; bald wird blos ein Theil derselben nach der Schätzung gewählt und dieser Bruchtheil ergänzt die fehlende Zahl durch Cooptation, entweder aus der Mitte der Optimaten, oder aus dem ganzen Volke; bald erbt sich das Anrecht auf Theilnahme an der Regierung innerhalb bestimmter Geschlechter von Vater auf den Sohn fort. So geschieht es in Venedig. Eine derart eingerichtete Oligarchie ist an und für sich keine verwerfliche Regierungsform,

wofern nur der Staatszweck gewissenhaft verfolgt wird. Anders verhält es sich, wenn nicht Gesetz, sondern Willkühr die Richtschnur der Regierenden ist und diese in Allem nur den eigenen Vortheil suchen. So haben unlängst in Frankfurt mächtige Volksführer eine Umwälzung versucht. Dieselben hätten übrigens viel mehr Schaden angerichtet, wenn sie von Anfang an mit mehr Mäßigung aufgetreten wären.

6. Die dritte Hauptgattung einer politischen Verfassung ist die eigentliche Volksherrschaft oder Demokratie. Ihre Grundlage und ihr Zweck ist die Freiheit. Diese besteht aber nicht in gänzlicher Ungebundenheit, sondern darin, daß der einzelne Bürger den Gesetzen gemäß lebe und der Obrigkeit unterthan sei, unter der Voraussetzung jedoch, daß auch er zur Herrschaft gelangen könne. Auf der Freiheit soll sich nämlich die Gleichheit aufbauen. Während das Volk die erstere leicht erreicht, gelangt es zur zweiten sehr schwer. Die Gleichheit besteht nämlich darin, daß Alle abwechselnd befehlen und gehorchen. Allein thatsächlich kommt die Reihe des Befehlens nur an sehr Wenige. Die vollendetste Volksherrschaft ist es, wenn die Würden und obrigkeitlichen Aemter an Alle, ohne Unterschied der Geburt und des Reichthums verliehen werden. Denn diese stellt den Begriff der Freiheit und Gleichheit am Vollkommensten dar. Praktisch ist diese Regierungsform jedoch schwach, stürmisch und ganz dazu angethan, die verworfensten Menschen an's Ruder zu bringen.

Weil es im Staate sehr viele Berufsklassen gibt, entsteht eine große Verschiedenheit in den republikanischen Einrichtungen. Es können z. B. gewisse Aemter bestimmten Klassen ausschließlich vorbehalten werden. Ferner können die obrigkeitlichen und die richterlichen Aemter von einander getrennt werden. Bisweilen begnügt sich ein Volk mit der Befugniß, die Obrigkeit aus der Zahl der Optimaten zu wählen, oder damit, daß ihm nach Niederlegung des Amtes Rechenschaft abgelegt werde. — Mit großer Behutsamkeit ist darüber zu wachen, daß diese Regierungsform, wo sie zu Rechten besteht, nicht in die Gewaltherrschaft eines Einzigen oder in Oligarchie umschlage. Um das zu verhüten, stelle man für gewöhnlich Leute vom Mittelstande an die Spitze. Diese sind weder mächtig genug, um einen Staatsstreich wagen zu können, noch so mittellos, daß sie ihr Amt nicht mit Nachdruck verwalten könnten. Der bessere Theil

des Volkes ist zu bevorzugen, den Schlechten hingegen verschließe man den Zugang zu den Würden, widrigenfalls geht es rasch bergab. Die Wahl der Beamten geschehe nicht auf allgemeinen Volksversammlungen. Diese pflegen ihrer Natur nach stürmisch zu sein und geben leicht einen Schauplatz für Umtriebe und Intriguen ab. Man stelle daher Wahlmänner auf, welche die Obrigkeit ernennen. Mit großer Umsicht bestelle man ferner eine bedeutende Zahl von angesehenen Männern, welche der abgehenden Obrigkeit Rechenschaft abzunehmen und dieselbe alsdann dem Volke vorzulegen haben. Die Verantwortlichkeit der Beamten kann in einem demokratischen Staate leichter durchgeführt werden, als in einem aristokratischen. Man hüte sich, die Optimaten zu stoßen. Vielmehr achte und ehre man dieselben und verleihe ihnen bedeutende Aemter. Plebejer sollen ihren patrizischen Collegen aus freien Stücken den Vorrang einräumen. Dadurch werden dieselben dem Volke wohl gesinnt und sie werden suchen, den von ihnen gehegten Erwartungen zu entsprechen. Die meisten Uebel kommen von Mißachtung und Zurücksetzung der Optimaten. Es ist das der Weg zur Demagogie oder zur entarteten Volksherrschaft. Diese hat bloß den Vortheil der armen Volksklasse im Auge. Sie kann sich nie lange im ruhigen Besitze der Herrschaft behaupten. Innerer Hader ist ihre Nahrung. Denn die zurückgesetzte vornehmere, bessere Klasse leistet Widerstand und die Reibung wird immer größer. Sie geht beschleunigten Schrittes der Diktatur oder der Oligarchie entgegen und wer an's Ruder gelangt, glaubt bloß durch ein hartes Regiment sich halten zu können. Weniger klippenreich ist diese Staatsform, wenn die Zahl der Armen kleiner ist, als diejenige der Vermöglichen, es überwiegen alsdann die erhaltenden Elemente. Auch hier lassen sich wieder verschiedene staatsrechtliche Combinationen herstellen. Eine gemäßigte Demagogie haben wir z. B., wenn der Senat ausschließlich dem Mittelstande angehört, die Aemter hingegen sowohl diesem, als den Reichen verliehen werden; ebenso wenn jede Klasse zwar passiv wählbar ist, thatsächlich aber nur solche erhoben werden, die nicht von ihrer Hände Arbeit zu leben brauchen oder wenn die Arbeiter freiwillig auf die Ehrenämter verzichten. Endlich ist es auch schon vorgekommen, daß den Arbeitern sogar ein Lohn bezahlt wurde, damit sie nicht zu arbeiten brauchten. Das nennt aber Aristoteles eine Tyrannei der Menge.

Es verlohnt sich der Mühe, einige von den verderblichen Grund-

sätzen der Demagogen kennen zu lernen. Vor allem verlangen sie, die Obrigkeit müsse aus sämmtlichen Bürgern zusammengesetzt werden; selbst der Untauglichste sei prinzipiell nicht auszuschließen und dasselbe habe von den Fremden zu gelten. Ebenso schließt keine Beschäftigung von den Würden aus. Die Beamten sollen oft wechseln und selten Einer dasselbe Amt zwei Mal bekleiden, damit die Reihe des Befehlens rasch an möglichst Viele gelange, und zwar sollen die Aemter durch das Loos besetzt werden. Jede Obrigkeit sei durch eine andere zu überwachen. Die Güter der Verurtheilten werden unter das Volk vertheilt und dieses werde auch bezahlt für den Besuch der Volksversammlung. Während die Armen für das Rechtsprechen einen fetten Lohn erhalten, gehen die Reichen leer aus. Die Optimaten versetze man oft in Anklagezustand, entzweie dieselben unter sich, drücke sie insgeheim, während man sie zum Scheine ehrt. Man bilde viele Klassen und mische dieselben möglichst bunt; man rufe allerlei Handwerks-, Handels- und andere Vereine in's Leben. Im Uebrigen lasse man einen Jeden leben, wie es ihm beliebt. — „Augenscheinlich haben die modernen Communisten und Socialisten ihre Prinzipien und Praktiken nicht sämmtlich zuerst erfunden."

§ 5. Der wahre Zweck des Staates.

1. Bis dahin haben wir die bewirkende, die materiale und die formale Ursache des Staates betrachtet. Als erstere erkannten wir Gott, von welchem alle Gewalt herstammt und auf den sie wieder zurückführt; als zweite hingegen die Menschen, aus welchen der politische Körper wie aus seinen Gliedern herauswächst und durch die er sich bewegt und bethätigt. Die letztere fanden wir in den verschiedenen Staatsformen, unter welchen die menschlichen Gemeinwesen geschichtlich auftreten. Nunmehr kommt die Zweckursache an die Reihe. Der Zweck eines Dinges ist dasjenige, was dem Handelnden zuerst im Geiste vorschwebt, das aber in der Ausführung das Letzte ist: causa finalis est illud, quod primum in ordine intentionis, ultimum in ordine executionis est, drückt sich die Schule aus. Der Zweck des Staates besteht in der Bethätigung der Tugend und der Wahrnehmung des Ehrbaren. Die wichtigste Tugend und die Grundlage aller übrigen ist jene der Gottesverehrung oder der

Religion. Ueber diese handelt P. Contzen im zweiten Buche; die andern sittlichen Tugenden sind dem dritten Buche vorbehalten. Zwar könnte es scheinen, „wirft er sich selbst ein," man wendete mit diesem Gegenstand sich passender an die Einzelnen, als an den gesammten Staat. Allein wir haben uns zur Aufgabe gestellt, die Obrigkeiten und die Unterthanen heranzubilden, insoferne sie Bürger oder Glieder des großen Staatskörpers sind. Demgemäß werden wir sämmtliche Vorschriften der Tugend auf diesen Zweck hinlenken; es soll Jedermann klar werden, durch welche Dinge das Ansehen, die Majestät der Reiche gewachsen sei und durch welche dieselbe beeinträchtigt oder vernichtet wurde.[1]) — „Wie inhaltreich und gediegen die diesbezüglichen Ausführungen bei P. Contzen auch sein mögen: wir müssen uns darauf beschränken, einige besonders characteristische Hauptpunkte etwas hervorzuheben."

2. Wie die Glückseligkeit das Endziel des einzelnen Menschen ist, so ist auch die allgemeine Wohlfahrt der Zweck des Staates. Diese Wahrheit hat sich der menschlichen Brust so tief eingeprägt, daß im Alterthume das Glück, das eine Gabe Gottes ist, irrthümlich als eine Gottheit verehrt wurde. Besteht nun das wahre Glück in Reichthum, Ehre, Müssiggang, Vergnügen, so ist ein guter Staat darnach einzurichten; besteht es aber in der Tugend, so hat man die Menschen darin zu üben; denn das Ziel ist die Norm und Richtschnur, wornach alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten zu regeln sind. Für den Staat ist das um so dringender geboten, je schwerer der Fall eines großen Körpers ist. Ich behaupte, daß es keinen Politiker (der diesen Namen verdient) und keinen guten Bürger gibt, der Alles auf seinen Nutzen und sein Vergnügen bezöge. Ein solcher würde weder das Recht schirmen, noch den Unschuldigen der Strafe entziehen, noch den Hungernden Speise reichen; viel weniger würde er des öffentlichen Wohles halber die Waffenrüstung anlegen oder höchstens der Unterhaltung wegen den Kriegsschauplatz betreten. Eine solche Verwilderung und stupide Thorheit würde alles gesellige Leben und jeden bürgerlichen Verkehr aus der Welt schaffen. — Der menschlichen Natur etwas entsprechender und gewisser Maßen pfiffiger sind diejenigen, welche das Glück haupt-

[1]) Ebds. lib. II. De Religione in republica tenenda. p. 68—109. und lib. III. De virtutibus reipublicae necessariis. p. 109—19[illegible].

sächlich im Herrschen erblicken und die mithin der Ansicht sind, die Herrschaft sei ihrer selbst willen da. Allein der hl. Augustin (Stadt Gottes 5, 24) hält das für einen sehr geringen Trost. Die gesunde Vernunft überzeugt uns, daß die Vollmacht zum Befehlen eigentlich kein Herrschen, sondern ein Dienen ist. Die Herrschaft ist nicht Ursache ihrer selbst und der Fürst ist nicht sich selbst Zweck, sondern beide haben zum Endzweck die Wohlfahrt der Völker. Deßhalb klagt Moses (IV, 11, 11) vor dem Herrn: „Warum habe ich keine Gnade vor dir gefunden, und warum hast du die Last dieses ganzen Volkes auf mich gelegt?" König Seleukus pflegte zu sagen: „wenn das Volk wüßte, wie mühsam es sei, bloß so viele Briefe zu lesen und zu schreiben, dann würde es sich nicht einmal die Mühe nehmen, ein Scepter vom Boden aufzuheben." Wenn einer also ein wahrer Herrscher ist, wenn er nicht bloß den Schein und den Namen, sondern seine Pflicht in's Auge faßt, wenn er nicht den Purpur, das Scepter und das Diadem, sondern das Wohl des Volkes in Erwägung zieht, dann gehört er niemals sich selbst an, sondern stets dem Gemeinwesen und oft sogar dem Einzelnen, wie Rudolph I. von Habsburg und viele andere herrliche Fürsten es thaten.[1]) Die fürstlichen Obliegenheiten sind mithin schwer und lästig. Doch, weil sie mit der Süße der Herrschaft und mit dem Zauber der höchsten Ehre verbunden sind, werden sie von dem Leichtfertigen geliebt, von ernsten Männern ertragen, und man glaubt, sie beeinträchtigten das Glück weniger.

3. Der wahre Zweck des Staates und sein höchstes Gut ist in der öffentlichen Wohlfahrt, im bürgerlichen und menschlichen Glücke Aller und der Einzelnen zu suchen. Dieses Glück besteht hauptsächlich in der Bethätigung der Tugend, sowohl der menschlichen als der göttlichen, indem die erstere ohne die letztere kaum erreichbar ist. Dazu fügen wir die äußere Ordnung, den Frieden oder die Hilfsmittel des Krieges, blühenden Reichthum, Ueberfluß an Vorräthen. Da nämlich die Einzelnen sich selbst nicht genügen, so thun sie sich zusammen, um ehrbar, friedlich, ohne Beschwerde und behäbig ihr Leben zu fristen. Hiebei ist jedoch ein Zweifaches

[1]) Man lese z. B. die herrliche Rede, in welcher Kaiser Karl V. vor seiner Reise nach Italien 1529 von den spanischen Ständen Abschied nahm. Goldast, politische Reichshändel. Frankfurt a. M. 1614. Fol. S. 960—62.

wohl zu beachten. Erstens, dieses Glück ist überaus unvollkommen, da es unbeständig, unsicher und mit vielen Uebeln verbunden ist. Es ist vielmehr der Weg zum wahren Glücke. Indessen gilt schon derjenige für glücklich, der sich auf dem Wege zum Glücke befindet. Zweitens, wir gesellen zu diesem anhebenden Glücke, welches in tugendhaften Handlungen besteht, noch äußere Güter, nicht als ob es ohne dieselben kein Glück gäbe; denn sicher waren viele Arme und Geprüfte und die Martyrer trotz des Verlustes derselben glücklich. Weil diese Güter aber im Staate einmal gesucht werden, thut man gut und recht, sie zu behüten. Denn Wenige besitzen den Starkmuth, um gerne Unglück zu ertragen. Die hh. Väter rechnen jene Güter zu den Gaben Gottes, die man erbitten und für die man danken soll. Man muß daher das Wohlergehen Aller erstreben. Der Zweck des Staates reicht aber noch weiter. Gott hat die Menschen zu dem Ende miteinander vereinigt, damit er die Bürger des irdischen Staates in das Reich des Himmels verpflanzen könne.[1] Deßhalb darf der Staat von der Kirche nicht getrennt werden; beide sollen auf das Innigste mit einander verbunden sein. Auch wird Niemand das natürlich Gute und die sittliche Tugend ohne den Beistand einer höheren Gnade erlangen.

§ 6. Der Staat und die Gesetzgebung.[2]

1. Es gibt nichts Nützlicheres für einen Staat, als die Beobachtung guter Gesetze. Das Gesetz ist das Auge, die Leuchte des Staates; denn nichts kann ohne dasselbe in geordnetem Zustande verbleiben; ja man darf es sogar die Seele des Staates nennen; denn vermöge seines belebenden und nährenden Einflusses bewegt sich der ganze Staatskörper; es ist die Königin und Herrscherin von Allem da Alles nach seinem Winke geschieht. Gesetze sind im Allgemeinen für sämmtliche Menschen schon deßhalb nothwendig, weil sie Geschöpfe und somit veränderlich sind, sich zum Guten, wie zum Schlechten wenden können. Das gilt in viel höherem Grade, seitdem der Mensch in Folge der Erbsünde mit Macht zum Bösen

[1] Vgl. Karl Périn. Der Reichthum in der christlichen Gesellschaft. Deutsch von Jos. Weizenhofer, Domvikar in Eichstädt. Regensb. Pustet. 1866—68. 1. Bd. S. 499.

[2] Politicor. Lib. V. De legibus; p. 301—370.

hingezogen wird. Antinomisten oder Gesetzesverächter sind daher in einem Staate nicht zu dulden. Solche traten schon in verschiedener Gestalt auf. Der kirchliche Abfall des 16. Jahrhunderts war auch eine ergiebige Aussaat dieses Unkrautes, indem manche Neuerer z. B. lehrten: das Moralgesetz könne nicht beobachtet werden, Gott nehme anstatt der Beobachtung der Gebote, mit dem Glauben allein vorlieb; wer glaube, habe daher für alle denkbaren Uebertretungen keine ewige Strafe zu fürchten; Christus sei kein Gesetzgeber, sondern bloß ein Gnadenspender. — Die Kirche billigt auch die Staatsgesetze und nimmt keinen Anstand, gegebenen Falles sich derselben zu bedienen. So billigte z. B. der hl. Augustin das Verfahren eines Bischofes, welcher die Hilfe der weltlichen Gesetze angesprochen hatte. Man soll die Gesetze nicht geringschätzen, weil sie etwa sich auf unscheinbare Gegenstände erstrecken. In dieser Beziehung verdient die Sorgfalt, Genauigkeit, Klugheit und Wachsamkeit, womit in Deutschland die scheinbar geringfügigsten Dinge nicht bloß von einzelnen Fürsten, sondern auch vom Reichstage gesetzlich geregelt werden, alle Bewunderung. Man vergleiche z. B. in den Reichstagsabschieden von Augsburg 1530, 51, 59, 66, von Speier 1570, von Frankfurt 1577 die Titel, welche von den Schalksnarren, Pfeifern, Trommeten, Spielleuten, Landfährern, Sängern und Reimsprechern handeln. Das äußere Glück ist überaus gefährlich, da es leicht dazu verleitet, das Joch des Gesetzes abzuschütteln, wie ein üppiges Pferd es mit dem Reiter macht.

2. Bei der Auffassung von der Natur des Gesetzes gehen die Hebräer vom Begriff des Anordnens (thora), die Griechen von jenem des Austheilens (νόμος) aus. Es enthält wesentlich verschiedene Theile: den Verstandes- und Willensakt des Gesetzgebers, den Gegenstand selbst, die Verkündung an die Untergebenen, das Verständniß dieser, vermöge dessen sie ihre Verpflichtung anerkennen oder schuldbar nicht kennen. Wegen dieser Vielseitigkeit des Inhalts ist es schwer, eine kurz gefaßte und dennoch unanfechtbare Begriffsbestimmung vom Wesen des Gesetzes zu geben. Die Definitionen eines Aristoteles, Cicero, hl. Thomas, Papinian, Alfons de Castro, Valentia, Johann de Salas, Suarez lassen sich durch passende Erklärungen wohl richtig deuten. Um indessen alle wesentlichen Merkmale kurz zusammenzufassen, können wir das Gesetz eine „billige Vorschrift des Obern, welche den Untergebenen verpflichtet, etwas zu thun oder zu unterlassen", nennen. Plato

unterschied 1. das göttliche oder ewige Gesetz; 2. das himmlische Gesetz oder das Verhängniß; 3. das natürliche, 4. das menschliche Gesetz. Die Juristen unterscheiden das natürliche, das völkerrechtliche, das bürgerliche Gesetz. Die Theologen befassen sich auf ihrem Gebiete mit dem göttlichen und dem canonischen Gesetz.

3. Was den Gegenstand des bürgerlichen Gesetzes anlangt, so kann derselbe überaus mannigfaltig sein, doch stets sei er moralisch gut. Niemals darf von der gesetzgebenden Gewalt etwas Schlechtes geboten werden. Machiavelli und andere Pseudopolitiker, welche diese Forderung nicht stellen, untergraben die öffentliche Wohlfahrt. Leider haben sich manche unsittliche Bestimmungen in verschiedene Gesetzessammlungen eingeschlichen. Sylvester zählt deren 19 auf, z. B. n. 1. Geschwisterkinder dürfen ohne Weiteres unter sich heirathen; n. 6. die Ehescheidung sei gestattet; n. 7. eine Wittwe dürfe innerhalb des Trauerjahres nicht wieder heirathen; n. 8. ein unehelicher Sohn brauche nicht ernährt zu werden; n. 13. Gedankensünden seien in der Regel nicht zu bestrafen; n. 17. magische Künste seien erlaubt. — Wiewohl die Gerechtigkeit den Hauptgegenstand des bürgerlichen Gesetzes bildet, so erstreckt sich dessen Umfang doch auf Alles, was zum öffentlichen Wohl und Glück und zur Aufrechthaltung der Eintracht unter den Bürgern beizutragen geeignet ist. Indessen kann es nicht beliebige gute Werke, z. B. strenges Fasten, ewige Keuschheit u. s. w. vorschreiben.[1]) Ueberhaupt müssen die Gesetze gerecht, billig und gemäßigt sein; daher ist es z. B. verwerflich, einen Verbrecher zum Selbstmord zu verurtheilen; auch das ägyptische Gesetz, welches dem geständigen Dieb 1/10 des Gestohlenen überließ, war ungerecht.[2]) Besteht ja der Endzweck der Gesetze gerade darin, gute Menschen und Bürger heranzubilden. Daher ist vor Allem darauf zu sehen, daß die Gesetze sich nicht bloß mit den Werkzeugen des Lebens, sondern mit dem Leben als solchem befassen. Sie haben nicht bloß die zeitlichen Arbeiten zu regeln. Wie es einen schlechten Arzt verriethe, der alles Mögliche über Kräuter und Arzneien wüßte, sich aber um die Gesundheit der Menschen nicht kümmerte, so würde auch ein Gesetzgeber, der das sittlich Gute nicht anstrebte, seine Aufgabe schlecht erfüllen. Freilich wird selbst der beste Gesetzgeber diesen Endzweck nicht

[1]) Ebdf. cp. 4.
[2]) Ebdf. cp. 12.

immer erreichen. Doch soll er dem Bösen wenigstens nach Kräften steuern, wie auch der Arzt die Krankheit wenigstens aufzuhalten und zu lindern sucht. — Indessen sind die rechten Mittel anzuwenden, um jenen Endzweck zu erreichen. Die Gesetze müssen nämlich dem Charakter des Volkes und Landes angepaßt sein. Dabei kommen besonders zwei Dinge in Betracht. Der individuelle Charakter der Untergebenen ist zu berücksichtigen, ob derselbe gefügig oder trotzig, arbeitsam oder leichtfertig, nüchtern oder genußsüchtig, sanft oder reizbar ist. Dem bedächtigen Schweizer z. B. befiehlt das Gesetz lobenswerth, nicht ohne Schwert auszugehen; dem reizbaren Spanier hingegen gestattet es mit Recht nicht einmal das Tragen eines Dolches. Sodann ist zu beachten, ob die Tugend oder das Laster vorherrscht. Je tugendhafter die Menschen sind, desto leichter ist es, sie zu regieren. Die Laster hingegen sind nur mit ungeheuerer Mühe auszurotten. Je verbreiteter aber dieselben sind, desto dringender ist Abhilfe geboten. Hinweg mit jener arglistigen Unterscheidung: der Staat habe bloß gute Bürger und keineswegs gute Menschen heranzuziehen. Ein schlechter Mensch wird niemals einen guten Bürger abgeben.[1]) Nach der Absicht Gottes und nach dem Willen einer gläubigen Obrigkeit zielen die Gesetze nicht bloß auf das zeitliche, sondern auch auf das ewige Glück der Untergebenen ab.[2])

4. In Betreff des Strafrechtes ist zu bemerken: 1. Es sollen schwere Strafen bestimmt werden, um heilsam zu schrecken; 2. Niemand werde von denselben ausgenommen, mögen seine Macht oder seine Verdienste um den Staat auch noch so groß sein; 3) bei der Ausführung mäßige man das gesetzliche Maß etwas in Milde, je nach der Beschaffenheit der Personen. Der erste Grad der Strafe ist die einfache Mahnung; auf diese folgt die vorwurfsvolle Mahnung. — Eine nützliche, früher häufig, aber jetzt fast gar nicht mehr angewandte Strafe, die unzweifelig wieder eingeführt werden sollte, ist die Verurtheilung in die Bergwerke, zu öffentlichen Arbeiten, in die Salzwerke, die Sand- und Schwefelgruben. Frauen wurden bloß zu Handlangerdiensten bei öffentlichen Arbeiten verurtheilt. Würde man die Uebelthäter, anstatt zu zeitweiligem oder ewigem Kerker, zu Brandmarkung, Verstümmelung, Verbannung,

[1]) Ebdf. cp. 6.
[2]) Ebdf. cp. 8. § 7.

zum Arbeiten verurtheilen, so würden dieselben in sich gehen, es würden weniger Verbrechen begangen und der Staat würde dabei gewinnen. [1])

§ 7. Die Organe der Staatsverwaltung. [2])

1. Die bürgerliche Obrigkeit setzt sich zusammen aus der gesammten Beamtenhierarchie. Diese nimmt verschiedene Formen an, je nach der Beschaffenheit der Staatsverfassung, nach dem Grade der zuständigen amtlichen Befugnisse und nach dem nächsten Zwecke, dem der Träger des Amtes zu dienen hat. Als allgemeine Grundsätze können wir Folgendes aufstellen. Die Gewalt christlicher Könige ist nicht nach dem Vorbilde der heidnischen, sondern der jüdischen Könige zu bemessen; dieselbe ist daher keine schlechthin absolute, sondern eine beschränkte. Die Freundschaft des Papstes ist für einen Fürsten von höchstem Werthe. Wiewohl die Staatsräthe und die vaterländischen Stände den Gang der Regierung in etwa hemmen, bilden diese politischen Körper doch ein treffliches Gegengewicht gegen Mißbrauch der fürstlichen Gewalt. Sind sie aber unter sich selbst uneinig, wie es leider beim römischen Reichstag der Fall ist, so vermehren sie nur das Unheil. Seitdem in Frankreich die Staatsgeschäfte vom Cabinetsrath der Könige besorgt werden, geht Alles viel rascher von Statten. Bei Besetzung aller Aemter ist das größte Gewicht darauf zu legen, daß taugliche und zuverlässige Männer erhoben werden. Denn ein Staat ist noch ungleich besser daran, wenn der Fürst selbst schlecht ist, als wenn seine Freunde und Beamten es sind. Denn diese verbreiten und vervielfachen das Uebel durch das ganze Land. Als nothwendige Eigenschaften für einen hohen Staatsbeamten, einen Staatsrath oder Senator, kann man aufstellen: ein gesetztes Alter, Verschwiegenheit, persönliche Selbstständigkeit, Festigkeit des Charakters, Selbstbeherrschung, Unbescholtenheit, Aufrichtigkeit, genaue Kenntniß des Rechtes, der Politik und Geschichte, reiche Erfahrung, Frömmigkeit und Gottesfurcht, Opferwilligkeit für das allgemeine Beste. Ferner sei er weder zu kühn, noch zu bedächtig, er übereile sich daher weder mit seinem Rath und dränge sich dem Fürsten nicht auf, lasse

[1]) Ebds. cp. 10.
[2]) Politicor. lib. VII. De magistratu civili p. 519—620.

aber den günstigen Augenblick nicht verstreichen; er sei weder ein Schmeichler, noch verharre er allzu hartnäckig auf seiner Meinung; vielmehr schließe er sich der besseren Meinung Anderer an. Er trete nicht in Privatunterhandlungen mit fremden Gesandten, strebe nicht nach Veränderungen im Staate, unterhalte sich in Privatkreisen nicht über Staatsangelegenheiten. Endlich verwalte er sein Amt mit Würde und lasse sich nicht zu Allem gebrauchen.

2. Um tüchtige Beamte zu erhalten, soll der Staat darauf Bedacht nehmen, für alle Zweige der Staatsverwaltung, für Civil- und Militair-Dienst, für finanzielle und gerichtliche Aemter talentvolle Jünglinge heranzubilden. Haben Solche, die über 20 Jahre alt sind, mit Beifall im Heer gedient oder ihre Universitätsstudien absolvirt, so mögen sie mit Bewilligung des Fürsten und des Senates den Rathssitzungen beiwohnen und ihre Meinung äußern, jedoch ohne entscheidende Stimme. Diesem Gebrauche verdankten sowohl das alte Rom, als auch Venedig ihre vortrefflich geschulten Staatsmänner. Eine sehr nützliche Uebung ist es, wenn man sie ihre Meinung schriftlich abfassen läßt, besonders wenn auf Gesandtschaftsberichte oder in sonstigen wichtigen Fällen eine Entscheidung zu treffen ist. Bisweilen soll man sie veranlassen, nachdem sie die verschiedenen Ansichten gehört und reiflich erwogen haben, sich über die Vortheile und Nachtheile einer jeden derselben auseinander zu setzen. Eine ausgezeichnete Schule bilden ferner die Gesandtschaftsposten, indem angehende Staatsdiener denselben als untergeordnete Beamte beigesellt werden. Auf diesem Wege lernen sie am Besten sowohl Land und Leute, als auch den Geschäftsgang kennen. Ueberhaupt soll nach dem theoretischen Studium vor der selbstständigen Anstellung eine praktische Schulung vorhergehen; sei es nun, daß Einer sich freiwillig unter die Leitung eines bewährten Staatsdieners stellt, sei es, daß er das Verfahren Solcher wenigstens aufmerksam beobachtet, um das Gute nachzuahmen, die wahrgenommenen Klippen zu vermeiden, etwa entdeckte Fehler der zuständigen Behörde zu eröffnen. Dadurch wird der Wetteifer angefacht und schlechten Beamten wird die Möglichkeit benommen, Jahre lang eine Bevölkerung zu mißhandeln, auf die Gefahr von öffentlicher Unzufriedenheit und Rebellion hin, ohne daß der Fürst um das Aergerniß weiß. — Eine sehr alte und lobenswerthe Gewohnheit besteht darin, daß vom Hofe Männer in die Provinzen geschickt werden. Diese sind dem Monarchen persönlich bekannt.

Eine unerläßliche Bedingung für ein zuverlässiges Beamtenthum ist die beständige Ueberwachung und Controle desselben. Man inspicire und visitire die Beamten öfters und verlange ihnen genaue Rechenschaft ab. Keinem ist unbegrenztes Vertrauen zu schenken; denn Ehrenstellen verändern leicht den sittlichen Charakter. Wiewohl tüchtige Beamte nicht leicht zu ändern sind, ist doch weder eine allzu lange Amtsdauer, noch eine allzu ausgedehnte Vollgewalt zu billigen. Beides kann seine bedenklichen Folgen haben. Man besetze die niedern Stellen mit solchen Candidaten des Staatsdienstes, die fähig sind, zu höheren Aemtern und Würden aufzusteigen. Sodann wirke man dahin, daß die ersteren auch von Solchen nicht verschmäht werden, die schon höhere Aemter bekleidet haben. Das findet jedoch beim Militair keine Anwendung; denn hier soll es keine unzufriedenen Offiziere geben. In einem Reiche, das aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt ist, müssen verschiedene hohe Rathscollegien errichtet werden, weil die Interessen der einzelnen Länder verschiedenartige sind. Im Staatsrathe selbst, in welchem die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches verhandelt werden, sollen angesehene Fürsten oder Solche, die jenen an Einfluß ebenbürtig sind, ihren Sitz haben. In einem Rathe von solchen Männern geht es bedächtiger zu, die Aufrechthaltung des königlichen Ansehens liegt auch in deren Interesse und der Glanz des Thrones wird durch eine derartige Umgebung erhöht. Ueberaus zu empfehlen ist es, daß auch diese ihr Urtheil schriftlich einzureichen haben. Die jetzige Methode, daß Notare oder Sekretaire die Verhandlungen sofort aufzeichnen, ist sehr unvollkommen. Dieselben fassen manches ungenau auf und Alles geht in's Breite.

3. Dem Gerichtswesen, diesem wichtigen Zweige der Staatsverwaltung, soll ein Fürst seine volle Aufmerksamkeit schenken. Wie ein Staat ohne Gerechtigkeit nicht bestehen kann, so hat auch diese ohne die Richter keinen Halt. Das alte Rom brachte es nie zu einem allseitig befriedigenden Gerichtswesen und wechselte daher oft die Personen des Richterstandes. Lobenswerth war, daß für einzelne Gegenstände viele Richter ernannt wurden und daß von den bereits bestellten Richtern etwelche durch das Loos für den einzelnen Fall bestimmt wurden; zu tadeln hingegen war, daß man beliebig einen Richter zurückweisen konnte. Nachahmungswerth war auch die Bestimmung, daß die in den Provinzen angestellten Richter von ihrer Amtswaltung Rechenschaft abzulegen hatten und daß ein

Prozeß nicht über drei Jahre dauern durfte. Es ist eine unbedingte Nothwendigkeit, daß die abgeurtheilten Prozesse revidirt werden. Nachdem das Gerichtswesen des hl. römischen Reiches so viele Aenderungen erfahren hat seit 1495, läßt sich behaupten, daß niemals ein Reich eine bessere Rechtsordnung besaß. Der Fehler liegt nicht an ihr, sondern an der Unbotmäßigkeit der Großen.

§ 8. Die innere Macht des Staates oder die staatliche Auktorität.[1])

1. Unter Macht versteht man das Vermögen, über Dinge zu verfügen, die geeignet sind, den erworbenen Besitzstand zu bewahren und Mehreres zu erlangen. Es liegt auf der Hand, daß alle irdische Macht eine relative ist: wer im Vergleich mit einem Schwachen stark ist, kann, mit einem Stärkeren verglichen, schwach sein. Mit der politischen Macht verhält es sich ähnlich, wie mit dem menschlichen Körper: ein Mann von mittelmäßiger Statur ist nicht selten stärker, als die größte Hünengestalt. Bei einem großen Koloß finden sich leicht wunde und faule Stellen; eine einzige unruhige Provinz vermag ein ganzes Reich in Verwirrung zu stürzen. Uebrigens zeigt sich gerade im Steigen und Sinken der politischen Macht die Weisheit der göttlichen Vorsehung; denn es ist eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte, daß die größten Reiche durch die geringfügigsten Ursachen zerfallen. Der Keim des Zerfalles wird jedoch stets gelegt durch Verfolgung schlechter Pläne, durch Einschlagung einer verwerflichen Politik. Wie nun das Verderben im Innern des Staatsorganismus selbst seinen Anfang nimmt, so muß auch die politische Macht, gleichsam das Lebensmark eines Staates, ihre Hauptwurzel auf moralischem und geistigen Gebiete treiben.[2]) Diese innere Macht wird viel schwerer erlangt und bewahrt, als die äußere. Denn viel leichter ist ein tüchtiger General zu finden, als ein bewährter Staatsmann, der es versteht, die Bürger dem Staatszwecke entgegenzuführen. Dieses kann nur durch Klugheit und Tugend geschehen. Das Wesen der innern politischen Macht besteht nämlich in der Auktorität, welche nichts Anderes, als die Frucht der öffentlichen Gottesfurcht und der im öffent-

[1]) De potentia reipublicae. p. 621—704.

[2]) Vgl. Karl Périn. Der Reichthum in der christlichen Gesellschaft. I. Bd. I. Bch. 6. Kp.

lichen Leben geübten sittlichen Tugenden ist. Sie hat viel Verwandtes mit der Majestät im weiteren Sinne. Eine ganze Reihe von Verstandes- und Willensacten liegt der Auktorität zu Grunde, inwiefern sie in den Gemüthern der Unterthanen sich äußert: das Resultat derselben ist eine vortheilhafte, wohlwollende Gesinnung derselben gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Der gute Ruf ist für die Auktorität eines Regenten eine wahre Lebensbedingung; derselbe ist sorgsamer zu hüten, als das eigene Leben: doch nicht des eiteln Ruhmes wegen, sondern einzig, um seiner hohen Aufgabe entsprechen zu können. Zu diesem Ende gestalte er seine Person wahrhaft verehrungswürdig. Sein Leben sei derart beschaffen, wie der Ruf, den er sich wünscht. Außerordentlich wichtig ist es, die Verordnungen und Gesetze so zu erlassen, daß man selbe nicht zurückzunehmen braucht. Die Rechtsgelehrten schadeten dem Kaiser Justinian ungemein durch die vielen Aenderungen an den Gesetzen. Der Regent habe wenige vertraute Freunde; denn die Meisten rühmen sich solcher Auszeichnung und erregen Eifersucht. Vor allem vermeide er den Schein, als lasse er sich, so zu sagen, willenlos von dem einen oder andern Hofbediensteten leiten. Denn dieser wird dann als der eigentliche Fürst geehrt und der König als eine Puppe verachtet. Beim Empfange von fremden Gesandten herrsche eine gewisse glänzende Einfachheit; es werde nicht zu viel Pracht entfaltet. Was sein persönliches Verhalten anlangt, so rede er selten und nur wohl überlegt in der Oeffentlichkeit, im Senat oder Staatsrath; jedoch ohne sich den Anschein zu geben, als hasche er nach Bewunderung. Die Haltung des Körpers sei stets würdevoll, der Ausdruck des Gesichtes mehr ernst als heiter, die Stimme fest, die Kleidung nicht gesucht und weniger kostbar, als seine Würde es erlaubte. Bei all diesem hege er die Ueberzeugung, daß die Auktorität und der gute Ruf ein Geschenk Gottes ist, das von der Vorsehung verliehen wird. Ohne Schutz von oben liegt Alles darnieder.

2. So nothwendig daher die Aufrechthaltung und Vermehrung der Auctorität und der gesammten politischen Macht ist, um die Schlechten zu zügeln, die Gerechtigkeit Jedermann gegenüber zu handhaben, das Reich gegen innere und äußere Feinde zu sichern und zu schirmen, so dürfen doch nur gerechte Mittel in Anwendung kommen. Ein solches ist, außer den schon genannten, eine weise Bevorzugung, ein wirksamer Schutz des Adels. Die Adelshierarchie bildet für den Fürsten im Kriege, wie im Frieden

127

ein mächtiges Bollwerk. Wenn zwischen dem Throne und dem Stallknechte keine Abstufung besteht, ist der Fürst vielen Gefahren ausgesetzt. Auch verräth es an einem Fürsten keine große Seele, wenn er sich bloß mit niedrigen Bedientengeistern umgibt. Wie für alle übrigen Künste und Beschäftigungen, so muß es auch für die Vertheidigung und Verwaltung des Vaterlandes einen Stand geben, der eigens für das Kriegswesen und die Regierungskunst erzogen wird. So wurde es in allen wohl eingerichteten Staaten gehalten; bloß in niedergehenden und anarchischen Staaten wird der Adel unterdrückt, indem entweder ein einziger Tyrann oder eine anarchische Vielheit am Ruder ist. Im Frieden bietet ein wohl erzogener Adeliger mehr Garantie für eine kluge, taktvolle, treue, uneigennützige und kraftvolle Amtsführung, als ein Bürgerlicher. Ebenso besitzt im Kriege ein adeliger Offizier ungleich höhere Auktorität. Dazu trägt nicht bloß seine edle Abstammung, sondern auch die ehrenvolle Stellung seiner Familie, deren Mitglieder in Amt und Würden stehen, bei, ebenso wirkt auch der Umstand, daß von ihnen mehr zu hoffen ist, vortheilhaft. Viele Soldaten gehorchen überdieß nicht gerne Ihresgleichen. Sache des Fürsten ist es, für eine gute Erziehung und ein musterhaftes Verhalten des Adels Sorge zu tragen. Er dulde in seiner Umgebung bloß Edelleute, die sich durch Klugheit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit auszeichnen. Jährlich erhebe er eine Anzahl auserlesener Männer in den Adelstand.

3. Von weit tragender Bedeutung für die politische Macht sind Bündnisse mit befreundeten Mächten. Es sind das Verträge, durch welche zwei Regenten sich gegenseitig verpflichten, dieselben Freunde und Feinde anzuerkennen. Kein Reich ist ohne Nebenbuhler, daher soll auch keines ohne Verbündete sein, wie kein Privatmann ohne Freunde. Ein Bündniß mit auswärtigen Fürsten verschafft Sicherheit im eigenen Lande und hebt das Ansehen der Regierung. Doch ist deren segensreiche Wirkung an verschiedene Bedingungen geknüpft. Damit ein Bündniß fest und dauerhaft sei, muß es für beide Theile nützlich und nothwendig sein. Die Alliirten dürfen nicht verschiedenartige Interessen haben, die sich feindselig gegenüberstehen. Denn haben zwei Rivalen auch gemeinsam einen Dritten überwunden, so fallen sie nach vollendeter Arbeit über einander selbst her. Bündnisse zwischen Staatswesen von verschiedener Verfassung sind jedoch höchst unzuverlässig. So

bedrückte z. B. das republikanische Rom seine verbündeten Könige. Die Venezianer erhalten kein festes Bündniß mit einem Fürsten. Die holländischen Generalstaaten trauen ihrerseits einem Bündnisse mit Fürsten nicht. Ein Hauptgrund liegt darin, daß ein aristokratisch oder demokratisch beherrschtes Volk seinen Lenkern den Abglanz des Königthums nicht gönnt, welche durch Bündnisse mit Fürsten auf dieselben fällt. Bündnisse oder Heirathen zwischen den Beherrschern weit auseinander liegender Länder schaden mehr, als sie nützen. Denn sie beleidigen die Nachbarn, erregen Argwohn und Eifersucht. Während die Gefahr in der Nähe lauert, ist die Hilfe fern.

§ 9. Die äußere, materielle Macht des Staates.

Auch die irdischen Schätze sind eine Gabe Gottes, und der hl. Augustin nennt sie trefflich eine für den Privatmann angenehme, für den Fürsten aber nothwendige Gabe Gottes. Freilich darf auch der Fürst keine leidenschaftliche Anhänglichkeit an Geld und Gut in seinem Herzen dulden; man behält dasselbe desto sicherer, je weniger man es liebt. Gibt ein Fürst vor, einzig auf die Tugend vertrauen zu wollen, so wirft er mit schönen, aber trügerischen Worten um sich. Denn es ist keine Tugend für ihn, sich und den Staat der nothwendigen Hilfsmittel zu berauben. Es ist vielmehr seine Pflicht, in diesem Stücke erfinderisch zu sein und Jene verfehlen sich nicht wenig, die stets Ebbe in der Staatskasse dulden. So viel giltst du, kann man auch dem Fürsten sagen, als zu besitzest. Fehlen die Reichthümer, so fehlen auch die Freunde. Ja Viele scheuen den Umgang mit armen Fürsten, aus Furcht, ihnen Geld vorstrecken zu müssen. Wer dem Fürsten dient, will geehrt und meistens auch mit Gold belohnt werden.

„Nachdem die Sittlichkeit und Nothwendigkeit des materiellen Wohlstandes und des Finanzwesens festgestellt ist, handelt es sich darum, Mittel und Wege zu eröffnen, um die Quellen des Reichthums flüssig zu machen. Wir befinden uns auf dem Gebiete der National-Oekonomie im engeren Sinne. Da der Raum es uns nicht gestattet, die gesammte Technik dieses ausgedehnten Feldes einläßlich zu behandeln, so beschränken wir uns hier abermals, wie bei allen anderen Seiten des öffentlichen Lebens, auf Angabe der wichtigsten national-ökonomischen Axiome, wie P. Contzen dieselben

aufstellt. Entsprechend den zwei Hauptgesichtspunkten, der Produktion und der Vertheilung der Güter, gruppiren wir dieselben um diese zwei national-ökonomischen Grundbegriffe, und zwar in ihrer Anwendung sowohl auf den Staatsschatz, als auf den Volkswohlstand."

Bei Gewinnung der Güter haben wir selbstverständlich sowohl prinzipiell als thatsächlich von allen unredlichen Finanzkünsten und Plusmachereien, deren P. Contzen eine Menge an den Pranger stellt, abzusehen. Als solche nennt er in erster Linie den Wucher oder den Gewinn aus wirklich unfruchtbarem Kapitale, ohne Aufwand von Mühe und ohne Rücksicht auf drohende Gefahr. Weil indeß nicht alles Uebel verhütet werden kann, so wäre es vorzuziehen, einen mäßigen Gewinn in Kraft eines ausdrücklichen Vertrages, aber nicht bloß wegen des Darlehens, zu gestatten. Zwar nicht direct ungerecht, aber gehässig und eines Fürsten unwürdig wäre der Kunstgriff, wenn z. B. das Tragen von seidenen Kleidern gesetzlich verboten würde und man das Gesetz unter der Hand straflos übertreten ließe, um später von den zahlreichen Uebertretern des Gesetzes eine Geldbuße eintreiben zu können.

A. Das öffentliche Finanzwesen. 1. Auf redliche und sittliche Weise kann der Staat Einkünfte erzielen: entweder mit oder ohne Belastung der Unterthanen, oder sogar zu deren Vortheil.

a) Die Staatseinkünfte unter Belastung der Bürger begründen das Steuerwesen. Dieses ist gerecht, wenn mit der Befugniß, solche Lasten aufzuerlegen, eine hinreichende Ursache und ein billiger Ansatz oder eine zweckmäßige Vertheilung derselben verbunden wird. Die erstere ruht in der obersten Staatsbehörde, die zweite bildet das öffentliche Bedürfniß, die letztere ist nach dem Vermögen der Einzelnen zu bemessen. Als oberster Grundsatz ist fest zu halten, daß die Steuerkraft der Unterthanen mit Umsicht und Wohlwollen in Anspruch zu nehmen ist, widrigenfalls verzehrt der Staat seine eigene Kraft. Eine gerechte Auflage, die bereits in Uebung ist, soll beibehalten werden, wenn sie auch ungleich mehr einbringt, als der Staatshaushalt für Bezahlung der Beamten, für Belohnungen, für Wege und Brücken u. s. w. verbraucht. Denn eine Kriegsrüstung verschlingt die Ersparnisse vieler Friedensjahre. Die Steuern seien eher zahlreich, als groß; sind neue einzuführen, so vertheile man sie möglichst.

130

Denn so werden sie weniger drückend empfunden und die Finanzbeamten haben weniger Gelegenheit zur Veruntreuung. Eine goldene Regel besteht darin, daß die Steuer auf unbewegliche Güter einen mäßigen Ansatz, deren Ertrag und Bewirthschaftungskosten in Anschlag gebracht, nicht übersteigen darf. Auch bei beweglichen Gütern ist zu beachten, daß die Steuer die Armen und die Handwerker, die Künstler und die Kaufleute nicht in der Art beschwere, daß sie mit ihrem Lebensunterhalte und ihrem Hauswesen nicht in behäbiger Weise auskommen können; dieselben sollen bloß geschoren, nicht geschunden werden. Man würde besser thun, den weiblichen Putz und Kleiderstaat zu besteuern, anstatt des Aeckerchens der kleinen Bauern. Auch die Gattung der Waaren ist zu berücksichtigen. Denn mit Unrecht würde man die Steuer, die auf umlaufende Handels-Artikel gelegt ist, auf Verbrauchs-Artikel ausdehnen, die im eigenen Lande consumirt werden, indem der eigene Consum dadurch vertheuert würde. Eine vorzügliche Maßregel der Finanzkunst besteht darin, die Steuern so einzurichten, daß sie einträglich sind, ohne Jemanden zu beschweren. Das wird erzielt, wenn man auf allgemeine und nützliche Verbrauchsartikel keinen oder nur einen geringen Transitzoll legt, hingegen unnütze und eher schädliche Luxusgegenstände, ohne welche das Leben ganz bequem gefristet werden kann, gehörig besteuert. So lege man z. B. schwere Abgabe auf überflüssige Gewürze, kostbare indische Leckerbissen, Conditorei-Waaren, ausländische Weine, da diese Gegenstände vielfach die guten Sitten schädigen; ebenso auf Purpur- und Seidenstoffe, auf kostbare Vorhänge und Tapeten, vergoldete Vasen; ferner besteuere man unnütze Künste und Gewerke, als da sind Citherspieler und ähnliche, die nur zu sehr dazu angethan sind, die Jugend zu verderben. — Alle nicht nothwendigen, aber auch nicht unnützen ausländischen Waaren, z. B. englisches Tuch, russische Pelze, Bordeaux-Weine u. s. w. sollen bedeutend belastet werden; denn so bleibt das Geld im Lande, und, um es in Wahrheit zu sagen, was kann auch vom Auslande in Deutschland eingeführt werden, dessen wir nicht leicht entrathen können? Man bedenke, daß der ursprüngliche Preis ausländischer Waaren unglaublich wächst, sowohl wegen der Transportkosten, als wegen der vielen Zwischenhändler, die sämmtlich ihren Gewinn haben wollen. Der Staat ziehe daher einen bedeutenden Theil des Gewinnes an sich. Sind schwere Kriegskosten oder sonst ein unbestimmter Aufwand

zu erschwingen, so beanspruche man eher persönliche Dienste, Pferde, Gefährte, als hohes Geld. Jenes leistet man williger. Doch geschehe dieses wo möglich nicht zur Zeit des Pflügens, der Aerndte, der Weinlese, des Marktes. Auch zwinge man die Leute nicht, allerlei Fahrnisse in weite Ferne zu befördern. — Eine sehr nützliche Steuer bilden die persönlichen Dienstleistungen bei gemeinnützigen öffentlichen Arbeiten, wie da sind: bei Herstellung oder Ausbesserung von öffentlichen Gebäuden, Festungsanlagen, Spitälern, Kirchen, Brücken, Wegen, Uferbauten; ferner, wo es gilt, Holz zu fällen, Wälder anzupflanzen, öffentliche Grundstücke zu bebauen, leichtere Hilfsarbeiten im Bergfache zu leisten. Indessen ist dabei Maß zu halten, und, wie die Menschlichkeit verlangt, unter Umständen eine Geldsteuer in persönliche Leistungen zu verwandeln, so ist es auch rathsam, anstatt der Arbeit sich mit Geld zu begnügen. Besonders hüte man sich, die Hilfe der Landleute bei der Jagd zu beanspruchen. Denn diese selbst, sowie ihre Lastthiere, werden erschöpft, und da sie von den Adeligen leicht übel behandelt werden, verwünschen sie den Fürsten, der ihnen diese Last auferlegt. Ein christlicher Fürst muß dahin streben, Steuern theils abzuschaffen, theils zu vermindern, denn die Regierungen machen sich sonst verhaßt, der Handel leidet, der Ackerbau wird ruinirt, die Preise der Güter, besonders der Liegenschaften, sinken gewaltig und trotzdem stellt sich Armuth ein. Endlich ist wohl zu erwägen, daß die meuterischen Auftritte, die der Steuern wegen hervorgerufen werden, überaus verderblich sind. Gegenwärtig steigen in Deutschland allenthalben die Steuern, weil das gegenseitige Mißtrauen Alle zur Kriegsrüstung nöthigt. Es werden die Unterthanen bedrückt und trotzdem füllen sich die Schatzkammern nicht, während doch der eigentliche Zweck der Auflagen darin besteht, den Staat in den Stand zu setzen, zur Zeit des Krieges der Armen schonen zu können.

b) Eine sittliche und Niemanden beschwerliche Methode, zu Reichthum zu gelangen, ist eine gute *haushälterische Oekonomie*. Die Alten unterschieden eine vierfache Oekonomie. Die *königliche* erstreckte sich auf das Münzwesen und die Ein- und Ausfuhrartikel; die *satrapische* befaßte sich mit Erzielung und Verwerthung der Naturprodukte; die *bürgerliche* mit dem eigentlichen Staatshaushalte, dem Betriebe und der Unterhaltung des Regierungsorganismus; die *private* endlich mit dem häuslichen

Familienleben. Sämmtliche haben viel Verwandtes mit einander und bedingen die öffentliche Wohlfahrt. Die verderblichste Schmeichelei ist es, dem Fürsten einzureden, er habe sich einzig mit der hohen Politik, keineswegs mit ökonomischen Verhältnissen, mit Rechnungsablagen, mit Einnahme und Ausgabe zu befassen. Er wisse vielmehr genau, was er zu geben und zu empfangen habe, und er empfange, von wem er soll, am Orte, zur Zeit und auf die Art, wie es zu geschehen hat. Er vermeide in allen Stücken übermäßige Ausgaben, z. B. für Bauten und Luxusgegenstände. Er verachte die Edelsteine als Kinderspiel. Sodann sorge er für treue Beamte, lasse Keinen schrankenlos schalten, säubere den Hof von allen überflüssigen Chargen, dulde keinen Müßiggang, sondern ein Jeder habe seinen wohl zugemessenen Geschäftszweig. Die meisten sollen täglich, Viele wöchentlich Rechenschaft ablegen über ihr Ressort. Auch für die Regierung gilt der Hauptgrundsatz jeder weisen Oekonomie: nicht mehr auszugeben, als man einnimmt. Widrigenfalls geräth man in den Strudel der Geldanleihen, wobei aller Glanz der Majestät dem Hochmuthe der Reichen zum Opfer fällt. — In dieses Gebiet gehört auch die sorgsame Ueberwachung der Finanzbeamten. Der Augenschein lehrt, wie viel in diesem Stücke gesündigt wird. Wer splitternackt in das Finanzwesen eintritt, gleicht bald einem vollgesogenen Schwamm; durch die Unredlichkeit der Steuereinnehmer wird das Volk bedrückt und gegen den Fürsten erbittert; nicht bloß mit der Quantität, sondern auch mit der Qualität der Münzen quälen sie die Steuerzahler. Man erkundige sich daher über die Beschwerden des Volkes und lasse sich bis in's Einzelste Rechenschaft ablegen über Alles, was ein Jeder bezahlt hat. Am Besten würde man die Eintreibung der Steuern durch Vertrauensmänner des Volkes besorgen lassen, während diese in Gegenwart der Obrigkeit die Gelder dem Könige einhändigen. Diesen Rath ertheilte die ganze französische Nation dem König Heinrich II. Um aber auch die gesammelten Schätze sicher zu bewahren, empfiehlt es sich, dieselben an verschiedenen Orten aufzubewahren. Durch die Theilung wird sowohl die Rechnungsablage und Controlirung erleichtert, als auch die Veruntreuung erschwert.

c) Sogar zum Vortheil der Unterthanen kann der Staat Schätze sammeln. Anstatt Verbrecher Jahre lang auf öffentliche Kosten im Gefängnisse zu unterhalten, anstatt dieselben zu verstümmeln, zu brandmarken und zu mißhandeln, verurtheile man

sie zu schweren öffentlichen Arbeiten, welche für ehrliche, freie Arbeiter zu aufreibend und anstrengend wären. Solche Arbeiten bieten namentlich die Bergwerke, Glashütten, Steinbrüche, Salinen. Ist es nicht billig, daß die Strafe derjenigen, welche den Staat durch ihre Verbrechen geschädigt haben, demselben Nutzen bringe? Auch die Todesstrafe kann man in diese Art von Zwangsarbeit umwandeln. Für die sittliche Besserung des Verbrechers ist das eine vortreffliche Schule, indem durch die beständige körperliche Anstrengung der innere Trotz gebrochen wird. — Und was läßt sich gegen den Vorschlag einwenden: den größten Theil der Steuern abzuschaffen und dafür das Heer der Finanzbeamten in gewinnreichen Erwerbszweigen direkt für den Staat zu verwenden? Ferner kann an reiche und tüchtige Bürger gegen beträchtliche Geldspenden der Adel verliehen werden. Sollte die Menge der neuen Adeligen den alten Adel zu verdunkeln drohen, so möge dieser durch gesteigerte persönliche Tüchtigkeit sich auszuzeichnen suchen. Ehrenvoll für einen Fürsten ist es, wenn er zum allgemeinen Besten seine Kostbarkeiten versteigert. Aeußeren Prunk gering zu schätzen, ist wahrhaft königlich. Durch sein Beispiel ermuntert er die Vornehmen, dem Staate ebenfalls großmüthig zu Hilfe zu kommen. — Ein dem heutigen Zeitgeiste nicht mehr zusagendes Auskunftsmittel, das P. Contzen damals noch empfehlen zu dürfen glaubte, besteht in der Adoptirung einer milden Sklaverei. Er ist der Meinung, wenn Menschen unter Umständen getödtet werden dürfen, so verstößt es auch nicht gegen das Sittengesetz, ebenfalls unter besonderen Umständen sie der Freiheit zu berauben und, bei einer milden, christlichen Behandlung, ihre Arbeitskraft für das öffentliche Wohl zu verwenden. Er glaubt, viele Individuen seien entweder von Natur oder durch schlechte Erziehung und Verführung so lasterhaft und gemeinschädlich, daß sie die persönliche Freiheit nicht ertragen könnten; für sie wäre eine gemäßigte Knechtschaft eine Wohlthat, indem sie sich an Arbeit gewöhnten, Ersparnisse anlegten und die gerichtliche Freilassung abwarteten. Dieser Gedanke hat viel Verwandtes mit den Armen-Häusern und Armen-Werkstätten der Neuzeit[1]); nur faßt P. Contzen die Sache ungleich ideeller und christlicher auf, als die modernen Apostel der Humanität.

2. Ueber die Vertheilung des Staatsschatzes ist in erster

[1]) Vgl. Gerando, La bienfaisance publique, t. III. lib. I. ch. 3.

Linie zu bemerken, daß derselbe nicht Eigenthum des Fürsten ist. Der öffentliche Schatz hat dem Gemeinwohle zu dienen. Es gereicht dem Fürsten im Gegentheile zu großer Ehre, wenn er dem Staatsschatze aus seinem Privatvermögen zu Hilfe kommt. Indessen entspricht es dem Naturrechte, daß der Unterhalt des Fürsten und die öffentlichen Ausgaben aus dem Staatsschatze bestritten werden. Wie eine gerechte Vertheilung der Lasten, so wird auch erheischt, daß sowohl die Steuern, als auch die persönlichen Leistungen bloß nach Verdienst erlassen werden. Ein großer Mißgriff ist es, wenn die Steuern verpfändet oder an Vornehme verschenkt werden. Der Fürst selbst sei sparsam in Ertheilung von Geschenken. Er bedenke, daß bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur durch solche nur die Leidenschaft der Habgier angefacht wird; daß er sich bei zahllosen Anderen verhaßt macht, während er den Schmarotzern selbst nie freigebig genug erscheint. Will er sich gegen verdiente Männer freigebig erzeigen, so verwende er zu diesem Zwecke die Strafgelder der Juden, der Wucherer und schlechten Christen, damit so die Strafe des Lasters zur Beförderung der Tugend diene. Zum allgemeinen Besten soll ein Staat zahlreiche Vorrathskammern und Proviantmagazine anlegen, um dem Volke reichliche und wohlfeile Lebensmittel zu verschaffen. Es wird ihm ein Leichtes sein, Vorräthe an Getreide, Wein, Oel anzulegen, wenn er im Besitze von Grundstücken ist und zur Zeit des niedrigen Preises die nöthigen Einkäufe macht. Rom, Venedig und alle wohlgeordneten Staaten erkannten in dieser Maßregel den Nerv ihrer Macht, die Hauptbedingung ihrer Blüthe; denn der Hunger ist ein grimmiger Feind des öffentlichen Wohles. Freilich, der türkische Sultan läßt seine Unterthanen erbarmungslos darben.

B. Die Quellen des Volkswohlstandes sind vom Staate mit nicht geringerer Sorgfalt zu behandeln, als der Staatsschatz selbst.

1. Zunächst sind die Schätze zu heben, welche Gott selbst zum Besten der Menschen im Schooße der Erde niedergelegt hat; der Herr wollte sein bevorzugtes Geschöpf hienieden mit Ueberfluß segnen und mit Glanz umgeben. Vortrefflich sagt daher Cassiodor: „Gold suchen durch Krieg, ist verbrecherisch; auf dem Meere, ist gefährlich, durch Betrügereien, ist schimpflich, aber an seinem natürlichen Fundort es heben, ist gerecht.“ Die Klagen über die übeln Folgen der Goldgier dürfen vom redlichen Erwerbe nicht abhalten. Nur vermittelst der Reichthümer vermag ein Staat sich zu erhalten

und zu vertheidigen, und bloß die Thoren mißbrauchen die Gaben Gottes. Es sind deßhalb die alten Goldadern auszubeuten und neue zu suchen. Man muß nicht glauben, Gott habe es so gefügt, daß die Alten alles Edelmetall zu Tage gefördert hätten. Es harren speciell in Europa und Asien noch ungeheure Schätze ihrer Entdeckung. Der Goldsand in den Flüssen zeugt unwiderleglich dafür. Ueberall stößt man auf eine Menge von nutzbaren Mineralien und täglich findet man deren neue. Diese Schätze wurden vielfach vernachläßigt, theils wegen des öftern Wechsels der Herren, theils in Folge von Kriegen, theils wegen der großen Auslagen, die mit dieser Beschäftigung verbunden sind. Es ist kaum eine Sache für Privatleute. In frühern Zeiten thaten sich zu diesem Zwecke ganze Gesellschaften zusammen. Am zweckmäßigsten würde der Betrieb des Bergbaues vom Staate in der Art übernommen, daß die eigentliche Arbeit durch Sträflinge geschähe unter Leitung von tüchtigen Männern.

2. Der Ackerbau ist die Grundlage aller übrigen Gewerke und deßwegen haben kluge Staatenlenker denselben jederzeit an erster Stelle bevorzugt. Gott selbst verordnete seinem auserwählten Volke eine Agrar-Gesetzgebung, vertheilte das Land, wahrte die Selbstständigkeit der Parzellen. Nur unter einer doppelten Voraussetzung können jedoch Ackerbau und die mit ihm verbundene Viehzucht gedeihen: wenn nämlich zu einer weisen Agrar-Gesetzgebung sich eine gute Bewirthschaftung gesellt.

a. Was die erstere anlangt, so muß zunächst der Steuer-Ansatz ein sehr gemäßigter sein. Durch zu hohe Steuern und bürgerliche Lasten leidet der Ackerbau mehr, als durch schlechte Witterung oder Krieg. Man verbiete den Städtern, von den Früchten des Landbaues Zölle zu erheben. Ein pflügender Ochs soll nicht als Pfand genommen werden. Man nehme die Landleute in Schutz gegen Hofleute, Adelige, Beamte, Soldaten; an ihnen dürfen keine Repressalien ausgeübt werden. Man sehe auch zu, daß sie wegen ihrer Einfalt nicht betrogen werden. Die ländliche Ruhe und Sicherheit empfehlen es, daß sie an Ort und Stelle ihre eigenen Richter haben. Es ist billig, daß die Sachen der Kaufleute durch Kaufleute, die der Handwerker durch Zunftgenossen, die der Bauern desgleichen durch Standesgenossen entschieden werden. Freilich sollen diese Standesgerichte unter der Aufsicht eines

Rechtskundigen stehen, damit sie vom gemeinen Rechte nicht abweichen. Selbst im Falle eines Krieges sollte man die beiderseitigen Grenz-Aecker für neutral erklären und selbe vor Plünderung schützen. Weil das nicht geschieht, steigen die Getreidepreise auf bloße Kriegsgerüchte hin.

b. In der Bewirthschaftung des Landes soll der Fürst mit gutem Beispiele vorangehen: er lasse an öden Stellen Cisternen graben, mache unbebautes Land urbar, stelle es seinen Unterthanen frei, kulturfähige Landstriche gegen einen jährlichen Pachtzins anzubauen und zu vererben; dabei verbinde er Parzellen geringen Landes mit gutem. Am Vortheilhaftesten ist es, wenn ein Jeder sein eigenes, und nicht bloß fremdes Gut bebaut. Man arbeite nach Kräften daran, Gestrüppe auszurotten, Sümpfe trocken zu legen, bisweilen Wälder auszuhauen, Bäche abzuleiten. Der Staat sollte auf gute Bebauung der Aecker und Weinberge Belohnung, auf schlechte hingegen Strafe setzen. Schließlich suche er die Arbeit des Ackerbaues und der Viehzucht wieder zu Ehren zu bringen.

3. Um die Verarbeitung der Rohstoffe desto leichter und gewinnreicher zu gestalten, begünstige der Staat alle mechanischen Künste, die anerkannter Maßen für das Leben nothwendig oder nützlich sind. Er halte das Handwerk in Ehren, verleihe demselben Privilegien, lasse ihm seinen vollen Schutz angedeihen. Gott selbst behandelte den kunstfertigen Beseleel mit Auszeichnung. (Exod. 31.) Aristoteles schließt die Mitglieder des Handwerkerstandes daher mit Unrecht vom Staatsdienste aus, indem es ihnen weder an den nothwendigen Subsistenzmitteln, noch an Klugheit und Lebenserfahrung mangelt. Heute sind sämmtliche städtische Zünfte überaus achtbar; auch brauchen sie ihre Körperkraft durch übermäßige Arbeit nicht zu knicken, vielmehr stärken sie dieselbe durch zweckmäßige Uebung. Dieser Stand leistet dem Staate außerordentlich gute Dienste: er meidet den Müssiggang, lockt die Kaufleute an, führt die Reichthümer ins Land und ist selbst im Kriege nützlich; man kann nämlich ihren erfinderischen Scharfsinn für die Vertheidigung des Vaterlandes nutzbar machen. Wie er im socialen Leben der Mittelstand ist, so gedeiht er auch bei mittleren Vermögensverhältnissen am besten. Denn schon Plato erklärte, das Handwerk sinke in Folge von zu großem Reichthum oder von zu großer Armuth. Der erstere macht die anstrengende Arbeit mißliebig, bei der letzteren fehlt es an den Werk-

zeugen, wie am nothwendigen Material. Wenn bereits verarbeitete Stoffe vom Ausland eingeführt werden, steigen alle Preise und der Staat wird erschöpft. Um das Handwerk zu heben, ist besonders eine doppelte Maßregel zu empfehlen. a) Man bringe es derart zu Ehren, daß gewisse Zweige selbst von Leuten vornehmeren Standes betrieben werden. Thatsächlich wurden damals, vor 250 Jahren, bereits Weinbau und Parkanlagen nicht selten von Ritterbürtigen besorgt, von der Waidmannskunst, die stets beinahe als ein Privileg des Adels galt, gar nicht zu reden. Aber auch andere, namentlich die sogen. freien Künste: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Waffenpolitur, Chemie, Botanik, können zu diesem Range erhoben werden. Alles, was sich auf Schleifung der Edelsteine, auf Gold- und Silberarbeiten bezieht, ist naturgemäß Sache der Reichen. — b) Um die Zahl der Armen zu vermindern, erkundige man sich bei den Aermeren, von wo sie ihren Unterhalt beziehen; denn Müssiggang ist nicht zu dulden. Vagabunden sind daher zu einem geordneten Leben, Träge zur Arbeit anzuhalten. Auf diese Art wird die Zahl der Armen sich um das Zehnfache vermindern. Die wahrhaft Armen sind dann leicht durch Almosen zu unterhalten und es wird sich verwirklichen, was im alten Bunde geboten war: „Ein Bedürftiger und Bettler soll unter euch nicht sein." (Deuteron. 15, 4.)

4. Die Vertheilung der Güter, sowohl der rohen Naturprodukte, als auch der verarbeiteten Stoffe, geschieht durch die Mittelspersonen der Kaufleute, des Handelsstandes. Auch hier erheben einseitige Stoiker oder Moralphilosophen ihre warnende Stimme: der Handel befördere bloß Luxus und Verschwendung, erzeuge geistige und sittliche Erschlaffung. Doch vergeblich. Der Mißbrauch ist nicht im Wesen des Handels mit einbegriffen, während im Gegentheile auch in den Hütten der Armuth Betrug, Neid und Eifersucht anzutreffen sind und auch unter barbarischen Völkern, zu denen keine Kaufleute drangen, die Laster wucherten. Ja, diese haben sich am Weitesten vom Naturgesetz entfernt und sich bis zur Menschenfresserei verirrt. Man kann vielmehr die Behauptung aufstellen, daß unter gesitteten Völkern, die sich einer zweckmäßigen und moralisch guten Lebensart bedienen, wie es bei Menschen, welche die wahre Gottesverehrung besitzen, der Fall sein soll, der Handel schlechthin geboten ist. In jetziger Zeit unterhält eigentlich der Handel den Staat und den Glanz des Königthums. Wo der Handel blüht, da gibt es große Städte und aus diesen können leicht zahl-

reiche Vaterlandsvertheidiger in Sold genommen werden. Ohne die Hilfe der Kaufleute läßt sich nicht bloß kein Krieg führen, sondern nicht einmal der königliche Hof ohne große Schwierigkeit unterhalten. Ferner befreunden die Kaufleute uns auswärtige Nationen, da sie angenehme und nützliche Waaren einführen. Wie früher das alte Römerreich, so besteht auch heute (1620) die gewaltige spanische Monarchie hauptsächlich in Kraft ihres kolossalen Welthandels. Durch Handel füllt man auf die ehrbarste Weise die erschöpfte Staatskasse und bezahlt man seine Schulden.

Die Anfänge des Handels sind in der menschlichen Natur begründet. Während das vernunftlose Thier seinen natürlichen Instinkt bloß auf eine Art zu befriedigen vermag, stehen dem Menschen zur Deckung seiner vielerlei Bedürfnisse die verschiedensten Mittel und Wege zu Gebote. Entweder nimmt er den Gegenstand, dessen er bedarf, unmittelbar in Besitz, oder er tauscht ihn ein bei Jenem, der Ueberfluß daran hat.

Auch das Letztere kann wieder auf doppelte Art geschehen. Entweder vertauscht er eine Gebrauchssache mit einer andern, z. B. tauscht er einen Schuh gegen einen Hut ein, Wein gegen Weizen, und das ist die primitivste Art des Handels; oder er bezahlt den Gegenstand mit Geld. Dieses Auskunftsmittel hat die Noth erfunden und das Völkerrecht adoptirt. Weil nämlich die gewünschten Gegenstände weder stets an Ort und Stelle geschafft, noch überall erlangt werden können, hat man ein Verkehrsmittel ersonnen, welches nach moralischer Schätzung den Werth aller käuflichen Dinge repräsentirt. Diese künstliche Handelschaft entspringt mithin unmittelbar aus der sinnlich-vernünftigen Natur des Menschen, und es ist dieses Verfahren an sich sittlich erlaubt und ehrbar, so gut, als man durch mechanische Künste, durch Ackerbau und Viehzucht sich das Nothwendige erwerben kann. Auch läßt sich kein Tadel daraus herleiten, daß man einen Gegenstand um einen niederen Preis einkauft und dann wieder um einen höheren losschlägt, wiewohl er an sich nicht an Güte gewonnen hat. Denn die Sache wird im gewöhnlichen Leben dennoch für besser gehalten in Anbetracht der Zeit, des Ortes, der gemachten Ausgaben und anderer Umstände. Es liegt im Interesse des Staates und des öffentlichen Lebens, daß man also verfährt. Träte aber keiner dieser Umstände hinzu, dann wäre ein derartiger Handel unerlaubt; denn es verhielte sich wie mit dem Gelde, das man ausgeliehen. Man empfängt dieses nämlich wie-

der in derſelben Qualität, wenn der Werth desſelben nicht geſtiegen iſt. Es kann indeſſen eine Waare für beſſer erachtet werden müſſen, wiewohl ſie in Wirklichkeit ſchlechter geworden iſt. Denn der Preis einer Waare wird dort feſtgeſetzt, wo ſie ſich befindet. So gilt z. B. Rheinwein in Schweden für beſſer, als am Ort, wo er gewachſen iſt, wiewohl er durch den Transport zu Land und zu Waſſer an Gehalt verloren hat. Es müſſen nämlich die gemachten Auslagen und die Gefahr des Transportes in Anſchlag gebracht werden. Des Gewinnes wegen ſich einer Gefahr auszuſetzen, iſt nicht unehrenhaft. Oder wer tadelt es an dem Soldaten, daß er des Soldes wegen ſogar ſein Leben auf das Spiel ſetzt? Bloß der Grundſatz, daß Münze durch Wucher oder reines verzinsliches Darlehen Münze erzeuge, iſt unmoraliſch. Hingegen darf der Rentenkauf nicht zum Wucher gerechnet werden. Durch dieſe Operation überträgt man nämlich das Anrecht auf ein Kapital einem Andern und empfängt von Letzterem das Anrecht auf jährliche Einkünfte.

Um den Handel, dieſen wichtigen Erwerbszweig, zu heben, ſind verſchiedene Maßregeln zu empfehlen. So lange es nicht für niedrig gilt, daß der Staat von Kaufleuten, Bauern und Armen Steuern in Empfang nimmt, kann man es auch nicht unehrenhaft nennen, wenn die Regierung ſelbſt durch Austauſch von Waaren Geld zu machen ſucht. Die Kaiſer Honorius und Theodoſius II. verboten den Reichen und Vornehmen einzig aus dem Grunde, Handel zu treiben, weil damals die kleinen Leute die Concurrenz mit denſelben nicht ausgehalten hätten. — Das iſt gegenwärtig weniger zu befürchten, beſonders wenn in demſelben Maße, als der Staat ſich anderweitige Hilfsquellen eröffnet, die Steuern nachgelaſſen werden. Auf dieſe Art würde der Staat von einer drückenden Menſchenklaſſe, den Zöllnern oder beziehungsweiſe Steuereinnehmern, befreit, welche der hl. Chryſoſtomus „Verwalter fremden Unglückes“ nennt. Von großem Nutzen ſind wohl organiſirte Geſellſchaften. Sie erhöhen ungemein die Fruchtbarkeit des Geſchäftsbetriebes; denn ſie bilden einen eng geſchloſſenen Körper, halten mit Zähigkeit an ihren Rechten und Freiheiten feſt, verrichten Alles mit Ordnung, gehen überhaupt planmäßig zu Werke und befördern dadurch die Geſchäftskenntniß. Während ſie von der einen Seite die größten Vortheile bieten, kann von einer Gefährdung des Monarchen durch ſie kaum

die Rede sein, da sie in ihrem rechtlichen Bestande von der königlichen Genehmigung abhängen. Denn selbstverständlich unterstehen sämmtliche national-ökonomischen Verhältnisse der staatlichen Ueberwachung und gesetzlichen Regelung. Der Handel unterliegt thatsächlich mancherlei gesetzlichen Beschränkungen. So verbieten die kaiserlichen Gesetze z. B. allen Militairpersonen, irgend ein einträgliches Geschäft zu betreiben. Denn diese werden auf öffentliche Kosten unterhalten, sie sollen daher einzig dem öffentlichen Wohle leben. Ferner ist es nicht gestattet, den Türken etwas zu verkaufen, dessen sie sich gegen uns bedienen könnten. Unter Umständen wurde es auch schon verboten, bestimmte Gegenstände z. B. Gold oder Kriegspferde, auszuführen. Eine weise Handelspolitik sollte es verbieten, fremde Waaren, durch welche die einheimischen im Werthe sinken, einzuführen, es sei denn, unter hohem Eingangszolle; das gilt z. B. von spanischen Weinen, englischem Tuche. — Als Hauptgrundsätze einer weisen Handelspolitik stellt P. Contzen auf: 1) die Regierung ermuntere auch die angesehensten Leute eher zum Handel auf, als daß sie dieselben müßig gehen lasse; 2) sie berufe Solche, die ihr Vermögen durch ehrlichen Handel vergrößern, zu öffentlichen Aemtern; 3) sie ertheile den Kaufleuten nicht bloß Immunitäten und Privilegien, sondern trage auch energisch Sorge für deren Sicherheit; 4) sie trage ihren Unterthanen, welche fremde Länder bereisen, auf, sich von Allem sorgfältig zu unterrichten; 5) den Fremden verschaffe sie rasches und exaktes Recht. Sind dieselben zahlreich, so gewähre sie ihnen ihre eigenen Consuln und Obrigkeiten; 6) sie sei beflissen, Betrügereien, Monopole und Anderes, was der öffentlichen Wohlfahrt zuwider ist, abzustellen.

5. „Neben der umsichtigen und thatkräftigen Beförderung der einzelnen Volksklassen und Erwerbszweige sind noch andere Maßregeln zu ergreifen, die geeignet sind, den National-Wohlstand zu heben." Zu diesen ist ohne Zweifel die Anlegung von *festen und volkreichen Städten* zu rechnen. Ohne solche kann ein Staat nicht für mächtig gelten. Läßt der Staat es sich angelegen sein, die Städte zur Blüthe zu bringen, so hebt er die Zahl der Bevölkerung, fördert er die Künste, begünstigt er den Umlauf des Geldes und die Ertragsfähigkeit der Arbeit, weckt er den Eifer für die Vertheidigung des Vaterlandes. So lange Deutschland keine Städte besaß, war es ohnmächtig und den Ueberfällen barbarischer Horden preisgegeben. Es sind daher feste Städte anzulegen und

dieſelben reichlich mit Proviant und allen Kriegsbedürfniſſen zu verſehen. Eine Regierung, die das zu thun verſäumt, ſieht ſich weniger vor, als die Vögel und die wilden Thiere des Waldes. — Bei Anlegung von Städten ſind die Bedingungen ihrer Blüthe, fruchtbare Gegend und vortheilhafte Lage für den Verkehr zu Waſſer und zu Land, wohl zu beachten. Neu gegründete Städte ſoll der Fürſt mit Vorrechten begaben. Zwei Dinge laſſen ſich nur ſchwer erreichen: daß der Zugang auf fremdes Gebiet leicht, der zum eigenen ſchwierig ſei. Früher hielt man dafür, die Lage auf Bergen vermöge Beides zu bieten. Allein bei der heutigen Kriegskunſt und Art der Verproviantirung taugen ſie nicht mehr. Die meiſten feſten Schlöſſer an den Bergabhängen des Rheines und der Moſel ſind heute verödet. Da indeß die beſten Plätze ſchon beſetzt ſind, gilt es, die beſtehenden Städte in Aufſchwung zu bringen. Ihrer Lage nach könnten z. B. Coblenz und Mainz noch bedeutend wachſen. Hanau hat eine unglückliche Lage, weil vom Main zu weit entfernt; es hörte daher ſchon lange auf, zu wachſen. Auch Frankenthal ſteht gegenwärtig ſtill wegen ſeiner Entfernung vom Rheine, und beginnen erſt Worms und Speyer wieder zu blühen, dann hat es gar keine Ausſicht auf eine gedeihliche Entwicklung mehr. — Eine reiche Stadt wird in Unterwürfigkeit gehalten einestheils durch eine gute Regierung des Fürſten und Aufſtellung tüchtiger Beamten, anderntheils durch Ertheilung von Privilegien, die man ihr ſofort wieder entziehen kann, wenn ſie bedenkliche Miene macht. Nicht minder heilſam iſt es, wenn die angeſehenſten Bürger und ſtädtiſchen Beamten auswärts Beſitzungen haben. Um dieſelben nicht zu verlieren, bleiben ſie dem Fürſten treu.

Es heißt ferner, paſſende Mittel und Wege ausfindig zu machen, um den Geldbedürftigen ohne verzinsliches Darlehen zu Hilfe zu kommen. Ein dreifacher Weg eröffnet ſich der Wohlthätigkeit und Nächſtenliebe.

1) Viele reiche Leute wären ſchon bereit, ohne Zinſen Geld zu leihen, falls die Rückzahlung zur beſtimmten Zeit garantirt würde. Wegen der Saumſeligkeit und Gewiſſenloſigkeit mancher Schuldner ſind ſämmtliche Kapitalbeſitzer für ihr Geld beſorgt. Was man freundſchaftlich geliehen hat, fordert man nicht gern durch den Richter zurück. Da iſt es Sache der Obrigkeit, gegen ſäumige Schuldner einzuſchreiten, damit nicht das ganze Publikum unter den Folgen jener Pflichtvergeſſenheit zu leiden habe. — 2) Ein

Staat wird ſich um ſeine Unterthanen vortrefflich verdient machen und in hohem Grade deren Liebe ſich erwerben, wenn er oder die Stadt hilfsbedürftigen Bürgern gegen eine Hypothek Geld vorſtreckt. Der Staat kann ohne Gehäſſigkeit ſeine Forderung wieder eintreiben und ein Schuldner hütet ſich wohl, ihm zu nahe zu treten. — 3) Vielleicht das wirkſamſte Gegenmittel gegen den Wucher bilden die ſogen. Berge der Frömmigkeit oder die auf chriſtlicher Grundlage errichteten Leih- und Pfandhäuſer. Papſt Leo X. hat dieſelben gegen die allzu ſtrengen Moraliſten in Schutz genommen, indem er erklärte, die unbedeutende Einlage, die zu entrichten iſt, um die Betriebskoſten der Anſtalt aufzubringen, verſtoße nicht gegen die Gerechtigkeit. Denn wer einen reellen Vortheil bezieht, darf eine entſprechende Gegenleiſtung nicht ablehnen. Indeſſen räth P. Contzen, dahin zu wirken, daß dieſe ſegensreichen Anſtalten ohne jede Gebühr von Seiten der Bittſteller unterhalten werden. Das läßt ſich auf doppelte Art erzielen. Entweder kauft man aus milden Beiträgen eine jährliche Rente, mit welcher die Auslagen beſtritten werden, oder es übernehmen reiche Wohlthäter unentgeltlich die Verwaltung der Anſtalt. Wenn hochgeſtellte Männer für die Armen Almoſen ſammeln, wie es in Italien und Spanien ſchon lang und nunmehr auch in Frankreich und Deutſchland geſchieht, ſo ehrt das ihre Würde mehr als jeglicher Purpur und es gereicht dem Erlöſer zu großer Verherrlichung. Wenn Fürſten und Könige den Armen dienen, warum ſollte dann ein reicher Geldmann nicht den Schreiber und Aufſeher der Armen machen wollen? Alles, was für Chriſtus geſchieht, überſteigt jegliche Würde und iſt wahrhaft königlich. — „Das ſind im Weſentlichen die Hauptgrundzüge vom national-ökonomiſchen Syſteme des P. Contzen.“

„Soweit nun die Geſellſchaft vor 250 Jahren in vielen Detailfragen vor der Nationalökonomie unſerer Tage zurückſteht, ſo vortheilhaft hebt ſich auf geiſtigem Gebiete die Behandlung, welche die Staats- und Volkswohlfahrt bei P. Contzen gefunden hat, von der Verwirrung ab, die heutzutage in Betreff der geſammten ſocialen Frage herrſcht. Wir finden in den zehn Büchern über Politik den Staat als ein lebendiges Ganzes aufgefaßt, bei welchem innerlich und äußerlich eine vollkommene Harmonie erſtrebt wird. Aus dem erſten Anſatze der Geſellſchaft ſehen wir das Staatsweſen ſich in organiſcher Entwicklung aufbauen. Dieſelben ſittlichen und geiſtigen Geſetze kehren auf jeder Stufe der Ent-

wicklung wieder. Nirgends findet sich eine unnatürliche Lücke, die erst nachträglich auszufüllen wäre; nirgends wird einer übermäßigen Bevorzugung und Pflege einzelner Organe am Staatskörper das Wort geredet. Wer unbefangenen Geistes die innere und äußere Einrichtung dieses Staatswesens in Augenschein nimmt, wird sich gestehen müssen: sollten auch einzelne social-politische Ansichten und Forderungen dem Geschmacke unserer Zeit minder zusagen, so sind doch die wesentlichen Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung reichlich vorhanden; man braucht blos offenen Blickes den regelmäßigen Lauf des Staatsorganismus zu beobachten, um etwaige neue Bedürfnisse richtig zu erkennen und die entsprechenden Hilfsmittel werden sich unschwer finden lassen. Auch lassen unsere Zeitgenossen allmälig einer Staatslehre von so durch und durch sittlicher und christlicher Auffassung immer mehr Gerechtigkeit widerfahren. Aus den social-politischen und national-ökonomischen Programmen, welche in der letzten Zeit von Parteien der verschiedensten politischen Färbung veröffentlicht wurden, entnehmen wir mit großer Genugthuung, daß sich in der öffentlichen Meinung ein bedeutungsvoller Umschwung vorbereitet. Man wendet sich immer mehr auch der geistigen, sittlichen und religiösen Seite einer gesunden Nationalökonomie und Socialpolitik zu. Am Meisten dürfte jedoch die Thatsache überraschen, daß sehr viele von den speziell national-ökonomischen Forderungen, wie sie in jenen Programmen, den Nothrufen der Gegenwart, auftreten, bereits im Werke des P. Contzen sich auf das Klarste ausgesprochen finden. Der katholische Politiker verlangt schon vor 250 Jahren Vereinfachung des Steuerwesens und höhere indirekte Steuern auf Luxusgegenstände ebensogut, als mannichfachen Staatsbetrieb *zum Ersatz für ausfallende Steuern*, sowie Fachmännergerichte für die einzelnen Gesellschaftsklassen. Er weiß den Werth des socialen Patronates so gut zu schätzen, wie das Ebenmaß zwischen den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Wirthschaft. Er macht dem Staate den Schutz gegen Wucher und Bedrückung und die Verbannung des Müssigganges ebenso zur Pflicht, wie die Hebung der Arbeit und die Erleichterung des internationalen Verkehres. Ferner will er die Selbsthilfe der Bürger auf dem Wege der Association verbunden wissen mit moralischer, gesetzlicher und pekuniärer Staatshilfe. Deßgleichen dringt er auf Beförderung des Wetteifers, auf Hebung der Städte, Entlastung des Grundbesitzes;

er empfiehlt eine haushälterische Staatswirthschaft zur Vermeidung von Staatsschulden und weise Combination des Schutzzoll- und Freihandelssystems. Es ist ihm nicht unbekannt, daß der Tauschwerth von Handelsgegenständen nicht selten durch moralische Verhältnisse beeinflußt wird, und daß sociale und politische Einrichtungen theilweise durch topographische und klimatische Verhältnisse bedingt werden können. Freilich finden sich diese Grund- und Ecksteine eines national-ökonomischen Systems nicht an einer Stelle vereinigt, sondern durch das ganze Werk zerstreut, indem P. Contzen seinen Gegenstand von einem viel höheren und allgemeineren Standpunkte aus auffaßt. — Wir setzten unsere Aufgabe besonders darein, wenigstens einen guten Theil dieser zerstreut liegenden Bausteine zu sammeln und innerhalb des engen Rahmens, der uns gestattet ist, um einige Hauptpunkte zu gruppiren. Wenn wir auch weit davon entfernt sind, das Werk des P. Contzen und selbstverständlich noch weit weniger die dürftige Skizze, die wir davon zu geben suchten, als ein vollständiges System der Socialpolitik und Nationalökonomie hinstellen zu wollen, so scheint uns doch der Beweis hinlänglich erbracht zu sein, daß bereits vor 250 Jahren katholische Theologen sich ernstlich mit national-ökonomischen Fragen beschäftigt und für jene Zeit auch Namhaftes auf diesem Gebiete geleistet haben."

X. P. Contzen als fürstlicher Beichtvater.

Bald nach der Herausgabe des Werkes über Politik und Staatswesen eröffnete sich für P. Contzen ein neuer Wirkungskreis. Er sollte nach der Bestimmung der Vorsehung und nach dem Willen seiner geistlichen Vorgesetzten in die Reihe jener viel beneideten, viel geschmähten und verkannten Ordensgenossen treten, die als Beichtväter geistlicher oder weltlicher Fürsten von Amtswegen mit den Großen dieser Welt zu verkehren hatten. Wie der Orden niemals nach diesem dornenvollen, wenn äußerlich auch glänzenden Zweige der apostolischen Thätigkeit Verlangen trug, so durfte er sich der Uebernahme dieses Amtes auch nicht entziehen, falls seine Dienstleistung begehrt wurde. Sollte es ein billig Denkender nun dem Orden zum Vorwurfe machen können, daß

eben gar viele hohe Fürsten und Monarchen ihre Blicke auf die Gesellschaft Jesu richteten, wenn es galt, sich einen Gewissensrath auszusuchen? Nach dem Zeugnisse der Geschichte haben diese Beichtväter ihr Amt mit hohem Ernste aufgefaßt und dasselbe einzig nach den Grundsätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre verwaltet. Unter dem General Claudius Aquaviva (1581—1615) wurden eingehende Instruktionen erlassen, die hauptsächlich bezwecken, den Beichtvater möglichst der verderblichen Hofluft zu entziehen und denselben von der Einmischung in weltliche Angelegenheiten fern zu halten.

Etwa gegen Ende 1621 erging der Ruf an P. Contzen, und zwar vom damaligen Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Kardinal[1]) Johann Gottfried von Aschhausen (1617—22). Dieser Kirchenfürst, in demselben Alter stehend wie P. Contzen, war ein Muster christlicher Tugend und Vollkommenheit. Es werden an ihm ebenso seine Herzensgüte, wie seine Frömmigkeit und jungfräuliche Keuschheit gerühmt. An herzlichem Wohlwollen gegen die Gesellschaft Jesu übertraf er vielleicht alle gleichzeitigen Fürsten.

Bald nach seinem Regierungsantritte übergab er den Jesuiten die Leitung des St. Kilian-Seminars. Sehr oft äußerte er: ohne Mitglieder der Gesellschaft vermöge er gar nicht zu leben. Es läßt sich daher behaupten, daß P. Contzen die neue Laufbahn kaum unter günstigeren Verhältnissen hätte antreten können. Dazu fand er im Kolleg zu Würzburg noch manche werthe Bekannte aus der Zeit seines ersten dortigen Aufenthaltes. Besonders erwähnenswerth sind unter Anderen P. Max Sandäus, damals Vorsteher des Kilianeums, P. Nikolaus Alberti, ein berühmter Prediger, der eifrige Missionär P. Georg Vogler und der gefeierte P. Balthasar Hager. Das Jahr 1622 war für die ganze Gesellschaft Jesu ein freudiges, indem die Heiligsprechung des Ordensstifters Ignatius von Loyola und des großen Apostels von Indien und Japan, Franz Xaver, überall festlich begangen wurde. Gegen Ende des Jahres begleitete P. Contzen den Fürstbischof nach Regensburg, wohin derselbe sich auf den Ruf des Kaisers begab, um dem Reichstage beizuwohnen. Die fünf Monate des Reichstages, von Mitte November 1622 bis März 1623, waren für das dortige Kolleg

[1]) Nach Damberger: Fürstenbuch und Fürstentafel. Regensburg 1831 S. 137.

überaus bewegt. Sämmtliche Beichtväter, welche ihre Fürsten begleitet hatten, nahmen, der Regel gemäß, daselbst ihr Absteigequartier. Zahlreich waren die Besuche der freundlich gesinnten Fürsten. Herzog Maximilian von Bayern veranstaltete sogar im Speisesaal des Kollegs befreundeten Fürsten ein Mahl. Kaiser Ferdinand II. und die Kaiserin Eleonore hörten täglich die heilige Messe, welche ein Pater der Gesellschaft celebrirte, und empfingen alle acht Tage aus der Hand eines solchen die heiligen Sakramente. An den größeren Festtagen stellte der Kaiser dem Kolleg die reich besetzte kaiserliche Hofkapelle für den Gottesdienst zur Verfügung.

Doch für P. Contzen sollte der Reichstag ein trauriges Ende nehmen. Der vortreffliche Fürstbischof Johann Gottfried wurde vom Schleimfieber befallen und hauchte, im Alter von 48 Jahren, am 29. Dezember 1622 in den Armen des P. Contzen seine fromme Seele aus. Allgemein war die Trauer um den hochgeschätzten und innig geliebten Kirchenfürsten. Nicht blos das Kolleg, welches der gütige Fürstbischof während seines Aufenthaltes in Regensburg stets mit Beweisen seines Wohlwollens und seiner Freigebigkeit überhäufte, sondern auch die Fürsten und Hofleute, ja selbst die Protestanten beweinten den unvergleichlichen Bischof. Kaiser Ferdinand II. äußerte: „Wir haben einen treuen Freund verloren, die Kirche einen guten Hirten, das untergebene Volk einen wahren Vater". Ueber seine herrlichen Geistes-Eigenschaften und seine Tugenden wurde dem Verblichenen von einem Mitglied der Gesellschaft Jesu ein Nachruf gewidmet. [1])

Hatte dieser Todesfall die ganze Stadt mit Trauer erfüllt, so gereichte es allen Wohlgesinnten zur größten Genugthuung, als auf demselben Reichstage, am 6. März 1623, der große Herzog Maximilian von Bayern auf den Antrag des Kaisers selbst dem erlauchten Churfürstenkollegium des hl. römischen Reiches einverleibt wurde an Stelle des wegen seiner Felonie abgesetzten böhmischen Winterkönigs, des ehemaligen Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Dem Herrn folgte in der Erhöhung der treue Diener. Der wackere Tilly wurde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Zum Schlusse des Reichstages wurde auf den Wunsch des Kaisers eine feierliche Prozession der katholischen Fürsten und des Klerus vom hohen Dom nach St. Emmeran veranstaltet, wo P. Georg

[1]) Kropf P. IV. p. 323.

Ernſt, der Nachfolger des gefeierten Dompredigers P. Johann Sailer S. J., die Feſtpredigt hielt.

Für P. Contzen folgte eine kurze Zeit der Ruhe. Er benützte dieſelbe beſonders für ſeine umfangreichen exegetiſchen Arbeiten. Zugleich dürfte er zu Würzburg wieder Rektor des Kollegs geworden ſein. Nur unter dieſer Vorausſetzung erhalten wir die 15 Jahre ſeines Rektorates, von welchen die Quellen ſprechen. In München verwalteten nachweislich Andere dieſes Amt, und zwar bis 1631 P. Jakob Keller, dann der frühere Provinzial, P. Mundbrodt, dann P. Hartel, der ebenfalls ſchon Provinzial geweſen war. Bevor jedoch P. Contzen ſeinen Commentar zu den hh. vier Evangelien vollendet hatte, erhielt er einen neuen Ruf, der ihn für immer der ſtillen Verborgenheit entriß. Sobald Maximilian von Bayern, der nunmehrige Churfürſt, Contzen's Werk über die Staatskunde zu Geſichte bekommen, ward er von Hochachtung und Bewunderung für den gelehrten und geiſtreichen Verfaſſer erfüllt. Der Reichstag von Regensburg bot die willkommene Gelegenheit, deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen und es gereicht dem P. Contzen gewiß zur größten Ehre, daß er bei einem Fürſten von dem Charakter und der hohen Einſicht, wie Maximilian von Bayern ſie beſaß, durch die nähere Berührung von der vorgefaßten hohen Meinung nicht blos nichts einbüßte, ſondern im Gegentheile ſich deſſen vollſtes Vertrauen erwarb. Noch ein anderer Umſtand darf nicht überſehen werden, falls wir Contzen's Wahl zum churfürſtlichen Beichtvater ihrem ganzen Gewichte nach würdigen wollen. Sein Vorgänger, P. Johann Buslid aus Luxemburg, war durch 28 Jahre Gewiſſensrath Maximilians und von deſſen Gemahlin Eliſabeth, und verwaltete ſein Amt zur größten Zufriedenheit derſelben. Es zeichnete ihn eine gewiſſe Geiſtesgröße aus, die aber mit wahrer Gottesfurcht gepaart war. Er trug niemals Bedenken, wo es noth that, beſonders in Religionsſachen, den Fürſten an ſeine Pflicht zu erinnern. Darin wurde er unterſtützt, einestheils durch des Herzogs vorzügliche Frömmigkeit und anderntheils durch das hohe Anſehen, in welchem er bei demſelben ſtand. Maximilian vertraute unbedenklich der Klugheit und Rechtlichkeit Buslid's und ſtellte deſſen Anſicht ſo hoch, daß er dieſelbe jedenfalls ſeinen Räthen zur genaueren Erwägung vorlegte. Beſonders in deſſen letzter Krankheit trat des nunmehrigen Churfürſten Zuneigung offen an den Tag. Er war zu München über-

aus besorgt für dessen Gesundheit, empfahl den Kranken angelegentlichst den Mitgliedern des Kollegs und stellte ihm vom Hofe die Aerzte und Medizinen zur Verfügung. Als die Doctoren vom Besuche des Karlsbades in Böhmen eine Besserung versprachen, ließ der Churfürst seinen Beichtvater in einer Sänfte die Reise antreten. Doch in Regensburg mußte man Halt machen und P. Buslid sollte mit den hh. Sterbsakramenten versehen werden. Da sein Magenleiden den Empfang der hl. Wegzehrung nicht gestattete, ließ er sich das allerheiligste Sakrament an das Krankenlager bringen, um seinen in Brodsgestalt verborgenen Gott und Heiland zum letzten Male wenigstens anbeten zu können. Mitte Dezember 1623 gab er unter allgemeiner Erbauung seinen Geist auf. Die Churfürstin Elisabeth wählte nunmehr den P. Johann Ludwig, Minister des Kollegs von München, zu ihrem Beichtvater. P. Contzen dürfte als Mann der Wissenschaft und als ein Charakter, der, neben manchen sanfteren Zügen, im Ganzen doch wie von Stahl und Eisen gegossen war, der frommen Fürstin weniger zugesagt haben. Maximilian bewarb sich um den P. Contzen, und P. Johann Copper, Vorsteher der rheinischen Provinz, nahm keinen Anstand, den Verlangten, eine Zierde der eigenen Provinz, nach München übersiedeln zu lassen. Damit trat P. Contzen in das letzte Stadium seines Lebens.

Die oberdeutsche Ordensprovinz, welcher P. Contzen hiemit 1624 zugetheilt wurde, befand sich damals im blühendsten Zustand. Während sie im Jahre 1616 erst 516 Mitglieder zählte, war im Jahre 1624 deren Anzahl bereits auf 706 herangewachsen und sie stieg 1630 bis auf 824. Die Provinz besaß 16 Kollegien und 4 Residenzen oder kleinere Niederlassungen. An der Spitze derselben stand von 1618—24 P. Christoph Grenzing aus Feldkirch, von 1624—31 und wieder von 1634—36 P. Walther Mundbrodt aus dem Thurgau, dazwischen von 1631—34 P. Ambrosius Welser aus Augsburg. Die Patres entfalteten nach allen Richtungen die segensreichste Thätigkeit. Alljährlich wurden mehrere Hundert Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt. Ueberaus heilsam wirkte das sogenannte „goldene Almosen des hl. Johann Baptist", ein Verein zur Verbreitung guter Schriften, welchen P. Emmeran Welser den zahllosen Flugschriften der Häre-

[1]) Gbdf. p. 347.

tiker gegenüber im Jahre 1591 ins Leben gerufen hatte[1]). Am Kolleg von München wirkten damals ausgezeichnete Männer. Eine Zierde der höhern Disciplinen war P. Laymann; in den humanistischen Studien glänzte P. Biedermann; als Hofprediger war der heiligmäßige P. Jeremias Drechslius hoch berühmt. Von 1621 bis 30 traten aus diesem einen Kolleg 78 Schüler in die Gesellschaft Jesu und etwa 300 in andere Orden[2]). Ein weiteres Feld für die apostolische Thätigkeit bot einerseits die Pest, die seit 1625 Bayern verheerend durchzog, und anderseits das Bekehrungswerk in der Oberpfalz. Diese churpfälzische Provinz wurde 1621 im Namen des Kaisers von den Bayern besetzt. Dem Augsburger Religionsfrieden zufolge stand dem Landesherrn das Reformationsrecht zu, und mit demselben verbrieften Rechte, nach welchem die Churfürsten der Pfalz ihre Unterthanen nöthigten, binnen wenigen Jahrzehnten die Religion etwa 4 Mal zu wechseln, nahm Maximilian die Gegenreformation in Angriff; nur mit dem Unterschiede, daß er ungleich rücksichtsvoller, ruhiger und planmäßiger zu Werke ging.[3]) In dieser klugen Vorsicht erkennen wir ebenso die umsichtige Politik des Churfürsten, als die weise Mäßigung des P. Contzen, seines Beichtvaters. Aus den Wirkungen vermögen wir nämlich mit Sicherheit auf den Charakter der Leitung in geistlichen Dingen zu schließen. Eine große Bewegung brachte 1626 in ganz Bayern, besonders aber in München der Tod des greisen Herzogs Wilhelm V. hervor, der am 11. Februar im Rufe der Heiligkeit starb[4]). Während des Jubiläums 1626 wurden allein in der Jesuitenkirche zu München etwa 80,000 hl. Kommunionen ausgetheilt.[5]) P. Contzen dürfte seine bayerischen Mitbrüder nicht selten sowohl im Beichthören als in Ertheilung von geistlichen Exercitien unterstützt haben. Im Uebrigen setzte er, neben der geistlichen Leitung des Churfürsten, seine Lehr-, wie seine schriftstellerische Thätigkeit fort, so weit es die Umstände gestatteten. Speciell wissen wir, daß er in München die orientalischen Sprachen lehrte. Vom Jahre 1626 an erschienen rasch hinter einander mehrere bedeutende

[1]) Ebd. p. 23.
[2]) Ebd. p. 350.
[3]) Ebd. p. 415. . .
[4]) Kropf, t. I. p. 371—81.
[5]) Cordara, Hist. Soc. Jesu, P. VI. t. II. p. 18.

exegetische Werke, zunächst ein Commentar zu den hh. vier Evangelien[1]). Bald folgten Commentare zu mehreren Briefen des hl. Apostels Paulus, und zwar zu jenen an die Römer[2]), an die Corinther und Galater[3]). Seine Absicht ging dahin, den Literal- und den moralischen Sinn der einzelnen Schrifttexte durch Vergleichung mit den Parallelstellen, sowie unter Benützung der Concilien, der päpstlichen Dekrete, der alten Väter und der neuern Ausleger, unter Herbeiziehung der hebräischen, griechischen und syrischen Sprache, der Philosophie und Geschichte und selbst mit Berücksichtigung häretischer Schriften, sowohl den Heiden, als den Juden und Irrgläubigen gegenüber festzustellen. Man rühmt an seinen exegetischen Werken neben der seltenen Erudition, die sich darin kund gibt, besonders die lichtvolle und klare Methode, vermöge deren es ihm gelang, die dunkeln und schwierigen Stellen des neuen Testamentes auf eine höchst befriedigende Weise zu erklären und allseitig zu beleuchten.

In diesen Jahren wurden in der oberdeutschen Provinz zu Landsberg zwei Provinzial-Congregationen abgehalten, um den Ordensconstitutionen gemäß über den Zustand der Provinz sich zu berathen und einen Deputirten zu wählen, welcher dem Ordensgeneral in Rom Bericht erstattete. Auf der ersten, im April 1625, nahm P. Contzen von den 40 ältesten zur Versammlung berechtigten Professen den 21. Platz auf der rechten Seite des Provinzials ein. Er gehörte mithin noch zu den jüngsten stimmberechtigten Mitgliedern. Auf der folgenden Congregation, im Juli 1628, war er bereits bis zur 18. Stelle vorangerückt[4]). — Ein anderes Werk des P. Contzen, welches in diese Periode fällt, steht mit unserem specielleren Thema in näherer Beziehung und ist deßhalb einzehender zu besprechen.

---

[1]) Commentaria in 4 sancta Jesu Christi Evangelia.-Colon. 1626. 2 vol. in fol.

[2]) Commentaria in epistolam S. Pauli ad Romanos. ib. 1629 fol.

[3]) Commentaria in epistolas S. Pauli ad Corinthios et ad Galatas ib. 1631. fol.

[4]) Acta Congregationum Provinciae German. Super. p. 189. 196. Als Manuscript im Archiv der deutschen Provinz.

XI. P. Contzen's politischer Roman: Geschichte des König's Abissinus.[1])

Es ist ein uralter Kunstgriff weiser Männer, ihre theoretischen Systeme in ein sinnenfälliges Gewand zu kleiden, indem sie dieselben an einer erdichteten oder wenigstens dichterisch ausgestatteten Persönlichkeit gleichsam die Feuerprobe bestehen lassen. Selbstverständlich läßt sich diese Methode des Unterrichtes und der Belehrung auf die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens und Könnens anwenden. Auf politischem Gebiete hat seit dem klassischen Alterthume besonders der historisch-politische Roman des atheniſchen Schriftstellers Xenophon, die Cyropädie, großen Beifall geerntet. In dieser dichterisch ausgeschmückten Biographie des großen persischen Eroberers Cyrus suchte der Führer der Zehntausend die Vorzüge einer weise organisirten monarchischen Verfassung seinen demokratisch gesinnten Mitbürgern vor Augen zu stellen. Xenophon hat unter den verschiedensten Formen bis auf unsere Tage seine Nachfolger gefunden. Gewiegte Staatsmänner und angesehene Prälaten verschmähten es nicht, sich dieser an und für sich unschuldigen Taktik zu bedienen. Wie z. B. der große Staatskanzler England's, Thomas Morus, in Stunden der Muße seine Utopia niederschrieb, so bezauberte später Fenelon, der gefeierte Bischof von Cambrai, seine Mit- und Nachwelt durch die Erzählung der Irrfahrten und Erlebnisse des „Telemach." Ihm schwebte als nächstes Ziel vor Augen, dem Dauphin von Frankreich unter einer gefälligen Form die Grundsätze einer gesunden Politik einzuflößen. Etwas vor P. Contzen verfaßte der Literat J. Barclay (1582—1621) den allegorischen Roman „Argenis", in welchem Richelieu seine eigene Politik dargestellt glaubte. — Und sind nicht die lieblichen Parabeln unseres göttlichen Erlösers im Kleinen ebenso viele herrliche Muster dieser Lehrweise? P. Contzen betrat also keineswegs ein ganz unbekanntes Gebiet, als er es unternahm, unter der Hülle eines Königs von Aethiopien sein theoretisches Werk über Politik und Staatswesen gleichsam in's praktische Leben umzusetzen.

[1]) Im Texte tritt das Wort Abissinus stets in persönlichem Sinne, als Eigenname auf. Das Volk selbst nennt P. Contzen „Aethiopier".

Aethiopien bot sich ihm als überaus geeigneter Schauplatz dar. Durch die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung war den Europäern der Zugang zu diesem uralten christlichen Reiche wieder erschlossen. Von Goa aus gründeten die Jesuiten bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter den religiös verkommenen Eingeborenen eine Mission, welche im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts zu den glänzendsten Hoffnungen zu berechtigen schien. Durch die Mittheilungen der Missionäre war das Interesse für das lange beinahe verschollene Reich wieder mächtig angefacht worden. Der portugiesische Jesuit Nikolaus Godigny veröffentlichte 1615 eine Geschichte der Abyssinier und der ersten katholischen Patriarchen daselbst.[1]) Das Leben des Kaisers Seltan-Sequedus, der von 1604—1632 regierte, ist an und für sich schon beinahe ein Roman. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts von der angestammten Herrschaft verdrängt und bis auf den Tod verfolgt, irrte der junge Prinz 8 Jahre unter steten Gefahren umher. Endlich gelang es ihm, seinen väterlichen Thron sich zu erkämpfen. Als Herrscher zeichnete er sich in allen Regierungskünsten aus. Seine ungewöhnlichen persönlichen Eigenschaften, seine Leutseligkeit, verbunden mit jeglicher Tüchtigkeit, erregten die glänzendsten Hoffnungen.[2]) Um sein Glück zu vollenden, nahm er von den Missionären den wahren Glauben an, nachdem er das Sklavenjoch einer niedrigen Leidenschaft zerbrochen. Im Jahre 1622 empfing er die hl. Kommunion nach römischem Ritus,[3]) und im Jahre 1624 nahm er den neuen, von Gregor XV. bereits ernannten lateinischen Patriarchen, P. Alfons Mendez S. J., überaus huldvoll auf.[4]) Die Mission umfaßte in kurzer Zeit über 12 Stationen und die Schismatiker bekehrten sich zu vielen Tausenden.[5]) Papst Urban VIII. ließ für das Jahr 1631 ein Jubiläum verkünden, das mit außerordentlichem Segen abgehalten wurde.[6]) — Aber auch dieses Mal wurde die hoffnungsvolle Ernte auf das Traurigste verwüstet. — Das Verderben ging vom einheimischen Klerus aus, mit dem Abuna

[1]) De Backer I, 340.

[2]) Hist. Soc. Jesu, Pars VI. Auctore P. Cordara. P. I. p. 58.

[3]) Ebds. p. 388.

[4]) Ebds. p. 531.

[5]) Ebds. t. II. p. 127.

[6]) Ebds. p. 537.

oder äthiopischen Patriarchen, und den schismatischen Mönchen an der Spitze, welche die römisch-katholische Religion mit Wuth bekämpften. Zu ihnen standen des Kaisers Bruder Emana-Christus, der kaiserliche Schwiegersohn Julius und die Kaiserin selbst. Sie brachten mehrmals einen bedeutenden Theil des Heeres auf ihre Seite und verbanden sich mit den äußern Feinden des Reiches, den Gallas, Agäern u. s. w. Es kam wiederholt zu blutigen Kämpfen, in welchen Anfangs der Kaiser, sein vortrefflicher zweiter Bruder Cela-Christus und die treuen Feldherrn Caba-Christus und Bucoi nicht ohne sichtlichen Beistand von Oben siegreich blieben. Es wurden der Reihe nach die kriegerischen Gallas, Agäer, Dameten, Lastäer, dann die rebellischen Vicekönige Joanellus, Tecla-Georg, Sarsa-Christus glänzend besiegt.

Im Jahre 1628, als P. Contzen seinen politischen Roman veröffentlichte, stand Kaiser Seltan auf dem Gipfel seines Ruhmes und der Siegeslauf der katholischen Religion schien unaufhaltsam. Alle Umstände vereinigten sich, um denselben als das getreue Spiegelbild des herrlichen Churfürsten Maximilian erscheinen zu lassen und ihn — bei einiger Idealisirung — zu einem Muster für sämmtliche europäische Fürsten, Staatsmänner, Feldherrn und Diplomaten hinzustellen, an welchem die studierende Jugend sich zu allem Hohen begeistern könnte. Auch die äußere politische Lage in Deutschland entsprach sehr auffallend den damaligen Verhältnissen Aethiopiens. Oder hatten nicht Kaiser Ferdinand II. und Maximilian eine Reihe gefährlicher Gegner niedergekämpft? Stand nicht das Restitutionsedict vor der Thüre, welches den äußern Stand der katholischen Sache wesentlich verbesserte? Merkwürdiger Weise trat in beiden Reichen zur selben Zeit der fatale Umschwung ein. Während 1630 im hl. römischen Reich Gustav Adolf mit Heeresmacht auftrat, das Banner des Religionskrieges entrollte und den beabsichtigten Neubau des katholischen Deutschlands wenn nicht vollständig zerstörte, so doch auf sehr bescheidene Dimensionen reducirte, erhob in Aethiopien der kaiserliche Prinz Melcha-Christus die Fahne des Aufruhrs, drang siegreich vor und warf sich zum Beschützer der alten Religion auf.[1]) Wie in Deutschland der tapfere Tilly im heldenmüthigen Kampfe fiel, so in Aethiopien die kaiserlichen Feldherrn Caba-Christus und Bucoi, Hauptstützen der katholischen

[1]) Ebdf. t. II. p. 316.

Sache.[1]) Um das Unglück voll zu machen, ließ Kaiser Seltan sich wieder von seiner alten Leidenschaft für das weibliche Geschlecht umstricken und bäßte damit seine moralische Widerstandskraft ein. Die Schismatiker erhoben immer kühner das Haupt, boshaft wälzte man die Schuld für all die blutigen Kriege und Unruhen auf die katholische Religion, gleich, als wäre es deren erste Aufgabe, alles zeitliche Unheil von ihren Bekennern abzuhalten. Im Jahre 1632 schieden sich die Wege Deutschlands und Aethiopiens. Dort fiel Gustav Adolf, das Haupt der kaiserlichen Gegner, auf blutiger Wahlstatt, Ferdinand II. und Maximilian bewahrten unbefleckt den Glanz ihrer Namen! Kaiser Seltan hingegen gewährte erst Religionsfreiheit, erhob Schismatiker zu den höchsten Ehrenstellen, verbot die Ausübung der katholischen Religion, ließ die Missionäre aus ihren Stationen vertreiben und starb in verzweiflungsvoller Reue über seine klägliche Apostasie.[2]) — Das ist in kurzen Zügen der historische Hintergrund des reich bewegten Gemäldes, welches P. Gontzen uns vorführt.[3])

In der Widmungsschrift an Churfürst Maximilian ertheilt er uns vortreffliche Aufschlüsse über die Taktik der Pseudopolitiker. „Nach der Meinung des Volkes gibt es zwei Arten von Politikern. Die Kunst der Ersteren besteht in Kniebeugungen, Reverenzen, Höflichkeitsformen u. s. w. Aber noch Schlimmere drängen sich in die Politik hinein, maßen sich zum öffentlichen Schaden jenen Namen an, dehnen ihren Einfluß nach allen Seiten aus, leiten die Bürger zum Betruge an Kirche und Staat an: es sind die Geheimnißkrämer und Wichtigthuer. Sie geben vor, die staatsmännische Weisheit sei eine überaus verborgene Kunst, ganz ähnlich wie die Mysterien der Ceres und des Mithros. Durch die allergeheimsten Mittel würden das Staatswesen und der Fürst behütet. So habe die Sicherheit der Trojaner im Palladium der Minerva, jene Roms in den Schilden des Mars und die von Aegypten im Leichname Alexanders des Großen bestanden. Forschen wir weiter nach diesen Geheimnissen, so verirren sich die Pseudopolitiker auf ödes, wüstes Gebiet, wie jene Heidenvölker bei ihrem Gaukelwerk. Anstatt der

[1]) Ebds. p. 429.

[2]) Ebds. p. 654—664.

[3]) De Backer I. 210. u. 16 Abissini regis historia, sive methodus doctrinae civilis. Colon. Agripp. 1628. in 12°. pp. 220.

Tugend lehren sie die Heuchelei oder geradezu das Laster. Es gab niemals ein so glückliches Zeitalter, in welchem es an diesem Menschenschlage gefehlt hätte. Nikolaus Machiavelli hat die von Alters her verabscheute Secte auf den Leuchter gestellt. Allein er hat seinen Schüler Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois († 1507) durch diese unsinnige Weisheit ins Verderben gestürzt, und wer immer seinen Rathschlägen und Beispielen folgte, nahm ein klägliches Ende. Ich wundere mich aber, daß dieser Mensch, der als Gottesverächter bekannt ist, der von den Päpsten und dem Concil von Trient nicht bloß verdammt, sondern unter die erste Klasse der verbotenen gottlosen Bücher, sammt den Häresiarchen, verwiesen wurde, noch Anhänger zählt. Diese bezwecken nichts Anderes, als den Namen eines Staatsmannes, welcher den Philosophen, Rechtsgelehrten und Theologen, die dem geistlichen oder weltlichen Staate dienen, gebührt, zu compromittiren, und überdieß die heiligste Sache zu schänden. Denn sie sind der Ansicht, bloß jene Schriften seien staatsmännischer Natur, in welchen abgefeimte und verborgene Fallstricke erörtert, verschlagene Kunstgriffe gelehrt, unerhörte, spitzfindige Methoden des Betruges vorgetragen werden. — Das ist jene Abirrung der menschlichen Weisheit, welche der heil. Geist eine verworfene, falsche Klugheit nennt, weil sie von Gott abgefallen ist. Gott hat es so angeordnet, daß verkehrte Pläne zu Schanden werden, und das nicht mit Unrecht. Denn derjenige hat das Unheil verdient, der ohne Gott und wider Gott sich eine Glückseligkeit erträumt. Es macht das Glück des einzelnen Menschen, wie des gesammten Staates aus, nach Gott zu streben. Die unsinnige und von Eigenliebe berauschte Weisheit gelangt nicht zum Ziele, wiewohl sie läuft; denn sie läuft außerhalb des Pfades. Das einzige Heil des Herrschers besteht darin, den Staat nach dem Gesetze Gottes zu verwalten, die Fahne der Gerechtigkeit und der Billigkeit hoch zu halten. Das ist der Endzweck, das die Richtschnur, dieses das Leben des Abissinus. Diese Wissenschaft ist der Jugend einzupflanzen."

Sehr beherzigenswerth sind Contzens Ausführungen über den practischen Nutzen seiner Methode und über den nächsten Zweck, den er bei seiner Arbeit verfolgt. Es zeigt sich wieder der apostolische Mann, der rastlos bemüht ist, Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient der Umstand, daß P. Contzen die Theologen vom öffentlichen Leben nicht hermetisch abgeschlossen sehen will. Vielmehr sollen sie sich ebenfalls mit den Bedingungen eines gedeihlichen bürgerlichen Lebens vertraut machen, um ihres hohen Amtes desto fruchtreicher warten zu können. Hat nicht die steigende Vernachlässigung dieses Winkes es mitverschuldet, daß der Liberalismus und das freimaurerische Antichristenthum allerorten im öffentlichen Leben, so zu sagen, die Alleinherrschaft an sich zu reißen vermochte? Nachdem das Uebel übergroß geworden, denkt man — Gott sei Dank — heute wieder an jenes wirksame Präservativmittel.

Die ganze historisch-politische Erzählung wickelt sich in 133 Paragraphen ab. Dieselben zerfallen in zwei Abschnitte von sehr ungleicher Ausdehnung. Bis § 37 erstreckt sich der erste Abschnitt, welcher die allgemeine Einleitung und die Jugendgeschichte des Abissinus umfaßt. Der Leser wird mit einer kurzen Erwägung über den Nutzen der Geschichte auf das Theater eingeführt. „Unter den Wissenschaften, welche den Geist des Menschen von den Lastern abziehen, zu gefälligen Sitten und zur Tugend anleiten und begeistern, nimmt die Geschichte einen vorzüglichen Rang ein. Sie gesellt das Angenehme zum Nützlichen, durch die bezaubernde Macht und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse beschäftigt sie den Leser, reißt ihn mit sich fort und hält ihn gefangen. Ferner prägt sie sich mit Ueberwindung aller Mühe und alles Ueberdrusses, dem Gedachtnisse fester ein. Aus diesem Grunde, glaube ich, haben die Griechen den allgemeinen Namen der Wissenschaft der Geschichte beigelegt, als der Königin. Sie stellt uns die Tugenden der Bürger, die ruhmvollen Thaten der Helden und ebenso die Verbrechen der Gottlosen vor Augen. Diese verdammt sie als ehrlos, jenen spendet sie das verdiente Lob. Auch enthält sie die Strenge der ewigen Gottheit in Bestrafung der Schuldigen und deren Freigebigkeit in Belohnung der Guten. Indem sie beiderseits Beispiele anführt, bekräftigt sie mit dem Zeugnisse des ganzen Erdkreises, daß kein Verbrechen straflos bleibt und keine wackere That des Lohnes verlustig geht, und daß endlich die Laster, nachdem sie allen Heilmitteln gespottet, unter den Trümmern der Reiche begraben, mit den untergehenden Völkern vertilgt werden." — Fast könnte man zu dem Glauben versucht werden, Schiller habe sein bekanntes Wort: „Die

Weltgeschichte ist das Weltgericht," [1]) aus Contzen entlehnt, und de Maistre habe in seinen Gesprächen von St. Petersburg sich bei ihm zu jenen herrlichen Ausführungen über den Krieg begeistert.[2]) Jedenfalls dürfte das Urtheil eines berühmten National-Oekonomen unserer Zeit über P. Contzen: „höchst selten findet sich eine Spur von geschichtlichem Geiste",[3]) als sehr gewagt erscheinen. — Nachdem der geistige Standpunkt gewonnen, werden wir mit dem äußeren Schauplatze und der gesammten Scenerie der folgenden Ereignisse bekannt gemacht. Es werden nämlich der Reihe nach die geographische Lage und Beschaffenheit Aethiopiens, die erlauchte Familie des Abissinus, die Religion seiner Väter geschildert. Sodann geht die Erzählung über auf die Schicksale seiner Jugend. Diese sind schon ziemlich bewegt, indem bereits unter seinem Vorgänger innere Zwistigkeiten und äußere Kriege sich ablösen. Das gibt dem P. Contzen auch erwünschte Veranlassung, sich des Näheren über das äthiopische Kriegswesen zu verbreiten. Welch' ein Feld für die regeneratorische Thätigkeit des Helden sich eröffne, zeigt z. B. die eine Thatsache, daß die politischen Händel selbst bei einer feierlichen Hochzeit wieder in helle Flammen ausbrechen und zu einem Gemetzel führen. Mit dem Könige[4]) sterben mehrere Parteihäupter und Abissinus wird auf den Thron erhoben. Die Schilderung seiner Schicksale und Thaten füllt den ganzen folgenden Theil des Werkes. Will man die ganze Handlung mit einem Drama vergleichen, so zerfällt dasselbe in 4 Acte, die je wieder mehrere Scenen in sich begreifen. Der erste Act (§ 37—65) führt uns den jungen König im ersten Glanze seiner Herrschaft vor. Nachdem er von einem Theile der Großen als König begrüßt worden,

[1]) Gedichte von Friedrich von Schiller. Stuttgart. Cotta. 1867 „Resignation". 17. Strophe.

[2]) Les Soirées de Saint-Petersbourg. Anvers 1821. tom. II. Septième Entretien.

[3]) Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland. München 1874. S. 205. Sollte es etwa von mehr geschichtlichem Geiste zeugen, wenn es ebendaselbst über P. Contzen heißt: „Ein in vieler Hinsicht interessantes Gegenstück zu Besold bildet der so oft von ihm citirte Adam Contzen, ein angesehenes Mitglied des Jesuitenordens, Beichtvater bei den Fürstbischöfen von Bamberg und Würzburg, eine Zeitlang (d. h. seine 11 letzten Lebensjahre) sogar am Hofe (sollte heißen: Beichtvater) Maximilians von Bayern, dann Professor zu Mainz?

[4]) Der Beherrscher Aethiopiens wurde historisch Kaiser genannt. P. Contzen ertheilt seinem Helden bloß den Königstitel.

erläßt er ein Schreiben an den in verschiedenen Parteien getheilten Adel seines Reiches. Doch siegt auf einer Versammlung der Fürsprecher des Abissinus; die hartnäckig Widerstrebenden beugt dieser mit Waffengewalt. Es ging mithin so ziemlich her wie bei manchen deutschen Königswahlen. Nun beginnt das Werk der geistigen Wiedergeburt des zerrütteten Reiches. Nach allen Seiten hin ist der Schutt hoch aufgethürmt. Es bietet sich daher Gelegenheit, die staatsmännische Weisheit und Erfahrung auf den verschiedensten Gebieten zu erproben. Eine Reformation an Haupt und Gliedern, bei Klerus und Laien war dringend geboten. Man begann mit ersterem. Auf einer Synode wurde der unwürdige Patriarch abgesetzt; neue Bischöfe werden erwählt, welche die geistige Erneuerung des Volkes mit Kraft und Eifer in die Hand nehmen sollten. Zur Steuer der Wahrheit wird nun dargelegt, daß die Entartung des Klerus gewöhnlich von der Laienwelt ausgeht. Dieser § 57 ist so vortrefflich ausgeführt und allgemein zutreffend, daß wir denselben nicht übergehen zu dürfen glauben. Als die reformatorischen Absichten der Synode ruchbar wurden, streuten böswillige Menschen allerlei aufreizende Gerüchte unter dem Volke aus. „Es hieß, die Sitten der Bürger seien untadelhaft, der Staat befinde sich wohl, der geistliche Stand hingegen sei verderbt, was nunmehr offen zu Tage liege; hier seien die Krankheiten zu suchen und Heilmittel anzuwenden. Solches wurde nicht bloß im häuslichen Kreise und bei Gastmählern geäußert, sondern auch in Flugschriften behandelt. Das Volk ist nämlich überaus versessen auf die Verfolgung der fremden Schuld, nicht aus Haß gegen die Sünde, sondern zu seinem eigenen Troste, indem es wegen der Gemeinsamkeit der Verbrechen seine eigenen minder hoch anschlägt. Auch heutzutag tritt dieser schlimme Charakterzug hervor. Denn eben Jene, deren Auswurf die Luft verpestet, hecheln die Mahlzeiten der nüchternen Leute durch, und dieselben, die vor Schlechtigkeit übel riechen, rufen laut, die Scham sei aus der Welt entschwunden, wenn von den Dienern des Herrn einmal einer der Schuld unterliegt. Wer in gestohlenem Golde prangt, hält sich über das etwas feinere Gewand eines Priesters auf. Solche voreilige Tadler wies die Synode durch ein strenges Edict zurecht. Es würden die Mängel des geistlichen Standes verbessert werden, aber nicht weniger diejenigen der Bürger; bei jenen würde die Zurechtweisung anheben, um bei diesen zu endigen."

Nachdem den Vorschriften der Synode gemäß die Reihen des Klerus gesäubert waren, richtete der König sein Augenmerk auf die Verbesserung der Gesetze und des Gerichtswesens. Einige eclatante Verfälle hatten besonders die Schäden des letzteren blos gelegt. — Doch, der Feind des Guten ließ alle diese rühmlichen Bestrebungen nicht ohne zähen Widerstand und erbitterten Kampf von Statten gehen. Im zweiten Acte (§ 65—85) schürzt sich der Knoten. Der im Geheimen glimmende Funke der Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge wächst rasch zu einer gewaltigen Feuersbrunst heran. Die Stadt Medina erhebt die Fahne des Aufruhrs; durch Gesandte stellt sie an den König ihre Forderungen, allein dieser vertheidigt sein gutes Recht und seine weisen Einrichtungen mit der Spitze des Schwertes. Der Kampf entbrennt zu Wasser und zu Land. Wir erhalten abermals einen interessanten Einblick in die verschiedenartigsten äthiopischen Verhältnisse. Der König geht zwar siegreich aus dem Bürgerkriege hervor; allein das Reich ist in Folge der Unruhen auf der so glücklich betretenen Bahn der wohlthätigsten Reformen wieder weit zurückgeschleudert. Es bewährt sich die alte Erfahrung, daß jegliches Gute sich mühsam emporringen, unter steter Wachsamkeit und in stetem Kampfe gegen feindliche Mächte sich behaupten muß. Aber auch der andere Erfahrungssatz findet sich bestätigt, daß diejenigen Sterblichen selten sind, welche ihr hohes Ziel unverrückt im Auge behalten und ihrer Aufgabe nach allen Seiten hin vollkommen entsprechen. P. Contzen führt uns keinen gewöhnlichen Romanhelden vor Augen, der gleichsam aus ätherischem Stoffe gewoben, nirgends auf ernstlichen Widerstand stößt und sich niemals auf einer menschlichen Schwachheit betreffen läßt. Es stellt sich vielmehr heraus, daß König Abissinius bis dahin noch Manches versäumt hatte. Die bittere Erfahrung macht ihn jetzt doppelt wachsam. Allein er sollte vom Leidenskelche noch mehr und noch Bittereres verkosten. Das Unheil nähert sich von einer andern Seite. Am Hofe beginnt das tückische Spiel der Eifersucht und der Intrigue. Bald weist dasselbe mehrere edle Opfer auf, die Königin selbst büßt ihre Theilnahme daran mit dem Verluste ihrer einflußreichen Stellung. Ja über den König selbst bricht eine zeitweilige Katastrophe herein. Dieselbe vollzieht sich im dritten Acte (§ 85—101). Es erheben sich abermals einige mächtige Städte wider den König und dieses Mal entscheidet sich das Kriegsglück gegen ihn. Er wird geschlagen und muß sein

Heil in der Flucht ſuchen; ſeine alten Anhänger werden verfolgt, die neuen Bundesgenoſſen zeigen ſich als unzuverläßig, er wird von allen Seiten preisgegeben, das Unrecht, der Verrath und das Verbrechen triumphiren. Die neuen Gebieter ſuchen ihre Herrſchaft dauernd zu begründen. Daher kehren ſie anfänglich die milde Seite heraus. Wie ihr Verbrechen gemeinſam war, ſo wollen ſie auch durch gegenſeitige Unterſtützung ſich behaupten. Zu dieſem Ende treten die Uſurpatoren zu einem Congreſſe zuſammen; es werden Bündniſſe und Verträge abgeſchloſſen, Heirathen eingeleitet. Um den vertriebenen König ſcheint es für immer geſchehen zu ſein.

Allein der vierte und letzte Act zeigt auf das Handgreiflichſte, daß Gerechtigkeit die Reiche aufbaut, Ungerechtigkeit dieſelben zerſtört. Wie hätte auch unter den Gegnern des Königs Abiſſinus eine Freundſchaft, die ſich auf Verrath und Meineid, auf Ehrgeiz und die ſchnödeſte Selbſtſucht gründete, von Dauer ſein können? Mißtrauen, Argwohn, Habſucht und das ganze Heer der übrigen Leidenſchaften waren geſchäftig, dem verbrecheriſchen Bunde ein gewaltſames Ende zu bereiten. Es währt nicht lange und die Tyrannen ſtehen ſich in offenem Felde gegenüber. Furchtbar waltet die göttliche Nemeſis. Ein verrätheriſches Haupt nach dem andern ſinkt in den Staub. König Abiſſinus nimmt die von der Vorſehung ihm gebotene Gelegenheit wahr. Seine Getreuen ſchaaren ſich um ihn. Allein nur über grauſige Ruinen vermag er ſich den Weg zum Throne wieder zu bahnen. Selbſt die dienende Klaſſe hatte den Zeitpunkt der Anarchie benützt, um das drückende Joch abzuſchütteln. Doch zeigen ſie ſich ihren Herrn gegenüber edelmüthiger, als dieſe es bei ähnlichen Anläſſen zu ſein pflegen. Offenbar gab es in Aethiopien trotz aller Mißſtände noch kein verworfenes Proletariat des Communismus. Nachdem der letzte Feind beſiegt und die innere Ruhe wieder hergeſtellt, beginnt mit friſchem Muth der Neubau des zerrütteten Staatsweſens. Der König bereiſt ſein Reich, um ſich durch perſönlichen Augenſchein von den Schäden und den Bedürfniſſen des Landes und ſeiner Bewohner zu überzeugen. Eine Menge heilſamer Verordnungen und Einrichtungen wird getroffen. Dem graſſirenden Aberglauben wird geſteuert. Auch König Abiſſinus hatte die wichtige Stellung der Frauen erkannt. Um ein ſolides Familienweſen zu begründen, mußte der Staat wohlerzogene und tüchtig geſchulte Frauen haben. Daher wurde für dieſelben eine eigene Unterrichtsanſtalt begründet.

Ferner durfte das Laſter nicht mehr privilegirt werden: alle ſchädlichen Privilegien wurden abgeſchafft und den Verführern der Unſchuld mächtige Zügel angelegt. Es wurde vor Allem der königliche Hof ſelbſt geſäubert und zu chriſtlicher Zucht angehalten. Der König war raſtlos thätig, wo es galt, einem Laſter entgegen zu treten oder etwas Gemeinnütziges zu unternehmen. Wahrſagerei, Trunkſucht, Wucher wurden verfolgt; für Sicherheit in Handel und Wandel wird Sorge getragen. Ein ſiegreicher Feldzug gegen ein Negerreich beſchließt das thatenreiche Leben. Das Teſtament des Königs läßt uns auch erkennen, welche Pflichten ein ſterbender Fürſt Gott, ſich ſelbſt und ſeinen Unterthanen gegenüber zu erfüllen hat.

Der Leſer wird die Geſchichte des Königs Abiſſinus nicht ohne reiche Belehrung und vielfache Anregung aus der Hand legen. Auch P. Contzen begleitet in ſeiner Schrift den König von der Wiege bis zum Grabe, wie ſein jüngerer Zeitgenoſſe Saavedra Fajardo (1584—1648) in dem gediegenen Werke: „Die Idee eines chriſtlich politiſchen Fürſten, ausgedrückt in 101 Sinnbildern.“ Allein ſo geiſtreich und erfinderiſch der ſpaniſche Staatsmann ſich zeigt in Auffindung immer neuer ſymboliſcher Geſtalten; ſo weltmänniſch erfahren ein Diplomat auch ſein mußte, der 34 Jahre an den vorzüglichſten Höfen Europa's zugebracht, der zwei Papſtwahlen, einer römiſchen Königswahl, mehreren deutſchen Reichstagen u. ſ. w. beigewohnt; ſo bewandert er auch iſt in den Schriften der alten Philoſophen, wie in der Geſchichte: in den Rahmen einer rein didactiſchen Abhandlung, die überdies noch in ein hundertfaches allegoriſches Gewand eingehüllt iſt, läßt ſich unmöglich ſo viel Leben und Abwechslung bringen, als dieſes bei der lebendig fortſchreitenden Handlung einer Biographie der Fall iſt. Uebrigens gehen beide Schriftſteller von ähnlichen Geſichtspunkten aus und beide verfolgen einen ähnlichen Zweck.

XII. P. Contzen's letzte Lebensjahre.

Selten wird ein Sterblicher in dem kurzen Zeitraum von 7 Jahren einen ſolch großartigen und erſchütternden Wechſel des öffentlichen wie des häuslichen Geſchickes erleben, wie P. Contzen denſelben ſich vollziehen ſah von 1628 bis 1635. Beim Beginne

dieses Abschnittes waren die kaiserlichen und ligistischen Heere überall in siegreichem Vordringen begriffen, in der engeren Heimath war die Bekehrung einer ganzen blühenden Provinz, der Oberpfalz, in vollem Zuge, die Ordensprovinz, zu welcher P. Contzen damals gehörte, entfaltete sich intensiv und extensiv auf das Hoffnungsvollste. In den 11 Jahren, 1624—35, erhielt die Provinz einen Zuwachs von 6 Collegien [1]) und mehreren Residenzen. Bei den meisten dieser Gründungen stand das bayerische Fürstenhaus an der Spitze. Churfürst Maximilian, wie vor ihm sein heiligmäßiger Vater, Herzog Wilhelm V., dehnte seine Freigebigkeit sogar über die Grenzen der oberdeutschen Provinz hinaus. Ueberhaupt bewährte sich dieser Fürst ganz so, wie P. Jakob Rhem (geb. 1546 zu Bregenz), welcher am 12. Oktober 1618 im Rufe der Heiligkeit und der Wundergabe im Kolleg zu Ingolstadt gestorben, es vorausgesagt hatte. Wie dieser gottselige Pater die Bekehrung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und der Stadt Donauwörth, den Ausbruch eines gewaltigen Krieges und dessen Verlauf, die Sendung eines großen Kaisers nach dem Herzen Gottes, welcher den Hauptandrang siegreich bestehen würde, und vieles Andere vorhergesagt, so äußerte er nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen auch wiederholt, Maximilian würde 1620 einen großen Sieg davontragen. Ein großer Theil der Kriegslast würde ihm zufallen und es werde ihm an Leiden nicht fehlen; doch Alles würde zu seinem Heile ausschlagen und er groß werden unter den Fürsten. [2])

Auch die innere Blüthe ließ nichts zu wünschen übrig. Den lebendigen religiösen Geist bezeugen ebenso die allgemeine Hochachtung aller Guten, als die Feindschaft der Bösen, sowie die große Anzahl der erwiesener Maßen durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichneten Mitglieder. Wir erinnern bloß an P. Jeremias Drexel, den langjährigen Hofprediger zu München, von welchem ein hochgestellter Mann dem P. Rector des Kollegs versicherte, er habe ihn bei der Predigt wiederholt von überirdischem Lichte umflossen gesehen. Als er im Jahre 1638 auf das Krankenlager geworfen wurde, erklärte der Churfürst, es sei für die Christenheit von

[1]) Es waren dieß die Kolleg[illegible] von Amberg, Burghausen, Landshut Trient, Kaufbeuren, Straubing.

[2]) Kropf I. II. p. 201.

größerem Nutzen, daß Drexel lebe, denn er selbst.[1]) Auf dem Gebiete der Theologie blühten z. B. die Patres Laymann, Jakob Keller, Georg Stengel, Adam Tanner und Forer, in der Geschichte P. Rader, Andreas Brunner, Bissel, in der Poesie und in den klassischen Studien Biedermann, Pontanus, Balde,[2]) Rader u. s. w.[3]). In den Naturwissenschaften bewandert waren Guldin, Scheiner, Ruthard. P. Contzen stand selbst diesen Männern der Wissenschaft keineswegs nach. Er veröffentlichte in den nächsten Jahren noch mehrere Werke verschiedenen Inhalts. Das Jahr 1629 sah die neue bedeutend erweiterte Auflage seines politischen Hauptwerkes. Sodann beabsichtigte er auch an den Fürstenhöfen, deren Klippen für das Seelenheil ihm gar wohl bekannt waren, apostolisch zu wirken. Deßhalb verfaßte er eine Anleitung über die Art und Weise, wie Hofleute in ihrem Stande sich heiligen können[4]). Doch keine bloß theoretische oder ascetische Abhandlung wollte er dem heiklen Gaumen der vornehmen Welt darbieten; vielmehr lehnte er seine Belehrungen und Ermahnungen abermals an eine gewinnende historische Gestalt an. Die Wahl des Vorbildes ist augenscheinlich eine sehr glückliche. Oder könnten wir uns ein herrlicheres Muster für die Welt der hohen Staats- und Kronbeamten vorstellen, als den Propheten Daniel, welcher am Hofe des babylonischen und nachher des persischen Königs eine so wichtige Rolle spielte? In der That bietet die hl. Schrift selbst die schönsten Züge für alle Lagen, in welche ein Hofmann im Bereiche seiner nur allzu schlüpfrigen Laufbahn gerathen kann. — Den Commentar zu einigen pauliniſchen Briefen, welcher 1631 erschien, haben wir bereits erwähnt.

P. Contzen kündigt uns in seiner literarischen Thätigkeit selbst den gewaltigen Umschwung an, der nunmehr eintrat. Denn seine ungewöhnlich fruchtbare und vielseitige Feder muß sich zuletzt wieder auf die Defensive, auf die Abfassung von apologetischen Schriften beschränken. Die äußere Geschichte der Jahre 1630—35 ist so

[1]) Ebds. tom. II. p. 419.

[2]) Vgl. die treffliche Schrift: Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke. Eine literärhistorische Skizze von Georg Westermayer. München 1868. 8°. 319 S.

[3]) Vgl. Rupert Ebner S. J. Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Joh. Kelle: die Jesuiten-Gymnasien in Oestreich S. 272—78.

[4]) De Backer. I, 210. n. 18. Daniel sive de statu, vita, virtute Aulicorum atque Magnatum. Colon. 1630. in 12°

ereignißvoll, daß wir mit einer Schilderung derselben ein ganzes Buch anfüllen könnten. Doch sind dieselben so allgemein bekannt, daß wir uns mit wenigen Angaben begnügen. Während 1630—31 bereits der ganze Norden Deutschlands widerhallte vom schwedischen Kriegslärm, war man im Süden unseres Vaterlandes ernstlich darauf bedacht, die früheren Siege gewissenhaft auszubeuten. Sowohl Kaiser Ferdinand II., als Churfürst Maximilian suchten für die katholische Kirche immer mehr Boden zu gewinnen. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 wurde diese, wie viele andere hochwichtige Angelegenheiten berathen. Da Churfürst Maximilian persönlich zugegen war, so ist auch P. Contzens Gegenwart im dortigen Kolleg nicht zu bezweifeln. Wie bekannt, ging es überaus stürmisch her. Handelte es sich ja um die Entlassung Wallensteins, dessen eigenmächtige Kriegsführung wie ein Alp auf dem Herzen der deutschen Fürsten lastete; ferner um Abwehr des Schweden Gustav Adolf, der über die Ostsee herüber gesegelt war und nichts Geringeres im Schilde führte, als die katholischen Fürsten Deutschlands zu verdrängen, die protestantischen sich dienstbar zu machen und ein neues protestantisches Kaiserthum zu begründen. Wie wir oben gesehen, hatte die Vorsehung in zwei großen Fürsten dem Andringen der unterirdischen wie der irdischen Mächte zwei uneinnehmbare Bollwerke entgegengestellt. Freilich kam noch des Jammers genug über alle Theile des römischen Reiches. Während bis 1631 bloß die nördliche Hälfte und mit ihr die böhmische und beide rheinische Ordensprovinzen in den Kriegsstrudel hineingerissen wurden, öffnete Tilly's Niederlage bei Breitenfeld, am 17. Sept. 1631, dem Schweden und seinen freiwilligen oder erzwungenen deutschen Vasallen Mittel- und Süddeutschland. Maximilian und der schwer verwundete Tilly suchten, Mitte April 1632, vergeblich dem Feinde den Uebergang über den Lech zu wehren. Zurückgeworfen zogen sich beide in das feste Ingolstadt zurück, wo Tilly am 30. April seine Heldenseele aushauchte. Maximilian zog sich auf Regensburg, dann gegen die böhmische Grenze zurück, um sich mit dem wieder erhobenen Wallenstein zur Befreiung seines Stammlandes zu vereinigen. Während P. Contzen, wie ehemals P. Buslid, den Churfürsten auf seinen Zügen begleitete, entlud sich das Unwetter mit voller Kraft über den meisten Kollegien der oberdeutschen Provinz. Manche glaubten sich bereits auf besondere Prüfungen gefaßt halten zu müssen, als 1631 P. Ambrosius Welser Provinzial wurde. Denn so

fromm und ausgezeichnet dieser auch war, so hatte man doch die Beobachtung gemacht, daß unter seiner Leitung stets harte Schläge erfolgten. Ueberdies begann 1631 mit neuer Erbitterung ein literarischer Feldzug gegen die Jesuiten, abermals unter Anführung des leidenschaftlichen Humanisten Schopp. Als Aushängeschild diente der Kriegsbeschluß, welcher auf dem Reichstage zu Regensburg gefaßt wurde und an welchem, wie an allem andern Uebel, das die Kinder Adams plagt, die Jesuiten Schuld sein sollten. Besonders die Münchener Patres, und daher natürlich in erster Linie P. Contzen, sollten zum Kriege aufgehetzt haben. Nun ist es aber erwiesen, daß die Frage über Krieg oder Frieden, zunächst mit dem zweideutigen Churfürsten von Sachsen, theoretisch von Juristen, praktisch durch das rasche, einseitige Vorgehen Tilly's entschieden wurde. Von den Münchener Patres wurde nachträglich bloß einer, wahrscheinlich P. Contzen, zu Rathe gezogen. Dessen Ansicht dürfte höchst wahrscheinlich für den Frieden günstig gelautet haben, da man von anderer Seite überhaupt den Münchener Patres eine fast zu große Friedensliebe vorwarf.[1]) Uebrigens griff P. Contzen bei dieser Gelegenheit, so viel uns bekannt ist, zum letzten Mal[2]) zur Feder, indem er eine „theologische Antwort auf die sächsischen Probleme über die zuverlässige Beruhigung Deutschland's" verfaßte. Darin verbreitet er sich über die Ursachen der gegenwärtigen Kriege und beleuchtet einen rebellisch gehaltenen Brief über den Regensburger Reichstag.

Zu den Kriegsdrangsalen gesellte sich in erhöhtem Grade die Pest. Daß auch den deutschen Jesuiten ungewöhnliche Prüfungen bevorständen, schien der selige Petrus Canisius sogar in Quito kundgeben zu wollen. Denn, wie etwas später P. Reinemann berichtete, schwitzte ein Bild desselben im April 1633 mehrere Tage reichliches Blut.[3])

Von den überaus zahlreichen deutschen Jesuiten, welche in diesen schweren Jahren als Opfer der Nächstenliebe fielen, erwähnen wir z. B. die fünf, welche 1627 zu Donauwörth starben, den P. Tobias Baumgartner aus Hall in Tyrol 1628, zwei in Trient 1630, den berühmten P. Jakob Keller, ein Schrecken der Häretiker,

[1]) Kropf t. II. p. 216.

[2]) De Backer I. 210 versichert zwar, P. Contzen habe noch einige andere Werke verfaßt, allein er macht dieselben nicht namhaft.

[3]) Kropf t. II. p. 229.

welcher am 26. März 1631 als Rector des Kollegs von München starb.[1]) Ihm folgten 12 in Ingolstadt im Frühjahr 1632,[2]) 4 in Eichstädt, 5 in Regensburg. Von den 7, welche 1632 in München starben, erschien dem greisen P. Heidelberger kurz vor dem Tode eine Schaar himmlischer Knaben und Jünglinge in der Haltung, als wollten sie seine Befehle entgegen nehmen. Wie sein Beichtvater es erklärte, geschah das zur Belohnung für seine langjährigen Dienste bei Erziehung der Jugend.[3]) In den nächsten Jahren erreichte die Sterblichkeit unter den Jesuiten eine solche Höhe, daß die Mitgliederzahl der Provinz von 800 auf 400 herabsank, um erst im Jahre 1660 die erstere Zahl wieder zu erreichen. Weil der churfürstliche Hof sich aus der Residenz entfernte, waren P. Contzen und P. Leder von der Theilnahme an der 23. Provinzial-Congregation, welche im Juni 1633 zu München abgehalten wurde, entbunden.[4]) Im Jahre 1634 starben in der Stadt München gegen 15000 Menschen und im dortigen Kolleg 30, unter welchen P. Rader.[5])

In demselben Jahre starb zu Hall im Salzburgischen bei Verpflegung der Pestkranken P. Christoph Pelkhoven. Derselbe hatte einige Jahre zuvor besonders zu Cham in der Oberpfalz ungemein segensreich gewirkt.[6]) P. Contzen, welcher seit Jahren an heftigen Steinschmerzen litt, wie es heißt, in Folge seiner angestrengten literarischen Thätigkeit bei sitzender Lebensweise, hatte wenigstens den Trost, im Kreise seiner Mitbrüder zu sterben. Denn bei zunehmender Heftigkeit des Uebels wurde ihm gestattet, in das Kolleg nach München zurück zu kehren. „Seine Standhaftigkeit und die Geduld, mit welchen er sein Leiden trug, ist bewunderungswürdig. Kein Grad des Uebels, nicht einmal die Qualen der letzten Zeit vermochten ihm ein Wörtchen zu erpressen, das eines solchen Mannes unwürdig gewesen wäre, ja es entschlüpfte ihm nicht ein-

[1]) Ebdf. p. 8.
[2]) Ebdf. p. 47.
[3]) Ebdf. p. 71.
[4]) Acta Congreg. Prov. Germ. Sup. p. 204.
[5]) Kropf t. II. p. 264—66. P. Rader war nicht minder durch seine Gelehrsamkeit, als durch seine Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit geschätzt. So feierte er z. B. in scherzhaften Versen die Patres Stengel, Drechsel und Biedermann, welche er unter allen seinen 1300 Schülern am meisten liebe und verehre.
[6]) Ebdf. p. 305.

mal ein Seufzer. Gänzlich in den Willen Gottes ergeben, opferte er alle seine bitteren Schmerzen dem leidenden Heilande auf. Nach seinem Tode wurden ihm zwei außerordentlich große Steine herausgeschnitten. Kurz bevor er verschied, besuchten ihn der Churfürst Maximilian und sein Bruder, Herzog Albrecht VI. Um den Kranken zu trösten, zählte dieser unter anderem dessen hervorragende Arbeiten auf, die er seit so vielen Jahren für das öffentliche Wohl und für die Kirche Gottes unternommen habe, sowie die himmlischen Verdienste für sein so überaus frommes Leben. Auf diese wohlgemeinten Trostgründe hin wies der Kranke mit dem Finger auf das Crucifix und gab dadurch zu verstehen, daß er sich auf diesen Thron der Gnade und Barmherzigkeit berufe und einzig auf ihn sein Vertrauen setze. In dieser Seelenstimmung verschied er am 20. Mai 1635, in einem Alter von 62 Jahren.

Der Verlust dieses vortrefflichen Mannes wurde von den Fürsten wie von den Mitbrüdern wahrhaft schmerzlich empfunden." [1]) — Zwei Monate vor ihm, am Vorabend von Mariä Verkündigung, war in demselben Kolleg P. Caspar Torrentin gestorben, der 31 Jahre lang der Beichtvater des Herzog Wilhelm V. gewesen. Nach competenten Urtheilen konnte derselbe in dieser Stellung seinen Mitbrüdern als Muster dienen. Er schien von der Vorsehung dafür mit ganz besonderen Gaben ausgerüstet zu sein; denn er verband die tiefste Demuth und die seltenste Bescheidenheit mit der größten Freimüthigkeit, scharfsinniges Urtheil und die umsichtigste Klugheit mit der kindlichsten Einfalt. Daher wurde er denn auch von den Fürsten ebenso geliebt, wie von den Hofleuten verehrt. Es ist gewiß eine merkwürdige Fügung, daß die zwei Männer, die einträchtig an demselben Hofe wirkten und brüderlich unter demselben Dache wohnten, auch beinahe gleichzeitig in die ewigen Wohnungen des himmlischen Vaterlandes eingingen. Auch über P. Contzen lautete das Urtheil der ihn überlebenden Ordensgenossen nicht minder günstig, wenngleich ihrem durchaus verschiedenen Charakter gemäß, nach einer andern Richtung scharf ausgeprägt. Während P. Torrentin, ähnlich wie P. Buslid, bei seinen hervorragenden Geistesgaben und seiner tiefen Frömmigkeit ein Mann von milderem Gepräge und sanfteren Charakterzügen war, tritt bei P. Contzen, welcher beide Hauptvorzüge vielleicht in dem gleichen Maße in sich vereinigte, mehr die ernste Wissenschaft, der eiserne Fleiß, die hereische

[1]) Kropf, t. II. p. 267 – 68

Standhaftigkeit, das klare, bewußte Streben nach einem unverrückbaren Ziel, der Heiligung seiner Mitmenschen unter Aufwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, in den Vordergrund. „In Allem, was unser Adam in Angriff nahm", sagt der Geschichtschreiber der oberdeutschen Ordensprovinz,[1]) „in jedem Amt und Geschäft bewährte er sich als groß, am Allergrößten aber in der Uebung der Tugend und im Dienste der Religion. Unentwegt und unerschütterlich bewahrte er inmitten der größten Schwierigkeiten und der verschiedenartigsten Zufälle den Gleichmuth der Seele, den das Streben nach Recht und Wahrheit erzeugt, oder vielmehr jenen hohen Sinn, der sich über alle irdischen Dinge erhaben weiß. Wurde er in jenen stürmischen Zeiten unter den schwersten Erschütterungen des Reiches und der Regierenden um seinen Rath befragt, so trat er auf, selbst von jeder Verwirrung unberührt, mit einem sich stets gleich bleibenden Antlitze und mit demselben Gepräge des Starkmuthes. Er wog jedes Geschäft nach seinem inneren Werthe ab und entschied sich dafür, wohin Recht und Vernunft ihn zogen. Bevor er einen Gegenstand nach allen Regeln der Klugheit geprüft hatte, that er keinen Ausspruch. Hatte er aber seine Ansicht einmal geäußert, so blieb er sich treu, war zu keiner Ausnahme zu bewegen und durch keine Vorstellungen des Widerpartes zu gewinnen; denn er hielt wohlweislich dafür, daß ein die Wahrheit liebendes Gemüth unveränderlich sein müsse, wie die Wahrheit selbst." — Gewiß für unsere Zeit der Principienkämpfe wie der äußern Verfolgung ein Vorbild von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Am Beispiele solcher Männer — so will es uns bedünken — könnte unsere matte und verschwommene Zeit auf ihren tausendfachen Irrwegen sich wieder zurecht finden und zu neuem, thatkräftigem Schaffen auf dem Boden einer ebenso erleuchteten als tiefgläubigen Weltanschauung sich aufrichten.

XIII. Rückblick.

Wenn wir auf die gesammte Entwicklung des P. Contzen, auf seine Thätigkeit im Einzelnen und seine historische Bedeutung im Großen und Ganzen noch flüchtig einen Blick zurückwerfen, werden wir unschwer zur Einsicht gelangen, daß derselbe, so geräuschlos

[1]) Kropf, t. II. p. 268.

äußerlich sein Leben auch dahinfloß[1]), doch in mancher Hinsicht eine überaus charakteristische, interessante und lehrreiche Stellung unter Deutschlands hervorragenderen Söhnen einnimmt. Die einzelnen Schauplätze, auf welchen er arbeitete, die Zeitläufte, in welche die Vorsehung ihn hineingestellt, die Lebensverhältnisse, in welchen er sich bewegte, die Vielseitigkeit seiner praktischen, wie seiner literarischen Thätigkeit, lassen uns einen Mann in ihm erkennen, der es werth ist, daß auch die späteren Geschlechter ihren Blick noch auf ihn richten, um von ihm zu lernen und mit der gewonnenen heilsamen Belehrung und Aufmunterung auch ferner segensreich zu wirken. Wir sehen seine Wiege, wie sein Sterbelager von gewaltigen Stürmen umtost. Demgemäß stellt er sich dar, als eine geistige Heldengestalt, welche unbeirrt durch das Urtheil oder die Verlockungen der Welt, geraden Blickes und Sinnes dem von Gott selbst ihm vorgesteckten Ziele entgegenstrebt.

Freilich nimmt dieses heldenhafte Streben im Drange der Zeit die vielseitigsten Formen an. Recht bezeichnend ist sein erster Waffengang der Vertheidigung eines unschuldig Verfolgten gewidmet. Hat er den großen Controversisten Bellarmin gegen die maßlosen Anfeindungen seiner tödtlich getroffenen Gegner ritterlich in Schutz genommen, so tritt er bald als selbstständiger Streiter auf den Kampfplatz, und wie muthig tummelt er sein Streitroß! Im Ringen zwischen den unter sich zerfahrenen Nachkommen der sogenannten Reformatoren einerseits und den glücklichen Erben des tridentinischen Glaubensbekenntnisses anderseits, greift er mannhaft zur Wehr, und die Schläge, welche er der vielköpfigen Häresie versetzte, gehören sicher nicht zu den leeren Luftstreichen. Wie kläglich zerfetzt liegt nicht die geplante Synode zwischen den Lutheranern und Calvinisten zu Boden! Wie ist sie nicht zum Gespötte der Welt geworden, so daß nachher von keinem ernstlichen Versuche mehr die Rede ist! Aber nicht bloß niederreißen oder einzig das

[1]) Dafür zeugt u. A. auch der Umstand, daß in den bayerischen Archiven von P. Contzen keine Spur zu entdecken war. Denn als auf die gütige Anfrage des hochw. P. Quinctinian Müller O. S. Fr. in München das hohe Staatsministerium bereitwillig die Erlaubniß ertheilte, sowohl das Hofarchiv, als die Kreisarchive zu durchsuchen, um etwaige Notizen über P. Adam Contzen zu erheben, blieben alle Nachforschungen resultatlos. — Uebrigens sprechen wir diesen sämmtlichen zur Hilfe so bereitwilligen Herrn unsern verbindlichsten Dank aus.

Böse verhindern will er, sondern sein Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen gibt ihm auch die herrlichsten Ideen ein über die Art und Weise, wie das ersehnte Einigungswerk auf gesunder Grundlage herbeigeführt werden könnte.

Wie das Reformationsfest von 1617 das gesammte gegnerische Lager wenigstens äußerlich zu einem überwältigenden Ansturme auf den Felsen Petri zu vereinigen drohte, so tritt er abermals unter den Vorkämpfern der katholischen Sache auf. Er prüft sämmtliche Rechtstitel der siegesberauschten Jubilare, und siehe da! es stellt sich die ganze Festfreude als Eitelkeit, als leeres Gepränge heraus. An der geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus weist er bis zur Evidenz nach, daß im Jahre des Heiles 1617 von einem Lutherthume eigentlich gar nicht mehr die Rede sein könne; hatte sich ja das ganze bejubelte Jahrhundert in einem ewigen Veränderungsprozesse aller Lebensbedingungen einer christlichen Confession abgewickelt. Contzens erste Streiche bei diesem Strauße waren so wuchtig, daß sich ein kleiner Cyclus von Controversschriften an die erste Jubiläumsschrift anlehnte. — Allein die protestantische Welt beruft sich mit Vorliebe auf die heilige Schrift. In ihr erblicken die Söhne Luthers, Zwingli's und Calvins die einzige Centralsonne des gesammten Christenthums; nur auf Grund ihres Inhaltes, des sogenannten reinen Evangeliums, wollen sie sich mit den Katholiken in Discussion über Glaubenswahrheiten einlassen. P. Contzen hebt den Fehdehandschuh auf. Als Frucht seiner exegetischen Arbeiten besitzen wir 4 stattliche Folianten, Commentare zu den 4 heiligen Evangelien und zu den wichtigsten Briefen des großen Völkerapostels. Dabei nimmt er besondere Rücksicht auf die protestantische Bibelerklärung und stellt den wahren Sinn des Wortes Gottes sicher gegen die eigenmächtigen Deutungen der Neuerer.

Die katholische Kirche bedarf aber auch rüstiger Kämpfer, die, mit den Waffen der heiligen und profanen Wissenschaft geziert und in der christlichen Tugend wohl begründet, mit Aussicht auf Erfolg den Kampfplatz betreten können. Um auch auf diesem Gebiete sein Scherflein beizutragen, ist er an den blühendsten und angesehensten Akademien Deutschlands, zu Würzburg, Mainz und München, als Lehrer der Theologie thätig. Seinen glänzenden Talenten und seiner hervorragenden Stellung innerhalb der Gesellschaft Jesu entsprechend, entfaltet er im Herzen Deutschlands mehrere Jahrzehnte hindurch eine überaus segensreiche Lehrthätigkeit. Als

bleibendes Denkmal derselben können wir das 4. Buch seines Werkes über das Staatswesen betrachten, in welchem auf 100 Folioseiten das gesammte niedere und höhere Erziehungs- und Studienwesen sehr gründlich und allseitig behandelt wird.

Sämmtliche bereits namhaft gemachte Zweige der geistigen Thätigkeit befaßten sich bloß mit einzelnen Seiten des öffentlichen Lebens und sie dienten theils zur Abwehr ungerechter Angriffe, theils als Präservativmittel gegen spätere Verirrungen. Während nun diese gewiß schon sehr dankenswerthen Bemühungen ununterbrochen fortgesetzt werden, dehnt P. Contzen den Kreis seiner Wirksamkeit immer weiter aus. Er nimmt jetzt die Belehrung und Heiligung der einzelnen hervorragenden Lebensstände in Angriff, weil er sich, gleich dem Völkerapostel, für den Schuldner Aller hält. Ein unermeßliches Gebiet eröffnete sich da dem Seeleneifer. Nach Gottes heiligen und weisen Absichten soll auch die Laienwelt, sollen besonders die Fürsten und die Träger der geistlichen und weltlichen Regierung, diese leuchtenden Vertreter der göttlichen Majestät, die apostolische Wirksamkeit nach Kräften unterstützen. Die weltliche Macht soll den ewigen Rathschlüssen des Allerhöchsten gemäß, ein Abbild der göttlichen Weltregierung und der übernatürlichen Heilsanstalt, der Kirche, darstellen. Demnach soll auch sie als höchstes Princip auf ihre Fahne schreiben: „Die Ehre Gottes, der Sieg der Kirche, das Heil der unsterblichen Seelen"; denn ihre sämmtlichen zeitlichen Einrichtungen und politischen Vorkehrungen sollen in letzter Instanz der Kirche wie dem einzelnen Unterthanen die Erreichung jener höchsten Ziele erleichtern. Diese für ein gedeihliches öffentliches Leben grundlegenden Wahrheiten sieht P. Contzen theils gänzlich mißkannt und verachtet, theils in ihrem äußern Bestande auf das Augenscheinlichste bedroht. Um erstere Verirrung zu heben und letztere Gefahr zu beseitigen, verwendet er Jahre und Jahrzehnte auf die gewissenhafte Durchforschung des gesammten Gebietes der heiligen und profanen Geschichte, der Philosophie und Theologie, der ausgedehnten politischen und staatsmännischen Literatur seiner Vorgänger wie seiner Zeitgenossen. Als Resultat all der riesigen Anstrengungen bietet er uns ein großes Werk über das Staatswesen im Allgemeinen und mehrere kleinere Schriften, in welchen er die theoretischen und praktischen Grundsätze einer erprobten, für das Wohl der Völker ersprießlichen und Gott gefälligen Staatskunst auf die Träger der öffentlichen Gewalt, der geistlichen wie

der weltlichen, anwendet. Damit er seinen Einfluß desto erfolgreicher bethätigen könne, versetzt ihn die Vorsehung selbst wiederholt in die Lage, daß er hochgestellte Fürsten als Beichtvater und geistlicher Rathgeber auf die bereits theoretisch von ihm gewiesenen Bahnen auch praktisch zu leiten vermochte.

Auch ist P. Contzen sich bewußt, daß er seine gediegene ascetische und wissenschaftliche Ausbildung, seine segensreiche Wirksamkeit und seine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben, sein ganzes Lebensglück und seine freudige Zuversicht auf den ewigen Lohn im Jenseits nach Gott und der heiligen katholischen Kirche am meisten einem Orden verdanke, der von allen Seiten auf das Gehässigste angefeindet und verfolgt wurde. Im Bewußtsein seiner heiligen Verpflichtungen und Angesichts der bedrängten Lage seines Ordens läßt es ihn nicht ruhen. Und wozu hatte ihm die Gesellschaft Jesu, welche er als seine Mutter liebte und verehrte, so vortreffliche Waffen des Geistes eingehändigt? Ohne Zaudern erhebt er sich daher und wendet sich mit vernichtender Kritik gegen die schamlosen Verleumdungen, mit welchen literarische Klopffechter den guten Ruf dieser geistlichen Streiterschaar zu bemäkeln, und, wo möglich, unter einem Berge von boshaften Anschuldigungen zu begraben trachteten. Ueberdies trägt er als langjähriger Oberer nicht wenig zur Förderung der inneren Blüthe des Ordens bei. — Nachdem ferner die göttliche Vorsehung den Kaiser Ferdinand II. und den Churfürsten Maximilian, diese zwei ruhmgekrönten Vorkämpfer der Ordnung, des Rechtes und der Religion, von Sieg zu Sieg geführt hatte und es auf dem Reichstage von Regensburg 1630 sich darum handelte, die Früchte der mühsam errungenen Vortheile gegen neue Räuber zu sichern und dieselben möglichst nutzbringend zu verwerthen, entfesselte die Hölle abermals ihre Legionen. Ihrer selbst würdig, suchten diese in Gestalt von lügenhaften Pamphletschreibern das Werk der politischen und religiösen Erneuerung Deutschlands zu hintertreiben. Da erfaßt den im heiligen Kampfe ergrauten Streiter gerechte Entrüstung. Er stellte sich auf die Bresche und zerreißt vor aller Welt das elende Lügengewebe.

So hat denn P. Contzen seine ganze Manneskraft rückhaltslos für die Vertheidigung der guten Sache, für die Erhöhung der katholischen Kirche, für die Heiligung aller Stände, für die Rückführ-

ung der vom Mutterschooß der Kirche getrennten christlichen Confessionen eingesetzt. Aber auch die letzten Jahre verbringt er nicht in ruhiger, ungestörter Muße. Vielmehr scheint der Wogendrang mit jedem Tage mächtiger anstürmen zu wollen. Getreulich begleitet er seinen vor übermächtigen Feinden sich zurückziehenden Fürsten gleichsam in das freiwillige Exil, in das offene Feld und theilt mit ihm Leiden und Gefahren. Zum Lohne für seine Standhaftigkeit sieht er wenigstens das düstere politische Gewölke sich zerreißen und die ersten Strahlen der nahenden Friedenssonne ihren purpurnen Schein über das halb zerstörte Vaterland ergießen. Denn gegen Ende seines Lebens erblickt er die kaiserlich-ligistischen Waffen wieder im Steigen, die glorreiche Schlacht von Nördlingen war geschlagen, der Feind wurde fast auf allen Punkten siegreich zurückgeworfen, das Werk der inneren politischen Einigung Deutschlands nahm zu Leitmeritz, Pirna und Prag seinen freudigen Fortgang. Der Friede zwischen dem Kaiser und den größeren deutschen Fürsten, besonders Brandenburg und Churſachsen, wurde unterzeichnet, wenige Tage nachdem das Grab sich über dem hochgesinnten Befürworter des wahren Friedens geschlossen hatte. Ueberhaupt sollten die Lebenstage dieses geistlichen Streiters sich nicht in Ruhe schließen. Hatte ja sein göttlicher Herr und Meister, dem ähnlich zu werden sein heißestes Verlangen war, am Holze der Schmach, unter den entsetzlichsten Qualen sein Erlösungswerk vollbracht. Die Prüfung stellte sich daher bei P. Contzen von einer andern Seite ein. Es nahte der schwarze Todesengel der Pest dem schönen Bayerlande. Furchtbar waren die Verheerungen, die mehrere Jahre hindurch ringsum angerichtet wurden. München, Straubing, fast ganz Bayern wurde mit Leichen angefüllt. In seiner Ordensprovinz, in seinem Kolleg starben die treuesten Freunde und Mitbrüder vor seinen Augen zu Dutzenden dahin. Auch im churfürstlichen Hause verlangte der Tod seine Opfer. Ende 1634 stirbt die Herzogin Mechthilde, die Gemahlin des Herzogs Albrecht VI., und ihr folgt einen Monat später die Churfürstin Elisabeth: beide Fürstinnen wahre Muster christlicher Tugend und Heiligkeit. In all diesen Prüfungen bewahrt P. Contzen seinen Geist hell und klar, sein Herz ruhig und selig in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits. — Erfüllte sich an ihm in so auffallender Weise das echt christliche Wort: „per crucem ad lucem, durch Kreuz und Leiden zu Sieg und Triumph“ und er-

innert er eben dadurch auf das Lebhafteste an einen hervorragenden Streiter Gottes, welcher in unseren Tagen jene Devise zu seinem Lebensprinzipe erhoben hatte — an den unvergeßlichen und unvergleichlichen Herrn von Mallinckrodt — so möge dieses edle Streiterpaar nun auch vom Himmel aus die noch ringenden Brüder stärken und zum baldigen Siege führen.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Einleitung	3–7
I. Contzen's Bildungsgang und erste Wirksamkeit	7–22
II. P. Contzen und Cardinal Bellarmin	22–29
III. Contzen's erste irenische Bestrebungen	29–31
IV. Contzen's Auftreten gegen die beabsichtigte Religionsmengerei	31–41
V. Contzen's orthodoxe Unionsversuche	41–57
VI. Die sogen. monita secreta oder geheimen Rathschläge der Jesuiten	57–61
VII. Das Reformations-Jubiläum. von 1617	61–80
VIII. Nachspiele des Lutherjubiläums	80–91
IX. Contzen's zehn Bücher über das Staatswesen	91–96
§ 1. Standpunkt des Verfassers	96–98
§ 2. Staatswissenschaftliche Grundbegriffe	98–102
§ 3. Näheres über die materiale und bewirkende Ursache des Staates	102–106
§ 4. Die verschiedenen Staatsformen	106–115
§ 5. Der wahre Endzweck des Staates	115–118
§ 6. Der Staat und die Gesetzgebung	118–122
§ 7. Die Organe der Staatsverwaltung	122–125
§ 8. Die innere Macht des Staates oder die staatliche Auktorität	125–128
§ 9. Die äußere, materielle Macht des Staates	128–144
X. P. Contzen als fürstlicher Gewissensrath	144–151
XI. Contzen's politischer Roman: Geschichte des Königs Abissinus	151–161
XII. Contzen's letzte Lebensjahre	161–168
XIII. Rückblick	168–174

Der

Sachsenführer Widukind

nach

Geschichte und Sage

von

Jos. Dettmer,
Missionar in Enger.

Ut was bewillen en westir Sassenlande
er dat jemand de kristenheit bekande
ein mechtich hertoge, geheten Wedekind.

Eberhard von Gandersheim.

Würzburg 1879.
Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.
Agentur von Leo Woerl in Wien.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz) in Würzburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Literatur-Verzeichniß 3
Einleitung 6

I. Theil.

Widukind in der Geschichte.

1. Capitel: Widukind im Kampfe mit Carl dem Großen.
   1. Der Kriegsschauplatz 8
   2. Die Kriegszüge 10
   3. Widukinds Stellung im Sachsenvolke vor seiner Bekehrung . 20
      a. nach dem Zeugnisse der Verfassung 21
      b. nach dem Zeugnisse der Geschichte 28
2. Capitel: Widukinds Bekehrung und Taufe.
   1. Seine Bekehrung 30
   2. Seine Taufe
      1. Ort 32
      2. Zeit 37
      3. Ausspender 39
   3. Bedeutung seiner Bekehrung und Taufe 39
3. Capitel: Widukind nach seiner Bekehrung.
   1. Seine Stellung 45
   2. Seine Thaten 53
   3. Seine „Residenz"
      1. Büddefeld 58
      2. Enger 63
      3. Wildeshausen 70
4. Capitel: Widukinds Tod. Seine Gebeine. Sein Grabmal. Seine Verehrung.
   1. Sein Tod 73
   2. Seine Gebeine 77
   3. Sein Grabmal 83
   4. Seine Verehrung 91
5. Capitel: Widukinds Familienglieder und Nachkommenschaft 96
6. Capitel: Widukinds Familiengüter und Familienstiftungen 105

II. Theil.

Widukind in der Sage.

Seite.

I. Sagen über Widukind aus der Zeit vor seiner Bekehrung.

1. Zweikampf Widukinds mit Carl dem Großen . . . 115
2. Kampf um die Wiksburg 116
3. König Widukind auf der Wiksburg. Verkehrte Hufeisen . 117
4. Kampf auf dem Karlsfelde 118
5. Der Karlsstein im Hone 118
6. Widukinds und Carls Lager bei Levern 119
7. Der Kampf auf dem Wittefelde 119
8. Widukinds Flucht 120
9. Widukinds Flucht und der Pferdesprung 121
10. Widukinds Höhle 121
11. Limberg und Reineberg 122
12. Die Widukindsburgen 122

II. Sagen über Widukinds Bekehrung.

a. Die ostfälische Version 131
b. Die westfälische Version 137
c. Die engern'sche Version 140

III. Sagen über Widukind aus der Zeit nach seiner Bekehrung.

1. Der Kirchenbau zu Enger 141
2. Der Liesberg bei Enger 142
3. Der Kirchthurm zu Enger 142
4. Die Widukindsburg zu Enger 143
5. Die Stadt Enger 144
6. Die Settelmeier 145
7. Der Eisternbusch 146
8. Widukinds Warte und die 7 Buchen 147
9. Der Hasenpatt 148
10. Der Königsweg 149
11. Widukinds Stein 149
12. Widukinds unechtes Begräbniß 149
13. Widukinds Tod und Grab 150
14. Widukind in der Babilonie 150
15. Widukinds silberne Wiege im Reineberge 152
16. Widukinds Grab am Gabilin 153
17. Widukindsspende 153
18. Widukind und Dornberg 153
19. Widukind und Rehme 154
20. Widukinds Becher 155

Sr. Hochgeboren

dem Herrn

Grafen von Droste zu Vischering, Erbdroste,

dem hohen Gönner der Mission Enger

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Literatur-Verzeichniß.

Abel, Dr., S., Jahrbücher des fränk. Reiches unter Carl dem Großen, Leipzig 1864.
Acta Sanctorum (die Bollandisten), 1643.
Akten des Amtes Enger, Mscrpt.
Amtschronik von Enger, Mscrpt.
Calvör, das alte heydn. und christl. Niedersachsen, Goslar 1714.
Crantzius († 1517) Saxonia Colon., 1520.
„ Metropolis Colon., 1520.
Culemann, Ravensbergische Merkwürdigkeiten, Minden 1747.
Erhard, Regesta histor. Westf., acced. cod. diplom., Münster 1847.
Falke, Codex Tradit. Corbej., Lipsiae 1752.
Fürstenberg, Ferd. v., Monumenta Paderbornensia, Paderborn 1672.
Gaupp, Recht und Verfassung der alten Sachsen, Breslau 1837.
Goes, opuscula, Helmstadii 1668.
Grimm, Jac., Deutsche Mythologie, Göttingen 1835.
„ Gebr., Deutsche Sagen, Berlin 1818.
Grupen, Observationes rerum et antiquitatum Germ. et Rom., Halle 1763.
Hagedorn, Entwurf von dem Zustande der Religion vor der Reformation in der Grafsch. Ravensberg, Bielefeld 1747.
Hamelmann, Opera geneal.-historica, Lemgoviae 1711.
Henricus de Herfordia († 1370), Liber de rebus memorabilioribus, Göttingen 1859.
Kleinsorgen († 1591), Kirchengesch. von Westfalen, Münster 1779.
Klopp, O., Geschichte und Sagen der deutschen Volksstämme, Leipzig 1851.
Kuhn, Sagen aus Westfalen, Berlin.
Lamey, Diplomatische Geschichte der alten Grafen von Ravensberg, Mannheim 1779.
Ledebur, Leop. v., Das Land und Volk der Bructerer, Berlin 1827.
„ „ „ Das Fürstenthum Minden und die Grafschaft Ravensberg, Mscrpt.
„ „ „ Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Carls des Großen.

Leibniz, Script. rer. Germanicarum.
Lier, Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Großh. Oldenburg. Oldenburg 1862.
Lodtmann, Monumenta Osnabrugensia, Helmstadii 1753.
Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853.
Meibom, Scriptores rer. German. Helmstadii 1688.
Mencken, Scriptores rer. German. praecipue Saxon.
Mittheilungen des histor. Vereins zu Osnabrück, Osnabrück 1853 u. a.
Möller, die Feste Hohensyberg, Dortmund 1804.
Möser, Osnabrückische Geschichte, Berlin 1780.
Nieberding, Geschichte des Niederstiftes Münster, Vechta 1840.
Oldenburg und Greverus, Wildeshausen in alterthümlicher Hinsicht, Oldenburg 1837.
Pertz, Monumenta Germ. histor., Hannov. 1826 ꝛc.
Scriptorum tom. I: Ann. Laureshamenses, Laurissenses. Einhardi, Poeta Saxo.
II: Vita Sti. Lebuini, Sturmi, Liudgeri, Car. Magni, translatio Sti. Alexandri.
III: Widukind von Corvey.
IV: Vita Stae. Mahtildis posterior.
X: „ „ „ antiquior.
(Die Scriptores werden von mir immer mit SS citirt.)
Deutsche Chroniken II: Eberhard von Gandersheim, Sächsische Weltchronik, Braunschw. Reimchronik.
Paullini, Rerum German. syntagma.
Ranke, Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächs. Hause, Berlin 1837.
Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Göttingen 1846.
Rheinland und Westfalen, Zeitschrift.
Rolevinck, de Westfalorum . . . Laudibus, Wetzlar 1736.
Sandhoff, Antist. Osnabrug. eccl. res gestae, Monast. 1785.
Schaten, Historia Westfaliae, Neuhusii 1690.
„ Annales.
Schaumann, Geschichte des niedersächsischen Volkes, Göttingen 1839.
Scheidt, Bibliotheca historica Goettingensis, Göttingen 1758.
Schlichthaber, Mindener Kirchengeschichte.
Storch, Chronica von der Stadt Herford.
Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogth. Oldenburg, Oldenburg 1867.
Tacitus, Opera omnia. Lugdinie Batavorum, 1618.
Varnhagen, Grundlage der Waldeckischen Landes- und Regentengeschichte Göttingen 1825.
Vincke, Gisb. v., Sagen und Bilder aus Westfalen. Hannov. 1857.
Vornbaum, die Grafschaft Ravensberg, Leipzig 1864.
Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Kiel 1844 ꝛc.
„ König Heinrich I., Neue Bearb., Leipzig.
Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschr. des deutschen Mittelalters.
Wenck, Hessische Landesgeschichte, Frankfurt 1798.

Werfebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe Saale ꝛc., Hannover 1829.
Westfälische Provinzialblätter, Minden 1831.
Wilmans, die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen, Münster 1867.
Winkelmann, Notitia histor. — politica, Oldenb. 1667.
Wittius, Historia Westfaliae, Monasterii 1778.
Zeitschrift für Gesch. und Alterthumskunde Westfalens, Münster, versch. Jahrg.
Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Göttingen.
Cruſius, Witikindus, Minden 1679.
Gensler, Wittekind, Coburg 1817.
Leben Wittekinds des Großen, Dresden 1775.
Leidenroth, Welcher Art war die Herrschaft des Sachsenherzogs Widukind? Lübben 1858.
Pahde, Widukind der Sachsenherzog, Mühlheim a/Ruhr 1860.
Dickamp, Widukind, der Sachsenführer, I. Theil, Münster 1877. (Erst erschienen, als der histor. Theil vorliegender Arbeit fast druckfertig war; konnte darum nicht mehr berücksichtigt werden.)

Einleitung.

Ein Held voll kühnen Muthes und gewaltiger Thatkraft, unbeugsam und zäh, wie die Eiche in Westfalens Wäldern, die Seele seines Volkes im Kampfe für die Freiheit, oft besiegt und doch nie überwunden, nie gebeugt, nur dem sanftem Joch des Christenthums sich endlich beugend — das ist *der Sachsenführer Widukind*. Aus dem Dunkel grauer Vorzeit ragt seine Heldengestalt zu uns herüber, von Sagen mannigfach umwoben. 1100 Jahre sind dahin gegangen, seit er im alten Sachsenlande gelebt und gekämpft für seine und seines Volkes Freiheit, für Heerd und Altar. Aber noch lebt sein Andenken im Volke; noch wird sein Name neben dem des Cheruskerfürsten Armin mit Stolz genannt. Wie dieser, so wird auch Widekind heute noch als Nationalheld gefeiert und gilt „für den ganz eigentlichen Repräsentanten Westfalens". Sein Bild schmückt darum auch neben dem Armins das Portal des Ständehauses in Westfalens Hauptstadt.

Was uns die Geschichte von ihm als *glaubwürdig* überliefert hat, ist *wenig*. Das Meiste gehört in das Gebiet der Sage oder doch jener Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit weniger verbürgt ist. Widukind theilt hierin das Schicksal anderer Helden. Und wenn man es unternimmt, seine Heldengestalt von dem Dunkel zu befreien, so ergeht es einem ähnlich, wie einst dem großen Carl: man kann dem Widukind nicht recht ankommen. Die Feldzüge mit der Feder gegen ihn haben noch weniger durchschlagenden Erfolg, als einst Carls Feldzüge mit dem Schwerte. Auch die folgenden Blätter, auf denen die keineswegs immer befriedigenden Resultate

mancher derartiger mühsamer Feldzüge mitgetheilt sind, werden einen Beweis dafür geben.

Die Eintheilung des Ganzen ist in der Natur der Sache begründet: Das Historische mußte von der Sage getrennt werden. Da jedoch gar manche der einzelnen sagenhaften Nachrichten zur Klarstellung des Historischen herangezogen, diesem gegenüber als sagenhaft nachgewiesen werden mußten, so schien es, — auch um Wiederhelungen zu vermeiden — angezeigt, dieselben überhaupt im ersten Theile überall da aufzunehmen, wo sie sich naturgemäß den dort stattfindenden Untersuchungen anschlossen. Und so enthält denn der 2. Theil zumeist nur die eigentlichen, mehr ausgebildeten Sagen. — Allgemeine Erörterungen über die Zustände unter dem Sachsenvolke zur Zeit Widukinds sind, um nicht zu weitläufig zu werden, nur da eingelegt, wo sie zum Verständniß des Ganzen, namentlich zur Beleuchtung der Stellung Widukinds als nothwendig erschienen. — Noch fühle ich mich gedrungen, allen denen, welche durch freundliche Gewährung von Hilfsmitteln vorliegende Arbeit unterstützt haben, hiermit öffentlich Dank zu sagen; insbesondere dem Königl. Kammerherrn, Herrn Baron von Bely-Jungkenn auf Hüffe, Herrn Dr. Giefers zu Brakel, Herrn Decan Goldschmidt zu Riemsloh, sowie den Vorständen der Bibliotheken zu Göttingen, Oldenburg, Detmold, Bielefeld, Herford, Rinteln und Paderborn.

I. Theil.

Widukind in der Geschichte.

1. Capitel.

Widukind im Kampfe mit Carl dem Großen.

1) Der Kriegsschauplatz.

Von der Elbe unz an den Rin . . .
Se mugen wol die besten sin
Die ich in der werlte han erkant.
Walther von der Vogelweide.

Das Volk der Sachsen, dem Widukind enstammt, bewohnte nicht immer den Landstrich des nordwestlichen Deutschlands, den wir dasselbe bei seinem Auftreten in der Geschichte einnehmen sehen: es ist dorthin eingewandert[1]) und zwar wahrscheinlich von Norden her, aus der cimbrischen Halbinsel. Vom südlichen Schleswig und Holstein suchten die einen sich eine neue Heimath zu Schiffe an dem Küstenlande der Nordsee (Litus Saxonicum); die ackerbautreibenden Sachsen aber drangen über die Elbe in das Land Haduloh[2]) (Hadeln) vor und begründeten durch wiederholte südwestliche Verstöße (im 3 und 4 Jahrh.) zunächst Westfalen, dann durch einen zweiten Zug von der Elbe in mehr südlicher Richtung das spätere Engern und von hier aus durch Eroberungen in Thüringen das später sogenannte Ostfalen (Ostsachsen)[3]).

[1]) Schaumann § 2 ff. Sagen über die Herkunft der Sachsen bei Crantz. Sax. l. 1, cp. 1. [2]) Widukind von Corvey l. I cp. 3. [3]) Schaumann § 6

Die Nachrichten der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit über die Grenzen des alten Sachsenlandes zur Zeit Widukinds sind sehr spärlich und meist nur allgemein gehalten. Indeß bieten die Grenzen der alten Gerichtsverfassung, die alten Diöcesangrenzen, welche der Regel nach mit den alten Landesgrenzen zusammenfielen, sowie die Grenze zwischen dem ober- und niederdeutschen Sprachgebiete so mannichfache Anhaltspunkte für die Bestimmung der sächsischen Landesgrenze, daß in dieser Hinsicht doch immerhin einige Sicherheit zu erreichen ist.

Im Allgemeinen reichte Sachsen von der Eider bis südlich zum Quellgebiete der Eder und Lahn, von der Elbe bis nahe an den Rhein. Die Nachbarn der Sachsen waren, wenn wir von Nordwesten nach Süden und Osten herumgehen, zunächst die Friesen, weiter südlich die salischen Franken, dann im Südwesten und Süden bis zur Eder die ripuarischen Franken, von der Eder und Diemel bis zum Zusammenfluß der Werra und Fulda die Hessen, von da an bis zur Saale die Ostfranken und endlich im Osten der Elbe die Slaven.

An eine genau fixirte Grenze zwischen diesen Völkern und den Sachsen zu Widukinds Zeiten ist natürlich nicht zu denken. Wegen der zahlreichen Grenzkriege blieben sie vielfach unsicher und schwankend. Am richtigsten wird man als Grenzscheide die von der Natur durch Flüsse und Gebirge gebildete Scheidelienie annehmen, und zwar dort, wo entweder urkundlich genannte Grenzorte oder die Grenzen der alten Gerichtsverfassung (Vorhandensein oder Fehlen von Freigerichten, welch' letztere ausschließlich westfälisch) oder die Diöcesan- und Sprachgrenzen solche anzeigen.

Darnach würden sich von Norden nach Westen, Süden, Osten herum, folgende Grenzen ergeben[2]):

Im Norden: die Eider, sodann die Nordsee zwischen Elbe- und Wesermündung.[3])

Im Westen: die Geestdistrikte, der Hümling sächsisch, die Bevölkerung der Marschen friesisch[4]), so daß das heutige Oldenburg zu Sachsen gehörte, mit Ausnahme eines schmalen Striches im

[1]) Einh. vita Car. Magn. SS II 446; Poëta Saxo SS I 227; Transl. Sti. Alex. SS II 675; Adam. Brem. SS IX. 285. [2]) Die eingeklammerten Ortsnamen bezeichnen die nahe der Grenze gelegenen sächsischen Orte. [3]) Von da an waren die Friesen die Bewohner der Küste SS II 341; Schaumann S. 35 ff. [4]) Daniel, Handbuch der Geogr. IV 861, III 66.

Westen, welcher friesländisch. Bei Meppen[1]) durchfließt die Ems schon sächsisches Gebiet. Die Grenze geht von hier in gerader Linie (Nordhorn, Gronau, Breden[2]), zur alten Yssel[3]) (Anholt[4]), von da mit der jetzigen Grenze Westfalens ziemlich übereinstimmend (Werth, Ringenberg, Raesfeld) bis Schermbeck. Von nun an[5]) läuft sie, nicht weit vom Rheine[6]) entfernt, zwischen Werden und Essen durch und wird dann durch die Wasserscheide zwischen Anger, Düssel, Wupper und Sieg einer- und der Ruhr andrerseits gebildet (Schwelm, Halver, Drolshagen)[7]).

Im Süden: vom Quellgebiete der Lahn[8]) läuft sie der Wasserscheide zwischen Diemel (Twiste) und Eder entlang, bis zum Vereinigungspunkte der Werra und Fulda (Olpe[9]), Silberg Brochthausen, Heinsberg, Hallenberg, Sachsenberg[10]), Fürstenberg, Oberwerbe, Sachsenhausen, Wolfsanger)[11]), weiterhin über das Eichsfeld zwischen Dudenstadt und Heiligenstadt hindurch, an der südlichen Seite des Harzes[12]) vorbei, zur Unstrut[13]), Saale und Elbe.

Im Osten: vom Einflusse der Saale an die Elbe[14]).

2) Die Kriegszüge.

Sinen vigenden dede he swar unde wei
ein stede unde kone harte hadde he darto.
Ebergard von Gandersheim.

Es ist das Jahr 777 — also 1100 Jahre jetzt — wo der Name Widukind[1]) zum ersten Male in der Geschichte genannt

---

[1]) vita Liudgeri SS II 419. [2]) Ledebur Brukterer S. 19. [3]) SS II 408 und 361. [4]) Ledebur, Brukt. S. 18. [5]) Gegen die ripuarischen Franken ist die Grenze nicht ganz sicher, weil es strittiges Gebiet war, Ledebur S. 158. [6]) Poeta Saxo SS I 227 u. a. [7]) Ledebur Brukterer S. 41 u. 152; Daniel III 53. [8]) Im Süden reicht die Grenze weiter, als Schaumann u. Ledebur annehmen, indem urkundlich der Oberlahngau auch noch sächsisches Gebiet enthielt, SS I 158 „per Logenehi partibus Saxoniae". Wie beim Hessengau, so werden wahrscheinlich auch hier die Sachsen sich einen Theil des Oberlahng. von den Franken erkämpft haben. [9]) Wernecke „die Grenze der sächs. und fränk. Mundart zwischen Rhein und Weser" in der Zeitschr. für Geschichte und Alterthumsk. Westf. Jahrg. 1874. S. 50. [10]) Daniel III 53; Wernecke S. 46. [11]) Wilmans S. 8; Falke, S. 68. [12]) Eccard, hist. geneal. princ. Sax. S. 525. [13]) SS II 675. Rettberg II 291; Widukind von Corvey I cp. 9 u. 13. [14]) SS I 16, 167, 180, 193, 195; SS II 675.

[1]) So findet sich der Name unseres Helden am meisten von den alten

wird. Carl hielt gerade nach drei siegreichen Feldzügen gegen die Sachsen eine Reichsversammlung zu Paderborn. Da heißt es denn: „Alle waren zu ihm gekommen, nur Widukind nicht, einer der westfälischen Großen, der im Bewußtsein seiner vielen Uebelthaten aus Scheu vor dem Könige zu Siegfried, dem Dänenkönig, geflohen war“[1]. Also „seine vielen Uebelthaten“ — das ist das Einzige, was der Annalist aus seinem früheren Leben erzählt, das Einzige, was wir überhaupt bis dahin von Widukind erfahren; aber es ist darin doch ausgesprochen, daß Widukind schon vorher in die Geschicke seines Volkes thätig eingriff, daß er sich schon am bisherigen Kampfe gegen Carl betheiligt; denn, was anders können seine „Uebelthaten“ in den Augen der Franken sein, wegen deren er sich scheut, vor Carl zu erscheinen? Widukind kann also wohl von Anfang an an der Spitze der Westfalen gestanden haben.

Der erste Feldzug Carls in's Sachsenland (772), in welchem er die Eresburg erobert, die Irmensul auf den Höhen des Ebbegebirges zerstört, an der Weser seine Oberhoheit anerkennen und sich 12 Geißeln stellen läßt, trifft nur die Engern; Widukind als Westfale ist also am Kampfe nicht betheiligt.

Da die Kriegführung der Sachsen keine einheitliche war[2], sondern gewöhnlich nur die zunächst bedrohten Distrikte dem Feinde entgegentraten, so muß es auch dahingestellt bleiben, ob an den Kämpfen des 2. Feldzuges (774) außer den Engern auch noch die Westfalen theilgenommen. Der Bericht der Lorscher Annalen, daß „die Sachsen mit großer Heeresmacht über die fränkischen Grenzen rückten“[3], könnte wohl darauf hindeuten. Die Sachsen überfallen in diesem Jahre, während Carl in Italien weilt, die Eresburg, erobern und zerstören sie. Darauf dringen sie in's Hessenland ein und bedrohen Bierberg (Buriaburg), eine auf dem rechten Ederufer hoch auf steilem Felsen gelegene Feste, deren Be-

---

Schriftstellern geschrieben; außerdem noch: Widochindus, Widekindus, Widuchint, Withuchindus, Witukind, Witukinnus, Witschindus, Wintichindus, Winthechind, Windukind, Windukin, Widinchindus, Witikindus, Widilindus, Witikint, Widichinus, Widekindus, Witekind, Widechind, Wedekindus, Wedekynus, Wedekinck, Witakin, Guithicindus, Widogingis, Withimund; Guiteclin (bei den Franzosen).

[1] Annales Einhardi 88 I 157. [2] Vgl. unten. [3] Annales Lauriss. 88 I 152.

satzung sie aber zurückschlägt. Dagegen gelingt es ihnen, Fritzlar mit Ausnahme der Kirche zu zerstören. Carl, zurückkehrend aus Italien, schickt ihnen drei Abtheilungen seiner Krieger entgegen, welche sie zurücktreiben und auf sächsischem Boden besiegen.

Die Kämpfe des folgenden Jahres heben auf westfälischem Boden an und finden wir hier Widukind wahrscheinlich an der Spitze seiner Landsleute. Nach dem Reichstage zu Düren bricht Carl „mit der ganzen Macht seines Reiches" und in der Absicht, die Sachsen „zu unterwerfen oder gänzlich zu vernichten"[1]) in Westfalen ein und zieht gegen die Feste Sigiburg[2]). Er erstürmt sie „gleich beim ersten Angriff". Widukind mit seinen Westfalen muß sich zurückziehen. Dann wird die Eresburg wieder erobert und befestigt. Und weiter geht's in siegreichem Zuge zur Weser. Dort am Brunsberge bei Hörter „stößt er auf die Sachsen, die sich hier in großer Zahl vereinigt haben, ihm den Uebergang über den Fluß streitig zu machen. Aber vergebens"[3]). Carl schlägt sie in die Flucht, setzt über die Weser und dringt, die Leine[4]) überschreitend, bis zur Ocker vor, wo sich ihm die Ostfalen unter ihrem Führer Hassio oder Hessi, „einem der sächsischen Großen" unterwerfen[5]).

Die an der Weser von Carl zu seiner Deckung zurückgelassenen Heeresabtheilung ist inzwischen nordwärts gezogen in das Land der Engern hinein. Bei Hlidbeki (Lidbach, dem heutigen Lübbeke) schlägt sie ihr Lager auf. Widukind aber mit seinen Westfalen ist in der Nähe.[5]) Während nun die Franken vom Fouragiren heimkehren, mischen sich die Sachsen unvermerkt unter sie, kommen mit in's Lager, überfallen nach Einbruch der Nacht „die Schlafenden und Halbwachen und richten kein geringes Blutbad unter der sorglosen Menge an." Die „fränkische Hofzeitung"[6])

---

[1]) Ann. Einh. 88 I 153. [2]) Jetzt Hohensyburg am Einflusse der Lenne in die Ruhr. Die noch vorhandenen Trümmer sind Ueberreste einer im 11. Jahrh. entstandenen Burg; von der alten Sachsenfeste sind nur noch die Umwallungen vorhanden. Möller S. 4, 36, 51. Ledebur krit. Beleuchtung. S. 32. [3]) Ann. Einh. 88 I 155. Wahrscheinlich waren es nur Engern, die hier kämpften, Abel S. 176 u. 8. [4]) Grenzfluß zwischen Engern und Ostfalen. [5]) Die Führung Widukinds bei diesem Handstreiche ist wohl unzweifelhaft; die „vielen Uebelthaten", von welchen die Annalen im Jahre 777 reden, können doch unmöglich auf den einen Aufstand im Jahre 776 beschränkt werden. [6]) So nennt Möser I. S. 206, 200 die Lorscher Annalen.

vertuscht allerdings die Sache und redet sogar von einem Siege der Franken. Auch die Einhard'schen Annalen suchen die Niederlage zu bemänteln; müssen aber doch zugeben, daß die Sachsen nur „nach einem Vertrage, wie er in solcher Nothlage (in tali necessitate) geschlossen werden konnte, abzogen“[1]).

Carl, der inzwischen seinen Rückzug aus Ostfalen durch den Buckigau,[2]) wo sich ihm die Engern unter ihrem Führer Bruno unterwarfen, angetreten, eilt auf die Nachricht von dem Unglück schnell herbei und schlägt die Westfalen, „welche nun auch endlich Geißeln geben, wie die übrigen Sachsen“[3]).

An Unterwerfung denkt Widukind aber nicht. Während Carl in Italien ist (776), ruft er die Seinen wieder zum Kampfe. Eresburg wird wieder erobert; aber die Besatzung der Sigiburg wehrt sich tapfer, treibt die Belagerer bei einem Ausfalle zurück und verfolgt sie „bis zur Lippe“. Auch Carl eilt aus Italien herbei, überrumpelt Widukind, als er gerade daran ist, „Verhaue und Befestigungen“ anzulegen, und jagt ihn in die Flucht. Siegreich durchzieht er nun Westfalen; alle Großen unterwerfen sich, nur Widukind nicht; alle erscheinen demnächst auf der Versammlung zu Paderborn, Widukind allein glänzt durch Abwesenheit: er ist zum Könige Siegfried entflohen.[4])

Aber schon im nächsten Jahre (778) ist er wieder da, während Carl in Italien kämpft. „Auf sein Anstiften“ erhebt sich ganz Sachsen, die verlorene Unabhängigkeit wieder zu erringen. Gewaltige Schaaren wälzen sich gegen den Rhein. Das ganze Gebiet zwischen Coblenz und Deutz wird mit Feuer und Schwert verwüstet In Aquerer gelangt zu Carl diese Schreckenskunde und er sendet die Ostfranken und Alemannen ab, „den Feind schleunig zu verjagen“[5]). Widukind aber hat seinen Rachezug vollendet und zieht sich schon ostwärts durch den Lahngau[6]) zurück. Bei der Eder erst wird er von den verfolgenden Franken eingeholt und

[1]) S. Note [1]) auf voriger Seite.

[2]) Die Gegend um das heutige Büdeburg. [3]) Ann. Einh. l. c. Es waren also Westfalen, welche hier auf Enger'schem Gebiete kämpften.

[4]) Die Lorscher Annalen legen das dem Wid. als Rebellion aus: W. rebellis exstitit 88 I 156; sein Auftreten im folgenden Jahre erscheint ihnen als Streben nach der Alleinherrschaft; tyrannidi nititur 88 I 118, ein Hinweis darauf, daß Widukind schon jetzt der Hauptführer im Kriege, die Haupttriebfeder zu und in allen Unternehmungen war. [5]) Ann. Einh. 88 I 159. [6]) per Logenehi partibus Saxoniae Ann. Lauriss. 88 I 158 cf. 88 II 376.

beim Uebergange über den Fluß unweit Lihesi, Leisa[1]) oder Batenfeld angegriffen und gänzlich geschlagen.

Im folgenden Jahre (779) richtet Carl seinen Zug zunächst gegen die Westfalen. Als er bei Lippeham (in der Gegend des heutigen Wesel) den Rhein überschreitet, tritt ihm Widukind gerüstet entgegen, er wird indeß bei Buocholt[2]) (Bocholt) geschlagen, muß seine Befestigungswerke verlassen und sich zurückziehen. Auf siegreichem Zuge dringt Carl wieder vor bis zur Weser, wo er bei Medofulli[3]), wahrscheinlich Fuhlen auf der linken Seite der Weser, Oldendorf gegenüber, sein Lager aufschlägt. Dorthin kommen die Engern und Ostfalen und unterwerfen sich von Neuem. Carl kehrt dann über Eresburg zurück ins Frankenland.

Die beiden folgenden Jahre sind ohne Kampf. Widukind ist bei den Normannen. Carl macht einige Verwüstungszüge durch's Sachsenland, bis dahin, „wo die Elbe und Ohre zusammenfließen", also bis zu den äußersten Grenzen. Er hält die Unterwerfung der Sachsen für vollendet[4]), so sehr, daß er es im Jahre 782 wagt, ihren Heerbann im Verein mit den Ostfranken gegen die Slaven aufzubieten. Arge Täuschung! Während er sie schon als seine Kampfgenossen wähnt, bereiten sie nichts Geringeres als einen Angriffskrieg[5]) gegen ihn vor. Widukind ist von den Normannen heimgekehrt, reizt die Sachsen „mit eitlen Hoffnungen zum Aufruhr"[4]) und rüstet zu neuem Kampfe für die Freiheit. Carl merkt nichts davon[6]). Sorglos und arglos entbietet er wider die

---

[1]) in loco, qui dicitur Lihesi: der Poeta Saxo hat Baddanfeldun 88 I 235, jenes liegt auf der rechten, dieses auf der linken Seite der Eder. [2]) nach dem Archiv für Niedersachsen III S. 379 soll die Schlacht „zwischen Meppen und Bockeloe" stattgefunden haben. Dort soll noch ein Bauernhof, Weckenborg, sein, so genannt entweder von Wittekind oder vom Weichen der Sachsen. Indessen sind solche Ortsdeutungen wenig zuverlässig. [3]) Ueber die Vermuthungen auf Meppen, Polle, Mulbeke, Uffeln vergl. Lebebur krit. Beleuchtung S. 75. Johannes de Essendia (bei Scheidt S. 47) citirt aus Gregor von Tours die Lesart: in loco, qui dicitur modo Pulli statt Medofulli, wonach dann allerdings alle Schwierigkeit beseitigt wäre, indem Pulli nichts anders als Polle an der Weser, unterhalb Holzminden, sein würde. Medebach darunter zu verstehen, wie Trippe in seinen „geschichtlichen Nachrichten über Medebach" S. 14 thut, geht wohl gar nicht an, da dieses ca. 60 Kilometer von der Weser entfernt ist. [4]) Ann. Petav. 88 I 16. [5]) Ann. Einh. 88 I 163 — compererunt, Saxones ex concilio Widukindi ad bellum Francis inferendum esse praeparatos. [6]) Ann. Lauriss. 88 I 162.

slavischen Sorben zwischen Saale und Elbe „den Heerbann der Ostfranken und Sachsen unter Führung des Geilo, Adalgis und Worad. Schon sind die Franken auf dem Zuge dahin in's Sachsenland eingerückt, da hören sie, daß Widukind mit den Seinen gerüstet ist, nicht mit ihnen, sondern gegen sie zu kämpfen. Eiligst kehren sie um und wenden sich dorthin, wo die Sachsen sich versammelt haben sollen. Graf Theodorich, ein Anverwandter des Königs, stößt mit seinen, auf die Nachricht vom Aufstande der Sachsen schleunigst in Ripuarien gesammelten Truppen zu ihnen. Widukind aber steht auf der Nordseite des Süntelgebirges[1]). Ihm entgegen ziehen nun die fränkischen Heere, zunächst dem rechten Weserufer entlang. „Damit sie um so leichter die Sachsen umgehen könnten" überschreiten sie zunächst diesseits (im Süden) des Süntelgebirges die Weser — Theodorich bleibt mit seinen Truppen auf dem rechten Weserufer — marschiren dann auf dem linken Weserufer weiter stromabwärts durch die Weserscharte hindurch und setzen hier zum 2. Male über die Weser, um zu den Sachsen zu gelangen, die dort auf der Nordseite des Süntels, rechts von der Weser sich aufgestellt. Ohne Weiteres stürmen sie auf dieselben ein, „so rasch einen jeden sein Pferd nur tragen wollte". Diese erwarten sie ruhig, in Schlachtordnung vor ihrem Lager stehend, umzingeln sie und hauen fast alle nieder. Wer von den Franken entkommen kann, flieht nicht zurück in das eigene Lager, sondern seitwärts über das Gebirge in das Theodorich's.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage rückt Carl eiligst heran, läßt alle Großen vor sich kommen und forscht nach den Urhebern dieser Empörung. Alle geben den Widukind als An-

[1]) wahrscheinlich Minden gegenüber und nicht an dem Nordabhange des jetzt sogen. Süntels; der Name Süntel umfaßte den größten Theil des Wesergebirges, selbst noch das Gebirge westlich von der Weser. cf. Paullini III S. 11. Die Namen Süntelbeck, Süntelberg (nördlich von Osnabrück), Süntelstein (bei Hunteburg) weisen darauf hin. Nur unter Annahme dieses Kampfplatzes läßt sich mit dem ohnehin dunkeln Berichte der Einh. Annalen etwas anfangen. Der Grund zum Ueberschreiten der Weser ist von den Annalen selbst angegeben. Es handelte sich darum, die Feinde „leichter zu umgehen". Auf der linken Seite der Weser war die Weserscharte leichter zu passiren. In dem Engpasse auf dem rechten Ufer unterhalb des jetzigen Jakobsberges mochten sie auch wohl einen Ueberfall befürchten. Vgl. Lebebur krit. Beleuchtung S. 771. Werner Rolevinck l. 2 cp. 5 S. 80.

stifter an. Dieser aber ist bereits wieder zu den Nordmannen entflohen[1]). Da rächt denn der Frankenkönig im höchsten Zorn „die schwere That“ durch das Blutbad zu Verden.

Doch das allzuharte Mittel verfehlt seinen Zweck: das Sachsenvolk rafft sich auf zum Kampfe der Verzweiflung. Der Krieg nimmt nunmehr eine ganz andere Gestalt an. Nicht mehr einzelne Heereshaufen sind es, welche bald hier bald dort, je nach dem Gebiete, das gerade angegriffen wird, sich dem Feinde entgegenstellen, — die Streiter aus allen sächsischen Gauen schaaren sich zusammen zu einem einzigen Heere, unter einem einzigen Führer, dem heldenmüthigen Widukind; nicht mehr sind es die Freien allein, die da kämpfen für die schwer bedrohete Freiheit, — das ganze Volk erhebt sich wie ein Mann, Alles, was Waffen tragen kann, eilt zum Kampfe; nicht mehr von einzelnen Aufständen, wie vordem, berichten die Annalen in diesem Jahre (783); sie sprechen von „einer allgemeinen Erhebung“[2]) des Sachsenvolkes; nicht mehr erzählen sie von einzelnen mehr oder minder erheblichen Zusammenstößen, — „zwei große Schlachten“[3]) sind es, „offene Feldschlachten“[4]), von denen sie nun berichten, jede derselben nennen sie einen „Krieg“[5]).

Der erste Zusammenstoß findet statt im Lande der Engern bei Theotmalli (Detmold). Der Ausgang des Kampfes ist zweifelhaft[6]). Nur „wenige Tage nachher“[7]) trifft Carl mit Widukind zum 2. Male zusammen in großer Feldschlacht auf Westfälischem Boden: an der Hase. Die alten Annalen geben den Ort nicht näher an. Eine Nachricht aus den 30er Jahren des 12. Jahrhunderts, die sich als „ex chronicis“[8])

---

[1]) Die Zahl der um ihn versammelten Streiter wird also wohl nicht so groß gewesen sein, um auch dem Heere Carls erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Ann. Einh. 88 I 165. Der Verfasser der Lorscher Annalen stellt als „Hofchronist“ die Sache wiederum als einen Sieg der Franken dar 88 I 162. [2]) Ann. Einh. l. c. Vgl. Möser I § 27 S. 202; er nennt den Kampf dieses Jahres wegen der allgem. Betheiligung daran „Bauernkrieg“. [3]) Ann. Fuldenses: Car. Sax. duobus magnis proeliis vicit 88 I 350. [4]) Einh. vita Caroli magni 88 II 447 bis acie conflixit. [5]) Chron. Moissac. 88 I 297: comissum est bellum . . . iterum comissum est bellum. [6]) Die fränk. Annalen, namentl. die Lorscher berichten wieder von einem Siege Carl's; die Einhard'schen indeß gestehen seinen Rückzug nach Paderborn zu. [7]) Einh. vita Car. m. l. c. [8]) Bei Möser I § 37 S. 205; Ex chronicis: Carolus

genommen einführt und trotz beigemischter sagenhafter Nachrichten wol nicht ganz von der Hand zu weisen ist, gibt den Schlachtvorderberg als Kampfplatz an. Es ist das die heutige sogenannte Clus am rechten Ufer der Hase nicht weit von Osnabrück. Widukind soll hier 3 Tage lang gekämpft, sich dann nach der ein paar Stunden östlich gelegenen Burg, heute noch Wittekindsburg genannt, geflüchtet haben, von dort aber nach vergeblichem Widerstande entflohen sein.

Widukind ist nun zwar besiegt, aber sein Muth noch nicht gebeugt, sein Widerstand noch nicht gebrochen. Noch weitere Kreise zieht er in den Kampf gegen das Christenthum. (784) Friesland, wo St. Ludger schon 7 Jahre mit Erfolg gepredigt, stachelt er auf, das Joch des Christenthums abzuschütteln und — Friesland opfert wieder den Göttern, St. Ludger muß fliehen. Ob die Friesen dem Widukind auch Hülfe geleistet haben im Kampfe gegen Carl, darüber haben wir keine Nachricht.

Carl zieht (784) von Lippeham her plündernd und verwüstend durch Westfalen, ohne auf Widerstand von Seiten Widukinds zu stoßen. Eine Ueberschwemmung der Weser hindert ihn am weiteren Vordringen nach Norden. Deshalb wendet er sich nach Ostfalen und läßt seinen Sohn Carl mit einem Heere in Westfalen zurück. Gegen diesen sammelt Widukind die Seinen an der Lippe[1]). Es entspinnt sich ein Kampf, aus dem nach den Angaben der Quellen Carl als Sieger hervorgegangen sein soll. Mit diesem Siege muß es jedoch nicht so ganz richtig gewesen

---

contra Widekindum regem litus fluminis Hasa tuentem in loco qui dicitur Schlachtvörderberg venit, et per triduum dimicans ipsum ad castrum Wedekindborch fugavit, de Saxonibus suis gloriose triumphans et deinceps Widekindus regi non restitit. Möser führt dann noch eine andere dem Chronicon Saxonum entnommene Nachricht an, welche ebenfalls den genannten Ort als Kampfplatz angibt. In den „Mittheil. des hist. Ver. zu Osn. 1853, S. 276 ff., wird der Schlachtvorderberg als die heutige Clus nachgewiesen. Bei Heinrich von Herford befindet sich ebenfalls die von Möser „ex chronicis" citirte Nachricht. Vgl. auch Botho Chron. picturatum bei Leibnitz SS. III 289.

[1]) Der Ort des Kampfes ist nicht näher angegeben. Die Einhard'schen Annalen sprechen von einem Reitertreffen, was es aber wohl nur von Seite der Franken war. SS. I 167 cf. 161. Abel Jahrb. S. 386.

sein; denn, wenn man sieht, wie trotz dieses „Sieges" Carl selbst (der Vater) schon mitten im Winter noch einmal nach Sachsen eilt, dort den ganzen Winter über verweilt; wenn man bedenkt, daß er von den Sachsen so sehr in Athem gehalten wird, daß auch nicht eine einzige Regierungshandlung von Carl sonst in diesem Jahre vermeldet wird, so hat man wol Grund, mit Möser anzunehmen, daß „die fränkische Hofzeitung abermals eine falsche Nachricht verbreitet"[1]). Das „illaesus remeavit" eines Annalisten deutet denn auch wol hinreichend an, daß Carl (der Sohn) nur eben „mit heiler Haut davon gekommen."

Das nun folgende Jahr 785 bringt für den sächsischen Krieg die Entscheidung: Widukind, der unbeugsame Held und unerschrockene Führer der Sachsen, die ganze Seele all des Ringens und Kämpfens für die Freiheit, — tritt vom Kampfplatze ab; er, der „unermüdliche Anstifter der unermüdlichen Treulosigkeit", der immer und immer wieder die Seinen zu neuem Abfalle gereizt, — unterwirft sich Carl, wird Christ. Doch darüber weiter unten.

Nun ist der Kampf, der Krieg so gut wie beendet. Noch ein paarmal flammt das alte Freiheitsgefühl wieder auf und macht sich in vereinzelten Aufständen Luft; aber ohne allen Erfolg. 803 ist Friede im ganzen Sachsenlande[2]).

Wollen wir hier noch ein paar Gedanken zur Erklärung des für den Frankenkönig so glücklichen Ausganges des Krieges aussprechen, so ist nicht zu läugnen, daß, abgesehen von dem Walten des obersten Schlachtenlenkers, mancherlei Umstände zusammentrafen, welche Carl den Sieg erleichterten über das apfere Volk, das mit so zäher Ausdauer für seine Freiheit gekämpft und für die Religion seiner Väter.

1) Die Kriegführung der Sachsen war eine äußerst langsame und schwerfällige. Handelte es sich um einen Krieg, dann ward erst eine Volksversammlung berufen. Diese berieth über das Nothwendige und wählte die Führer. Erst dann gings ans Rüsten zum Kampfe. Und so verfloß eine geraume Zeit, ehe man schlagfertig war und zu Felde ziehen konnte. Daher hatten denn auch nach den Berichten der Annalen die Franken

[1]) Möser I § 37 S. 206, Abel S. 388. [2]) Von einem mit den Sachsen geschlossenen Frieden zu Selz findet sich nichts in den Annalen. Vgl. Waitz III 186.

stets so große Eile, ins Sachsenland einzufallen, um die Unvorbereiteten zu überrumpeln[1]; daher trafen sie auch wiederholt die Sachsen mitten in ihren Rüstungen und Vorbereitungen begriffen.[2])

2) Was die ohnehin so schwerfällige Kriegführung noch mehr erschwerte, war die Selbstverpflegung während des Krieges. Jeder Einzelne im Heerbann mußte sich selbst beköstigen, Jedem blieb zugleich die Sorge für sein Hauswesen überlassen. Darum zog denn auch nach Tacitus das ganze Haus, Weib und Kind, mit in den Krieg, darum gab es keine Winterfeldzüge: beim Anbruch des Winters mußte der Heerbann sich auflösen, um im Frühjahre zu neuem Feldzuge sich zu sammeln. Unter diesen Verhältnissen war denn auch die Vertheidigung des Landes keine allgemeine: nur diejenigen zogen zunächst zum Kampfe aus, welche durch ihre Lage zuerst mit dem Feinde in Berührung kamen.[3])

3) Die Sachsen hatten keine Reiterei, kannten keine Belagerungskunst. Die Annalen thun der fränkischen Reiterei ausdrücklich beim Kampfe am Süntel Erwähnung. Die Feste Eresburg vermögen die Sachsen nur durch List zu nehmen, die Sigiburg, gegen die sie durch List nichts ausrichten, widersteht ihrer Gewalt.[4])

4) Die Kriege der Sachsen seit ihrer Einwanderung aus dem Norden waren meist nur Grenzkriege. Darum waren nur die in den Grenzdistrikten wohnenden Sachsen im Kriege geübt; sie waren es deshalb auch, welche, wie der Verlauf des Krieges zeigt, am tapfersten sich schlugen, am längsten widerstanden. Die Züge Carls im Innern des Sachsenlandes waren meist nur Durchzüge oder Verwüstungszüge.

---

[1]) Die Annalen berichten das fast bei allen Feldzügen, z. B. 88 I 153, 157, 165. [2]) 88 I 157: ei resistere parabant, S. 164: Saxones praeparaverunt pugna, S. 165: cum ad pugnam se praeparare comperisset, — audivit Saxones congregari, S. 166: voluerunt se congregare. [3]) Das Letztere kann indessen nicht als Vortheil für Carl angeführt werden. Daß die Sachsen nur in einzelnen Abtheilungen — und nicht in geschlossener Einheit — eine Art Guerillakrieg führten, war für Carl eher nachtheilig: es zog den Krieg in die Länge. Sobald er (bei Detmold und an der Hase) den ganzen Heerbann der Sachsen vor sich hatte, waren die Kämpfe viel entscheidender. [4]) Die in den Lorscher Annalen 88 I 156 beschriebene Belagerung Sigiburgs, wo von Wurfgeschossen der Sachsen die Rede ist, ist ein späterer Zusatz.

3. Widukinds Stellung im Sachsenvolke vor seiner Bekehrung.

Des orlages vanere was Wodekint.
(Des Kampfes Fahnenträger war W.)
Sächs. Weltchronik.

Nicht nur von der Sage, sondern auch von manchen Schriftstellern älterer und auch noch neuerer Zeit ist Widukind, was seine Stellung angeht, mit allen möglichen Titeln und Ehren ausgezeichnet. Heerführer der Westfalen, der Sachsen, Herzog von Westfalen, Dynasta in Ostfalen, Graf von Jülich, Iburg und Minden, Gouverneur von Osnabrück, Herzog zu Engern, König von Engern, ja von ganz Sachsen — alles das soll er gewesen sein.

Was ist denn nun davon eigentlich wahr? Welche Stellung hat Widukind in seinem Volke in Wirklichkeit eingenommen?

Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir zunächst unterscheiden zwischen seiner Stellung, die er vor seiner Bekehrung in dem noch freien Sachsenvolke und zwischen der, welche er nach seiner Bekehrung in dem schon unterworfenen Lande einnehmen konnte und wirklich einnahm. Als Sachsen ein Theil des fränkischen Reiches wurde, traten auch andere Verfassungsverhältnisse ein: an die Stelle der demokratischen Regierungsform trat eine monarchische, wonach also auch die Stellung der sächsischen Großen eine andere sein mußte.

Was nun Widukinds Stellung vor seiner Bekehrung in dem noch freien Sachsenvolke angeht — von dieser allein ist hier vorerst die Rede, von der andern später —, so müssen wir, um dieselbe zu ermitteln und klarzustellen, zwei Fragen beantworten, einmal, welche Stellung Widukind bekleiden konnte, und die Antwort hierauf finden wir in der alten sächsischen Verfassung; dann, welche Stellung Widukind wirklich bekleidete, und, um sie zu beantworten, müssen wir uns umsehen nach glaubwürdigen historischen Zeugnissen. Durch letztere suchen wir uns über die Art der Stellung Widekinds zu vergewissern, während uns die Verfassung einen Einblick in das Wesen derselben gibt.

---

[1]) Der Verfasser des „Lebens Wittek. des Großen" weiß zu berichten (S. 75), Widekind selbst habe sich „dynastam Hargi, dominum Angriae et comitem Iburgi" geschrieben. Das ganze Buch ist ein Phantasiestück.

a. Was konnte Widukind sein nach der sächsischen Verfassung? Geben wir eine kurze Darstellung der einschlägigen sächsischen Verhältnisse, der ständischen Eintheilung des Volkes, der Verfassung im Frieden und im Kriege, soweit sie hier in Betracht kommt[1]).

I. **Stände** des Volkes. Das ganze Volk der Sachsen unterschied sich in 3 resp. 4 Stände[2]): 1. Die Edlingi — Nobiles

---

[1]) Die hierher gehörigen Zeugnisse alter Schriftsteller, auf die wir im Text wiederholt zurückkommen müssen, sind folgende: 1. Tacitus (Germ. cp. 11, 12): Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. — De minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes. — (In conciliis) rex vel princeps audiuntur, auctoritate suadendi magis, quam jubendi potestate. 2. Caesar (de bello Gallico VI 23): Quum bellum civitas aut inlatum defendit aut inferit, magistratus, qui ei bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem, deliguntur. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos jus dicunt controversiasque minuunt. 3. Beda vener. (hist. eccles. gent. Angl. V. 11): Non enim habent regem iidem antiqui Saxones, sed satrapas plurimos suae genti praepositos, qui ingruenti belli articulo mittunt aequaliter sortes, et quemcumque sors ostenderit, hunc tempore belli ducem omnes sequuntur et huic obtemperant. Peracto autem bello rursum aequalis potentiae omnes fiunt satrapae. 4. Poëta Saxo (88 I 228) sagt von der genus Saxonum: Quc nec rege fuit saltem sociata sub uno Ut se militiae pariter defenderet usu Sed variis divisa modis plebs omnis habebat Quot pagos tot paene duces . . . 5. Hucbald (vita Sti Lebuini SS II 361): In Saxonum gente priscis temporibus erat . . . . neque terreni alicujus regis dignitas . . .; sed erat gens ipsa, sicuti nunc usque consistit, ordine tripartito divisa. Sunt denique, qui illorum lingua edlingi, sunt qui frilingi, sunt qui lassi dicuntur, quod in latina sonat lingua: nobiles, ingenuiles atque serviles. Pro suo vero libitu . . . singulis pagis principes praeerant singuli. 6. Widukind (Ann. l. I, cp. 14): A tribus etiam principibus totius gentis ducatus administrabatur certis terminis exercitus congregandi potestate contentis, quos suis locis ac vocabulis novimus signatos in Orientales scl. populos, Angarios atque Westvalos. Si autem universale bellum ingrueret, sorte eligitur, cui omnes obedire oporteat, ad administrandum imminens bellum. Quo peracto, aequo jure ac propria potestate unusquisque contentus vivebat. [2]) Der 4. Stand der servi wird oft nicht genannt, weil man die Sclaven nicht mit zum eigentlichen Volke rechnete. Hucbald (s. o.) unterscheidet Edlingi — Frilingi — Lazzi, der Mönch Rudolph (transl. Alex. SS II 673) nobiles — liberi — liberti (d. h. die Laten) — servi, das Capitul. Paderbr. cp. 15 bei Waitz I, 106, cp. 17 bei Waitz III 127) nobiles — ingenui —

— Edlen, Adligen. 2. Frilingi — Liberi, Ingenui — Freien. 3. Die Lazzi — Liti, Litones — Laten, Liten, Unfreie mit Einschluß der Liberti — Freigelassenen, welche ihnen ungefähr gleich standen. 4. Servi — Sklaven.

1. Die Edlen, der Adel. Daß es bei den Sachsen schon in grauer Vorzeit wahren, auf das Geschlecht, die Geburt gegründeten Adel gab, ist mehrfach bestritten, kann jedoch, um mit Waitz zu reden, „nicht in Abrede gestellt werden“[1]). Von den Deutschen überhaupt bezeugt es Tacitus[2]) wiederholt, und unter den deutschen Stämmen haben neben den Friesen „die Sachsen treu alle alten germanischen Einrichtungen bewahrt“[3]). Außer den genannten Stellen, wo jedesmal die Edlingi oder Nobiles im Gegensatze zu den Andern als besonderer Stand auftreten, reden noch die alten Annalen an vielen Stellen von den Adligen. Sie nennen sie: nobilissimi, nobilitas, majores natu, primates, optimates, primores, proceres![4])

Ueber die Entstehung des Adels sind die Gelehrten nicht einig. Nach den einen beruht derselbe auf Stammesverschiedenheit, nach anderen auf persönlichen Verdiensten, nach wieder anderen auf besonders ausgedehntem Grundbesitz[5]). Nach Waitz, der alle die verschiedenen Meinungen verwirft, ist er entstanden „durch Umstände, deren Entwickelung zu begleiten nicht vergönnt ist.“[6]) Die allgemeinere Annahme ist die, daß die Führer der Sachsen bei der Einwanderung aus dem Norden in neue Wohnsitze in den Kämpfen mit den bisherigen Bewohnern derselben durch ihre persönlichen Eigenschaften, ihre Tapferkeit, ihre geistige Ueberlegenheit, für sich ein besonders hervorragendes Ansehen, eine höhere Achtung und damit einen sich von selbst ergebenden und ihnen gern zugestandenen

liti; die lex Saxorum (Tit. II bei Gaupp S. 95, 99) nobiles — liberi — liti — servi; Nithard (SS II 668) edhilingi — frilingi — lazzi; Widukind von Corvey (Ann. I cp. 14) endlich spricht, abgesehen vom Sclavenstande, ebenfalls von einer Dreitheilung des Volkes.

[1]) Waitz D. V. I, 67. [2]) Citate bei Waitz l. c. [3]) Waitz I 104, 113. [4]) Man vergl. z. B. ann. Einh. ad annum 775 & 777, ann. Petav. ad ann. 776, ann. Fuldenses ad 782, ann. Lauriss. ad 775, Einh. vita Car. Magn. cp. 8 („nobilitas“), ann. Lauresham. ad 782 (nobilissimi“). [5]) Waitz I S. 88, 81. Was den großen Grundbesitz anlangt, so wird die Auszeichnung durch denselben ausdrücklich von der Auszeichnung durch den Adel unterschieden SS II 676, indem von Widukind gesagt wird: „et claritate generis et opum amplitudine eminebat“. [6]) Waitz I, 81.

Vorrang unter ihren Standesgenossen errangen, einen Vorrang, welcher jedoch jede größere politische Berechtigung ausschloß.

2) Die Freien. Zu ihnen gehörten nur diejenigen, welche freies Grundeigenthum besaßen[1]). Nur letzteres gab ihnen das Recht der Theilnahme an den Volksversammlungen und an der Rechtsprechung; nur die freien Grundbesitzer bildeten den Heerbann, nur sie hatten in öffentlichen Angelegenheiten die Entscheidung. Die Edlen hatten wohl eine höhere Würde, als die Freien, „ein höheres Recht hatten sie nicht"[2])

Schaumann[3]) zählt diesem Stande noch die manumissi bei, d. h. solche früher Unfreie, „welche die Sachsen, um den eigenen Abgang an Leuten während des Krieges zu ergänzen, freigelassen hatten" und welche nun als Freie an den Eroberungen der Freien Antheil bekamen, in gleiche Stellung traten mit den Siegern.

3) Die Laten oder Liten und Freigelassenen repräsentiren den Stand der Unfreien, d. h. der in irgend einem Verhältniß der Abhängigkeit zu den Freien Stehenden. Welches dieses Verhältniß im Einzelnen war, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, und gehen die Meinungen darüber auseinander. Die Liberti scheinen eine größere persönliche Freiheit genossen zu haben, als die Lassi, ohne jedoch den Freien gleich zu stehen; in anderen Rücksichten waren sie den Liten gleich[4]). Liten wie Freigelassene hatten kein freies, sondern ein mit Abgaben und Diensten belastetes Eigen, hatten kein Recht der Theilnahme an der Volksversammlung, standen im Schutze (mundium) des Herrn, dessen Land sie bebauten. Nach Widukind von Corvey waren die Laten die „reliquiae pulsae gentis", d. h. die, welche in ihrem vom Feinde eroberten heimathlichen Lande zurückblieben, während die anderen auszogen, sich eine neue Heimath zu suchen.

4. Die Knechte, servi, meist aus Kriegsgefangenen entstanden, waren in jeder Hinsicht unfrei, gänzlich von ihrem Herrn abhängig, an sein Haus gebunden. Sie werden meist nicht mehr mit zum Volke gerechnet.

II. Obrigkeit im Frieden.

Das ganze Land zerfiel in Gaue. Der Ausdruck Gau hat aber verschiedene Bedeutung; es gab Gaue im weitern und engern

[1]) Waitz I, 39. [2]) Waitz I, 178. [3]) A. a. O. § 15. [4]) Waitz I, 179.

Sinne. Im weitern Sinne heißt Gau so viel als Völkerschaft, Land, bei Tacitus civitas, bei Andern pagus. Der Ausdruck Land hat sich später noch vielfach erhalten; wir kennen z. B. noch ein Emsland, Nordland. Die Bildung und der Umfang eines solchen Gaues ist dunkel. Im engern, eigentlichen Sinne bezeichnet Gau (bei Tacitus pagus im Gegensatz zu civitas) einen Distrikt von hundert Hufen Landes, der, entsprechend der Zahl der Hufen, auch 100 Krieger stellte[1]). In ganz Deutschland bestand diese Landeintheilung, conform der des Heeres; nur hießen diese Distritte bei den Sachsen nicht Hundertschaften, wie bei den anderen Völkern, sondern Gaue, woran auch noch das spätere „Gogreve" erinnert[2]). Zu einem Gaue gehörten meist mehrere Dörfer. Diese Dörfer finden wir aber nicht im nördlichen Westfalen bis zur Lippe — hier gab es Einzelhöfe —, sondern südlich von der Lippe, welche Gegend erst im 8. Jahrhundert[3]) von den Sachsen erobert wurde[4]), ebenso im östlichen Engern und in Ostfalen.

Jeder Gau (im engern Sinne) hatte seinen Vorsteher. Diese Vorsteher heißen bei Tacitus, Cäsar, Hucbald, Widukind von Corvey principes, Fürsten[5]), bei Beda sataprae, im Volke wurden sie wahrscheinlich „Aelterman" genannt[6]). Die Fürsten wurden in den Volksversammlungen gewählt[7]), aber nicht aus dem Stande der Adligen allein, sondern auch aus dem der Freien. Adel war nicht erforderlich, um princeps zu werden. Sie entschieden in geringeren Angelegenheiten, trugen in den Versammlungen vor[8]), „leiteten die Verhandlungen, aber die Entscheidung war beim Volke"[9]); sie waren Richter, „vielleicht auch Priester in ihren Gauen"; hatten ferner das Recht, sich ein Gefolge zu halten, Jünglinge der Edlen und Freien um sich zu scharen[10]) und so Ehre und Ansehen sich zu mehren. Ihr Amt war ein dauerndes, in der Regel lebenslängliches[11]).

---

[1]) Waitz I 37. [2]) Waitz I 32, 106. [3]) Beda hist. eccl. V 9, 11. [4]) Beda hist. eccl. V, 9, 11. [5]) Waitz I 86 ff. [6]) Nach der angelsächsischen Uebersetzung des Wortes satrapa Waitz III 114. [7]) Diese Volksversammlungen hatten alle und jede politische Macht. Das allgemeine Landesthing zu Marclo an der Weser wird von Waitz III 114 angezweifelt im Gegensatze zu I 61, wo er es gelten läßt. [8]) cf. die obigen Citate S. 21. [9]) Waitz I 111,119. [10]) Dies war kein Vorrecht des Adels. Waitz I 98, 149. [11]) Waitz I 102.

III. Obrigkeit im Kriege, Kriegsverfassung.

Die alten Schriftsteller (Poëta Saxo, Beda, Widukind), welche sich über die Kriegsverfassung der alten Sachsen ausgesprochen haben — ihre Worte sind oben angeführt —[1]) sind in ihren Angaben nicht übereinstimmend, und müssen wir deshalb zunächst, um einen sicheren Anhaltspunkt zu gewinnen, uns die Kriegführung der Sachsen selbst, wie sie uns in den alten Annalen entgegentritt, etwas näher ansehen, resp. aus dem schon vorhin erzählten Kampfe mit Carl die für die Verfassung im Kriege sich ergebenden Schlüsse ziehen.

Im genannten Kriege treten die einzelnen Stämme der Sachsen nicht vereint, sondern getrennt auf, zunächst jedesmal derjenige Stamm, dessen Gebiet bedroht ist. So sehen wir zuerst die Engern im Kampfe; dann (vom 3. Feldzuge an) der Reihe nach die Westfalen — Engern — Ostfalen. Zuerst wird im Süden gekämpft, dann auch in den nördlicheren Gegenden. Wie die einzelnen Stämme getrennt auftreten, so unterwerfen sie sich auch getrennt und einzeln dem siegreichen Frankenkönige. So berichten z. B. die Annalen im Jahre 875 ausdrücklich, daß sich ihm erst die Ostfalen, dann die Engern und zuletzt die Westfalen unterworfen. Dasselbe wird später von den Nordalbingern, dem nördlich von der Elbe wohnenden Sachsenstamme, mitgetheilt.[2]) Hieraus ist ersichtlich, daß die Sachsen keine einheitliche Führung im Kriege hatten, sondern jeder der 3 resp. 4 Stämme unter einem besonderen Anführer kämpfte. Letztere werden auch zum Theil ausdrücklich genannt: Hessi oder Hassio bei den Ostfalen, Bruno bei den Engern.

Und nun sehen wir uns einmal die oben schon citirten Aussprüche Beda's und Widukind's an, wo sie von der Verfassung der Sachsen im Kriege reden, und untersuchen wir, ob sie sich nicht in Uebereinstimmung mit diesem aus den Annalen gewonnenen Resultate bringen lassen. Beda sagt: „Die alten Sachsen haben keinen König, sondern eine große Anzahl Satrapen, welche dem Volke vorgesetzt sind. Diese losen beim Ausbruche eines Krieges, und wen das Loos trifft, dem folgen alle während des Krieges und gehorchen ihm. Nach Beendigung des Krieges aber

[1]) cf. S. 21. [2]) SS I 154, 155, 191.

stehen sich alle Satrapen wieder gleich."[1]) Er redet hier also nur von einem Führer, den „die alten Sachsen" sich als Feldherrn im Kriege wählten. Das läßt sich mit obigen Thatsachen nur in Einklang bringen, wenn Beda hier unter dem Ausdruck „antiqui Saxones" nicht das ganze Volk, sondern nur einen Stamm desselben gemeint hat. Und in der That scheint dem so zu sein, scheint er nur die Westfalen gemeint zu haben. Er versetzt in der betreffenden Erzählung von der Ankunft der beiden Ewalde bei den „alten Sachsen" letztere ausdrücklich an den Rhein und verstand man auch früher unter Alt-Sachsen Westfalen. Bei dem um 1450 lebenden Johannes de Essendia heißt es ausdrücklich: „Das alte Sachsen, das jetzt Westfalen heißt." Auch andere Schriftsteller verstehen unter den „antiqui Saxones" die Westfalen, so Botho[3]) und Reineccius († 1595) in seiner Ausgabe des Poëta Saxo[4]); Ledebur ist sogar der Ansicht, „daß nur die zu beiden Seiten der Lippe wohnenden Brukterer unter jenen Altsachsen verstanden sein können."[5]) Geht diese Beschränkung aber auch zu weit, so lag es jedenfalls nahe, die Westfalen besonders Altsachsen zu nennen, weil sie zuerst von Hadeln aus ihre Herrschaft zwischen Rhein und Weser begründeten.[6])

Was nun den Widukind von Corvey angeht, so heißt es bei ihm:[7]) „Die Führerschaft des ganzen Volkes hatten 3 Fürsten in Händen, welche sich darauf beschränkten, das Heer zu gewissen Fristen zu versammeln... Wenn aber ein allgemeiner Krieg ausbrach, wurde zur Leitung einer durchs Loos gewählt, dem alle gehorchen mußten. Nach Beendigung desselben lebte jeder nach gleichem Gesetz und Recht, zufrieden mit seiner eigenen Macht." Nach ihm hatten also die Sachsen für gewöhnlich drei Führer, jeder der drei Zweige des Volkes (Westfalen — Engern — Ostfalen) einen für sich; bei einem allgemeinen Kriege aber das ganze Volk nur einen. Widukind scheint hier gerade die Verhältnisse im Auge gehabt zu haben, wie wir sie im Kriege mit Carl dem Großen aus den Annalen kennen gelernt. Anfangs

[1]) Oben S. 21. [2]) Bei Scheidt S. 25 cf. S. 44. [3]) Bei Leibniz SS. III 283: de olden Sassen, dat me nu Westvelingh heit. [4]) Reinerus Reineccius Ann. de gestis Car. m. S. 3. [5]) Brukterer S. 279. [6]) Sonst werden auch alle Sachsen in Deutschland Altsachsen genannt im Gegensatze zu den Sachsen in Britannien. [7]) Ob. S. 21.

(bis zum Jahre 783) traten die 3 Abtheilungen des Volkes getrennt von einander je unter einem Führer (Widukind — Bruno — Hessi) auf und vertheidigten sich auf ihrem Gebiete. Mit dem Jahre 783, nach dem Blutbade von Verden, trat ein Ausnahmezustand ein, das ganze Volk vereinigte sich zu einem einzigen Heere, unter Führung Widukinds, als alleinigem Feldherrn, um gemeinsam die schwer bedrohte Freiheit des ganzen Vaterlandes zu vertheidigen; das ist der allgemeine Krieg unter nur einem Feldherrn, von dem Widukind zu reden scheint, im Gegensatze zu den Einzelkriegen der drei Zweige des Sachsenvolkes unter drei Führern, wovon vorher bei ihm die Rede ist.

Es dürfte sich nun für die Kriegsverfassung bei den Sachsen aus den Angaben der Annalen und den genannten Schriftstellern das Folgende ergeben: Jeder der 3, resp. 4 Zweige des Volkes wählte beim Ausbruche eines Krieges in der dazu berufenen Volksversammlung aus der Mitte der Fürsten oder Vorsteher (principes) durch das Loos einen Heerführer (dux)[1]. Diesem mußten Alle gehorchen, so lange der Krieg währte. Das Ende des Krieges war auch das Ende dieser ihrer Machtstellung, sie traten wieder zurück in die alte Stellung eines princeps. Eine einheitliche Kriegführung fand nicht statt[2]. Die einzige Ausnahme unter Widukind (783) wird man in der damaligen Nothlage und in den ganz besonders hervorragenden Feldherrneigenschaften des alten Helden zu suchen haben.

Nachdem wir an der Hand der alten sächsischen Verfassung die verschiedenen Stellungen kennen gelernt haben, welche Widukind in seinem Volke einnehmen konnte, müssen wir uns nun auch nach glaubwürdigen Nachrichten darüber umsehen, welche von

[1]) Widukind von Corvey behält für die Führer im Kriege den Ausdruck „principes" bei, weshalb man wohl die Stelle auf Verhältnisse im Frieden bezogen hat, zumal Widukind zugleich von der Zusammenberufung des Heeres zu bestimmten Zeiten spricht; indeß kann das „principes" nicht befremden, da die Führer im Kriege ja eben principes im Frieden waren. Da übrigens Widukind der Zeit, über welche er schreibt, schon fern steht und nach mündlicher Ueberlieferung schreibt, wirft er Manches durcheinander. „Von der alten Verfassung der Sachsen, sagt Wattenbach von ihm (Vorrede zu seinen „sächs. Geschichten" S. X), hat er eine sehr verworrene Vorstellung."

[2]) Das geht aus der mitgetheilten Stelle des Poëta Saxo und Cäsars (S. 21) hervor.

jenen Stellungen Widukind denn wirklich eingenommen hat, müssen noch die Frage beantworten:

b) Was ist Widukind gewesen nach dem Zeugnisse der Geschichte?

1) Widukind war einer der sächsischen Adligen.

Er wird in den Annalen ausdrücklich so genannt. „Unus e primoribus Westfalaorum“ heißt er in den Einh. Ann.[1]); nach dem Poëta Saxo ist er „e majoribus ejus gentis“[2]); mit Bruno und Hessi, von denen der eine zu den optimates, der andere zu den primores gezählt wird[3]), steht er nach den Ann. auf gleicher Stufe; zu Paderborn hat Carl mit allen „primates“ eine Zusammenkunft, mit Ausnahme Widukinds[4]). In der translatio S. Alex. wird von ihm erzählt, daß er unter den Sachsen „hervorragte durch sein erlauchtes Geschlecht“[5]); sein Sohn Wichbert heißt dort „ein Mann von hohem Adel“[6]), und Kaiser Lothar schreibt an seinen Sohn Ludwig, den König von Italien, vom Enkel Widukinds, dem Grafen Waldbert: „wisse, daß er edlem Stamme aus dem Sachsenvolke entsprossen.“[7])

2) Widukind war Feldherr, Führer (dux) der Sachsen im Kriege und zwar bis 783 dux Westfalaorum, 783 dux Saxonum.

Abgesehen davon, daß die sächsische Verfassung gar keinen König, zu dem man Widukind vielfach gemacht hat, zuläßt, tritt er auch im Verlaufe des Krieges stets nur als Anführer auf, gewählt aus Vielen, welche ihm gleichstehen. Der ganze Tenor der Erzählung des Krieges in den Annalen zeigt uns Widukind in gleicher Stellung mit den drei andern dort genannten Führern.

Er wird auch ausdrücklich dux genannt. Der Poëta Saxo sagt in etwas geringschätziger Weise, daß „ein gewisser Widukind entfloh, die anderen Führer dem Könige gehorchten“[8]). In der vita antiquior der hl. Mathilde heißt es von dieser[9]): „sie stammte aus dem Geschlechte Widekinds, des Führers der Sachsen; in der vita posterior[10]) heißt er „in occidentali

[1]) SS I 157. [2]) Ad ann. 777. [3]) Ann. Lauriss SS. I 154; Ann. Einh. SS I 155. [4]) Ann. Fuldens. ad ann. 782. [5]) Claritate generis .. eminebat SS II 676. [6]) Vir valde nobilis l. c. [7]) .. scito, eum Saxonum ex gente nobilem duxisse prosapiam SS II 677. [8]) Quidam Widokindus.. anfugit, alii duces .. parucrant regi SS I 233. [9]) SS X 576. [10]) SS IV 284; regio = Landschaft, wie es Waitz beim Cäsar („principes regionum atque

regione dux gloriosus“ in der westlichen Landschaft, also in Westfalen; in der vita S. Liudgeri[1]) „dux Saxonum“; bei Widukind von Corvey „magnus dux“[2]) Sagen die Annalen es auch nicht ausdrücklich, daß Widukind Anführer der Westfalen gewesen, so dürfte es sich doch aus dem ganzen Inhalte derselben ergeben, insbesondere daraus, daß sie uns als Anführer der beiden andern Stämme den Bruno und Hessi ausdrücklich nennen.

3) Widukind war, weil Führer im Kriege, deshalb auch princeps, Fürst, Vorsteher eines Gaues, im Frieden; denn die Führer wurden eben, wie schon gesagt, aus der Reihe der principes gewählt. Als princeps nahm Widukind gar keine bevorzugte Stellung ein, sondern stand den andern principes ganz gleich. Was Tacitus von den Fürsten berichtet, daß sie in den allgemeinen Volksversammlungen[3]) suadendi magis, quam jubendi potestatem, mehr zu rathen, als zu befehlen gehabt, das bezeugen die Annalen ausdrücklich von Widukind. Seine Thätigkeit vor dem Kriege war stets nur ein Ueberreden, Anstiften, Rathen, wenn es galt, seine Landsleute zum Kampfe für die Freiheit, zur Abschüttelung des Frankenjoches zu bewegen. „Per suasionem — ex concilio Widukindi — suadente Wid.“[4]) das sind stets wiederkehrende Ausdrücke, wenn erzählt wird, daß die Sachsen sich von Neuem erhoben.

Einer der Edelinge Westfalens also, Vorsteher oder Fürst (princeps) eines Gaues im Frieden, Heerführer der Westfalen resp. Sachsen mit dem von der Verfassung ihm zugestandenen, beschränkten Befug-

---

gorum“ s. oben) übersetzt (Waitz I 102) scheint, wie das „civitas“ des Tacitus, eine Völkerschaft, ein Land zu bezeichnen.

[1]) SS II 419. [2]) SS III 431. [3]) Eine allgemeine Volksversammlung in dem Sinne, daß alle 3 resp. 4 Abtheilungen des Sachsenvolkes dabei betheiligt gewesen, dürfte es nicht gegeben haben. Die neuern Forscher, wie Waitz (III 114) Schaumann (S. 73), Kentzler (Zeitschrift für Nieders. Jahrgang 1870 S. 165), erklären sich dagegen, und wird sich, was Hucbald in der vita S. Lebuini von einer solchen zu Marklo berichtet, wohl nur auf Westfalen beziehen. Dazu paßt auch die von Pertz als Marklo angenommene Oertlichkeit Markenah bei Heiligenloh im Hoya'schen. Das „secus flumen Wisera“ Hucbalds bei Angabe der Lage Marklo's steht nicht entgegen, da das secus, wie Pertz nachweist, noch für die Entfernung von 1600 Schritt gilt (SS II 462). [4]) SS I 158, 162, 163.

nissen — das ist Widukind vor seiner Bekehrung gewesen, nichts mehr und nichts weniger.

---

2. Capitel.

Widukinds Bekehrung und Taufe.

1) Seine Bekehrung.

Hic per Carlum captivatur
Per Leonem baptizatur
Sacro fontis flumine.

Dieser wird von Carl gewonnen
Und von Leo in dem Brunnen
Heil'gen Wassers dann getauft.

Chron. Mind. bei Meiboom I 550.

Carl der Große hatte im Jahre 785, nach einer Reichsversammlung zu Paderborn, das ganze Sachsenland plündernd und verwüstend durchzogen und war bis in den Bardengau gekommen, am linken Ufer der Elbe.[1]) Dort hörte er, daß Widukind und Abbio[2]) sich bei den Transalbingern jenseits der Elbe aufhielten. Obwohl ganz Sachsen unterworfen und machtlos zu seinen Füßen zu liegen schien, mußte sich doch Carl sagen, daß Ruhe und Frieden im Lande nimmer gesichert sei, so lange der unbeugsame Widukind, der ja bisher immer wieder von Neuem die Kriegsfackel in den Gauen seines Vaterlandes entzündet, nicht gewillt sei, vom Kampfe abzustehen. Er versuchte deshalb, ihn auf gütlichem Wege zur Einstellung seiner Feindseligkeiten gegen die Frankenherrschaft zu bewegen, und absichtlich bediente er sich dazu der eigenen Landsleute Widukinds, geborener Sachsen. „Er ließ sie (Widukind und Abbio) durch sächsische Abgesandte auffordern, sich ihm unbedenklich zu unterwerfen. Als sie aber im Bewußtsein ihrer vielen Uebelthaten Bedenken trugen, sich des Königs Schutz anzuvertrauen, erhielten sie von ihm auf ihren Wunsch sowohl Zu-

---

[1]) Ann. Einh. 88. I 167; Ann. Lauriss 88. I 166. [2]) Dies nach den Annalen wohl die richtigere Lesart und nicht Albio noch weniger Alboin; nach Crantzius Metrop. I cp. 4 und Sax. II cp. 13 und 24 soll er Herr von Holstein, erster Pfalzgraf von Sachsen und Gemahl von Widukinds Schwester Hasala gewesen sein, worüber sich aber nirgends bei den alten Schriftstellern eine Angabe findet. Vgl. Kleinsorgen I, 180, Leibniz, Annal. I, 116.

ſicherung der Strafloſigkeit, als auch Geißeln, welche ſie ſich für ihre Sicherheit ausbedangen.“ [1]) Carl ließ in der That die zugeſicherten Geißeln ihnen „durch einen ſeiner Hofleute, den Amalwin“ zuführen; er ſelbſt kehrte inzwiſchen in's Frankenland heim und bezog ſein Hofgut Attigny. Dorthin folgten ihm Widukind und Abbio, dort wurden beide Chriſten.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, was wohl Widukind zu einer ſo plötzlichen und in Anbetracht ſeines bisherigen Verhaltens ſo auffallenden Sinnesänderung bewogen und ob ſeine Bekehrung eine aufrichtige geweſen.

Zunächſt dürfte man wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß ſich unſerm Helden, je länger er von Jahr zu Jahr widerſtand, deſto mehr die Ueberzeugung aufdrängte, daß aller Widerſtand gegen den gewaltigen Frankenkönig auf die Dauer vergeblich ſei. Noch in jedem Feldzuge waren ja ſchließlich die Seinen unterlegen, Tauſende waren gefallen, das ganze Land vom Rhein bis zur Elbe verwüſtet, „durch Mord und Brand“ [1]) verheert; die Hoffnung, Freiheit und Vaterland zu retten, wurde mit jedem Jahre geringer, die Gewißheit dagegen, daß er ſeine Landsleute mit neuen Kämpfen auch neuen Niederlagen und der ſchließlichen Vernichtung entgegenführte, größer. Unterwerfung oder Vernichtung —, das hatte ja auch Carl zu ſeinem Loſungsworte gemacht, wie uns die Annalen berichten [2]). Dazu mochte dann wohl für ihn noch die Einſicht von der Ohnmacht ſeiner Götter kommen, eine Einſicht, an die nun die Gnade Gottes anknüpfte, um jenen herrlichen Sieg zu erringen, der zurückerinnert an ihren Sieg über den Chriſtenverfolger Saulus. „Her“ (der hl. Geiſt), heißt es in der Braunſchw. Reimchr. [3]), gaph im sines lichtes schin (Schein), daz dhaz slafende hertze sin von der vinsternisse thete slan.

An der Aufrichtigkeit der Bekehrung Widukinds zu zweifeln, liegt gar kein Grund vor. Die kurzen Notizen, welche ſich über ſeine Bekehrung bei den alten Schriftſtellern finden, laſſen im Gegentheil darauf ſchließen, daß ſie ernſt und ehrlich gemeint geweſen. Es heißt da, daß Widukind „in ſich gegangen“ [4]), daß er „aus freien Stücken ſich Carl unterworfen“ [5]) und der Verfaſſer der alten Lebensbeſchreibung der hl.

[1]) Ann. Einh. SS. I 167. [2]) Ann. Einh. SS. 153. [3]) SS. D. Chron. II 462, 281. [4]) Ann. Lauriss. min. SS. I 118. [5]) Transl. S. Alex. SS. II 676.

Mathilde berichtet[1]): „Es drang solche Wandlung in Widukinds harten Sinn, daß er nebst seinem Hause und dem ganzen Heidenheere willig der Macht des Königs, wie dem katholischen Glauben sich ergab.“ Der beste Beweis aber von der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung ist sein späteres Leben: er hat sich nie wieder an den Aufständen seines Volkes betheiligt; alle Kräfte hat er eingesetzt, das Christenthum zu verbreiten, Kirchen hat er dort errichtet, wo er früher Götzenbilder aufgestellt[2]).

Ueber die bekannte, anmuthige Sage, die Widukind durch den Anblick des Jesukindes in der hl. Hostie bekehrt werden läßt, das Nähere im 2. Theile. Sie zeigt uns, daß man im Volke Widukinds Bekehrung als das Werk einer besondern göttlichen Gnade aufgefaßt hat.

2. Die Taufe.

Aldha Karl der koninc
vrolichen sin gewatere wart
nach kristeliches touphes art.
Braunschw. Reimchronik.

Was zunächst **den Ort** der Taufe angeht, so hat unser Held hinsichtlich seiner geistlichen Wiedergeburt dasselbe Schicksal gehabt, wie Homer hinsichtlich seiner leiblichen Geburt: nicht bloß sieben, sondern zwölf Orte machen mehr oder weniger Anspruch darauf, das Wasser zu der hl. Handlung dargereicht, Widukind zuerst als Christen begrüßt zu haben; außer Attigny noch Wolmirstedt, Bardowik, Belm, Enger, Minden, Bergkirchen, Hohensyburg, Medebach, Mitterbach, Worms und Paderborn. Und doch ist hier gar kein Zweifel, keine Ungewißheit möglich, wenn man die Berichte der alten Schriftsteller, welche seine Taufe erwähnen, durchsieht. Sie alle nennen einstimmig Attigny[3]) als Taufort. So sagen die Lorscher Annalen[4]): Widuchind tot malorum auctor ac perfidie in-

[1]) Vita S. Math. antiqu. cp. 2. SS X 576, verfaßt in der 2. Hälfte des 10. Jahrh. [2]) Vita S. Math. poster. SS IV 282, eine Bearbeitung der vita antiquior, im Stil verbessert, im Inhalt verschlechtert. [3]) Attigny ist ein Marktflecken im Departement der Ardennen, an der Aisne gelegen. Es war eine Zeitlang Residenz der franz. Könige, verfiel aber später. [4]) SS I 32.

centor venit cum sociis suis ad Attiniacho palacio et ibidem baptizatus est et domnus rex suscepit eum a fonte ac donis magnificis honoravit, und in der transl. S. Alex. heißt es[1]): Witukind quoque, qui inter eos (Saxones) et claritate generis et opum amplitudine eminebat et qui perfidiae ac multimodae defectionis eorum auctor et indefessus erat incentor, ad fidem Caroli sua sponte veniens Attiniaci baptizatus et a rege de fonte sacro susceptus est et Saxonia tota subacta. Diese beiden Stellen, welche auch in anderer Hinsicht bemerkenswerth sind, mögen hier genügen. Wer noch mehr Zeugnisse wünscht, findet diese beim Poëta Saxo[2]), dem Annalista Saxo[3]) in den Einhard'schen[4]) und anderen Annalen[5]). Ueberhaupt gibt es keinen alten Schriftsteller, der einen andern Ort als Taufort Widukinds nennt. Erst in späterer Zeit, als die Sage sich der Persönlichkeit Widukinds bemächtigte, tritt bald dieser, bald jener Ort auf mit dem Anspruche, die Taufe Widukinds gesehen zu haben.

Unter diesen ist hier an erster Stelle Wolmirstedt zu nennen. Hier, an den Ufern der Elbe und Ohre war es, wo Widukind der Sage nach das wunderbare Gesicht hatte[6]), hier war es, wo seine Unterwerfung und seine innere Umwandlung in Folge jenes Gesichtes vor sich ging; was war natürlicher, als daß man auch dorthin seine Taufe verlegte?

Außer Wolmirstedt wird im Bardengau auch Bardowik als Taufort genannt[7]); es wird das nur eine Verwechselung mit dem Bardengau sein, in dem Wolmirstedt lag. Bis Bardowik, der an der Ilmenau gelegenen Stadt, kam nach Angabe der Annalen Carl erst im Jahre 795[8]).

Die Sage ferner, daß Widukind zu Belm[9]) getauft sei, hängt mit jener anderen Sage zusammen, wonach Belm der Begräbnißort seiner angeblichen Gemahlin Geva sein

[1]) 88 II 676. [2]) 88 I 240. [3]) 88 VI 561. [4]) 88 I 169. [5]) Lauriss maj. 88 I 168. Fuldenses 88 I 350. [6]) Henricus de Herf. l. c., Botho bei Leibniz 88 III 289. [7]) Crantzius Sax. II cp. 23, Petersen Chron. Holsat. S. 5, Crusius cp. 12. [8]) Ann. Lauresh. 88 I. 36. Bardowik, eine der ältesten Städte, wurde 1189 von Heinrich dem Löwen zerstört; über ihre sagenhaften Anfänge vgl. Rettberg II S. 464. [9]) In der Nähe Osnabrücks gelegen.

soll. Die Braunschweigische sogenannte Reimchronik sagt in dieser Beziehung[1]):

Gheva sin werdher Frowe
Wart zo Beleheym zo rowe
Gegraben by Osenbrucke
Irer sele got geve gelucke.

Der Name Belm, früher Belehem[2]), scheint besonders der Sage Vorschub geleistet zu haben. Werner Rolevinck[3]) erzählt wenigstens, daß Widukind sich diesen Ort zur Taufe erwählt und ihn Bethlehem geheißen, und zwar wohl deshalb, weil es für ihn ein geistliches Bethlehem, der Ort seiner Wiedergeburt, geworden. Dort, sagt er auch, befinde sich noch bis heute[4]) ein kostbarer Taufstein[5]) zum Andenken an jenen denkwürdigen Taufakt. Um aber die (oben genannten) Angaben der Annalen, die ihm wenigstens zum Theil bekannt waren, hiermit in Einklang zu bringen, meint er, Widukind sei in Attigny nur unterrichtet, zu Belm dagegen getauft. Indessen liegen, abgesehen von der Deutlichkeit der Annalen, für Belm keinerlei Beweise vor, welche auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben könnten.

Eine Nachricht aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts[6]) bringt Widukinds Bekehrung und Taufe mit Carls Siege an der Hase in Verbindung. Widukind und Abbio sollen da von der Wittekindsburg gekommen, unterrichtet und getauft sein. Belm liegt nicht weit von der genannten Burg; wird es auch nicht ausdrücklich genannt, so sieht man doch, daß die Sage schon sehr früh Widukinds Taufe in's Osnabrück'sche verlegt.

Enger, als „Residenz" und Grabstätte Widukinds, an das sich manche schöne Wittekindssage knüpft, dürfte auch in dieser Hinsicht von der Sage nicht übergangen werden. Am südlichen Ausgangspunkte von Enger, nahe der Straße nach Bielefeld, ist eine Stelle, welche jetzt noch Seelborn heißt. Vor einigen Jahren war dort noch eine Quelle, welche nun verschüttet ist. Dieser Seelborn wird wohl als Ausgangspunkt der Sage, daß Widukind hier getauft sei, gedient haben. Manche Sachsen mögen allerdings in diesem „Born für die Seele" getauft sein; für Widu-

[1]) SS. D. Chron. II 462 v. 401. [2]) In der vita Liudgeri SS II 425 so genannt. [3]) A. a. O. I II cp. 7 S. 89. [4]) D. h. bis etwa 1500; Rolev. starb 1502. [5]) Abgebildet bei Scheidt S. 54. [6]) Bei Möser oben S. 17: (Widuk. et Albio) de Widekindesburg veniunt, instruuntur baptizantur et dimittuntur.

kind aber kann der bloße Name natürlich noch keinen Beweis abgeben.

Auch Minden wird als angeblicher Taufort Widukinds genannt[1]). Hier zu Minden hatte er der Sage nach eine Burg[2]), von der er nach seiner Bekehrung einen Theil an Carl geschenkt haben soll, hier ließ er, wie die Sage ferner berichtet, eine Kirche erbauen. Ein Bild im Dome zu Minden, das man irrig für eine Darstellung der Taufe Widukinds gehalten[3]), mag Anlaß dazu gewesen sein, daß sich die Sage bildete, Widukind sei daselbst getauft. Noch wird der Brunnen gezeigt, der einst das Wasser zur Taufe gespendet. Es ist der mit behauenen Steinen eingefaßte Königsborn vor dem Marienthore. Joh. Petersen erzählt: „Im Jahre 700 hat Carolus der Großin freyem Gelaidt für sich gefoderet in Minden (die Anderen wollen in Bardewik) Wedekindum et Albionem, sie dahin beredet, daß sie den christlichen Glauben angenommen, sich taufen ließen, der Kaiser selbst wardt Wedekindi Gefatter."

Westlich von Minden, hoch auf dem Wiehengebirge, liegt ein altehrwürdiger Ort, Bergkirchen genannt, vormals Wedegenberg (mons Wedegonis). Carl soll die darauf befindliche Burg Wittekinds eingenommen und dort auch die Irmensäule zerstört haben. Widukind habe dann, so wird weiter erzählt, den Berg belagert, aber, durch viele bei dieser Gelegenheit geschehene Wunder bewogen, sich daselbst taufen lassen[4]). Hier mag die alte Sage, daß Pabst Leo bei seiner Anwesenheit im Sachsenlande die Kirche zu Bergkirchen eingeweihet habe, in Verbindung mit der andern, daß Widukind von ihm getauft sei, das Aufkommen auch dieser Sage veranlaßt haben.

Auch der alten Bergfeste Siburg[5]), jetzt Hohensyburg wird die Ehre zu Theil, Widukinds Taufe innerhalb ihrer Wälle gesehen und gefeiert zu haben. „Daselbst soll olim Widekindus getauft und von Carolo Magno, dessen Bildniß, wie auch P. Leonis

[1]) Crantzius Sax. II cp. 23; Crusius a. a. O. cp. 21; Minden'sche Geschichte" (Minden 1747) S. 16; Winkelmann l. IV. cp. 3; Joh. Petersen chron. Holsat. S. 5. [2]) Crantzius Metrop. I cp. 9. [3]) Es befindet sich auf dem Kreuzaltare und stellt nichts anderes als die Erhöhung des hl. Kreuzes dar. [4]) Schlichthaber III S. 37. [5]) Hamelmann S. 37 u. A. Siburg liegt am Einflusse der Lenne in die Ruhr. Man vergl. die Abhandlung Möllers S. 31, 34.

daselbst über der Thür an dem Gewölb zu sehen, aus der Taufe gehoben sein“[1]). Das erklärt sich wohl daher, daß diese Feste, welche im Kriege Carl's mit Widukind eine große Rolle spielte, eine Burg des Letzteren gewesen sein soll. So unwahrscheinlich ist Letzteres grade nicht, da sich, wie wir später sehen werden, in der Nähe Widukind'sche Besitzungen nachweisen lassen. Dazu kommt, daß Pabst Leo, der angebliche Täufer Widukinds, auch hier, der Sage nach, die alte Peterskirche eingeweiht. Die Sage konnte sich also auch hier, wie bei Bergkirchen, leicht bilden. Der Petersbrunnen, worin die hl. Handlung vollzogen, ist noch „am nordöstlichen Abhange des Berges innerhalb der alten Umwallungen“[2]) vorhanden.

Was Medebach angeht, so möchte neuerdings Trippe[3]) die Taufe Widukinds für seine Vaterstadt in Anspruch nehmen. Allein die Zeugnisse, auf die er sich hierfür beruft, stammen aus so später Zeit, ihr sonstiger Inhalt ist so durchaus sagenhaft, daß er das Bedenkliche derselben selbst andeutet. Es ist zunächst das Medebacher Schnadebuch, das er anführt[4]). Es heißt in demselben, daß nach dem Zeugnisse des Antonius Albitius Widukind (786) (?) vom hl. Bonifacius (?) zu Medebach getauft und dann von Carl zum Könige von Sachsen (?) erhoben sei! Der sodann erwähnte Voigt ab Elspe[5]) (Ende des 17. Jahrhunderts!) erzählt, daß Widukind von Lullus zu Medebach oder nach Angabe anderer zu Belheimb (Belm) gegen 785 getauft sei. Man sieht, das sind allenfalls Belege für die Sage, daß Widukind in Medebach getauft sei[6]). Die noch bei Medebach vorkommende „Wittekindshardt“ macht es allerdings wohl wahrscheinlich[7]), daß Widukind sich daselbst aufgehalten,

---

[1]) Meye bei Steinen, Westf. Gesch. I, 1593. [2]) Möller S. 34. [3]) Geschichtliche Nachrichten über Medebach (Erfurt, Brodmann) S. 10, 11. [4]) Trippe Urkunden S. 3. [5]) Ducat. Angariae et Westfaliae delineatio bei Seibertz: „Quellen der westf. Geschichte“ III S. 89. [6]) Wenn Trippe noch sagt: „Wir wollen nicht streiten mit denjenigen, welche Wittekinds Taufe, ohne es bewiesen zu haben, nach Attigny in Frankreich oder ins Osnabrück'sche oder Gott weiß wohin sonst reclamiren“ — so scheint er sich nicht die Mühe genommen zu haben, die alten Annalen einzusehen. [7]) Uebrigens ist es sehr unzuverlässig, aus bloßen Ortsbezeichnungen historische Fakta zu begründen. — Einen andern Hinweis darauf, daß Widukind in der Gegend von Medebach ansässig gewesen, werden wir später noch kennen lernen.

vielleicht Besitzungen gehabt — und das mag der Sage als Ausgangspunkt gedient haben — weiteres läßt sich aber daraus nicht folgern.

Wenn außer Medebach auch noch Mitterbach[1]) im Fuldaischen als Taufort Widukinds genannt wird, so drängt sich einem bei jedem Mangel irgend einer Beziehung Widukinds zu Mitterbach die Vermuthung auf, daß letzteres eben nur das in's Hochdeutsche übersetzte Medebach sei. Da die Sage vielfach den Widukind vom hl. Bonifacius getauft sein läßt, so mag vielleicht dieser Umstand dazu beigetragen haben, daß man Medebach als das bei Fulda, dem Begräbnißorte des hl. Bonifacius, gelegene Mitterbach deutete.

Endlich findet sich vereinzelt auch noch Paderborn[2]) und Worms[3]) als Ort der Taufe angegeben. Nach Paderborn verlegt Crantzius auch die Sage von der wunderbaren Bekehrung Widukinds; dorthin sollen auch seine Gebeine übertragen sein; dort wurden nach dem Zeugnisse der Annalen viele Sachsen getauft. Die Entstehung der Sage ist also leicht erklärlich. — Soviel über den Ort der Taufe unseres Helden.

2) **Die Zeit** der Taufe fällt in das Jahr 785. Darin stimmen alle Angaben der Annalen überein. Eine nähere Zeitbestimmung aber findet sich nirgends. Jedoch läßt sich aus dem, was vor der Taufe Widukinds in diesem Jahre geschah, ein ungefährer Zeitpunkt ausmitteln. Bis zum Juni war Carl der Große in Eresburg, dann kam er nach Paderborn[4]). Wann er von dort nach Sachsen aufbrach, ist unbestimmt. Er zog zuerst in den Gau Dersia (zwischen dem obern Laufe der Hase und Hunte, wo Widukind zu Hause war), dann zur Elbe bis in den Bardengau. Da dieser Weg nicht kurz war, er unterwegs auch noch durch die Zerstörung[5]) der sächsischen Befestigungen aufgehalten wurde; da er ferner aus dem Bardengau nach Unterhandlungen mit Widukind über Eresburg nach Attigny

[1]) Ernst Protuff Chron. Luc. Anhalt. bei Cruſius cp. 14: „Darnach ist Witikindus durch St. Bonifacium, Erzbischoffen zu Meintz, im Stifft Fulda, im Dorfe Mithenbach in einer schönen fliessenden Bach nach Einhalt der Meißnischen Chronica getaufft"; Westfäl. Provinzialbl. IV 62; Kleinsorgen I S. 180. [2]) Cruſius cp. 12 S. 34; Winkelmann S. 388; was mag das Atreadorp sein, das dieser noch als Taufort Wid. anführt? [3]) Compil. Chronol. Leibn. 88 II S. 62. [4]) Abel a. a. O S. 400, 407. [5]) Ann. Petav. 88. I 17.

zurückkehrte, als es „schon spät im Herbste“[1]) war, so wird man wohl nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, die Taufe habe erst gegen Ende des Jahres 785, vielleicht zu Weihnachten, stattgefunden.

3) Wer die hl. Handlung an Widukind vollzogen, darüber liegen keine verläßige Nachrichten vor. In der ältern Lebensbeschreibung der hl. Mathilde[2]) wird erzählt, „daß der Kaiser vom hl. Bischof Bonifatius die Taufe an ihm vollziehen ließ“ — ein sonderbarer Anachronismus, der sich auch in einzelnen Chroniken[3])“ und bei andern spätern Schriftstellern findet. Bonifatius war ja schon 30 Jahre todt, als Widukind getauft wurde. Das schon genannte Chronic. Mindens[4]) nennt den hl. Papst Leo als den Ausspender, was aber ebenfalls unmöglich ist, da dieser erst 10 Jahre später den päpstlichen Thron bestieg. Andere Schriftsteller[5]) berichten, daß der hl. Erzbischof Lullus, der Nachfolger des hl. Bonifatius, es gewesen, welcher Widukind getauft. Das ist allerdings möglich[6]), aber durch kein älteres Zeugniß zu erhärten. Schaten[7]) nennt außer Lull noch den hl. Bischof Hercumbert von Minden und Bischof Hildegrim von Halberstadt als solche, welche Widukind die Taufe gespendet haben sollen. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß der Verfasser des „Lebens Wittekinds des Großen“ ein „Manuscript der Dresdener Bibliothek“ anführt[8]), worin es heißt: „He was gedofft von sente Witte, und de grote Keiser Karulus borede en ut dem Dopwatere.“ Das paßt ja gut; er wurde durch die Taufe ein Kind des „hl. Witte“ und hieß fortan Wittekind, während er vorher Nickheim geheißen[9]). Daß Carl selbst „ihn aus dem Taufquell hob und mit reichen Geschenken ehrte“ berichten die Lorscher Annalen und andere alte Schriftsteller[10]). Außer Widukind wurde auch noch Abbio getauft und der Sage nach auch

[1]) Abel S. 409; es geht das aus einer Aeußerung der dort angeführten vita Hludovici hervor. [2]) Vita antiqu. 2. [3]) Chron. vetus duc. de Brunswick 88. D. Chr. II S. 578. Chron. Verdense Leibn. 88. II 215. [4]) Oben S. 32; auch bei Pistorius II S. 808. [5]) Georg Fabricius bei den Bolland. I S. 385; Voigt ab Elspe a. a. O. [6]) Der heilige Lullus starb 785 cf. Rettberg I. 578. [7]) S. 338. [8]) S. 79. [9]) Chron. rythm. Brunsvic. bei Leibn. 88 III S. 3. Mit der Lesart Nickheim ists nichts; es heißt nach der neuen Ausgabe von Weiland 88. II Chron. S. 460, v. 110 nygheyn (nicht ein). [10]) S. oben S. 35.

Geva, die Gemahlin Widukinds. Wie Carl selbst bezeugt, schlossen sich ihnen „fast alle Einwohner Sachsens“ an (s. weiter unten). „Widukind brachte“, so erzählt Fabricius[1]) bei dieser Gelegenheit, „seine Gemahlin mit, aus dänischem Geschlecht, Albo[2]) als Hagestolz viele vornehme Jünglinge. Am festgesetzten ..lichen Tage, wo sie getauft werden sollten, übernahm Carl selbst die Pathenstelle bei Widukind, die Königin Fastrada aber bei seiner Gemahlin Geva; bei Albro und den andern Edlen die Großen und Hofleute Carls. Die Taufe spendete Lullus, der dem Bonifazius einst zum Genossen gegeben, Erzbischof von Mainz; dieser starb in demselben Jahre, wo dieses geschehen.“ Als Pathengeschenk Carls wird „der große Gott von Soest“ genannt, „ein in der (Soester) Kirche vorhandenes, wunderthätiges Bild, jetzt nur von Holz, früher von Silber“[3]). Außer seinem Namen soll Widukind auch sein Wappen geändert und statt des schwarzen springenden Rosses ein weißes in dasselbe aufgenommen haben, welches dann das Wappen Westfalens und des Welfischen Fürstenhauses geworden sei.[4]) Alles unhaltbare Sagen.

3) Die Bedeutung seiner Bekehrung und Taufe.

Laetitia fremuere urbes septemque Triones.
(Freudig hallten sie wieder, die Städt' und nordischen Lande.)
Petrus Lotichius.

Widukind war also besiegt, bekehrt, war Christ — eine Thatsache von weittragender Bedeutung. „Der unermüdliche Anstifter der unermüdlichen Treulosigkeit“ der Sachsen war unterworfen, nun galt auch die Unterwerfung der ganzen

[1]) A. a. O. S. 42 u. 46. [2]) Es soll Abbio sein; Fabr. nennt ihn einen Vetter Widukinds. [3]) Rettberg II 420. Ledebur (Fürstenthum Minden ꝛc. Mscpt) erwähnt eines Manuscr. von Zach. Zwanzig, worin es heißt, daß Kaiser Carolus M. die 4 Evangelisten, auf Pergament geschrieben und zierlich gebunden dem Widukind bei der Taufe soll geschenkt haben. Auf der Schale auswärts steht Car. M. Bildniß in Onix geschnitten und in Golde eingefaßt, welches Buch aber von dem capitulo St. Jois nunmehr in die Churfürstl. Brandenb. Bibliothek nach Cöln an der Spree geschenkt und allda zu sehen ist.“ — Ferner meint Hagedorn S. 32 von einem unter den Schätzen des Engerschen Stifts befindlichen Kreuz, daß „der Kaiser vielleicht solches dem Wittkind, nachdem er sich lange genug mit ihm herumgeschlagen, verehret.“ [4]) Botho bei Leibniz SS. III 289; Crantz, Sax. II cp. 21.

sächsischen Nation für vollständig, für beendet. Die Annalisten heben das ausdrücklich hervor, die Unterwerfung Sachsens datiren sie von diesem Jahre. „Widukind und Abbio", so erzählt der Lorscher Annalist[1]), „wurden mit ihren Genossen getauft „und — setzt er bedeutsam hinzu — „nun war ganz Sachsen unterworfen." Und ein anderer Chronist[2]) sieht in der Bekehrung Widukinds ein so hochwichtiges Ereigniß, daß er nun die Jahre zählt, die vom Tode des Papstes Gregor, dem England zumeist seine Bekehrung verdankte, bis jetzt verflossen waren, als wollte er sagen: jetzt hebt ein neuer Zeitabschnitt an. Und in der That, es begann jetzt in der Geschichte Sachsens ein Wendepunkt zum Bessern, eine Zeit höherer Entwicklung, die ohne den Bruch mit dem alten heidnischen Glauben den Sachsen nimmer zu Theil werden konnte. Bis hierhin hatte das Sachsenland schon ein gutes Stück Geschichte hinter sich; aber „keine Spur fortgeschrittener Bildung zeigt sich nach dem Verlauf langer Jahrhunderte"[3]). Das ward nun anders — durch die Christianisirung Sachsens, die erst jetzt recht eigentlich mit nachhaltigem Erfolg durchgeführt werden konnte.

Wohl hatte Carl schon gleich beim ersten Feldzuge Priester Missionäre zur Predigt des Evangeliums mitgenommen, wie Eigil in der vita St. Sturmi erzählt[4]), aber wo immer Widukind bei den wiederholten Aufständen Christliches antraf, da wurde es zerstört, da wurden die Priester getödtet oder verjagt.

Widukind war es, welcher 778 mit seinen Sachsen den hl. Sturm von Fulda vertrieb, jenen leider noch zu wenig gekannten und verehrten Apostel Sachsens, dem gleich zu Anfang des Krieges Carl den größten Theil des Sachsenlandes, besonders die Gegenden an der Diemel[5]), zur Bekehrung übergeben, während die Christianisirung des späteren Bisthums Paderborn an Würzburg übertragen war. Sturm kehrte 779 auf kurze Zeit zurück, starb aber noch in demselben Jahre zu Eresburg. Er hatte trotz der Störungen durch Widukind so segensreich gewirkt, daß er mit Recht „der Apostel der Sachsen" genannt wird. Das aber von ihm so rühmlich begonnene, von Widu-

[1]) Ann. Lauriss maj. SS. I 168 — et tunc tota Saxonia subjugata est. [2]) Ann. Laureshan. SS I 32. [3]) Waitz III 126. [4]) SS II 376. [5]) Abel S. 213. cf. vita Sturmi SS II 366 ff. Der hl. Sturmi starb am 17. Dec. 779.

kind stets bedrohte Werk der Bekehrung konnte erst nach der Bekehrung des letztern ungestört fortgesetzt werden.

Widukind ferner war es, der 782 den hl. Willehad, spätern Bischof von Bremen, der in Wigmodien[1]) für die Ausbreitung des Christenthums schon mit großem Erfolge gewirkt, aus dieser Gegend des nördlichen Sachsens verjagte, seine Genossen mordete und Alles zu nichte machte, was er da Segensreiches geschaffen. Nur mit bitterm Weh erzählt dieses[2]) der Nachfolger Willehad's auf dem bischöflichen Stuhle zu Bremen, der hl. Anskar. „Es erhob sich", so erzählt er, „angereizt vom Teufel, dem Feinde alles Guten, Widukind, ein Mann verstockten Herzens. Dieser sammelte in der Absicht, sich gegen König Carl zu empören, eine große Menge Sachsen, und diese Bösewichter waren nun einhellig bemüht, die, welche treu im Christenglauben verharrten, zu verfolgen, auch die Diener der Kirche zu vertreiben." Willehad, aus Sachsen verjagt, ging nach Rom, von da zum Kloster Epternach. Aber das Jahr 785, die Bekehrung Widukinds, brachte ihn zurück. Als Carl auf dem Rückzuge aus dem Barbengau, wo sich Widukind unterworfen, zu Eresburg weilte, veranlaßte er Willehad, die Predigt des Evangeliums in Wigmodia wieder aufzunehmen, „und so wurden mit der Zeit die Uebel, welche durch seine (Widukinds) Tücke herbeigeführt waren, beseitigt".[3])

Widukind war es auch, welcher 784[4]) die erfolgreiche Missionsthätigkeit des hl. Ludger in Friesland mit einem Schlage vernichtete. Sieben Jahre fast hatte dieser Mann Gottes schon hier gepredigt. „Da erhob sich Widukind, der Anstifter alles Bösen, der Heerführer der bis dahin heidnischen Sachsen, wandte die Friesen vom Wege Gottes ab, verbrannte die Kirchen und vertrieb die Diener Gottes; Alles bis zum Flusse Fleo[5]) fiel vom Christenglauben ab und opferte wieder den

---

[1]) Die Umgegend von Bremen am östlichen Ufer der Weser und Wümme. [2]) Vita S. Willehadi SS II 381. [3]) SS II 383. Der hl. Willehad predigte nach seiner Weihe zum Bischofe (787 $^{11}/_{4}$) in den Küstenlanden Sachsens und Frieslands östlich von der Weser bis zum Zuyderfee. [4]) Entgegen der gewöhnlichen Annahme weist Abel a. a. O. Excurs II S. 538 nach, daß der hl. Ludger 784 und nicht 782 vertrieben ward. [5]) D. h. bis zum heutigen Zuyderfee, cf. SS. II. 410.

Götzen, wie vorher.[1]) Der hl. Ludger ging nach Rom und von da nach Monte Cassino. Erst nach Widukinds Bekehrung konnte er seine Missionsthätigkeit in Friesland wieder aufnehmen. 787 kehrte er dorthin zurück.

Widukinds Bekehrung war endlich auch Anlaß für Carl den Großen, für ganz Westfalen einen eigenen Glaubensprediger zu bestellen. Es war dieses der Abt Bernradus. In der Lebensbeschreibung des hl. Ludgerus heißt es ausdrücklich: „nach Besiegung resp. Bekehrung Widukinds wurde ein Abt, Bernrad mit Namen, zu den Westsachsen vom König als Lehrer gesandt.“[2]) Nach Bernrads Tode, über welchen nichts Näheres bekannt ist, der aber spätestens 791 erfolgt sein muß, wurde der hl. Ludgerus der Apostel von ganz Westfalen. „Carl bestellte ihn, so berichtet sein Biograph, zum Seelenhirten im westlichen Theile Sachsens“[3]). Er wirkte außer im Münsterlande auch im Hessengau[4]), wo er auf Widukinds Besitzungen einen gesteinigten Pferdedieb wieder ins Leben rief, und in der Gegend von Minden (Minithun) vollzog er nach nach einer Werden'schen Urkunde den Kauf eines Weingartens[4]). Aber auch über die Weser hinaus erstreckte sich seine Thätigkeit, da er nach einer Urkunde bei Erhard „dem Heere Carls in das östliche Sachsen folgte“[5]).

Die eigentliche feste Begründung und weitere Ausbreitung des Christenthums im alten Sachsenlande datirt also von der Bekehrung Widukinds.

Die hohe Bedeutung der Bekehrung Widukinds haben auch Kaiser und Papst damals durch Worte und Thaten ausgesprochen und gewürdigt.

Carls Freude war groß, als nach langem vergeblichen Bemühen der alte, unbeugsame Held endlich gewonnen, als Widukinds harter Sinn sich willig unter das Joch des Christenthums gebeugt. Ungesäumt theilte er dem Papste, theilte er seinem Freunde, dem Könige Offa von Mercien dieses frohe Ereigniß mit. Noch hatte er 785 Sachsen nicht verlassen, noch war Widukind nicht getauft, da schickte er schon einen Gesandten an

[1]) Vita Sti. Ludgeri I cp. 18 88 II 410. [2]) Vita S. Ludgeri 88. II 411. [3]) Ibid. S. 419. Später hierüber Näheres. [4]) Rettberg II 416. [5]) Erhard S. 79 Regest. Nr. 225.

der Vater der Christenheit, ihm unter Anderm auch die erfreuliche Kunde zu bringen, daß er ihm nun den tapfersten der Sachsenhelden als Sohn zuführen werde[1]). Und als dann Widukind zu Attigny getauft war, da mußte der Abt Andreas von Luxeuil als besonderer Gesandter von dem wichtigen Akte in Rom Mittheilung machen.

Auch dem angelsächsischen Könige Offa gab Carl in der Freude seines Herzens Nachricht von dem Siege, den er oder vielmehr die göttliche Gnade über Widukind errungen, „denn es gezieme mächtigen und gefeierten Königen, sich durch das Band der Freundschaft an einander zu schließen und zu freudigen Ereignissen sich gegenseitig Glück zu wünschen, damit im Bande der Liebe Christus in Allen und von Allen verherrlicht werde[2]". „Withimund (!) und Albion, so schreibt er, haben mit fast allen Einwohnern Sachsens, das Sakrament der Taufe empfangen, um in Zukunft dem Herrn Jesu Christo zu dienen. Durch diese heilbringende Nachricht wünsche ich Carl, der mächtigste unter den christlichen Königen des Ostens, Dich, o Offa, den mächtigsten christlichen König des Westens zu erfreuen und Dich in besonderer Liebe inniger zu umfassen."

Wie sehr aber der Papst von der großen Bedeutung dieses Ereignisses durchdrungen war, zeigt die Kundgebung seiner innigsten Freude in dem Antwortschreiben an Carl und besonders die in demselben ausgesprochene Anordnung einer dreitägigen Feier, nicht nur für Deutschland, sondern für den ganzen Erdkreis, um Gott zu preisen und zu danken für diesen herrlichen Sieg seiner Gnade[3]). Er habe, sagt Papst Hadrian in seinem Briefe an Carl[4]), mit Freuden aus dem Briefe, der ihm durch den Gesandten, den Abt Andreas überbracht sei, entnommen, „wie er (Carl)

---

[1]) Ist von dem bezüglichen Schreiben auch nur ein Bruchstück, der Anfang, erhalten, so ist doch gar nicht zu zweifeln, daß er gerade von einem so wichtigen Ereignisse darin Mittheilung machte. [2]) Abel S. 411. Das Schreiben Carls wird, wie ich nachträglich aus Diekamp S. 54 sehe, für unecht gehalten. [3]) Rettberg I. 424. referirt über diese Anordnung also: „Nach einem Siege über die Sachsen schreibt Carl einen kirchlichen Danktag, eine Litanei aus, theilt dies auch dem Papste mit, der bereitwillig den Befehl (?) des Königs in seinem Kreise vollzieht." Das ist einfach unwahr. Abel S. 411 gibt den Inhalt dagegen richtig wieder. [4]) Cod. Carol. Nr. 91 edit. Gretser. Ingolstadii 1613.

die wilden und feindseligen Stämme der Sachsen zur Verehrung Gottes und zum rechten Glauben seiner heiligen, katholischen und apostolischen Kirche geführt und mit Hülfe Gottes und der Fürbitte der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus ihren Nacken unter seine Macht und Herrschaft gebeugt und ihre Großen durch göttliche Erleuchtung mit königlichem Bemühen unterworfen und so jenes gesammte Volk der Sachsen zum hl. Taufquell geführt habe." Er (der Papst) habe, so hebt er dann weiter hervor, Gott dafür gelobt und gepriesen, und Carl könne vertrauen, daß, wenn er die dem hl. Petrus und ihm gemachte Versprechungen erfülle, ihm Gott noch größere und mächtigere Völker zu Füßen legen, vor seinem Richterstuhle aber einst unendlichen Lohn ertheilen werde". Ihm sei, fährt er fort, sein (Carl's) Wunsch, für den Sieg eine Feier zum Lobpreise Gottes an einem oder andern Tage veranstaltet zu sehen, sehr erfreulich und er habe beschlossen, daß in allen der hl. römischen Kirche unterworfenen Theilen des Erdkreises am 23., 26. und 28. Juni (786) als am Vorabende des Festes des hl. Johannes des Täufers, am Feste des hl. Johannes und Paulus und am Vorabende des Festes des hl. Apostels Petrus Litaneien[1]) gehalten werden sollten; er (der König) möge nun sorgen, daß diese in seinem ganzen Reiche stattfänden. Er fügt noch hinzu, er habe die Zeit der Feier deshalb soweit hinausgeschoben, damit auch die außerhalb des fränkischen Reiches wohnenden christlichen Nationen (es bis dahin erfahren und) an der Feier theilnehmen könnten.

Man sieht hieraus: Widukinds Bekehrung wurde als ein großer Sieg wie auf politischem, so besonders auf religiösem Gebiete gefeiert.

Und so hat denn auch in der Folgezeit das christliche Volk die hohe Bedeutung der Taufe seines Helden stets anerkannt. Wohl entwich Widukind, so wie die Jahrhunderte entschwanden, mehr und mehr in das Dunkel grauer Vorzeit; aber das Volk vergaß seinen Helden nicht, es wußte immer noch Mancherlei von ihm zu er-

---

[1]) D. h. Dankandachten, insbesondere — processionen. Litanei (von λιτανεύειν, beten, bitten) bezeichnet zunächst die Gebete, welche bei solchen Umgängen verrichtet werden, dann auch diese Umgänge selbst. Vgl. Pellicia „Politia Christi Coloniae 1829 S. 220. Irrig bezieht Möser I. S. 206 diese Andachten auf Carl's Sieg an der Hase.

zählen. Von all' den Sagen aber, womit es seine Heldengestalt umwob, bildete sich zuerst diejenige aus, die ihn uns vorführt als den zum Christenthum wunderbar bekehrten Helden, diejenige, die ihn uns zeigt, wie er am Elbstrome im Bettlergewande in Carl's Lager schleicht und durch den Anblick des göttlichen Kindes in der hl. Hostie umgewandelt wird. Seine wunderbare Bekehrung, das ist die Haupt-, das ist die Lieblingssage des Volkes. Und seine Taufe? Nicht weniger als 12 Orte sind es, welche sie für sich beanspruchen; und die höchsten Würdenträger der Kirche in Deutschland, ja der Statthalter Christi selbst werden im Volksmund als diejenigen bezeichnet, welche die hochbedeutsame hl. Handlung an ihm vollzogen. Konnte wohl das Volk die Bekehrung und Taufe seines Helden besser würdigen, höher auszeichnen?

3. Capitel.

Widukind nach seiner Bekehrung.

1. Seine Stellung.

Wilekint wart dho genant
herzoge uz Saxenlant
nach dher warheyt, so de scripht
von Enghere uns orkunde gipht
und sine vrowe Gheva herzoginne.
Braunschw. Reimchr.

Sachsen ward nach Unterwerfung und Bekehrung Widukinds ein Theil des großen fränkischen Reiches und als solcher den Einrichtungen Carl's gemäß verwaltet und regiert. An die Stelle der sächsischen Verfassung trat die fränkische.

Wollen wir nun Widukinds etwaige Stellung unter so veränderten Verhältnissen in dem jetzt fränkischen Sachsenlande erforschen, müssen wir uns fragen, was für eine Verfassung denn Carl dem unterworfenen Lande gegeben, und welche Stellung dieser gemäß nach glaubwürdigen Zeugnissen Widukind bekleidet hat.

a. Verfassung des unterworfenen Sachsenlandes.

Die eroberten Länder als Theile des fränkischen Reiches hießen Provinz (provincia) oder auch Herzogthum (ducatus)[1]; so auch Sachsen[2]. Nur größere Theile wurden oft Reich (regnum) genannt. Diese Herzogthümer waren aber keine solche in ihrer

[1]) Waitz III. 302. [2]) Erhard S. 9, 10, 12.

dort: „Sehr glaubwürdige Männer aus der Zahl seiner (Ludgers) Schüler erzählten, daß einmal, als er (Ludger) auf dem Wege zur Heeresfolge durch den sächsischen Hessengau kam [1]), durch ihn ein Todter zum Leben erweckt wurde. Dieser war nämlich wegen eines gegen Widukind, den Sachsenherzog, verübten Pferdediebstahls zum Tode verurtheilt [2]): auf freiem Felde an einen Pfahl gebunden, sollte er durch Würfe von spitzen Pflöcken und Steinen getödtet werden. Das war geschehen und der entseelte Körper auf dem Felde liegen geblieben. Da kam Ludger des Weges, und als er erfuhr, daß er ein Christ gewesen, schickte er zu Widukind und erlangte von ihm die Erlaubniß, den Leichnam zu beerdigen. Er ließ die zerfleischten Gliedmaßen in einem Mantel zusammennehmen und bis zur Fertigstellung des Grabes in sein Zelt bringen. Als es fertig war und man schon im Beisein des Bischofs ihn hinabsenkte, sprach dieser: Hebet ihn aus der Grube, es ist Leben in ihm. Und als man ihn heraushob, fing er an zu athmen; er wurde in das Zelt gebracht, erquickt, eine Wunden verbunden und in kurzer Zeit war er wieder hergestellt. Noch steht an diesem Orte das steinerne Kreuz, das zum Andenken an dieses Wunder von den Leuten errichtet ward und noch bis heute wird jenes Feld nach dem Namen dieses Mannes, der Buddo hieß, Buddenfeld [3]) genannt." Aus dieser Erzählung geht zunächst hervor, daß Widukind nicht nur dort in der Gegend von „Buddenfeld" Besitzungen hatte, sondern daß er sich auch dort aufhielt. Da St. Ludger ferner den Leichnam des Pferdediebes von Widukind erbitten mußte, so scheint es, daß letzterer den Dieb auch hatte hinrichten lassen, also die Befugniß eines Grafen, den Blutbann auszuüben, und demnach wohl ein Grafenamt in jener Gegend verwaltete.

Daß Widukind einer Grafschaft vorgestanden, wird überhaupt aus den Maßnahmen Carls sehr wahrscheinlich. Es ist schon erwähnt, daß Carl bereits im Jahre 782 die Ver-

[1]) dum ad comitatum pergens per provinciales, qui Hassi dicuntur iter ageret. [2]) propter furtum caballorum Widukindi, ducis Saxonum; nach der lex Saxonum stand auf einem Pferdediebstahl die Todesstrafe, lex Saxon. tit. IV. de furtis bei Gaupp S. 129: Qui caballum furaverit, capite puniatur. „Ihnen galt das Pferd für ein besonders hl. Thier." Grimm Mythol. S. 30 cf. 376. Tacitus Germ. 9,10. [3]) Ueber die Lage von „Buddenfeld" weiter unten.

Diese wählte Carl aus dem alten sächsischen Adel. Schon zum Jahre 782 wird berichtet, daß Carl über Sachsen Grafen gesetzt und zwar aus den Vornehmsten des sächsischen Volkes [1]) Ihr Amt galt in der Regel auf Lebenszeit [2]), wurde bei angesehenen und mächtigen Familien aber auch erblich. Die Grafen waren Stellvertreter des Königs, übten deshalb auch in ihrem Kreise sein Recht und seine Gewalt aus: sie waren Richter, Anführer des Heerbannes in ihrem Gaue, hatten die Aufsicht über die Sicherheit des Landes, gemeinnützige Anlagen ꝛc., waren anfangs auch Kirchenvögte (advocati ecclesiarum), deren Wahl dann später nebst andern Privilegien auf die Kirche überging [3]).

Unter den Comitaten gab es besonders hervorragende; das waren die Grenzcomitate, d. h. solche an der Grenze liegende Grafschaften, mit denen ein „ursprünglich nicht zum Reiche gehöriges, den Nachbarn abgewonnenes Gebiet“ [4]) — Mark genannt —, das nun geschützt und vertheidigt werden mußte, verbunden wurde. Solche Grenzgrafschaften incl. Mark hießen dann Markgrafschaften und der Graf über ein solches Comitat Markgraf (marchio, comes marchiae, praefectus und dux limitis) Solcher Marken gab es in Sachsen mehrere [5]). Gab Carl auch sonst nach dem Zeugnisse des Mönches von St. Gallen [6]) einem Grafen niemals mehrere Gaue, so machte er doch, wenn sie „in confinio vel termino barbarorum constituti erant“ eine Ausnahme: Die Markgrafen erhielten auch wohl mehrere Comitate und hatten dann eine wahrhaft „herzogliche“ Macht.

b. Stellung Widukinds im unterworfenen Sachsenlande.

Hat Widukind in seinem Vaterlande, als es zur fränkischen Provinz geworden war, eine öffentliche Stellung bekleidet und welche? Das ist die Frage, die sich nun erhebt. Zur Beantwortung desselben bietet zunächst eine hinreichend beglaubigte Nachricht einen Anhaltspunkt. Sie findet sich in der zweiten Lebensbeschreibung des hl. Ludgerus [7]), welche von einem Werdener Mönche im 9. Jahrhundert verfaßt wurde. Es heißt

[1]) Ann. Lauresh. SS I 31: constituit super eam ex nobilissimis Saxones genere comites. Damit war schon damals die sächs. Verfassung umgestoßen. [2]) Waitz III 329 ff. [3]) Schaumann cp. 4, § 11. [4]) Waitz III 314. [5]) Ann. Einh. SS I 205 Saxonicus limes; Ann. Bertin. SS I 435 regnum Saxoniae cum marchis suis. [6]) SS II 736. [7]) vita Liudg. II SS II 419. Der Verfasser schrieb nach 864.

jetzigen Bedeutung, sie hatten auch keinen Herzog als Regenten des Landes an ihrer Spitze. Eine einheitliche Regierung gab es für dieselben nicht[1]). Nur im Kriege scheint jede Provinz einen besonderen Heereszug gebildet zu haben mit einem besondern Heerführer, dux, Herzog, an der Spitze. Nur in diesem Sinne gab es damals Herzoge. Ein solcher Herzog war Graf Ecbert[2]), und wenn es von ihm heißt in der Lebensbeschreibung der hl. Ida,[3]) daß Carl ihn „allen Sachsen, welche zwischen Rhein und Weser wohnen, als Herzog vorgesetzt", so „heißt das schwerlich mehr, als er führte den Heerzug dieser ganzen Provinz"[4]). Dasselbe gilt von Wala, der als Heerführer unter Carl gegen die Obodriten siegreich kämpfte als „ducatum gerens", als „provinciae praelatus"[5]) wie er genannt wird. Herzöge im eigentlichen Sinne waren diese nicht; im eigentlichen Organismus des Staates hatten sie keinen Platz. Dux und ducatus galt nicht in staatsrechtlicher, sondern nur militairischer Beziehung. Allerdings wurde diese Führerschaft „der Grund der spätern Herzogswürde"[6])

Jede Provinz, also auch Sachsen, zerfiel in mehrere Comitate, Bezirke, welchen Carl die bisher bestehende und historisch gewordene Landeintheilung zu Grunde legte[7]). Diese Comitate wurden, weil sie sich den bisherigen pagi, Gauen anschlossen, ebenfalls pagi genannt. Jedoch wird der Ausdruck comitatus mehr zur Bezeichnung des Amtes, pagus mehr bei Angabe von Oertlichkeiten gebraucht, weshalb ersterer mehr in Gesetzen, letzterer mehr in Urkunden vorkommt. Wie vordem, so wird auch jetzt unter carolingischer Herrschaft mit pagus bald ein größerer, bald ein geringerer Bezirk bezeichnet[8]). Darum finden wir auch oft in einem pagus mehrere Comitate. Jedem dieser Comitate — eine Bezeichnung übrigens nur für das Amt, die Würde, nicht für das territorium[9]) — stand ein Graf, comes, vor.

---

[1]) Darum sagt auch Adam von Bremen (bei Schaumann S. 271): nondum post tempora Caroli propter veteres illius gentis seditiones Saxonia ducem accepit. [2]) SS I 197, Wilmans I S. 296 n. 2. [3]) Vita Stae. Idae SS II 571. [4]) Waitz III 312; Ranke I 129. [5]) Wilmans I S. 281. [6]) Ludolph dagegen „scheint eine, wenn nicht wirklich herzogliche, doch dieser ganz entsprechende Stellung unter seinem Volke erlangt zu haben." Ranke l. c.; in den Ann. Alemann. SS I 50 heißt es: „Liutolf regni princeps". Schaumann S. 268 datirt die Herzogswürde Ludolphs von 852. [7]) Waitz III 323. [8]) Waitz III 322. [9]) Schaumann S. 258.

nehmsten der Sachsten zu Grafen ernannte. Das war auch der Fall nach der völligen Unterwerfung Sachsens. „In Sachsen", sagt Waitz [1]), „suchte Carl die Angesehensten des Volkes, den alten Adel, für sich zu gewinnen und übertrug ihnen dann die Grafenämter: er dachte dadurch wohl zugleich, sie an sein Interesse zu knüpfen und das Volk leichter an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen." Unter den sächsischen Adligen war aber keiner angesehener und mächtiger, als Widukind. Wir sahen ja, welch' gewaltigen Einfluß er in den Sachsenkriegen auf das Volk ausübte: mochte es noch so oft im Ringen um die Freiheit von Carl überwunden sein, immer folgte es wieder seiner Fahne, wenn er durch die Gauen eilte und es aufrief zum Kampfe. Was konnte also Carl mehr am Herzen liegen, als grade ihn, den Einflußreichsten von Allen, ihn, der ihm bisher am hartnäckigsten und nachhaltigsten widerstanden, dauernd für sich zu gewinnen, durch das Beispiel seiner Unterwürfigkeit auch das Volk im Gehorsam zu erhalten?

Es ist also wohl wahrscheinlich, daß er ihm die Verwaltung einer Grafschaft übertragen, obschon wir dafür außer obiger Mittheilung (aus dem Leben des hl. Ludger) kein weiteres Zeugniß besitzen. — Man könnte nun sagen: ebenso sehr, wie es Carl daran liegen mußte, Widukind zu gewinnen, mußte es ihm auch darauf ankommen, ihn unschädlich zu machen, ihm keine Machtstellung zu geben. Ganz gewiß; und darin liegt ein triftiger Beweis gegen die von älteren Schriftstellern behauptete Herzogsgewalt Widukinds über die Sachsen, selbst wenn wir letztere nur im Sinne von Heerführerschaft nehmen wollen. Es ist gar nicht daran zu denken, daß Carl seinem langjährigen, gefährlichen Widerpart die Führung des Heerbanns von ganz Sachsen anvertraut habe, wie wir dies von Ecbert und Wala wissen; es wäre doch zu gefährlich gewesen. Die Führung des Heerbannes eines einzelnen Comitates dagegen, die Widukind als Grafen zustand, konnte Carl keine Gefahr bringen; dies um so weniger, als er ihn aus dem Norden Westfalens, seiner eigentlichen Heimath, aus der Mitte seiner Landsleute hinweg, in den äußersten Süden des Sachsenlandes, wahrscheinlich, wie wir noch sehen werden, in den Ittergau [2]) versetzte,

[1]) III. 328. [2]) Der Ittergau umfaßte den südwestlichen Theil des heutigen Fürstenthums Waldeck, östlich begrenzt vom fränkischen und nördlich vom sächsischen Hessengau, welche den südöstlichen resp. nördlichen Theil Waldecks einnahmen.

ihm gerade dort eine Grafschaft zur Verwaltung überwies. Carl erreichte dadurch den doppelten Zweck: er gewann ihn für sich, indem er ihn die Ehre des Grafenamtes mit den andern sächsischen Edlen theilen ließ, und er machte ihn zugleich unschädlich, indem er ihn ganz von den Seinigen abzog. — Die Frage, ob Widukind mehreren Comitaten, vielleicht einer Markgrafschaft, vorgestanden, muß verneint werden. Grafen mit mehreren Grafschaften oder Markgrafen gab es, wie wir oben sahen, nur an den Grenzen des Reiches. — Es sei noch erwähnt, daß der Enkel Widukinds, Waldbert, wiederholt urkundlich Graf, comes, genannt wird [1]) .Da nun schon zur Zeit Carls in „angesehenen und mächtigen Familien" das Grafenamt sich erblich erhielt [2]), so haben wir hier, wenn wir von Waldbert auf Widukind zurückschließen dürfen, einen neuen Hinweis darauf, daß letzterer ein Grafenamt bekleidete.

Obgleich nun Widukind nach den bisherigen Erörterungen vor seiner Unterwerfung in dem noch freien Sachsen nur Fürst, Vorsteher (princeps) im Frieden und Anführer (dux) im Kriege war, obgleich er nach seiner Unterwerfung in dem fränkisch gewordenen Sachsenlande, wenn er überhaupt eine öffentliche Stellung bekleidete (was sich ja noch bezweifeln läßt), nichts anderes als Graf (comes) sein konnte, so wird er doch von älteren Schriftstellern wiederholt und auch schon ziemlich früh König (rex) genannt, zuerst von Dietmar von Merseburg [3]) (10. Jahrh.), dann von Petrus Damiani [4]) (11. Jahrh.), Abt Norbert von Iburg [5]) (12. Jahrh.), Wigand [6]) (1. Hälfte des 13 Jahrh.) in seiner vita Waltgeri, der sächsischen Weltchronik (1237—51) [7]), wiederholt von Heinr. von Herford und manchen späteren Schriftstellern. Die vita Meinwerci nennt

[1]) transl. St. Alex. (Vorrede); Urkunde von 871 bei Wilmans I. 147 [2]) Waitz III. 328. [3]) in seinem Chronicon SS III 737 per affines legatosque suos filiam Theodrici et Reinildae, ex Widukinni regis tribe exortam interpellat. Die Schrift de fundatione quarund. eccl., worauf sich Rettberg beruft, ist nicht aus dem 10., sondern nach Waitz (III, 149) aus dem 14., nach Wilmans gar erst aus dem 15. Jahrh. (I 222, n. 2). — In den Annalen wird einmal von Widukind erzählt, daß er nach der Alleinherrschaft gestrebt (tyrannidi nititur SS I 118), wohl mit Rücksicht auf seine singuläre Stellung im Kriege. [4]) Bei Wattenbach, Uebersetzung des monachus Sangall. S. 80. [5]) SS XII 67. [6]) Bei Wilmans I 276. [7]) D. Chron. SS II 151,43 „koning Widekinde".

Bischof Meinwerk, einen Nachkommen Widukinds, „von königl. Stamm entsprossen". Das frühe Aufkommen der Bezeichnung rex und regius erklärt sich nach Waitz[1]) daher, daß „bei den Stämmen, die keine Könige hatten, es ein Geschlecht geben konnte, das gewissermaßen den Anspruch hatte, es zu sein, deswegen, weil es das edelste war". Es bezeichnen diese Ausdrücke den Adel des Adels, einen „königlichen Adel ohne Königthum"! Widukind ragte nun in der That, wie wir schon sahen, „unter seinen Stammesgenossen durch sein erlauchtes Geschlecht hervor", sein Sohn wird „ein Mann von hohem Adel", vir valde nobilis, genannt. Nehmen wir seine ausgezeichnete Stellung im Kriege mit Carl hinzu, wo er eine wahrhaft „königliche" Macht besaß, wie ein König auftrat und ja auch ein „Heerkönig" war, so ist das Aufkommen der genannten Bezeichnungen sehr erklärlich.

Ebenso erklärlich ist es, wenn die spätern Schriftsteller fast durchweg den Widukind „Herzog" nennen. Man faßte den Ausdruck dux, Führer, wie ihn ja die alten Schriftsteller nennen, in dem spätern Sinne von „Herzog" auf, wo es den Landesherrn bezeichnet. Daß Widukind, wie man behauptet hat[2]), ein „Herzogthum Bodenfeld" verwaltet habe, ist irrig. Es kommt allerdings einmal[3]) in einer Urkunde Kaiser Ludwigs vom Jahre 833 der Ausdruck „in ducatu Budinisvelt" vor, und da nun die vita Ludgeri den Widukind in der Gegend von „Buddenfeld" auftreten läßt, so hatte es einigen Schein für sich, zu sagen: Da haben wir den urkundlich genannten „ducatus Budinisvelt", den Widukind verwaltet hat. Allein es hat mit dem ducatus Bud. seine Richtigkeit nicht. Das ergibt sich aus der Urkunde selbst. Der Kaiser verschenkt darin eine Salzquelle, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dieselbe in ducatu Saxoniae liege. Wenn nun bald darauf gesagt wird, sie liege in ducatu Budinisvelt, so kann das nur heißen: in dem (genannten) Herzogthum (Sachsen) zu Budinisvelt; es ist nur eine nähere Angabe der Lage der Salzquelle innerhalb des erwähnten Herzogthums Sachsen[4]). Der genannte Ausdruck mag nicht wenig dazu beigetragen haben, dem Widukind ein Herzogthum zuzuschreiben.

[1]) I 73. [2]) Unter Andern Gensler S. 48 ff. [3]) Bei Wilmans I 43. [4]) Wilmans I 569.

Wollen wir nun das Resultat unserer Erörterungen über die Stellung Widukinds vor wie nach seiner Unterwerfung kurz zusammenfassen, so können wir sagen: er war einer der angesehensten „Edlinge" Westfalens, nahm als Gaufürst Theil an der Verwaltung seines Vaterlandes und kämpfte im Frankenkriege als Heerbannführer an der Spitze der Westfalen, später aller Sachsen, rühmlichst für Heerd und Altar; in dem dann zur fränkischen Provinz gewordenen Sachsenlande verwaltete er wahrscheinlich, fern von seiner alten westfälischen Heimath, das Ehrenamt eines Grafen. All die andern Bezeichnungen meist späterer Schriftsteller, die ihn namentlich als König und Herzog feiern[1]),

[1]) Er heißt bald König überhaupt, bald König der Sachsen, der Westfalen, der Engerer oder von Engern, dann Fürst von Sachsen, Westfalen, Herzog von Sachsen oder der Sachsen, auch König und Herzog zugleich, endlich wird er auch ohne besondere Titel genannt. Die meisten der Schriftsteller geben wohl die Volksanschauungen über Widukind wieder, andere schreiben älteren Schriftstellern nach und fassen die Bezeichnungen, die sie finden, oft zusammen. So heißt Wid. rex überhaupt: Bei Ditmar in der sächsischen Welt-Chronik (s. o.), Chron. eccl. Brem (Heinr. Wolters) Meibom II 38, Chron. episc. Mind. Pistor. II 808; Reineccius bei Goes 194 ff. Rex Saxonum: Bei Damiani, Abt Norbert, Wigand (s. o.), Chron. duc. de Brunswik D Chron. SS II 578, Fabricius rex Saxon., ad ann. 807. Rex Westfaliae: Joh. de Essend. Scheidt. S. 43. Rex Angarorum, Angariae: Heinr. v. Herford S. 24, 32, 37 u. a., Joh. de Polda, Leibniz SS II S. 509, Pist. SS II 725, rex Angar. et Mind.: Meibom I 560. Mindens. rex: Botho Leibn. SS II 286. Princeps: Braunschw. Reimchr. D. Chron. SS II 462,261 (vurste), Compil. chron. Leibn. SS II 62; Beka, chron. episc. Ultraj. p. 16; Chron. Engelh. Leibn. SS II 1061; Busso Wattenstedt bei Paullini III 5,38; Bodo, Meibom II 480; Pist. SS II 808. dux: außer den früher genannten Sigebert SS VI 334; Eberhard von Gand. SS D. Chron. II 398,117,126 (hertoge); Braunschw. Reimchr. SS D. Chron. II 462,264 (herzoge uz Saxenlant); Ann. Vetero-Cell. Mencken SS II 378; Compil. chronol. Leibn. SS II 62; Monachus Pirn. Mencken SS II 1534; Chron. episc. Hildes. SS VII 850; Chron. Riddag. Leibn. SS II 71; Chron. Halberst. Leibn. SS II 113; Chron. Verdense, Leibn. SS II 214; Chron. Engelh. Leibn., SS II 1061; Kleinsorgen I 229; Crantz, Sax. II cp. 22. rex und dux: Sächs. Weltchronik SS D Chron. II 151,43, 147,19, 164,4 Gobelinus Persona, Meibom I 238; Chron. Engelh., Leibn. SS II 1062; Erdwinus Erdmann, Meibom II 198; Rolevinck III cp. 8; Hamelmann S. 353. Andere Bezeichnungen: Helm. Chron. Slav., Leibn. SS II 540 (magnates); Hamelmann S. 679 (praefectus); Crusius S. 121 (dynasta); Mencken SS II 830. Ohne nähere Bezeichnung; Poeta Saxo SS I 233; Vita Sti Willeh. SS II cp. 6 S. 381 (quidam Widikindus); Annalista Saxo SS VI 559; Kaiserchronik, Maßmann III 14,876; Herm. de Lerbeke, Leibn. SS II 158; Stadtwegii chronic., Leibn. SS III 265.

sind Ehrentitel, womit das dankbare Andenken der Nachwelt ihn ausgezeichnet hat, das Andenken an das in grauer Vorzeit genossene wahrhaft königliche Ansehen und an das von ihm mit Ruhm geführte Herzogthum [1]).

2. Seine Thaten.

Hertog Wedekint huvede eynen dom to Engeren in Westfalen. Bothe.

Sind schon die historischen Nachrichten über Widukind aus der Zeit vor seiner Bekehrung spärlich, so finden sich über den bekehrten Widukind fast gar keine, die auf Glaubwürdigkeit unzweifelhaften Anspruch erheben könnten. Die meisten gehören dem Gebiete der Sage oder doch der weniger verbürgten Nachrichten an.

Die Nachricht Beka's [2]), Gott habe den Mord des hl. Bonifatius an den Friesen dadurch gerächt, „daß Widukind, Fürst des jenseitigen Friesland mit zahllosen Kriegern den Fluß Lavica [3]) überschreitend die Grafschaften Ostergau und Westergau in eine wüste Einöde verwandelt und alle Einwohner dieser Grafschaften zur Sühne für den hl. Martyrer niedergemacht habe", ist allerdings, weil sie aus dem 14. Jahrhundert entstammt, schlecht verbürgt. Der Inhalt aber scheint doch keinen zwingenden Grund zu bieten, mit Abel [4]) zu sagen, daß sie nicht wahr sein könne. Widukind war, wie wir später sehen werden, in der Friesland benachbarten Gegend ansässig, war Gaufürst, und Grenzstreitigkeiten fanden mit den Friesen wohl eben so gut statt, wie mit den Franken. Das Schwanken der Grenze zwischen Friesland und Sachsen weiset auch darauf hin, und der Umstand, daß Widukind mit den Friesen 784 auf freundschaftlichem Fuße stand [5]), schließt frühere Feindseligkeiten nicht aus. Die Nachricht kann aber schwerlich, wie Genßler [6]) annimmt, auf die Zeit nach Widukinds Bekehrung gehen. Die politische Klugheit Carls macht es sehr wahrscheinlich, daß er ihn nicht zum heimathlichen Heerde im sächsischen Nordlande zurückkehren ließ, um sich und

[1]) Natürlich im Sinne von Heerführerthum. [2]) Chron. episc. Ultrajact. S. 16. [3]) jetzt Lanwers westlich von Gröningen; in der vita Ludgeri (SS II 410) heißt er Labeki. [4]) S. 45. [5]) s. o. S. 45. [6]) S. 42.

ihn nicht der Gefahr neuen Abfalles in seiner alten Umgebung auszusetzen. Wir fanden ihn ja auch schon nach einer Angabe der Lebensbeschreibung des hl. Ludgerus nach seiner Bekehrung im südlichen Sachsen zu Buddenfeld ansässig und wird die Erörterung über Widukinds „Residenz" noch nähern Aufschluß bringen. — Uebrigens steht die Mittheilung Beka's ganz vereinzelt da und wird durch kein anderweitiges Zeugniß bestätigt.

Begründeter dagegen und weit wichtiger ist eine andere Nachricht über Widukind, die wir zwei alten Schriftstellern verdanken, die nämlich, daß er nach seiner Bekehrung Kirchen gegründet habe und unter diesen eine zu Enger.

In der ältern Lebensbeschreibung der hl. Mathilde heißt es von ihm[1]): „Des Irrthums ledig, kam er gläubig und bußfertig zur Erkenntniß der Wahrheit, und wie er vordem ein hartnäckiger Verfolger und Zerstörer der Kirche gewesen, so erschien er nunmehr als der christlichste Verehrer der Kirchen und Gottes, so zwar, daß er selbst mit Aufbietung aller Mittel verschiedene Zellen errichtete, die er mit gar vielen Reliquien der Heiligen, sowie mit den übrigen Geräthen vollständig ausstattete. Noch heutzutage besteht, Vielen wohlbekannt, eine derselben, die Enger'sche, und enthält noch Manches von dem eben Erwähnten". Die jüngere Lebensbeschreibung[2]) berichtet nur im Allgemeinen, daß Widukind „dort Kirchen erbauete, wo er früher Götzenbilder errichtet". Ehe Rudolph Köpke die ältere Lebensbeschreibung entdeckte, konnte man bei dem Mangel aller älteren Nachrichten mit Fug daran zweifeln, ob es wahr sei, was die Enger'schen Stiftsherren stets behauptet, daß nämlich Widukind der erste Begründer ihres Collegiatstiftes gewesen sei. Seit Auffindung derselben aber hat diese alte Ueberlieferung Grund und Boden gewonnen. Allerdings erweist sich diese Lebensbeschreibung bei Mittheilung weltlicher Begebenheiten und Ereignisse zuweilen als unzuverlässig; aber das kann bei einem Klosterinsassen — denn von einem solchen ist die vita etwa 200 Jahre nach Widukind zu Nordhausen verfaßt[3]) — gewiß nicht auffallen. Anders ist es in dem

[1]) Vita St. Mathildis antiquior SS X 576. [2]) Vita posterior SS IV 285: ubi constituerat idola, hic jam sanctorum collocavit oratoria. [3]) Die Geschichtsforscher streiten darüber, ob die vita antiqu. von einer Nonne oder einem Cleriker verfaßt sei. Köpke hält eine Nonne für die Ver-

uns vorliegenden Falle. Hier berichtet der Verfasser über eine kirchliche resp. klösterliche Stiftung, also über ein Vorkommniß aus einem ihm naheliegenden, ihn interessirenden und darum gewiß nicht unbekannten Gebiete, über eine Stiftung zudem, über die er um so mehr unterrichtet sein mußte, als das Kloster Nordhausen durch die hl. Mathilde, seine erlauchte Gründerin, zu Enger nahe Beziehungen hatte[1]); er berichtet endlich in einer Weise, die an seiner Glaubwürdigkeit nicht zweifeln läßt. Er sagt von der unter den „verschiedenen" Gründungen Widukinds so bedeutungsvoll hervorgehobenen Enger'schen Zelle, daß sie (zu seiner Zeit) noch existire, „Vielen wohlbekannt" sei und noch Manches von der Ausstattung enthalte, die ihr Widukind habe angedeihen lassen.

Sonach ist die Mittheilung schon an sich höchst glaubwürdig. Was ihr aber noch ein besonderes Gewicht verleiht, ist der Umstand, daß eines jener genannten Schmuckstücke der Enger'schen Zelle aller Wahrscheinlichkeit nach heute noch vorhanden ist. Herr Geh. Archivrath Dr. Wilmans in Münster hat das Verdienst, in seinen Kaiserurkunden zuerst darauf hingewiesen zu haben. Er gibt eine Abbildung und Beschreibung der Enger'schen Schätze[2]), die jetzt noch in der Neustädter Kirche zu Herford aufbewahrt werden, und unter diesen macht er mit einem Schmuckstücke bekannt, „das", wie er sagt, „so entschieden den Stempel der ältesten, rohesten Kunst trägt, daß, wer dasselbe, namentlich in Original, zu betrachten Gelegenheit hatte[3]), wol nicht anstehen wird, es noch in's IX. Jahrh. zu versetzen". In der That ein Umstand, der die Glaubwürdigkeit jener Nachricht als unzweifelhaft erscheinen läßt. Weshalb denn auch Wilmans sagt: „Wenn ein am Ende des 10. Jahrh. schreibender, nicht ungelehrter Autor ausdrücklich bezeugt, daß zu seiner Zeit in der Vielen wohlbekannten (multis adhuc nota) Kirche zu Enger noch Schmuckstücke und Reliquiengefäße vorhanden seien, die Widukind (ungefähr 200 Jahre zuvor) dorthin gestiftet habe, und wir

fasserin, während Wilmans (I 441) und Jaffé (in der Vorrede zur Lebensbeschr.) sie einem Cleriker zuschreiben, der mit der Führung der weltlichen Geschäfte des Klosters beauftragt war.

[1]) Näheres darüber weiter unten. [2]) I 442. [3]) wie Wilmans, dem seinerzeit die Schätze zugesandt wurden. [4]) I 444.

unter den Schätzen dieser Kirche noch heute ein Schmuckstück finden, das ganz den Kunsttypus des Widukindischen Zeitalters an sich trägt, so hieße es die historische Kritik zu weit treiben, wenn man gleichzeitig dem Geschichtsschreiber und dem Kunstwerk den Glauben versagen wollte." Letzteres ist gesagt mit Rücksicht darauf, daß man bisher gewohnt war, die Gründung der Kirche zu Enger durch Widukind in Zweifel zu ziehen oder gar angesichts solcher Urkunden [1]), welche die hl. Mathilde als Gründerin nennen, geradezu für falsch zu erklären. So sagt Abel von der Nachricht der ältern vita: „was sie über der Gründung der Kirche zu Enger berichtet, ist falsch, da diese, nach mehreren urkundlichen Zeugnissen, erst durch die Königin Mathilde, die Gemahlin König Heinrich I. gestiftet ist" [2]). Indeß, wenn letzteres ganz gewiß wahr ist, so braucht ersteres darum nicht falsch zu sein. Beide Nachrichten schließen sich eben nicht aus, „finden vielmehr in der sehr natürlichen Annahme, daß die Königin eine schon von Widukind gegründete Kirche zu einem Collegiatstifte erweitert habe, ihre Ausgleichung" [3]). Die Erweiterung der jedenfalls bescheidenen Widukind'schen Zelle zu einem Collegiatstifte, das die h. Mathilde auf's reichlichste ausstattete, kann ja wohl als zweite Gründung und die hl. Mathilde deshalb auch als Gründerin der Kirche oder des Klosters zu Enger bezeichnet werden. Aehnliche Bezeichnungen in ähnlichen Fällen finden sich auch sonst. So wird Otto I., Sohn der hl. Mathilde und deutscher Kaiser, der Erbauer (aedificator) Magdeburgs genannt, und doch wird in den Annalen [4]) zum Jahre 806 ausdrücklich berichtet, daß Carl der Große Magdeburg haben erbauen lassen (mandavit . . . aedificari). Die genannte Lebensbeschreibung kennt wohl das Verhältniß der h. Mathilde zu Enger, faßt es aber nicht als das einer Begründerin auf. Sie erzählt, daß, als wegen allzugroßer Freigebigkeit der hl. Mathilde Mißhelligkeiten ausbrachen zwischen ihr und ihren Söhnen, „sie auf die zu ihrem Heirathsgute gehörenden Ortschaften verzichtete, zum väterlichen Erbe heimzog und sich in die Enger'sche Zelle begab, wo sie jedoch nichtsdestoweniger beharrlich die gewohnte Mildthätigkeit übte" [5]). Wo sie aber die Klostergründungen desselben zu Pölde, Quedlin-

[1]) Wir werden noch darauf zu sprechen kommen. [2]) S. 414. [3]) Wilmans I 440. [4]) Ann. Moissiac. 88 I 318; Chron. Moiss. II 258. [5]) cp. 8.

burg, Nordhausen aufzählt, führt sie die zu Enger nicht mit auf, ein Beweis, daß die Heilige ihr nicht als eigentliche Begründerin der Kirche zu Enger gilt.

Die Stiftung Widukinds zu Enger wird in der angeführten Stelle aus der ältern vita „cellula" genannt. Was damit eigentlich bezeichnet werden soll, wird klar, wenn wir daran denken, daß die ersten geistlichen Stiftungen darin bestanden, daß man eine Kirche erbauete und daneben zugleich klösterliche Wohnungen[1]) für die Missionare und ihre Gefährten. Die ersten Glaubensprediger waren ja meist Mönche. Eine solche Anlage wurde dann cella, cellula[2]), Zelle genannt, und haben wir uns also wohl unter der Widukind'schen cellula eine Kirche mit einem Klösterchen zu denken. Ihre Gründung verlegen die Stiftsherren von Enger in das Jahr 788[3]). Eine ältere Angabe darüber findet sich nicht.

Die jüngere Lebensbeschreibung der hl. Mathilde erwähnt die Gründung der Enger'schen Kirche nicht. Es ist das erklärlich. Der Verfasser schrieb sein Werk zur Verherrlichung des Henricianischen Königshauses. Von diesem Standpunkte aus arbeitete er die ältere vita um und ließ aus, was seinem Zwecke nicht diente. Seine Weglassungen sind darum auch vornehmlich Ottonischen Inhaltes, d. h. solche, welche zur Verherrlichung des Ottonischen Hauses dienten[4]). So lag es denn auch nahe, die Gründung Widukinds, des Ahnen der hl. Mathilde, der Mutter Otto I., zu übergehen.

[1]) Rettberg II 663. [2]) Für cellula findet sich in den Stiftungsurkunden auch ecclesia und zwar, im gleichen Sinne wie cellula, für Kirche und Kloster. Das Kloster Visbek heißt einmal ecclesia Fischechi (Wilmans I 12) und dann auch cellula Fischboechi (Wilmans I 138), ersteres, als es noch selbstständig war, letzteres, als es von Corvey abhängig wurde. Cellula scheint also auf einfache, abhängige Verhältnisse hinzuweisen. Zuweilen wird auch von ecclesiae gesprochen, welche einer cellula unterworfen waren (Wilmans I 139). Gleichbedeutend mit ecclesia kommen dann noch die Ausdrücke capella und basilica vor, allerdings wohl nur im Sinne von „Kirche". So heißt die Kirche zu Marsberg in den Urkunden ecclesia (Wilmans I 120), capella (ib. 131) basilica (88 I 32). An eine präzise Bedeutung derartiger Ausdrücke in alter Zeit ist nicht zu denken. Bald stehen sie für Kirche, bald für Kloster, meist für beide zugleich. [3]) nach einer Handschrift aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts bei Wilmans I S. 439. [4]) Jaffé in der Vorrede zum „Leben der Königin Mathilde", Berlin, Besser 1858 S. X.

Aber einen Schluß aus der allgemein gehaltenen Nachricht der vita poster. über die Gründung von Kirchen durch Widukind können wir noch machen. Wenn der jüngere Biograph sagt, daß Widukind „dort Tempel erbaut, wo er früher Götzenbilder errichtet", so darf daraus gefolgert werden, daß dort, wo er eine Kirche erbaut, vorher ein Götzenbild gestanden, und wo nachweislich ein heidnisches Götzenbild sich vorfand, er an dessen Stelle eine Kirche gesetzt habe. In Enger dürfte also wohl in heidnischer Zeit ein Götzenbild gestanden haben auf dem Hügel, wo Widukind eine Cellula erbaut, an deren Stelle später die von der hl. Mathilde gegründete Stiftskirche trat In der That besitzt Enger allem Anscheine nach noch den Rest eines Götzenbildes. Es ist der jetzt sogenannte Mohrenkopf, der an der Ostseite der Kirche hoch oben in die Mauer eingefügt ist. Solche Andenken aus heidnischer Zeit finden sich auch an anderen Orten in gleicher Weise erhalten [1]). Wenn Widukind an die Stelle der heidnischen Götzenbilder christliche Kirchen gesetzt, dann „wird er" — so dürfen wir wohl ferner mit Dr. Giefers [2]) schließen — „an der Stelle der berühmtesten aller sächsischen Götzenbilder (der Irmensäule nämlich, welche nach den Forschungen von Giefers auf der Iburg gestanden) sicher ein Kirchlein gegründet haben"; denn „kein anderer einzelner Gegenstand wird erwähnt, welchem die Sachsen göttliche Verehrung darbrachten, als die Irmensäule." Hiernach würde also Widukind auch auf dem Berge Iburg bei Driburg eine Kirche erbaut haben. Ob damit vielleicht die Sage zusammenhängt, welche ihn zum „Grafen von Iburg" macht?

3. Seine „Residenz".

Engeren dat dar licht in Westfalen by Herveide ... was dat hovet slot des ganzen landes to Sassen und dar hadde Wedekint den Namen aff und heyt ein Konigh to Engeren.
Bothe.

1) **Büddefeld.**

Eine ausdrückliche glaubwürdige Angabe darüber, wo Widukind „residirt", wenigstens zeitweilig sich aufgehalten besitzen wir nur in der schon angeführten [3]) Nachricht aus der

[1]) S. II Theil zur Sage des Engerschen Kirchenbaues [2]) Einführung des Christenthums in Westfalen. Paderborn 1872. S. 20. [3]) S. o. S. 48, 51.

zweiten Lebensbeschreibung des hl. Ludgerus, nach welcher dieser Heilige einen Todten wieder zum Leben erweckte, und zwar an einem Orte, der nach dem Namen des Erweckten fortan Buddenfeld genannt wurde. Wie schon früher hervorgehoben, geht aus der Erzählung hervor, daß Widukind in der Nähe dieses Buddenfeld ansäßig war und sich dort aufhielt. Es kommt also nur darauf an, diese Oertlichkeit festzustellen.

Die Erzählung bietet für diese Erörterung drei Anhaltspunkte. Da St. Ludger durch den Hessengau reiste (per provinciales, qui Hassi dicuntur, also wörtlich: durch das Gebiet derjenigen Einwohner der Provinz (Sachsen), welche Hessen genannt werden), da er sich auf dem Wege zur Heeresfolge befand (dum ad comitatum pergeret), da die Erweckung des Todten in der Nähe einer Besitzung Widukinds geschah, so werden wir Buddenfeld im sogen. sächsischen Hessengau — in der Nähe einer alten Heerstraße — in der Nähe eines adeligen Gutes (da ja ein solches aus Widukinds Zeit sich noch herschreiben könnte) zu suchen haben. Im sächsischen Hessengau selbst findet sich nun kei.. Ort, der den Namen Buddenfeld oder einen ähnlichen trüge; wir müssen uns also in der Nähe umsehen, und da kommen nun 5 Oertlichkeiten in Betracht, welche auch schon für das Widukind'sche Buddenfeld gehalten sind, nur diejenige Oertlichkeit nicht, welche, wie wir sehen werden, gerade den meisten Anspruch darauf erheben kann, das gesuchte Buddenfeld zu sein.

1) Bödefeld (auch Kirchbödefeld) im Sauerlande, zwischen Winterberg und Meschede „an der Volme, eine Freiheit, bei welcher ein Schloß liegt“[1]), wie es bei Büsching heißt; nach Seibertz[2]) hieß es früher Budenfelde, Bodewelde, Budevelde. Der Name also stimmte wohl und auch das „Schloß“; auch soll eine Heerstraße, von Lippstadt kommend, Suttrop, Warstein berührend, 10 Minuten von Bödefeld entfernt vorbeigeführt haben, die dann weiter über Winterberg in's Waldeck'sche hinein verlief. Aber bei der weiten Entfernung Bödefelds vom Hessengau ist doch schwerlich mit dem Abte Wessel[3]), Wenck[4]) und Wedekind[5]) das Widukind'sche Buddenfeld hierhin zu verlegen.

[1]) Erdbeschreibung VI S. 628. [2]) Urkundenbuch I 427, 500 II 123, IV 565. [3]) bei Wersebe S. 5. [4]) II 441. [5]) I 259.

2) Buddenfeldsbrok, eine ausgegangene Ortschaft bei Driburg, wie es nach Falke gewöhnlich citirt wird. Es ist das sehr zweifelhafte Verdienst Falke's[1]), diesen Ort in Aufnahme gebracht zu haben. In einem Thale zwischen Sandebeck und Bergheim, 2 Stunden nördlich von Driburg, ist eine Waldung, welche Buddenbrok, aber nicht Buddenfeldsbrok heißt[2]). Auch zu den Zeiten Falke's hieß sie nicht so, wie wir aus Tradit Corbej. des Letzteren selbst erfahren. In dem Register zu diesem Werke führt er nämlich neben Buddenfeldsbrok auch Buddenbrok auf, spricht aber auf Seite 109, auf welche er bei beiden Oertlichkeiten verweist, nur von Buddenfeldsbrok; er mußte eben für ein urkundlich genanntes Budiniveldon, das er nicht in den Ittergau wohin es gehört, sondern in den Nethegau verlegen wollte, auch eine entsprechende Oertlichkeit haben; daher seine Aenderung in Buddenfeldsbrok. Pertz[3]) wie Rettberg[4]) haben sich, wie es scheint, von ihm verleiten lassen, das Widekind'sche Buddenfeld hier zu suchen. Von dem sächsischen Hessengau liegt dieses Buddenbrok gerade soweit entfernt, wie das vorgenannte Bödefeld. Auch hat keine Heerstraße in der Nähe vorbeigeführt.

3) Battenfeld, auf der linken Seite der Eder, Battenberg gegenüber. Dieser Ort wird schon vom Poëta Saxo zum Jahre 778 genannt als der Schlachtort zwischen Franken und Sachsen statt des Lihesi (Leisa) der Annalen. Wenck[5]) schließt hieraus, daß diese frühe Erwähnung Battenfeld's es nicht zulasse, in ihm das gesuchte Buddenfeld zu finden, da dieses ja damals noch nicht existirte. Allein es ist dabei übersehen, daß der Poëta Saxo erst unter Arnulf schrieb. Was aber gegen dieses Battenfeld spricht, ist der Umstand, daß es gar nicht sächsisch war[6]), seine Entstehung überhaupt mit Ledebur[7]) auf das alte Volk der Batten zurückgeführt werden muß.

---

[1]) S. 109. [2]) „Beschreib. des Kreises Höxter" Höxt. 1877. II S. 232. Anhang S. 6. Der Wald gehört den 12 Meiern von Bergheim, vor 1517 besaßen ihn die Herren von Oeynhausen. [3]) 88 II 419. [4]) II 407. [5]) II 441 und nach ihm Wedekind I 259. [6]) es lag im fränkischen Oberlahngau. [7]) Brukterer S. 123 u. 453; in Battenfeld findet er die silva Bacenis wieder, wie in Coesfeld die silva Caesia; er führt noch andere Oertlichkeiten jener Gegend an, welche auf die Batten zurückweisen; cf. Curtze, die Ortsnamen des Fürstenthums Waldeck. Arolsen 1850 II S. 40.

4) Bodenfelde am rechten Ufer der Weser, nicht weit von Uslar. Der angebliche ducatus Budinisvelt ist wohl der erste Anlaß dazu gewesen, Buddenfeld hierhin zu verlegen. Da es aber, wie wir gesehen [1]), mit dem „Herzogthum Bodenfelde" seine Richtigkeit nicht hat, kann dieses auch keinen Grund abgeben, den „Herzog" Widukind hier zu suchen. Dazu kommt, daß wir schon etwa 30 Jahre nach dem Vorkommniß zu Buddenfeld, wie es die vita Liudgeri erzählt, einen Erik [2]) als Comes zu Bodenfelde finden. Aus einem campus [3]) Buddenfeld konnte sich aber in so kurzer Zeit gewiß kein comitatus entwickeln, ganz abgesehen davon, daß, wenn Widukind selbst, wie es ja nicht so unwahrscheinlich ist, einem Comitatus vorstand, dieser kein Comitatus Buddenfeld sein konnte, da Buddenfeld ja erst zur Zeit seines Grafenamtes aufkam und überhaupt nur, vorerst wenigstens, der Name für ein Feld war. — Gegen die Anwesenheit St. Liudgers zu Bodenfelde wäre allerdings nichts einzuwenden. Wenngleich ihm zunächst das westliche Sachsen nach dem Tode Bernrad's als Missionsbezirk zugewiesen war, so wissen wir doch aus einer Urkunde, daß er „dem Heere Carls in das östliche Sachsen folgte" [4]). Doch würde der Biograph dann wohl die Angabe der Lage der Oertlichkeit an der Weser, das „secus flumen Wisara" nicht vergessen haben. Die alten Schriftsteller liebten ja die Bestimmung der Lage eines Ortes nach den Flüssen, selbst dann, wenn ein solcher noch ziemlich weit davon entfernt war [5]). Die Annahme Genßler's und Anderer [6]), daß Widukind in diesem Bodenfelde, das im Leinegau lag ansässig gewesen, dort gar ein Herzogthum verwaltet, ist also nicht begründet.

5) „Büdefeld oder Büddefeld, ein ausgegangener Ort bei Goldhausen auf der Seite des Klausenberges (Eisenberges?), um den davon benannten Büddefelder Teich her" [7]). Dieses Büddefeld im Fürstenthum Waldeck, südwestlich von Corbach hat nun die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, das Widukind,'sche

[1]) S. o. S. 51. [2]) er war Enkel des schon vor 777 zum Christenthum bekehrten Sachsen Hiddi. S. Wilmans I S. 93. [3]) campus ille Buddenfeld nominatur heißt es in der vita Liudgeri l. c. [4]) Erhard S. 79. Regest Nr. 225. [5]) Pertz weist sogar diese Bezeichnung bis auf eine Entfernung von 15,000 Schritt nach. S. o. S. 29. [6]) Genßler S. 48 u. a., Archiv für Niedersachsen 1829 S. 276. [7]) Barnhagen S. 15, 38.

Buddenfeld zu sein. Es lag zwar nicht in dem sächsischen Hessengau selbst, aber doch in unmittelbarer Nähe desselben, in dem sich südlich an ihn anschließenden Ittergau. Es gab einzelne Gaunamen [1]), die bald für einen speziellen Gau, bald aber auch als Provinzialnamen für mehrere Gaue als Bezeichnung dienten, so der pagus Westfalon für einen Gau und für eine Provinz Westfalen, der pagus Hessi, Hession für einen Gau und eine Provinz Hessen. Was letztere Bezeichnung angeht, so meint Wilmans [2]), daß überhaupt eine Unterscheidung zwischen sächsischem und fränkischem Hessengau unbegründet sei. Hienach könnte recht gut unter der Bezeichnung der vita Liudgeri (provinciales, qui Hassi vocantur) auch der Ittergau mitinbegriffen sein. — Auch der andern Angabe der vita, daß Ludger dem Heere Carls folgte [3]), also die Heeresstraße einschlug, geschieht durch die Annahme Büddefelds Genüge. Ueber Siegen, Laasphe, Hallenberg, Sachsenberg, Nordenbeck, Corbach, also dicht neben Büddefeld vorbei, führte eine alte Heerstraße [4]), die schon 778 die Sachsen und Franken einschlugen. — Ebenso findet sich auch dort noch ein adliges Gut Büddefeld, welches jetzt Eigenthum des Gutsbesitzers Canisius ist. Dasselbe findet sich urkundlich schon erwähnt im Jahre 980 (s. u.).

Daß unser Büddefeld der gesuchte Aufenthaltsort Widukinds sei, dürfte auch noch in einer sagenhaften Nachricht aus der Waldeck'schen Geschichte einigen Stützpunkt finden. Die Waldeck'schen Geschichtschreiber führen nämlich einen Wittekind I als Stammherrn der Waldeck'schen Dynastenfamilie an. Dieser Wittekind tritt bei ihnen auf als altsächsischer Edele aus der Zeit Carls des Großen, er kämpft auf Carls Seite, bekommt von ihm einen Gau zu verwalten und wird advocatus ecclesiae — alles Angaben, von denen sich nach Varnhagen [5]) auch nicht die leiseste Spur nachweisen läßt. Ob das nicht eine alte Tradition ist, die auf unsern Widukind, seinen Aufenthalt im Waldeck'schen, sein Grafenamt hinweist?

---

[1]) Wenck II 524. [2]) I S. 202. [3]) Die Heere Carls hatten gleich seit dem Beginne des Sachsenkrieges Missionäre im Gefolge zur Bekehrung der besiegten Sachsen. [4]) Ledebur, Brukterer S. 124. [5]) S. 161 ff. Daß Widukind nach seiner Bekehrung auf Seite Carl's gekämpft, findet sich auch sonst, ist aber höchst unwahrscheinlich.

Eine Vermuthung sei hier noch ausgesprochen. Im Ittergau war das Ludolfingische Geschlecht ansässig. König Arnulf tauscht 888[1]) die von Otto, dem Sohne Ludolfs, innegehabten Güter zu Goddelsheim, die wegen der Zahl der dafür eingetauschten Güter bedeutend sein mußten, an Corvey gegen andere aus. Otto II. setzt 980[2]) diesen Austausch an Corvey fort, indem er unser Büddefeld und noch andere, sämmtlich im Ittergau gelegene Güter, an dasselbe abtritt. Sollten auch diese Güter vielleicht zum Ludolfingischen Besitzthum gehört haben? Wir könnten dann sagen, daß Ludolf durch Widukind in den Besitz derselben gekommen sei und hätten darin einen Hinweis auf die Abstammung Ludolf's, des Stammvaters der Ottonen, von Widukind, welche von manchen Schriftstellern (vom 12. Jahrh. an, s. u. ep. 5) behauptet wird.

Dem Gesagten zufolge dürfte Büddefeld wohl mit einiger Sicherheit als das gesuchte Buddenfeld, als Aufenthaltsort Widukinds, anzunehmen sein. Seine dortigen Besitzungen könnten wir dann unzweifelhaft als Pathengeschenk Carls betrachten, da Widukind als Westfale von Haus aus dort nicht ansässig sein konnte.

2) Enger.

Während Buddenfeld kaum dem Namen nach bekannt ist, gilt Enger, im Volksglauben wenigstens, allgemein als Sitz des Sachsenfürsten. Ist diese Annahme nun auch durch kein glaubwürdiges Zeugniß aus alter Zeit zu erhärten, so entbehrt sie gleichwohl nicht allen Grundes.

Daß Widukind zu Enger Besitzungen hatte, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Schon der Umstand, daß derselbe hier eine cellula gegründet, die unter seinen andern Stiftungen so bedeutsam hervorgehoben wird, weiset darauf hin. Die ersten kirchlichen Stiftungen nämlich wurden meist dort gemacht, wo der Stifter eine villa, ein Hofgut hatte, von welch letzterem sie

[1]) Wilmans I S. 217 ff. Falke S. 293. [2]) Erhard Reg. 645 Cod. dipl. 65 cf. Ledebur, Brukterer S. 120, Wilmans l. c., Falke 269. Die dort genannten Güter sind: Budineveldon (Büddefeld), Brungeringhusen (Brüngeringhausen, eine Wüstung bei der Meierei Eschenbeck bei Eppe), Lellibechi (Lelbach), Rehon (Rhene), Curbechi (Corbach), Hallegehusen (Alleringhausen?). S. Varnhagen S. 15, 18, 37, 178.

dann auch gewöhnlich den Namen erhielten[1]). Wir besitzen aber noch ein ausdrückliches Zeugniß in der älteren, schon oft genannten Lebensbeschreibung der hl. Mathilde. Es wird dort erzählt[2]), daß die Königin, als Zwistigkeiten zwischen ihr und ihren Söhnen wegen ihrer allzugroßen Freigebigkeit ausbrachen, „auf die zu ihrem Heirathsgute gehörenden Ortschaften verzichtete und, ihr väterliches Erbe aufsuchend, sich in die Enger'sche Zelle begab"[3]). Da nun ihr Vater Dietrich, von dem sie Enger als ihr „väterliches Erbe" überkam, ein Ururenkel Widukinds war[4]), so darf wohl geschlossen werden, daß Enger ursprünglich zu den Besitzungen Widukinds gehörte und dann später als Erbgut in den Besitz Dietrichs resp. der hl. Mathilde gelangte. Und so wird denn auch wohl der Ort, von welchem Heinrich I. die Einwilligung Dietrichs zu seiner Verbindung mit der hl. Mathilde von Herford aus einholen ließ, wie die jüngere Lebensbeschr. der hl. M. berichtet, Enger gewesen sein und nicht die Dietrichsburg bei Melle[5]), welch. auch wohl als der bezeichnete Ort gilt. Der Name der Burg — das Einzige, was noch von ihr vorhanden — ist auch der einzige, sehr zweifelhafte Beweis, daß einst unser Dietrich sich dort aufgehalten. Außerdem berichtet Heinrich von Herford[6]) „ex chronicis Angarorum" ausdrücklich, daß die hl. Mathilde „von Enger war" (fuit de Angara), dort also ihre Heimath hatte. Auch Pertz läßt Dietrich zu Enger wohnen[7]). Nehmen wir nun zu dem Gesagten noch hinzu, daß gerade in Enger seit dem 12. Jahrh. das Grabmonument unseres Helden sich findet, daß hier seine Gebeine ruhen[8]), daß eine Burg wenigstens im 13. Jahrhundert sich hier nachweisen läßt, daß die constante Ueberlieferung, ein ganzer Kranz von Sagen Widukind mit Enger auf's engste verbindet — grund abgesprochen werden kann: dann dürfte doch wohl auch

[1]) Schaumann S. 543. [2]) S. o. S. 56. [3]) patrimoniumque requirens Aggerinensem cellam in occidentali regione adiit. Es wird um das Jahr 940 gewesen sein, wie sich aus einer andern Stelle (ep. 9) schließen läßt. [4]) S. u. [5]) „Der Name Dietrichsburg klebt jetzt nur noch der Spitze eines hohen Berges im Amte Grönenberg an, worauf aber nicht die mindeste Spur einer alten Burg mehr zu sehen ist." Möser S. 320 n. h. cf. S. 318. [6]) S. 78. [7]) SS IV 285 n. 1. [8]) deren Echtheit, wie wir sehen werden, nicht so unwahrscheinlich ist.

die Annahme nicht so ungegründet sein, daß Widukind sich zu Enger aufgehalten habe.

Wie es scheint, ist es zuerst Eberhard von Gandersheim (1216), welcher Widukind mit Enger in Verbindung bringt, ihn dort begraben sein läßt [1]), nach ihm die Braunschw. Reimchronik [2]); sodann nennt ihn Heinrich von Herford [3]) rex Angariae, Angarorum. J. de Essendia [4]) sagt, daß man ihn „Coninck Wedekind" nenne und spricht von Enger als von seiner Hauptburg (principale ejus castrum). Nach Botho [5]) hatte Widukind von Enger „den namen aff und heyt ein Konigh to Engeren". Crantz [6]) berichtet, daß Carl diese Hauptveste Widukinds durch seine Krieger habe einnehmen lassen, was nach Wittins [7]) vor dem Reichstage zu Paderborn geschehen sein soll. Natürlich alles unverbürgte Nachrichten. Aus der Beziehung Widukinds zu Enger als seinem Königssitze entstand mit der Zeit der Irrthum, daß man ihn, den doch die Annalen einen Westfalen nennen, zum Engeraner und weiterhin zum Könige des Engerlandes machte, Enger aber zur Hauptstadt desselben. Enger war aber weder Hauptstadt von Engern, noch lag es überhaupt im Engerlande, sondern in Westfalen. Die Grenze zwischen Engern und Westfalen zog sich zwischen Werther und Dornberg hindurch, nördlich um Jöllenbek herum und erreichte, zwischen Enger und Eikum resp. Herford fortschreitend, die Else bei Kirchlengern [8]).

Eine Burg zu Enger findet sich nachweislich gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Sie kommt vor in der Fehde des Bischofs von Osnabrück, Ludwig, Grafen von Ravensberg, mit dem Grafen Simon von der Lippe, der damals die Burg Enger in Besitz hatte. Letzterer, so erzählt Erdwin Erdmann [9]), fügte durch seine Räubereien der Osnabrücker Diöcese vielen Schaden zu. Vergebens suchte Bischof Ludwig

[1]) SS D. Chron. 398 v. 135. [2]) SS D. Chron. S. 462 v. 383 [3]) S. 26, 31, 72. [4]) bei Scheidt S. 43; er lebte um 1450 als Dominikaner in Wesel. [5]) Leibn. SS III 286. [6]) Sax. II cp. 11 Angriam praecipuam Wedekindi arcem jussit in ditionem accipere; Metrop. VIII cp. 52 Engeren, veterem sedem principum antiquae Saxoniae, Wedekindi et filiorum ejus. [7]) S. 110; cf. Reinerccius II cp. 7 S. 88. [8]) Ledebur in Wigands Archiv 1825 I S. 41–49; S. 76 ff. [9]) Chron. episc. Osnabr. bei Meibom II 222; Sandhoff I 283; Schaten, Annales II, 140.

von Osnabrück auf gütlichem Wege dem Unwesen zu steuern. Er mußte zu den Waffen greifen und verbündete sich, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mit seinem Bruder, dem Grafen Otto von Ravensberg, den Bischöfen Otto von Paderborn und Rudolph von Minden und der Stadt Herford. Die Burg zu Enger wurde belagert und erobert, Graf Simon selbst gefangen genommen und 6 Jahre lang in einem Thurme zu Osnabrück, „de Buckestohn" (Buckthurm) vom Volke genannt, in harter Gefangenschaft gehalten, endlich freigelassen, nachdem er und sein Sohn den Eid geleistet, dem Bischofe zu Osnabrück die Burg zu Enger zur Schleifung zu übergeben. 1305 wurde sie denn auch dem Boden gleichgemacht. Jetzt ist keine Spur mehr von ihr zu sehen. Nur den Platz kennt man noch, die alte „Burgstätte", wo sie einst emporragte. Bei Tieferlegung der jetzt sogenannten Burgstraße in den 60er Jahren stieß man auf eine ca. ein Meter dicke Mauer, welche quer über die Straße in nordöstlicher Richtung hinlief und sich durch große Festigkeit auszeichnete. Gleiche Mauerreste, in nordwestlicher Richtung laufend, zeigten sich bei Planirung des jetzigen Höcker'schen Gartens[1]). 1865 wurden bei Niederlegung eines Hauses nicht weit von der „Burgstätte" in den Fundamenten desselben zwei steinerne Figuren gefunden, welche dem neu erbauten Westportale der Kirche eingefügt sind. Sie rühren ohne Zweifel von der alten Burg her.

Wie die Burg, so ist auch das alte Kloster spurlos verschwunden. Daß Widukind dasselbe in einer cellula begründete und die hl. Mathilde dann zu einem Collegiatstifte[2]) erweiterte, ist schon erwähnt. Die mildthätige Königin ließ es sich angelegen sein, dasselbe aufs reichlichste auszustatten. Sie übte während ihrer Anwesenheit in der „Enger'schen Zelle" nicht nur selbst, wie uns die vita ant. erzählt, „ihre gewohnte Mildthätigkeit", sondern vermochte auch ihren Sohn, den Kaiser Otto I., dazu,

[1]) Die Richtung dieser Mauern spricht dagegen, daß ein jetzt noch als Ueberrest der alten Burg gezeigter Mauertheil wirklich ein solcher sei. [2]) Die Insassen solcher Collegiatstifter lebten nach den vom Bischof Chrodegang von Metz († 6 3. 765 oder 766) für seine Domherren entworfenen Regeln, welche sich denen des hl. Benedict enge anschlossen. Anfangs für bischöfliche Kirchen bestimmt, wurde sie auch von nicht bischöflichen Kirchen und wirklichen Klöstern angenommen, und so kamen die Collegiatstifter auf.

ihrer Stiftung zahlreiche Schenkungen an Gütern zuzuwenden. Die bezüglichen Schenkungsurkunden sind uns noch erhalten. In der ersten derselben vom 14. Juli 948[1]) schenkt er dem Kloster Enger eine ganze Reihe von Gütern in den nördlichen Gauen des alten Westfalenlandes, dem jetzigen Großherzogthum Oldenburg, welche, wie wir später sehen werden, Widukind'schen Ursprungs sind. In der zweiten vom 15. April 950[2]) nimmt er auf Bitten der hl. Mathilde dasselbe in seinen Schutz, befreit es von aller bischöflichen Jurisdiktion und fremden Gerichtsbarkeit, bewilligt ihm freie Wahl des Probstes und schenkt ihm Güter zu Agilmari (Emelaar bei Amersfoort in Holland[3]), zu Bobontenini (Bovenden nördlich von Göttingen[4]) und zu Hoianufini (Hoinkhausen südöstlich von Erwitte, Kr. Lippstadt[5]). In einer 3. Urkunde vom 17. Juli 966[6]) werden dann diese Schenkungen noch vermehrt durch den Hof Beverse im Nordgau (Pewsum nördlich von Emden) und Güter zu Drodminne (Dortmund), Winide (Weende nördlich von Göttingen) und Lenglere (Lenglern nordwestlich von Göttingen[7]). Schon im Jahre 968 wurde aber die „Abbatia Angerin", die Abtei Enger, „dem hl. Mauritius zu Magdeburch" geschenkt, dem Erzstifte daselbst einverleibt[8]). Das Stift überhaupt blieb zu Enger bestehen bis zum Jahre 1414, wo es mit Erlaubniß des Papstes Johann XXIII. „wegen der häufigen feindlichen und gewaltthätigen Ueberfälle von Kriegern und Räubern in die reichsunmittelbare und befestigte Stadt Herford" verlegt wurde[9]). Die Erlaubniß zur Verlegung datirt vom 13. Dec. 1412. Der Dechant zu Bielefeld, Gottfried Lenoldus, wurde mit der Ausführung derselben beauftragt. Sie geschah aber erst am 16. Jan. 1414. Ein paar Jahre darauf schon (1418) wurde das Capitel von der Neustädter Kirche zu Herford, seinem ersten Zufluchtsorte, mit Erlaubniß Martins V., in die Münsterkirche daselbst, dann aber 1422 mit Zustimmung desselben Papstes definitiv in die Neustädter Kirche

[1]) Bei Erhard, cod. dipl. I S. 45 Nr. 56. [2]) Bei Falke S. 746. [3]) Falke S. 419. [4]) Falke 747. [5]) Ledebur, Brukterer S. 305 u. 972; cf. Falke 747. [6]) Erhard, cod. dipl. S. 47 Nr. 59. [7]) Falke S. 65, 66. [8]) Die Incorporationsurkunde Otto I vom 2. Oct. 968, s. bei Schaten, Ann. Paderb. I 212. 3. Oct. 968 bestätigt der jüngere Otto die Incorporation. [9]) Lamey S. 126, Nr. 137.

zurückverlegt [1]). Die ziemlich zahlreichen und zum Theil kostbaren Schätze und Alterthümer des Enger'schen Stifts, welche bei der Uebersiedelung mitgenommen wurden, werden noch jetzt in dieser Kirche aufbewahrt. Es würde hier zu weit führen, dieselben im Einzelnen namhaft zu machen und zu beschreiben. Von den bemerkenswerthesten finden sich Beschreibungen und Abbildungen bei Wilmans [2]) und Lübke [3]). Auch hat schon Falke [4]) in seinen Trad. Corbej. eine Aufzählung und kurze Beschreibung derselben aus der Feder des Herforder Arztes Storch (1743) gebracht. Ein vollständiges Verzeichniß gibt Ledebur [5]). Eines aus der Widukind'schen Zeit stammenden Reliquienbehälters ist schon Erwähnung gethan. Außer Wilmans hält ihn auch Lübke für ein sehr altes Kunstwerk. „Die getriebenen Heiligenbrustbilder", sagt er, „sowie die Arabesken zeigen sehr früh romanischen Stil". Andere Alterthümer Engers, welche mit Widukind in Beziehung gebracht werden, lernen wir noch später (unter den Sagen) kennen.

Die alte Stiftskirche in Enger ragt noch auf ihrem Hügel inmitten der Stadt empor; aber in keinem ihrer Theile reicht sie auf die Zeit der h. Mathilde, geschweige denn Widukinds zurück. Die östlichen Theile: Chor nebst Apsis, Kreuzschiff mit Nebenapsiden gehören nach Lübke [6]) der spätromanischen Zeit an; Ledebur [7]) verlegt ihre Entstehung in das 13. Jahrhundert. Die ursprüngliche Gestalt der Kirche scheint das gleichschenklige griechische Kreuz gewesen zu sein. Einen Hinweis darauf haben wir bei Reinecke aus Steinheim [8]) († 1595). Er sagt: „Dieser Tempel zeigt die Form des Kreuzes und zwar so, daß er vier Halbkreise bildet". Diese Beschreibung hat Reinecke nach eigener Anschauung gemacht [9]) und wird Lübke [10]) wohl irren, wenn er meint, daß der Umbau — eine Erweiterung des alten

---

[1]) Storch S. 30; Culemann I S. 43. [2]) S. 442 nebst Abbildungen am Ende des Werkes. [3]) Lübke S. 425 ff. nebst einer Abbildung (Gießgefäß) in seiner „Vorschule". [4]) S. 200 ff. [5]) Im erwähnten Mscrpt. [6]) S. 287. [7]) Mscrpt. [8]) Bei Goes S. 204: repraesentat id fanum formam crucis itaque repraesentat, ut quatuor hemicyclia exprimat. Collis, in quo situm est, eo qui arcem habuit, aliquanto editior est. Primum versus orientem hemicyclion inclu[illegible] altaria duo, alterum in ipso diametro seu aditu augustius, alterum humilius. [9]) S. 194 erzählt er, daß er nach Enger gepilgert sei. s. u. [10]) S. 287. Vgl. jedoch unten cp. 4, 3.

Baues nach Westen hin — in der Periode von 1375—1475 vor sich gegangen sei. Möglich, wie Ledebur annimmt, daß er zu der Zeit stattfand, als die Marktkirche einging. Es soll nämlich außer der Capitelskirche auch noch eine Burg- und Marktkirche in Enger gewesen sein. Von der Existenz der letzteren wenigstens überzeugt uns eine Urkunde aus dem Jahre 1252[1]), worin Bischof Bruno von Osnabrück, zu dessen Sprengel Enger gehörte, dem Kapitel die Erlaubniß ertheilt, den Gottesdienst in der Marktkirche durch einen Canonicus versehen zu lassen. — Wie in den meisten klösterlichen Stiftungs- und Schenkungsurkunden, so wird auch in den auf Enger bezüglichen[2]) als Patronin an erster Stelle die Mutter Gottes genannt. Da aber ihr Patronat über die Kirchen nach der Auffassung der katholischen Kirche (wegen ihrer besondern Stellung in der Christenheit nämlich) selbstverständlich war, zugleich aber auch, um zahllosen Verwechselungen vorzubeugen, wurde außer ihr aus der Zahl der Heiligen noch ein besonderer Patron gewählt, welcher dann in der Folgezeit als eigentlicher Patron galt[3]). So war es für Enger der hl. Martyrer Dionysius, Bischof von Paris[4]). In den Urkunden und auch in den Magdeburger Annalen[5]) wird er als solcher erwähnt. Nur die erste Schenkungsurkunde nennt den hl. Laurentius[6]). 2 Jahre später (in der 2. Schenkungsurkunde) findet sich an seiner Stelle schon der hl. Dionysius als Patron bezeichnet.[7]) Seit der Uebersiedelung des Capitels in die

---

[1]) Lodtmann I 66. [2]) S. o. S. 67. [3]) Kampschulte, Kirchenpatrocinien S. 15. [4]) Nicht zu verwechseln mit dem hl. Dionysius Areopagita, mit welchem er vielfach schon für eine und dieselbe Person gehalten ist; s. Kampsch. S. 61. [5]) S. o.; Magdeb. Ann. zum Jahre 968: quartum (coenobium) in Aggeri S. Dionysio. [6]) „ monasterium in loco Angeri nuncupato ab eadem domina matre nostra regina in honore sanctae Dei genitricis semperque virginis sanctique Laurentii martyris constructum.“ [7]) In der Braunschw. Reimchr. 88 D. Chron. II. v. 1038, werden beide, die Gottesmutter und der hl. Dionys, als Patrone erwähnt:

Machthilt dhe selve koninginne
durch Gottes lob unde minne
brachte ouch an Westvalenlant
zo Enghere, daz ouch ê ist genant
daz gestichte (Stift) vil herliche
und machete iz gutes riche
daz iz were eyn canonie
un daz da Gottes mutter Marie
darzo Dionisius dher heylige man
solten houbetherscaph (Schutzherrschaft) han.

Kirche der Neustadt zu Herford, deren Patron St. Johannes der Täufer war, nahm die Kirche zu Enger deren Patron und die Neustädter Kirche den Patron der Kirche zu Enger als Compatron an; jene hieß also seitdem „ad St. Dionysium et Johannem“ und diese „ad St Johannem et Dionysium“.

Von den andern Beziehungen Widukinds zu Enger, die oben als Hinweise auf seine Anwesenheit daselbst genannt sind: von seinem Grabdenkmale, seinen Gebeinen, dem Sagenkreise, der sich um Enger als seinen Königssitz schließt, wird noch im Folgenden die Rede sein. — Hier muß noch eines Ortes Erwähnung geschehen, von dem sich wohl in noch höherem Maße wahrscheinlich machen läßt, daß er Sitz unseres Sachsenfürsten gewesen, und zwar der eigentliche Stammsitz desselben zu jener Zeit, als er noch, dem Glauben seiner Väter ergeben, „hervorragend unter seinen Stammesgenossen durch sein erlauchtes Geschlecht und seine umfangreichen Besitzungen“ [1]), seines Amtes als Gaufürst im alten Westfalenlande waltete, und das ist

3) Wildeshausen [2]).

Was hier vor Allem ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß Wildeshausen nach urkundlichen Zeugnissen der Stammsitz der nächsten Nachkommen Widukinds war.

Die Umgebung von Wildeshausen hat gerade nichts Einladendes. Nach allen Seiten hin dehnt sich eine weite, öde Ebene: Haide und Himmel, so weit das Auge reicht. Wenn man die Schilderung liest, welche Oldenburg und Greverus davon entwerfen [3]), dann muß man sich fragen, was denn wohl ein so hochedles und berühmtes Geschlecht an solch unwirthliche Gegend gefesselt? Man begreift schwerlich den Aufenthalt dieser ersten der Edelinge Westfalens in so öder, dürrer Heide, wenn hier nicht ihre Heimath war, das Erbe ihrer Väter, wenn Wildeshausen nicht die Stätte war, wo diese einst gewandelt als die Edelsten ihres Geschlechts, wo auch der große Widukind gewandelt, so lange er noch ergeben war dem Glauben seiner Ahnen. Und

[1]) Transl. St Alex. a. a. O. [2]) Im jetzigen Großherzogthum Oldenburg nahe der Ostgrenze desselben an der Hunte. [3]) S. 1 ff.

wenn die transl. Sti Alex.[1]) berichtet, daß Widukind „unter seinen Stammesgenossen durch umfangreiche Besitzungen hervorragte", hier finden wir das bestätigt: gerade hier um Wildeshausen herum dehnt sich, wie wir noch sehen werden[2]), in einem weiten Bogen die Hauptmasse der Widukind'schen Familiengüter aus.

Dazu kommt: eine ganze Reihe von Denkmalen aus grauer Vorzeit, die in der Umgebung von Wildeshausen sich finden, weiset darauf hin, daß hier eine zahlreiche heidnische Bevölkerung gewohnt, ein reges Volksleben geherrscht. Umfangreiche Steindenkmale, die nur „mit großem Zeit- und Kraftaufwande zusammengebracht und geordnet"[3]) sein können, bedecken rings die weite Ebene. Sie bezeichnen die Opferstätte, die Gerichtsplätze des Volkes; vor allem aber sind es Grabdenkmale, die da decken des Heerführers zahlreiches und tapferes Geleite. „Die Gegend ist offenbar ein Centralpunkt des Volkslebens und Volksverkehrs; Wildeshausen war der Hauptort einer bedeutenden Völkerschaft; hier waren seine Opferstätten, seine Gerichtsplätze, die Todtenmale seiner Helden: hier wohnte wahrscheinlich sein Heldenstamm mit den edelsten Geschlechtern"[4]).

Auch die Annalen, so spärlich in ihren Angaben über Widukind, lassen uns die Heimath desselben doch im Allgemeinen im Norden Westfalens suchen. Von dort her kommt er gerüstet mit seinen Streitern[5]), dorthin zieht er sich zurück vor Carls Uebermacht[6]), von dort aus macht er St. Willehads Mühen in Wigmodien zu nichte und wiegelt die benachbarten Friesen auf zum Kampfe[7]).

Endlich finden sich auch die Sagen, welche uns von Widukind erzählen als dem für den Glauben seiner Väter und den heimathlichen Heerd ringenden Helden, ausschließlich im Norden Westfalens, jenseits des Wesergebirges.

Nach all' dem dürfte mit größter Wahrscheinlichkeit Widukinds Heimath in Wildeshausen zu suchen sein. Er scheint dieselbe nach seiner Bekehrung nicht wieder gesehen zu haben. Die Gründe für diese Annahme sind schon früher er-

[1]) A. a. O. [2]) Unten cp. 6. [3]) Old. u. Grev. S. 2. [4]) Old. u. Grev. S. 2. [5]) S. oben cp. 1 ad ann. 775, 782. [6]) S. ad ann. 783. [7]) S. cp. 1 ad ann. 784; cp. 2 ad ann. 782.

wähnt. Er entzog sich dadurch, resp. wurde durch Carl der Gefahr des Abfalls entzogen, vielleicht auch der Verfolgung seiner Landsleute, die dort oben in dem Mittelpunkte, dem Heerde des heidnischen Volkslebens, sich wohl noch nicht alle mit ihm bekehrt hatten. Wir wissen ja, das war auch schon vor ihm dem vor 777 bekehrten Sachsen Hiddi widerfahren[1]): dieser mußte fliehen vor seinen Landsleuten und kam nach Wulfisanger im Hessengau[2]), wo sich auch noch Amalung, ein anderer Sachse, zu ihm fand. Auch dort noch verfolgt, zogen sie in den Buchonischen Wald[3]).

Widukind aber waltete wahrscheinlich nach seiner Bekehrung zunächst des ihm von Carl übertragenen Grafenamtes zu Buddenfeld. Den Abend seines Lebens wird er dann wohl in Enger verlebt hier auch seine Tage in Ruhe beschlossen haben.

Wildeshausen, die Stätte, wo Widukinds Wiege stand, wurde bald durch eine Gründung seines Enkels Waldbert[4]): das Alexanderstift, berühmt. Es ist in der Folgezeit von mannichfachem Geschicke betroffen, schwere Stürme sind darüber hingezogen. Bischof Ludolf von Osnabrück tauschte das Stift gegen andere Besitzungen an Otto II. aus; dieser vereinigte es (980) mit dem Kloster Memleben. 988 sehen wir Otto III. zu Wildeshausen Hof halten. Später finden wir es im Besitze der Herzöge von Sachsen aus dem Welfischen Hause; wie sie dazu gekommen, wissen wir nicht. 1280 kam es an den Erzbischof von Bremen, sodann (1429) an den Bischof von Münster, in dessen Besitze es nach zweimaligem Wechsel von 1529 an blieb bis zum westfälischen Frieden. Wie die Schweden dort gehaust unter dem Grafen von Wasaburg und seiner Gemahlin, „einer recht höllischen Furie", wie die Capitularen, von dort vertrieben, (1651) nach Vechta übersiedelten, dann (1678) eine Zeit lang wiederkehrten, als Bischof Christoph Bernard von Galen Wildeshausen von den Schweden zurückeroberte, und über die andern wechselvollen Schicksale bis zur Aufhebung des Stiftes vgl. Lier[5]).

Die alte Stiftskirche ist noch vorhanden, aber nicht mehr

[1]) Abel S. 214; Wilm. S. 7 ff. [2]) Im Norden und in unmittelbarer Nähe Cassels. [3]) S. Rettberg 1623. [4]) S. u. cp. 6. [5]) III S. 117 ff.; auch Runde, Oldenburgische Chronik S. 96, 100.

in ihrer ursprünglichen Gestalt. Statt der zwei steinernen Thürme ragt nur einer mehr; 1214 resp. 19 stürzten beide zusammen; der jetzige stammt aus dem Jahre 1224. Das unmittelbar an die Kirche anstoßende frühere Capitelshaus ist jetzt Schule. Die Probstei und die im Halbkreis um die Kirche ehemals befindlichen Wohnungen der Stiftsherren sind im 30jährigen Kriege zerstört [1]).

4. Capitel.

Widukinds Tod. Seine Gebeine. Sein Grabmal. Seine Verehrung.

1. Sein Tod.

Ouch ne sint mir nicht offenbar
Sines todes besceydene jar.
Braunschw. Reimchronik.

Ueber den Tod Widukinds ist uns keine einzige verbürgte Nachricht aufbehalten, weder über die Zeit, noch den Ort, noch die näheren Umstände desselben.

Aus der mehrerwähnten Nachricht der vita St. Liudgeri: von der Reise des letzteren durch den Hessengau, welche in die Zeit nach der Bekehrung Widukinds fällt, geht nur das Eine hervor, daß Widukind zur Zeit dieser Reise St. Liudgers noch lebte. Wann kam denn St. Liudger auf seiner Reise „zur Heeresfolge" durch jene Gegend? Vor 791 jedenfalls nicht, da ihm erst nach dem Tode Bernrads (791 [2]) das westliche Sachsen als Missionsbezirk zugewiesen wurde. Der erste Zug Carls ins Sachsenland nach dieser Zeit fand 794 statt [3]). Er brach von Frankfurt auf und zog in nördlicher Richtung bis zum Sintfelde, wo sich ihm die Sachsen, ohne Widerstand zu leisten, unterwarfen. Nach einem Annalisten [4]) nahm er die Unterwerfung in Eresburg entgegen. Da dieses der erste Zug war nach einer achtjährigen Ruhe der Sachsen, also ein Zug zu neuer Unterwerfung und zu neuer Bekehrung, so könnte St. Liudgers Reise recht wohl in dieses Jahr fallen. Aber bei einem andern Zuge Carls wird uns ausdrücklich in zwei Urkunden berichtet,

[1]) Lier III S. 72 ff. [2]) Abel S. 491; c. 780 war St. Liudger in Helgoland. [3]) SS I 181, 251. [4]) Ann. Laureshan. SS I 36 — „et dedit eis presbyteros" wird hinzugefügt; cf. Chron. Moisiacc. SS I 302.

daß St. Lindger sich ihm angeschlossen habe. In der einen[1]) wird zum Jahre 798 mitgetheilt, daß er „dem Heere Carls in das östliche Sachsen folgte“ und die andere[2]) läßt ihn in Minithun (Minden) den Kauf eines Weingartens vollziehen. Nun finden wir Carl im Frühjahr 798 zu Herstelle an der Weser[3]); dorthin war er Herbst 797 gekommen, dort hatte er überwintert und von dort zog er die Weser entlang weiter nach Minden, wo er sein Lager aufschlug[4]). Also — können wir schließen — wird St. Lindger 797 auf dem Zuge nach Herstelle durch den Hessengau bei Büddefeld vorbeigekommen sein, wo sich Widukind auf seinen Besitzungen aufhielt[5]). Der Tod des Letztern kann also nicht vor 798, wenigstens nicht, wenn man St. Lindgers Anwesenheit zu Büddefeld schon 794 ansetzen will, vor 794 erfolgt sein.

Eine nähere Zeitbestimmung läßt sich über Widukinds Tod nicht geben. An unverbürgten, sagenhaften Nachrichten fehlt es allerdings nicht. Die gangbarste ist die, er sei im Kampfe mit dem Herzoge Gerold von Schwaben umgekommen. Sie findet sich zuerst in der Kaiserchronik (1137), wo berichtet wird, daß „Gerolt, ein Held gut, mit Listen ihn erschlug“[6]).

Augenscheinlich aus ihr entlehnt, findet sich dieselbe Nachricht auch in der sogen. „sächsischen Weltchronik“[7]), sodann auch beim Botho in seiner illustrirten Chronik[8]). Crantz[9]) bringt sie mit dem Zusatze, daß der Kampf wegen Grenzstreitigkeit entstanden. Fabricius[10]) gibt an, daß er im Kampfe mit Nothard (seu ut alii volunt, Geroldo, setzt er hinzu) seinen Tod gefunden. „Hertoge Gerolt“ kann nur der Bruder der Königin Hildegardis gewesen sein, welcher, wie fast alle älteren Annalen berichten, 799

[1]) Vom 19. Juli 798 S. o. S. 61. [2]) Es ist eine Werden'sche. S. Rettberg II 446. [3]) SS I 184. [4]) SS I 185; cf. Wedekind, Noten, der die Begegnung Lindgers mit Widukind auch in das Jahr 798 setzt. [5]) Da beide Züge Carls, sowohl der von Frankfurt nach Eresburg (794), als auch der nach Herstelle (797), jedenfalls, der Heerstraße nach zu urtheilen, das jetzige Waldeck'sche, speciell den Ittergau berührten, so haben wir hier noch ein gewichtiges Beweismoment für die oben entwickelte Ansicht, daß das Widukind'sche Buddenfeld das Büddefeld im Ittergau sei. [6]) Gerolt ein helt guot Mit listen er in sit sluoc, Maßmann II v. 14887. [7]) Hertoge Gerolt van Swaven sloch dot Koning Widekinde SS D. Chron. II S. 151,43. [8]) Bei Leibniz SS III 295. [9]) Saxon. II 24 ep. [10]) Rex Saxon. I ad ann. 807.

starb. Wenck[1]) hält ihn für identisch mit dem in einer Urkunde Carls des Großen erwähnten Gerhao dux, der unter Carl im Oberlahngau ansässig war. Da dieser Gau sich südlich unmittelbar an den Ittergau, wo Widukind sich aufhielt und wahrscheinlich Gaugraf war, anschließt, so klingt, angesichts dieser Nachbarschaft, die Nachricht von Grenzstreitigkeiten beider „Hertoge" allerdings so ganz unwahrscheinlich nicht. Wenn sie nur nicht der fabelhaften Kaiserchronik[2]) entstammte! Alle anderen Nachrichten über das Todesjahr sind ganz werthlos; sie reichen nicht über das 16. Jahrhundert zurück und sind meist von dem einen Schriftsteller dem andern nachgeschrieben; die meisten nehmen das Jahr 807[3]) an, aber mit nicht mehr Grund als die, welche 803[4]) oder 812[5]) dafür ansetzen.

Wo Widukind gestorben, das muß bei dem gänzlichen Mangel jeder älteren Nachricht ungewiß bleiben. Die Vermuthung für Enger ist schon oben ausgesprochen. Sie liegt auch ziemlich nahe, da in Anbetracht seines Aufenthaltes zu Wildeshausen vor seiner Bekehrung, zu Buddenfeld nach derselben, für sein Weilen zu Enger, das wol nicht bezweifelt werden kann, die letzte Zeit seines Lebens angezeigt ist, ältere Zeugnisse auch, wie wir sehen werden, dafür sprechen, daß er hier in Enger begraben ward. Der Curiosität halber sei noch bemerkt, daß der Verfasser des „Lebens Widukinds d. Gr." meint, Widukind sei „als Benediktiner" gestorben[6]).

Als Tag seines Todes wird der 7. Januar angegeben, zuerst, soviel ich weiß, von Johannes de Essendia[7]), dann von Nolevinck[8]) und ein paar Martyrologien des 16. Jahrhunderts[9]). Auch die Bollandisten haben ihn zum 7. Januar in die Acta Sanctorum, das große Heiligenlexikon[10]), aufgenommen.

[1]) II 535; 670. [2]) Ueber den fabelhaften Inhalt vgl. Maßmann III 397 ff. und Waitz in Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" IV S. 105. [3]) Botho l. c.; Chronic. Riddageshus. Leibn. 88 II 72; Cranz Sax. II 24; Stangefol opus chronol. II 123; Reusner, geneal. princ. p. 13; Spangenberg, chron. Mansfeld. p. 82. Fabricius l. c.; Schaten Annal. 132. [4]) Haremberg, monum. inedita, pag. 162 bei Kleinsorgen I. [5]) Wittius S. 128; Kleinsorgen I 220. [6]) S. 191. [7]) Bei Scheidt p. 54: »Obiit VII Idus Januarii et sepultus est in choro canonicorum regularium in villa Angaria«. [8]) l. 2 cp. 7 S. 88. [9]) martyrol. Usuard. (jedoch in einem Zusatz zu demselben in der Ausgabe von 1515 und 1521); martyrol. Germ. S. 9 (Dillingen 1599). [10]) I S. 380 ff.

Den 7. Januar als Todestag Widukinds hält auch noch eine alte Gedächtnißfeier fest, die zu Enger alljährlich zu Ehren Widukinds begangen wird. Es ist die sogen. Wittekindsspende. Der westfälische Schriftsteller Reinecke von Steinheim (Reinerus Reineccius † 1595) berichtet im Jahre 1581 von dieser Feier als einer althergebrachten Gewohnheit. „Heutzutage", sagt er in seiner Erzählung über einzelne Denkwürdigkeiten Engers, „besteht noch eine solenne Todtenfeier, welche die Einwohner am 6. Januar, d. i. auf Epiphanie, Widukind zu Ehren veranstalten. Denn also hat sich die Gewohnheit erhalten, daß aus den umliegenden Bauerschaften die Landleute gewisse Gaben zusammenbringen, welche dann vom Magistrate gewissermaßen als Sporteln unter die Armen vertheilt werden"[1]).

Eine „solenne Todtenfeier" wurde jedenfalls, so lange das Collegiatstift zu Enger bestand, alljährlich von den Stiftsherren begangen und wird sich nach deren Uebersiedelung nach Herford in der sogenannten Wittekindsspende noch zum Theil erhalten haben. Etwas eingehender beschreibt diese Gedächtnißfeier 1747 Hagedorn, Pastor zu Jöllenbek[2]). Am Tage vor der eigentlichen Feier wird „Widekind von 12—1 Uhr verläutet vom Untervogt". Am Feste selbst „besorgt der Bürgermeister das sogenannte Geläut zur Kule, oder zum Grabe. Nach solcher Pulse, etwa von einer halben Stunde, werden Brode und Mettwürste, die von gewissen Leuten müssen beigebracht werden, unter die Armen ausgetheilt". Dann „muß der Küster sich endlich auch hören lassen und eine Pulse zur Senkung läuten". So ist's auch jetzt noch. Nur eines ist hinzugekommen oder in der gegebenen Beschreibung nicht erwähnt[3]): es werden noch an sämmtliche Kinder des Amtes Enger, welche sich aus 9 Gemeinden recrutiren, Semmel ausgetheilt, wegen ihrer viereckigen Form Timpen oder Timpken genannt, und es heißt deswegen dieses Fest bei den Kindern nicht anders als Timpen- oder Timpkenfest — ein Tag, worauf sie sich schon lange freuen. Die geistlichen und weltlichen Beamten, Armenvorstand und Kirchendiener, zusammen 7 Personen, bekommen bei dieser Gelegenheit „observanzmäßig" vorab jeder 1 Brod und 1 Wurst und 37½ Pfennig (!) „Mahlzeitsgelder"[4]),

[1]) Bei Goes S. 205. [2]) S. 143. [3]) Ueber diese etwaige Neuerung und die Zeit derselben habe ich nichts in Erfahrung bringen können. [4]) Der

der Amtmann jedoch, wahrscheinlich, weil sich in ihm nunmehr der frühere Untervogt und Bürgermeister in einer Person vereinigt, das Doppelte. Eingeleitet aber wird die ganze Feier durch Gesang und eine Ansprache. Das Material zur Wittekindsspende[1]) wurde bis zum Jahre 1842 von 44 Bürgern in und um Enger in natura geliefert, diese pflichtmäßige Lieferung dann abgelöst und betrug die Ablösungssumme 391½ Mark. Mit dieser Summe konnte aber die Spende in der bisherigen Weise nicht fortgesetzt werden; nur den vierten Theil der früheren Naturalien vermochte man aus den Zinsen anzuschaffen. Das kam daher, daß die Naturallieferungen vorher gewöhnlich größer ausgefallen waren, als die Urkunden dieselben zu „Wedekindi Spint" verlangten, die Ablösungssumme aber jetzt nur diesen gemäß festgesetzt wurde. Da wandte man sich denn durch ein Immediatgesuch an Se. Majestät den König, woraufhin 1844 per Cabinetsordre 120 Mark jährlich als Gnadengeschenk zur Erhaltung der Wittekindsspende bewilligt wurde. Diese Summe ist dann 1854 mit 3000 Mark seitens der Königl. Regierung abgelöst, so daß jetzt die zur Spende alljährlich verwendbaren Gelder sich auf 154 Mark belaufen.

So wird in Enger das Andenken an den großen „König" fort und fort gefeiert und bei seinen alten „Unterthanen" rege gehalten. „Hierselbst lebet er, hierselbst stirbet er gleichsam alljährlich auf's Neue"[2]).

2. Seine Gebeine.

De here starf unde wart to Engere begraven.
Eberhard von Gandersheim.

Die alte Stiftskirche zu Enger macht Anspruch darauf, die Gebeine des Sachsenhelden zu besitzen als kostbares Kleinod aus uralter Zeit. Wie verhält es sich denn mit den hier noch vorfindlichen Gebeinen, sind sie echt oder nicht? Volle Gewißheit wird darüber wohl niemals zu erlangen sein. Was sich für die Echtheit derselben anführen läßt, sind Wahrscheinlichkeitsgründe,

niedrige Satz der „Mahlzeitsgelder", in summa 1 Thlr., wofür früher ein gemeinschaftliches Festessen veranstaltet wurde, weiset wohl auf das hohe Alter des Vermächtnisses hin.

[1]) Akten des Amtes Enger, Fach 8, Nr. 10. [2]) Hagedorn S. 39.

sind Zeugnisse aus einer Zeit, die dem Widukind'schen Zeitalter schon etwas fern liegt.

Die mehrfach hervorgehobenen Beziehungen Widukinds zu Enger als einer seiner Besitzungen in der Zeit nach seiner Bekehrung, sein nicht unwahrscheinlicher Aufenthalt hierselbst am Ende seines Lebens, besonders der Umstand, daß er hier eine „Zelle" gegründet, die unter seinen kirchlichen Stiftungen besonders hervorgehoben wird, lassen es schon von vornherein als natürlich erscheinen, daß er gerade an diesem Orte, in dieser Kirche, begraben ward.

Von den für das Vorhandensein der Gebeine Widukinds zu Enger sprechenden Zeugnissen reicht das älteste bis ins 12. Jahrhundert zurück. Es ist das Grabdenkmal Widukinds (s. u.), das in seinem ältesten Theile aus dem 12. Jahrhundert stammt. In dieser Zeit war man also überzeugt, die Gebeine Widukinds in Enger zu besitzen, sonst würde man das Denkmal ja nicht errichtet haben[1]). Die älteste Inschrift des Monumentes, wohl aus derselben Zeit stammend, spricht diese Ueberzeugung auch aus. Eine Täuschung seitens der Insassen des Enger'schen Stiftes ist allerdings möglich, aber nicht wahrscheinlich. Gewiß: eine lange Zeit — 300 Jahre waren schon verflossen seit dem Tode Widukinds, aber in Anbetracht seiner so hervorragenden Stellung, seiner so hohen Bedeutung für die Christianisirung des Sachsenvolkes und in Folge dessen seiner hohen Verehrung, ist es nicht zu bezweifeln, daß man auch seine sterblichen Ueberreste hoch in Ehren gehalten, daß man sie sorgfältig aufbewahrt habe. Da wir in Enger den Grafen Dietrich, Urenkel Widukinds, ansässig finden, so scheinen außer den Bewohnern der klösterlichen Stiftung Widukinds auch seine Nachkommen Hüter seines Grabes gewesen zu sein.

Außer diesem monumentalen Zeugnisse dafür, daß Widukinds Gebeine in Enger ihre Ruhestätte gefunden, besitzen wir auch noch einige schriftliche und zwar vom Anfange des 13. Jahrhunderts an. Die Worte Eberhards von Gandersheim[2]) sind diesem Abschnitte schon vorgesetzt. Nach ihm berichtet dasselbe die Braunschweiger Reimchronik[3]):

[1]) Wilmans I 445. [2]) SS D. Chron. II 398,135. [3]) SS D. Chron. II 462,383.

To Enghere wart he gegraben,
sine sele got muze haben.

dann Joh. de Essendia[1]), Botho[2]), einzelne Martyrologien[3]), Rolevinck[4]), Crantz[5]) und Andere. Die sächsische Weltchronik[6]) dagegen berichtet: to Palborne, dar leget koning Widekin begraven. Auch die Annalen von Alten-Zell[7]) geben die Kirche zu Paderborn als seine Ruhestätte an, wohin seine Gebeine nach Botho[8]) von Enger übertragen, während Merian[9]) sie von Enger nach Belm transferirt sein läßt. Nach Fabricius[9]) ist Widukind in der von ihm errichteten Kirche zu Minden begraben, — alles sagenhafte Nachrichten, die nicht viel für sich haben.

Ledebur in seiner schon genannten Schrift (Mscrpt.) über das Fürstenthum Minden und die Grafschaft Ravensberg glaubt die Echtheit der Gebeine bezweifeln zu sollen und zwar auf Grund eines Inventariums des Enger'schen Stiftes. Es stammt aus dem 11. Jahrhundert und befindet sich hinten in einem Evangeliar, das nebst andern Enger'schen Alterthümern noch in Herford aufbewahrt wird. Dieses Verzeichniß, in dem Buche selbst als „thesaurus residuus" bezeichnet, führt die Gebeine Widukinds nicht mit auf; also, schließt Ledebur, haben dieselben zu jener Zeit in Enger noch nicht existirt; mit dem 12. Jahrhundert tauchen sie auf einmal dort auf. Diese Schlußfolgerung ist aber nicht richtig. Sieht man sich das Verzeichniß näher an, so enthält es nichts anderes, als eine Aufzählung von

---

[1]) S. o. S. 88. [2]) Leibn. SS III 295: Hertog Wedekint buwede eynen dom to Engeren in Westfalen unde wart dar na dot geslagen van Hartoghen Gerolde van Swaven, unde wart to Engeren in den dom begraven. Do lach he wente to Keyser Hinrikes tyden de Vogeler do wart de dom to broken und gelacht to Vallersleve in Ostsassen . . . Alse wart Hertoghe Wedekint uppgraven und wedder gegraven in den dom to Padelborne. [3]) Das Usuard'sche bei Wilmans I 389; das Deutsche von Canisius, Dillingen 1599, S. 9: Item selige Gedechtnuß Wedekindi, Herzegs in Westfaln, zu Anga thüend. [4]) l. II ep. 7; l. III ep. 8; ejus ossa in Engers quiescunt, id est Angaria prope Herford. [5]) Sax. II 24; im „Leben Witt. des Gr." wird „aus gewissen sächs. Nachrichten" berichtet:

„Zu Engern den Stifft bawet ich,
Darin ich auch begrabe lieg."

[6]) SS D. Chron. II 152,3. [7]) Ann. Vetero-Cellens. Menecken SS II 378. [8]) Topographie von Westf. S. 79. [9]) Rer Sax. ad ann. 807.

allerlei Kostbarkeiten des Stiftes, von Kelchen, Rauchfässern, kostbaren Steinen, Paramenten, Büchern, aber nicht von Reliquien. Wenn darunter zugleich ein paar Pretiosen sich befinden, welche Reliquien enthalten, so wird damit doch das Verzeichniß noch nicht zu einem Reliquienverzeichniß. Daß darin der Gebeine Widukinds keine Erwähnung geschieht, kann gewiß nicht auffallen und in keiner Weise gegen die Echtheit derselben geltend gemacht werden. Ueberhaupt mußte es den Capitularen doch wohl etwas fern liegen, ein so berühmtes Kleinod zu inventarisiren.

Dem Gesagten zufolge hat Enger wohl so Unrecht nicht, sich des Besitzes der Gebeine Widukinds zu rühmen; jedoch auf den ununterbrochenen Besitz derselben durch all' die verflossenen Jahrhunderte Anspruch machen kann es nicht. Als nämlich im Jahre 1414 die Capitulare mit Erlaubniß des Papstes Johann XXIII. das Stift nach Herford verlegten, wurden auch die Gebeine Widukinds mit dorthin genommen. Die Erlaubniß des Papstes datirt vom 13. Dezember 1412. Nach ihr war es den Insassen des „im offenen Felde gelegenen Klosters gestattet, die in derselben Kirche (zu Enger) aufbewahrten Reliquien zur genannten Kirche mitzunehmen“ [1]. Dort beruheten sie nun, von den Capitularen behütet, bis zum Jahre 1673. Da kamen sie auf kurze Zeit nach Münster. Als nämlich in diesem Jahre Christoph Bernard von Galen, Bischof von Münster, seine Kriegsschaaren auch in das Ravensbergische entsandte und der General-Wachtmeister von Nagel mit 8000 Mann in Herford einrückte, nahm derselbe, wie die Capitularen klagen (SS. Johann et Dionys Akten 2) „zeitweise die Gebeine Wedekindi, unseres Collegii löblichen fundatoris, nachdem wir ihme dieselben auf sein Begehren amicabiliter vorgezeiget, de facto

[1] Lamey S. 126, Urk. Nr. 137. Im Volksmunde geht freilich die Sage um, die Capitulare hätten die Gebeine Widukinds von Herford aus „gestohlen“. Als dieselben, so erzählt man, von Enger nach Herford gezogen waren, da weigerten sich diejenigen, welche Abgaben an das Stift Enger zu entrichten hatten, diese nach Herford zu bringen, weil sie, wie sie sagten, nur verpflichtet seien, sie dort zu entrichten, wo die Gebeine ihres alten Königs sich befänden. Darauf hin hätten denn die Stiftsherren heimlich in der Nacht die Gruft öffnen und die Gebeine nach Herford schaffen lassen, um so die Leute zu zwingen, mit ihren Gefällen dorthin zu folgen. — Ueber die Transferirung im Jahre 1414 s. o. S. 67.

weg“ [1]). Sie wurden aber schon im folgenden Jahre auf Befehl des Bischofs von Münster wieder nach Herford zurückgebracht. In dem hierauf bezüglichen Begleitschreiben vom 17. Juli 1674 [2]) hebt der Generalvicar von Münster, Namens Alpen, hervor: man habe im vergangenen Jahre die Gebeine Wittekinds, des Sachsenführers aus der Stadt Herford in die Diöcese Münster deßwegen übertragen, damit sie größerer Verehrung ausgesetzt würden; jetzt aber sei in Erfahrung gebracht, daß man ihnen eine religiöse Verehrung bis dahin nicht erwiesen; deßhalb und auf wiederholten Wunsch der Aebtissin zu Herford schicke der Bischof sie zurück. Er bezeugt dann noch ausdrücklich durch Siegel und Unterschrift, daß diese Gebeine, welche reverendissimus et perillustris dominus Joannes Rotgerus, Baro de Torck zurückbringe, dieselben seien, welche von dort weggenommen. Wir sehen hier: man hielt in damaliger Zeit die Gebeine Widukinds für echt, nur war man hinsichtlich der religiösen Verehrung bedenklich.

Nachdem die Gebeine nun noch fast 50 Jahre in Herford beruht, wurden sie endlich 1822 [3]) nach einer Abwesenheit von mehr als 400 Jahren auf Befehl König Friedr. Wilh. III. gemäß Rescript des Ministers von Hardenberg der ursprünglichen Ruhestätte zurückgegeben [4]). Der Landrath von Borries setzte den 15. Oktober als Tag der Zurückführung an und wurde den Engeranern das Fest zwei Tage vorher von ihrem Bürgermeister von Zabiensky angekündigt [5]). In der bezüglichen Bekanntmachung erwartet er unter Anderem „von sämmtlichen Unterthanen“, daß sie „durch Ordnung bestätigen werden, daß unser Kirchspiel würdig sei, die Gebeine eines vor mehr als 1000 Jahren hier geherrschten Königs und Helden zu besitzen“. Bis dahin hatten die Gebeine, „in Baumwolle ein-

[1]) Wilmans I S. 445. [2]) Notum facimus et attestamur, postquam sub annum 73 proxime elapsum ossa Witekindi Saxonum ducis ex civitate Herfordiensi ad diöcesin hanc Monasteriensem eum in finem translata sunt, ut majori venerationi exponerentur, nunc autem compertum sit, altefatum ducem Widekindum religiosa veneratione hactenus cultum non esse ideoque ossa hujusmodi praeconcepto cultui exponi non debere . . . denuo remitti demandavit. Bei Lodtmann S. 151. [3]) Irrthümlich findet sich zuweilen 1821 angegeben. [4]) Amtschronik v. E. S. 46 ff.; Rheinland und Westfalen Jahrg. 1822 S. 338. [5]) Akten Fach 8 Nr. 11.

gewickelt in einem kleinen unansehnlichen Kästchen" gelegen, welch letzteres „in einer schweren mit Eisen beschlagenen Kiste" stand. Jetzt wurde ein neuer mit Sammet ausgeschlagener Kasten gemacht, die Gebeine nebst einem namentlichen Verzeichniß der noch vorhandenen Reliquientheile hineingelegt und dann am Morgen des 15. Oktobers von 4 Commissarien „unbeachtet", wie der Bericht bemerkt, nach Enger gefahren. Dort wurden sie vorerst in einem Privathause abgesetzt, dann gegen 11 Uhr, getragen von vier Sattelmeiern unter dem Donner „kleiner Kanonen" in feierlichem Zuge zur Kirche getragen. Die Schulkinder voran, dann die Sattelmeier mit den Reliquien, hinter ihnen die Prediger aus der Nähe und die weltlichen Behörden unter Vorantritt der Landräthe des Kreises Herford und Bünde — so bewegte sich der Zug, umwogt und umdrängt von einer großen Volksmenge, zur alten Ruhestätte des Sachsenhelden. Nach Absingung eines Trauerliedes wurde eine der Feier entsprechende Predigt gehalten, ein Lebehoch auf den Landesfürsten ausgebracht und das wiedererlangte Kleinod dann in einer eigens dazu in der Mauer des Chores gemachten „Kammer" nicht weit vom Grabdenkmale niedergesetzt. — Der bei der Translokation angefertigte „Kasten" muß wohl nicht entsprechend oder würdig genug gewesen sein; im Jahre 1824 wurde nämlich auf landräthliche Anordnung ein neuer verfertigt, der laut Rechnung „vor den Kasten der Gebeinde Königs Wedekings" 11 Thlr. 4 Pf. kostete. Ein mit Glasdeckeln versehener, unverschlossener kleiner Kasten nahm die Gebeine auf und stand in einem verschließbaren zweiten. Später als man fand, daß einzelne Theile der Gebeine abhanden gekommen, wurde gemäß landräthlicher Verfügung der innere Kasten verschlossen. Seit der Restauration resp. Decoration der Kirche im Jahre 1871 befinden sich die Gebeine in der Rückseite der Chorapsis in einem alten Altaraufsatze hinter Glasscheiben, welche durch 2 hölzerne Flügel bedeckt werden. Dem Besucher kündigen sie sich an durch die Aufschrift: Ossa Wittikindi. Nur einzelne meist kleine Theile sind es, die sich uns da als die irdischen Ueberreste unseres Helden zeigen. Zu Schaten's Zeit (1676) war außer dem Kopfe noch der größte Theil der Gebeine vorhanden [1]). Der Herforder Arzt Storch (1743) fand die Hirnschale (cranium

[1]) hist. Westf. S. 624.

in quo os frontis ad nasum usque bifidum) wie auch die beiden Schenkel-Beyne mit den Schien-Beinen nebst noch einigen andern Stücken vor, die er nicht namhaft macht. Vom Schädel wird hervorgehoben, daß er sich auszeichne durch „eine ungewöhnliche Bildung der Nähte an der Stirn“ [1]). Vor Uebertragung der Gebeine nach Enger wurden dieselben von dem Wundarzte Ameler gezählt und numerirt; es waren 24 Theile. Eine Vergleichung dieses Verzeichnisses mit den Angaben Storchs ergibt, daß man in der Bestimmung der einzelnen Theile nicht einig ist. Die Storch'schen „Schenkel-Beyne“, welche nach seiner Angabe schon früher für Armknochen gehalten sind, sind auch bei der neuen Zählung wieder als solche bezeichnet. Eine auf landräthliche Anordnung 1836 abermals vorgenommene Zählung und Untersuchung zeigte, daß in der kurzen Zeit von 1822—36 von den 24 Reliquientheilen schon 7 Nummern abhanden gekommen [2]). Sorgfältiger Verschluß hat sie seit der Zeit vor weiterer Plünderung geschützt. — Storch schließt aus der Beschaffenheit der Ueberreste Widukinds, daß er „ein Mann von mittelmäßiger Größe gewesen“. „Er wird zwar von Einigen, fährt er fort, sehr groß beschrieben, allein solches rühret vermuthlich daher, weil man gedachte Bein-Knochen für Armknochen angesehen hat“. Wasserbach [3]) nennt ihn den „Westfälischen Herkules“; was er indeß in dieser Hinsicht beibringt, sind leere Vermuthungen. Die Sage, daß Widukind sehr groß gewesen, „daß er faßt übermenschliche Leibes- und Seelenkräfte“ gehabt, findet sich schon beim Abte Norbert von Iburg (12. Jahrh.) [4]).

3. Sein Grabmal.

„In Enger in dem Kirchlein, da ist das Grab von Stein,
Darin ward bestattet des Königs Wittekind Gebein.“
Gisb. von Bincke.

Auf dem Chore der alten Stiftskirche zu Enger steht das schon erwähnte Grabdenkmal unseres Helden. In seiner jetzigen Gestalt bildet es einen länglichen Würfel aus Sandstein, 1 m 57 cm hoch, 1 m 88 cm breit und 2 m 59 cm lang. Es

[1]) Er lieferte 1743 dem Falke zur Aufnahme in seine trad. Corbej, eine kurze Beschreibung der Enger'schen Schätze; trad. Corb. S. 200. [2]) Akten Fach 8 Nr. 11. [3]) de statura Wittekindi M. Lemgoviae 1698 S. 109. [4]) vita Bennonis cp. 16 SS XII 67, s. u. bei den Sagen.

ist nach der Beschreibung Lebeburs[1]) „an jeder Längenseite mit 4 Wandpfeilern ohne Säulenstühle geschmückt. Der Stamm der Pilaster ist in einer Bogenlinie verjüngt und gereift. Die Säulenweite beträgt 2 Schuh. Innerhalb mit Bögen in vollem Cirkel geziert, deren Keile einen Löwenkopf darstellen. Die Bogenöffnungen sind mit Trophäen und Insignien des Krieges und Friedens ausgelegt. Helme, Schwerdter, Lanzen, Dreizack, Panzer, Köcher, Schild, Pauken, Trompeten, Palmzweige u. s. w. sind die Bestandtheile der geschmackvoll aufgebauten Siegeszeichen. Der Deckstein des ganzen Todtengerüstes bildet gleichsam das Gebälk der 8 Pfeiler". Er ragt nach allen Seiten ziemlich weit über den würfelförmigen Unterbau hervor. In denselben ist ein 1 m 96 cm langer und 63 cm langer Sandstein feineren Kornes eingelassen, welcher die Figur Widukinds, ausgehauen in Lebensgröße, in halberhabener Arbeit darstellt. „Der Fürst ist im langen Gewande der byzantinischen Hoftracht dargestellt mit strengem, einfach würdigem Faltenwurf, der Kopf ist bartlos, von fast jugendlichem, edlem Ausdruck; die Augäpfel sind vertieft und waren ohne Zweifel durch edle Steine bezeichnet. Das Haupt bedeckt eine Krone; die eine Hand hält das Scepter, die andere ist in conventioneller, etwas gezierter Haltung mit ausgestreckten Fingern, von denen der mittlere sich dem Daumen nähert; das Haar ist kurz, die Schuhe sind vorn zugespitzt"[2]). Um den Kopf herum wölbt und erhebt sich der Bildstein zu einer kleinen Nische, hinter welcher und zwar senkrecht daran, ein fast halbrunder Sandstein steht, der 47 cm hoch und 63 cm breit, nach dem Bilde hin einen Engelkopf, nach der andern Seite hin ein Wappenschild zeigt, das in getheiltem Felde einen halben Adler auf der einen, sechs Lilien auf der andern Hälfte enthält. Der Deckstein trägt 3 Inschriften: 2 auf der obern Fläche, von welcher die eine zur Rechten, die andere zur Linken des Bildsteines sich befindet; die 3. läuft rings um den abgeschrägten Rand. Zur linken Seite der Figur steht in 3 Reihen: Monumentum Wittekindi Warnechini filii Angrivariorum regis XII Saxoniae procerum ducis fortissimi: Monument Wittekind's, des Sohnes des Warnechin, des Königs der Engern, des tapfersten Führers der 12

[1]) in dem angezogenen Manuscript „Fürstenth. Minden ꝛc." [2]) Lübke S. 377.

sächsischen Großen. Zur rechten Seite: Hoc collegium Dionysianum in Dei optimi maximi honorem privilegiis redditibusque donatum fundavit et confirmavit obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto: Er gründete dieses Dionysianische Colleg zur Ehre des Allerhöchsten und befestigte es durch Verleihung von Privilegien und Einkünften; er starb im Jahre Christi und hinterließ als Sohn und Erben des Reiches den Wigbert. Endlich steht um den Rand des Decksteins von rechts nach links herumlaufend in leoninischen Hexametern:

Ossa viri fortis cujus sors nescia mortis
Iste locus munit euge bonus spiritus audit
Omne mundatur hunc regemque veneratur
Aegros hic morbis celi rex salvat et orbis.

Auf Deutsch (aber nach der unten angegebenen ursprünglichen Lesart):

Eines großen Mannes und Helden Gebein'
Sie ruhen allhier im Todtenschrein:
Kein sterblich Loos ist ihm bestimmt:
„Wohlan du Guter!" sein Geist vernimmt.
Hier rein zu werden, wird jedem gewährt,
Wer immer diesen König verehrt,
Und wer erkrankt: es wird ihm Heil
Vom König des Weltall's hier zu Theil.

Das ist das Monument nach seiner jetzigen Gestalt. So war es aber nicht immer. Das sagt uns besonders die älteste Beschreibung, die wir noch von demselben besitzen. Sie findet sich bei einem westfälischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, Reinecke von Steinheim[1]) († 1595). Schon an sich sehr interessant, ist sie für die Feststellung und Beurtheilung der Veränderungen, die das Denkmal im Laufe der Zeit erlitten, von besonderer Bedeutung. Sie lautet in deutscher Uebersetzung: „Das Monument ist 7½' lang, 2' breit und 2½' hoch. Basis und Tumba sind von Holz. Darauf liegt der Leichenstein und enthält das Bildniß Widukinds in Lebensgröße ausgehauen, so zwar, daß daß die ganze Länge nicht weniger als 8 Handlängen zu betragen scheint. Er hat ein sehr schönes, etwas längliches Gesicht, glattes Kinn und eine gerade Nase und einen Ausdruck von königlichem

[1]) in Goes opuscula S. 201.

Ernſt, von Seelengröße, Schlauheit und Schärfe des Geiſtes. Das lange Haupthaar iſt ſchwärzlich; das Haupt deckt ein himmelblauer Hut (pileus caeruleus), den ein Diadem umgibt, das von Edelſteinen ſtrahlt, wovon aber jetzt, nach Hinwegnahme der Gemmen, nur noch die Vertiefungen zu ſehen ſind. Das Unterkleid iſt ein purpurrother Reck (talaris punicea); über dieſem liegt ein ſcharlachfarbenes mit Perlen geziertes Kleid (trabea coccinea); der Saum deſſelben iſt golden und mit Edelſteinen beſetzt. Jetzt ſind nur mehr die Vertiefungen davon ſichtbar. Das dritte Gewand iſt ein himmelblauer Mantel (toga caerulea) mit koſtbarem Pelzwerk gefüttert, auf dem auswärts goldene Sterne flimmern. Den goldenen Saum deſſelben zieren ebenfalls Edelſteine; auch dieſe ſind jetzt verloren. Die rechte Hand hält er aufwärts vor der Bruſt, ſo daß der Mittelfinger quer über dem Zeigefinger gekrümmt liegt. Dieſes natürliche Abzeichen ſoll Widukind nämlich nach Verſicherung der Leute gehabt haben. Die linke Hand iſt unter dem Mantel verborgen, ſo daß ſie einen Faltenwurf bildet und ſo das Scepter trägt. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende der Zehen ſpitz zu und ſind an der Mittelnaht mit Perlen beſetzt. — Das Bildniß ſelbſt wird von zwei Thürflügeln bedeckt, welche ſich an zwei dreieckige Tafeln lehnen. Die Tafel am Kopfende hat ein getheiltes Wappenſchild, auf deſſen rechter Hälfte ein halber ſchwarzer Adler in rothem, auf deſſen linker aber 7 goldene Lilien im blauen Felde ſich zeigen. Auf der andern Tafel am Fußende erblickt man einen goldenen Löwen in rothem Felde. Die Ränder des Monumentes enthalten die Inſchrift: Ossa viri etc." wie das jetzige Denkmal, nur ſtatt bonus—omne—que: bone—omnis—qui.

Vergleicht man nun dieſe Beſchreibung mit der obigen, d. h. das frühere Denkmal mit dem jetzigen, ſo ergibt ſich Folgendes:

1. Von dem alten Monument, wie es Reinecke beſchreibt, iſt nur mehr der Bildſtein vorhanden; aber auch dieſer nicht mehr in ſeiner alten Schönheit. Die geſchilderte Farbenpracht, in der uns das Bild des Sachſenhelden dort aus dem todten Stein wie lebendig und von königlichem Glanze umgeben entgegentritt, iſt bis auf ganz geringe Spuren verſchwunden.

Wie schön muß es gewesen sein, als noch die „Edelsteine", die schon Reinecke nicht mehr vorfand, in ihren Vertiefungen funkelten! Reicht das Alter dieses Bildsteines auch nicht, wie Rese[1]) annimmt in's 10. Jahrh. zurück, nach den Kunstverständigen[2]) ist er doch wenigstens dem 12. Jahrh. zuzuweisen, jener Zeit, in der das Enger'sche Stift, wie die noch in Herford aufbewahrten Enger'schen Alterthümer beweisen, in großer Blüte stand, großen äußern Glanzes sich erfreute.

2. Bis zu Reinecke's Zeit war das Monument, mit Ausnahme der Figur Widukinds von Holz; die hölzerne Basis und Tumba: das den Bildstein tragende Gerüst, ist später durch den jetzt noch vorhandenen steinernen Unterbau ersetzt; die frühere sargähnliche Bedeckung des Bildsteines hat aber keinen Ersatz gefunden. Die heute noch vorhandene Auskehlung des genannten Steines nach unten hin, sowie auch einige Vertiefungen in dem Steine zu Häupten und zu Füßen der Figur, die augenscheinlich zur Befestigung der „dreieckigen Tafeln" gedient, weisen auf die früheren Verhältnisse des Denkmals unzweifelhaft zurück.

3. An Stelle der früheren Tafel am Kopfende des Bildsteines mit dem „halben schwarzen Adler in rothem Felde" und den 7 goldenen Lilien dem angeblichen Wappen Carls des Großen[3]), ist der oben genannte halbkreisförmige Stein mit gleichem Wappen getreten und hat einen Zusatz in dem Engelskopf erhalten auf der Seite nach der Figur hin. Das andere Wappen zu Füßen der Figur ist ohne Ersatz geblieben.

4. Das ursprüngliche Monument hatte nur die eine Inschrift: Ossa viri etc. und sind die beiden anderen erst mit dem steinernen Unterbau entstanden. Die Inschrift selbst aber, welche Reinecke oben mittheilt, ist nicht ganz die ursprüngliche. Etwa 150 Jahre

---

[1]) in der Zeitschrift für G. X S. 199. [2]) Lübke sagt über das Alter S. 377: „Daß das Werk nicht aus der Zeit Widukinds stammt, beweist sowohl das Costüm, als auch die mehr ideale, als portraitähnliche Auffassung des Kopfes. Wohl mag im 12. Jahrh. das Stift seinem Gründer in Dankbarkeit dies Denkmal errichtet haben." Vgl. Lotz, Kunsttopographie Deutschlands. Cassel 1862 I p. 197. Wilmans I S. 445. [3]) es findet sich dasselbe nach Reinecke (Ausg. des Poeta Saxo S. 61) auch auf einem alten Fenstergemälde und zwar auf dem Schilde, den dort Kaiser Carl in der Hand trägt.

vor ihm finden wir sie bei Joh. de Essendia [1]), wo sie also lautet:

Ossa viri fortis, cujus sors nescia mortis
Iste locus claudit euge bone spiritus audit
Omnis mundatur hunc regem qui veneratur
Aegros hic morbis celi rex sanat et orbis.

Damit übereinstimmend ist sie auch beim Rolevinck [2]) zu lesen, sowie auch etwas später bei Kleinsorgen [3]). Joh. de Essendia hat sie einem Chronic. Mindens. des „frater Hermann Mind." also wohl des Herrmann von Lerbeke entlehnt; indeß habe ich sie in keiner der beiden bezügl. Chroniken Herrmanns gefunden [4]). Wittius [5]) hat „omnes mundantur hunc regem, qui venerantur" und Schaten [6]), der als Begleiter des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg das Grabmal selbst gesehen, noch auffallender: „hic tumulus claudit" während der Fürstbischof selbst in seinen Monum. Paderborn. [7]) die noch heute vorfindliche Inschrift hat mit Ausnahme des jetzigen sinnentstellenden und gar in den Vers nicht passenden bonus, wofür er bone.

Was nun die Entstehung des steinernen Monumentes angeht, so hat man bisher allgemein angenommen [8]), Kaiser Carl IV. habe es an Stelle des hölzernen errichten lassen. Man stützt sich dabei auf Meibom. Der Kaiser, so erzählt dieser [9]), kam 1377 auf seiner Reise durch Westfalen von Minden aus nach Bielefeld; es war am 19. November. Da hörte er, daß in der Nähe, in Enger, das Denkmal des Sachsenhelden sich befinde und er kehrte um, es zu besehen. Er fand es nicht wenig verfallen und ließ es deshalb ausbessern und erneuern (interpolari et renovari jubet) und dabei sein Wappen (das Böhmische) anbringen. Meibom gibt die Quelle seiner Nachricht nicht an; es scheint die Mindener Chronik des Bussо Wattenstedt zu sein; bei den andern Mindener Chronisten findet sich wenigstens keine Angabe von Carls Anwesenheit zu

[1]) Bei Scheidt S. 55. [2]) l. 2 cp. 7 S. 88. [3]) I S. 220. [4]) weder in seinem Chron. episc. Mindens. bei Leibn. 88 II S. 157—211, noch in seinem Chron. com. Schawenburg. bei Meibom I 495—521. [5]) S. 128. [6]) histor. Westf. S. 624. [7]) S. 134. [8]) Als Ausnahme ist mir nur begegnet Rose l. c. in genannter Zeitschr. und Oldenburg und Greverus S. 4, sowie Lübke s. u. [9]) I 546.

Enger. Wattenstedt sagt [1]): „Von Minden begab sich Carl IV. nach Bielefeld und besuchte in der Nachbarschaft das Grabmal des einstigen Sachsenfürsten, Wedechinds des Großen, das er zu erneuern (renovari) befahl". Man sieht, aus dieser Nachricht ergibt sich keineswegs, daß Carl an Stelle des hölzernen ein steinernes Monument habe errichten lassen. Wir haben aber auch noch positive Beweise dafür, daß das Denkmal in seiner jetzigen Gestalt von Carl IV. nicht herrührt, nicht herrühren kann. Sie liegen eben in der oben angeführten Beschreibung von Reinecke. Er hat dieselbe 1581 veröffentlicht, und zwar nachdem er 2 Jahre zuvor, wie er selbst erzählt [2]), nach Enger gepilgert, um das Grabmal Widukinds zu sehen. Die Beschreibung, die er gibt, hat er also nicht irgendwoher entlehnt — sie könnte ja dann aus der Zeit vor Carl IV. herrühren —, sondern nach dem Augenschein entworfen. Da er nun von einer „hölzernen Basis und Tumba", worauf der Bildstein ruhte, redet, so kann der steinerne Unterbau vor 1579 gar nicht existirt haben. Aber wenn die Beschreibung auch anderswoher entnommen wäre [3]), würde das in derselben als ein Theil des Monumentes vorkommende Wappen Carls IV. (das böhmische), der „goldene Löwe im rothen Felde" hinreichend beweisen, daß die Beschreibung nach Carl IV. verfaßt, daß sie sich auf das von ihm erneuerte Denkmal bezieht. Ob aus der Zeit dieser Restauration die obere Bedeckung zum größeren Schutze des Bildsteines, ob die Inschrift daher stammt, muß dahingestellt bleiben. Da Leoninische Verse schon im 10. Jahrh. sich finden [4]), so kann letztere schon von der ersten Entstehung des Monumentes datiren.

Wann ist aber das jetzige steinerne Monument entstanden? Die meines Wissens älteste Beschreibung desselben gibt uns Ferdinand von Fürstenberg in dem gen. monum. Paderb. [5])

[1]) Chron. Mind. bei Paullini III 38. [2]) Bei Goes S. 194. [3]) Man kann allerdings in Versuchung kommen, anzunehmen, R. habe seine Beschreibung entlehnt. Auch der Justizrath Crusius (cp 17) versichert, das Monument (das steinerne) sei von ihm »diligentissime inspectum« und er gibt doch die Reinecke'sche Beschreibung, in der doch hölzerner Unterbau und hölzerne Bedeckung figuriren. Diese Versuchung liegt deshalb etwas nahe, weil Reinecke durch seine Beschreibung der Enger'schen Kirche (s. oben) in großen Widerspruch geräth mit Lübke, der die Entstehung des jetzigen Langschiffes, das Reinecke noch gar nicht kannte, über 100 Jahre vor Reinecke ansetzt. [4]) Pertz SS I 80. Vgl. Rose in der Zeitschr. f. G. X 204. [5]) S. 134.

woselbst sich auch eine Abbildung befindet. Da dieses Werk 1669 zuerst erschien [1]), so muß das Denkmal zwischen 1579 und 1669 entstanden sein. Das stimmt auch zu dem Urtheile Lübke's, das er lediglich vom künstlerischen Standpunkte aus abgegeben. „Der Unterbau des Monumentes", sagt er, „scheint dem XVII. Jahrhunderte anzugehören" [2]). Unter den im genannten Zeitraume von 90 Jahren zu Enger lebenden Predigern soll sich der von 1603—1653 [3]) hier fungirende Pr. Justus Vogel durch seinen Unternehmungsgeist besonders ausgezeichnet haben, und mag ihm vielleicht das zweifelhafte Verdienst zufallen, das alte hölzerne Monument aus der Wel. geschafft zu haben. Sehr auffallend muß es unter diesen Umständen erscheinen, wenn schon Schaten schreiben konnte, daß man das Denkmal für ein Werk Carls IV. halte [4]). Wahrscheinlich bezog man das zunächst auf den Bildstein und schwand allmählich die Unterscheidung zwischen Bildstein und Unterbau in Bezug auf die Zeit ihrer Entstehung.

Was die mit dem Denkmal vorgenommenen Veränderungen angeht, so muß hier noch eine irrige Angabe Hagedorns berichtigt werden, die schon mehrfach Aufnahme gefunden. „Man sagt", so berichtet er [5]), „daß Herm. Heinr. Wacker, so an der Kirche seit 1679 bis 1715 Prediger war, sich die große Freiheit genommen habe, die ganze Schrift [6]) aus der alten Münchsschrift . . . in die heutzutage übliche Schrift zu versetzen und deutlicher auszuhauen". Wie ungegründet diese Annahme ist, ergibt sich daraus, daß schon Ferdin. von Fürstenberg (1669) dieselbe Inschrift hat, wie sie jetzt ist, in denselben Uncialbuchstaben, mit denselben Fehlern, mit Ausnahme des bonus, wofür bei ihm noch bone. Auch zeigt der Augenschein, daß die abgemeißelte Schrift nicht die alte Mönchsschrift gewesen, sondern genau mit der heutigen übereinstimmte; es sind noch manche Spuren davon zu sehen, worauf auch schon Ledebur im Jahre 1825 aufmerksam gemacht hat. Dem Wacker kann nicht einmal die Veränderung des bone in bonus zur Last gelegt werden, da

[1]) Bei Johann Hesse zu Paderborn. [2]) S. 377. [3]) Schlichthaber, Entwurf einer Ravensb. Kirchengesch. S. 83. [4]) hist. Westf. S. 624: Caroli IV Caesaris opus creditur. [5]) S. 34. [6]) Die er (S. 32) „ein Meisterstück der Dichtkunst vom alten Schlendrian" nennt.

Hagedorn noch zu seiner Zeit bone las [1]). Sie kann erst nach 1747 vorgenommen sein. Natürlich lag es nahe, bei Substituirung des bonus für das fehlerhaft scheinende bone die ganze Inschrift abmeißeln zu lassen; es wäre sonst eine das Monument entstellende Vertiefung entstanden.

4. Seine Verehrung.

„Compertum, Widekindum religiosa veneratione hactenus cultum non esse."
(Man habe erfahren, daß Widukind religiöse Verehrung bis dahin nicht genossen habe.)
Generalvicariat von Münster (1671).

Gleich Armin, dem Cherusker, ist Widukind stets als Held seines Volkes hoch gefeiert, sein Andenken in Ehren gehalten, sein Name durch Sagen und Lieder verherrlicht [2]). Aber nicht, wie bei Armin, gilt ihm blos deshalb die Verehrung seines Volkes, weil er für dessen Freiheit einst so ruhmvoll, wenn auch unglücklich kämpfte, sondern auch, weil er sich bewährte im Dienste des wahren Gottes; sie gilt ihm auch als christlichen Helden.

In welcher Weise nun und in welchem Grade die Verehrung Widukinds in dieser Hinsicht sich im Laufe der Jahrhunderte bethätigte, ob man ihn insbesondere als Heiligen angesehen und verehrt hat, das muß hier des Näheren untersucht werden.

Widukind ist nicht canonisirt: die Kirche hat ihn nicht heilig oder selig gesprochen, ihm keine religiöse Verehrung ihrerseits zuerkannt und zu Theil werden lassen. Es fragt sich hier also nur: ist ihm eine solche von Seiten des Volkes, etwa unter stillschweigender Zustimmung der Kirche zu Theil geworden?

Daß Widukinds Bekehrung eine aufrichtige war, das ist schon oben, zum Theil aus gleichzeitigen Schriftstellern, nach-

[1]) Hagedorn sagt nach Citirung der Inschrift: „wie sie mir der eigene Augenschein entdecket". S. 33. [2]) Von den Sagen besitzen wir noch eine stattliche Reihe, von den Liedern, die Reinecke (S. 15 »veluslae gentis nostrae cantilenae«, in welchen Widukind als König gefeiert werde) und Turckius (fasti Carol. bei Heineccius S. 3: confirmant regiam Widekindi dignitatem veteres Saxonum cantilenae et carmina) erwähnten, nicht eine Spur; alle Bemühungen, ein „Wittekindslied" ausfindig zu machen, waren ohne Erfolg.

gewiesen. Die beiden Lebensbeschreibungen der hl. Mathilde insbesondere sind des Lobes voll über seinen christlichen Lebenswandel nach der Taufe. Die ältere ist schon oben citirt; die jüngere [1]) nennt ihn unter Anderm einen „verehrungswürdigen Mann", berichtet [2]), daß er „gleich nach der Taufe in bewunderungswürdiger Weise sich ganz dem Dienste Gottes hingab, sich zeigte als der wachsamsten Vorkämpfer des hl. Glaubens", daß er dort „Gotteshäuser errichtete, wo er früher Götzenbilder aufgestellt". Daß man Widukind aber als Heiligen angesehen, davon findet sich keine Andeutung. Schriftsteller des 13. Jahrhunderts stimmen in das Lob ihrer Vorgänger ein, so Eberhard von Gandersheim [3]), bei dem es von Widukind und Geva, seiner Frau, heißt, daß sie wurden „unses heren vil underdanige knechte", und die Braunschweig. Reimchronik [4]), die ebenfalls von beiden sagt:

dhe zve dho all ir sinne
kharten nach gottes minne
(Die zwei da all ihre Sinne
kehrten zu Gottes Minne).

Sie erzählen uns ferner von Widukinds Tode, seiner zu erhoffenden Seligkeit, aber in keiner ihn vor Andern grade auszeichnenden Weise. Eberhard von Gandersheim sagt [5]):

de here starf unde wart to Engere begraven
sin zele, so wi hopen, wart gehaven
anderen guden zelen gelike
in dat hoge himmelrike.

Die Inschrift seines Grabdenkmales dagegen führt ihn uns als Heiligen vor, erzählt von Wundern, welche an seinem Grabe geschähen, von der Gnade der Sündenvergebung und der Genesung, welche dort auf seine Fürbitte [6]) ertheilt würden. Mag diese Inschrift im 12. oder erst im 14. Jahrh. bei Restauration des Monumentes entstanden sein — das letztere ist

[1]) SS IV S. 284. [2]) ib. S. 285. [3]) SS D Chron. II S. 398,133. [4]) ib. S. 462,298 cf. v. 348 und v. 281 ff. [5]) ib. S. 398,135; cf. S. 462,383. [6]) Das „auf seine Fürbitte" ist in der Inschrift nicht ausdrücklich hervorgehoben, versteht sich aber für jeden vernünftigen Menschen von selbst. Sonst wird es aber auch wohl von den Mönchen und Stiftsherren in den Inschriften bemerkt. So stand z. B. über der alten Waltgericapelle in Herford: Quisquis Waltgeri precibus vis tutus haberi Hunc tumuli sedem visere siste pedem.

das wahrscheinlichere, weil sie bei Schriftstellern vor dieser Zeit nicht erwähnt wird — was sie mittheilt, wird weder von Schriftstellern aus der einen noch aus der andern Zeit bestätigt. Bei Heinr. von Herford sind sich nichts, auch nicht bei den andern Mindener Chronisten aus dem 15. Jahrh. Johannes von Essen (ca. 1450 Dominikaner in Wesel), der die Inschrift des Monumentes anführt und von Widukind berichtet, daß er heilig gelebt und selig „estorben, nennt zwar als seine Quelle ein Chronicon Mindense fratris Hermanni [1]); allein in dem uns aufbehaltenen Chronicon des Hermann von Lerbeke ist nichts dergleichen zu finden; ja, aus einer Aeußerung Lerbekes ist zu schließen, daß während Carl der Große damals als Heiliger galt, Widukind nicht als solcher angesehen ward [2]). Gleich im Anfang seiner Chronik heißt es: „nachdem das Alles wohl geordnet war, sei es durch den hl. Carl, sei es durch Widukind". Erst Werner Rolevinck [3]) ist es, der ihm ausdrücklich den Titel „Sanctus" gibt [4]), ihn unter der Zahl der von ihm genannten Heiligen Westfalens aufführt, wie er auch von den „herrlichen Wundern redet, die Gott durch ihn gewirkt" [5]) und durch die er „nach seinem Scheiden aus dem Leben geglänzt" [6]). Von nun an findet sich Widukind auch in einzelnen Martyrologien, so in dem Usuard'schen in einem Zusatze von 1515 und 1521 [7]), und im martyrol. Germanicum [8]); damit übereinstimmend bei Ferrarius in seinem Cataloge der Heiligen. Fabricius weiß von ihm zu berichten, daß ihm in Paderborn die Ehre eines Heiligen zu Theil geworden [9]). Bollandus war es dann, der ihn unter dem Titel „Beatus" in die Acta Sanctorum, aufnahm [10]). Auf Bollandus hauptsächlich stützten sich dann spätere Schriftsteller, wie Schaten [11]) und Strunck [12]).

Ist denn nun durch diese vorgenannten Zeugnisse, insbesondere durch die Aufnahme Widukinds in die Acta Sanctorum, die religiöse

---

[1]) S. 55 bei Scheidt. [2]) Leibn. SS II S. 158. [3]) er schrieb gegen 1488. [4]) l. 3 cp. 8: sequitur deinde sanctus Widukindus. [5]) l. 2 cp. 7. [6]) l. 3 cp. 8. [7]) »item sanctae memoriae Wedekindi ducis Westfaliae in Angaria quiescentis«, cf. Wilmans I S. 389. [8]) „Item selige gedechtnuß Wedekindi, Hertzogs inn Westphaln, zů Anga rhüend". Dillingen 1599 S. 9. [9]) Rer. memor. Sax. ad ann. 807: »qua in urbe (Paderb.) divi honore cultus est«. [10]) I 385. [11]) histor. Westf. S 624. [12]) Westfalia pia, sancta, beata ed. Prof. Dr. Giefers Paderb. 1854 I 20 ff.

Verehrung desselben von Seiten des Volkes als erwiesen zu erachten? Das wäre sicher zu viel behauptet. Eine Prüfung der beigebrachten Zeugnisse wird das ergeben. Die Bollandisten haben sich bei Aufnahme Widukind's in die Acta S., ihrem eigenen Zeugnisse gemäß an die Grundsätze der Constitution Urbans VIII. [1]) genau gehalten. In derselben wird zunächst verboten, Bücher über Thaten ꝛc. von solchen, welche im Rufe der Heiligkeit oder des Marterthums aus diesem Leben geschieden ohne Prüfung und Gutheißung des Ordinariats und Bestätigung des apostol. Stuhles zu drucken. Alle derartigen bisher erschienenen Werke gälten in keiner Weise als approbirt. Jedoch, so heißt es dann weiter unten, solle durch das Gesagte nicht ohne weiteres über irgend Jemand ein Urtheil gefällt und nicht diejenigen getroffen werden, welche in Folge der allgemeinen Uebereinstimmung der Kirche oder seit unvordenklichen Zeitläuften [2]) oder gemäß der Schriften der Väter oder hl. Männer oder seit Menschengedenken und unter Tolerirung des apostol. Stuhles oder Ordinariates verehrt würden. Nach Anführung dieses Decretes bemerkt Bollandus [3]), daß denen, welche unter dem Titel Sanctus oder Beatus in die Acta aufgenommen, entweder durch die Bestimmung des apostol. Stuhles oder durch die Frömmigkeit des Volkes religiöse Verehrung zu Theil geworden sei und zwar letzteres — unter stillschweigender Billigung des apostol. Stuhles — vor mehr als 100 Jahren, gestützt auf die Glaubwürdigkeit der Martyrologien oder das Zeugniß gewichtiger Schriftsteller. Solle er sich dennoch in etwas getäuscht haben, nehme er alles im Voraus zurück. — Was hat nun den Bollandus zur Aufnahme Widukind's als Beatus bestimmt? Die Auctorität des apost. Stuhles, die Heiligsprechung Widukind's durch ihn nicht: er sagt es selbst, daß er nichts in der Hinsicht in Erfahrung gebracht [4]); also konnten ihn nur die Zeugnisse bestimmen, welche die religiöse Verehrung des Volkes seit mehr als 100 Jahren und

[1]) Santissimus Dominus noster vom 13. März 1625. S. Acta Sanctorum I 40, 41. [2]) Dieser »immemorabilis temporis cursus« wird in der spätern Constitution vom 5. Juli 1634 dahin näher erklärt, daß darunter ein über 100 Jahre hinausgehender Zeitraum zu verstehen sei. [3]) I S. 41. [4]) Nach dem Berichte des Fabricius, daß Widukind als Heiliger in Paderborn verehrt sei, fügen die Boll. bei: factumne tamen id sit ecclesiae Romanae publica auctoritate, haud comperi. cf. Möser I 320.

zwar unter stillschweigender Billigung des apostol. Stuhles behaupteten. Welches sind nun aber diese Zeugnisse, worauf Bollandus fußt? Die schon oben genannten Martyrologien und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts, unter ihnen besonders Rolevinck. Was die Martyrologien angeht, so ist wohl zu bemerken, daß die Aufnahme Widukinds in das sog. Usuard'sche seitens der Karthäuser in Cöln erst im Jahre 1515 in einem Zusatze zu demselben erfolgte. Da nun eben zu dieser Zeit der Verkünder des Lobes Widukinds, Werner Rolevinck, Karthäuser zu Cöln war, so ist die Vermuthung sehr nahe liegend, daß die Aufnahme auf seine Bemühung hin erfolgt [1]), das Zeugniß des Martyrologs eben das Zeugniß Rolevincks sei. Großes Gewicht scheint diesem Zeugnisse Rolevincks in Anbetracht des Schweigens der vorhergehenden Schriftsteller aber nicht beigemessen werden zu dürfen. Für die Wunder, von denen er redet, wodurch Widukind nach seinem Tode geglänzt, führt er keinen Gewährsmann an, und er selbst scheint keine genaue Kenntniß der Verhältnisse gehabt zu haben, da nach ihm die Gebeine Widukinds noch zu Enger ruhen, während sie längst (1414) nach Herford transferirt sind. So reduzirt sich denn dem Anscheine nach am Ende Alles, was Rolevinck von Widukind als Heiligem sagt, auf die Inschrift des Grabdenkmals, die ihm Anlaß gewesen sein mag, von Wundern Widukinds zu berichten und ihn den Heiligen Westfalens beizugesellen; wenigstens muß es sehr zweifelhaft bleiben, ob er den Glauben des Volkes in Bezug auf Widukind wiedergibt. Die andern Berichte der Bollandisten gehen über das Gebiet des Sagenhaften gar nicht hinaus. Wenn es heißt: „Einige nennen ihn (Widukind) Martyrer [2]) und sagen, es seien ihm ehemals als Martyrer Tempel geweiht", so ist das eine Sage, die auch von Widukinds Zeitgenossen, dem Helden Roland, sich findet [3]); und die Angabe des Fabricius, daß er zu Paderborn als Heiliger verehrt sei, hat ebenso wenig für sich, wie die andere,

[1]) Das Usuard'sche Mart. scheint dann Quelle gewesen zu sein für das mart. German. und Ferrarius, welche damit ganz übereinstimmen. cf. Wilmans I 389. [2]) Daß Widukind, wie die Bollandisten mit Pontanus annehmen, von seinen Landsleuten nach seiner Bekehrung vieles zu leiden gehabt, ist leicht möglich, aber nicht erwiesen; von dem bekehrten Sachsen Hiddi wird es uns, wie schon erwähnt, in glaubwürdiger Weise berichtet. [3]) S. Maßmann Kaiserchronik III S. 1028.

noch weit frühere, daß seine Gebeine nach Paderborn transferirt sein; aus dieser mag sich jene wohl gebildet haben.

Nach dem Gesagten haben wir dafür, daß Widukind als Heiliger gegolten, bis zum 15. Jahrh. nur ein Zeugniß: die Inschrift seines Denkmals, nach dieser Zeit noch ein paar andere, welche sich aber wahrscheinlich wieder auf dieses eine reduziren. Da kann man denn wohl sagen: es ist sehr zweifelhaft, ja ziemlich unwahrscheinlich, daß Widukind vom Volke religiöse Verehrung zu Theil geworden. Zu dem gleichen Resultate kam schon 1674 das Generalvicariat von Münster: es schickte die durch den Generalwachtmeister von Nagel den Herforder Stiftsherren weggenommenen und nach Münster gebrachten Gebeine Widukinds (s. oben) der Aebtissin mit dem Bemerken zurück, man habe sie „größerer Verehrung aussetzen wollen, nun aber erfahren, daß der Herzog Widukind religiöse Verehrung bis dahin noch nicht genossen habe".

5. Kapitel.

Widukinds Familienglieder und Nachkommenschaft.

Nu schulle gi horen unde merken rechte
Von des sulven groten heren slechte.
Eberh. v. Gandersheim.

Der alte Sachsenheld ist von jeher ein viel umworbener Stammvater gewesen. Nicht wenige Fürstengeschlechter wollen oder sollen von ihm abstammen. Zahlreiche genealogische Combinationen sind gemacht, lange Stammbäume entworfen, an deren Spitze Widukind prangt. Sie sind aber vielfach nur zu Stande gekommen durch willkürliche Conjekturen und unter Zuhülfenahme der stets dienenden Sage[1]). So viel Sagenhaftes und Unzuverlässiges nun aber auch in dieser Hinsicht existirt, so gibt es doch auch einzelnes historisch Nachweisbare, anderes, was wenigstens einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann.

---

[1]) Wen es interessirt, der lese die Aufstellungen von Eccard (hist. gen. princ. Sax.) Leibniz (SS rer. Brunsvic. III) Crusius (ep. 11) Stangefol (II S. 80—96) Falke S. 123 ff.; (Grupen observ. S. 556 nennt seine Combinationen „genealogisches Heu, Stroh und Heckerling") Gensler (Stammtafel am Ende) Böttger (die Brunonen) Hübner (genealogische Tabellen I 147). Schon Heinrich v. Herford hat ganz unverbürgte Ableitungen (S. 136, 146).

Von den Vorfahren Widukinds wissen wir nichts. Als seinen Vater führt Rolevinck[1]) den Werniken an, augenscheinlich aus dänischer Quelle, da er sagt, daß die Dänen den „Koninck Wedekyn" „Wernikens son" nännten. Theod. Engelhus[2]) nennt ihn Edelhard, veranlaßt durch Gobelinus Persona, der in seinem Cosmodr.[3]) den Aethelheard, König der Westsachsen in England zum „praedecessor" Widukinds macht. Man hat auch vermuthet, daß der Name des alten Widukind'schen Stammsitzes Wildeshausen, das in alten Urkunden[4]) Wialteshus, Wigaldighus, und in der transl. St. Alex.[5]) Wigaldinghus heißt, auf einen Wigald als Vater oder doch Ahnherrn Widukinds hinweise. Der Name Wernekin hat sich am meisten eingebürgert. Man weiß auch noch von einer Gemahlin Wernekins, Gunhilde, zu erzählen; sie soll „des Vorsten to Rügen Dochter" gewesen sein[6]). Etwas beglaubigter schon ist die Gemahlin Widukinds selbst, Geva. Sie wird in der Braunschweigischen Reimchronik[7]) als solche genannt. Da die andern Nachrichten derselben auch anderweitig beglaubigt sind, so kann man sie allenfalls gelten lassen. Nach Botho[8]) soll sie „Koningk Sygfrides suster to Denemark" gewesen sein, was an sich so unwahrscheinlich nicht ist, da Widukind wiederholt bei Siegfried Zuflucht suchte und fand. Die zweite Gemahlin Suatana dagegen gehört völlig der Sage an, ebenso ihr angeblicher Sohn Widukind[9]).

Die nächsten Nachkommen Widukinds stehen bis auf seinen Urenkel außer allem Zweifel. Sodann gibt es noch einzelne Persönlichkeiten, deren Widukind'sche Abstammung ebenfalls unzweifelhaft ist. Dagegen läßt sich die Art und Weise ihrer Descendenz nur wahrscheinlich machen, indem nicht alle Mittelglieder behufs Anschluß an die Widukind'sche Stammtafel mit Sicherheit nachzuweisen sind. Endlich finden sich einzelne Fürstenhäuser, deren Herkunft von Widukind wohl Einiges für sich hat, ohne daß indeß irgend welche nähere Verbindung mit Widukinds Familie hergestellt werden könnte.

[1]) l. 2 ep. 5. [2]) Bei Leibn. SS II 1061. [3]) Bei Meibom I 238. [4]) von 871 und 872 (Dotationsurk. Wildesh.). [5]) ep. 7. [6]) „Leben Witt. des Gr." S. 76. [7]) SS II D. Chron. S. 462 v. 297,401. [8]) Bei Leibn. SS III 292. [9]) Crusius S. 28.

1. Widukinds Sohn war Wicbert. Ihn nennt als solchen die transl. Alex.[1]). Ueber die Zeit seiner Geburt und seines Todes findet sich nichts vor. Urkundlich ward er zuerst erwähnt im Jahre 834, wo er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Waldbert seine Güter in Osterbac und Praft an die Kirche in Utrecht übergeben läßt[2]). „Seiner weltlichen Stellung nach ein Mann von hohem Adel“[3]), schickte er seinen Sohn Waldbert an den Hof Lothars. Da es nach der transl. Alex. zu einer Zeit geschah, als dieser über den Westen des Reiches herrschte — und das war der Fall seit dem Vertrage von Virten 843 —, so folgt, daß Wicbert 843 noch am Leben war. Gestorben ist derselbe sicher vor 859; denn in diesem Jahre tritt sein Sohn urkundlich als selbstständiger Graf auf[4]). Während die Gemahlin Widukinds historisch nicht verbürgt ist, nennt uns die Dotationsurkunde von Wildeshausen als Gemahlin Wicberts die Odrat[5]), die Sage außerdem noch die Sindacilla, Tochter des Königs Radbod in Friesland[6]). Die illustrirte Chronik des Botho[7]) kennt auch eine Tochter Widukinds; sie soll Hasala, oder nach einer Conjectur des Leibniz Gisela geheißen haben. Historisch beglaubigt ist sie nicht.

Als Sohn Wicberts haben wir schon den Waldbert kennen gelernt. Seine Gemahlin war Altburga[8]). Von ihm erzählt die transl. Alex., die auf sein Ersuchen verfaßt wurde, daß er sich vom Hofe Lothars nach Rom begab und vom Papst Leo IV. den ganzen Körper des hl. Alexander bekam, der in feierlichem Zuge nach Wildeshausen transferirt wurde. Da König Ludwig von Italien in der transl. Alex. Kaiser genannt wird, was er 850 wurde, und Papst Leo 855 starb, so muß die Uebertragung der Gebeine des hl. Alexander zwischen 850 und 55 stattgefunden haben; die Annalen von Xanten[9]) nennen das Jahr 851. Das Todesjahr Waldberts ist unbe-

[1]) SS II 676: Praedicti Witukindi filius Wibrecht ... de cujus lumbis exortus est Waldbraht. [2]) Bei Wilmans I 389 cf. Urk. von 872 Wilm. I 532. [3]) transl. Alex. SS II 676. [4]) Wilm. I 167 in comitatibus Burchardi, Waldberti; comes heißt Waldbert auch in einer Urk. von 871, sowie in der Vorrede der transl. Alex. [5]) Urk. von 872: »Wibert et Odrad«. [6]) „Leben Widukinds des Großen“ S. 154. [7]) Leibn. III 292. [8]) Urk. von 872: »Waldbertus et Altburg«. [9]) SS II 229.

kannt; 872 lebte er sicher noch. Eine Schwester oder Tochter Waldberts ist wahrscheinlich die Aebtissin Bertradis von Vreden gewesen [1]).

Nach der mehrerwähnten Urkunde von 872 hatte Waldbert 2 Söhne. Als den ältesten, primogenitus, nennt sie den Wicbert, den Namen des anderen hat sie uns nicht überliefert und ist derselbe überhaupt mit Gewißheit nicht festzustellen. Wicbert war schon 872 Cleriker und wurde von seinem Vater, der, obschon Laie, selbst rector ecclesiae zu Wildeshausen war, zu seinem Nachfolger im Rectorate bestimmt. In dieser Würde sollten ihm (dem Wicbert) dann die Söhne seines ungenannten Bruders nachfolgen. Wicbert wurde 874 Bischof von Verden und starb 908 [2]).

2. Von diesem Wicbert und seinem ungenannten Bruder an entsteht nun in der Widukind'schen Geschlechtsfolge eine Lücke, indem für die weitere Descendenz keine direkten Nachrichten vorliegen. Wir besitzen aber hinsichtlich einer noch im 10. Jahrhundert lebenden, berühmten Frau unzweifelhafte Beweise, daß sie Widukind'schen Ursprunges, und können, von ihr aus rückwärts gehend und schließend die vorhandene Lücke bis auf den unbekannten Bruder Wicberts wieder ausfüllen. Diese Frau ist die hl. Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I. 3 glaubwürdige Zeugnisse, von welchen zwei noch dem 10. Jahrhundert angehören, versichern uns ihrer Widukind'schen Abstammung. Es sind das: die ältere Lebensbeschreibung der hl. Mathilde [3]), Widukind von Corvey [4]) und Bischof Thietmar von Merseburg († 1019) [5]). Darnach war ihr Vater der in der Nähe von Herford und zwar höchst wahrscheinlich zu Enger ansässige Graf Dietrich, ihre Mutter Reinhilde, letztere von väterlicher Seite aus friesischem, von mütterlicher aus dänischem Stamme entsprossen [6]). Von Graf Dietrichs Eltern ist uns

[1]) Wilm. I 420. [2]) Nach Mooyer onom. 119 bei Wilm. I 395: episcopus Wigibertus de Ferdensi ecclesia. [3]) SS X 576: »ab hujus (Wedekindi scl.) posteris praedictae pater puellae (Mahtildis scl.) prodiit, nomine Thiedericus, cui nobilissima juncta erat uxor Reinhilda, Fresonum Danorumque genere progrediens«. [4]) SS III 431: »hi (Mathild. scl. et ejus fratres) erant stirpis magni ducis Widukindi«. [5]) Citat s. ob. 3 c. n. 26. [6]) s. Jaffé in der Uebers. der vita ant. S. 7.

nur der Name der Mutter überliefert. Nach der spätern Lebensbeschreibung der hl. Mathilde hieß sie Mathilde [1]) und war als Wittwe Aebtissin von Herford. Von dem ungenannten Vater Dietrichs sucht es Wilmans [2]) wahrscheinlich zu machen, daß es eben jener oben erwähnte ungenannte Bruder Wicberts und Urenkel Widukinds gewesen. Er stützt sich dabei auf eine Urkunde, wonach außer dem Diöcesanbischofe Biso (von Paderborn) auch Bischof Wicbert von Verden sich für die Herforder Nonnen bei König Arnulf verwandte, ein Verwenden, das sich nicht gut anders erklären läßt, als durch nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Herford's Aebtissin. Den Verhältnissen nach konnte letztere nun entweder Schwester Bischof Wicberts oder Frau seines ungenannten Bruders sein. Die Schwester war sie wohl nicht; denn der Ausruck, den Widukind von Corvey von der Abstammung ihres Vaters Dietrich von Widukind gebraucht — et hi erant stirpis magni des Widukind gilt „seiner ersten und natürlichen Bedeutung nach" nur von der Abstammung von Vaters Seite her und würde im angenommenen Falle Dietrich nur von mütterlicher Seite von Widukind abstammen. Man wird also nicht fehl gehen, wenn man den ungenannten Bruder Wicberts als Gemahl Mathildens annimmt. Letztere muß dann zwischen dem 1. Juni 891, wo ihr Gemahl noch lebte und 3. November 892, wo sie als Aebtissin von Herford auftritt, ins Kloster gegangen sein. Man hat nun vielfach versucht, auch den Namen dieses Bruders Wicberts und Gemahls der hl. Mathilde zu eruiren und es findet sich bei einer Reihe von Schriftstellern [3]) Reginbern als solcher angegeben. Veranlassung dazu ist eine Stelle aus Widukind von Corvey gewesen, wo er die Brüder des Grafen Dietrich an-

[1]) SS IV 285 abatissa Mahtild, mater Thiederici comitis. cf. vit. ant. SS X 576. Abel S. 418 Anm. 2 irrt, wenn er sagt: „Die ältere Lebensbeschreibung erwähnt die Aebtissin Mathilde nicht. kennt sie also auch nicht als Mutter des Thiederich". Sie nennt sie allerdings nicht mit Namen, kennt sie aber wohl als Mutter Thiedrichs; denn es heißt ausdrücklich, Mathilde (die jüngere) habe „bei ihres Vaters Mutter verweilt, welche wegen frommer, im Wittwenstande verübter Werke zur Führerin und Aebtissin der Klosterfrauen gewählt worden war". [2]) I S. 436 ff. cf. S. 262. [3]) Eccard hist. gen. p. Sax. S. 25; Kleinsorgen I 245; Möser I 319 n. f.; Gruben observ. 552 ff.; Falke 124, 416; Niederding I 189.

gibt. Es heißt da: „seine Brüder waren Widukind, Immed und Reginbern, (cujus [Thieder.] fratres erant Widukind, Immed et Reginbern)[1]. Statt „und" (et) hat Kleinsorgen[2] „aus" (ex) und sagt deshalb: „Widukind von Corvey bringt die Nachricht bei, daß Dietrich und seine Brüder Widukind und Immed aus Ringebern geboren seien." Falke und Grupen lesen: seine Brüder waren Widukind, Immed und Rainbern aus Reginbern und berufen sich auf ein Corvey'sches und Dresdener Manuscript[3]. Indeß beruhet nach Waitz[4] die angebliche Lesart des Dresdener Codex des Widukind „ex Reginbern" auf Irrthum und wäre darnach ein Reginbern als Vater Dietrichs sehr zweifelhaft. Graf Landsberg[5] nennt diesen fraglichen Vater Dietrichs und Bruder Bischof Wicberts Heinrich, Meyer[6] Waldbert, jedoch ohne Beweise dafür beibringen zu können! Meyer leitet von ihm die Abstammung Ludolfs, Bischofs von Osnabrück, her. Was diesen Ludolf angeht, so führt uns auf ihn als Abkömmling Widukinds eine Urkunde Otto II. vom Jahre 980[7]. Nach derselben hat nämlich dieser Ludolf Wildeshausen nebst anderen Gütern an Otto II. vertauscht, was sich nicht anders erklären läßt, als dadurch, daß er „auf Grund seiner Abstammung im Besitze des Wildeshausen'schen Rektorates gewesen"[8]. Um so weniger ist seine Abkunft von Widukind zu bezweifeln, als er von Otto I. und II. consanguineus genannt wird. Ein bestimmter Platz läßt sich ihm allerdings hiernach noch nicht in der Widukind'schen Stammtafel anweisen. Wilmans setzt ihn an als den Sohn von Mathildens Schwester Friderunna, deren Gemahl wahrscheinlich Graf Wichmann I. der Billunge, war. Anders Meyer[9]. Aus dem Copiar des Klosters Malgarten führt er eine Alaburg oder Altburg als Mutter Bischofs Ludolfs an; sein Vater wird jedoch in der von Meyer citirten Urkunde nicht genannt. Da aber

[1] SS III 431. [2] I 245. [3] Falke l. c. versichert, seine Lesart aus einem Corv. Mscpt. zu haben. Grupen l. c. stimmt mit ihm überein; er sagt: Die Annales Wilikindi Corbej., sowohl codicis Corb. M. S. als codicis Dresdensis, sagen: cujus fr. erant W. et J. et Reinbern ex Reginbern« cf. Eccard l. c. [4] König Heinr. I N. B. S. 19 n. 1; SS III 431 n. d. [5] Zeitschrift XX 338. [6] „Mitth." 1855 S. 183. [7] Bei Nieberding I 119. [8] Wilmans I 396. [9] l. c.

Essen (bei Quakenbrück) ein Erbgut der Altburg war und dieses im Hasegau lag (wo auch die hl. Mathilde Widukind'sche Besitzungen hatte s. u.), so war unzweifelhaft Ludolf, der damalige Graf des Hasegaues, der Gemahl der Altburg und Vater Bischof Ludolfs und Gottschalks, welch' letzterer auch als Sohn der Altburg genannt wird und zur Zeit der in der Urkunde erwähnten Gründung der Kirche zu Essen schon als Nachfolger des Grafen Ludolf im Hasegau regierte. Entweder war nun Graf Ludolf von Widukinds Stamm oder seine Gemahlin Altburg. Ersteres ist unwahrscheinlich, da Ludolf von Widukind von Corvey nicht als Bruder Dietrichs genannt wird, und so wird wohl Bischof Ludolf durch seine Mutter Altburg von Widukind herstammen und wäre letztere dann eine Schwester Dietrichs, eine Enkelin von Waltberts Gemahlin Altburg [1]).

Ein Uebersicht über die bisher mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nachgewiesene Familie Widukinds gewährt die beigefügte Stammtafel. Einige andere, ebenfalls wahrscheinlich zur Familie gehörende Persönlichkeiten sind nach den Forschungen Wilmans' beigefügt [2]).

3. Unter den zahlreichen Fürstengeschlechtern, welche von Widukind herstammen wollen oder sollen, können, wie noch in Kürze gezeigt werden soll wenigstens und mit aller Wahrscheinlichkeit darauf Anspruch erheben: die Oldenburger, Billunger, Welfen und Askanier.

Die Oldenburger. Aus verschiedenen Urkunden weiset Wilmans Oldenburgische Grafen als Vögte von Wildeshausen nach [3]). Diese führten die Aufsicht über die aus dem Widukind'schen Familienbesitz geschenkten Güter. Nun war es Sitte, daß die Familien, welche eine Stiftung machten, Klöster erbauten und dotirten, auch die Aufsicht über dieselben hatten, die rechtskundigen Vertreter, Verwalter und Beschützer waren [4]). Es

[1]) Gar häufig wurden Enkel und Enkelinnen nach dem Großvater, resp. der Großmutter benannt und haben wir also hier schon im Namen einen Hinweis auf die Abstammung der Altburg von Widukind. [2]) Ueber Ruothert, Mathildens Bruder s. Wilm. I 433, über Ansfried, Lambert I 438, über die tribus Immed. I 435. [3]) Wilm. I 398, 536—38. [4]) Schaumann S. 356; Rettberg II 612 ff.

lag das in der Natur der Sache; sie waren die geborenen natürlichen Vögte. Oft behielten sie sich dieses Vogtrecht auch ausdrücklich vor. So wissen wir auch von Waldbert, daß, als er das Kloster Wildeshausen stiftete und dotirte, er selbst zunächst „Rektor", wie es in der Urkunde heißt [1]) wurde und bestimmte, daß das Rektorat in seiner Familie sich forterben, nach dem etwaigen Aussterben der männlichen Linie auf die weibliche übergehen sollte. Es ist also wohl nicht zu bezweifeln, daß die Oldenburger, da sie Vögte über Wildeshausen waren, dieses Recht durch ihre Abstammung von der Familie des Stifters hatten, daß sie, m. a. W. von Widukind abstammen. Die Art und Weise der Abstammung ist jedoch mit Sicherheit nicht auszumitteln! Einen Anhaltspunkt gibt eine Urkunde von 1135; darin wird ein Egilmar als Vogt von Wildeshausen genannt. Da in dieser Zeit die Oldenburger als Vögte von Wildeshausen auftreten, so kann dieser Egilmar kein anderer sein als Egilmar II., Graf von Oldenburg. Derselbe Egilmar war nun zugleich Vogt von Rastede und zwar deshalb, weil er von Huno, dem Gründer Rastede's, abstammte. Und so wird er auch — so schließt Wilmans — seine Vogtrechte über Wildeshausen dieser Abstammung zu verdanken haben. In Huno sähen wir dann auch einen Sprossen Widukinds.

Die Welfen treten im 12. Jahrh. nicht nur mit unzweideutigen Ansprüchen auf Wildeshausen hervor [2]), sondern es spricht auch ein Welfe, Pfalzgraf Heinrich, Sohn Heinrichs des Löwen, seine Abstammung von Widukind mit klaren Worten aus. Indem er an Wildeshausen Güter schenkt, sagt er ausdrücklich, daß er durch diese Schenkung „in die Fußtapfen seiner Väter träte, welche die Kirche zu Wildeshausen gegründet und aus ihren Besitzungen dotirt hätten" [3]). Da nun auch

Die Askanier auf Wildeshausen Anspruch erheben, und zwar gestützt auf ganz dieselben Rechte [4]), wie die Welfen, so ist nicht zu bezweifeln, daß auch sie, gleich den Welfen, von Widukind abstammen. Was endlich

[1]) Es ist die schon mehrfach erwähnte Stiftungsurk. von 872. [2]) Drei Wildesh. Urk. aus dem 12. Jahrh. (Wilm. I 407, 535) weisen auf enge Beziehungen Heinr. des Löwen und seiner Familie zu Wildesh. hin. [3]) Wilm. I S. 408; Urk. v. 1215 I 536: »patrum nostrorum, qui Wildeshusensem ecclesiam fundaverunt et praediis suis dotaverunt, vestigiis inherendo«. [4]) Wilm. I 555 Urk. v. 1135.

Die Billunger angeht, so ist zur Begründung ihrer Abstammung von Widukind auf Folgendes hinzuweisen:

Da Herzog Magnus, der letzte der Billunger, seine 2 Töchter, die eine, Wulfhild, an einen Welfen, die andere, Eilika, an einen Askanier verheirathete, so haben wir hier wahrscheinlich den Ausgangspunkt der gemeinsamen Abstammung der Welfen und Askanier von Widukind und zugleich, wenn das begründet ist, auch den Beweis, daß auch das Billungische Haus Widukind'schen Ursprungs ist[1]). Dazu kommt, daß die von Wichert, dem Enkel Widukinds, gegründete Abtei Vreden (s. u.) vom Bischofe Thietmar von Merseburg[2]) als das Erbbegräbniß der Billunger bezeichnet wird und daß Herzog Magnus in einer Urkunde ausdrücklich in solcher Beziehung[3]) zu Wildeshausen erwähnt wird, daß nicht zu zweifeln, daß er Inhaber der Probstei daselbst gewesen — Umstände, welche die Widukindsche Abstammung der Billunger noch wahrscheinlicher machen.

Es ist nach dem bisher Gesagten wohl zu weit gegangen, wenn S. Abel hinsichtlich der Widukindschen Nachkommenschaft sagt[4]): „Nur das erlauchte Geschlecht der sächsischen Kaiser, der Ottonen, darf Widukind unter seine Ahnen zählen, aber auch dieses nur in beschränkter Weise; der Stammvater des Geschlechtes ist er nicht gewesen".

Was die letzteren, die Ottonen, angeht, so hat man mehrfach behauptet, sie stammten nicht nur „in beschränkter Weise", durch die hl. Mathilde nämlich, sondern direkt von Widukind ab. Herzog Ludolf nämlich, der Stammvater der sächs. Fürstenfamilie, Vater Otto's des Erlauchten, soll ein Sprosse Widukinds gewesen sein. Die Zeugnisse dafür sind allerdings etwas spät[5]) und gehen nicht über das 12. Jahrhundert hinaus. Zuerst sagt es uns Ekkehard[6]), dann Eberhard von Ganders-

[1]) Wilm. I. 408, 425. [2]) Bei Wilm. I 423. [3]) Wilm. I 409 cf. Urk. von 1135 Wilm. I 535. [4]) S. 417. [5]) Agius in der vita Hathumodae — noch im 9. Jahrh. verfaßt — sagt von Ludolfs Herkunft leider nur im Allgemeinen, daß er »ex illustrissimo Saxonum genere oriundus« sei (SS IV 167 cp. 2; ähnlich cp. 28). Der Ausdruck paßt aber ganz gut auf seine Abstammung von Widukind. [6]) SS VI 179: ex ejusdem Saxonicae gentis stirpe vir nobilis et permagnificus est egressus, nomine Liutolfus.

heim[1]), jener nur im Allgemeinen, dieser nennt uns zugleich das Mittelglied zwischen Ludolf und Widukind, und zwar „einen groten heren, de was Brun genant“. Will man sein Zeugniß gelten lassen, so stammte also Ludolf durch Bruno von Widukind ab; aber wie? Das sagt uns die illustrirte Chronik des Botho. Nach ihr „nam Hasala — die Tochter Widukinds — eynen edelen van Sassen de het Berno“. Dieser Berno oder Bruno zeugte also mit Widukinds Schwester den Ludolf, und läßt sich demnach die Widukind'sche Abstammung Ludolf und der Ottonen doch nur von weiblicher Seite wahrscheinlich machen[2]). Von einer Abstammung Ludolfs von Ecbert und Ida kann keine Rede mehr sein, seit insbesondere Wilmans nachgewiesen, daß die Ehe Ecberts mit der hl. Ida kinderlos gewesen[3]).

6. Capitel.

Widukinds Familiengüter und Familienstiftungen.

Opum amplitudine eminebat.
(Er ragte hervor durch seine weiten Besitzungen.)
Transl. S. Alex.

Sind auch schon 11 Jahrhunderte seit Widukind dahingegangen, ein großer Theil der „umfangreichen Besitzungen“, wodurch er sich, wie wir schon aus der transl. Sti. Alex. erfahren haben, „unter seinen Stammesgenossen auszeichnete“, läßt sich noch nach Namen, Lage und Umfang mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Freilich, aus dem Wenigen, was uns in der Ge-

[1]) SS D. Chron. II 398,140:
Von des sulven groten heren slechte, (von Widukinds nämlich)
Alse ek wol an der warheid hebbe bekant,
Von eynen groten heren, de was Brun genant,
Wart ein hertoge geborn,
Von deme ek sede hirvorn.
Ludolf was ok der sulve here genant;
nach ihm findet sich dieselbe Nachricht in der sächs. Weltchronik SS D. Chron. II 157,120; 164,4; 265,4; in der Braunschw. Reimchron. SS D. Chron. II 464,410; bei Gobelin Persona (Meib. I 238); Botho (Leibn. SS III 298); Bodo (Meibom SS II 480); Heinr. von Herford S. 72; Chron. Engelh. (Leibn. SS II 1069). [2]) Andere Combinationen s. bei Waitz K. H. N. B. S. 187. [3]) I 295, 539; cf. Waitz K. H. S. 188.

schichte über Widukind selbst mitgetheilt ist, sind nur 2 Oertlichkeiten festzustellen, wo er Besitzungen gehabt haben muß: Büddefeld und Enger. Es ist darüber schon oben abgehandelt, sowie auch über Wildeshausen, Widukinds eigentlicher Heimath und ursprünglichem Stammsitz. Um so größere Ausbeute gewähren uns aber die zahlreichen kirchlichen Familienstiftungen der Nachkommen Widukinds. In den über diese Stiftungen noch vorliegenden Urkunden nämlich wird uns eine Reihe von Gütern genannt, die zur Begründung oder Dotirung der frommen Stiftungen hergegeben wurden und die, je nach den näheren oder entfernteren verwandtschaftlichen Beziehungen der Schenkgeber zu Widukind, mit mehr oder weniger Sicherheit als Widukind'sche Familiengüter sich charakterisiren. Solche Familienstiftungen der Nachkommen Widukinds sind nun folgende:

1. Wicbert, Sohn, und Waldbert[4], Enkel Widukinds, lassen im Jahre 834[1]) ihre Besitzungen in Ostarbac und Prast[2]) an die Martinikirche in Utrecht übergeben (Osterbeck und Praesten, beide am rechten Rheinufer nicht weit von Arnheim[3]).

2. Waldbert stiftete, wahrscheinlich unter Betheiligung seines Vaters Wicbert[4]), 839 oder noch vorher das Kloster Vreden. In Vreden ist noch Waldberts Grabmal, dessen Inschrift[5]) darauf hinweist, daß man ihn als Heiligen verehrte. Weitere Schenkungen an Vreden aus Widukinds Gütern sind nicht zu ermitteln: das Vredener Archiv ist fast ganz verloren.

3. Derselbe Waldbert schenkte 872[6]) an das von ihm gegründete Alexanderstift zu Wildeshausen einen Theil seines Erbes im Gau Leri, in der villa Wihaldeshusen am Huntefluſſe, nämlich „diese villa mit allem zu ihr gehörenden Territorium". Später führt er noch die einzelnen Güter an,

[1]) 88 II 217. [2]) »quicquid in Ostarbac et in Prast idem Wibrecht videbatur possidere«. [3]) Wedekind I 268; Falke S. 420. [4]) Wilm. I 417. Ob Wicbert Theil an der Stiftung gehabt, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; er konnte es jedenfalls, da er 843 noch lebte, und die Stiftung entweder 839, wo die transl. St. Feliciani nach Vreden stattfand, oder schon vorher geschah. [5]) Hic Waldberte comes, servatus protegis edes Custos ipse loci sacra per ossa tui. [6]) Urk. vom 17. Oct. 872 bei Wilm. I 532.

welche er „als dos der Kirche des hl. Alexander übergibt". Es sind dieses die Güter zu Kedesholthusen, Hohanstedi, Dungestorpe, Berglegenon[1]) (Kedingholzhausen[2]), Hanstedt, Düngstrup, Bergley im Kirchspiel Wildeshausen) Farntorpe, Estithorpe, Ivorithi[3]) (wahrscheinlich Ivorithi corrumpirt aus Luorithi), Holanwide (Varnhorn, Astrup im Kirchspiel Visbeck, Lüerte im Kirchspiel Wildeshausen, Holwede im Kirchspiel Visbeck), Sega (Sage, Kirchspiel Großenkneten), Luttan, Ibunni (Lutten, Bunnen[4]) im Kirchspiel Löningen), Holtorp (Holtrup, Kirchspiel Langförden[5]).

4. Dotation des Stiftes Enger. In einer Urkunde von 948[6]) schenkt Otto I. an Enger Güter im Gaue Lere, im Hassagowe und in den Gauen Agartinga, Terseburhc und Ammere. Dieselben sind ihm, wie er in der Urkunde sagt, „von Dietrich überlassen", in dem wir den Vater oder Neffen der hl. Mathilde erblicken müssen[7]); sie kennzeichnen sich dadurch als Widukind'schen Familienbesitz. Es sind dies nun die im Leergau gelegenen Güter zu Selispura, Bura, Garta, Emphstete, Tettenbura, Driontheim (Sülsbüren, Büren, Garte, Emsteck, Vesenbüren, Drantum im Kirchspiel Emsteck), Oete (Oithe, Kirchspiel Langförden), Lutten (Lutten), Dulmne, Halathre (Döllen, Halter, Kirchspiel Visbeck); die im Hasegau gelegenen zu Armike, Tungheim[8]) (Ermke,

[1]) So nach Wilm. I 533; andere lesen Bergfegenon, dann wäre es Bergfeine im Kirchspiel Damme (Gau Dersaburg). Die Urk. steht dem nicht entgegen, da nur das Hauptgut Wildeshausen, als im Leergau gelegen, angegeben wird. S. Lier III 38 und Meyer in „Mittheilungen" Jahrg. 1853 S. 261. [2]) Lier III 38. [3]) Nieberding I 56 nimmt Ivorithi als Rechterfeld (Kirchspiel Visbeck. Meyer dagegen l. c. meint, es könne Rechterfeld nicht sein. „Der Name bedeutet im jetzigen Hochdeutsch Eberheide und ist offenbar nichts anderes als die große „Schwinsheide" bei Wildeshausen. Lier III 39 wird wohl Recht haben, wenn er Ivorithi für eine Corruption aus Luorithi ansieht; es ist dann Lüerte südlich von Wildeshausen, ganz nahe bei Bargley. Aus einem L konnte leicht ein I werden. [4]) oder auch Bünen im Kirchspiel Dinklage. [5]) oder auch bei Collenrade (Hannov.) Lier III 39. [6]) vom 14. Juli bei Erhard, cod. dipl. Nr. LVI S. 45; Nieberding I 57; „Mittheilungen" 1853 S. 271. [7]) nach Wedekind I 239 war er ihr Vater, nach Wilmans wahrscheinlicher ihr Neffe, der Sohn nämlich ihrer Schwester Amalrada, der von 964—984 Bischof von Metz war. [8]) Nieberding, räth auf Heimke und Tüttingen. Ermke verwirft er als im Leergau

Kirchspiel Molbergen und Ankum); die im Agrotingogau gelegenen zu Vueres, Vuestereim, Holnidde, Anarupe, Laasdorpe (Brees, Kirchspiel Werlte, Westrum, Kirchspiel Herzlake, Holte, Kirchspiel gleichen Namens, Amt Haselünne, Lastrup, Kirchspiel Holte); endlich noch ungenannte Güter in den Gauen Dersaburg und Ammeri[1]).

5. Dotation des Klosters Nordhausen. Dieses Kloster war, wie aus der älteren Lebensbeschreibung der hl. Mathilde hervorgeht, eine Lieblingsstiftung dieser hl. Frau. Wiederholt hebt die genannte vita ihre Fürsorge für dasselbe hervor, die herrliche Ausstattung, die sie selbst sowohl, als auch auf ihr Verwenden hin ihr Sohn, Kaiser Otto I., und ihr Enkel, Otto II., dieser Stiftung zuwandten. Einmal heißt es ausdrücklich, daß Otto I. „dem Kloster zu Nordhausen einen Theil des westwärts gelegenen Muttererbtheils übertrug" (ep. 16), wodurch also auf eine Schenkung Widukind'scher Familiengüter, die durch den Grafen Dietrich auf die hl. Mathilde übergegangen waren, hingewiesen wird. Liegen über die aus dem „Muttererbtheile" geschenkten Güter auch keine Urkunden mehr vor, einen Theil derselben finden wir jedenfalls in denjenigen Gütern des Klosters Nordhausen wieder, welche in einem Verkaufsdocumente vom Jahre 1263 figuriren. Das Kloster verkaufte nämlich laut dieser Urkunde an das Hochstift Münster „2 curtes Coninceginchof", die eine „juxta Gemene", das ist der Königinhof bei Gemen, zwischen Gemen und Ramsdorf, und die andere „juxta oppidum Bocholte", das ist der Königinhof bei Bocholt, worauf jetzt noch die Königsmühle, ferner Groß- und Klein-König hindeuten, ohne daß sich der Name des Gutes selbst erhalten hat. „Beide Güter tragen also in ihrem Namen das Gepräge ihres Ursprungs

gelegen; allein ohne Grund, wie Meyer darthut l. c. S. 259. Der letztere weist auch Tungheim als Ankum mit großer Wahrscheinlichkeit nach S. 262. Ankum heißt nämlich auch sonst nachweislich Tanchem, hem oder heim — die Heimath bezeichnend — ist dann oft in um oder kum übergegangen (Stochem, Stockum); das u in Tungheim kann aber leicht durch Versehen, Verschreiben entstanden sein. Ledebur (Brukt. S. 108) denkt an Thünen bei Alfhausen.

[1]) Niederding nimmt diese Gaue nicht als solche, sondern als Orte, und erklärt sie als Vresenburg und Emeten im Amte Meppen; cf. jedoch Ledebur krit. Bei. S. 100, Meyer l. c.

als Schenkungen der Königin Mathilde“ [1]). — Als vom Verkaufe ausgeschlossen werden erwähnt: Bochorst (Bockhorst, Schulzenhof bei Drensteinfurt), Buckestorpe (Buxtrup, Kirchspiel Nottuln Kreis Münster), Westenberg (Westenberg, westlich von Bentheim) und Busginc (vielleicht Byink, Rittergut bei Ascheberg Kreis Lüdinghausen) sowie die im Nordlande belegenen Güter, welche nicht aufgezählt werden. Wir sehen, wie Wildeshausen und Enger, wird auch Nordhausen mit Gütern aus dem Nordlande ausgestattet, wo die meisten Widukind'schen Besitzungen sich finden. Daß in der Nähe von Drensteinfurt, wo das genannte Bockhorst liegt, Widukind Besitzungen gehabt haben muß, ersehen wir auch aus der transl. St. Alex. Dort heißt es nämlich [2]): „als man in die Gegend von Dren gekommen war, zu dem Flecken, welcher Stenvorde heißt, kam ein Mann, ein Diener des .... Waldbert (Enkel Widukinds), Namens Werniger zur Bahre“. Gemen weist schon eine Urkunde Heinrichs von 1017 [3]) als Schenkung der hl. Mathilde an Nordhausen aus dem „westwärts gelegenen Muttererbtheile“ nach, indem dort die Schenkung der „curtis Gamin“ mit den dazu gehörigen Grundstücken und Gebäuden bestätigt wird.

6. Schenkung Arnulfs an Wicbert, Bischof von Verden (877—908). Dem schon früher genannten Urenkel Widukinds schenkte Arnulf auf sein Bitten durch Urkunde vom 1. Juni 890 [4]) folgende Güter: Weineswald [5]) an der Ruhr südwärts von Werden, Ballava (Balve bei Iserlohn) Muchurst (Muckhorst, Kreis Tecklenburg) Gnettun (Großen- und Kleinen-Kneten bei Wildeshausen) Heribrunno (Herbern, Kreis Lüdinghausen bei Drensteinfurt). Wedekind und Wilmans [6]) vermuthen in ihnen Widukind'sche Erbgüter. Kneten liegt ja auch inmitten des großen Widukind'schen Gütercomplexes im Nordlande, und in der Nähe von Drensteinfurt, bei welchem Herbern liegt, haben wir ebenfalls schon Widukind'sche Güter kennen gelernt, werden solche auch vielleicht (siehe unten bei Rastede) bei Iserlohn, in dessen Nähe Balve liegt, annehmen dürfen.

---

[1]) Wilm. I 413. [2]) cp. 6. [3]) Wilm. I 447. [4]) Wilm. I 413. [5]) Ledebur Brukt. S. 56. [6]) Wedekind I 105, Wilm. I 414.

7. Dotation des Klosters Poelde[1]). 952 verlieh laut Urkunde vom 16. April Otto I. unter andern Gütern diesem Kloster auch einige in Westfalen, nämlich zu Brakele, Thunede, Drutmunde, Culisin. Wäre die Urkunde echt, was von den Gelehrten sehr bezweifelt wird[2]) so könnte unter Brakele nicht Brakel, Kreis Höxter zu verstehen sein, weil dieses noch im 11. Jahrhundert Brecal heißt[3]), sondern Brakel bei Dortmund, welch letzteres auch gleichfalls in der Urkunde genannt wird, Thunede scheint Wilmons' Thünen bei Soest zu sein, Culisin vielleicht corrumpirt aus Pykulisin, Peckelsheim bei Brakel oder Kühlsen bei Brakel? Weil die hl. Mathilde Stifterin von Poelde war, die genannten Güter in Westfalen lagen, so können auch sie wohl Widukind'sche sein.

8. Dotation des Klosters Rastede. Wenn Graf Huno wie (s. oben) mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, ein Nachkomme Widukinds war, so werden auch die westfäl. Güter, womit er das Kloster Rastede ausstattete, Widukindschen Ursprunges gewesen sein. Es sind nach der Bestätigungsurk. Callixt II vom 37. Sept. 1124[4]) folgende:

Bettinghusen (Bettinghausen, NO von Soest), Benchinghusen (Benninghausen, NO von Bettinghausen), Schwierlichin (Schwieringhausen, Kreis Dortmund?), Aschingberghen (Ascheberg[5]), Kreis Lüdinghausen), Leffrinhusin (Leifringhausen, Kreis Altena), Gedinchtorp (Gentrup[6]), Colonat im Kirchspiel Liesborn bei Lippstadt), Schmerlachen (Schmerlefe, O von Soest), Mardie (nach Lappenberg Mardey, aber wo?), Yslo, wohl zu lesen Iserlo (Iserlohn), Haperne (Apricke, O von Iserlohn), Wisteren?[7]), Widinchhusen (Weddinghausen, ehemalige Prämonstratenser-

[1]) bei Herzberg am Fuße des Harzes. Urk. bei Leukfeld Antiqu. Pöldenses Wolfenbüttel 1707 S. 19. [2]) von Wilm. l. c., Dönniges bei Ranke Jahrb. des deutschen Reichs unter Otto I S. 14 n. 2; Wersebe S. 11. [3]) Giefers, Gesch. der Stadt Brakel S. 15. [4]) Zeitschr. für Gesch.... XXV S. 249. cf. Wilm. I 403. [5]) Zeitschr. XXV S. 241, 330. [6]) In der Nähe von Ascheberg die Huninghove, welche zu Ascheberg gehörte cf. Wilm. I 414. Sie erinnert an den Grafen Huno. [7]) Bei Ascheberg gibt es eine Bauerschaft Wester-Bauerschaft; in ihr könnte man das Wisteren wiederfinden.

Probstei in der Nähe der Stadt Arnsberg, jetzt zur Stadt gehörig), Harinctorp (Hentrup, S. von Liesborn), Berder, (Bendel im Kirchspiel Telgte).

Noch muß hier eine einzelne unzweifelhaft Widukind'sche Besitzung genannt werden, die in der transl. Alex. erwähnt wird. Es tritt da nämlich „eine Magd des genannten Waldbert (Enkel Widukinds) .... in dem Flecken Bochorna im Gaue Derfaburg" auf. Dieses Bochorna ist nichts anders als die Bauersch. Bokern [1]) südw. von Vechta. Sie liegt auf dem Wege, den man bei der Uebertragung des hl. Alex. über Drensteinfurt, Wallenhorst nach Wildeshausen nahm. Es ist derselbe Gau Derseburg, aus dem auch Enger, wie wir sahen, mit ausgestattet wurde. Essen bei Quakenbrück als Widukind'sche Gütern Familienbesitzung ist schon früher erwähnt.

Wenn wir nun die einzelnen Orte, wo Widukind'sche Güter mit mehr oder weniger Sicherheit aus den Urkunden sich ergeben haben, ihrer Lage nach zusammenstellen, so erhalten wir mehrere Gütercomplexe. Der größte dehnte sich um Wildeshausen herum aus, der Heimath Widukinds. Die betreffenden Güter liegen mit Ausnahme von zweien (Kedingholzhausen und Holtorf, welche hannoverisch sind) sämmtlich in den jetzigen Aemtern Cloppenberg und Vechta. Es sind außer Wildeshausen die Güter zu Kedingholzhausen, Holtorf, Bargley, Luerte, Düngstrup, Varnhorn, Hanstedt, Döllen, Holwedde, Astrup, Lutten, Oythe, Halter, Drantum, Bühren, Sültsbühren, Vesenbühren, Gahrte, Emsteck, Sage, Kneten. — Südwestlich nicht weit von dieser Gruppe findet sich eine zweite zu beiden Seiten der Hase zum Theil noch in Oldenburg zum Theil im Osnabrück'schen: Essen, Bunnen, Westrum, Holte, Lastrup und Andrup. Zwischen beiden Gruppen: Bokern, Ermke, Vrees; südlich von der letztern: Ankum. — Eine dritte Reihe von Gütern gruppirt sich um Drensteinfurt: Drensteinfurt, Herbern, Ascheberg,

[1]) nicht Bakum, wie Richter in der Uebersetzung der transl. (S. 16) vermuthet. Vgl. Wedekind I 263; Niederding I S. 36.

Westerbauerschaft, Byink, Bockhorst. — Eine vierte haben wir bei Lippstadt und Soest: Benninghausen, Bettinghausen Gentrup, Schmerleke, Hentrup, Thünen. — Die andern genannten Güter finden sich mehr zerstreut im alten Westfalen, nur eines in Engern: Büddefeld, 2 im Clevischen: Osterbeck und Praesten.

II. Theil.

Widukind in der Sage.

Es war eine bewegte, wechselvolle Zeit für das Sachsenvolk, die Zeit, da Widukind auf dem Schauplatze der Geschichte erschien. In langem, todesmuthigen Kampfe rang das tapfere Volk mit dem eisernen Carl um die Erhaltung seiner heiligsten Güter, um die Erhaltung seiner Freiheit und der Religion seiner Väter. Es rang vergebens. Das Ende des Kampfes war auch das Ende seiner Freiheit und — wenn auch nicht gleich in derselben Weise — das Ende seines Götterglaubens. Die Herrschaft des Frankenkönigs faßte festen Fuß im Sachsenlande und mit ihr allmählich auch die des Christenthums. Ein gewaltiger, tiefgehender Umschwung trat damit ein, eine neue Zeit brach an, neues Leben erblühte unter dem belebenden Hauche des Christenthums in seinen Gauen.

Und diese Zeit mit ihren großen Kämpfen und mit ihren tief einschneidenden Wandlungen im Gefolge, sie mußte tief haften bleiben im Bewußtsein des Volkes, sie konnte der Vergessenheit nicht anheimfallen, und der Mann, der in dieser Zeit so mächtig eingriff in die Geschicke seines Volkes, der als Held sich bewährte, sowohl im todesmuthigen Ringen für Heerd und Altar, als auch später, da es galt, dem Christengotte, unter dessen Fahne er getreten, Treue zu bewahren, — dieser Mann konnte dem Andenken der Seinen nicht entschwinden. Und er ist ihm nicht entschwunden: Treu hat das Volk sein Andenken bewahrt; und als die Jahrhunderte sein Andenken zu entrücken drohten, da hat es ihn umrankt und festgehalten mit dem immergrünen Sagengewächs in gar mannichfacher Schlingung. Das Volk hat seinen Helden

gegenüber eine eigene Geschichtswissenschaft: das ist die Sage. Die Sage ist es, „die über den Thaten derselben schwebt, als ein Schein, der dazwischen glänzt, als ein Duft, der sich an sie setzt“ [1]), erhaltend und neuschaffend zugleich. „Wo ferne Ereignisse verloren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da verbindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Theil davon zu hegen;“ aber auf der andern Seite wird auch die Geschichte, wenn die Sage sich ihrer bemächtigt, „durch eine stillthätige, unbewußt wirkende Kraft umgesetzt und verändert“ [2]).

So hat denn auch die Sage sich Widukinds Persönlichkeit bemächtigt. Wie die Wolkengebilde den fernen Bergesriesen umhüllen, so hat sie seine Heldengestalt, ferngerückt durch die dahingeschwundenen Jahrhunderte, umhüllt mit ihrem Duft in mannichfachster Gestaltung, und Alles, was erinnerte an den gefeierten Helden, was mit ihm in irgend welcher Beziehung stand: Orte, Gegenstände, Namen — Alles hat sie mit hineingezogen in dieses duftige Gebilde. Manches Wahre, was die gleichzeitigen Schriftsteller nicht überliefert haben, mag in diesen Volkssagen enthalten sein, nur hält es schwer, den geschichtlichen Kern herauszulösen aus dieser sagenhaften Umhüllung.

Die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts insbesondere war es, wo das sagenhafte Element mehr und mehr in die Geschichte eindrang [3]), wo die geschichtlichen Werke — meist in poetischem Gewande auftretend — mehr und mehr ein Gemisch von Geschichte und Sage darboten. In dieser Zeit — und auch schon früher — finden sich denn auch einzelne Nachrichten über Widukind, von denen sich schwerlich sagen läßt, was in ihnen Wahrheit, was Dichtung. Das gilt schon von den Lebensbeschreibungen der hl. Mathilde, sodann namentlich von der Kaiserchronik (1137), Eberhard von Gandersheim (1216), der sächsischen Weltchronik (zwischen 1237 und 51) [4]) und der Braunschw. Reimchronik (zwischen 1279 und 84) [5]). Nach und nach wurden solche Nachrichten weiter ausgesponnen und ausgeschmückt, und je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr. Lücken in den Nachrichten über Widukind wußte die Sage auf's Beste auszufüllen, Merkwür-

[1]) Grimm, Myth. S. III. [2]) Grimm, ib. S. IV. [3]) Waitz, Zeitschrift für Geschichte IV, 99. [4]) nach Weiland 88 D Chron. II Einleit. S. 48. [5]) Weiland ib. S. 431.

diges und Unerklärliches in der sinnigsten Weise zu deuten, Orte, Gegenstände, Namen, die irgendwie auf Widukind hinzielten, mit ihm in die schönsten Beziehungen zu bringen, was man von anderen Helden sich erzählte, auf ihn zu übertragen. Und so wand sich denn nach und nach um Widukind ein ganzer Kranz förmlich ausgebildeter Sagen. Die erste (früheste) und schönste ist die von seiner Bekehrung. In ihrem Keime findet sie sich bei Eberhard von Gandersheim, dann, 1½ Jahrhunderte später, schon förmlich ausgebildet bei Heinrich von Herford und den Schriftstellern der Folgezeit. Die Mehrzahl der andern Sagen scheint späterer Ursprungs zu sein; wenigstens finden sie sich erst spät im vorigen und laufenden Jahrhundert — aufgezeichnet. Die Sage von der Bekehrung bildet denn auch in ihren verschiedenen Versionen im Folgenden den Mittelpunkt (cp. 2), um den sich die Sagen, welche die Zeit vor (cp. 1) und nach seiner Bekehrung (cp. 3) betreffen, gruppiren. Leider scheint die Mehrzahl all' der Sagen dem Gedächtniß des Volkes entschwunden zu sein. Wenn man nach ihnen forscht und fragt, dann „sieht man die Gesichter der Gefragten die Form eines Fragezeichens annehmen."[1]) Das wird wohl in unserer materiellen Zeitrichtung liegen: „Die Leute appliciren sich — wie schon H. A. Meinders (1729) klagt — meistens nur auf die studia de pane lucrando"[2]) (sind auf den Broderwerb aus). — Nach dem Zeugnisse von Reinecke[3]) haben zu seiner Zeit noch „alte Volkslieder" über Widukind existirt. Trotz vieler Bemühungen ist es mir leider nicht gelungen, ein solches Volkslied, auch nicht einmal bruchstückweise, zu ermitteln.

I. Sagen über Widukind aus der Zeit vor seiner Bekehrung.

1. Zweikampf Widukinds mit Carl dem Großen.

„Carl der Große, welcher zu jener Zeit des Reiches Veste inne hatte, der allerchristlichste, waffentüchtige, gesetzkundige, im

[1]) wie mir ein Confrater schrieb, den ich um Nachforschungen angegangen. [2]) bei Weddigen, Handb. der hist.-geogr. Literat. Westf., Dortmund 1801. [3]) s. o. S. 91 u. 2.

Glauben vollkommen katholische, den Bekennern Gottes holde und ergebene Herr, zog, wie er es wider die Heiden gewohnt war, den Glauben zu verfechten, mit Heeresmacht in den Krieg gegen Widukind. Und als sie zusammengetroffen, kamen beide Fürsten überein, daß sie allein mit einander zum Zweikampf schreiten und demjenigen das gesammte Kriegsvolk gehorchen solle, dem das Geschick den Sieg gewähre. Nun griffen sie einander an und stritten lang und wacker, bis endlich, gerührt von der Christen Thränen, der Herr, wie der Glaube es verdiente, seinen getreuen Streiter über den Gegner triumphiren ließ."

Vita Math. antiqu. SS X 576.

Der auch sonst in der Lebensbeschreibung d. h. Math. Unkenntniß mit den Weltereignissen verrathende Verfasser scheint die Erzählung vom Zweikampf, wie so manches Andere, anderswo entlehnt und auf Widukind und Carl übertragen zu haben. Nirgends sonst findet sich auch nur eine Andeutung dieses Zweikampfes.

2. Kampf um die Wieksburg.

In der Schwedenzeit waren da zwei Burgen, die eine auf dem Piesberge und die andere auf der Wieksburg. In der Burg auf dem Piesberge wohnte ein König, der hieß Carolus Magnus. In der Burg auf der Wieksburg wohnte ein anderer König, mit Namen Wiek. Carolus Magnus, der war ein Christ, und Wiek, der war ein Heide. Carolus Magnus wollte nun nicht mehr haben, daß Wiek ein Heide blieb, und ließ ihm sagen, er solle ein Christ werden. Aber Wiek ließ ihm wiedersagen, das wolle er nicht, er wolle lieber ein Heide bleiben, weil ihm die Heidenreligion besser gefiele. Da ward Carolus Magnus ärgerlich und sagte, dann solle den Wiek der Donner schlagen, er solle doch ein Christ werden; und damit er das nun fertig brächte, setzte er sich mit all seinem Volke zu Pferde und rückte dem Wiek auf den Leib bis vor die Wieksburg. Als nun der Wiek das verspürte, daß der Carolus Magnus ihm zu Leibe wollte, da machte er seine Pforte zu und dachte, nun könne ihm der Carolus nichts thun. Aber der Carolus hatte eine große eiserne Kanone mitgebracht und schoß damit dem Wiek die Pforte und die ganze Wieksburg so kurz und klein, daß der Wiek vor Angst und Noth

nicht mehr wußte, wo er bleiben sollte. Als nun der Wiek gar nicht mehr wußte, wo er bleiben und wo er ein und aus sollte, da ergab er sich endlich, und sagte, Carolus Magnus solle ihm doch nur das Leben lassen; wenn es nicht anders sein könne, dann wollte er auch wol ein Christ werden, und alles Volk dazu. Da ließ nun Carolus Magnus durch einen Geistlichen, den er mitgebracht hatte, den Wiek und sein Volk in der Belm'schen Kirche aus dem Taufsteine, der heute noch mitten in der Kirche steht und wo die Heiligen und die Sprüche ausgehauen sind, taufen. Unterdessen, daß sie nun den Wiek in der Belm'schen Kirche tauften, ließ Carolus Magnus die Wieksburg durch sein Volk zerstören, so daß kein Stein auf dem andern blieb. Als nun der Wiek wieder zur Burg kam und sah, daß Alles zerstört war, ist er von hier weggezogen und seit der Zeit nicht wieder gekommen. Carolus Magnus aber ist darnach mit seinem ganzen Volke wieder in den Krieg gezogen.

Mitgetheilt von Stüve
in den „Mitth. des histor. Vereins zu Osn." 1853 S. 216.

3. König Wiek auf der Wieksburg. Verkehrte Hufeisen.

Vor alten Zeiten lebte in dem Gemäuer, das auf der Wieksburg steht, ein König, der nannte sich Wiek. Und der hatte große Macht und war gefürchtet im ganzen Lande. Dabei war er listig und wußte seine Feinde dadurch zu täuschen, daß er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen ließ. Wenn die Spuren ins Land wiesen, war er daheim auf seiner Burg, und wenn sie bergan führten, dann durchflog er auf schnellem Rosse das Land und rief seine Anhänger auf zu neuem Kampfe.

So täuschte Wiek denn auch die Franken, als sie nach der Schlacht an der Hase gegen die Wieksburg bei Osnabrück anrückten. Wiek hatte seine Streitmacht in 2 Burgen vertheilt, in die bei Osnabrück und zu Schagen (s. u.). Die Franken konnten nun niemals erfahren, in welcher Burg Wiek mit der Hauptmacht war, denn er hatte seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen lassen und ritt so des Nachts zwischen beiden Burgen hin und her. Die Franken aber scheuten sich, die Burg anzugreifen, in der der gefürchtete Wiek war; und wenn sie nun

meinten, die Spuren der Hufschläge führten nach der einen Burg und griffen die andere an, so kamen sie an die verkehrte und wurden von Wiek heimgeschickt mit blutigen Köpfen.

Aehnlich wird von dem Hin- und Herreiten Wieks zwischen der Babilonie und der Burg bei Rehme (s. u.) erzählt. Als, so heißt es, dem König die Feinde zu mächtig geworden waren, so wurde er eine Weile nicht mehr gesehen. Es hieß, er sei hingeflohen zu entfernten Freunden. Er war aber daheim und weilte verborgen auf zwei Gütern, nämlich auf der alten Bergfeste Babilonie und in der Burg, welche auf dem Werder stand, den der Einfluß der Werre in die Weser bildet, etwa da, wo jetzt Rehme ist. Oft ritt er in jener Zeit von dem einen dieser Orte zu dem andern hinüber, allein immer nur des Nachts, und nie anders, als mit verkehrt aufgelegten Hufeisen.

Vgl. „Mitth." 1853 S. 218. 326;
Klopp II. 169; Westf. Provinzialbl. I, 4 S. 37. Verkehrte Hufeisen kommen mannichfach in Sagen vor, s. Kuhn I. S. 77, 167, 171.

4. Kampf auf dem „Kerlsfelde".

Als Kaiser Carl in das Land kam, über welches König Wiek regierte, lagerte er zu Welplage (südwestl. von Lemförde) auf der Haar, und so groß war seine Reiterei, daß die Roßäpfel 3 Fuß hoch den Boden bedeckten. Der Ort heißt seitdem „Kerlshaar", und da, wo die Feldschmiede gestanden, „die alte Schmiede". König Wiek zog dem Carl entgegen und stritt mit ihm. Carl aber behauptete das Schlachtfeld, welches noch heute „Kerlsfeld" heißt. Viele Todtenhügel zeigen den Ort, wo die Schlacht am stärksten gewüthet.

S. „Mitth." 1853 S. 324.

5. Der Karlsstein im Hone.

Carl wohnte auf dem Piesberge und Wiek nicht weit davon auf der Wieksburg. An dem großen Opferstein in der Schlucht des Hones, die sich zwischen der Hasler Egge und den Vorhügeln des Piesberges hinzieht, kamen beide einmal zu einer Unterredung zusammen. Vergebens suchte Carl den Wiek von

seinen heidnischen Irrthümern abzubringen. Wiek forderte von ihm einen Beweis von der Macht seines Gottes, an den er glauben solle. Wenn Carl, so meinte Wiek, mit seiner Gerte von Pappelholz den Opferstein sprenge, wolle er an die höhere Macht des Christengottes glauben. Und Carl schlug in Vertrauen auf Gott auf den Stein und der gewaltige Block zersprang. Der Stein aber heißt seitdem „Karlsstein" bis auf den heutigen Tag.

S. Hartmann, Wanderungen durch das Wiehengebirge Pr. Oldendorf 1876 S. 19.

Nach einer andern Version schlug Carl, als er hörte, daß Wiek von Neuem rüste, und er von sieben Brüdern aus seinem Heere zum Vertrauen auf Gottes Beistand im neuen Kampfe ermuntert wurde, zweifelnd mit seiner Pappelgerte auf den Opferstein und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen".

S. „Mitth." 1853 S. 325.

6. Carls und Widukinds Lager bei Levern.

Bei Levern finden sich noch halbkreisförmige Schanzen und zwar an zwei etwa ½ St. von einander entfernten Stellen. Dort sollen sich Widukind und Carl gegenübergestanden haben. Widukind zog sich von da nach dem Wittefelde zurück und Carl hinter ihm drein. Man weiß noch, wo Carls Zelt gestanden, ehe die Schlacht auf dem Wittefeld geschlagen wurde. Es war jene Wiese zwischen Venne und Hunteburg, welche jetzt noch „Carlswiese" heißt.

S. „Mitth." 1864 S. 337.

7. Der Kampf auf dem Wittefelde.

Zum Kampfe gerüstet stand Widukind zwischen Engter und Damme. Ein gewaltiges Heer hatte er um sich gesammelt, größer, als das des Frankenkönigs; alles Volk von nah und fern war ihm zugezogen zum letzten Kampfe. Doch Carl vertraute wieder auf Gott, der ihm ein Zeichen seiner Hülfe gesandt hatte. Nach blutigem Ringen in der Vördener Heide mußte Widukind das Feld räumen. Die Gegend des Kampfes hieß seitdem das Wittefeld.

Nicht weit davon, um Wellenhorst und Bockholt herum, lag ein hl. Hain, und in demselben stand der Tempel eines heidnischen Gottes. Nach errungenem Siege zerstörte Carl den Heidentempel und erbaute daraus die erste christliche Kirche. Auf dieselbe aber setzte er eine goldene Henne, zum Zeichen, daß sie die übrigen Kirchen ausbrüten solle. Noch jetzt hat die Kirche zu Wellenhorst eine Henne statt eines Hahnes auf ihrem Thurme, und Gräben und Wälle, welche nun verschwunden sind, bezeichneten noch vor einigen Jahrzehnten den Ort, wo ehemals das Heiligthum des heidnischen Gottes gestanden.

S. „Mitth." 1833 S. 325.

1711 wird die Kirche zu Wallenhorst von Otto, Bischof von Columbria, Weihbischof von Osnabrück als „die erste, katholische Kirche in diesem Stift", von Carl dem Großen gegründet, in einem Ausschreiben erwähnt, in welchem er zur Beisteuer behufs Vergoldung der Henne auf dem Thurm auffordert. — Auch eine Inschrift führt die Kirche auf Carl d. Gr. zurück. Sie lautet: Vni Deo. s. CaroLVs eX fano saCraVIt, d. h. dem einigen Gott weihte der hl. Carl aus einem Heidentempel diese Kirche (776). S. „Mitth." 1853 S. 346 ff. — Jedenfalls ist die Kirche sehr alt; wahrscheinlich entstanden in der Zeit, als die Gebeine des hl. Alexander auf dem Wege nach Wildeshausen dort durchgetragen wurden (851), bei welcher Gelegenheit ein Blinder sein Gesicht wieder erhielt. Die Kirche ist auch dem hl. Martyrer Alexander geweiht. Vergl. transl. S. Alex. cp. 6.

8. Widukinds Flucht.

Widukind wurde zu Engter, wie noch jetzt ein jeder in der dortigen Gegend weiß, von den Franken geschlagen (783), und viele blieben dort auf dem Wittefelde liegen. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch. Als nun Alles mit Weib und Kind an den Furth kam und sich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil sie aber dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte, so wurde sie von den Sachsen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns Kamp begraben; dabei sprachen sie: „krup under, krup under, de Welt is di gram; du kannst den Rappel

d. h. Lärm) nich mehr folgen." Spuk hat mancher hier gesehen, mancher auch nicht; aber über das weiße Feld geht doch Niemand gern bei Nacht. Die Meisten wissen aus alter Zeit her, daß in lärmendem Zuge die Heere mit blanken Spießen dort ziehen. Als daher vor einigen Jahren Völker wirklich darüber zogen, gerieth die ganze Gegend in Schrecken und glaubte fliehen zu müssen.

Grimm, Br. Deutsche Sagen II. S. 380.

9. Widukinds Flucht und der Pferdesprung.

König Widukind hielt sich auf seiner Burg zu Schagen vor den Franken verborgen. Castellaninnen derselben aber waren zwei Schwestern, Verwandte Widukinds. Die hatten viele Wohlthaten von ihm empfangen. Gleichwohl ließen sie sich vom Osnabrücker Domcapitel durch Versprechungen verleiten, ihren Herrn zu verrathen. Sie schickten, als Widukind auf der Burg war, eilig Boten an Carl, damit er ihn fange. Borgmann aber, der Burgwart, gab zeitig seinem Herrn Kunde von dem Verrathe. Da floh Widukind. Doch hätte Carl ihn fast ereilt im Hone, wo der Weg durch ein Verhau der Franken versperrt war. Widukind ritt einen schwarzen Hengst mit glänzender Mähne, klein, aber schnellfüßig. Zu dem sprach er in dieser Gefahr:

Hengsken, spring awer,
Kriegst 'en Spint Hawer.
Springst du nich awer
Frütet di unn mi de Rawen.

Da schoß das kluge Thier wie ein Pfeil über das Verhau hin und trug seinen Reiter sicher nach Osnabrück, wo es todt zusammenstürzte.

„Mitth." 1858 S. 323 cf. S. 349;
nach Klopp II. 170 hieß Widukinds Pferd Hans und die Anrede demgemäß: Henskenspring...

10. Widukinds Höhle.

Die bedeutendste unter den Bergschluchten, durch welche die Weser sich früher einen Durchgang gesucht, ehe sie ihn in der Porta gefunden, heißt die Walllücke. An dieser Schlucht ist früher eine Höhle gewesen, die Wekingshöhle genannt. Die ältesten

Leute erinnern sich derselben noch recht wohl. Allein seit geraumer Zeit haben Anbauer des Berges sie verschüttet. In dieser Höhle ist es gewesen, wo sich König Weking einst in harter Bedrängniß längere Zeit vor seinen Feinden versteckt gehalten hat.

Westf. Provinzialbl. I, 4 S. 37 Nr. 2.

Redeker schreibt „Wallücke oder richtiger Wagelücke". Das Wort dürfte aber wohl eine Lücke im Wall bezeichnen, daher Walllücke.

11. Limberg und Reineberg.

Als Widukind noch Heide war, wurde er einmal vom Aussatze befallen. Da ging er hin und wusch sich in dem Quell, der am Fuße des jetzigen Limbergs (südwestl. von Holzhausen) hervorsprudelt und er bekam Linderung. Und als er weiter kam zu dem Berge, der südlich von Lübbeke sich erhebt, da wusch er sich von Neuem in dem dort entspringenden Quell und da wurde er vom Aussatze rein. Daher hat denn der eine Berg, an dessen Fuße ihm Linderung zu Theil ward, den Namen Limberg, der andere, wo er rein wurde, den Namen Reineberg erhalten.

Mündlich mitgetheilt.

Nach einer andern Version wusch Widukind sich nicht zum 2. Male, sondern „als er, heißt es, nach Lübbeke auf die Höhe kam, da war er rein geworden", woher denn diese Höhe den Namen Reineberg bekam. S. Norddeutsche Sagen von Kuhn u. Schwarz, Leipzig 1848 S. 314.

12. Die Widukindsburgen.

Außer den schon früher erwähnten Widukindsburgen erzählt uns die Sage noch von einer ganzen Reihe anderer. Sie finden sich fast alle im nördlichen Theile Westfalens und zwar zumeist auf den Höhen des Westfüntels oder in der Nähe desselben. Das Eine oder Andere aus dem Leben Widukinds hat die Sage mit ihnen verknüpft.

1) Die Widukindsburg bei Meppen.

Sie scheint, wie die meisten der Widukindsburgen, ein befestigtes Heerlager gewesen zu sein. In ihrer Nähe, zwischen Meppen und Bokelo ward zwischen Widukind und Carl

gekämpft. Widukind mußte weichen. Noch trägt von ihm ein Bauernhof den Namen Weckenberg. Nach andern kommt der Name her vom Weichen der Sachsen.

S. Archiv für Niedersachsen 1823 S. 379; Klopp II. 172.

2. Widukindsburg im Gehnberge.

Sie liegt zwischen Bramsche und Uefseln an der Borgbeke. Von ihr wird erzählt, daß sich Widukind hinter ihren Wällen verschanzt habe, als er von Carl geschlagen worden. Tief unter ihr befinden sich zwei Keller; darin liegen zwei große, schwarze Windhunde, die einen großen Schatz bewachen und jeden zerreißen, der sich ihnen naht.

Die noch vorhandenen Umwallungen deuten darauf hin, daß wir hier nicht eine eigentliche Burg, sondern eine Volkswehr vor uns haben. „Mitth." S. 389 ff., S. 327. Anm.

3. Widukindsburg zu Schagen.

Wir finden sie in der Bauernschaft Pente am westlichen Ausläufer des Westfüntels auf Borgmanns Erbe. Dieser Borgmann war einst der Burgwart Widukinds. Castellaninnen der Burg waren 2 Schwestern, von deren verrätherischem Beginnen gegen Widukind schon oben erzählt ist. Der Kötter Strohschneider mußte für Widukinds Pferde den Häckerling bereiten. Auf Möllmanns Hofe lag die Mühle; der Meierhof Gart. hausen aber bei Möllmanns Mühle war das Gartenhaus-

„Mitth." 1853 S. 328,

Hartmann S. 31. 43. Die Burg rührt aus späterer Zeit, wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert her. „Mitth." 1858 S. 327.

4. Widukindsburg bei Engter.

Sie befindet sich südlich vom Wittefelde. Hier sammelte Widukind noch einmal die Seinen zum letzten Kampfe, hier erlitt er seine letzte Niederlage.

S. Kuhn I, S. 79.

5. Widukindsburg bei Osnabrück.

Da, wo der Nuller Bach in die Nette fließt, erhebt sie sich auf einem Hügel. In ihrer Nähe wüthete der 3tägige Kampf

mit Carl, als dieser Widukind an der Hase ereilte; zu ihr floh der Sachsenheld nach vergeblichem Ringen; um ihre Mauern setzte der Kampf sich fort. Widukind mußte sich ergeben, die Burg wurde zerstört. In der Dreifaltigkeitsquelle, die im Norden der Burg hervorsprudelt, ward Widukind, nachdem er Unterricht in der christlichen Religion empfangen hatte, getauft.

Es ist nicht so unwahrscheinlich,

daß diese Burg auf Widukind zurückreicht. Nachgrabungen, die man 1851 veranstaltete, haben erwiesen, daß dort eine förmliche Burg, d. h. befestigte Wohnung, und nicht blos eine Volkswehr gewesen. Die Burg ist schon vor dem 13. Jahrh. zerstört. Erwähnt wird sie im 12. Jahrh. in einem „ex chronicis" genommenen Schriftstücke, s. o. cp. I. 2, n. 30, bei Heinr. v. Herford S. 32, Gobel. Pers. bei Meibom I. 238, Joh. de Essendia bei Scheidt S. 55.

6. Die Babilonie.

Die Burg Babilonie ragte einst empor auf dem Berge gleichen Namens (südwestl. von Lübbeke beim Dorfe Mehnen). In dieser Burg — nach einigen sollen sogar 2 dort gestanden haben — ward Widukind geboren; noch steht seine silberne Wiege drunten im Berge (vgl. unten die Sage von Widukinds silberner Wiege im Reineberge). Dorthin verwünschte er sich nach der verlorenen Schlacht auf dem Wittefelde mit seinem ganzen Heerestroß. Dort sitzt er und harrt, bis Krieg droht den deutschen Landen; dann bricht er aus ihm mit Getöse und Waffenlärm hervor. Manchmal sieht man ihn auf weißem Roß mit seinem Gefolge in den Bergen reiten. In der Babilonie ruht auch Widukinds Schatz. Zu bestimmten Zeiten erscheint eine schöne, weißgekleidete Jungfrau, welche einen Bevorzugten in den Berg zu den Schätzen führt, so den Weghorster Schäfer Gerling aus Hille (S. u. „Widukind in der Babilonie").

Zeitschr. d. h. Ver. f. Niederf. 1872 S. 203.

Den noch vorhandenen Resten der Umwallung nach zu schließen, war die Babilonie eine gewaltige Volkswehr, in 1/4 Stunde kaum zu umgehen. Sie kann recht gut aus der Zeit Widukinds stammen. Als die Franken, wie wir sicher wissen, nach Hlutbeki (Lübbeke) kamen, wurden sie von Widukind unversehens im Lager überfallen, vielleicht also von der Babilonie aus, wo Widukind, vom Nahen der Franken

unterrichtet, die Seinen zu diesem Handstreich verborgen und bereit hielt. — Was übrigens die Bezeichnung „Babilonie" und die großen Umwallungen auf derselben angeht, so verdient bemerkt zu werden, was Maßmann in seiner Ausgabe der Kaiserchronik sagt (III. 988 n. 5). „Es wurden, heißt es, gewisse Hügel die (wüste) Babilonie genannt (im Gegensatz zum mons gaudii, wovon vorher die Rede) und auf sie sogenannte Wunderkreise (das Bild Jericho's) angelegt. In solcher Babilonie, oberhalb des Dorfes Mehnen sitzt Weking versunken und harrt seiner Zeit." Vgl. noch Schlichthaber, III. S. 43.

7. Widukindsburg bei Bergkirchen.

Der Ort, wo sie gestanden, heißt noch jetzt Burgstätte. Nicht weit davon befindet sich die Widukindsquelle oder der Widukindsborn, worin Widukind getauft ist.

8. Widukindsburg auf dem Widukindsberge

bei der Margarethenklus. Im Sachsenkriege erstürmte Carl mit seinen Kriegern den Berg und zerstörte die Irmensäule auf seinem Gipfel. Da rückte Widukind heran und wollte den Berg zurückerobern. Bei der Belagerung aber geschahen so viele Wunder, daß Widukind, dadurch bewogen, sich bekehrte und sich taufen ließ in dem dort entspringenden Quell.

S. Schlichthaber III 37.

9. Wedigenstein.

Da, wo jetzt am Fuße des Margarethenberges, der sonst Wekingsberg hieß, das so malerisch gelegene Wedigenstein in das herrliche Weserthal hinabschaut, da hatte Widukind einst ein steinernes Waldhaus. Und hier war es, wo er, von den Kriegern des mächtigen Carl getroffen, ein Gefangener wurde. Einige sagen, der Frankenkönig habe ihn wieder freigegeben, Andere erzählen, daß er durch die Hilfe der Seinen wieder frei geworden sei.

Redeker l. c. Nr. 3.

Am 15. Oct. 1829 wurde hier unter Anwesenheit des Regierungspräsidenten von Minden zur Erinnerung an Widukind eine viereckige Spitzsäule von Sandstein aufgestellt mit der Inschrift: „Dem Andenken Wittekinds. Wedigen-

stein 1829." Westf. Provincialbl. I, 4 S. 124. — Als Ueberreste einer Burg hat man mächtige Grundmauern gefunden. Ob dieselben aber aus Widukinds Zeit herrühren, wie Joh. de Ess. bei Scheidt S. 53 annimmt, muß, wie bei so mancher andern Widukindsburg, bezweifelt werden. In der Familie der Edlen vom Berge, die in der Nähe ansässig gewesen ist, war der Name Wittekind sehr häufig, und das war wohl Veranlassung, daß man, wie auch Ledebur hervorhebt, ihre Burgen später auf Widukind zurückführte. Noch näher liegt die Vermuthung, daß Wedigenstein seinen Namen vom mons Wedegonis, vom Wedigen — Wieden — oder Wiehenberge habe, an dessen Fuße es liegt. Von einer Widukindsburg hier reden wollen, geht ebenso wenig an, wie von einem Wittekindsberge oder sogar Wittekindsgebirge, wie man neuerdings wohl gethan (Hartmann „Wanderungen durch das Wittekinds- oder Wiehengebirge"). Süntel ist, wie schon früher erwähnt, der ursprüngliche Name für unsern Höhenzug und zu bedauern, daß derselbe noch nicht wieder in Aufnahme und zu Ehren gekommen ist. — Man vgl. noch „Untersuch. über die Gesch. und das Verhältniß der nord. und deutsch. Heldensage" von Müller S. 149 n. 1., wo in der Sage „von Thiedrek von Bern" ein Held Vidga oder Wittich in der Nähe unseres Berges auftritt. Nach Grimm Myth. S. 592 fahren die Hexen unter andern auch „zum Weckingsstein, Wedigenstein, wo Wittekind oder Wittich hauset". Wittich ist nach Grimm Myth. S. 220 ein „Waldgott (von witu = Wald), Halbgott des altdeutschen Volksglaubens".

10. Widukindsburg zu Rehme.

Der Werder zu Rehme war einer der Orte, die Widukind besonders lieb waren. Dort hatte er auch eine Burg, auf der er sich zeitweilig vor seinen Feinden verborgen hielt. S. o.

11. Widukindsburg zu Minden.

Als Widukind durch die wunderbare Erscheinung des Jesukindes bekehrt war, da bat er Carl, daß er ihm einen eigenen Priester gäbe, der für den Gottesdienst sorge und öfter in seiner Gegenwart das hl. Opfer darbrächte. „Ja, sprach da Carl, ich

will Dir geben, was Du wünschest, und noch mehr als das: einen Bischof will ich Dir geben; sorge Du nur für eine angemessene Wohnung und den nothwendigen Lebensunterhalt. Wohlan, erwiderte Widukind, meine Burg an der Weser reicht für mich und ihn vollkommen aus. Mein und Dein soll sie also sein min unde din schall de borch sin. Botho). Daher dann (von min — din) der Name Minden. Innerhalb des großen Burghofes wies Widukind nun den Ort an, wo die Kirche sollte erbaut werden zu Ehren des hl. Petrus und Gorgonius. Erster Bischof aber ward kein Anderer, als der hl. Hercumbert, derselbe, in dessen Händen er bei der hl. Opferhandlung im Lager Carls das göttliche Kind geschaut.

Botho bei Leibn. III 289;
Bussо Wattenstedt bei Paullini III, 5. Pistor. II, 803; Crantz, metrop. I. cp. 9 f. o. cp. 2 n. 26. Widukind als Westfale wird wohl — wenigstens vor seiner Bekehrung — in Minden, also auf Engerschem Boden keine Burg gehabt haben.

12. Syburg und Westhofen.

Dort, wo beim Zusammenflusse der Ruhr und Lenne das Ardeygebirge in eine steile Bergwand ausläuft, ragen auf der Spitze der letzteren die Ruinen einer Burg: das ist Syburg oder Hohensyburg, einst Widukinds stolze Veste, um die in den Jahren 775 und 776 der Kampf der Franken und Sachsen tobte. Sie wurde von den Franken erobert. — Auch von dem am Fuße des Berges gelegenen spätern Reichshofe Westhofen weiß die Sage zu berichten, daß sie „der letztgewesene Heydnische Konnink Wydekindus to synem vorstordem Borghuyß besetten hefft."

Jürgen Velthuß bei von Steinen, Westf. Gesch. I. 1553. S. o. cp. 2,2.

13. Iburg.

(Etwa 3 St. südlich von Osnabrück.)

Dieser Berg, so erzählt uns schon Abt Norbert von Iburg (Anf. des 12. Jahrh.), war in alten Zeiten sehr befestigt und mit herrlichen Besitzungen geziert, wie aus vielen Anzeichen ersichtlich. Unterirdische Bauwerke, welche fast täglich entdeckt werden (näm-

lich zu Norberts Zeit), geben ein hinreichend sicheres Zeugniß davon. Zu der Zeit, als der berühmte und große Kaiser Carl, wie man schreibt, sich in langwierigem Kampfe und großen Kriegszügen abmühete, die Einwohner dieser Gegend von den Irrthümern des Heidenthums zu befreien und seiner Herrschaft zu unterwerfen, soll Widekind, König der Sachsen, ein Mann, wie man sagt, von fast übermenschlichen Geistes- und Leibeskräften, von diesem Orte aus, dessen Herr er damals war, sehr viele Schlachten mit den Franken geschlagen haben. Er wurde indeß besiegt und ganz Sachsenland dem christlichen Glauben und der Herrschaft der Franken unterworfen. Um Aufstände zu verhüten, ließ der König alle Burgen zerstören und so wurde bekanntlich auch dieser unser Berg in eine Einöde verwandelt. Später ward an Stelle der Burg ein Kloster gegründet (vita Bennonis II. cp. 16). — Spätere Nachrichten wollen wissen, die Burg sei nicht zerstört worden, sondern Widukind habe sie „zu behueff der Kirchen und des Bischoffthumbs Osnabrug" verschenkt.

S. Hamelmann, Oldenb. Chronik S. 3.
Chron. Engelh. bei Leibn. SS II. 1062; Lodtmann, S. 44. ff. — Auch das gleichnamige Iburg bei Driburg kennt die Sage als Veste Widukinds: s. o. cp. 3.

14. Wettin, Wittenberg, Weddinghausen u. a.

Bethyn (sonst Wethyn), so erzählt uns der Mönch von Pirna, ein gut slos an der Sale ... sal sein VIIICLXXX (880) von Herczogen Wedkint erbawet. Ebenso: Wittenberck ... sal erst von Herczogen Wedkint, erster czu Sachssen, erbawet sein.

Monach. Pirn. bei Mencken SS II. 1534 und 1610. Dasselbe berichten schon früher die Annalen von Alten-Zell bei Menken SS II. 378.

Daß Weddinghausen, ehemalige Probstei des Prämonstratenserordens nahe bei Arnsberg, von Widukind den Namen bekommen habe, berichtet von Steinen IV. 1240 aus Hartzheim, biblioth. Col. 291. Wir haben Weddinghausen als wahrscheinliches Familiengut Widukinds schon oben cp. 6 kennen gelernt und hat somit die Sage hier einigen Rückhalt.

Auch auf der Horst bei Zwischenahn (Oldenburg) soll Widukind eine Burg besessen haben nach Strackerjan II. S. 170 d. Hamelmann nennt noch als Wiksburgen: „Mimigarten (Münster), Harzburg, Lichtenburg, Eresburg, Merßburg" (Chron. S. 3).

II. Sagen über Widukinds Bekehrung.

Sie treten uns in drei Versionen entgegen, von denen die eine an Wolmirstedt, die andere an Visbek, die dritte an Bergkirchen anknüpft. Da Wolmirstedt in Ostfalen, Visbek in Westfalen und Bergkirchen in Engern lag, so können wir sie die ostfälische, westfälische und engern'sche Version nennen. Die ostfälische ist die älteste, in ihrem Keim bei Eberhard von Gandersheim vorhanden (13. Jahrh.), förmlich ausgebildet bei einem ungenannten Schriftsteller des 13. oder 14. Jahrh. dem sie Heinr. v. Herford (14. Jahrh.) entlehnt hat. Bei Botho (15. Jahrh.) finden wir sie etwas erweitert, dann etwas abweichend davon bei Rolevinck (16. Jahrh.) Die spätern Schriftsteller haben sie meist übereinstimmend mit Heinr. von Herford. — Die westfälische, sowie auch die engern'sche Version findet sich meines Wissens erst in diesem Jahrh. aufgezeichnet. — Schon 150 Jahre vor Eberhard von Gandersheim berichtet Petrus Damiani eine Sage, worin von der Gefangennahme Widukinds durch Carl die Rede ist, aber nicht von seiner Bekehrung. Sie möge hier zunächst folgen.

Carl und Widukind.

„Der hochberühmte Herzog und Markgraf Gottfried hat mir erzählt, daß man in den Schriften seines Volkes berichtet finde, wie der Kaiser Carl fünfzehn Male gegen den König der Sachsen, welcher damals noch in den Banden des Heidenthums lag, zu Felde gezogen ist und fünfzehn Male die Schlacht verlor; darauf aber überwand ihn Carl in drei großen Feldschlachten und bekam ihn zuletzt als Sieger gefangen in seine Gewalt. Als nun Carl einstmals, wie es Sitte ist, thronend

an erhöhtem Platze seine Mahlzeit einnahm, die Armen aber, welche er speisen ließ demüthig auf dem Boden saßen, da ließ der gefangene König, welcher ferne vom Kaiser an einer andern Tafel speiste, demselben durch einen Boten folgende Worte sagen: ‚Euer Christus sagt, in den Armen werde er selber aufgenommen. Mit welcher Stirne redet ihr denn uns zu, daß wir unsern Nacken beugen sollen vor dem, welchen ihr so verächtlich behandelt und dem ihr nicht die geringste Ehrerbietung beweiset?' Bei diesen Worten wurde der König in seinem Herzen betroffen und erröthete; er erschrak heftig, daß aus dem Munde eines heidnischen Mannes die evangelische Lehre zu ihm dringe."

Petrus Damiani († 1072)

im 7. ep. seiner Schrift „vom Almosen", mitgetheilt von Wattenbach im Anhange seiner Uebersetzung des Mönches von St. Gallen (Monachus Sangallensis) S. 80. Der in der Sage erwähnte Gotfried war (nach Wattenbach) der Herzog von Lothringen (1065 — 1069) oder auch dessen Sohn.

Eberhard von Gandersheim (13. Jahrh.):

Dher vurste vor konink Karle quam
Dhicke (oft), swa her sinen hob vornam
Verborgen an sulcher wise
Daz her almose unde spise
Von siner taphlen untphinc
Daz her sege alle dinc
Waz sache daz iz were
Daz in dher konink so sere
Anvacht an allen siten
Ouch wart zu summen ziten
Zo eyner wile versonet dhe veydhe
Under dhen vursten beydhe.

Der Fürst vor König Karl kam
Oft, wo er seinen Hof vornahm,
Verborgen in solcher Weise,
Daß er Almosen und Speise
Von seiner Tafel empfing,
Daß er sähe alle Din,
Welch' Sache daß es wär
Daß ihn der König so sehr
Anfocht auf allen Seiten;
Auch ward zu manchen Zeiten

Auf eine Weile verſöhnet das Streiten
Unter den Fürſten beiden.
SSD. Chron. 462, 261 ff.

a. Die oſtfäliſche Verſion.

1. Heinr. von Herford (14. Jahrh.)

„Mittlerweile aber ſammelte König Widukind neben dem Fluße Ora (Ohre), wo jetzt Wolmerſtede (Wolmirſtedt) liegt, von Neuem die Sachſen, um Carl Widerſtand zu leiſten. Und eines Nachts ſetzte er in einem Schifflein über, um das Heer Carls auszukundſchaften, das ſo weit das Sachſenland verwüſtet hatte. Am Oſtertage war es, da geſellte er ſich zu den Armen, als wolle er mit ihnen Almoſen empfangen. Da wird er aber an ſeinem krummen Finger erkannt und verrathen und zu König Carl geführt. „König Widukind, ſpricht Carl zu ihm, wozu biſt du hierher gekommen?“ Worauf der König: „Dein Heer auszukundſchaften, bin ich gekommen.“ Und Carl: „Was haſt Du denn geſehen?“ „Geſtern, erwiderte er, ſah ich euch verſtört und niedergeſchlagen und wie in Trauer einhergehen und ich freute mich; aber heute ſah ich Euch alle geſchmückt und fröhlich und vor dem kleinen Tiſche da ſah ich einen mit Purpur angethan und der nahm von dem Tiſche ein gar ſchönes Kindlein, das gab er Euch in den Mund und ſo den Einzelnen. Aber von Einigen wandte er ſich mit Widerwillen und Abſcheu weg, zu Andern ging er mit Freuden.“ Als Carl das gehört, verkündete er ihm den chriſtlichen Glauben, bekehrte ſein ganzes Heer und ließ es taufen.“

Heinr. v. Herford hat ſeinen Bericht (S. 32) anderswoher entlehnt; denn er führt ihn ein mit den Worten: „Anderswo aber lieſt man alſo“. — Während die Braunſchweiger Reimchronik nur erzählt, daß Widukind „dhicke“ (oft) in das Lager Carls geſchlichen ſei, um es auszukundſchaften, daß beide ſich zeitweiſe verſöhnt, letzteres wie es ſcheint, ohne Zuſammenhang mit dem Hineinſchleichen, haben wir hier die förmlich ausgebildete Sage von dem krummen Finger und der wunderbaren Erſcheinung vor uns.

Seinen krummen Finger verdankt Widukind nichts anderem, als dem Bildſteine des im 12. Jahrh. ihm geſetzten Grabmonumentes. Widukind iſt da, wie wir ſchon

gesehen, in Lebensgröße abgebildet und unter anderm die rechte Hand „in conventioneller, etwas gezierter Haltung" so dargestellt, daß „der mittlere Finger sich dem Daumen nähert". Dem Volke lag natürlich diese künstlerische Auffassung fern, es sah auf dem Bilde nur einen krummen Finger und darum mußte doch auch Widukind bei seinen Lebzeiten einen solchen gehabt haben. Später legte die Sage dem Widukind sogar Glasaugen bei. In einem Osnabr. Lagerbuche aus dem 16. Jahrh. („Mittheilungen" 1864 S. 361), wo die Sage von Widukinds wunderbarer Bekehrung nach Heinr. v. Herford und Rolevinck (s. u.) mitgetheilt ist, wird erzählt, daß einer von Carls Dienern, der zuvor am Hofe des Königs Wedekings gedient habe, ihn „by sinen glaßogn und krummen vinger" erkannt habe. Auch diese „glaßogn" verdankt Widukind seinem steinernen Bildniß, den Glasflüssen nämlich, welche früher die Augäpfel darstellten. — Aehnlich wie Heinr. von Herford erzählen die Sage das Chronic. Engelhus. Leibn. SS II 1062; Fabricius bei den Bolland. I 385; Grimm II Nr. 488 (jedoch ohne den krummen Finger) u. a. — Nach Redeker (Provinzialbl. I 4 Nr. 4.) soll den Widukind „vom Altare her das Jesuskind angelächelt haben. Und hier, sagt man, sei ihm zuerst der Gedanke entstanden, auch wohl ein Christ zu werden. Als dann Carl heraustrat, ist ihm die hohe Gestalt und der gewaltige Gliederbau des fremden Bettlers aufgefallen und er hat wohl geahnt, wer es sei. Weking aber ist in Frieden und in tiefen Gedanken zu den Seinen heimgekehrt." Man sieht, als Redeker in Enger und Umgegend die Widukindssagen aus dem Volkmunde sammelte, war diese Sage schon ärmer geworden. — Klopp (II S. 171) erwähnt — ohne indeß seine Quelle zu nennen — eine Legende, welche den Vorgang auf das hl. Weihnachtsfest verlegt. „Es war ihm, so heißt es da am Ende, als ob das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und sprach: „Komm her zu mir!" Er warf sich vor dem Altare nieder auf die Knie und als Alle erstaunt und verwundert ihn umringten, da sprach er: „ich bin Widukind, der Sachsenherzog, gebt auch mir die Taufe,

daß ich ein Christ werde, wie ihr". Da umarmte ihn Carl und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer". — In dem Osnabr. Lagerbuche (s. o.) wird noch erzählt, daß Widukind, als er vor Carl geführt war, auch gesagt habe, sein (Widukinds) Leben stünde nun in seiner Gewalt und da möge er nach seinem Willen verfahren. Carl stand aber auf, als er das hörte „und kußede Widekinck und leth em darna konninglike kleider andoen, und settede em by sick". Sie sprachen dann über die vorigen Kämpfe. Carl gab ihm 10 Ritter zur Bedienung, die ihn wie einen König „plegen solden unde eme denen". 8 Tage nach Ostern lud Carl den Widukind zur Tafel und da sagte dann Widukind zu Carl er möge ihm nun mittheilen, warum er auf Charfreitag so „bedrouet" (betrübt), dann aber so „frohlich" gewesen. Das andere wird erzählt wie bei Heinr. v. Herford und Rolevink.

2. Botho (15. Jahrh.):

„Ich finde, daß König Carl mit seinem Heere an dem Wasser lag, daß da heißt die Oer (Ohre), da jetzt Wolmerstedde liegt. So zog Widukind zerrissene Kleider (toreten plunden) an als ein Bettler und stieg des Nachts in ein Schiff und fuhr mit dem Schiffe die Ohre nieder bis an Carls Heer und stieg aus und ging in das Heer, auf daß er ausspähen wollte ihre Ordnungen, wie sie schickten in dem Heere. Und es war eben an dem Ostertage und so ging Widukind sitzen zwischen die andern Bettler. Und es ließ König Carl allezeit, wenn er in die Kirche ging zu der Messe, Geld um Gotteswillen geben armen Leuten; also folgten ihm die armen Leute nach, wo er war. So ließ er Messe halten an dem Ostertage und wollte dahingehen. So saßen ihm die armen Leute an dem Wege, da saß König Widukind zwischen ihnen als wie ein Bettler und streckte seine Arme auch aus und wollte den Pfennig zu sich nehmen. Also ward er erkannt an seiner Hand; denn er hatte an seiner rechten Hand einen krummen Finger; also ward er ergriffen und gebracht vor König Carl. Da sprach dieser, warum er also wie ein Bettler käme. Da sprach König Widukind: „Ich wollte Euer Heer ausspähen." Carl sagte: „Was hast Du denn hier gesehen?" Widukind sagte: „Ehegestern sah ich, daß Ihr sehr betrübt waret und ginget gleich als wenn ihr weinen wollet; und darnach sah ich, daß Ihr so

fröhlich seid gewesen und habt angehabt Eure besten Kleider und vor dem Tische, der mitten inne steht, da stand einer vor mit purpurnem Kleide und hob auf von dem Tische ein klein Kind, das war über die Maßen schön. Und dasselbe Kind wollte Etlichen nicht gerne in den Mund und stellte sich gar traurig, als es denen in den Mund sollte steigen, Etlichen stieg es mit Freuden in den Mund. Da Carl solche Rede hörte, er sprach: Du hast mehr gesehen, als ich und alle meine Priester. Und er bedeutete ihm alle Dinge und lehrte ihm darin den Christenglauben, so daß sich König Widukind mit seiner Frauen Seva (Geva) und all' ihrem Volke taufen ließ und gute Christen wurden und nimmermehr von dem Glauben abließen. Und König Carl, der setzte Widukind die Krone ab und machte aus ihm einen Herzog von Sachsen, und das sollte so bleiben derweilen, daß sein Geschlecht währte. Und Widukind führte allezeit ein schwarzes Pferd in seinem Schilde; König Carl gab ihm darnach ein weißes Pferd zu einem Zeichen, daß er sich vorgeleuchtet hatte in dem Glauben. Und Sanct Ludger ward sein Rath an seinem Hofe."

Leibn. SS. III. 289.

Was Bussо Wattenstedt (Anf. des 15. Jahrh.) bei Erzählung der Sage, die er wie Heinr. v. Herford und Botho, aber in kürzerer Form gibt, mit Bezug auf Minden hinzufügt, ist oben (Wiksburg zu Minden) erwähnt. In Bezug auf das Vorkommniß selbst meint er, „es geschah sicherlich auf göttliche Fügung", erkennt es also als histor. Faktum an. Derselben Ansicht ist der am Ende des 15. Jahrhunderts schreibende Werner Rolevinck. Der Bericht der Annalen über Widukind, meint er, könne wahr sein, scheine aber nicht glaubwürdig, da ja der „saxeus Wedekynus" durch menschliche Worte und Bemühungen nicht habe erweicht werden können. Außer der mit Heinr. v. Herf. und Botho übereinstimmenden Version der Sage theilt er noch (freilich ohne Angabe der Quelle) eine andere mit (l. 2. cp. 7), die sich auch bei dem fast gleichzeitig schreibenden Wittius († 1520) findet (S. 126).

3. Rolevinck (16. Jahrh.):

„Als Carl durch Verhandlungen und Zureden nichts erreichte, führte er ihn, als wolle er sich nun an den Herrn wenden, zur Kirche. Da schaute denn Widukind zu, wie die Messe ge-

feiert wurde. Anfangs stand er da, von vieler Freude gefesselt; dann aber wurde er ganz ungehalten und böse. Carl beobachtete ihn stillschweigend und nach beendigtem Gottesdienste lud er ihn ein zum Mahle und setzte ihn dem Priester zur Seite, der das hl. Opfer dargebracht. Während des Mahles nun sprach er zu Widukind: „Bruder, wie gefällt Dir mein Gastmahl?“ Er aber wurde wieder böse und sprach: Keineswegs gefällt mir Dein Mahl, weil Du mich jenem Räuber zur Seite gesetzt hast.“ „Wie kannst Du aber, sprach Carl, den einen Räuber nennen, der Niemanden getödtet hat? Ich sah, erwiderte Widukind, daß er ein gar schönes Kindlein in Händen hielt, mit demselben spielte, es küßte, dann aber zerriß und aß.“

In schöner poetischer Form hat Platen die Sage wiedergegeben und darf das herrliche Gedicht hier wohl ein Plätzchen finden.

Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schritt er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer:
Da sieht er Beter statt der Streiter
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüth.
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron.
D'rauf sitzt die reine Maget,
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert hier das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, hillandächtig,
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heidenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarb'ner Schein,
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Päre
Mit Carl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sacrament.
Doch staunt er deß nicht minder,
Was man dem Gotte bot:
Nicht Pferde fielen hier, noch Rinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brodes Bild,
Ein lebend' Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein süß und mild.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir:
Ich will Dich glücklich machen
Und selig dort und hier."

Und Jubel füllt die Seelen
Empfahend Brod und Wein,
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Von göttlichem Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß,
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
Gib, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme Dich als Christ.

Die beiden Strophen von „Doch staunt er" . . bis „Und Jubel füllt" . . rühren von Carl Simrock her. Er hat durch dieselben die in der Platen'schen Bearbeitung halbverwischte Sage wieder in ihre Rechte eingesetzt. Platen hat statt derselben:

Doch staunt er deß nicht minder,
Daß sich kein Priester fand,
Und sieh! es kamen Engelkinder
In blüthenweißem Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Die Hostie dem Kaiser dar.
Die auf smaragdner Schaale
Sie trugen wunderbar:
Und Jubel füllt . . .

S. Vincke S. 78.

b. Die westfälische Version.

1. Im Jahre 800 feierte Carl der Große mit seinen Feldobersten zu Visbek das Osterfest. Da kam Widukind, der damals wie auch sonst oft sein Hoflager auf der Wieksburg zu Wildeshausen hielt, als Bettler verkleidet nach Visbek, in der Absicht, sein eigenes Leben zu wagen, um Carl den Großen zu ermorden. Widukind traf gerade zu der Zeit in Visbek ein, als Carl der Große mit seinen Feldobersten zum Tische des Herrn ging. Er schlich deshalb vor die Kirchthür, um Carl, wenn er heraustreten würde, mit einem unter seinen Kleidern verborgenen Dolche zu durchbohren. Wohl hatte er Carl nie gesehen, aber er dachte ihn schon zu erkennen; denn wer ihm an der Kirchthür das größte Almosen reichen werde, das, meinte er, müsse sicherlich der Kaiser sein. Neugierig sah er durch die halb geöffnete Thür, wurde aber von

Staunen ergriffen, als er sah, wie der Priester aus einem schönen Gefäße ein Kindlein herausnahm und den Kriegern zum Empfange darreichte. Das Kindlein aber war von einem solchen Glanze umgeben, daß Widukind fast die Augen geblendet wurden. Er sah, wie das schöne Kindlein die Arme ausstreckte und sich Allen willig hinreichen ließ. Nur als die Reihe an einen der Krieger kam, da sträubte sich das Kind und nur mit Widerstreben ließ es sich ihm reichen. Sein sonst so liebevolles Antlitz aber war — das sah Widukind deutlich — plötzlich in ein zornfunkelndes verändert. Nun war Widukind mit einem Male ganz umgewandelt. Anstatt Carl zu ermorden, sann er nach darüber, was er zu thun habe, um ein Christ zu werden; und als Carl mit seinem Gefolge zur Kirchthür herauskam, rief er mit lauter Stimme: „Carl ich bin Widukind und bin gekommen, Dich zu ermorden;“ aber indem er den Dolch wegwarf, sprach er: „verzeihe mir, auch ich will Christ werden.“ Und er erzählte ihm, was er soeben gesehen und wie das schöne Kindlein sich vor dem einen Krieger so sehr gesträubt und sein sonst so liebevolles Antlitz auf einmal sich in ein zornfunkelndes verwandelt habe, und er zeigte ihm den Krieger. Als dieser von Carl sogleich zur Rechenschaft gezogen wurde, erschrak er und bekannte, er sei unwürdig zum Tische des Herrn gegangen. Widukind berieth nun mit Carl, wie er es anzufangen habe, um Christ zu werden; denn seine Sachsen würden es nicht zugeben, sondern ihn tödten. So verabredeten sie denn eine Schlacht, welche Widukind schlecht anzuführen versprach. Widukind ging nach Wildeshausen zurück und brach mit seinem ganzen Heere auf, um, wie er sagte, Carl in Visbek zu überfallen. Aber Carl zog ihm entgegen und es kam zu einer mörderischen Schlacht in der Gegend der jetzigen Bauerschaft Endel. So schlecht aber Widukind die Sachsen auch anführte; Carl konnte sie doch nicht zum Weichen bringen; sie fochten ganz verzweifelt. Carl verlor viele seiner Feldobersten und Ritter und mußte fliehen. Zum Andenken an diesen Sieg wurden von den Sachsen viele große und kleine Steine als Denkmäler aufgerichtet und unter denselben die Asche der gefallenen Feldobersten beigesetzt. Noch heutigen Tages sind die Steine zu sehen. Carl zog sich hinter Visbek zurück und etwa ½ Stunde südlich von Visbek in der Kibitzheide, kam es zu einer zweiten Schlacht. Schon beim ersten Angriffe flohen Carls

Truppen, obwohl Widukind alles aufbot, um seine wüthenden Sachsen aufzuhalten. Carl wandte sich jetzt südlich, mußte durch Wälder und Moräste und ging zwischen Vechta und Lohne über das Moor. In der Gegend von Diepholz sammelte Carl wieder sein Heer und lieferte Widukind abermals eine Schlacht und wieder konnte Widukind nicht hindern, daß seine Schaaren, ungeachtet der schlechten Führung, siegten. Da, in dem entscheidenden Augenblicke, hob Widukind seine Hände zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Sünte Hülpe!" Als seine Krieger das vernahmen, wußten sie nicht, was es zu bedeuten habe und kamen darüber in eine solche Verwirrung, daß der anfängliche Sieg sich in eine gänzliche Niederlage verwandelte. Widukind wurde gefangen genommen, ließ sich taufen und wurde ein Christ. An der Stelle aber, wo er jenen Ausruf gethan, wurde zum Andenken eine Kapelle erbaut, welche den Namen „Sünte Hülpe" erhielt.

Nach Strackerjan II. Nr. 529b.

Derselbe hat die Sage aufgezeichnet nach dem Berichte eines Landmannes aus der Gemeinde Visbeck, welcher die Erzählung auf einem mit alter Schrift bedruckten Blatte, das er in der Haide gefunden, gelesen haben will. Es sind in ihr mehrere Sagen, zum Theil etwas verkümmert, mit einander vereinigt. Den Ausruf „Sünte Hülpe!" legt die Sage bekanntlich Carl dem Großen in den Mund, als er in der Schlacht bei Detmold hart von den Sachsen bedrängt wurde. Der Kampf bei Endel ist wohl eine Verwechselung mit dem bei Engter. Die Sage von der beabsichtigten Ermordung Carls wird in etwas anderer Weise und einfacher, ohne sie mit der von der wunderbaren Erscheinung des göttlichen Kindes zu vermischen, in der alten Heimath Widukinds, zu Wildeshausen, erzählt:

2. Als Pilger verkleidet steht Widukind zu Visbek an der Kirchthür. Er ist gekommen, den großen Frankenkönig zu ermorden, sobald er nach beendetem Gottesdienste aus der Kirche heraustritt. Den Mordstahl hält er schon gezückt unter seinem Pilgergewande. Da blickt er, von Neugierde getrieben, hinein in das Gotteshaus, und was er sieht: die majestätische Gestalt des großen Kaisers, mehr noch die erhabene Feier des christlichen Gottesdienstes, macht auf ihn einen gewaltigen Eindruck und tief

erschüttert steht er da. Der Gottesdienst ist zu Ende und Carl nahet, von glänzendem Hofstaate umgeben. Die hohe Gestalt und der gewaltige Gliederbau des Pilgrims fallen ihm auf. „Du bist nicht der, der Du scheinst", so ruft er ihm entgegen; — er hatte ihn nämlich erkannt an seinem krummen Finger. — Und Widukind schleudert den Dolch weit von sich, stürzt auf die Knie und gelobt, ein Christ zu werden. — Und so ward er denn auch getauft und führte fortan ein zurückgezogenes, stilles Büßerleben.

c. Die engern'sche Version.

1. Widukind ritt einst über die Berghöhe hin, worauf jetzt Bergkirchen liegt und erwog in sich, welcher Glaube der beste sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue siegreiche Lehre der Franken. Und er sprach bei sich selbst, ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!" Und siehe, in demselben Augenblicke scharret das Roß, und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Da ist der König abgestiegen und hat von dem Wasser getrunken und hat gelobt, ein Christ zu werden. Ueber dem Quellborn wurde hernach eine Kirche erbaut, welche von dem Papst Leo selbst geweiht ist und noch heutiges Tages stehet.

S. Redeker in den Provinzialbl. I, 4. Nr. 5.

2. Andere erzählen:

Einsam und verlassen, suchte einst Widukind, in tiefes Nachdenken versunken, die Stille der Berge und das Dunkel der Wälder auf. Da begegnete ihm an der Stelle, wo jetzt Bergkirchen liegt, in tiefem Waldesdunkel ein ehrwürdiger Priestergreis und sprach zu ihm, er solle dem heidnischen Götzendienst absagen und glauben an den Gott der Christen. „Mache, sprach da Widukind, daß Wasser springe aus diesem Felsen, so will ich die Taufe annehmen. Und siehe! das Roß bäumte sich empor, schlug mit dem Hufe an den Felsen und ein Wasserstrahl rauschte aus dem Gestein hervor in Form eines Hufeisens. Da stieg der Held vom Roß und betete und ließ sich taufen von dem Priester und bauete nach der Hand eine Kirche an den bl. Ort, der hieß dann Bergkirchen, und der Born darunter quillt noch heute und heißt der Wittekindsborn.

Vgl. Bechstein, Deutsches Sagenbuch Nr. 377. Redeker l. c. Das Hervorsprudeln von Quellen durch den Schlag von Rosseshuf kehrt mehrfach in den Sagen wieder, Grimm, Mythol. S. 525, 523 n: „so schlug den Griechen Pegasus die Hippocrene und auf dem Rammelsberg scharrte das Roß die Goldader auf! — Vgl. noch ob. S. 125 Nr. 8.

III. Sagen über Widukind aus der Zeit nach seiner Bekehrung.

1. Der Kirchenbau zu Enger.

Als König Widukind ein Christ geworden, und Friede war im Lande ringsumher, da beschloß er, auszuruhen von Krieg und Streit und sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bliebe und seine Freunde um sich her versammelte. Drei Orte waren ihm nun besonders lieb: die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare, weidenreiche, rings von Hügeln umschlossene Angerthal. Da sprach er, an dem Orte wolle er wohnen und dereinst begraben sein, wo zuerst ein Kirchlein vollendet würde.

„Da regen sich die Hände allwärts in rüst'ger Kraft,
Die Werkmeister ordnen, es wird mit Fleiß und Kunst geschafft."

Es fehlte nicht viel, so hätte Bünde den Sieg davongetragen. Da ersann der schlaue Baumeister von Enger eine List. Er hielt sich buchstäblich an das Wort des Königs: baute die Kirche und ließ den Thurm weg; und so geschah es, daß man zu Enger ½ Stunde eher fertig ward, als zu Bünde. Der Enger'sche Baumeister aber soll ein Mohr gewesen sein. Seinen Kopf hat er in Stein aushauen lassen und zu einem Wahrzeichen an die Kirche gesetzt. Da ist er noch heutigen Tages zu sehen. Er befindet sich an der Ostseite in ziemlicher Höhe, und es ist, als wenn er seitwärts hinblickte zu den beiden Kirchen, denen er das Vorrecht und die Ehre abgewonnen.

S. Hagedorn S. 137,
Redeker l. c. Nr. 7. Vincke S. 84.

Der Mohrenkopf ist nichts anderes, als der Ueberrest eines

heidnischen Götzenbildes, eingemauert und so am besten aufbewahrt als Andenken an die alte heidnische Zeit. Bemerkenswerth ist, daß zu Wildeshausen, also da, wo Widukinds Wiege stand, wo, wie wir sahen, allem Anscheine nach ein Centralpunkt heidnischen Volkslebens war, der Mauer der alten Alexanderkirche eine ähnliche Figur eingefügt ist. Sie befindet sich dort in der Kirche selbst oben am Gewölbe über dem Altare. Auch dort erzählt die Sage, daß die Figur den Baumeister der Kirche vorstelle, der bei dem Bau von dort oben herunterstürzte und den Tod fand. (Strackerjan II Nr. 520 c.) Ueberreste von Götzenbildern an Kirchen finden sich mehrfach; so in Petzen bei Bückeburg (Näheres darüber bei Schaumann S. 118) in Lengerich bei Lingen, wo die eingemauerten Köpfe vom Volke „Heidenköpfe" genannt werden. Es geschah dieses Einmauern in der Zeit des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum aus Schonung gegen das Gefühl der Heiden (Grimm, Myth. S. XXI, 75, 691).

2. Der Liesberg bei Enger.

Den Kirchenbau zu Enger begleitete noch ein besonders günstiges Geschick. Man glaubte die Steine weit herholen zu müssen, und unerwartet und ganz nahe wurden sie in einer Anhöhe gefunden, welche jetzt der Liesberg heißt. Sie hat den Namen daher, daß die Steine dort nicht erst gebrochen zu werden brauchten, sondern gleich zusammengelesen werden konnten. Als das Kirchlein vollendet war, hat man daselbst keine mehr gefunden.

Redeker l. c. Nr. 7.

3. Der Kirchthurm zu Enger.

Das Angerthal hatte im Wettbau gesiegt; Widukind in Folge dessen Enger zu seinem Königssitz und seiner dereinstigen Ruhestätte erkoren. Um so natürlicher war der Entschluß, den noch fehlenden Thurm jetzt in aller Ruhe und Muße recht würdig der Kirche anzubauen und ihm weder an Höhe, noch an stattlichen Verzierungen irgend etwas mangeln zu lassen. Das aber war ein gar vergebliches Unternehmen. Man begann wohl mit der Arbeit und ließ sich auch keine Mühe dabei verdrießen. Allein

umsonst; das Werk kam nicht weiter: was am Tage gemauert war, fiel jedesmal des Nachts wieder zusammen. Der Baumeister plagte sich vergeblich ab und ward über die Maßen betrübt. Endlich erschien ihm im Traume ein Engel und sprach: „Baue einige Schritte von der Kirche den Thurm, da, wo du ein Licht brennen siehst!“ Der Baumeister erwachte, stand rasch auf, ging in die Nähe der Kirche und sah dort einige Schritt von derselben im Westen ein Licht brennen. Er bezeichnete den Ort mit einem Kreuze, und drei Morgen hintereinander war der Platz trocken, während sonst Alles ringsumher voll Thau lag. Nun begann man an diesem Platze den Thurmbau zu versuchen, und siehe da, es gelang: das Werk ging rasch und glücklich von Statten. Als man aber eine geringe Höhe erreicht hatte, begann das Unwesen von Neuem, und alle Bemühungen, weiter zu kommen, waren vergebens. Da merkte man denn, daß der Thurm nicht höher werden sollte. Und so ist es gekommen, daß er nun einige Schritt von der Kirche entfernt und ganz unansehnlich dasteht.

S. Redeker l. c. Nr. 8;

Vormbaum, S. 91; Hagedorn S. 140; letzterer vergleichtdas Schicksal des Thurmbaues zu Enger mit dem zu Babel. — Daß des Nachts einfällt, was bei Tage gebaut wird, findet sich mehrfach in den Sagen; S. Grimm, Myth. S. 576. — Der eigentliche Grund, warum Kirche und Kirchthurm getrennt stehen, mag wohl folgender sein. Als die alte Stiftskirche nach Westen hin erweitert wurde, wird man die Glocken in einem seitwärts provisorisch hergerichteten Thurme aufgehängt haben. Die Mittel mochten dann fehlen, dem neuerbauten Langschiffe der Kirche einen entsprechenden Thurm anzubauen, und so ließ man den nur als Nothbehelf errichteten Thurm stehen und erhöhete ihn. Eine solche Erhöhung fand nach der Engerschen Amtschronik (S. 180) noch 1843 statt. Zur Zeit Hagedorns, der Prediger im benachbarten Jöllenbek war, kam „der Thurm nicht einmal der Kirche gleich“ (Haged. S. 139).

4. Die Widukindsburg zu Enger.

Widukind schlug also zu Enger seinen Königssitz auf. Das feste, prächtige und große Schloß, das er erbauen ließ, ragte

im Süden der Kirche stolz empor an der Stelle, welche heute noch den Namen „Burgstätte“ trägt. Noch bewahren einzelne Namen die Erinnerung an die alte Einrichtung, so der Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese. Ebenso ists mit dem Hühnerhofe; denn noch trägt das Haus, welches an jener Stelle steht, diesen Namen, und dort, wo einst die Rampe, der Aufgang zum Schlosse, war, wohnt jetzt noch der Bürger Rampendahl. Küche und Backhaus aber waren da, wo jetzt Stracks Garten ist. Noch im Jahre 1818 hat man dort eine gemauerte Herdstelle und altes Küchengeräth gefunden. Der achteckige Stein, der jetzt, kaum sichtbar, an der Ecke von Rolfs Garten als Prellstein eingemauert ist, stand ehedem über der Schloßpforte und trug die Krone.

Redeker l. c. Nr. 9. Vormbaum S. 88.

5 Die Stadt Enger.

Um die Burg Widukinds dehnte sich ehemals die Stadt Enger weithin aus. „Ein großer Vogel hat ja insgemein ein ansehnlich großes Nest“. Das jetzige Enger ist von der alten berühmten Stadt nur ein geringer Ueberrest. Sie war so groß, daß in ihrem Bereiche noch die heutigen Höfe eines Ebmeier, Ringstmeier, Barmeier, Windmeier und Vorwerk lagen. An diesen einzelnen Stätten hatte er seinen Marstall, seinen Thiergarten mit Bären und andern wilden Thieren, seine Wind- und Jagdhunde, sowie auch sein Vorwerk, und die heutigen Höfe haben davon ihre Namen. — Die Stadt hatte 7 Pforten oder Thore: die Nordpforte bei Nordmeiers Hofe, die Burgpforte unweit der Burg selbst, die Bruchpforte an der Enger Niederung, die Lübberpforte an dem Wege nach Westerenger, die Niederpforte an dem Wege nach Bielefeld, die Niedermühlenpforte an der Herforder und die Kniggenpforte an der Bünder Straße. Dort, wo jetzt westlich von Enger das Marktfeld ist, befand sich ehedem der Marktplatz und wo im Norden das Opferfeld sich ausdehnt, „wurde den Gefangenen über einem ehernen Kessel mit einem Schlachtschwerdt die Gurgel abgestochen“; im südlichen Theile aber sprudelt der Seelborn: da wurde Widukind mit seinen Sachsen getauft.

Hagedorn S. 136, 145; Redeker l. c. Nr 9

Für diejenigen, denen der Grund Hagedorns für die Größe Engers: Daß Widukind als „großer Vogel“

auch „ein ansehnlich großes Nest“ gehabt haben müsse, nicht ausreichend scheinen sollte, sei hier bemerkt, daß die ersten Städte, überhaupt geschlossene Ortschaften sich da bildeten, wo eine Burg oder ein Kloster sich befand (Schaumann S. 542 ff.). Da bei Enger nun beides zutrifft, mag Hagedorn resp. die Sage so ganz Unrecht nicht haben, obschon Enger zu Widukinds Lebzeiten natürlich noch nicht groß gewesen sein kann.

6. Die Sattelmeier.

Um seine Burg her versammelte Widukind seine Freunde, Waffengenossen und Diener. Sie alle, die ihm zur Seite gestanden hatten in Kampf und Streit, sollten nun auch der Annehmlichkeiten des Friedens in seiner Nähe sich erfreuen. Ihnen gab er große Grundbesitzungen zu ihrem Unterhalte, unter sie vertheilte er die Aemter an seinem Hofe. Sie hießen Meier und weil sie Widukind zu Pferd begleiteten und dabei wie er, auf Sätteln ritten, so nannte man sie gewöhnlich Sattelmeier. König Widukind verlieh ihnen große Vorrechte, machte sie zehnt- und steuerfrei. Späterhin waren sie verpflichtet einen Reiter im Kriege zu stellen. Bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und ihrer Frauen Leichenbestattung, genossen sie von jeher besondere Ehren. Drei Tage nach einander werden sie beläutet. Die Leiche wird um die Kirche getragen und dann in der Kirche auf dem Chore niedergesetzt, als wolle der Todte hier noch von der Grabstätte seines Königs Abschied nehmen. Dann erst erfolgt die Einsenkung auf dem Kirchhofe.

Es gibt der Sattelmeier jetzt noch 14, 7 in der näheren Umgebung von Enger und 7 weiter hin nach Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen zu. Jene sind: Ebmeier, Meier Johann, Barmeier, Ringstmeier und Nordmeier im Kirchspiel Enger, ferner Meier zu Hücker und Meier zu Hiddenhausen. Zu diesen werden gerechnet die Meier: zu Rahden, zum Goddesberge, zum Hohberge, zu Ollerdissen, zu Sudbrak, zu Müdehorst und zum Wend'schen Hofe. Wenn sie mit dem Könige ritten, so war es Hiddenhausen, der den Zug eröffnete und Hücker, der ihn schloß. Ringstmeier hatte über den Marstall die Aufsicht, Ebmeier war der Wildmeister/und

ordnete die Jagden an. Barmeier war das Haupt der Hirten, welche die zahlreichen Sauheerden des Königs weideten, Windmeier gehörte nicht zu den Sattelmeiern; er war Widukinds Jäger und hatte die Aufsicht über die Windhunde des Königs.

Redeker l. c. 10.

Die Sattelmeier waren ursprünglich dienende Unfreie, welche sich nach und nach zu freien Dienstleuten emporschwangen. Weil sie stets mit voller Bewaffnung — gesattelt — zur Folge bereit sein mußten, nannte man sie Sattelmeier. Die Höfe, welche sie besaßen, hießen Sattel- oder auch Redehöfe, letzteres, weil sie allzeit „rede" d. i. fertig, bereit sein mußten. Andere leiten Sattel von Sadel, Sedel, Seel = Sitz her und waren darnach Sattelmeier diejenigen, welche einen Erbschöffensitz im Gerichte hatten. Vgl. Schaumann S. 315; Möser I, 69; „Mittheilungen" 1853 S. 393.

7. Der Elsternbusch.

Der Elsternbusch war ein Lustgehölz, etwa ¼ Stunde lang und lag dicht an der alten Stadtgrenze. Hier hatte Widukind seinen Vogelheerd und sein Vogelhaus. Zwei junge Burschen waren es, welche den Fang und die Pflege der Vögel besorgten. Gern und oft war der König hier und hatte seine Freude an den gefiederten Bewohnern der Waldhütte und an dem fröhlichen Treiben der kleinen Vogelsteller.

Redeker l. c. Nr. 11.

Ein kleines Dorngebüsch, etwa 8 Minuten südöstlich von Enger, heißt noch heute der Elsternbusch. Vermuthlich ist diese Sage vom Elsternbusch früher eine andere, reichere gewesen, eine Sage ähnlich der von dem „dürren Baum", an dessen Grünen und Blühen das seiner Freiheit beraubte Volk die Hoffnung auf eine bessere Zeit, auf die Wiederkehr der alten Freiheit knüpfte. Solcher Bäume gab es gar manche. So wird z. B. erzählt: „Auf der großen und breiten Wunderlinde bei Süderheistede im Ditmarschen, welche sonst jedes Jahr blühte, aber verdorrte, als die Freiheit des Landes im Jahre 1550 gegen die Dänen verloren ging, sitzt eine schwarze Elster und wird 5 Junge ausbringen, wornach der Baum ausschlagen und grünen und das Land wieder zu seiner alten Freiheit gelangen wird". (Maß-

mann, Kaiserchronik III. S. 26.) Oder, heißt es auch: „Wenn der Vogel 100 Jahre geschrieen, dann wird der Baum einen andern Zweig treiben und

dann schall ên annern vogel kam mit flünken hell unn witt
unn sett sik dal unn but dat nest, denn kumt de gude tid.
(Klaus Groth, Quickborn bei Massmann III 1127.

Wohl mochte auch unter den Sachsen, die den Untergang ihrer Freiheit nur sehr schwer verschmerzten, die Hoffnung nicht erloschen sein, die alte Freiheit noch einmal wieder zurückzuerlangen und sich gerade dort eine Sage ähnlich der genannten herausbilden, wo Widukind der alte Held der Freiheit, seine Lebenstage beschlossen. Es hat sich ja gerade „an die ehrwürdigsten, theuersten, heiligsten Gestalten der Vaterlands- und Volksgeschichte das große Sehnsuchtsbild besserer Zukunft gelehnt" (Maßmann III, 1126). Da mochte man sich denn auch im Volke von dem Elsternbusch erzählen, daß er einst verdorrte, als die Freiheit zu Grabe ging; daß eine Elster dort sitze und schreie und der Freiheit Untergang beklage; daß aber wenn sie 100 Jahre geschrien, der Busch wieder ausschlagen und grünen werde, daß dann ein anderer Vogel kommen werde „mit flünken hell unn witt" und mit ihm „de gude tid" — die Zeit alter Freiheit. Daß es an ähnlichen Sagen in der Umgegend von Enger nicht gefehlt, zeigt Neocorus, der von dem „wunderbohm" bei Süderheistede (s. oben) erzählt, daß er „stetz vor inneming (Einnahme) des Landes dorchuth gegronet (gegrünt) unnd sine twige alle erutzwisz gestanden" und dem hinzufügt „bi Schildsche in Westfalen (südl. von Enger) si dergliken gewesen". (Kuhn I S. 209). Der Name Schildesche, Schild—esche deutet auf die bekannte Sage hin von dem Fürsten (bald Kaiser Rothbart, bald der Baierfürst), der seinen Schild an einen „dürren Baum" hängen, welcher dann grünen und blühen und das Nahen einer besseren Zeit anzeigen werde. Auch diese Sage von dem „wunderbohm bi Schilsche" ist längst dem Andenken des Volkes entschwunden. Vgl. Grimm Sagen I, S. 29, 30; Maßmann III S. 1128; über die Elster Grimm, Mythol. S. 388.

8. Widukinds Warte und die 7 Buchen.

Der alte Sachsenheld lebte also im Angerthale mit den Seinen in Ruhe und Frieden. Noch zeigt man die Oerter, wo er sich

gerne aufhielt. Der hohe Eich bei Hücker war ein solcher Lieblingsplatz. Dort, wo nachher die 7 Buchen standen, hatte sich der König einen Thurm erbaut. Wenn er nun hierher kam, so stieg er auf die Zinne der Warte und übersah sinnend das schöne Hügelland zwischen dem Süntel und Osning und die fruchtbaren Fluren, welche jetzt der friedlichen Ruhe genossen. Neben der Warte stand eine Linde, ein Heiligthum noch aus der Väterzeit und auf der Linde war ein Sitz angebracht, auf welchem der alte König oft gesessen. Nach seinem Tode brach man den Thurm ab und erbaute dorthin eine Kapelle, zur der man auch in alter Zeit wallfahrtete. Und als endlich der uralte heil. Baum dahinsank, wuchs wunderbarer Weise an seiner Stelle eine Buche hervor, deren Stamm sich nahe an der Erde in 7 Schafte theilte. Jeder Schaft war von außerordentlicher Höhe und Dicke. Oben vereinigten sie sich in ihren 7 Wipfeln, so daß man in der Ferne die gewaltige Krone eines einzigen Riesenbaumes zu sehen meinte. Man nannte den Baum die 7 Buchen und sah ihn weit und breit. Lange haben die einzelnen Schafte gestanden. Drei wurden, wie alle Anwohner dortiger Gegend sich noch zu erinnern wissen, durch den Brand eines nahestehenden Hauses zerstört, die andern bis auf einen vom Sturme umgeworfen, und der letzte, der unansehnlichste, vor etwa einem Menschenalter niedergelegt. Jetzt ist keine Spur mehr von dem gewaltigen Baume zu sehen. Aber die Stelle weiß man noch, wo er gestanden.

Redeker Nr. 12 und mündlich.

9. Der Hasenpatt.

Wie in Enger, so ließ Widukind auch zu Schildesche eine Kirche bauen. Auf dem dortigen Kapellenberge ist noch die Stätte, wo sie gestanden. Bei der Kapelle wohnte eine Schwester Widukinds in stiller, klösterlicher Zurückgezogenheit; die besuchte Widukind öfter von Enger aus und der Weg, denn er dann einschlug, heißt heute noch der Hasenpatt. Von ihm heißt es im Mund des Volkes:

Dat is der Hasenpatt,
Den Köninк Weking tratt

Den Namen soll er haben von einem Diener Widukinds, Namens Hase, welcher Widukind begleitete, oder, wie Andere

meinen, von einem Hasen, der Widukind durch Wald und Feld voranlief und ihm zuerst diesen Nichtweg nach Schildesche zeigte.

10. Der Königsweg.

Der Königsweg zwischen Iserlohn und Soest hat seinen Namen von keinem Andern, als vom König Widukind. Dieser hatte zu Hohensyburg und Iserlohn eine Burg und fuhr oft von dort aus auf diesem Wege nach Soest. Und noch immer soll er zu gewissen Zeiten mit feurigen Rossen, von Hohensyburg kommend, dieses Weges ziehn.

Kuhn I S. 153.

11. Widukinds Stein.

An der Straße von Blotho nach Exter in der Bauerschaft Solterwisch (Fürstenthum Lippe), gerade da, wo beim Colonus Hartwig am Stein der Weg zu einem Hohlwege sich hinabsenkt, steht ein alter steinerner Sessel, aus einem einzigen Granitblock gehauen, — das ist der Widukindsstein. Diesen Stein, so wird erzählt, ließ Widukind einst herrichten, um auf ihm auszuruhen von den Mühen der Jagd, der er in dieser Gegend gerne oblag. Nach Andern war es der Stein, über dem sich nach langen Kämpfen Carl der Große und der alte Sachsenheld die Hände gereicht haben zum Frieden.

Vormbaum S. 115.

Wahrscheinlich war dieser Stein seiner Zeit ein Freigerichtsstuhl. Die Figuren und Schriftzeichen an der Lehne weisen darauf hin.

12. Widukinds unechtes Begräbniß.

Als Widukind schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl aus der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zwei Freunden offenbarte er sein Vorhaben. Und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei. Auch das Leichenbegängniß ward angesetzt. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und gar traurig und betrübt um den aufgestellten verschlossenen

Sarg herstand, da trat plötzlich Widukind wohlbehalten und fröhlich unter sie. Bestürzt wich die Menge zurück; denn sie glaubte, einen Geist zu sehen. Widukind aber redete sie freundlich an und erzählte, welche Probe er habe anstellen wollen. Und alle die, welche umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdeß kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung, aber von dem Tage an nannte man ihn Nalop. Und so heißt sein Hof noch heutigen Tages. Steinköhler aus Pödinghausen war unterwegs, kehrte aber um, als er hörte, der alte König lebe noch. Auch er wurde zur Hälfte zehntfrei. Schürmann in Westerenger, oder, wie Andere erzählen, Stute in Pödinghausen, zog gerade die Schuhe an, um sich auf den Weg zu machen. Selbst er blieb nicht unbedacht: einer seiner Kämpe wurde zehntfrei.

Redeker l. c. Nr. 16;
Vormbaum S. 92; Hagedorn S. 142.

13. Widukinds Tod und Grab.

Endlich ist der alte Held wirklich heimgegangen zu seinen Vätern. Er starb aber nicht zu Enger, sondern auf seiner Burg Babilonie auf dem Westfüntel. Da trugen die Sattelmeier seinen Leichnam im Sarge nach Enger, und alles Land, auf welches sie ihre Füße setzten, wurde frei. In Enger brachte man den Sarg unter großen Ehren in die Kirche und stellte die Leiche aus, damit jeder noch einmal die Züge des alten, geliebten Königs sehen könne. Dann ward die theure sterbliche Hülle unter den Thränen von Tausenden als kostbares Kleinod in die Gruft gesenkt. Die Kirchthür, durch welche der Sarg getragen wurde, ward zugemauert und ist nie wieder geöffnet. Der Ort aber, wo die Leiche ausgestellt war, heißt noch heute die „Leichdehl" (Liekdehl).

Hagedorn S. 142;
Redeker l. c. Nr. 17; Vormbaum S. 92. Im Anfange dieses Jahrzehnts ist das Westportal der Kirche wieder geöffnet und so dieser Theil der Sage zu Schanden geworden.

14. Widukind in der Babilonie.

Die Babilonie (s. o.) war einst eine mächtige Burg. Nun ist sie versunken, und der alte König sitzet darinnen und harrt, bis

seine Zeit kommt. Es ist eine Thür vorhanden, welche von außen in den Berg und zu dem Palaste führt. Allein nur selten geschieht es, daß einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

Es mögen nun weit über 100 Jahre sein, als ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auch auf der Paghorst Schäfer war, seine Heerde an dem Mehner Berge weidete. Da sah er an dem Berge drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen. Er brach nun auch diese, und siehe! am andern Morgen waren abermals an dem Orte eben dieselben aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls gepflückt und sich dann in der Schwüle des Mittags am Abhange hingesetzt hatte, erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Berg, welchen er sonst nie gesehen hatte und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nur mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er es, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunklen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran und der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Geräth lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische drohete ein schwarzer Hund. Doch als er die Blumen sah, ward er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhete, und das war König Widukind. Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm was Dir gefällt, nur, vergiß das Beste nicht!" Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und erwählte sich von den Schätzen, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gewölbe zu verlassen. Nochmals rief die Jungfrau ihm zu: „Vergiß doch das Beste nicht!" Er blieb stehen und blickte zurück und sah umher, welches denn wohl das Beste sei. Auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen aber dachte er nicht und ließ sie auf dem Tische liegen. Und diese waren doch das Beste; denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Ueberzeugt, gewiß nicht das Beste vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkle Halle zurück. Eben trat er an das Tageslicht heraus,

als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm her fuhr, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde.

Der Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereignisse noch viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nicht anders, als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat manche Vermächtnisse hinterlassen, unter andern auch eins für die Kirche zu Hille. Und die Nachkommen seiner Erben besitzen noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, welcher von ihm angekauft ist.

Redeker Nr. 21.

Wir haben hier eine Uebertragung der alten Kaisersage auf Widukind vor uns. Als Helden der Kaisersage finden wir Friedr. II., Friedr. I., Carl den Großen und Carl V. Sie sind im Laufe der Zeit vielfach mit einander verwechselt. Friedr. II. sitzt der Sage nach in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern und zu Trifels bei Anweiler; Friedr. I. an denselben Orten und dann noch im Kiffhäuser und Untersberge; Carl der Große im Untersberge, im Odenberge und im Karlsberge bei Nürnberg; Carl V. im Untersberge und Odenberge. Die Sage ist von Friedr. II. auf Friedr. I. (Kaiserslautern, Trifels), von Friedr. I. auf Carl den Gr. (Untersberg), von Carl dem Gr. auf Carl V. (Odenberg und Untersberg) übertragen. Vgl. Grimm, Sagen II. S. 138; I, S. 382; I, S. 28; Grimm, Mythol. S. 536 ff., 525; Maßmann, Kaiserchr. III. S. 1125. — Auch die einzelnen Züge der obigen Sage finden sich sonst: Der Schäfer, Grimm Mythol. S. 537, 541, die Jungfrau, welche die Warnungsworte ruft, derselbe S. 542, die Wunderblume, Abschlagen der Ferse, S. 544. — Außer Arioviſt, Hermann soll auch Widukind im Schlosse Geroldseck im Wasgau sich aufhalten. Grimm Sagen I. S. 28.

15. Widukinds silberne Wiege im Reineberge.

Im Südosten und in unmittelbarer Nähe der Stadt Lübbeke erhebt sich der Reineberg. Im Innern desselben steht in einem Ge-

wölbe König Widukinds silberne Wiege. Oft ist der Eingang schon gesucht, allein bisher noch nicht gefunden.

Redeker Nr. 22.

Dieselbe Sage geht auch von der Babiloine s. Schlichthaber Mind. Kirchengesch. III S. 43.

16. Widukinds Grab am Gablin.

Auf dem Gablin zu Hunterort im Kirchspiel Wersen sind noch alte, gewaltige Schanzen. Ringsumher befinden sich große Todtenhügel und Steindenkmale. Die rühren von drei Heidenkönigen her, welche Hünen waren und viele Kriege führten. Der eine von ihnen war Widukind. Er ruht in einem goldenen Sarge unter den großen Steinen des nahegelegenen Rothenberges.

S. „Mittheilung" 1853 S. 330.

17. Widukindsspende.

Die Widukindsspende (s. o.) rührt, wie die einen zu berichten wissen, von Widukind selber her. Er verhängte nämlich die dabei stattfindende Lieferung von Brod und Wurst über diejenigen, welche bei seinem unrechten Begräbniß (s. o.) zu Hause geblieben waren. Nalop aus Bünde wurde, weil er noch nachgelaufen kam, die Hälfte der Strafe erlassen.

Andere erzählen, die hl. Mathilde habe die Widukindsspende gestiftet. Sie selbst ordnete dabei alle Einzelheiten an, bestimmte sogar die timpenartige Form der dabei zu vertheilenden Stuten, indem sie die Hände ebenso zusammen legte, wie sie die Stuten eben geformt wissen wollte.

Vgl. v. d. Goltz Westf. Idyllen S. 69.

18. Widukind und Dornberg.

Als Widukind nach der Schlacht bei Detmold gen Nordwesten hin dem Osning entlang sich zurückzog, kam es in der Nähe des heutigen Dornberg von Neuem zum Kampfe. Widukind mußte fliehen und rief den Seinen zu: „dür den Berg!" (d. h. fliehet durch den Berg!) und daher soll dann der Name Dornberg entstanden sein. — Zum Danke für die bewerkstelligte Flucht ließ Widukind dort seinem Abgotte ein Heiligthum errichten, an dessen Stelle dann nach seiner Bekehrung eine christliche Kirche trat. Letztere sollte Anfangs da, wo jetzt Großdor-

berg liegt, erbaut werden. Schon war der Ort dazu ausersehen und lag das Bauholz fertig da. Da kam eine weiße Taube geflogen, nahm von den daliegenden Spänen ein paar in ihren Schnabel und trug sie hin nach Dornberg an den Ort, wo jetzt die Kirche steht. Dann ließ sie sich auf einen Hagedorn nieder. Dort wurde denn auch die Kirche erbaut.

Nach Aufzeichnungen im Dornberger Kirchenbuche aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, welche mitzutheilen Herr Pastor Tiemann die Güte hatte. — Da in Dornberg einem kleinen Hofe noch der Name „Donnerburg" anhaftet, daselbst ferner noch ein Petersberg sich findet, der hl. Petrus außerdem Patron der Dornberger Kirche ist, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dort ehemals ein Heiligthum des Götzen Thor gestanden, an dessen Stelle später eine christliche Kirche gebaut wurde. Bei Einführung des Christenthums in Deutschland war es ja Sitte, den hl. Petrus an Stelle des Thor zu setzen, einen Thor- oder Donnersberg Petersberg zu nennen, dem hl. Petrus die Stätte zu weihen, die bis dahin dem Thor heilig war.

Widukind und Rehme.

Ein Lieblingsaufenthalt Widukinds war der Werder von Rehme, jene anmuthige Landspitze, die auf der einen Seite von der Weser, auf der andern von der darein mündenden Werre bespült wird. Hier hielt sich Widukind gewöhnlich vor dem großen Carl verborgen, wenn er nach verlorenen Schlachten fliehen mußte. Von hier aus besuchte er zu Pferd seine andern Waldhäuser und Burgen, aber nie anders, als mit verkehrt untergeschlagenen Hufeisen. Einige wollen auch wissen, daß er von hier aus, in Bettlerlumpen gekleidet, nach Paderborn gepilgert sei, um das Lager Carls des Großen auszukundschaften, woselbst er dann die wunderbare Erscheinung des Jesukindes gehabt habe. Auf dem ihm so lieb gewordenen Werder errichtete er dann auch eine Kirche; davon erzählt uns noch eine Inschrift in der jetzigen Kirche zu Rehme „Anno 763 (!), heißt es da, zu den Zeiten des Kaisers Carls des Großen soll diese Kirche erbauet sein von dem König Widukind."

S. Ledebur, Fürstenthum Minden. Vormbaum S. 118. Das Alter der jetzigen Kirche reicht nicht über das 17.

Jahrhundert hinaus. Da Nimi schon zur Zeit Pipins in den Annalen erwähnt wird, kann die ursprüngliche Kirche recht gut auf die Zeit Widukinds zurückreichen.

20. Widukinds Becher.

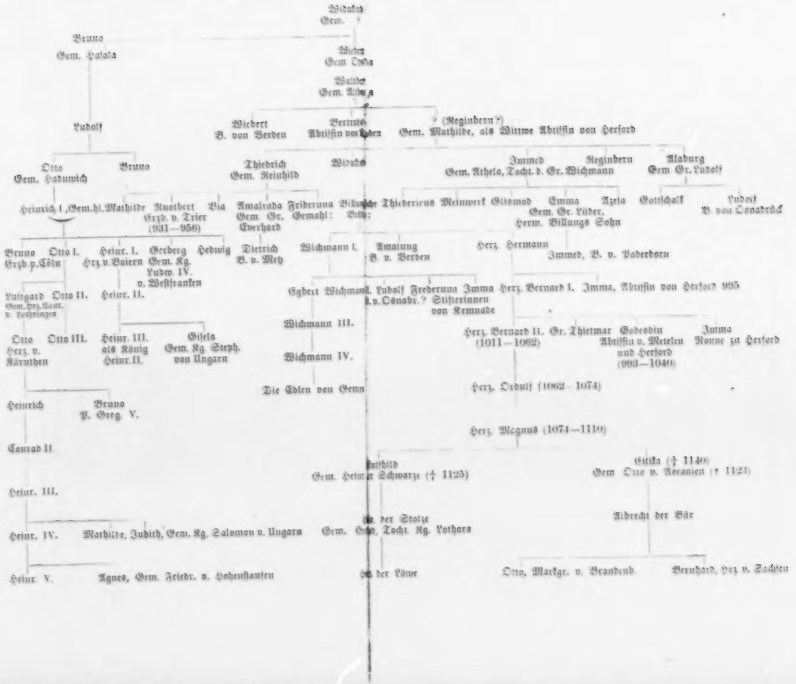
Zu den Schätzen des Enger'schen Stifts aus alter Zeit gehört auch eine länglich runde Schale aus einem grauen Steine (Agalmatolith), welche sich ehedem bei den andern Kleinodien in Herford befand, im Jahre 1840 aber unserem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. als Huldigungsgeschenk verehrt wurde und im Museum zu Berlin aufbewahrt wird. Das ist nun König Widukinds Trinkbecher gewesen, ein Geschenk des großen Carl. König Carl hat sie aber von einem König Visdai aus Afrika zum Geschenk bekommen; denn auf dem kupfernen, vergoldeten Rande steht in römischen Anfangsbuchstaben:

Munere tam claro ditat nos Affrica raro, wie Redeker übersetzt:

Also herrliche Gaben
Wir selten von Afrika haben.

Und auf dem Futteral aus Sykomorenholz, das die Schale umschließt, lieset man: Visdai de Affrica rex. Von dem Steine erzählt man sich noch, daß er kein Gift vertragen könne.

Falke S. 200 (woselbst die Abbildung des Bechers); Rose in der Zeitschrift für Geschichte X 197; Redeker S. 46; Wilmans I 443 n. 2. Andere angebliche Geschenke Widukinds — Evangeliar, Kreuz, „große Gott von Soest" — sind schon früher erwähnt.



Widukind
Gem. ?

Bruno
Gem. Hasala

Wiebert
Gem. Ottilia

Waldbert
Gem. Alberga

Ludolf

Wiebert
B. von Verden

Bertrada
Abtissin von Gandersheim

? (Reginbern ?)
Gem. Mathilde, als Wittwe Abtissin von Herford

Otto
Gem. Hadwich

Bruno

Thiedrich
Gem. Reinhild

Widukind

Immed
Gem. Athela, Tocht. d. Gr. Wichmann

Reginbern

Aloburg
Gem. Gr. Ludolf

Heinrich I., Gem. hl. Mathilde

Ruotbert
Erzb. v. Trier
(931—956)

Bia

Amalrada
Gem. Gr.
Everhard

Friderunna
Gemahl:

Billungsche
Bruno:

Thiederiens

Meinwerk

Gilsmod

Emma
Gem. Gr. Lüder,
Herm. Billungs Sohn

Azela

Gottschalk

Ludolf
B. von Osnabrück

Bruno
Erzb. p. Cöln

Otto I.

Heinr. I.
Hrz. v. Baiern

Gerberg
Gem. Kg.
Ludw. IV.
v. Westfranken

Hedwig

Dietrich
B. v. Metz

Wichmann I.

Amalung
B. v. Verden

Herz. Hermann

Immed, B. v. Paderborn

Luitgard
Gem. Hrz. Conr.
v. Lothringen

Otto II.

Heinr. II.

Egbert

Wichmann II.

Ludolf
B. v. Osnabr.?

Friderunna
Stifterinnen
von Kemnade

Imma

Herz. Bernard I.

Imma, Abtissin von Herford 995

Otto
Herz. v.
Kärnthen

Otto III.

Heinr. III.
als König
Heinr. II.

Gisela
Gem. Kg. Steph.
von Ungarn

Wichmann III.

Wichmann IV.

Herz. Bernard II.
(1011—1062)

Gr. Thietmar

Godesdin
Abtissin v. Metelen
und Herford
(993—1040)

Imma
Nonne zu Herford

Die Edlen von Gemm

Herz. Ordulf (1062—1074)

Heinrich

Bruno
P. Greg. V.

Herz. Magnus (1074—1110)

Conrad II.

Hildwig
Gem. Heinr. Schwarze († 1125)

Eitika († 1140)
Gem. Otto v. Ascanien († 1123)

Heinr. III.

Albrecht der Bär

Heinr. IV.

Mathilde, Judith, Gem. Kg. Salomon v. Ungarn

Heinr. der Stolze
Gem. Gertrud, Tocht. Kg. Lothars

Heinr. V.

Agnes, Gem. Friedr. v. Hohenstaufen

Heinr. der Löwe

Otto, Markgr. v. Brandenb.

Bernhard, Hrz. v. Sachsen

Die

Grundlage christlicher Politik.

Von

Dr. J. Renninger,
Domcapitular.

Würzburg 1879.
Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.
Agentur in Wien.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz), Würzburg.

Vorwort.

Wir hätten dieser Studie, deren Mangelhaftigkeit wir selbst am besten fühlen, auch die Aufschrift geben können: Religion, Moral, Recht und Politik in ihrem Verhältnisse zu einander. Denn ist dieses richtig bestimmt, so ist die Grundlage der Politik gegeben. — Man sieht den folgenden Zeilen ihre Bestimmung auf den ersten Blick an; des Eingehens in individuelle, concrete Fragen enthalten sie sich fast gänzlich; es ist ihnen blos darum zu thun, den Standpunkt zu benennen und im Geiste der „Alten Schulen" zu beleuchten, auf dem jeder stehen muß, welcher in dem öffentlichen Leben ein Wort zu sprechen hat — sei es am grünen Tisch der Regierung, oder auf den Bänken der Volksvertretung, oder auf der Volkstribüne, oder hinter dem Pulte der Redaktion. — Den Hintergrund wollen sie zeichnen, von dem die glückliche Lösung

jeder einzelnen politischen Frage sich abheben, den Rahmen, in den sie sich einfügen muß. — Auch ein Mahnruf für die Gesellschaft sollen sie sein, daß sie, wenn sie diese Principien verläßt, sich auf abschüssiger Bahn befindet, einem unnennbaren Elend entgegentreibend, dessen Sturmfluth wir nur zu deutlich schon gewahren.

Würzburg, Dezember 1879.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Seite

Religion — Moral — Recht — Politik 1

Erster Theil.

Begriffliches Verhältniß.

1. Capitel.

Die Religion.

1. Begriff der Religion 3
2. Nothwendigkeit derselben 4
3. Subjekt derselben 4
4. Positive Religion 5
5. Kirche 6

2. Capitel.

Moral.

1. Begriff der Moral 7
2. Der Wille 7
3. Das Sittengesetz 8
4. Inhalt des Sittengesetzes 9

3. Capitel.

Das Recht.

1. Menschliche Gesellschaft 10
2. Sociale Norm 11

4. Capitel.

Die Politik.

1. Definition 14
2. Voraussetzungen 15

Zweiter Theil.

Pragmatisches Verhältniß.

1. Capitel.

Religion und Moral.

Seite

Geschichtliches 17

Keine Moral ohne Religion.

I. Beweis. Das natürliche Sittengesetz im Verhältnisse zum ewigen Gesetz.
a. Das natürliche Sittengesetz 19
1. Definition. 2. Innerstes Bewußtsein, 3. Offenbarung und 4. Heidenthum zeugen für sein Bestehen 20
b. Das ewige Gesetz.
1. Definition. 2. Für die Ableitung des natürlichen Sittengesetzes aus ihm zeugen griechisches und 3. römisches Heidenthum und 4. die Offenbarung 26
5. Das ewige Gesetz kam im Gottmenschen zur Darstellung . . 31
6. Das ewige Gesetz ist Gott selbst 33
II. Beweis. Die verpflichtende Kraft des Sittengesetzes.
Es ist eine Thatsache des Innern, ein Urtheil der praktischen Vernunft, deßhalb mit einem Imperativ verbunden und dadurch Gesetz . . 36
Die Superiorität desselben über den Menschen der Zeit nach, der Natur nach und der Wirkung nach führen auf Gott als den Gesetzgeber zurück 39
III. Beweis. Parallele mit dem physischen Naturgesetz 41
Coroll. I. Pflichtgefühl und Gottesliebe 43
Coroll. II. Primat der Religion vor der Moral 44

2. Capitel.

Das Recht.

Kein Recht ohne Sittlichkeit.

I. Beweis. Das Recht als Objekt einer Tugend, der Gerechtigkeit 47
II. Beweis. Quelle des Rechts 49
III. Beweis. Ex officiis jura 52
IV. Beweis. Zweck des Rechts 54
V. Beweis. Die Kraft des Rechts liegt im Sittlichen 58
VI. Beweis. Die geschichtliche Anschauung 59

3. Capitel.

Politik.

A. Die Autorität an sich

I. Das Entstehen der Autorität, durch menschliche Thatsachen vermittelt 62
II. Der Bestand der Autorität, auf unmittelbar göttliche Causalität zurückzuführen 65

Seite

Coroll. I. Die Thatſache, durch die die Autorität entſteht, iſt nicht Uebertragung der Autorität ſelbſt 60
Coroll. II. Analogieen hiezu 69
Coroll. III. Stärke der Autorität 70
Coroll. IV. Würde des Gehorſams 70
Coroll. V. Das Sündhafte der Auflehnung gegen ſie 71
Coroll. VI. Liturgie der Kirche 71

B. Zweck der politiſchen Autorität.

Der nächſte Zweck.

Bonum commune, die Wohlfahrt des Gemeinweſens als ſolchen . . . 74
Direkte Thätigkeit hiefür: I. geſetzgebende, II. richterliche, III. ſtrafende, IV. adminiſtrative Thätigkeit 77
Indirekte Thätigkeit für die höheren Ziele des Gemeinweſens durch Sorge für Religion und Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt, Erziehung 79

C. Motiv der Politik.

1. Gerechtigkeit 82
2. Wohlwollen und Liebe 88
3. Religion 91

Schluß.

Höchſtes Ziel der Politik.

Verherrlichung Gottes 94

Einleitung.

Religion — Moral — Recht — Politik, vier Begriffe, welche im concreten Leben des Menschen, wie er in der Gemeinschaft mit Andern lebt, zu steter Wechselwirkung verbunden sind; Begriffe, welche schon wissenschaftlich nicht leicht zu bestimmen, in praktischer Beziehung und in ihrer Anwendung verhängnißvoll werden können. Denn das Verkennen des Verhältnisses, in dem diese Begriffe zu einander stehen, hat einerseits die große Calamität unserer Zeiten geschaffen; andererseits verbürgt richtiges Verständniß und richtige Anwendung derselben jene Ordnung und Harmonie, welche unserm irdischen Leben die höchste Verklärung zu verleihen vermag. Dafür legt die Geschichte beredtes Zeugniß ab. Das alte römische Reich ist nach dem Urtheil des hl. Augustinus zu Grunde gegangen, weil Religion, Sitte und Recht mißachtet und so der Politik ihr Fundament entzogen wurde (de civ. Dei II. c. 21). Umgekehrt senkt sich wunderbarer Friede herab auf die Völker, wenn das Gottesreich, die Kirche, mit seinen Prinzipien des Glaubens und der Sitte seine beseligende Macht ausüben kann, ein Friede, wie ihn der Prophet schaut, wenn der gekommen sein wird, dem Gerechtigkeit Gürtel der Lenden, und Treue der Gurt seiner Nieren ist, wenn die Wurzel Jesse's zum Panier für die Völker geworden sein wird: „Da werden die Nationen ihre Schwerter zu Pflugschaaren schmieden, und ihre Lanzen zu Sicheln [1]); denn die Erde ist voll der Erkenntniß des Herrn, wie Gewässer den Meergrund decken." — Diese innige Durchdringung der genannten Begriffe und ihr Abhängigkeitsverhältniß ist auch von denen zu-

[1]) Is. II. 4. XI.

gestanden, die mit uns in der Definition derselben nicht übereinstimmen: „Wenn die Erscheinung des preußischen Staats, sagt Hartmann in seinem neuesten Buch[1]), in den Freiheitskriegen schon längst als eine Aeußerung Kant-Fichte'scher Gesinnung gefeiert ist, so ist es bisher noch wenig verstanden, daß die inneren und äußeren Erfolge der preußischen Politik seit 1866 der Lohn für die selbstverläugnende Durchdringung Preußens mit dem Sittlichkeitsbegriff Hegels sind". Ex hoste consilium! Kein Zweifel kann demnach bestehen über die hohe praktische Bedeutung unsres Gegenstandes. Unsere Auseinandersetzung vollzieht sich in zwei Theilen, dem begrifflichen, der die Begriffe in sich und theoretisch betrachtet, und in einem pragmatischen, der sie in ihrer Anwendung und gegenseitigen Durchdringung auffaßt.

[1]) Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins S. 551.

Erster Theil.

Begriffliches Verhältniß.

Erstes Capitel.

Die Religion.

1. Begriff der Religion.

Religion ist die Hinwendung der vernünftig-freien Creatur zu Gott.

In unendlicher Liebe wollte Gott die innere Herrlichkeit seines Wesens nach Außen darstellen; die Seligkeit, die er selbst in sich besitzt, wollte er nach Außen mittheilen; Abbilder und Gleichnisse seines unendlich vollkommenen Wesens aus dem Nichts in's Dasein rufen. Dies bewirkte er durch den Akt, den wir Schöpfung nennen. Während in jeder Creatur nur eine Spur der göttlichen Vollkommenheiten zu finden ist[1]), erhebt sich die vernünftig-freie Creatur in ihren natürlichen geistigen Fähigkeiten zum Abbild[2]), um in ihrem übernatürlichen Sein Ebenbild[3]) des göttlichen Wesens zu werden. „Laßt uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichniß"[4]).

Dieser Zweck des menschlichen Daseins wird dadurch realisirt, daß der Mensch, was objektiv gegeben, subjektiv ergreift, daß er Gott, von dem er ausgegangen, sich zuwendet, das Band, das Gott knüpfte, aufnimmt und anerkennt, durch Hingabe es praktisch beantwortet — religare. — Das ist der Begriff der Religion. —

---

[1]) S. Thom. I. qu. 45. art. 7. S. Augustinus de Trinitate VI. cap. 10
[2]) S. Thom. Summa I. qu. 93 a. 7.
[3]) ibidem II. II. qu. 163. a. 2.
[4]) Gen. I. 26.

2. Nothwendigkeit der Religion.

Diese Zuwendung zu Gott ist demnach einerseits in der freien That Gottes, andererseits in der Natur des Menschen begründet, welche er der freien That Gottes verdankt; es ist deßhalb ein dem Menschen nothwendiges, weil in seiner Natur begründetes Verhältniß; wohl macht die Freiheit, die der Schöpfer ihm als den höchsten Ausdruck der Gottähnlichkeit verlieh, es möglich, das Verhältniß zu verkennen, zu verläugnen; aber er kann nie aus diesem Verhältnisse objektiv hinausfallen; er kann es blos thun, indem er seine ganze Natur in Unordnung und in jenes Elend stürzt, das sich über jedes Sein legt, das seinen Zweck verloren.

3. Subjekt der Religion.

Der Mensch nach seinem ganzen Sein ist aus der Hand Gottes hervorgegangen; deßhalb muß er sich in seinem ganzen Sein ihm zuwenden. Das objektive Verhältniß, von Gott angeknüpft, muß in seiner Totalität subjektiv werden, deßhalb umfaßt die Religion alle Vermögen des Menschen, nicht blos sie, sondern ihn selbst in seiner ganzen Persönlichkeit.

Die Erkenntniß, die Gott dem Menschen gab, um die Wahrheit aufzunehmen, und welche für alle Akte desselben grundlegend wird, wie eine Leuchte auf dunklem Wege, muß sich ihm zuwenden als der absoluten Wahrheit, ihn anerkennen.

Der Wille, der von der Erkenntniß geleitet dem Guten zustrebt, und der wie ein Herrscher allen Akten des Menschen durch seine Befehle die Richtung gibt, muß sich Gott zuwenden, als dem absoluten Guten, ihn lieben.

Das Gefühl, wenn man von demselben als einem besondern Vermögen, in welchem Erkenntniß und Wille sich noch nicht in ihrer Bestimmtheit ausgeschieden haben, sondern noch in ihrer Indifferenz schlummern, sprechen will — auch es soll sich in seinen Affekten Gott zuwenden, als der absoluten Schönheit, ihm huldigen.

Und auch das leibliche Leben, in dem die geistigen Vorgänge nach Außen sich offenbaren, muß durch die äußeren Akte der Gottesverehrung seine Hinwendung zu Gott zur Darstellung bringen.

Und weil endlich der Mensch durch mannigfache Bande der Liebe wie der Noth mit seines Gleichen verbunden ist, und so in einer

Gesellschaft lebt, so muß auch die Societät, die menschliche Gesellschaft, in öffentlicher, gemeinsamer Gottesverehrung sich Gott zuwenden.

So gehört der Mensch mit all seinen Vermögen, und nicht blos mit diesen, sondern er selbst in seiner ganzen Persönlichkeit, welche, als gemeinsames Band alle Vermögen und Akte desselben als die ihrigen trägt, Gott; dieses Verhältniß muß er bethätigen, und diese Bethätigung heißt Religion.

4. Positive Religion.

Was wir bis jetzt unter Religion verstanden, ist in der Natur Gottes und des Menschen bgründet, mit dem Wesen des Menschen von selbst gegeben, und heißt deßhalb **natürliche Religion**. So nothwendig sie auch ist, so ist doch die Art und Weise ihrer Bethätigung manchem Dunkel, manchem Fehlgriffe ausgesetzt; nicht blos deßhalb, weil die Erkenntniß des Menschen, die nicht in das Wesen der Dinge eindringt, sondern blos auf vielfach verschlungenen Wegen sich dasselbe zugänglich macht, oft irrt:

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt"

sondern ganz besonders deßwegen, weil durch eine gleich auf den ersten Blättern der Geschichte beschriebene, traurige Verkehrung des Verhältnisses, durch eine freie Abwendung von Gott, das Dunkel als eine Strafe über seine Erkenntniß und Schwäche sich über seinen Willen breitete; ganz abgesehen davon, daß es ihm überhaupt unmöglich war, das abgebrochene ursprüngliche Verhältniß zu Gott, das gleich im Anfang weit über natürliches Bedürfniß und natürliches Vermögen als Paradieseszustand hinausgegangen war, wieder anzuknüpfen. — Da trat Gott ein und gab dem Menschen eine **Offenbarung**, in welcher er nicht blos in unendlicher Huld und Barmherzigkeit das durch die Schuld des Menschen abgebrochene Verhältniß wieder anknüpfte, sondern ihm auch wieder den Weg bestimmt und klar zeigte, auf dem der Zutritt zu ihm möglich ward; und sprach hierüber positiv seinen Willen aus. Diese Offenbarung ist historische Thatsache, und wird, wie nur irgend eine Thatsache bewiesen zu werden vermag, bewiesen; und der Einzelne kann sich nur derselben verschließen, wenn er die Gesetze verkennt, nach denen historische Thatsachen überhaupt bewiesen werden müssen.

Dadurch nun ist die Religion eine *positive*, d. h. eine von Seite Gottes durch seine Offenbarung normirte, und wenn wir jetzt von Religion überhaupt sprechen, sprechen wir von dieser. *Keine Religion ohne Confession*, da ja Confession nichts Anderes ist, als das Bekenntniß der positiven Religion. Sollte Jemand unverschuldeter Weise außerhalb des wahren Bekenntnisses stehen, so hört für ihn Möglichkeit und Pflicht der Religion nicht auf; aber es ist ein Ausnahmszustand, der von selbst und durch Gottes Gnade zu dem normalen Verhältnisse hindrängt und bei gutem Willen auch hinführt.

5. Kirche.

Die von Gott einmal gegebene Offenbarung, die als Akt vorübergegangen, muß in ihrem Inhalte rein und unverfälscht dem Geschlechte erhalten bleiben. Dies kann nicht erreicht werden durch todte, einmal der Geschichte übergebene *Urkunden*, deren Unverfälschtheit, und noch mehr deren Sinn dem Irrthum und dem Widerspruch einen neuen Weg eröffnen würde; sondern dazu wird erfordert **eine lebendige Autorität,** die von dem, der die Offenbarung gegeben, selbst bestellt und geleitet wird, und welche als solche durch unverkennbare Zeichen sich legitimirt. Das ist die **von dem Erlöser gestiftete Kirche.** Es wäre blos ein Deismus höherer Ordnung, wenn man glauben wollte, Gott zöge sich, nachdem er einmal die Offenbarung gegeben, zurück und überließe sie selbst ihrem Geschicke. Es sind die größten *Lebensfragen*, um die es sich handelt und diese fordern zu ihrer Lösung Präsenz und Einwirkung Gottes, und dieser präsente Gott ist gegeben in der Kirche, welche nach apostolischer Anschauung der *geheimnißvolle Leib Christi* ist, der sich die einzelnen Glieder des erneuten und geheiligten Geschlechts als seine Glieder einfügt. Sie führt die Einzelnen in die Offenbarung ein und macht sie zu Gliedern dieses Leibes durch ihr *Priesterthum*, dem gesagt ist: „Gehet und lehrt alle Völker, ich bin bei euch bis zum Schlusse der Zeiten“ [1]). „Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich“ [2]). „Er hat Hirten und Lehrer verordnet für die Vollendung der Heiligen, für

[1]) Math. XXVIII. 20.
[2]) Luc. X. 16.

die Ausübung des Dienstes, für die Erbauung des Leibes Christi[1])". So sind wir gelangt zur Erkenntniß: Keine Religion ohne Confession, keine Confession ohne Kirche — und haben so den vollen Begriff der Religion erörtert.

Zweites Capitel.

Moral.

1. Begriff der Moral.

Die Religion umfaßt, wie gezeigt, alle Vermögen des Menschen. Unter diesen Vermögen aber ist Eines, welches eine ganz hervorragende Stelle einnimmt und deßhalb besondere Beachtung verdient, — es ist dies der Wille des Menschen. Ist er es doch, unter dessen Befehl alle übrigen Vermögen thätig sind; der durch die Anziehungskraft des ihm eigenthümlichen Objektes — das Gute — die anderen Vermögen in Thätigkeit versetzt; in dessen richtiger Stellung sich zumeist das Verhältniß des Menschen zu Gott ausspricht. — Der Wille aber bedarf zu seiner Bethätigung eine Norm, ein Gesetz: und die Darstellung dieses Gesetzes ist Sache der Moral. Verdeutlichen wir dieses.

2. Der Wille.

Im Unterschied von der Erkenntniß, die ein leidendes Vermögen ist[2]), ist der Wille vorzugsweise das thätige und strebende Vermögen[3]). Das Wahre, Objekt der Erkenntniß, wird aufgenommen; das Gute, Objekt des Willensvermögens, will erstrebt sein und realisirt werden. Wo immer dem Willen vom Intellekt ein Gut vorgestellt wird, da wird er in eine entsprechende Bewegung versetzt. Das Gut aber, welches dem Menschen sich darstellt, ist in verschiedener Differenz; dem Hauptunterschiede nach ist es entweder ein angenehmes Gut — bonum delectabile — oder ein sittliches Gut — bonum honestum; jenes entspricht dem sinnlichen Bedürfnisse des Menschen, dieses seinem geistigen.

[1]) Eph. IV. 11.
[2]) Thom. Summa I. qu. 79 a. 2.
[3]) Thom. Summa I. qu. 20 a. 1.

Gleichwie die Sinnlichkeit im Menschen sich zuerst entwickelt und bethätigt, da sie ja Basis wird für das vernünftige Leben, so ist im Bereich der Erkenntniß der sinnliche Eindruck der erste, der allmählig zum Gedanken reift; und so hat auch im Bereich des Strebens das sinnlich-angenehme Gut den Vorrang der ersten bewegenden Kraft; von selbst, durch die Nothwendigkeit der Natur angestachelt, strebt der Wille diesem zu; er handelt da in seinem niederen Charakter als Begehrungsvermögen — appetitus — sich begnügend mit der einfachen Repräsentation durch den Intellekt, ohne sein Urtheil über den Werth des Gutes abzuwarten.

Nun aber geschieht es häufig, daß das sinnliche Gut, wenn es in die richtige Beleuchtung durch die urtheilende Erkenntniß gesetzt wird, dem sittlichen Gute, dem, was der geistigen Natur des Menschen gut ist, widerspricht. Woher dieser Widerspruch? So lange der Mensch hier unten lebt, ist das Gute für ihn wie mit einem Schleier umhüllt, wie ja selbst sein Geist mit dem Schleier der Sinnlichkeit; er sieht das wahrhaft Gute nicht in seinem Wesen, nicht in seiner wahren Beschaffenheit. Und erst der richtig geleiteten Erkenntniß ist es möglich, den Schleier zu heben, und den Werth des Gutes zu bestimmen. Aber ehe die Erkenntniß in diese Thätigkeit eintritt, ist der Eindruck des scheinbaren Gutes und die ihm entsprechende Zuneigung des Willens schon erfolgt. Es ist nun die Aufgabe des Menschen, wodurch er seine Selbstbestimmung am schönsten bethätigt, sich der Gewalt dieses augenblicklichen und nothwendigen Eindruckes zu entziehen, das Gute seinem bleibenden und wahren Werthe gemäß zu schätzen, dasselbe vor den Richterstuhl der Erkenntniß zu fordern und nach ihrem Urtheilsspruch sich zu entscheiden. Und weil er ein freier Wille ist, wird es ihm möglich, das, was wahrhaft gut ist, zu ergreifen, es zu realisiren, den geistigen Menschen, τὸν ἔσω ἄνθρωπον[1]) zu entwickeln und zu vollenden, seiner von Gott gewollten Idee gerecht zu werden.

3. Das Sittengesetz.

Wird es aber dem Menschen gelingen, alsbald und immer, wenn es zu handeln gilt, das Gute seinem wahren Werthe nach zu schätzen? Müssen nicht im Gegentheile viele Jahre darüber hingehen, müßten nicht die bittersten, zum Theil unverschuldeten

[1]) II. Cor. IV. 16.

Erfahrungen durchlebt werden, ehe dieses gelingt? Ist auch das Licht der theoretischen Vernunft immer unfehlbar in der Werthbestimmung des Guten? Wird ihre Stimme nicht durch die Leidenschaft und Selbsttäuschung des Menschen entstellt? Hat sie immer Kraft genug, dem Menschen das, was sie ausspricht, zur festen Ueberzeugung zu bringen? — In diese Verwicklungen hat Gott Klarheit gebracht. Er hat in des Menschen Bewußtsein das Sittengesetz eingesenkt, jene innere Norm der Handlungen mit ihrem Imperativ: Thue das Gute, meide das Böse! — hat dem Menschen gegeben das Gewissen, welches den einzelnen concreten Fall unter dieses Gesetz stellt, anspornend zum Guten, abschreckend vom Bösen, und die vollbrachte That richtend. Das Gewissen, als nächste Regel und Anwendung des Sittengesetzes, ist die in das Innere des Menschen aufgenommene Stimme Gottes, der ihn dadurch unmittelbar an sich kettet und ihn seiner letzten Bestimmung zuführt.

4. Inhalt des Sittengesetzes.

Das Sittengesetz ist mit hinreichender Klarheit promulgirt im Innern des Menschen. Jedoch sind in der Klarheit dieser Promulgation verschiedene Stufen. Die ersten Principien (*συντήρησις*) sind so klar promulgirt, daß eine Unkenntniß derselben und ein Irrthum in Bezug auf sie unmöglich ist. Z. B. Ehre Gott! Ehre die Eltern! Thue nicht Andern, was du dir nicht gethan wissen willst[1]). Aus diesen ersten Principien gehen abgeleitete Sätze hervor, deren Ableitung nicht schwierig noch verwickelt ist. Z. B. „Gib kein falsches Zeugniß gegen den Nächsten; verletze nicht dessen Ehre." Auch in diesen durch einfache Analyse aus den obersten Principien abgeleiteten Sätzen kann es keine Unkenntniß geben, die Entschuldigung verdiente. Soll die Tragweite der ersten Grundsätze des Sittengesetzes durch Schlußfolgerung auf noch entferntere Fälle sich ausdehnen, so ist wegen der Schwierigkeit der Deduktion eine Unkenntniß möglich, wenn auch auf kurze Zeit, beim Mangel ernsten Ueberlegens, für bestimmte Verhältnisse und Personen.

[1]) S. Thom. I. II. qu. 100 art. 1. — I. II. qu. 94. art. 4. Suarez de legibus S. 76. n. 3. 77. n. 7.

Dieser mehr oder minder entstehenden Unwissenheit und Unklarheit hat Gott durch **positive Gesetzgebung** Abhülfe geleistet. In seiner Offenbarung, die er schon auf Sinai verkündigte, hat er dem natürlichen Sittengesetze bestimmte Fassung gegeben; er selbst, als Erlöser auf Erden wallend, hat die Gesetze seines Reiches verkündet; er setzte eine lebendige Autorität ein, die nicht blos die Aufgabe hat, unfehlbare Wahrheit zu verkünden, sondern auch die Macht hat, Gesetze zu geben, die im Gewissen verpflichten; es ist abermals die **Kirche**.

So ist die Norm für das sittliche Leben des Menschen, ihrem Inhalte nach eine complexe, erfordert eine eingehende Behandlung, vielfache Begründung, detaillirte Anwendung. Dieses große Gebiet nun, welches von der Sittlichkeit menschlicher Thaten und von der Normirung derselben durch das Gesetz handelt, heißt Moral.

Drittes Capitel.

Das Recht.

1. Menschliche Gesellschaft.

Der Mensch lebt von Natur aus ein gesellschaftliches Leben, d. h. er findet sich nicht blos faktisch in Gesellschaft lebend, sondern auch durch die Stimme der Natur, durch seine sittlichen Antriebe, durch Noth und Bedürfniß ist er auf das Leben in der Gemeinschaft angewiesen. —

Die engste und nächste Gemeinschaft ist die Familie, in die der Einzelne sich beim Beginne seines Lebens eingegliedert findet. Wie sie es ist, die für den Einzelnen thätig war, ehe er sein Dasein erhält, wie sie es ist, der er sein Dasein verdankt, so ist sie es auch, welche an der Wiege des Kindes steht, in treuer Sorgfalt, das erste Erwachen der physischen und geistigen Kräfte fördert und schützt. — Dadurch ist und bleibt die Familie das Prototyp aller gesellschaftlichen Kreise, in die der Einzelne eintreten wird. Es kommt allmählig die Zeit, in der der enge Kreis ihm nicht mehr genügt; er sucht Erweiterung; ein größerer Schauplatz wird gefordert und bietet sich dar: Es finden sich Anlagen im Kinde, die über den Kreis der Familie hinaus streben, Bedürfnisse, welche durch die Familie nicht allseitig befriedigt werden können. Und selbst abgesehen davon, besteht schon einmal die Menschheit als

Vielheit; im Laufe der Zeit hat sich von selbst die Familie erweitert zur Gemeinde; die Gemeinde zum Stamm; der Stamm zum Volk. In diese Vielheit, als eine gegebene Thatsache, tritt der Einzelne ein, und bei jedem Schritte seines Lebens tritt er in die verschiedenartigsten Beziehungen zu ihr.

Diese Vielheit der Menschen ist eine Vielheit vernünftiger Wesen, und wie jeder Einzelne gerade durch seine Vernunft, das ordnende Vermögen, auf Zwecke angewiesen ist, die er durch sein Leben realisiren soll, so sollen auch durch das Zusammenleben der Menschen Zwecke realisirt werden, wie immer man sie auch definiren will.

Auch diese Arbeit ist schon geschehen; und sie ist nicht ohne Erfolg geblieben. Deßhalb sieht man in dieser Vielheit Güter angehäuft, zum Nutzen des Einzelnen, zur Förderung seines Lebens bestimmt, in deren Besitz er eintritt.

Dieses Zusammenleben Vieler mit ihren verschiedenen Beziehungen und Bedürfnissen, mit dem System ihrer Zwecke, die durch dasselbe realisirt werden sollen, im Genusse der Güter, die sich vorfinden, diese sociale Vielheit ist die menschliche Gesellschaft.

2. Sociale Norm.

Wie das Leben des Einzelnen nicht denkbar ist ohne Norm, nach der es sich regelt, so auch nicht das Leben der Gesellschaft. Sie braucht eine Norm, nach der die Handlungsweise des Einzelnen social werden kann, so beschränkt und eingerichtet wird, daß der Nächste neben ihm auch sein individuelles und sociales Leben entfalten kann. — Und diese Norm heißt nach allgemeiner Anschauung **das Recht**.

So verschieden auch diese Norm abgeleitet worden ist, so kommen doch alte und neue Rechtsphilosophen in dieser Definition überein. — Es ist nothwendig, auch der inhaltlichen Merkmale wegen, einzelne derselben zu hören.

Thomas v. Aquin auf Aristoteles sich stützend und Repräsentant der ganzen Scholastik: Das Recht ist ihm Objekt der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit aber ordnet den Menschen in seinen Beziehungen zum Nächsten — ordinat hominem in his, quae sunt ad alterum — sie bezweckt eine gewisse Gleichheit — aequa-

litatem quandam importat — wie schon der Name sagt: dicuntur enim vulgariter, ea quae adaequantur, justari; sie sieht davon ab, wie es vom Handelnden selbst geschieht — non considerato, quomodo ab agente fiat — II. II. qu. 47. art. 1. Daher die von ihm adoptirte alte Definition: Gerechtigkeit ist der beständige und immerwährende Wille, jedem das Seinige zu geben — II. II. qu. 58. art. 1. — Ihm sind drei Begriffe dem Rechte wesentlich: Aequalitas, debitum, esse ad alterum — II. II. qu. 80. — Aussprüche, welche beweisen, daß durch das Recht das Zusammenleben der Menschen geregelt wird.

So sehr auch die alte christliche Schule und die neuen Juristenschulen in der concreten Auffassung des Rechts aus einander gehen, indem erstere das Recht als concentrisch mit der Sittlichkeit faßt, letztere hingegen, wenn sie auch das Recht als Ausfluß des ἦθος betrachten, es aber alsbald von ihm ablösen, und ihm eine Selbstständigkeit geben, die sich durch ihren Mechanismus selbst tragen soll; so besteht doch bei beiden das Wesentliche, Formale des Rechts in der Ordnung der äußeren Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens.

So Theodor Mayer S. J. in seinem gründlichen Werke: Die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit. (S. 108.)

Walter (Naturrecht und Politik §§ 32. 58. 16): Das Rechtsgefühl bezeugt uns das Dasein eines über uns aus der göttlichen Gerechtigkeit stammenden Gesetzes, welches in allen Ordnungen des Lebens dasjenige, was Jedem nach seinen allgemein menschlichen oder seinen besonderen Beziehungen als das Seinige gebührt, heilig geachtet wissen will. Auf die Erfüllung dieses Gesetzes ist jede Ordnung menschlicher Verhältnisse gegründet und nur dadurch möglich. Das Rechtsgefühl lehrt in den Mitmenschen die gleiche menschliche Würde und die daraus in den gegenseitigen Beziehungen fließenden Ansprüche anzuerkennen. Das Recht geht (im Unterschied von der Ethik) wesentlich auf äußere Handlungen und Lebensverhältnisse.

Moy (Das Recht außerhalb der Volksabstimmung): Das Recht ist das Gesetz des gesellschaftlichen Lebens — es ist der Inbegriff derjenigen Wechselbeziehungen unter den Menschen in ihrem äußeren Leben, welche die Vernunft als nothwendig er-

kennt und das Gewissen als zu beachten und aufrecht zu erhalten gebietet.

Trendelenburg: Das Recht ist der Inbegriff derjenigen allgemeinen Bestimmungen des Handelns, durch welche es geschieht, daß das sittliche Ganze und seine Gliederung sich erhalten und weiter bilden könne.

Ulrici: Das Recht ist die Befugniß und die Verpflichtung, die äußeren Bedingungen, die die Entwicklung des ethischen Lebens des Menschen voraussetzt, zu erfüllen, aufrecht zu halten und ihnen gemäß das äußere Leben zu reguliren.

Krause: Das Recht ist ein organisches Ganze der von der Willensthätigkeit abhängigen Bedingungen zur Erstrebung des organischen Ganzen der Lebenszwecke der Einzelnen und der Gesammtheit.

Aberle (in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon): Recht ist der Inbegriff der aus dem göttlichen Willen hervorgehenden Normen, durch welche das Zusammensein der Menschen sowohl im Verhältnisse von Individuum zu Individuum, als auch im Gattungsverhältnisse geordnet wird.

Warnkönig (Rechtsphilosophie S. 176): Wo immer Menschen zusammenleben, und in bleibendem Wechselverkehr, es sei ein friedlicher oder feindlicher, zusammenstehen, werden gewisse Maximen Regeln oder Vorschriften anerkannt, welche bestimmen, was unter ihnen Recht ist und als solches befolgt wird oder nach ihrer Meinung befolgt werden soll oder muß, und deren Nichtbefolgung für Unrecht gilt. Der Inbegriff dieser Vorschriften ist das Recht dieser Menschen, welche als eine Gesammtheit ein Volk genannt werden."

Kant: Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Andern nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammenbestehen kann. Freiheit aber ist die Macht, daß die Vernunftideen auf das in der Sinnenwelt sich vollziehende Handeln einwirken können. — Eine Definition des Rechts, dem Inhalt nach gefährlich, der Form nach die unserige. —

Wenn alle Rechtsphilosophen den Charakter der Erzwingbarkeit als jedem Recht nothwendig erklären, ein Charakter, der zwar nicht Constitutivum der Definition, wohl aber nothwendig-

Folge derselben ist, so liegt auch darin die Voraussetzung einer Gesellschaft, die im Wechselverkehr steht und deren Verhältnisse zu regeln sind.

Es ist also nicht wie Hartmann (Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins S. 504) irrthümlich annimmt, das Recht als solches abzuleiten aus einer positiven oder historischen θέσις, sondern aus der Natur des Menschen, die zur Gemeinschaft bestimmt und in äußeren Handlungen innerhalb derselben sich bewegt.

Viertes Capitel.

Die Politik.

1. Definition.

Aristoteles vergleicht das Gemeinwesen mit einem Organismus, in welchem alle Bewegungen abhängen von einer ersten Bewegung, doch so, daß diese erste Bewegung in jedem einzelnen Glied des Organismus jene Bewegung bewirkt, die ihm seiner Natur nach eigenthümlich ist. (Eth. VI. art. 6.) Die Staatsweisheit — Politik — ist nun die Kunst, diese Bewegung zu regeln, und dadurch die äußere Gemeinschaft der Menschen als solche ihren Zielen zuzuführen. Er vergleicht die Politik gern mit der Weisheit, die auf Erreichung ewiger Güter abzielt; mit der Klugheit, die dem einzelnen Menschen lehrt, in sein eigenes Leben Ordnung hineinzubringen; die Politik aber beschäftigt sich mit dem Gemeinwesen, und sucht seine Zwecke zu realisiren.

Der hl. Thomas, sich auf diese Texte beziehend, liebt es, auf das Liebliche, auf die Harmonie, den Frieden aufmerksam zu machen, der aus einer solchen Bewegung entsteht, hinweisend auf den Sphärenklang, den die Pythagoräer aus der geordneten Bewegung der Himmelskörper zu vernehmen glaubten. (De reg. principum op. XVI. lib. IV. c. 23.) Und gleichwie ein Gebäude, sagt Thomas, blos dann Festigkeit und Stabilität besitzt, wenn ein verständiger Baumeister die Theile untereinander nach richtigen Gesetzen verbunden hat, so wird auch der Staat fest bleiben, wenn ein Jeder auf seiner Stufe, mag er nun der oberste Leiter sein oder ein Dienstthuender und Untergebener, die ihm gebührende Thätigkeit in gehöriger Weise entfaltet. Aus

dieſer Gliederung und der ihr entſpringenden Geſetzmäßigkeit entſpringt das zeitliche Glück und der Friede des Gemeinweſens, welches als Ziel der äußeren Geſellſchaft als ſolcher vorgeſetzt iſt. Schon im alten Bunde, fährt Thomas fort, ſehen wir dieſes Ziel der Staatsweisheit. Jetro ſprach zu Moyſes: (Exod. cap. XVIII. XXI) „Nimm dir Männer ausgerüſtet mit Anſehen, in denen Wahrheit iſt, und die den Geiz nicht lieben, und ſtelle auf aus ihnen Tribunen, Centurionen, Quinquagenarier und Dekane, die das Volk richten in jeder Zeit. Wenn du das gethan haſt, dann haſt du den Willen des Herrn erfüllt, du wirſt ſeine Befehle ertragen können, und das Volk wird in Frieden an ſeinen Orten wohnen."

Politik oder Staatsweisheit iſt demnach Inbegriff der Grundſätze, welche denjenigen, welcher für die öffentliche Geſellſchaft zu ſorgen hat, bei ſeinen Handlungen leiten und beſtimmen.

2. Vorausſetzungen.

Ein wahrhaftes, geordnetes Gemeinweſen fordert nach der Lehre des hl. Thomas zwei conſtitutive Momente: ein materiales und ein formales. Das materiale ſelbſt unterſcheidet ſich nicht von der concreten Gemeinſchaft der Menſchen ſelbſt, mit den ihr innewohnenden Rechten, Gütern und Zielen, — dem Volk: es iſt der ſociale Körper. Als formales Moment aber, als Form gebendes, als ordnendes und vollendendes, als das die Vielen zur Einheit rekapitulirendes beſteht in der Geſellſchaft die Autorität. Aus dieſen beiden Momenten baut ſich das geordnete Gemeinweſen, der Staat, auf.

Der Unterſchied ſocialer und politiſcher Thätigkeit, der in dieſer Ontologie des Staates liegt, iſt von höchſter Bedeutung. Wenn dieſe beiden Momente auch unterſchieden ſind, wie Materie und Form unterſchieden iſt, ſo beruht doch auf ihrer Verbindung und richtiger Zuſammenfügung das Wohl des Gemeinweſens. Das Ungewiſſe und Gefährliche unſerer Lage kömmt aus der Vermiſchung und dem unrichtigen Verſtändniſſe des ſocialen und politiſchen Momentes. Schon jetzt können

wir, auf diese Unterscheidung gestützt, behaupten: Wenn die socialen Zwecke, die in der Gesellschaft selbst liegenden Rechte, die ihr angestammten Güter von der öffentlichen Autorität ignorirt oder verletzt werden, so wäre das eine Ueberhebung des politischen Momentes. Nicht minder gefährlich wäre eine Ueberhebung des socialen Momentes, wenn die Gesellschaft selbst, der sociale Körper seine Zwecke, Güter und Rechte realisiren wollte anders als in Unterwerfung unter die das Ganze leitende Autorität. —

Zweiter Theil.

Pragmatisches Verhältniß.

Erstes Capitel.

Religion und Moral.

Geschichtliches.

Von jeher, aber ganz besonders wieder in den jüngsten Tagen erregten die ethischen Fragen das Interesse der Philosophen. Eine gründliche Uebersicht über diese Arbeiten, wenn auch mit ganz verfehlten Resultaten, gibt das neueste Werk Hartmanns: „Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“. Dort sind in langer Reihe die verschiedenen Principien vorgeführt, auf denen die einzelnen Schulen ihre Ethik auferbauten: die einen fanden ein solches Princip in der Lust, sei es der sinnlichen oder der geistigen, durch welche, die Thätigkeit begleitend, das Eigenleben des Menschen einer Steigerung seines Wesens inne wird — eudämonistische Moral. — Andere suchten das Princip derselben auf egoistischem Boden: Selbstliebe, Selbsterhaltung, Selbstvervollkommnung: — Andere wieder glaubten in der Beurtheilung Anderer über unsere Handlung, in ihrer Sympathie mit dieser einen objektiven Maßstab des Sittlichen gefunden zu haben — ästhetische Moral. — Andere stellten als ethisches Ideal auf die Harmonie des Aktes in sich; oder mit mehr Recht die Uebereinstimmung des Aktes mit der vernünftigen Natur des Menschen — rationelle Moral. — Unter allen aber hat am tiefsten, nachhaltigsten und verderblichsten Kant's ethische Lehre gewirkt, da auf sie wie auf ihren Ausgangspunkt sich alle neueren zurückführen lassen.

Die Moral, ist sein lauter Ruf, sei autonom! Diese

Autonomie besteht darin, daß kein von der praktischen Vernunft an sich und ihrem Ausspruch verschiedenes Element in die Gesetzgebung für die Handlung, die sittlich sein soll, sich einmische — mag nun dieses fremde Element — τὸ ἕτερον — Lust, oder Hoffnung, oder Seligkeit, oder Sitte, oder Glauben, oder **Gott selbst** sein. Mischt es sich ein, dann ist die Moral heteronom, in ihrem innersten Wesen gefälscht!

Man hat mit Recht diese Autonomie der Moral bezeichnet als eine Isolirung derselben, und in der That war sie blos Consequenz des kantischen Kriticismus, der in seinem innersten Wesen Isolirung ist. Im theoretischen Erkenntnißgebiet nahm er seinen Ausgang. Während die richtige Philosophie lehrt, daß die Erkenntniß auf Grund der sich den Sinnen darbietenden Erscheinungen, geleitet durch die ihr immanenten Denkgesetze, das Wesen der Dinge erfaßt, und über dasselbe mit aller Gewißheit Urtheile ausspricht, — trennte Kant die Erscheinung des Dinges (φαινόμενον) und das Ding an sich (νοούμενον) durch eine für die Erkenntniß unübersteigliche Kluft. Die Aufgabe der Vernunftwissenschaft besteht für ihn darin, in die Erscheinungswelt, die allein Gegenstand der Erfahrung oder der möglichen Erfahrung ist, eine regulative Einheit zu bringen; und dies gelingt ihr durch eine in ihr liegende Formenwelt — Raum und Zeit für die Sinnenwelt; Quantität, Qualität, Modalität und Relation für die Verstandesthätigkeit; und endlich, was ihr eigenes Gebiet betrifft, durch ihre Ideen, welche aber blos organisatorische und constructive Bedeutung haben. Aber all diese Formen, obgleich sie die Erscheinungswelt zu beherrschen und in die Erkenntniß derselben Ordnung zu bringen vermögen: „das Ding an sich", das Wesen der Dinge, das νοούμενον ist ein x, eine unbekannte Größe; zu ihr führt kein Weg und keine Brücke; wir können Nichts darüber aussagen; ihr Daß ist Postulat.

Dieser Isolirung auf theoretischem Gebiete folgte nothwendig Kritik und Isolirung auf praktischem Gebiete; aber hier war sie nur noch verhängnißvoller. Handeln muß der Mensch, und recht handeln soll er; sein ganzes Leben ist ja blos der Context, das Nacheinander seiner Handlungen. Aber wo ist für die Rechtmäßigkeit derselben die Norm zu finden? Ist doch der Wille an und für sich blind, und braucht eine Leuchte, die ihm den Weg zeigt, damit er wandle. Diese Leuchte aber kann

blos **Wahrheit** sein; eine Erkenntniß, die die Dinge ihrem wahren Werth gemäß schätzt. Aber zwischen der Erkenntniß der Wahrheit und der Handlung, zwischen theoretischer und praktischer Vernunft besteht abermals für Kant keine Brücke; sie ist abgebrochen. An [illegible]stelle der Erleuchtung durch Erkenntniß tritt für ihn ein f[illegible] Imperativ ohne Inhalt, ein kategorisches: „Du sol[illegible] „Nicht Inhalt, sondern die bloße Form, das moralische Gesetz [illegible]priori macht den Willen praktisch." (Von der Erweiterung des pra[illegible]en Vernunftgebrauchs S. 16). „Nicht das Objekt (Materie) des Begehrungsvermögens kann ein Bestimmungsgrund des Willens sein." (Von den Grundsätzen der reinen praktischen Vernunft S. 2). Nie, würde es in der Sprechweise der Schule heißen, kann das objectum materiale zugleich das formale sein.

Autonom ist der Wille! Eine Selbstliebe, und wäre sie auch noch so geordnet, ein Verlangen nach Seligkeit würde diese Autonomie stören. So ist es denn nothwendig, daß der Wille, um rein und sittlich zu sein, auch von der höchsten Erkenntniß, der religiösen, getrennt bleibe; zudem ist dieses theologische Motiv, der Wille Gottes, keines Beweises für seine Existenz fähig. So bleibt die Sittlichkeit isolirt von der Erkenntniß, und insbesondere von der religiösen. Als starrer Fels ragt in den Willen hinein der Imperativ; Garantie und Begründung findet dieser blos in sich selbst, in seiner Thatsache; er kündigt sich mit apodiktischer Forderung selbst an.

Und doch kann Gott allein den Willen verpflichten; er allein kann ihm das Gesetz geben.

Keine Moral ohne Religion.

I. Beweis.

Das natürliche Sittengesetz im Verhältnisse zum ewigen Gesetze.

a. Das natürliche Sittengesetz.

1. Unter allen Ursachen ist für das geschaffene Sein die Endursache — causa finalis — der Zweck, die höchste. In ihrem Dienst steht die Natur des Dinges; in der Realisirung derselben erschöpft sich seine Thätigkeit; in der Erreichung derselben besteht sein

Seligkeit. Die Dinge alle sind einer Entwicklung unterworfen, einer Erhebung aus dem Potentiellen zu ihrer Aktualität und deren Vollendung. Wo aber immer eine solche Entwicklung, wo immer ein Zweck realisirt werden soll, da bedarf es eines Gesetzes, das zuletzt nichts Anderes in sich ist, als das Ziel selbst, insofern es, wenn auch von einem höheren, das einzelne Sein beherrschenden Geiste voraus genommen, als Ideal der Thätigkeit bestimmt ist, und so als bleibende Kraft der Entwicklung vorschwebt. Dieses gilt nun in höherer Weise vom Menschen. Denn während die unvernünftigen und unfreien Wesen mit Nothwendigkeit ihre Entwicklung und Vollendung nach einem ihnen gesetzten Typus erlangen, soll der Mensch in Freiheit sein Ziel realisiren, seine Lebensaufgaben lösen, sein Ideal erreichen. Ein solches Gesetz nun ist dem Menschen immanent als Norm seiner Handlungen; es ist das natürliche Sittengesetz. Seine Definition wird in der Schule mit der größten Uebereinstimmung, jedoch mit verschiedenen Auffassungen des Objectes gegeben: Das Naturgesetz ist das von Gott der vernünftigen Kreatur mitgetheilte Gesetz, das, was an sich gut ist, gebietend, was innerlich bös ist, verbietend[1]) — oder die natürliche Ordnung der Dinge zu wahren befehlend, sie zu stören verbietend[2]) — oder gebietend, daß Alles am geordnetsten sei[3]).

2. Das innerste Bewußtsein des Menschen ist Beweis für die Realität dieses natürlichen Sittengesetzes. Jeder Mensch, sobald er nur durch die Außenwelt zu einer Vernunftthätigkeit geweckt ist, findet in sich die sittliche Kategorie. Der Unterschied von Gut und Bös, nicht als ein freier, von ihm abhängiger, sondern als ein nothwendiger; nicht als ein äußerer, sondern als ein innerer, im Wesen der Dinge liegender; nicht als ein blos theoretischer, sondern als ein praktischer, d. h. mit der Forderung verbunden, das Gute zu thun, und das Böse zu unterlassen, ist der Inhalt dieser Kategorie. Sie wird nicht erst durch Erfahrung und Bildung gewonnen, sondern unmittelbar ist sie dem Geiste präsent. Wäre der Mensch ein bloßes Naturwesen, in die Natur und ihre Nothwendigkeit versenkt, dann würde ihm die Kategorie des Nützlichen

[1]) Thom. S. I. II. qu. 91. a. 2.
[2]) S. August. c. Faustum Manich. lib. XXII. cap. 27 u. 30.
[3]) Aug. de lib. art. I. c. 6. n. 15.

und Schädlichen genügen; dann hätte der Materialismus Recht, wenn er sagt: „Vollberechtigt ist Alles, was den Dieb sowohl als den Kaufmann macht; List und Verschlagenheit mit dem Erwerbstrieb verbunden, ist hier und dort nur in verschiedener Zusammenstellung mit anderen Geisteskräften das bewegende Princip [1]." Oder: „Was sind die Leidenschaften, die ausschweifenden Lüste an und für sich? Nichts Anderes als ein wenig zu Viel, als ein kleineres oder größeres Uebermaß eines vollberechtigten, zur Vollendung des Menschen gehörenden Daseins. Die Natur weiß um keinen Unterschied von Bös und Gut, von keiner Scheidewand zwischen Beiden [2]." Es ist aber dem nicht so. Bei einer **geistigen** Natur, welche Ziele **frei** realisiren soll, die in der Zukunft liegen, da gewinnt die Kategorie von Nützlich und Schädlich eine ganz eigene Selbstständigkeit; sie wird ethisch: sie wird Gut und Bös, und als solche, Norm der Handlung.

Ferner: Wären wir schon am Ziele angelangt, hätten wir dasselbe realisirt, die Aufgabe menschlicher Thätigkeit gelöst, hätte der Wille seine Bedeutung als schaffendes Princip verloren; dann könnte uns mit den Idealisten die Kenntniß von „Wahr und Falsch" genügen. So aber ist für uns jetzt als sittliche Kategorie Gut und Bös die entscheidende, und tritt mit ihrer praktischen Forderung an uns heran.

Aber weil diese Kategorie eine praktische ist, deßhalb ist sie nicht zu fassen als eine abstrakte, angeborene, fertige Form, sondern als lebendiges Wort, als **Ausspruch eines Gesetzes**, das befiehlt und verbietet, und zwar ebenso nothwendig als allgemein verpflichtend. Das aber ist **das natürliche Sittengesetz.**

3. Offenbarung und Heidenthum geben uns beredtes Zeugniß von der Existenz dieses Gesetzes:

„Wenn die Heiden, die das Gesetz (das positive mosaische) nicht haben, von der Natur angetrieben das thun, was des Gesetzes ist, so sind sie, die ein Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz, und zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihr Herz geschrieben ist, in-

[1] Sanricht, Auszug aus dem Tagebuch eines Materialisten. Hamburg 1860.

[2] Brief der Mathilde Reinhardt an Moleschott, ihren Lehrer (Wissenschaft und Sittenlehre). Gotha 1856).

dem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß gibt, und ihre Gedanken sich unter einander anklagen und vertheidigen". (Rom. II. 14. 15). „Das Gebot, das ich dir heute gebe (der Dekalog, als positiver und reinster Ausdruck des natürlichen Sittengesetzes) ist nicht über dir oder fern von dir, oder im Himmel befindlich, daß du sagen möchtest: Wer von uns kann in den Himmel steigen, um es zu uns herabzubringen, daß wir es hören und im Werke vollbringen? Auch ist es nicht über dem Meere, daß du vorwändest und sagest: Wer von uns kann über das Meer fahren, und es zu uns herüberholen, daß wir es hören können und thun, was es gebietet? sondern das Wort ist dir sehr nahe, in deinem Mund und in deinem Herzen, daß du es thuest. (Denteron XXX. 11—14.)

Es ließe sich leicht beweisen, daß die Weisheit — Sapientia — in den Sapientialen des Alten Bundes, als geschaffen und über die Werke Gottes ausgegossen betrachtet, im Menschen als natürliches Sittengesetz aufgenommen wird. Von ihr aber heißt es: „Klar und unverwelklich ist die Weisheit; und wird leicht gesehen von denen, die sie lieben, und wird gefunden von denen, die sie suchen. Sie kommt denen zuvor, die nach ihr verlangen, um sich ihnen zuerst zu zeigen. Wer des Morgens früh auf sie Acht hat, wird keine Mühe haben; denn er wird sie vor seiner Thür sitzend finden." (Sap. VI. 13—15.)

Hiezu commentirt Augustinus: „Die Hand unseres Bildners hat die Wahrheit in unsere Herzen geschrieben: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das füge auch keinem andern zu. Auch bevor es ein (positives) Gesetz gab, war es Niemand erlaubt, diesen Grundsatz nicht zu wissen, so daß auch über die Menschen, denen das positive Gesetz nicht gegeben war, Gericht gehalten werden konnte. Aber damit sie sich nicht beklagen könnten, es habe ihnen etwas gemangelt, ist das auf steinerne Tafeln geschrieben worden, was sie in ihrem eigenen Herzen nicht mehr lasen; nicht als wenn sie es nicht mehr eingeschrieben gehabt hätten, sondern weil sie es nicht lesen wollten. Vor ihre Augen wurde gesetzt, was sie in ihren Herzen hätten lesen sollen: und wie von Außen kam Gottes Stimme, um den Menschen in sein Inneres zu treiben. Weil die Menschen nach Außen sich ergossen, und Flüchtlinge vor sich selbst wurden, deßhalb ist ihnen ein geschriebenes Gesetz gegeben worden. Weil du ein Flüchtling warst vor deinem Herzen, wirst du von dem, der überall ist, ergriffen und gezwungen, in dich selbst zurück-

zukehren. Denn Wer hat dich gelehrt, daß man nicht wollen darf, deinem Weibe zu nahen? Wer hat dich gelehrt zu wollen, daß dir kein Diebſtahl geſchehe? Wer hat dich gelehrt, nicht zu wollen daß dir Unrecht geſchehe? Wohlan! Biſt du allein Menſch? Biſt du nicht in der Geſellſchaft des menſchlichen Geſchlechtes? Der mit dir geſchaffen iſt, iſt dein Geneſſe, und iſt mit dir nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen. Was du nicht willſt, das dir geſchehe, das füge auch dem Andern nicht zu. Du urtheilſt, das, was du nicht leiden willſt, ſei bös, und das zu erkennen, zwingt dich deine innere Natur, das Geſetz, in dein Inneres geſchrieben. Et hoc te cogit nosse lex intima, in tuo corde conscripta. — Den Diebſtahl, o Herr, ſtraft dein Geſetz, und zwar das Geſetz, das in die Herzen eingeſchrieben iſt, und das keine Ungerechtigkeit auslöſchen kann." (Conf. II. 4.) — Ganz ähnlich ſagt Ambroſius: Wenn von dem Menſchen das natürliche Geſetz, das Gott der Schöpfer in die Herzen der Einzelnen eingeſenkt hatte, hätte beobachtet werden können, wäre nicht nothwendig geweſen dieſes Geſetz, welches, geſchrieben auf Stein, die menſchliche Schwäche mehr verwickelte als befreite. (ep. 41. ad Iren. n. I. al. ep. 74.)

4. Aber das natürliche Sittengeſetz iſt eine allgemein menſchliche, mit der Natur des Menſchen gegebene Thatſache; deßhalb gehört ſie zu jenen Wahrheiten, welche im Heidenthum vor aller poſitiven Offenbarung ein Gemeingut der Erkenntniß waren. — Von Cicero konnte Lactantius (div. institut VI. 8) behaupten: „Wer, der mit Gottes Geheimniß vertraut iſt, könnte klarer von dem Naturgeſetze ſprechen, als hier ein Mann thut, der von der Erkenntniß der Wahrheit entfernt iſt?" Und in der That: die Erhabenheit ſeiner Worte entſprechen der Majeſtät der Sache, die er vertritt: „Es gibt ein Geſetz, nicht geſchrieben, ſondern mit uns geboren, das wir nicht gelernt, nicht empfangen, nicht geleſen: ſondern das wir aus der Natur ſelbſt ergriffen, geſchöpft, ausgedrückt haben; in welchem wir nicht unterrichtet, ſondern in welchem wir geſchaffen wurden, zu dem wir nicht angeleitet worden, ſondern das uns angeſchaffen iſt[1])." Und

[1]) pro Milone IV. 10. Est enim haec non scripta, sed nata lex, quam non didicimus, accepimus, legimus: verum ex natura ipsa arripuimus, hausimus, expressimus: ad quam non docti, sed facti, non instituti, sed imbuti sumus.

an einer andern Stelle: „Es gibt ein wahres Gesetz, ein richtiges Urtheil (ratio), sich anschmiegend an die Natur, ausgegossen über Alle, beständig, ewig, welches zur Pflicht ruft durch Befehl, vom Bösen abschreckt durch Verbot, welches nicht umsonst dem Guten etwas befiehlt oder verbietet, und nicht umsonst den Gottlosen durch Befehl und Verbot antreibt. Dieses Gesetz kann nicht aufgehoben werden, weder theilweise noch vollständig; wir können nicht durch Senats- oder Volksbeschluß von diesem Gesetze entbunden werden; man braucht nicht nach Erklärer oder Dollmetscher desselben zu suchen: es ist nicht ein anderes in Rom, ein anderes in Athen; nicht ein anderes jetzt, ein anderes später; wer ihm nicht folgt, flieht vor sich selbst, verachtet die menschliche Natur und zieht sich gerade das höchste Strafgericht zu, wenn er auch anderen Strafen, die man gewöhnlich dafür hält, entgeht“ [1]).

„Es ist die höchste Vernunft, welche in diesem Gesetze unserer Natur sich einpflanzt, was zu thun ist befehlend, und das Gegentheil verbietend“ [2]).

Die Thatsache eines in der Natur des Menschen eingeschriebenen Gesetzes konnte nicht verfehlen, auf den gesetzgeberischen Geist des Römers einen Eindruck zu machen; aber auch der philosophisch gebildete Grieche konnte ihr sein Auge nicht verschließen: Die Unterscheidung dessen, was φύσει oder blos νόμῳ und θέσει, durch die Natur oder durch positive Satzung gerecht ist, schon vom Jonier Archelaus eingeführt [3]), und von Sokrates [4]),

---

[1]) de republica III. c. 222. Est quidem vera lex, recta ratio, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quae vocat ad officium jubendo, vetando a fraude deterreat, quae tamen neque probis frustra jubet aut vetat, nec improbis jubendo aut vetando movet. Huic legi nec abrogari fas est, neque derogari ex hac aliquid licet, neque tota abrogari potest: nec vero aut per senatum aut per populum solvi hac lege possumus: nec est quaerendus explanator vel interpres alius: nec erit alia lex Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac: — cui qui non parebit, ipse se fugiet, ac naturam hominis aspernatus hoc ipso luet maximas poenas, etiamsi caetera supplicia, quae putantur, effugiet.

[2]) de legibus I. 6. cf. de inventione lib. II. quam non opinio, sed quaedam innata vis affert.

[3]) cf. Ahrens Naturrecht I. S. 36

[4]) Xenophon Memorabil. IV. c. 4 n. 19. 20.

Aristoteles[1]), Platon[2]) in ebenso eingehender, wie correkter Lehre ausgebildet, durchzieht die ganze Ethik wie Politik der griechischen Philosophie. Man denke nur, um nicht ausführlich zu werden, an die Polemik des Sokrates und seiner Schüler gegenüber den Sophisten, welche die sittlichen Begriffe und vorzüglich das von Natur aus allgemein Sittliche dadurch aufgelöst hatten, daß sie Alles unter den egoistischen Augpunkt stellten und für ihre eigennützigen Zwecke ausbeuteten[3]). Sokrates und Hippias hatten folgendes Gespräch: Kennst du ungeschriebene Gesetze, Hippias, und welches sind sie? — Die in allen Ländern als dieselben gelten. — Glaubst du nun, daß die Menschen sie gegeben haben? — Wie könnte dies sein, da diese nie zusammenkommen, noch über Eins sein können! — Wer glaubst du denn nun, daß diese Gesetze gegeben habe? — Die Götter, glaube ich, haben sie den Menschen gegeben; denn bei allen Menschen wird als das erste Gesetz angenommen, daß die Götter zu ehren sind. — Und wird nicht auch die Eltern zu ehren für ein solches gehalten? — Auch dieses. — Daß Kinder und Eltern nicht sich beiwohnen dürfen? Auch dieses. — Aber ich höre, daß man diese Gesetze übertritt. — Gar Vieles wird übertreten; aber die Frevler gegen diese von den Göttern gegebenen Gesetze werden der Strafe der Götter nicht entfliehen; und die Natur selbst wird Strafe fordern[4]).

Seiner ganzen Geistesrichtung nach, die überall in exakter Forschung das Gegebene und Bestehende betrachtet, konnte Aristoteles insbesondere der Bestand des natürlichen Sittengesetzes nicht fremd bleiben: Er unterscheidet ein doppeltes Gerechte: das natürliche (φυσικόν), das allgemeine (κοινόν), das schlechthin Gerechte (ἁπλῶς δίκαιον), das ungeschriebene Gerechte (ἄγραφον) einerseits — und ein conventionelles (νομικόν), eigenthümliches (ἴδιον), bürgerliches Gerechte (πολιτικόν), geschriebenes Gerechte (γεγραμμένον) andererseits. Ersteres besitzt überall dieselbe Kraft, ist der Meinung des Menschen entzogen, wird durch Abweichung von ihm nicht

[1]) Eth. Nic. E. p. 1134. b. 18. 27. A p. 1094 b. 14. Polit. VII. p. 1328 b. 37. 1290. a. 17.

[2]) de legg. X. 889. cf. Hildebrand, Rechts- und Staatsphilosophie I. S. 90. 107.

[3]) Hildebrand, Rechts- und Staatsphilosophie I. S. 84.

[4]) Xenophon Memorabil. lib. IV. cap. 4. n. 19. 20. u. s. f.

alterirt; letzteres ist verschieden; gewinnt erst durch den Akt der Gesetzgebung seine Bedeutung, ist wandelbar[1]).

In einer Zeit, in welcher vom Gesetze, das mit uns geboren, leider keine Sprache mehr ist, in welcher die alten Sophisten, sei es auf französischem Boden, in der sog. positivistischen Schule, den Sprossen eines Helvetius und Holbach; oder auf deutschem Boden in Moleschott, Büchner[2]) u. s. f. wieder neu erstanden sind, scheint es nicht unnütz, an diese Stimmen eines klassischen Heidenthums erinnert zu haben.

b. Das ewige Gesetz (lex aeterna).

Das natürliche Sittengesetz, eingeschrieben in eines jeden Menschen Seele — wo hat es seinen Ursprung, woher seine verpflichtende Kraft? Diese Frage ist der Cardinalpunkt der Ethik: denn gleichwie alle späteren Gesetze, die positiven Normen, in irgend einer Beziehung zum Naturgesetze stehen müssen, um Gesetze zu sein, so muß mit noch größerer Nothwendigkeit letzteres sich selbst als verpflichtend durch Zurückführung auf seine Quelle legitimiren.

Das natürliche Sittengesetz nun hat seine Quelle im ewigen Gesetze, das im Geiste Gottes ist, in der lex aeterna.

1. Die Definition dieses ewigen Gesetzes gibt uns mit seiner gewohnten Klarheit Thomas von Aquin[3]): Wenn den Geschöpfen eine Bewegung zukommt, durch die sie einem bestimmten Ziele zugeführt werden sollen, dann muß im Geiste dessen, der ihnen das Ziel und die Bewegung vorzeichnete, ein Plan bestehen; Gott aber ist es, der Beides vorzeichnete. Also existirt in seinem Geiste dieser Plan. Was aber in Gott existirt, existirt in ihm von Ewigkeit. Also existirt in Gott ein ewiger Plan der Leitung der Geschöpfe, d. i. das ewige Gesetz. Ratio gubernationis verum in mente divina existens.

2. Wie für das natürliche Sittengesetz, so tritt auch schon das Heidenthum gleicher Weise für die Ableitung

[1]) cf. Hildebrand l. c. S. 305. Trendelenburg, Beiträge II. S. 361 und der Commentar des hl. Thomas zu dieser Stelle.

[2]) cf. Mayr, Zeitfragen S. 322. ff.

[3]) Summa theol. I. II. qu. 91. art. 1. u. qu. 93. art. 1.

desselben aus dem ewigen **Gesetze** ein. Wie ein *κοινὸς παλαιὸς λόγος* durchdrang diese Ueberzeugung die Philosophie der Griechen und Römer, eine Ueberzeugung von ihnen vorgefunden, deren Wurzel im Dunkel der Vergangenheit liegt. „Stimmen der Sehnsucht unbewußter Art, die aus dem Banne, den keine Menschenhand lösen konnte, dem Christenthum entgegenstrebt“ [1].

Schon Heraclit sprach diese Ueberzeugung in jenen erhabenen Worten aus: „Es nähren sich alle Gesetze von dem einen göttlichen; denn dieses herrscht so weit es will, und genügt Allen und überwindet Alles“. (Bei Stobaeus herm. III. 48. I. pag. 100 bei Hildebrand). — Wenn der Sophist Protageras in atomistisch auflösender und subjektiver Anschauung behauptet hatte, jeder Mensch habe für sich eine besondere Sittlichkeit; allgemein gültige Sittengesetze gebe es nicht, ja der Mensch sei das Maß aller Dinge [2]; so behauptet ihm **Platon** gegenüber: Gott sei das Maß aller Dinge [3]. „Glaubst du, Hippias, fragt Sokrates, daß es ungeschriebene Gesetze gibt? Gewiß, und zwar solche, die in jedem Lande dafür gehalten werden. (Das Naturgesetz.) Sollten Menschen sie gegeben haben? Wie wären sie dann so übereinstimmend? Ich glaube, daß die Götter diese den Menschen gegeben haben; denn bei allen Menschen ist Götter ehren das erste Gesetz“ [4]. „Haltet ihr, o Freunde, Gott oder irgend einen Menschen für die Ursache der Gesetzgebung? Gott, o Fremdling, Gott ist es, so muß man mit Fug und Recht behaupten“ so beginnt Platon's Dialog de legibus. Wenn im Theätet Platon die *ὁμοίωσις τῷ θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν*, möglichste Gottähnlichkeit, als sittliches Princip aufstellte, ein Princip, das wenn die Gottesidee richtig gestellt wird, das christliche ist, so war ihm die Norm, nach der die Aehnlichkeit möglich wird, nothwendig ein göttliches Gesetz [5]. — In den erhabensten Stellen seiner Ethik erkennt auch **Aristoteles** ein über das menschliche Leben hinübergreifendes, göttliches Leben an, zu dem der Mensch sich erheben soll,

[1]) Neander, Geschichte der Ethik S. 87.
[2]) Becker, System Platons S. 242.
[3]) Ὁ δὲ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα, καὶ πολὺ μᾶλλον ἢ πού τις, ὥς φασιν, ἄνθρωπος. de Legg. IV. 716. c.
[4]) Xenophon Memorabilium lib. IV. cap. 4. n. 19.
[5]) cf. Neander, Geschichte der Ethik, S. 61.

gegenüber einem thierischen Leben, in das er herabsinken kann[1]). „Man muß nicht nach den gewöhnlichen Ermahnungen menschlich denken, weil man ein Mensch ist, nicht Sterbliches, weil man sterblich ist, sondern so viel als möglich sich unsterblich machen und Alles thun dem gemäß, was das Höchste in uns ist, denn wenn auch dieses der Quantität nach klein ist, so ist es doch an Würde und Kraft über Alles erhaben." — Der Redner **Demosthenes** erkennt das ewige Gesetz als Quell und Norm aller andern Gesetze: Ein Gesetz besteht, dem alle Menschen gehorchen müssen; denn jenes Gesetz ist Gottes Gedanke und sein Geschenk[2]).

Sophokles, der gottbegeisterte Sänger, konnte von diesem Ursprung der Gesetze sagen, daß sie hoch über uns erhaben wandeln, im himmlischen Aether geboren, daß ihr Vater der Olymp sei[3]).

Antigone[4]) behauptet dem Kreon gegenüber: der König sei gestellt unter das ungeschriebene, feste, göttliche Gesetz, das kein Sterblicher aus Scheu vor der Götter Strafgericht übertreten soll. — Sie rechtfertigt ihre Verletzung des königlichen Gebotes:

Es war ja Zeus nicht, welcher mir's verkünden ließ,
Noch hat das Recht, das bei den Todesgöttern wohnt,
Solch eine Satzung für die Menschen aufgestellt.
Auch nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Daß dir der Götter ungeschriebenes, ewiges Recht
Sich beugen müßte, dir dem Sterblichen.
Denn heute nicht, und gestern nicht, nein alle Zeit
Lebt dieses; Niemand weiß, von wannen es erscheint.

So auch **Aristophanes** nach Droysen S. 900.

Der Gerechte:

Ich vernichte dich ganz.

Der Ungerechte:

Wie beginnst du das? sprich!

Der Gerechte:

Kraft ewigen Rechts.

---

[1]) Magn. Morel. Edit. Becker p. 1200. b. — u. 1177.
[2]) Martian I. C. in lib. II. de legibus (bei Suarez S. 65 de legg. n. 4).
[3]) Sophocles, Antigone v. 451.
[4]) ὧν νόμοι προκείνται ὑψιπόδες, οὐρανίαν δι αἰθέρα τεκνωθέντες ὧν ὄλυμπος πατὴρ μόνος. Soph. Oedypus tyr. 863.

Der Ungerechte:
Da werf ich Dich gleich mit dem Einspruch hin:
Ich behaupte, es gibt überhaupt kein Recht.

Der Gerechte:
Ueberhaupt kein Recht!

Der Ungerechte:
Weiß nach, wo es ist.

Der Gerechte:
Bei des Ewigen Thron.

3. Nach dem, was wir oben von des Römers Cicero Anschauung über das Naturgesetz berichtet haben, kann auch über die Ableitung desselben aus dem ewigen Gesetze bei ihm kein Zweifel sein. Es genüge folgende Stelle aus seinen Büchern: Vom Staat.

„Das war die Ueberzeugung der weisesten Männer, daß das Gesetz nicht durch den Scharfsinn der Menschen erfunden, noch etwas von den Völkern Beschlossenes sei, sondern etwas Ewiges, das die ganze Welt regiert durch Weisheit im Befehlen und Verbieten. Jenes erste und letzte Gesetz, sagten sie, sei der Geist Gottes, der mit Vernunft gebietet und verbietet; aus ihm stammt das Gesetz, welches die Götter den Menschen gegeben. Es ist dies die vernünftige Natur des Weisen, als zum Befehlen und Verbieten geeignet. Und wenn auch zur Zeit des Tarquinius in Rom kein geschriebenes Gesetz bestand bezüglich der Nothzucht: so hat doch Tarquinius jenes ewige Gesetz übertreten, als er der Lukretia Gewalt anthat. Denn es ist eine der Natur innewohnende Ordnung, die zum Guten antreibt und vom Bösen abschreckt; und diese Ordnung fing nicht erst da an, Gesetz zu werden, als sie niedergeschrieben ward, sondern als sie entstand. Sie entstand aber zugleich mit dem göttlichen Geiste. Jenes wahre Gesetz also, jenes erste Gesetz, zum Befehlen und zum Verbieten mächtig, ist die rechte Vernunft des **höchsten Gottes** [1]).“ —

[1]) Hanc video sapientissimorum fuisse sententiam, legem neque hominum ingeniis excogitatam, nec scitum esse aliquod populorum, sed aeternum quiddam, quod universum mundum regeret, imperandi prohibendique sapientia. Ita principem illam et ultimam — mentem esse dicebant omnia ratione aut cogentis aut vetantis Dei: ex quo illa lex, quam Dii humano generi dederunt, recte est laudata. Est enim ratio mensque sapientis, ad jubendum et ad deterrendum idonea — nec, si regnante Tarquinio nulla erat Romae scripta lex de stupris, ideirco

An diese Anschauung Cicero's über das ewige Gesetz knüpft Lactantius seine Betrachtung an: „Wenn du deine Blicke unverrückt zum Himmel richtest, den Aufgang der Sonne in's Auge fassest, und diese wie auf einer Schifffahrt zur Führerin deines Lebens hast, so werden deine Füße wohl von selbst den rechten Weg finden. Jenes himmlische Licht, das einsichtsvollen Seelen heller leuchtet, als die dem irdischen Auge sichtbare Sonne, wird dir auf der Lebensreise zum Leitstern dienen, und dich ohne Irren in den Hafen der Tugend und Weisheit gelangen lassen. Wir müssen also jenes Gesetz zur Richtschnur unserer Reise machen, jenes heilige, himmlische Gesetz, dessen Grundzüge Marcus Tullius im dritten Buch vom Staate, *wie von göttlicher Eingebung geleitet*, uns entworfen hat [1]).

4. So erhaben auch diese Stimmen der Heidenwelt klingen, so erhalten sie doch erst in der *Offenbarung* ihre volle Geltung und Deutlichkeit. Hier kömmt *das ewige Gesetz* als Quelle des natürlichen, in die Herzen der Menschen eingeschriebenen Sittengesetzes und als *primitive Norm* der menschlichen Handlungen zu seinem vollen Rechte und klaren Begriffe. —

Das erste Maß und die erste Regel von Allem ist *die göttliche Weisheit*; deßhalb besteht die Güte und Rechtschaffenheit oder Tugend eines Jeden insofern, als sie an das hinreicht, was *nach der göttlichen Weisheit als Ordnung besteht* [2]).

Wenn, wie oben bemerkt, das natürliche Sittengesetz nichts

---

non contra illam legem *sempiternam* Sex. Tarquinius vim Lucretiae, Tricipitiani filiae, vim attulit. Erat enim ratio profecta a rerum natura et ad recte faciendum impellens et a delicto avocans: quae non tum denique incipit lex esse, cum scripta est, sed tum, cum orta est: *orta autem simul est cum mente divina*. Quamobrem lex vera atque princeps, apta ad jubendum et vetandum, ratio est recta Summi Jovis." de legibus lib. II. c. 4. cf. de legg. I. 6. de officiis III. 6. Daher die Definition gleich im Eingange des Buches de legibus: Lex est ratio summa, insita in natura, quae jubet ea, quae facienda sunt, prohibetque contraria.

[1]) Lactantius de divinis institutionibus VI. 8.

[2]) Prima mensura et regula omnium est *divina sapientia*; unde bonitas et rectitudo sive virtus unius cujusque consistit secundum quod attingit ad hoc, quod ex *divina sapientia* ordinatur. (Thom. III Sent. dis. 23 qu. 1. a. 1.)

Anderes ist, als die über die Geschöpfe ausgegossene Weisheit, so ist die Quelle dieses die ewige Weisheit selbst, sie, die am Throne Gottes steht. Deshalb sagt sie von sich: „Ich bin ausgegangen aus dem Munde des Herrn, gezeugt vor aller Schöpfung [1]). Der Herr hatte mich im Besitze im Anfange seiner Wege, ehe denn er etwas gemacht hatte von Anbeginn. Von Ewigkeit bin ich eingesetzt und von Alters her, ehe denn die Erde geworden. Die Tiefen waren noch nicht, und ich war schon empfangen“ [2]). „Ich war bei ihm und ordnete Alles. Als er die Himmel ausbreitete, war ich dabei; als er nach genauem Gesetz einen Kreis zog um die Tiefen; als er den Luftraum oben befestigte und die Wasserbrunnen abwog, als er dem Meere seine Grenzen gab, und den Wassern ein Gesetz, daß sie ihre Grenze nicht überschreiten sollten; als er der Erde ihre Grundfesten zuwog; da war ich bei ihm und ordnete Alles; wie im bunten Spiel goß ich mich hin vor seinem Angesichte über den Erdkreis [3]).“ Diese Thätigkeit der göttlichen Weisheit, die sich in dem einer jeden Creatur eingelegten Naturgesetz zeigt, offenbart sich in noch viel höherer Weise, als das Sittengesetz für die Geisterwelt, als Norm der menschlichen Handlungen, die durch die Aufnahme derselben in sich weise und heilig werden: „Die Weisheit predigt draußen und läßt ihre Stimme hören auf den Gassen. An der Spitze der Volkshaufen ruft sie, und an den Eingängen der Stadtthore redet sie ihre Worte und spricht: Wie lange, ihr Thoren, liebt ihr die Thorheit? Bekehret euch auf eueren Wegen; ich will euch meinen Geist offenbaren, und meine Worte euch kund thun“ [4]). — Dort, wo das ewige Gesetz seine Erfüllung findet, da hat die Weisheit ihre liebste Wohnstätte: „Ich befestigte meine Wohnung auf Sion, und in der heiligen Stadt meinen Ruheort, und in Jerusalem herrschte ich; bei einem Volk voll Ehren faßte ich Wurzeln; und in der Gemeinde der Heiligen ist mein Aufenthalt“ [5]).

5. Die Exegeten sagen mit Recht, daß die Weisheit des Alten Bundes nicht blos als das Wesen Gottes aufgefaßt werden darf,

---

[1]) Eccli. XXIV. 5.
[2]) Prov. VIII. 22. 23. 24.
[3]) Prov. VIII. 27.—31.
[4]) Prov. I. 20.—23.
[5]) Eccli. XXIV. 13.—16.

sondern auch als Person, als ὑπόστασις. Diese nun, die menschliche Natur als die ihrige annehmend, wandelte unter uns; und so kam das ewige Gesetz zur klarsten Erscheinung, es ward auf Erden gesehen, und wohnte unter uns Menschen. Denn der Erlöser hat nicht blos das Sittengesetz in seiner ganzen Bestimmtheit, Vollständigkeit und Erhabenheit ausgesprochen, sondern es in seiner Person in idealster Vollendung zur Darstellung gebracht. Dominus ipse est lex: Der Herr ist selbst das Gesetz — so faßte Augustin die Sittenlehre des Christenthums in ihrem letzten Princip zusammen. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, seine Herrlichkeit als die des Eingeborenen, voller Gnade und Wahrheit." „Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Von seiner Fülle haben wir Alle empfangen. Er spricht die Worte des ewigen Lebens"[1]).

Der Logos ist, in die Welt kommend, das Licht, das erleuchtet einen jeden Menschen[2]). „Die Seele, sagt Augustinus im Commentar zu diesen Stellen, gibt sich selbst aus dem Lichte Gottes (ex luce Dei) durch ihre vernünftige Geistigkeit die Norm ihrer Handlungen; in diesem Lichte sieht sie eine Norm, die in der Ewigkeit ihres Schöpfers fixirt ist. Dort liest sie Etwas, was zu fürchten ist, was zu loben ist, was zu lieben ist, was zu verlangen und zu begehren ist"[3]). „Die körperliche Sonne beleuchtet das Antlitz des Sehenden, wie des Blinden. Beide der Sonne gegenüberstehend werden beleuchtet im Fleische, aber nicht im Auge. Der Eine sieht, der Andere nicht; die Sonne ist Beiden gegenwärtig; aber der Eine ist von ihr abwesend. So ist auch die Weisheit und das Wort Gottes überall gegenwärtig; denn überall ist die Wahrheit, überall die Weisheit. Einer, der im Orient ist, erkennt die Gerechtigkeit; ein anderer, der im Occident ist, erkennt sie. Ist es eine andere Gerechtigkeit, die dieser oder jener erkennt? Dem Fleische nach sind sie getrennt; aber sie haben die Schärfe ihres Auges auf Eines gerichtet. Die Gerechtigkeit, die ich schaue, dieselbe schaut ein Anderer, weit entfernt von mir, aber verbunden mit mir in jenem Lichte der Gerechtigkeit. Denn dieses Licht der Gerechtigkeit gibt von sich selbst Zeugniß"[4]).

[1]) Joan. I. 14. XIV. 6. I. 9. VI. 64. 69.
[2]) Joan. I. 16.
[3]) Enarrat. u. Ps. 145. n. 5.
[4]) Aug. in Evangel. Joannis cap. VIII. tract. 36. n. 4.

Weil die ewige Weisheit des Vaters in ihrer gottmenschlichen Erscheinung dieses Licht geworden, in dem die Handlungen des Menschen ihre Norm finden, deßhalb bleibt das allumfassende Princip christlicher Heiligkeit die Nachfolge Jesu. — Venite post me![1]) — Tu me sequere![2]) —

6. Das ewige Gesetz ist in Gott; es ist Gott selbst. — Denn Alles, was in Gott ist, ist wegen der absoluten Einfachheit Gottes Gott selbst. — Es fragt sich nur: Wie ist Gott als ewiges Gesetz der menschlichen Handlungen zu fassen? — Um dies klar zu beantworten, muß man das göttliche Wesen in dreifacher Beziehung auffassen: 1) ontologisch, 2) ideal, 3) legislatorisch. —

1) Ontologisch betrachtet ist das göttliche Wesen absolut einfach, aber es trägt in sich die unendliche Fülle des Seins, alle Realität, alle Vollkommenheiten. „Er, der ist! es gibt keinen besseren Namen für Gott. Nimm Güte, nimm Größe, nimm Schönheit, nimm Seligkeit, nimm Weisheit; in dem Einen Namen ist Alles enthalten. Fügst du noch andere hundert Vollkommenheiten hinzu, so hast du nicht das Sein verlassen, wenn du sie aussprichst, hast du Nichts seinem Sein hinzugefügt; und wenn du sie wegläſſest, hast du nicht sein Sein vermindert“[3]). Das göttliche Wesen nun, die Fülle alles Seins und aller Vollkommenheit, besteht nicht nur in sich und für sich als ein persönliches, sondern es muß auch als das Paradigma aller Dinge, die ins Dasein gerufen werden, betrachtet werden; das göttliche Wesen ist ein solches, dessen Vollkommenheiten einer Nachahmung, einer Abbildung, einer Mittheilung nach Außen fähig sind. „Eine jede Creatur hat ihre Eigenart, insoferne sie in irgend einer Weise an der Aehnlichkeit des göttlichen Wesens Theil nimmt“ (Thom. I. qu. 15. a. 2 cf. I. qu. 6. a. 4).

2) Diese Fülle des absoluten Seins besitzt aber Gott in der Weise des Erkennens; deßhalb ist Gott nicht blos in seinem Wesen die Fülle der Vollkommenheit und abbildbar, sondern er erkennt auch sein Wesen als solches; er erkennt seine

[1]) Math. IV. 19.
[2]) Joan. XXI. 22.
[3]) S. Bernard. de considerat. lib. V. c. 6.

Vollkommenheiten als Urbilder, als Ideen, als Musterbilder aller Dinge. Dies ist die Idealwelt — κόσμος νοητός —. „Gott erkennt sein Wesen vollkommen nach jeder Weise seiner Erkennbarkeit. Es kann aber nicht blos erkannt werden, wie es in sich ist, sondern auch insofern es von der Creatur nach irgend einer Weise der Aehnlichkeit als mitgetheilt empfangen werden kann." (Thom I. qu. 15. a. 2). „Wie jedes Kunstwerk im Geiste des Künstlers seine Idee hat, so alle Dinge in Gott". (Thom. de veritate I. qu. 2). „Die Ideen sind erste, ursprüngliche Formen in Gott, ständige unveränderliche Gründe der Dinge, welche nicht geschaffen, sondern ewig sind, und immer in derselben Weise sich verhalten, in der göttlichen Erkenntniß enthalten. Obgleich sie selbst nicht entstehen und untergehen, so wird doch nach ihnen, ihnen gemäß, Alles gebildet, was entstehen und untergehen kann, was entsteht und untergeht." (S. Aug. lib. 83 quaest. qu. 46. n. 2.) Das nun, was Gott in den Ideen als die Natur der Dinge schaut, das ist ihr Gesetz, das Gesetz ihrer Bewegung. Denn dieses unterscheidet sich nicht von ihrer Natur concret gefaßt. —

3) Indem nun die göttliche Erkenntniß die Bilder aller Dinge, die ideale Ordnung, als das große Reich der Möglichkeit, in sich trägt, ist sie dem göttlichen Willen präsent wie eine Ars, nach dem Ausdrucke der Schule — d. h. realisirbar. — Und in freier Entscheidung beschließt der Wille aus den unendlich vielen möglichen Ordnungen Eine durch den Schöpfungsakt in's Dasein zu rufen. — So ist die geschaffene Welt ein Abbild einer Idealwelt, die im Geiste Gottes ist; aber auch das Gesetz, das diese in sich trägt, wird der entstehenden Welt als ihr eigenes eingelegt. Es stand Gott frei, diese oder eine andere oder gar keine geschöpfliche Ordnung in's Dasein zu rufen; aber nothwendig ist es, daß, wenn einmal Gott Geschöpfe in's Dasein ruft, er ihnen das ideale Gesetz ihrer Natur einlegt, und das ist bei der vernünftig freien Creatur das Gesetz ihrer Bewegung, ihrer Handlungen, das Sittengesetz. „In dem Augenblick, wo Gott die Schöpfung der mit Vernunft begabten Wesen beschließt, vereinigt sich im Hinblick auf den praktischen Zweck der Wille mit der göttlichen Idee; daher die als Normen alles geschaffenen Willens aufgestellten Gebote [1])." —

[1]) Liberatore, Ethica n. 86. Institutiones philosoph.

So ist das Wesen Gottes, ontologisch gefaßt, das Fundament des sittlichen Gesetzes, dasselbe ideal gefaßt, die Idee desselben; legislatorisch gefaßt, ist es sein Wille, nach der Idee eine Ordnung von freien Wesen zu schaffen, und ihr die Norm ihrer Bewegung einzulegen. —

Es wäre irrig, das ewige Gesetz blos als Willen Gottes zu denken; es wäre abgerade so verkehrt, Gottes Wesen unter das Gesetz zu stellen; sondern es ist das göttliche Wesen selbst, insofern es die Fülle aller Vollkommenheiten in sich trägt, und dadurch das Urbild eines jeden durch den freien Willen Gottes geschaffenen Nachbildes wird. So ist verständlich die Definition der Alten von der lex aeterna, indem sie bezogen wird auf die Handlungen der Menschen: Ratio divina vel voluntas Dei, ordinem naturalem conservari jubens, et perturbari vetans. (Aug. c. Faust. XXII. c. 27.) Ratio divinae sapientiae, secundum quod est directiva omnium actionum et motionum (Thom. I. II. qu. 93. art. 1.) — Sapientia, das Fundament — ratio, das ideale — directiva, das ausführende Moment. — Ganz dem entsprechend Trendelenburg: „Das Treibende im Leben des Einzelnen und der Geschichte ist die Idee des Menschen, d. i. der schaffende, göttliche Gedanke von ihm.“ „Der ideale Mensch ist der göttliche Gedanke von ihm[1])“. —

So ist denn das Verhältniß des natürlichen Sittengesetzes im Menschen zum ewigen Gesetze in Gott bestimmt. Das ewige Gesetz ist das Urbild — das natürliche Sittengesetz Abbild: ersteres das Original, letzteres Theilnahme daran; ersteres absolut und nothwendig, wie das Wesen Gottes; letzteres nimmt mit dem geschaffenen Geiste seinen Anfang, und ist blos ex hypothesi nothwendig; Das Naturgesetz ist Promulgation des ewigen Gesetzes, soweit es bestimmt ist, die praktische Norm vernünftiger Wesen zu sein: Lex naturalis est participatio legis aeternae in rationali creatura. Thom. I. II. qu. 91. a. 2. u. 93. art. 1.

Wenn nun das natürliche Sittengesetz fundamentale Norm aller sittlichen Handlungen des Menschen, das Sittengesetz aber blos Theilnahme am ewigen Gesetz ist, so ist der Satz

[1]) Trendelenburg. Naturrecht S. 41.

erwiesen: Keine Sittlichkeit ohne Beziehung auf das ewige Gesetz. Da aber das ewige Gesetz Gott selbst ist, die Religion aber nichts Anderes, als Hinwendung zu ihm, so ist ferner erwiesen: Keine Moral ohne Religion. „Was das Will im Unbedingten ist, das ist das Soll im Bedingten, und erst der Mensch verwandelt das Soll wiederum in ein Will, wenn er will, was er soll, wenn er will, was Gott will[1])."

II. Beweis.

Die verpflichtende Kraft des Sittengesetzes.

Das Argument, das wir geführt haben, beschäftigt sich mit einer ontologischen, im Wesen der Dinge gründenden Thatsache; dieselbe würde aber für das Handeln des Menschen nicht entscheidend sein, wenn sie nicht subjektiv und logisch, im Geiste des Menschen als solche offenbar würde; erst dadurch wird die Sittlichkeit als nothwendig religiös bewiesen. Diese Offenbarung nun ist gegeben; sie findet sich in der verpflichtenden Kraft des Sittengesetzes, welche nicht erklärt werden kann ohne die Zurückführung des Gesetzes auf Gott, als den höchsten Gesetzgeber. Betrachten wir demnach diese! —

1. Das natürliche Sittengesetz ist eine Thatsache unseres eigenen Innern, welche uns an unseren eigenen Handlungen, nicht erst an den Handlungen Anderer (Geschmacksmoral Adam Smith's) zum Bewußtsein kommt; es ist ein Urtheil, das unsere Erkenntniß ausspricht. Nicht ein Gefühl ist's, wie mit vielen Anderen Ulrici[2]) meint, ein Pflichtgefühl ohne bestimmten Inhalt, unbewußt hervorgerufen von der Affektion der Seele durch die ihr unbewußt inhärirende Bestimmung ihres Daseins: sondern es ist ein Akt der Erkenntniß: eine bewußt erkannte Wahrheit. Denn erst mit dem Bewußtsein beginnt das Gebiet des Ethischen; nicht in der Gefühlsregion, nicht im Unbewußten, nicht in ästhetischen Schätzungen liegen seine Gründe; der Charakter der Pflicht entspringt nicht, wie Hartmann[3]) meint, aus dem charakterologischen Trieb, sondern aus dem Bewußtsein

[1]) Trendelenburg, Naturrecht S. 24.
[2]) Leib und Seele S. 633.
[3]) Phänomenologie S. 307.

des Gesetzes, das mich verpflichtet. Auch ist nicht der Wille Träger des Gesetzes; er als blinde Potenz braucht ja ein Licht, das ihm vorleuchtet, ein Gesetz, das seine Handlungen normirt; es ist ein Irrthum, wenn Kant praktische Vernunft und Wille confundirt[1]). — Eine Wahrheit ist's, die durch unsere Handlungen realisirt werden soll; das Vermögen aber, das die Wahrheit zum Objekt hat, ist die Erkenntniß[2]). — Ewige Ideen sind es, wie wir gesehen haben, welche, wie das Licht des göttlichen Antlitzes (Ps. IV. 7) unserem Handeln vorleuchten, und im Sittengesetz ihren Ausdruck finden. Ideen aber werden durch bewußte, klare Erkenntniß erfaßt. — Ostendit et ordinat, bezeichnet Thomas als Funktionen des Gesetzes (Thom. I. II. qu. 17. a. 5) Funktionen, welche sich auf dem Gebiete der Vernunft und des Bewußten vollziehen. — Es ist deßhalb die Erkenntniß das subjectum inhaesionis des Gesetzes. —

2. Die Erkenntniß mit ihren Urtheilen aber ist, wenn auch nicht in sich, doch bezüglich ihres Objekts eine doppelte: eine spekulative und eine praktische; jene hat zu ihrem Objekt die Wahrheit an und für sich; diese die Wahrheit, insofern sie sich in den Handlungen darstellen soll. Die Gesetze der spekulativen Erkenntniß — die Denkgesetze — und die der praktischen Erkenntniß — die Principien des sittlichen Gesetzes sind in ihrem Ursprunge Eins — inpressio divini luminis — daher die innere Nothwendigkeit beider: aber letztere sind verbunden mit einem „Du sollst", enthalten nicht ein einfach Seiendes, sondern ein Seinsollendes, enthalten einen Antrieb, einen Imperativ, der zu ihrer Verwirklichung hindrängt. —

3. Durch diesen mit der Wahrheit verbundenen Imperativ wird sie ein Gesetz. Dieser Imperativ nun enthält ein doppeltes Moment in sich, ein direktives und ein exekutives: — das erste Moment ist die obligatio, die Verpflichtung, durch welche sich der Inhalt als nothwendig, als über jeden subjektiven Willen erhaben darstellt; das zweite Moment des Imperativ's ist die ihn begleitende sanctio, die Macht des Gesetzes, vermöge der es die Befolgung lohnt und

[1]) cf. Hartmann, Phänomenologie S. 328.

[2]) Intelligere, cujus objectum est verum, et velle, cujus objectum est bonum. Thom. I. q. 54. a. 2.

die Verletzung straft. „Die Verpflichtung zeigt Ein Mittel zum Ziele; ergreifst du es nicht, dann fällst du aus deinem Ziele hinaus, nicht aber aus dem Ziele der göttlichen Vorsehung [1])." Das Gesetz, sagt Augustinus, bleibt stets Sieger; es wäre blos dann besiegt, wenn es nicht fände, was es mit den Widerstrebenden thun könnte; oder wenn diese dem, was es über sie verhängt, entgehen könnten. (De spir. et lit. c. XXXIII. n. 58.) Nicht das Ziel ist unserer Freiheit anheim gegeben; den Zweck der sittlichen Weltordnung erreicht Gott in jedem Falle, auch wenn wir von ihm vermöge unserer Freiheit abfallen. Aber da das Ziel selbst für uns, die wir in der Zeitlichkeit wandeln, mit einem Schleier bedeckt ist, so ist uns in dem Sittengesetze das Mittel gegeben, welches mit dem Ziele in nothwendiger Verbindung steht, und das uns diese Nothwendigkeit durch sein: „Du sollst" verkündigt. — Es ist also weit verfehlt, sich diesen Imperativ mit Kant und seinen Nachfolgern als blos formal, ohne Inhalt zu denken. Im Gegentheil, der Inhalt ist das verpflichtende Moment, dem das sekundäre der Sanktion beigefügt ist. —

4. Wie läßt sich nun diese verpflichtende Macht des Sittengesetzes, seine Nothwendigkeit erklären? Welches ist ihr hinreichender Grund? — Es ist wahr; auch in der Vernunft des Menschen liegt eine solche Nothwendigkeit, und den rationalistischen Schulen genügt sie. Die Einen fassen diese Nothwendigkeit auf als den Antagonismus zwischen Begierde und Vorstellung — als Reaktion des ganzen Menschen gegen den selbstsüchtigen Theil (das böse Gewissen) — Zustimmung des ganzen Menschen zu der That des Theils, die mit ihm harmonisch blieb (gutes Gewissen), — als Einsprache der Vorstellungen, die aus dem ganzen Menschen kommen, gegen die Vorstellungen des selbstsüchtigen Theils (warnendes Gewissen)[2]) —. Andere fanden diese Nothwendigkeit in einer subjektiven Disposition des menschlichen Geistes, im sittlichen Gefühle: — Andere wieder in der Lust und Unlust, welche die That begleitet: — oder in der Lust und Unlust, welche aus dem fremden Urtheil über unsere Handlungen in uns zurückgeworfen wird: — Für Andere ist die

[1]) Meyer, die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts. S. 66.
[2]) Trendelenburg S. 54.

Ordnung der Dinge, die Harmonie des Universum, von meinem Geiste erkannt, diese verpflichtende Nothwendigkeit: — oder endlich der Imperativ ist durch sich selbst kategorisch. —

Wir läugnen nicht, daß alle diese Momente, richtig gedeutet, sich im Sittengesetze wiederfinden, aber sie reichen nicht hin, sie können nicht genügen, die concrete Nothwendigkeit des sittlichen Gesetzes mit allen ihren Merkmalen zu erklären. —

Sie kann blos erklärt werden durch Gott, als den höchsten Gesetzgeber, der das Sittengesetz in dem Geiste der Menschen niederlegte, und dessen Stimme im Gewissen vernommen wird. — Man merke wohl: Auf Gott ist das Sittengesetz zurückzuführen, aber nicht blos auf ihn als den Schöpfer der geistigen Natur des Menschen, der ihm die Vernunft und ihre Denkgesetze mitgab, sondern auf ihn als Gesetzgeber, dessen Stimme klar und bestimmt in die wandelbare Welt des Seelenlebens hineinspricht und ihren auch noch so großen Lärm mächtig übertönt.

5. In der That! — Wir beweisen die nothwendige Zurückführung des Sittengesetzes auf den persönlichen Gott zunächst durch die **Superiorität desselben über den Menschen.** —

a. Diese Superiorität ist zunächst eine der Zeit nach. Die Vernunft des Menschen kann gewiß, wenn sie die gehörige Reife und Ausbildung erhält, die Beziehungen, die im Sittengesetze liegen, und ihre Nothwendigkeit erkennen: allein würde nicht das Leben des Menschen zur Hälfte oder ganz abgelaufen sein, bis ihm dies möglich wäre? Und doch sehen wir gleich beim Beginne der freien Thätigkeit des Menschen, im zarten Kinde, diese Nothwendigkeit präsent, bei jeder einzelnen Handlung als Gewissen aktuell werdend, sie empfehlend, wenn sie gut, sie verwerfend, wenn sie bös ist? — Diese aprierische Thatsache in ihrer Einfachheit kann nicht aufgefaßt werden, als „ein complicirtes Resultat aller bei dem Zustandekommen des Bewußtseins betheiligten Triebe, Gefühle, Meinungen, Vorurtheile, Geschmacksbildung, Vernunftentfaltung u. s. f. wie Hartmann will [1])“, noch kann sie der Collektivausdruck sein für

[1]) Phänomenologie S. 100.

die gegenwärtig erreichte Entwicklungsstufe unseres gesammten sittlichen Lebens und Bewußtseins“[1]): denn sie geht dem Allen voran: sie ist zurückzuführen auf Gott, der als Gesetzgeber die Handlungen des Menschen lenkt und normirt, noch ehe das intellektuelle Leben seine Ausbildung erlangt hat.

b. Aber nicht blos der Zeit, sondern auch der Natur nach besteht diese Superiorität des Gesetzes. Das geht aus den Charakteren desselben hervor. Wer immer die Stimme des Sittengesetzes hört — und sie wird gehört, soweit die menschliche Natur reicht, — der erkennt sie als ein dem natürlichen Willen Entzogenes und ihm Ueberlegenes; als eine Stimme, der wir und alle Anderen gleich uns, unterworfen sind; als eine Stimme, der wir nicht entfliehen können, die unabhängig ist nicht blos von diesem oder jenem Individuum, sondern unabhängig von der ganzen Menschheit, so zwar, daß sie zu Recht bestünde, wenn auch kein Mensch vorhanden wäre[1]); als eine Stimme, welche Verantwortung vor einem Höheren, als wir sind, in Aussicht stellt; welche ihr Richteramt schon während der That ausübt; als eine Stimme, der gegenüber wir unfrei sind, ob wir sie hören wollen oder nicht. Charaktere, welche mit logischer Nothwendigkeit auf einen über die menschliche Natur erhabenen Gesetzgeber hinweisen, der den menschlichen Thaten auf ihrer ganzen Linie bis in die entfernteste Einzelheit präsent ist. Eine solche stabile, unfehlbare Wahrheit kann von der menschlichen Vernunft weder abstrakt noch concret prädicirt werden. — Omnis homo mendax. — Das ist so wahr, daß man mit Recht behauptet, an dieser Stimme, die er in seinem Innern hört, erwache erst der Mensch nicht blos zum Bewußtsein des Unterschiedes von Gut und Bös, sondern überhaupt zur Idee Gottes als eines höheren, über uns stehenden, uns verpflichtenden persönlichen Gesetzgebers; — und daß an ihr die Unentschuldbarkeit eines Nichtkennens Gottes sich beweisen läßt.

c. Die Superiorität dieses Gesetzes geht noch hervor aus seiner Wirkung. „Derselbe, sagt Thomas I., II. qu. 19. a. 4., der die Ursache und das Ziel der Dinge ist, ist auch ihr Lenker

[1]) ibidem S. 99.
[1]) cf. Baines, Ethik S. 34.

und Ordner; er iſt aber dieſes durch das Geſetz, das er uns mitgegeben." Freilich, wenn nach der anthropocentriſchen[1]) Anſchauung des Rationalismus und Pantheismus Urſache und Ziel des Menſchen ihm immanent wären; dann wäre auch die menſchliche Vernunft ihre autonome Geſetzgeberin. — Aber, wie der perſönliche Gott die Creatur in's Daſein rief, wie er ihr Ziel iſt, zu dem ſie ſich bewegt, ſo iſt er es auch, der die Norm gibt, nach welcher die Handlungen zur Erreichung dieſes Zieles conform ſind; auch da, wo ihre Conformität mit dem Ziele nicht klar vor Augen liegt. „In jeder Ordnung, ſagt der hl. Thomas, — und die ſittliche Ordnung iſt eine ſolche, — hängt der Effekt mehr von der erſten Urſache ab, als von der zweiten, d. h. von der zunächſt wirkenden; denn dieſe handelt blos in Kraft der erſten. Deßhalb iſt es klar, daß die Güte der menſchlichen Handlungen viel mehr abhängt vom ewigen Geſetze, als von der menſchlichen Vernunft. Das vernünftige Licht, das in uns iſt, kann uns blos inſofern über das Gute belehren und unſern Willen ordnen, als es das Licht deines Antlitzes iſt, o Gott, das von dir ausgeſtrahlte Licht." — I. II. qu. 19. a. 4.

Die ſittliche Ordnung kann nur ein Geſetzgeber gründen und ſchützen, der erhaben über dem Lauf der Geſchichte und dem ſchwankenden Lebenslauf des Einzelnen in ihr, Ziel und Weg überſchaut und in ſeiner Hand trägt. — Die Vernunft des Menſchen iſt deßhalb wohl Verkündigerin des Geſetzes, aber nicht die Quelle desſelben.

III. Beweis.

Parallele mit dem phyſiſchen Naturgeſetz.

„Zwei Dinge ſind es, lautet das ſchöne Wort Kant's, die vor allen andern würdig erſcheinen, die Aufmerkſamkeit des menſchlichen Geiſtes zu feſſeln, und die ihn mit immer neuen Bewunderung erfüllen: das moraliſche Geſetz in uns, und der geſtirnte Himmel über uns", ein Wort, das der heilige

[1]) Um das Moralſyſtem Kants zu retten, ſagt Gioberti (Grundzüge eines Syſtems der Ethik S. 211) muß man ſeinem Schüler Gottlieb Fichte nachahmen, die kritiſche Doktrin in Pantheismus umſetzen und die Objektivität des Abſoluten mit der des menſchlichen Geiſtes identifiziren.

Sänger (Psalm 18) in seinen Gründen begriffen und dargestellt: Ihm ist der gestirnte Himmel Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, das moralische Gesetz Offenbarung der Heiligkeit Gottes. Daher der mächtige Eindruck beider. — „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände. Ein Tag ruft es dem andern zu, und eine Nacht der andern. Das sind keine Stimmen, die man überhören könnte; über die ganze Erde geht hin ihr Schall, und bis an das Ende des Erdkreises ihr Wort. Der Herr hat in die Sonne gesetzt seine Wohnung: sie geht auf — ein Bräutigam aus seinem Gemache, ein Riese frohlockend, seinen Weg zu laufen. Vom äußersten Himmel ist sein Ausgang, am äußersten Himmel seine Rückkehr; und Keiner, der vor seiner Gluth sich bergen könnte." — Aber noch erhabener ist die sittliche Ordnung; sie verkündigt Gott als den Heiligen: „das Gesetz des Herrn ist unbefleckt, Seelen sich zuwendend; sein Zeugniß ist treu, den Kleinen Weisheit gebend. Des Ewigen Gebote sind gerecht, Herzen erfreuend; des Herrn Vorschrift ist licht, die Augen erleuchtend: die Furcht des Herrn ist heilig, bleibend für und für: des Herrn Gesetze sind wahr, in sich selbst ihre Rechtfertigung findend, kostbarer als Gold und Edelstein, süßer als Honig und Honigseim" — (Ps. 18. 1—7. 8—11).

So sehen wir ein doppeltes Gesetz, das physische Gesetz, welches die Creatur als solche lenkt; das ethische, dem freien Willen gegeben. — Es war dem Deismus vorbehalten, das physische Naturgesetz von Gott abzulösen. Ihm genügte, daß Gott einmal die Natur der Dinge mit einem ihr immanenten Gesetze geschaffen, und dann unbesorgt, ohne auf sie zu wirken, um die Pole des Himmels wandelnd, sie ihrer Entwicklung überläßt. Nein! In jedem Augenblicke ist Gott seinen Geschöpfen präsent; sie können keinen Akt setzen, ohne daß Gott als die erste Ursache mitwirke. „Gott, sagt Lessius, ist in der Natur der Dinge verborgen und mit seiner allmächtigen Hand hält er die Wurzeln alles Seins zusammen, und das ganze Sein des Dinges ist Nichts Anderes als seine immerwährende hervorbringende Thätigkeit". — Es ist unmöglich, sich eine zweite Ursache, wie die geschöpfliche es ist, zu denken, sei es in ihrem Sein oder in ihrer Entwicklung oder in ihrer Wirkung, ohne daß sie auf der ganzen Linie ihrer Bewegung von der ersten Ursache getragen wird, welche mehr Einfluß in die Wirkung übt, als die zweite Ursache.

Und dies sollte bei der **sittlichen Ordnung**, die von jener verschieden, aber erhabener als sie ist — nicht der Fall sein? Hier handelt es sich um eine Creatur, welche frei ihrem Ziele, das über sie erhaben ist, zugeführt werden soll; um eine Creatur, die auf dem ihr dunkeln Wege einer Leuchte bedarf, um nicht irre zu gehen; die abgeirrt wieder zurückgeführt werden muß; um eine freie Creatur, die selbst bei permanenter Abwendung doch nicht den Plan Gottes und die sittliche Weltordnung stören darf. — Da muß noch mehr, als bei der physischen Ordnung Gott präsent sein als der Gesetzgeber, als der immerwährende Verkünder eines heiligen, unbefleckten Gesetzes. —

Coroll. I. **Pflichtgefühl und Gottesliebe.** Die Moral des Christenthums ist Gottesliebe, d. h. ein persönliches Verhältniß Gott gegenüber, dessen Wille erfüllt wird, weil er geliebt wird. Das ist so wenig Heternomie, als uns Gott kein ἕτερον ist, als er uns tiefer und innerlicher präsent ist, als wir selbst es uns sind. Erst dadurch erreicht die Sittlichkeit ihre Wahrheit und Tiefe. — Wohl konnte auch Aristoteles erhaben von der Tugend — ἀρετὴ τὸ κατὰ λόγον ζῆν — sprechen: „Tugend, mühevoll dem sterblichen Geschlecht, dem Leben du edelste Jagd!“ — Wohl konnte in wahrhaft erhabener Weise Kant seine Apostrophe an die Pflicht richten: „Pflicht, du erhabener großer Name, der du Nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nicht drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen; sondern blos ein Gesetz aufstellst, das von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich ihm insgeheim entgegenwirken, — welches ist der Deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzeln deiner edeln Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Werthes ist, den sich Menschen allein geben können?“ Es war dies eine kühn und mit Recht aufgeworfene Frage. Wie arm lautet die Antwort! — Diese Wurzel,

nach der ich frage, ist die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich das Vermögen eines Wesens, welches eigenthümlichen, nämlich von seiner praktischen Vernunft gegebenen Gesetzen unterworfen ist. — Ganz anders gibt Antwort auf die gestellte Frage — und an Erhabenheit unübertroffen steht da jener apostolische Panegyrikus der Gottesliebe: „Ich will euch zeigen noch einen vorzüglicheren Weg. Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel spräche, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz und klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe des Weissagens hätte, und wüßte alle Geheimnisse, und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich eine Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich eitel; und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilen, und meinen Leib dem brennendsten Schmerze hingeben würde, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir Nichts. Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei, aber das Größte unter ihnen ist die Liebe." I. Cor. XIII.

Coroll. II. **Primat der Religion vor Moral.** Das Band zwischen Sittlichkeit und Religion ist ein unauflösliches. Wem von den beiden Gliedern des Verhältnisses aber gebührt der Primat? — Man unterscheide die Religion im engeren Sinne, als die spezielle Tugend der Gottesverehrung [1]); so gefaßt ist sie Ausfluß des Sittengesetzes, weil von demselben geboten. — Faßt man aber die Religion allgemeiner, versteht man unter ihr, wie wir es mit den heutigen Apologeten thaten, die Hinwendung der vernünftig freien Creatur zu Gott; dann geht sie dem Sittengesetz voran, und begründet dasselbe. Denn, da der ganze Mensch Gott zu seinem Ziele und Ursprung hat, so muß die Religion den ganzen Menschen, wie oben gezeigt, umfassen nach Erkenntniß, Wille, Gefühl, körperlicher und socialer Thätigkeit, und keines dieser Vermögen tritt vor dem andern in der Art zurück, daß die Aktion desselben nicht in gleicher Weise von dem Begriff der Religion gefordert würde [2]). „Die von Gott geoffenbarte Religion ist es, welche alle großen Fragen, die der Mensch sich stellen muß, allein nun einmal sich selbst nicht

[1]) Thom. II. II. qu. 81. a. 5. u. 6.

[2]) Denzinger, 4 Bücher von der religiösen Erkenntniß. I. S. 11 und oben S. 4.

genügend beantworten kann, die Fragen: Was bin ich? Was ist Gott? Was ist meine ewige Bestimmung? Welches ist der Weg zu ihr? mit göttlich unfehlbarer Autorität und Bestimmtheit beantwortet, und thatsächlich den Menschen von der Macht des Bösen, der Schuld und Sünde befreit und göttlicher Kraft und Heiligkeit theilhaftig macht“ [1]). „Die Vorstellung oder der Gedanke von einer höheren, über dem Menschen stehenden Macht, von einem höchsten Wesen, welches Alles beherrscht, von welchem auch der Mensch, sein Wohl und Wehe abhängt, zu welchem er folglich in ein entsprechendes Verhältniß sich setzen muß, woraus dann die religiösen Gefühle und Handlungen hervorgehen, — nennen wir nun auf der Stufe der entwickelten Vernunft dieses höchste Wesen Gott und die aus seiner Erkenntniß entspringenden Gefühle Ehrfurcht und Liebe, so haben wir dadurch den Begriff und das Wesen der Religion ausgesprochen“ [2]).

So gefaßt gebührt der Religion der Primat vor der Sittlichkeit; der Mensch kann in seinem Innern nicht das sittliche Gesetz vernehmen, ohne es als die Stimme Gottes, dem er sich beugt, zu erfassen, durch den allein das Gesetz verbindende Kraft hat; also geht Religion der Sittlichkeit voran.[3])

Wenn auch Trendelenburg darin irrt, daß er der Philosophie die Rechte einer kritischen Richterin über Religion und Offenbarung anweist, so stimmt er mit dieser Auffassung überein, wenn er sagt: „Indem der Einzelne, wie jedes ethische Ganze Organ der Idee wird, wird er Werkzeug des göttlichen Willens. Daher geht der Begriff der Gesinnung, die Erhebung des Willens über das Selbstische zum Göttlichen und im Göttlichen zur Religion zurück“ [4]).

Blos radikaler Bruch mit dem Offenbarungsglauben sowohl als mit wahrer Philosophie konnte dagegen Hartmann zu den Worten veranlassen: „Die Religion hat sich künftig auf Moral zu stützen, aber doch in ganz anderem Sinne, als Kant meint, der bekanntlich die Gefühlsmoral als moralisch indifferent und gefährlich verwarf, während hier gerade die Gefühlsmoral

[1]) Heinrich, dogmatische Theologie I. S. 424.
[2]) Drey im Kirchenlexikon Tit. Religion.
[3]) cf. Katholik 1872. II. S. 184. u. 1875. II. S. 589.
[4]) Naturrecht S. 51. § 38.

als diejenige Seite der Moral sich erweist, auf welche hauptsächlich die Religion (d. h. nach Hartmann der plebejische Ersatz für das Alleinsgefühl) sich zu stützen hat, und an der Spitze der Gefühlsmoral die Liebe. Nur ein Ernstnehmen mit der Erhöhung der Liebe über den Glauben am mythischen und scholastischen Dogmenkram (worunter aber die ganze Offenbarung, der Glaube an die Gottheit Jesu u. s. f. begriffen ist) und über die Hoffnung auf Erfüllung von Verheißungen — eine Urgirung der autonomen Gefühlsmoral als wesentlicher Inhalt der Religion kann den mit Riesenschritten nahenden Verfall des christlichen Theismus verlangsamen“ [1]).

Zweites Capitel.

Das Recht.

Die Sittlichkeit ist Fundament des Rechts oder: Kein Recht ohne Sittlichkeit.

Wir haben im begrifflichen Theil das Recht definirt als den Inbegriff jener Normen, durch die das sociale Leben des Menschen, oder das Verhältniß des Menschen zu Andern geregelt wird. Das Recht tritt nothwendig nach Außen in die Erscheinung. De internis non judicat praetor. — Aber es würde derjenige bedeutend irren, welcher diesen Normen des Rechts eine selbständige Bedeutung geben würde, sie ablösen wollte von dem Sittengesetz, welches das tief innerliche Prinzip des Rechts, sowohl als bildende Kraft als auch als Zweck, bleiben muß. Das Recht ist ein ethischer Akt. — Gegner dieser Auffassung sind unzählige, mögen sie mit Hobbes die Quelle des Rechts in dem Selbsterhaltungstrieb finden, daß nicht ein Krieg Aller gegen Alle entstehe; — oder in der Macht, die aus der Vereinigung Aller hervorgeht, und das Recht als das Erzwingbare definiren; — mögen sie mit Rousseau das Recht ableiten aus der Unterwerfung des Einzelwillen unter den allgemeinen Willen durch einen Vertrag; —

---

[1]) Phänomenologie S. 279.

mögen sie dem Recht mit der kantischen Schule eine blos formale Bedeutung beilegen, als Inbegriff der Bedingungen, durch welche es geschehen kann, daß die Freiheit eines Jeden mit Jedermanns Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze bestehen kann: — alle diese Ansichten verstoßen gegen die Thesis, die wir hier aufstellen: daß nämlich die Sittlichkeit tief innerliches Motiv des Rechts ist, daß das Recht concret gefaßt nie von den sittlichen Principien sich ablösen darf. —

I. Beweis.

Das Recht ein Tugendobjekt.

Das Recht ist Objekt einer bestimmten **Tugend, der Gerechtigkeit.** Als solches ist es aber wesentlich sittlicher Natur.

Nach der Lehre des hl. Thomas ist, wie in jedem Begriffe, so auch in dem der Tugend, ein doppeltes Moment zu unterscheiden: das Gemeinsame und die spezifische Differenz. Das Gemeinsame jeder Tugend — genus, materia in qua, ist die innerliche Gesinnung: vermöge dieser ist jede Tugend eine bona qualitas seu habitus mentis, qua recte vivitur et qua nullus male utitur [1]). Das Gemeinsame ist also, wie es einem ethischen Begriffe gebührt, ein subjektives Moment. — Spezificirt aber werden die Tugenden nach ihrem Objekte, nach der Materia circa quam. Das Objekt nun der speziellen Tugend, welche Gerechtigkeit heißt, ist das Verhältniß des Menschen zu seinem Nächsten. Denn nicht der weitere Sinn der Gerechtigkeit kann uns hier beschäftigen, in welchem sie mit dem Tugendbegriff überhaupt zusammenfällt [2]), das ganze sittliche Leben des Menschen in sich faßt [3]), alle Tugenden ihrem letzten Ziele zuordnet, ihren Ausdruck im Dekalog [4]) findet, sich nicht unterscheidet von der rectitudo mentis. — Als spezielle Tugend hat also die Gerechtigkeit zum Objekt die Ordnung des Verhält-

[1]) Thom. II. qu. 58. art. 7.
[2]) Thom. II. II. qu. 58. a. 5. 6.
[3]) ib. I. II. a. 113. a. I. II. q. 60. a. 3.
[4]) ib. II. II. qu. 122. a. 1.

nisses des Einzelnen zu seinen Mitmenschen, und wird definirt als der beständige und immerwährende Wille, Jedem das Seine zu geben: — constans et perpetua voluntas, suum cuique tribuendi[1]), als die Wahrung des Rechts, des jus, des justum, des einer Regel Unterworfenen (justari), Wahrung der zwischen den Menschen bestehenden aequalitas (des ἴσον bei Aristoteles)[2]). — Es darf aber hiebei nicht blos der Einzelne im Verhältnisse zum Einzelnen erfaßt werden, sondern auch im Verhältnisse zur Communität, denn auch dieses ist ein nach Außen tretendes, äußerlich bestimmbares: Qui servit communitati servit omnibus hominibus, qui sub communitate illa continentur (Thom. II. II. qu. 58. a. 5) und umgekehrt; so hätten wir die Unterscheidung des privaten Rechts vom öffentlichen, welches Thomas justitia legalis nennt, welches befiehlt, daß die Akte des Einzelnen ad bonum commune geordnet werden. —

Ist dies der Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit, dann ist evident, daß das Recht sittlichen Charakter hat. Denn Tugend ist ein sittlicher habitus. Wie könnte die Differenz von ihrem genus getrennt werden? Wie könnte das Objektive vom Subjektiven in menschlichen Handlungen i. e. in concreto sich lösen, ohne ihre Ordnung zu verletzen? Wenn ich auch das Recht objektiv auffassen kann — als aliquid quasi habens rectitudinem justitiae ad quod terminatur actio justitiae, etiamsi non considerato qualiter ab agente fiat (II. II. qu. 57 art 1), als etwas von der Gesinnung Absehendes, so ist dieses eine Abstraktion; subjektiv aber erfordert

---

[1]) Thom. II. II. qu. 58. a. 11.

[2]) Justitiae proprium est inter alias virtutes, ut ordinet hominem in his, quae sunt ad alterum. Importat enim aequalitatem quandam, ut ipsum nomen demonstrat: dicuntur enim vulgariter ea, quae adaequantur, justari: aequalitas autem ad alterum est. Aliae autem virtutes ordinant hominem solum in his, quae ei conveniunt secundum se ipsum. Propter hoc specialiter justitiae prae aliis virtutibus determinatur secundum se objectum, quod vocatur justum, et hoc quidem est jus. Unde manifestum est, quod jus est objectum justitiae II. II. qu. 57. a. 1. oder: Cum justitia ordinatur ad alterum, non est circa totam materiam virtutis moralis, sed solum circa exteriores actiones et res, secundum quandam rationem objecti specialem, prout scilicet secundum eas unus homo alteri coordinatur. Ibid. qu. 58. a. 8.

es immer, sei es im Geiste des Rechtschaffenden oder des darnach Handelnden, die sittliche Gesinnung.

Durch diese Zurückführung auf die Tugend der Gerechtigkeit, durch diese ethische Begründung des Rechts unterscheidet sich dasselbe einerseits vom blos Nützlichen, wo der Mensch sich als Selbstzweck betrachtet, — und andererseits vom bloßen Wohlwollen, das mehr thut, als der Andere fordern darf — φιλία, beneficentia, benignitas, liberalitas — bienveillance, Sympathie und so fort: die Gerechtigkeit wahrt die Mitte zwischen diesen Triebfedern: Jus medium est. Aristoteles Eth. V. 3. u. 4. —

II. Beweis.

Quelle des Rechts.

Wir haben den Ursprung des Sitten-Gesetzes gefunden in dem ewigen Gesetze; dorthin ist auch zu verlegen der Ursprung des objektiven Rechts.

Das ewige Gesetz muß als ein solches betrachtet werden, welches nicht nur den großen Kosmos der Sittlichkeit, sondern auch engere Sphären der Geschöpfe mit seinem Licht und Ordnungsrufe durchdringt. Denn von der göttlichen Weisheit, deren Identität mit dem ewigen Gesetze wir fest halten, heißt es, daß der ganze Plan des Universums ihr präsent ist: „Ihr Geist ist ein einheitlicher, aber Alles durchdringend[1]); sie greift von einem Ende des Weltkreises bis zum andern mächtig ein, und ordnet Alles lieblich[2]); sie ist beweglicher als alles Bewegliche, dringt ihrer Reinheit wegen überall hin[3]); sie war bei dem Ewigen und ordnet Alles[4]); durch sie herrschen die Fürsten und durch sie verordnen die Gewaltigen Gerechtigkeit[5]). — Nicht Menschenwillkür, nicht vertragsmäßige Beschränkung der eigenen Freiheit zu Gunsten Anderer schafft Grundsätze des Rechts; sein Ursprung ist höher, aprioriſch, über Menschen-Satzung

[1]) Sap. VII. 22. 27.
[2]) Sap. VII. 24.
[3]) Sap VIII. 1.
[4]) Prov. VIII. 30.
[5]) Prov. VIII. 16.

hinausreichend; und aus diesem höheren Ursprunge kommt es, daß, gleichwie die Grundbegriffe des sittlich Guten und sittlich Schlechten im Innern des Menschen unwandelbar begründet sind, so auch die Grundbegriffe des Rechts und des Unrechts. Schön sagt daher Walter[1]): „Die Grundlage des Rechts und des Rechtsbegriffs ist das dem Menschen eingeborene Rechtsgefühl und Gewissen, welches die Uebereinstimmung der menschlichen Handlungen und Verhältnisse mit der Gerechtigkeit will. Dabei kann man jedoch nicht stehen bleiben, sondern man muß auch nach dem objektiven, außerhalb des Menschen liegenden Grunde fragen, worauf die Gerechtigkeit selbst beruht. Dieses Objetive aber ist die über dem Menschen stehende sittliche Weltordnung, und das Rechtsgefühl mit dem Gewissen sind eben die Organe, welche Gott dem Menschen verliehen hat, um diese unsichtbare Ordnung zu erkennen und mit ihr in Verbindung zu treten. Sie sind die Augen des Geistes, welche in die dem irdischen Aug: unerreichbare übersinnliche Welt hinüberleuchten. Das Recht und die Gerechtigkeit sind also, in ihren letzten Gründen aufgefaßt, die aus den Eigenschaften Gottes fließenden Gesetze der sittlichen Weltordnung, die sich dem Menschen durch das Gewissen als solche, also als Willen Gottes und als eine über dem Menschen stehende Macht ankündigen." „Und wenn auch vielerlei dem Menschen und seiner Freiheit in Ordnung ihrer äußeren Verhältnisse überlassen ist, so darf doch auch in diesem nie der Contakt mit dem ewigen unwandelbaren Recht verkannt werden[2])." —

Coroll. I. Die Selbstständigkeit des Rechts, das Ideal der liberalen Juristenschule, ist nur eine relative, nie eine absolute; es verhält sich mit ihr, wie mit der Selbstständigkeit der Philosophie gegenüber der Theologie. — Wohl hat die Philosophie auch ihre selbstständige Sphäre; sie hat ihren Zweck, ihre Principien, ihre Beweise; aber sie muß doch in ihrer ganzen Bewegung nach der einmal gegebenen Offenbarung wie nach einer stella rectrix aufschauen. So darf man auch nicht Rechts- und Moralprincipien für identisch nehmen: aber stets müssen erstere von letzteren geleitet werden; das aber begründet eine blos relative

[1]) Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart § 60.

[2]) Ebenda § 6.

Selbstständigkeit; — eine Parallele, welche für die Aufklärung des Verhältnisses von Sittlichkeit und Recht nicht unerheblich erscheint.

„Innerhalb des Sittlichen mußte daher auch die Idee des Rechts gesucht und gefunden werden, und keine Einrichtung, welche außerhalb des Sittlichen, d. h. unabhängig oder gar gegensätzlich ihm gegenüberstand, dürfte sich den geheiligten Namen des Rechts anmaßen [1])." „Der Gedanke der Einheit des Sittlichen und Juridischen ist durch diese Ableitung gefunden; die Scheidung des Legalen und Moralischen, des Gesetzlichen und Sittlichen, welche zu äußerer Gesetzespünktlichkeit der Pharisäer führt, welche als ein Fortschritt der Wissenschaft galt, hat nicht nur das Recht in der Theorie verzerrt, sondern auch im Leben das Recht seiner Würde entkleidet, die Vorstellung von einem Mechanismus des Rechts befördert und die Rechtsbegriffe entseelt [2])."

Coroll. II. Das ist die ernste Forderung an die Gesetzgebung aller Zeiten, durch die subjektive Partheileidenschaft oft vergessen. Blos durch die Theilnahme an dem ewigen unwandelbaren Rechte kommt dem positiven Rechte sein Name und sein Begriff zu, daß es ist gerecht, und wenn ein positives Recht, von wem immer gebildet, nicht mehr getragen wird von dem ewigen Recht als von seiner causa prima, so hat es seine Berechtigung verloren. Dafür treten ein die Stimmen aller Völker, wie schon oben erwähnt: „Wo sind die Regeln geschrieben, sagt Augustinus, wo auch derjenige, welcher die Gerechtigkeit verletzt, doch erkennt, was gerecht und ungerecht ist, wo er sieht, daß man das haben müsse, was er selbst nicht hat? Wo anders wären die Regeln geschrieben, als im Buche jenes Lichtes, welches Wahrheit heißt? Von daher wird jedes Gesetz als gerechtes gleichsam abgeschrieben, und in des Menschen Herz, das die Gerechtigkeit übt, nicht durch Wanderung, als verlasse es seinen Sitz, sondern durch Nachbildung — Ausdruck (imprimendo) — übertragen, wie das Bild aus dem Siegelring übertragen wird und den Ring doch nicht verläßt. Wer aber nicht die Gerechtigkeit übt, und doch sieht, was zu thun wäre, der wendet sich ab von diesem Lichte, wird aber doch immer von demselben berührt [3])."

[1]) Theodor Mayer, die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts. S. 105.

[2]) Trendelenburg, Naturrecht § 14. 15.

[3]) August. de Trinitate lib. XIV. n. 21.

Wird dieſe Forderung vergeſſen oder verachtet, dann kommen leider Zuſtände, die der Dichter ebenſo wahr als ſchön ſchildert:

Es erben ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel biſt.
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider nie die Frage.

III. Beweis.

Recht und Pflicht in ihrem Verhältniſſe zu einander.

Das Recht, ſubjektiv als Befugniß aufgefaßt, und die Pflicht, das Gebundenſein des Willens durch einen höheren, ſtehen im innigſten Verhältniſſe, aber in einem ſolchen, daß die Pflicht das Erſte iſt, und aus ihr das Recht entſteht (Ex officiis jura). Dies gilt natürlich blos von geſchöpflichen Verhältniſſen; denn was Gott betrifft, kann man nicht von Pflicht ſprechen; er iſt ſelbſt ewige, aus ſich beſtehende Rechtsnorm im eminenten Sinne. — Pflicht aber iſt ein ethiſcher Begriff, ein Sollen auf Grund eines Geſetzes. Alſo hat das Recht einen ſittlichen Charakter.

Schon die alte Juriſtenſchule hat dieſes anerkannt: „Das Recht, ſagt Wolf[1]), entſteht aus einer Verpflichtung; die Verpflichtung beſteht vor dem Recht; und wenn es keine Verpflichtung gäbe, würde kein Recht beſtehen. Wenn das Naturgeſetz verpflichtet zu einem Ziele, ſo gibt es ein Recht auf das Mittel, dasſelbe zu erreichen.“ Und unter den Neueren ſagt Ulrici[2]): „Die Rechtsbefugniß kommt dem Menſchen nur zu, weil er eine Pflicht hat und ſie erfüllen ſoll. Denn in Wahrheit wird der Menſch nicht mit Rechten, ſondern nur mit Pflichten geboren und nur darum hat er ein Recht zu fordern, daß ihm die Möglichkeit gewährt werde, ſeiner Pflicht nachzukommen. Seine Rechte folgen nur aus ſeinen Pflichten, und können daher nur aus ihnen abgeleitet werden. Inſofern gibt es ſtreng genommen keine ange-

[1]) Jus naturae § 23.
[2]) Grundzüge der praktiſchen Philoſophie. Erſter Band. Naturr[illegible] S. 231.

borenen Rechte; nur darum, weil alle angeborenen Rechte so unmittelbar aus den angeborenen Pflichten folgen, daß sie implicite in und mit ihnen gegeben sind, können sie als angeborene betrachtet und bezeichnet werden." „Der Mensch hat ein Recht zu wollen, was er moralisch thun soll", sagt Ahrens[1]).

In der That! Ehe der Mensch seine Freiheit in den ihn umschließenden Sphären bethätigen kann, erkennt er sich gebunden durch ein ursprüngliches, seiner vernünftigen Natur immanentes, von Gott in dieselbe gelegtes Gesetz; um es zu realisiren, steht ihm das Recht zur Seite. — Ich habe eine religiöse Pflicht; sie geht hervor aus dem absoluten Abhängigkeitsverhältniß von Gott, vermöge dessen ich mich nicht blos in meinem Sein, sondern in jedem Akte von ihm abhängig erkenne. Daraus entspringt ein Recht, nicht Gott gegenüber, was dem absoluten Abhängigkeitsverhältnisse widersprechen würde, wohl aber ein Recht meinen Mitmenschen, der menschlichen Gesellschaft gegenüber, das Recht nämlich, meine Gottesverehrung ausüben zu dürfen, und in der Ausübung derselben nicht behindert zu werden! — Meine Persönlichkeit soll Gott gehören; deshalb gehört sie keinem andern. So wenig ich also Selbstzweck sein kann, so wenig hat aber ein anderer die Befugniß, meine Persönlichkeit als Mittel zu gebrauchen für seine Zwecke, was aber nicht ausschließt, daß meine Akte, meine Dienstleistung dem Nächsten dienen dürfen. — Ich habe die Pflicht, mein Leben zu erhalten, so lange dieses dem Schöpfer gefällt: daher das Recht, jeden Eingriff abzuwehren, der es gefährdet oder verletzt; daher das Recht, diejenigen Objekte, deren ich zur Existenz bedarf, zu diesem Zwecke zu verwenden, sie demgemäß zu bearbeiten, sie umzubilden, sie in Besitz zu nehmen, wenn sie noch nicht in anderm Besitze sind, und diesen Besitz mir zu sichern: — (Sachenrecht in Form von Eigenthum, Gütern, Vermögen.) — Ich habe die Pflicht, meine Persönlichkeit zu vervollkommnen, sie auszubilden, und deßhalb habe ich ein Recht, auf alle Mittel, die mir die Gesellschaft, in der ich lebe, dazu bietet, wie sie wieder das Recht hat, von mir Gleiches zu verlangen. — Kurz, ich habe die Pflicht, sittlich zu leben, daher das weitumfassende Recht zu verlangen, daß mir dieses möglich werde. — So fußt das ganze System der Rechte auf dem System der Pflichten. Weil meine Pflichtener-

[1]) I. S. 115.

füllung in der socialen Stellung, zu der ich von Natur aus berufen bin, nicht möglich wird, ohne vielseitiges Mitwirken und Mitverhalten der Gemeinschaft, deßhalb das System der Rechte. Schließen wir unser Argument mit den Worten Ulrici's[1]): „Das Recht ohne ihm zu Grunde liegende Pflicht schwebt in der Luft. Wer das Recht nicht auf die Pflicht basirt, kann es nur auf die Gewalt basiren, und demgemäß ist er selbst nur berechtigt, zu existiren, so lange er die Macht besitzt, seine Existenz zu behaupten; jeder, der stärker ist, hat das Recht, ihn zu tödten; das Recht ist der Kampf um das Dasein, der Krieg Aller gegen Alle, die permanente Gewaltthätigkeit, eine Consequenz, die sich aus allen naturalistischen Rechtssystemen ergab."

Das Gesagte ist auch historisch nachweisbar. Als das Christenthum mit seiner neuen erhabenen Sittenlehre und den Pflichten, die es fordert, auftrat, da ward auch das Recht — umgebildet. Die Lehren vom Menschen als Ebenbild Gottes, von der letzten Bestimmung desselben, vom Werth der Seele — welche Revolution brachten sie in dem Rechtsbewußtsein hervor! Das Christenthum hat das heutige Rechtsleben geschaffen[2]). So tief gründet das Recht in der Pflicht, das Recht in der Moral.

IV. Beweis.

Zweck des Rechts.

Das Recht hat nicht blos seinen Grund in der Sittlichkeit, sondern diese ist auch der Zweck des Rechts. — Das Recht ist der Sittlichkeit wegen da, es soll sie möglich machen, es soll für sie die äußeren Bedingungen schaffen. Ein Satz, den mit besonderer Vorliebe die neueren positiven Rechtsphilosophen behaupten. — Hören wir Einzelne: „Die Rechtsordnung ist in ihrem Zwecke und ihrem inneren Wesen nichts Anderes, als ein Inbegriff jener sittlichen Bande, wodurch die sociale Gliederung nach Gottes Absicht einerseits unfehlbar verwirklicht wird, andererseits in ihrer Verwirklichung ebenso unbedingt erhalten werden soll — eine Aufgabe, welche, obwohl

[1]) l. c. S. 234.
[2]) cf. Schulte im Archiv für Kirchenrecht I. S. 8.

unächſt eine äußere und auf dieſes Erdenleben beſchränkte, dennoch eine eminent ſittliche iſt; und welche im Ganzen nicht unverwirklicht bleiben darf, weil ſie eine Vorbedingung zur Ermöglichung des letzten ſittlichen Endzieles im Jenſeits iſt[1])." „Das Rechtsgebot betrifft den ganzen Kreis der nothwendigen Mittel, die Subjektivität des Menſchen, ihre Exiſtenz, Entwickelung, Ausbildung zu ſichern, und damit den ganzen Kreis der von der Natur gebotenen und der vom Menſchen erſt herzuſtellenden Bedingungen der Erfüllbarkeit des Sittengeſetzes; es leuchtet demnach ein, daß die Sittlichkeit nicht ohne Recht beſtehen kann, und daß das Recht nur Recht iſt, weil und ſofern es Mittel zum Zweck der Sittlichkeit iſt. — — — Das Rechtsgebot hat nur Geltung, weil und ſofern ohne dasſelbe die allgemeine, ungeſtörte Geltung des Sittengeſetzes nicht geſichert iſt. Wäre das Ziel der Menſchheit erreicht, wären alle Menſchen zur vollkommenen Sittlichkeit gelangt, ſo würde das Rechtsgebot ganz von ſelbſt zwar nicht ſeine Gültigkeit, wohl aber ſeine Geltung verlieren; es wäre thatſächlich beſeitigt. Nur weil das Ziel noch nicht erreicht, vielleicht (im irdiſchen Daſein) nicht erreichbar iſt, gilt das Rechtsgebot und muß ſeine Geltung behalten. Da es aber nur die Mittel und Bedingungen der Erfüllbarkeit des Sittengeſetzes betrifft, ſo folgt, daß es über den Kreis derſelben nicht ausgedehnt werden darf, und daß es alſo nur ſolche Handlungen (Willensakte) gebieten und verbieten darf, ohne deren Vollziehung und Unterlaſſung die Herſtellung und Aufrechterhaltung jener Bedingungen unmöglich ſein würde.[2])" „Die äußere Rechtsordnung trägt den Charakter der Nothwendigkeit (Erzwingbarkeit) an ſich, der innern geiſtigen und ſittlichen Beſtimmung wegen, zu deren Erfüllung ſie das nothwendige Mittel iſt, und die von dem menſchlichen Weſen als einem freien ſich nicht trennen und hinwegdenken läßt[3])" „Das Recht, die äußeren Bedingungen des Sittlichen mit der Macht des Ganzen wahrend, bald verbietend, um die der Erhaltung oder Verwirklichung des Sittlichen widerſprechenden Thätigkeiten auszuſchließen, bald gebietend, um die nothwendigen Leiſtungen zu beſtimmen, hat es den

[1]) Meyer, die Grundlagen. S. 130.
[2]) Ulrici, praktiſche Philoſophie I. S. 223.
[3]) Roy, Grundlinien d. Philoſophie des Rechts I. S. 12

umfassenden Zweck des sittlichen Ganzen und die darin gegründeten inneren Zwecke der Gliederung zu seinem Gegenstand und seinem Maß [1])." „Die weltliche Rechtsordnung hat ihren Zweck und ihre Grundlage in der ethischen Bestimmung [2])." Und auch Hermann Fichte wollte am Ende dasselbe, wenn er sagt: „Das Recht ist die Darstellung der äußeren Bedingungen zur vollkommenen Bildung der Persönlichkeit.[3])"

Und in der That! Man werfe einen Blick auf den Aufbau — die Architektonik der menschlichen Gesellschaft! Die breiteste und unterste Basis, auf der sie sich aufbaut, ist die uns umgebende Natur, die physische Weltordnung! Aus ihr zieht der Mensch die Mittel seiner Subsistenz; sie ist der Schauplatz seines sich allmählig entwickelnden Lebens; sie begrenzt sich für ihn und durch ihn zu Ländern, Staaten. Aber noch mehr! sie wird Gegenstand seiner Forschung, mit seiner ganzen Geisteskraft vertieft er sich in sie, und sieht hinter den Erscheinungen eine Welt von Gesetzen, Kräften, die ihn, je länger er sie betrachtet, mit immer größerer Bewunderung erfüllt. — Eine zweite und höhere Basis ist die historische Ordnung, die Geschichte der Menschheit, das Nacheinander der Ereignisse, das Auf- und Abwogen von Kriegen und Eroberungen, von Steigen und Fallen der Könige und Reiche, unterbrochen wieder von ruhiger Entfaltung des Gemeinwesens; aber auch hinter den Schleier dieser Thatsachen dringt das Auge des Geschichtsforschers, und sieht eine Consequenz und Dialektik, welche als eine Zweckbeziehung in der Hand eines Höheren erkannt wird. — Als dritte Basis erscheint das faktisch gegebene Beisammensein der Menschen, die sociale Welt, die Gesellschaft. Sie fordert zu ihrem geordneten Bestehen einen Inbegriff von Regeln und Gewohnheiten, theils ererbten, theils sich neu bildenden, — das Recht — die den Einzelnen nothwendig in ihre Kreise hereinziehen.

Diese dreifache Sphäre — Natur, Geschichte und Recht — darf nicht aphoristisch und excentrisch gedacht werden. In sich selbst kann keine von ihnen ihren Abschluß und ihr Ziel finden. Das wäre der stolze Traum eines emanzipirten Naturforschers, eines kurz sehenden Historikers, eines absolutistischen Staatsmannes. Nein!

[1]) Trendelenburg S. 71.
[2]) Schulte, im Archiv f. Kirchenrecht I. S. 18.
[3]) Ethik II. c. Verwirklichung der Rechtsidee.

Diese dreifache Sphäre hat in sich eine Signatur, durch welche sie hinweist auf ein höheres Gut; auf die sittliche Weltordnung, welcher die niederen Ordnungen dienen, in welcher sie ihr Verständniß und ihre Verklärung finden, welche ihrerseits wieder anknüpft an die höchste Ordnung, der wir zustreben, an die unsichtbare Welt, die ewig dauert, welche uns jetzt in den Forderungen des Sittengesetzes lenkt und leitet, um uns nach Ablauf des irdischen Geschehens in sich aufzunehmen.

Dieser sittlichen Ordnung dient die physische Welt. Auf ihren Stufen steigen wir auf zum Unsichtbaren, welcher gleichsam seine Spuren in ihr zurückließ, von dem die Himmel erzählen und dessen Hände Werk das Firmament verkündigt, und der selbst in dem Dunkel, welches auch dem erleuchtetsten Auge des Naturforschers nicht weichen will, sich ankündigt. — Surge altius! Steige auf zu dem, dem die letzten Wurzeln aller Wesenheiten klar vor Augen liegen; der sie durch sein allmächtiges Wort in's Dasein rief, und sie durch seine allmächtige Hand zusammenhält. — Das ist der Ruf, der aus dem physischen Kosmos bei all seiner Schönheit und Lieblichkeit erklingt; und dieser Ruf ist so recht seine tiefinnerste Bedeutung, der Zweck seines Daseins.

Und was ist der Gang der Geschichte nach Augustinus Wort anderes, als ein antistrophischer Gesang, beruhend auf einem erhabenen Parallelismus: Nothwendigkeit als göttliches Gesetz und freie That des Menschen: Deus ordinem saeculorum tanquam pulcherrimum cantum ex quibusdam quasi antithetis honestavit. Derjenige, welcher diese Sphärenharmonie zum Preise des Ewigen nicht hört, hat den ersten Satz einer Geschichtsphilosophie noch nicht gefunden. —

Und so hat denn auch die dritte Sphäre, die Sphäre des Rechts, sei es des natürlichen, mit der vernünftigen Natur des Menschen gegebenen, oder des positiven, sich auf jenem aufbauenden, die Bedeutung und den Zweck, eine Basis zu bilden, damit der Mensch und die Menschheit ihre höheren, über die Zeitlichkeit hinausragenden Ziele realisire — ut det nobis quietam et tranquillam vitam degentibus glorificare Deum omnipotentem (Collekte am Charfreitag). Das Niedere muß dem Höhern dienen; wie die Naturordnung der geschichtlichen dient als Schauplatz, wie die geschichtliche Ordnung die Ordnung des Rechts vielfach bildet, modifizirt, überhaupt zur Darstellung

bringt, so dienen beide der sittlichen Ordnung, machen sie möglich und fördern den Menschen, daß er die Aufgabe seines Daseins erfülle. —

In diesem Sinne konnte Thomas v. Aquin auch das Ziel der Societät mit Aristoteles beschreiben als ein ζῆν καὶ ἀρετήν, ein tugendgemäßes Leben[1]); nicht blos weil die Tugend der Gerechtigkeit sie innerlich durchwalten, sondern weil sie ihr ein sittliches Leben ermöglichen muß. —

V. Beweis.

Die Kraft des Rechts liegt im Sittlichen desselben.

Das Recht hat nothwendig die Macht an seiner Seite, damit es auch gegen den Willen des sich gegen dasselbe Empörenden verwirklicht werden könne; es ist erzwingbar. Wir möchten nicht diesen Charakter des Rechts als den seinen Begriff constituirenden oder als seine spezifische Differenz dem Sittlichen gegenüber auffassen; Erzwingbarkeit ist blos nothwendige Folge des Rechtszweckes. Allein dieser Zwang, den das Recht ausübt, wird blos dann wirksam, heilsam, des Menschen als eines vernünftigen Wesens würdig werden, wenn er an dem ethischen Bewußtsein desselben anknüpft, zu ihm sich wendet. — Blos wenn das Recht im Gewissen der Einzelnen sich gründet; wenn es dort seine Uebereinstimmung mit dem ewigen Sittengesetze legitimirt; wenn es gefühlt wird als formelle Gestaltung ursprünglichen und natürlichen Rechtes; wenn es in Continuität steht mit der Geschichte und Individualität des Volkes — dann hat es eine Macht, die stärker ist als Gefängniß und Bajonett; dann kann es getrost den Kampf aufnehmen mit Vorurtheil und Leidenschaft des Einzelnen und der Parteien, dem Eigennutz und der Selbstsucht, die ihm immer widerstreben. — Wäre eine solche auf das Sittengesetz sich aufbauende Gesetzgebung wahrhaft durchgeführt, wäre das Gemeinwesen durch sittliche Ideen getragen, dann wäre der wahre Culturstaat vorhanden, ein Zustand erreicht, den der Apostel als Ideal hinstellt: Justus est sibi lex; der Gerechte ist

[1]) virtuosa vita est congregationis humanae finis (de regimine principum I. c. 14.)

sich selbst Gesetz; er will aus sich, was das Gesetz will. — Und wenn auch ein solcher Zustand jetzt, wo die Sünde herrscht, nicht vollständig verwirklicht werden kann, so bleibt er doch immer Forderung; er bleibt die Idee, zu der die Rechtsbildung sich erheben, die dem Geiste der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt präsent sein muß. Liegt ja auch diese Forderung selbst in dem Zwecke der Strafe, womit die Uebertretung des Rechts bedacht wird. Wohl ist sie zunächst vindikativ, und die gestörte Rechts-Ordnung soll durch sie wieder hergestellt werden, aber sie hat auch einen medicinellen und pädagogischen Charakter, der sittlicher Natur ist; sie soll nicht blos den Einzelnen, den sie trifft, sondern auch alle, die ihre Anwendung sehen, aufmerksam machen, daß sie sich auf das Gesetz im Innern, auf das sittliche Gesetz besinnen; sie schafft, wie Trendelenburg so schön sagt, der Vernunft Raum, daß sie sich befestigen könne (S. 96). Das ist so recht die Majestät des Rechts, nicht, daß es sich durchsetzt trotz des Willens des Bestraften, sondern daß es den Willen gefangen nimmt durch die von Gott ihm verliehene Superiorität, durch die ihm einwohnende Vernünftigkeit und Sittlichkeit. —

VI. Beweis.

Die geschichtliche Anschauung.

Zur Vervollständigung des Gesagten müssen wir noch daran erinnern, daß auch die sittliche Ordnung nicht die höchste und letzte ist, sich nicht in sich abschließt, sondern aufgenommen wird von der religiösen Ordnung, wie ja nach unserer in dem vorigen Abschnitt [1]) gegebenen Darstellung Sittlichkeit ohne Religion nicht wahr und ächt ist. Religion aber, wie oben im ersten Abschnitt [2]) gleichfalls erörtert, findet ihre concrete Gestaltung in der Kirche, als der Trägerin der Offenbarung. Wie die Kirche nun die Verkündigerin des Sittengesetzes ist, so ist sie die **Schützerin des Rechts;** und es ist wiederum die erhabenste Aufgabe des Rechts, der Kirche es möglich zu machen, diese ihre Mission zu erfüllen. Im Schooße der Kirche ward das Recht geboren und getragen; das Kind aber soll das vierte Gebot nicht vergessen und seinen

[1]) S. 19.
[2]) S. 6.

Segen. — Dieses Bewußtsein steht an der Wiege des Menschengeschlechtes. In Zeiten, in denen dasselbe unmittelbar die von der Natur gegebenen Verhältnisse ergriff und sie ordnete; in denen das, was später sich schied, und in immer weiter gehender Scheidung und Zersplitterung so leicht die Quelle vergaß, aus der es geflossen, in der Jugendzeit der Völker sehen wir Institute und Einrichtungen, die deutlich zeigen, daß das Recht von der Religion nicht abgesöndert, im Gegentheil der Boden, auf dem es entstand, ein religiöser war. „In jenen Zeiten, sagt Warnkönig[1]), sehen wir überall, wo Rechtsverhältnisse entstehen und vergehen, geheiligte Gebräuche und symbolische Handlungen, die als das Wesentlichste bei Rechtsgeschäften angesehen wurden. Wir finden dieselben bei den germanischen Völkern nicht minder als bei den altitalienischen und in Asien, ja selbst bei den Wilden Amerika's. — Erst im Laufe der Zeiten droht allem Rechte Ungewißheit. Der Streit entgegengesetzter Interessen, die Entstehung politischer Parteien im Volke, verwickelte gesellige Verhältnisse, die mit der fortschreitenden Bildung eintretende Veränderung der Volksmeinung erzeugen Conflikte und Spaltungen in den Rechtsansichten, welche das bestehende Recht unsicher und schwankend machen. Da schreitet die öffentliche Gewalt ein, um durch ein sicheres und festes Recht den geselligen Zustand zu schützen." — Die Ehe, die Basis der menschlichen Gesellschaft, deren Verhältnisse die primitiven Rechtstypen waren, war eine religiöse Institution; der Vater hatte die priesterliche und richterliche Funktion. — Den Priestern stand es zu, Recht zu sprechen und einzugreifen in die socialen Störungen des Gemeinwesens; — der Eid, durch den die Rechtsverhältnisse geschützt und befestigt wurden, ist immer noch religiöser Akt; — durch religiöse Symbole ward das Eigenthum übertragen: — und wenn die Kirche die Könige salbte und krönte, so war dies blos Ausdruck eines in der Ueberzeugung der Völker begründeten Verhältnisses, der innigen Verbindung beider Gewalten, der geistlichen und weltlichen, des Religiösen und Rechtlichen. — Solche Thatsachen haben umsomehr Beweiskraft, als sie den natürlichen Verhältnissen entsprangen, menschlichen Eingriffen vorausgingen, wohl auch Nachklänge waren einer Uroffenbarung, die an der Wiege des Menschengeschlechtes stand; —

[1]) S. 248. Die Literatur hierüber daselbst.

Thatsachen, die den Ursprung des Rechts nicht blos als sittlichen sondern als religiösen bezeichnen. —

Drittes Capitel.

Politik.

Unter Politik verstehen wir, wie Eingangs bemerkt, den Inbegriff der Maximen und Regeln, nach denen die gesetzmäßige Autorität für die Ordnung des Gemeinwesens sorgt, das allgemein Beste, die Wohlfahrt ihrer Untergebenen erstrebt. — Wohl liegen die letzten Ziele der Einzelnen wie des Gemeinwesens über dem nächsten, formalen Zweck des Staates hinaus; Religion und Sittlichkeit sind einer höheren Autorität unterworfen; allein auch sie bedürfen eines Gemeinwesens, das in seiner rechtlichen Gestaltung so angelegt sei, daß die Menschen diese ihre letzten Ziele ohne Störung und leicht verfolgen können. Also hat auch hiefür der Staat seine Autorität einzusetzen, wenn er sich seiner Aufgabe in ihrem ganzen, auch indirekten Umfange bewußt wird. — Aber auch abgesehen hievon, ist eine Politik, welche sich loslöst von rechtlichen, sittlichen und religiösen Principien, eine verwerfliche. Wir werden in Folgendem uns nicht in die inneren und speziellen Aufgaben der Politik einlassen, so lohnend es auch sein dürfte, die immer neu entstehenden politischen Fragen an der Hand obiger Principien zu lösen, sondern in synthetischer Weise die Behauptung beweisen, daß die wahre Politik auf rechtlicher, sittlicher und religiöser Basis sich aufbauen muß. So werden wir das sachliche Verhältniß der vier Begriffe, die uns beschäftigen, zum Abschluß gebracht haben.

Um aber dieses zu können, werden wir von der öffentlichen Autorität an sich, und von der Sphäre ihrer Thätigkeit zu sprechen haben. —

A. Die politische Autorität an sich.

Die Frage nach dem Charakter eines politischen Organismus wird durch die Charakterisirung der Autorität, die

an seiner Spitze steht, gelöst. Denn, wie wir oben gesehen, wird der politische Organismus erst durch die Autorität ein solcher; sie ist für ihn die belebende Form, sie erhebt die Glieder des Gemeinwesens zu Gliedern eines Staates.

Bei der Definition der Autorität ist ein Doppeltes zu unterscheiden: I. Ihr Ursprung; II. Ihr Bestand; zwei Momente, die genau auseinander zu halten sind; denn ihrem Entstehen nach verdankt die Autorität ihr Sein einem menschlichen, historischen Factum; allein ihrem Bestande nach geht sie über menschliche That hinaus, und ist zurückzuführen auf göttliche Causalität. Das Entstehen ist menschliche Thatsache; nicht als ob es der Gesellschaft freistünde, eine Autorität zu haben oder nicht: denn es gründet die Nothwendigkeit derselben in dem Naturgesetze; aber die Autorität in concreto, den Träger der Autorität zu bestimmen, ist (außer der theokratischen Form des Alten Bundes — I. Reg. X. 24. XVI. 13 III. Reg. I. 37. XI. 31. 32) — menschliche Thatsache. Anders ihr Bestand; ihm steht göttliche Garantie zur Seite. Diese Unterscheidung erinnert, wie Trendelenburg sagt, an die Natur so vieler menschlichen Einrichtungen, die aus dem Selbstischen entstehen, aber nur dann sittlich bestehen, wenn sie sich in's Allgemeine erheben lassen[1]); d. h. wenn göttliche Kräfte sie aufgenommen haben, und durch sie wirken. — Gerade durch diese Unterscheidung des Entstehens und Bestehens unterscheidet sich die staatliche Autorität von der kirchlichen; denn abgesehen von der Verschiedenheit ihrer Ordnung und ihrer Ziele ist bei der kirchlichen Autorität auch die Entstehung eine übernatürliche, durch das Sakrament der Weihe verliehene, welches als Standessakrament auch das Bestehen zu einem übernatürlichen macht.[2]) —

I. Das Entstehen der Autorität.

Das Entstehen der Autorität ist zunächst eine Thatsache, so

[1]) Naturrecht S. 41.

[2]) Perficitur autem homo in ordine ad totam communitatem, quod accipit potestatem regendi multitudinem et exercendi actus publicos, et loco hujus in spirituali vita est sacramentum ordinis. Thom. III. qu. 65. art. 1. —

verschieden sie nun auch sein mag, und trägt so an sich einen menschlichen und historischen Charakter.

1. In der monarchischen Staatsform, welche der Natur der Staatenbildung und dem Bedürfnisse der Gesellschaft am meisten entspricht, ist die einzelne Persönlichkeit, der Monarch, Träger der Autorität. Der König übt die höchste Regierungsgewalt einfach, ungetheilt, unmittelbar und unbeschränkt aus. Diese Regierungsform muß als die naturgemäße und vorzüglichste, am meisten den Frieden und die Einheit schützende anerkannt werden. Denn, sagt Thomas [1]), die Kunst soll die Natur nachahmen: In der Natur aber geht die Herrschaft von Einem Princip aus; die Vielheit der Glieder des Organismus geht vom Herzen aus; die Vielheit der Geisteskräfte von der Erkenntniß als Einem und ersten Princip. Und wenn der Herr bei dem Propheten das Glück eines Volkes schildern will, sagt er: Princeps unus erit in medio eorum. Bittere Erfahrungen im Völkerleben sprechen dafür; „denn zeitweilige Machthaber müssen weit mehr zum Mißbrauch der Gewalt hinneigen, als Glieder einer erblichen Dynastie, deren Interesse allen Klasseninteressen entrückt und mit dem Wohl des Staates als Ganzen um so enger verwachsen ist", sagt nicht uneben Hartmann [2]), obgleich er frivol beifügt „und vielköpfige Tyrannen wirthschaften allemal unvernünftiger als einköpfige". —

Aber so erhaben diese Regierungsform sein mag, immerhin gründet ihr Entstehen in einer historischen Thatsache, ist also menschlichen Ursprungs, mag diese die Erblichkeit selbst sein, wie sie dem Familienhaupte entspricht, was ein Faktum der Natur, und deßhalb immer noch ein menschliches wäre; sei es, daß große entscheidende Thaten das Volk an die Person des Monarchen gefesselt haben; sei es, daß das Völkerrecht ihm seine Stelle angewiesen hat; sei es, daß die freie, unmittelbare oder mittelbare Wahl des Volkes ein für allemal seinen Platz ihm angewiesen hat. —

2. Es kann aber auch die Regierungsgewalt fixirt werden durch eine rechtmäßige Willenserklärung des Volkes, welches einzelne

[1]) de regimine principum cap. II. Omne naturale regimen ab Uno est.

[2]) Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins S. 377.

Personen immer von Neuem zur Ausübung derselben beruft — die republikanische Form. Während die monarchische Form die Erscheinung des Eigenthumsrechts ist, gründet die republikanische, nach Ulrici's [1]) gründlicher Deduktion im Vertragsrechte. „Für die republikanische Form ist es gleichgültig, ob die Regierung unmittelbar durch die Nation selbst (durch Beschlüsse der Volksversammlungen) oder ob durch einen oder mehr Auserwählte, und wenn Letzteres, ob in diesem oder jenem Verhältniß der Antheilnahme derselben, nach dieser oder jener Maßbestimmung ihrer Rechte und Pflichten verwaltet wird. Republikanisch ist jeder Staat und jede Regierung, aber auch andererseits nur diejenige Regierung, deren Basis und Substanz das Volksbewußtsein bildet, mag sie Aristokratie oder Demokratie heißen." Die republikanische Autorität entsteht durch die Berufung und das Mandat des Volkes. —

3. Beide genannte Formen, die monarchische und republikanische, können sich einigen und vermischen, so daß der Herrscher durch ein Staatsgrundgesetz (Constitution) in Ausübung seiner Regierungsgewalt, besonders der gesetzgebenden, eine Schranke findet an der Stimme des Volkes, das seine Repräsentanten als Abgeordnete der Regierung an die Seite setzt. „Zwischen Regierung und Volk wird eine Beide verbindende, zu gemeinsamer Wirksamkeit einigende Potenz gestellt, welche ausdrücklich bestimmt, verpflichtet und berechtigt ist, die sogenannte öffentliche Meinung, d. h. den im rechtlichen, sittlichen, politischen Nationalbewußtsein wurzelnden Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen und so dem Monarchen das Mittel zu gewähren, durch das er in den Stand gesetzt ist seinen persönlichen Willen mit dem der Nation in Einklang zu bringen [2]). Wenn in dem Einen Momente dieses sogenannten Repräsentativsystems oder der constitutionellen Regierungsform, der Unverantwortlichkeit des Königs, der monarchische Gedanke durchschlägt, so liegt in dem andern Momente, nämlich den der Volksrepräsentanz verantwortlichen Ministern, der republikanische Anhauch. In wie weit diese gepriesene Einigung der beiden Momente geglückt ist, dafür legen beredtes Zeugniß ab die Kämpfe zwischen Volksvertretung und Regierung, die Eifersucht, mit der sich beide belauschen,

[1]) Naturrecht S. 454.
[2]) Ebenda S. 463.

das „Herüber- und Hinüberschießen", die Kammerauflösungen, die Ministerwechsel, das Schaukelsystem, das immerwährende Auf- und Abfluthen der Parteien, aus dem unsere Zeitungen sich willkommenen Stoff schöpfen. —

Wie immer auch die geschichtliche und menschliche Thatsache heißt, durch welche der Träger der Autorität bestellt wird, es gibt noch eine höhere Frage: Woher stammt für die so gewordene Autorität der Titel ihrer **Berechtigung?** durch welche Kraft gebietet sie? Welches ist, um mit der Schule zu sprechen, ihr Formalgrund?

II. Der Bestand der Autorität.

Die Autorität ist dem concreten Herrscher eine von Gott mitgetheilte, und ist somit zurückzuführen auf göttliche Causalität. —

1. Der erste Beweis, den wir führen, ist ein indirekter, die Tragweite der Thesis noch nicht erschöpfender, aber als Voraussetzung ihr wesentlicher. Er heißt: Durch denselben Akt, durch den der göttliche Wille die menschliche Natur in's Dasein rief, gab er ihr zwei Gesetze mit, die aus ihrem Wesen folgen: Das erste, daß sie eine Societät bilde; das zweite, daß die ihr wesentliche Form die Autorität sei[1]). So nothwendig also Gott Grund und Ursprung der menschlichen Natur ist, so nothwendig ist Gott auch Grund und Ursprung der Autorität in ihrem Bestande. —

Es war ein Traum, die menschliche Gesellschaft als solche auf einen freien Willensakt ihrer Glieder zurückzuführen, durch den der Einzelne, der blos sich selbst zu befehlen und zu gehorchen hätte, auf dieses Recht verzichtet, und nach dem Gesetze der Gegenseitigkeit es an Andere neben ihm abtritt, und so eine Gemeinschaft entsteht, in der Jeder so viel empfängt, als er gibt; ein Traum, der sich auf den verschiedensten Gebieten Recht verschaffen wollte, indem man überall das Naturnothwendige und Aprierische in Freiheit und willkürliches Gebilde aufzulösen suchte. „Das erste Unterwürfigkeitsverhältniß ist das der Kinder zum Hausvater, und dieses war das Werk der Natur und des Bedürfnisses (und dadurch ihres Urhebers). Hieraus gingen in ununterbrochener Folge die Autorität des

[1]) cf. Thomas de regimine principum c. 1.

Stammesoberhauptes und andere Formen der Herrschaft hervor. Wo also Menschen entstanden und entstehen, finden sie schon eine Ordnung und Gewalt als bestehend vor, sie wachsen, ohne es zu wissen und zu wollen, in den Gehorsam gegen dieselbe hinein [1]." „Der Staat ist keine Erfindung weder der Noth noch der Geschicklichkeit, keine Aktiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menschheit; es ist eine ursprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zustand, ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung bringenden Vermögen [2]." Wie nun das sociale Leben des Menschen selbst ein ihm mit und von der Natur gegebenes Gesetz ist, so ist auch der Bestand der Autorität naturnothwendig, sowie bei jedem Ding die Materie die Form erheischt, um eine Substanz zu werden. Si enim naturale est homini, quod in societate multorum vivat, necesse est in hominibus esse, per quod multitudo regatur [3]. Denn dadurch, daß der Mensch in Gesellschaft lebt, hat er auch sociale Ziele. Aber überall, wo es sich um Erreichung von Zielen handelt, wird ein regimen erfordert. Da nun diese Naturnothwendigkeit zurückzuführen ist auf den Urheber der Natur, so ist die Autorität als solche Ausfluß des göttlichen Willens.

2. Beweis. Aber nicht blos in diesem Sinne ist die Autorität eine von Gott stammende, sondern sie selbst, Unterwerfung fordernd, ist eine von Gott dem Träger derselben mitgetheilte, eine **Participation seiner eigenen Autorität.** Klar und deutlich rufen diesen Satz die hl. Urkunden in das Bewußtsein des Geschlechtes hinein: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott; und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet (*αἱ δὲ οὖσαι ἐξουσίαι ὑπὸ θεοῦ τεταγμέναι εἰσίν.*) Wer demnach der Gewalt sich widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes. Und die sich widersetzen, ziehen sich Verdammniß zu. Denn die Obrigkeiten sind nicht den guten Werken, sondern den bösen furchtbar. Willst du aber die obrigkeitliche Gewalt nicht

[1]) Walter, Naturrecht und Politik, S. 60.
[2]) Dahlmann, Politik § 2.
[3]) Thomas de regimine principum § 1. cf. Bellarmin de laicis c. 3.

fürchten, so thue Gutes und du wirst von ihr Lohn erhalten: denn sie ist Gottes Dienerin, dir zum Besten. Wenn du aber Böses thust, so fürchte dich: denn sie trägt nicht umsonst das Schwert: denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut. Darum ist es euere Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." So der Apostel in seinem Schreiben an die Römer (cap. XIII.), die einer heidnischen, aber doch bestehenden (αὖσαι) Obrigkeit gegenüberstanden. Nicht blos die obrigkeitliche Gewalt an und für sich und in abstracto, sondern jede, die einmal besteht, hat ihre Prärogative von Gott. Mag der Weg, auf dem sie entstanden, auch nicht den rechtlichen und sittlichen Principien entsprechen, ist sie einmal wahrhaft bestehend, dann ist sie meine Dienerin; und wenn ihr derselben gehorcht, gehorcht ihr in ihr und durch sie mir selbst.

„Höret es, ihr Könige, und werdet verständig, spricht die Weisheit; Lernet, ihr Richter der ganzen Erde! Neiget die Ohren, die ihr die Menge der Völker beherrschet, und euch gefallet in den Schaaren der Nationen: Denn von dem Herrn ist euch die Herrschaft gegeben und die Macht von dem Allerhöchsten, der eure Werke untersuchen und eure Gedanken erforschen wird" [1]). „Durch mich regieren die Könige und verordnen die Gesetzgeber, was recht ist. Durch mich herrschen die Fürsten und verordnen die Gewaltigen Gerechtigkeit [2])", so spricht die Weisheit, die am Throne Gottes steht. „Ueber jedes Volk stellte Gott einen Herrscher auf [3])". „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre [4])."

Diese Stimmen der heiligen Urkunden waren es, welche sich im Bewußtsein der christlichen Völker aussprachen, wenn sie ihren König „von Gottes Gnaden" nannten.. Es war dies keine Phrase und unbestimmte Redensart, sondern hatte tief dogmatischen Sinn. Auf sie gestützt, konnte Thomas v. Aquin behaupten: Die Unterthanen müssen den Vorgesetzten gehorchen in

[1]) Sap. VI. 2—4.
[2]) Prov. VIII. 15—16.
[3]) Eccli. XVII. 14.
[4]) Joh. XIX. 11.

Kraft des natürlichen und göttlichen Rechts [1]). Ihm folgten die katholischen Schulen, von denen Bellarmin sagt: Est omnium doctorum communis sententia, potestatem politicam esse immediate a Deo (de laicis c. 6) und Concina: Summae potestatis originem a Deo communiter asserunt scriptores omnes (tom. VI. lib. I. disp. 4. de lege humana cap. 2.)

Diese Lehre der hl. Schrift hat aber auch ihre tiefe philosophische Begründung. Wenn irgend ein Prädikat Gott und den Creaturen gemeinsam zugesprochen wird, dann findet es sich zuerst und vorzugsweise in Gott, an zweiter Stelle und mitgetheilt in der Creatur, aus ihm in die Creatur eingeflößt. Quidquid de Deo et creaturis communiter dicitur, a Deo in creaturas derivatur [2]). Nun aber ist die Autorität ein solches Prädikat, welches Gott und den Menschen gemeinsam ist. Also findet sie sich zuerst in Gott, und wird von ihm dem Menschen mitgetheilt. — An derselben Stelle sagt der hl. Thomas: Es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott wäre. In dreifachem Sinne kann man dies behaupten: Zunächst als Gewalt, und da ist sie stets von Gott, wie es in den Sprichwörtern heißt: Durch mich regieren die Könige. Zweitens kann die Art und Weise betrachtet werden, wie man zu ihr gelangt, und da kann sie von Gott sein, insofern Jemand auf rechtmäßiger Weise zu ihr gelangt; sie kann aber auch nicht von Gott sein, sondern hervorgehen aus dem verkehrten Streben der Menschen. Drittens kann die Ausübung der Gewalt betrachtet werden, und da ist sie abermals von Gott, wenn Einer die ihm verliehene Gewalt ausübt nach den Geboten göttlicher Gerechtigkeit; sie kann aber auch nicht von Gott sein, wenn man sie ausübt im Widerspruch mit diesen Geboten. Während der erste Sinn jeder Autorität wesentlich ist, ist der zweite und dritte Sinn accidentell; er beschreibt blos eine menschliche Thatsache, die nach dem Sittengesetz zu richten ist. —

Diese Anschauung des hl. Thomas ist blos Consequenz seiner echt philosophischen Weltanschauung überhaupt. In der Weltleitung wird unterschieden der Plan derselben — ratio — und die

[1]) Summa II, II. qu. 104. art. 1 u. 2. cf. Gury, theol. mor. I. § 386.

[2]) Thomas in comment. epist. ad Romanos. cap. XIII. cf. summa I. qu. 13. a. 5 u. 6.

Ausführung desſelben. Der Plan kommt Gott allein zu; allein bei Ausführung desſelben bedient er ſich der Mittelurſachen: Deus gubernat mediantibus aliis: und während dieſe zweiten Urſachen defektibel ſind, iſt es die erſte Urſache nie.[1])

Aus dieſer Lehre der Schrift und der Theologen ergeben ſich wichtige Corollarien:

Coroll. I. Die Thatſache, durch welche der Träger der öffentlichen Gewalt conſtituirt wird, mag immerhin eine zeitliche, dem Wandel der Geſchichte und auch dem Willen der Völker unterworfene ſein, obgleich auch ſie nicht der allgemeinen göttlichen Providenz, wenn auch oft in Form der Zulaſſung, noch viel weniger dem göttlichen Richterſpruche über ihre Sittlichkeit und Rechtlichkeit entzogen wird — ſie iſt nie eine Uebertragung der Gewalt ſelbſt. Denn dieſe ruht nicht in der Menge des Volkes, ſondern ſie ruht allein in Gott, der ſie dem zur Auterität Berufenen mittheilt. Nicht das Volk iſt ſouverain, ſondern Gott und der, den er zur Theilnahme an dieſer Prärogative beruft. Die Anſchuldigung Stahl's gegen die ältere Jeſuitenſchule, als hätte ſie der Lehre von der Volksſouverainität vorgeſpielt, nennt Walter[2]) eine irrige und fälſchliche. Aber auch der Mittelweg, dem ſich manche ältere Lehrer zuneigen wollten, als ob Gott die Autorität in das Volk gelegt habe, um ſie dann durch dieſes in Verwirklichung eines nothwendigen Naturgeſetzes auf den beſtimmten Träger gelangen zu laſſen, iſt „willkürliche, für keine Zeit nachweisbare Fiktion."

Coroll. II. Es gibt viele Analogieen und Bildungen, die zur Verdeutlichung des geſchilderten Verhältniſſes dienen. Um eines hervorzuheben: Die Ehe iſt göttliches Inſtitut, nicht blos weil ſie in abstracto als Nothwendigkeit für die menſchliche Geſellſchaft beſteht (jus naturale), ſondern auch in concreto kommt die potestas matrimonialis, und Alles, was in ihr beſchloſſen liegt, unmittelbar von Gott, was ja im Neuen Bunde, welcher die Ehe unter die Sakramente zählt, ſeinen deutlichſten Ausdruck fand; mag immerhin die Vorbereitung des Ehebundes, der Eintritt in den Eheſtand, der Abſchluß der Ehe mit dieſer oder jener Perſon der freien Wahl des Menſchen anheimgegeben ſein. Die Ehe dieſer Beiden

[1]) Summa I. qu. 103. art. 6.

[2]) Walter, Naturrecht und Politik S. 227. cf. Hergenröther, kath. Kirche und chriſtlicher Staat S. 468.

ist von Gott; eine Analogie, die uns um so wichtiger erscheint, als ja der Staat selbst auf der Basis der Familie, diese aber auf der Basis der Ehe ruht. — Aehnlich verhält es sich mit der praesentatio zu einem geistlichen Amt und der Uebertragung desselben; der Wahl des Papstes und seinem Primat u. s. f.

Coroll. III. In dieser Anschauung findet die Autorität ihre starke Begründung. Es ist die schwere Noth unserer Zeit, worüber alle Einsichtigen klagen, daß der göttliche Charakter der Autorität im Allgemeinen, und insbesondere der Civilautorität aus dem Bewußtsein des Geschlechts zu schwinden beginnt. Revolutionen haben, wie jeder geschichtliche Prozeß, ihre Entwickelung, fangen von unbedeutenden Auflösungen an, und erwachsen allmählig zu ihrer vernichtenden Kraft. Ein solcher Anfang ist die Erschütterung der geheiligten Autorität im Bewußtsein des Volkes. Alles, was dazu beiträgt, dieses Bewußtsein zu erschüttern, ist im eminenten Sinn unpolitisch, mag es ausgehen von der Handlungsweise des Regenten, oder von einer Staatseinrichtung, oder vom Gebahren der Untergebenen. Der politische Rationalismus zersetzt die Autorität; aber es gelingt ihm erst, nachdem er ihren göttlichen Ursprung geleugnet und sich von den christlichen Ideen losgesagt hat. Wo der persönliche Gott nicht mehr im Besitze des dominium supremum ist, von dem alle Autorität, wie der Strahl von seiner Sonne, der Fluß von seiner Quelle ausgeht; wenn man mit Kant ein praktisches Vernunftprincip, oder mit Fichte den im Staate zur Person gewordenen allgemeinen Willen, oder den im Staate immanenten Gott mit Hegel; oder das Kapital mit seiner Plutokratie, oder den abstrakten Gesetzesbuchstaben mit unserer neuen Juristenschule auf den Thron Gottes erhebt, da ist der Revolution das Thor geöffnet; da ist erklärlich das beständige Oscilliren unserer Zustände, die Verzweiflung an dem Bestehenden, die Perspektive eines immer sich erneuernden Werdens, die Unsicherheit der Politik, die Friede- und Trostlosigkeit unserer Gesellschaft, Majestätsbeleidigungen und Attentate auf die geheiligte Person des Monarchen.

Coroll. IV. In dieser Anschauung findet aber auch der Gehorsam, d. h. die Unterwerfung unter die Autorität seine Würde. Der Mensch kann von seinem Mitmenschen wohlwollende Liebe fordern, aber nicht Unterwerfung; schon deshalb nicht, weil das letzte Ziel, das dem Menschen gesetzt ist, seine Unterwerf-

ung unter sich in absoluter Weise in Anspruch nimmt (Matth. XXII. 37), und alles, was von ihm unterschieden angestrebt werden soll, blos in Beziehung auf das letzte Ziel angestrebt werden darf. — Wenn also Verhältnisse entstehen sollen, in denen ich mich einem Menschen unterwerfe, dann kann dieser die Unterwerfung blos in Kraft einer Prärogative fordern, die ihm Gott mitgetheilt hat. Ich unterwerfe mich dem Menschen blos insofern, als Gott ihn zur Theilnahme an seiner Herrscherwürde berufen hat, insofern er in einer bestimmten Sphäre Gottes Autorität repräsentirt — Gottes wegen. „Seid unterworfen der menschlichen Creatur um Gottes willen, dem Könige, welcher der Höchste ist, oder den Statthaltern, als solchen, welche von ihm abgeordnet sind zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belohnung der Rechtschaffenen; denn so ist es der Wille Gottes“ [1]). So betrachtet hat nicht blos die Civilautorität ihre erhabenen, unerschütterlichen Fundamente, sondern auch der Gehorsam hat seine Weihe gefunden, da er überall, wo er einer Autorität, auch im kleinsten Kreise, sich unterwirft, in ihr eine Participation von Gottes Herrscherwürde schaut, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden kommt [2]), der, wie Hieronymus zu dieser Stelle sagt, als der alleinige Vater auch Anderen verleiht, daß sie Väter sind, wie er auch, der Alleingute, Andere gut macht, und er, der Alleinunsterbliche, Anderen Unsterblichkeit verleiht. —

Coroll. V. Daraus ergibt sich das Sündhafte einer Auflehnung gegen die Autorität, und in gesteigertem Maße das Sündhafte einer Revolution. Darin ist das christliche Sittengesetz einig, daß sich derjenige, welcher sich der Autorität widersetzt, wenn sie rechtmäßig befiehlt, sich Gott widersetzt; daß freilich, wenn sie etwas durch Gottes Gesetz Verbotenes befiehlt, ich nicht gehorchen darf; daß aber diese Verweigerung des Gehorsams (resistentia passiva) nie ein positiver Widerstand werden darf: daß die aktive Rebellion auch gegen einen ungerechten, aber rechtmäßigen Monarchen unerlaubt bleibt und vom Christenthum schon in seinen ersten Anfängen verhorrescirt wurde. Hierüber die Encyclica Gregor XVI., 15. August 1832. Liguori Hom. Apostolicus tract. VIII. n. 13. Thomas de regimine principum lib. I. c. 6. Gury, theol.

[1]) I. Petri II. 13.
[2]) Eph. III. 15.

moral. II. § 387. Ketteler in seinen verschiedenen Schriften ganz besonders Hergenröther, kath. Kirche und christlicher Staat. S. 475.

Coroll. VI. Gleichwie die Offenbarung es ist, welche die höchsten Fragen, die das Herz des Menschen bewegen, einfach und concret löst, so hat sie auch unserem Satze in ihrer Liturgie Ausdruck gegeben. Im Pontifikale findet sich die erhabene Caeremonie der Krönung eines Königs. Der Consekrator, indem er die Arme, Ellenbogen, Hand und Schulter des Königs mit dem hl. Oele salbt, spricht: „Gott, Gottes Sohn, Jesus Christus, unser Herr, der von seinem Vater mit dem Oele der Freude vor allen seinen Genossen gesalbt wurde, gieße durch diese heilige Salbung aus über dein Haupt den Segen des hl. Geistes, und lasse die heilige Salbung hineindringen bis in das Innerste deines Herzens; auf daß du durch diese sichtbare und greifbare Salbung unsichtbare Gnadengaben empfangest, und nachdem du die irdische Regierung in gerechten Anordnungen vollendet hast, ewig mit ihm herrschen mögest, der allein ohne Sünde als König der Könige lebt und regiert. Lege, o Herr, auf seine Schultern die Herrschaft, daß er sei ein gerechter, treuer, vorsichtiger und unermüdeter Lenker dieses Reiches und deines Volkes, daß er sei Bekämpfer des Unglaubens, Pfleger der Gerechtigkeit, Vergelter des Guten und Bösen, Vertheidiger deiner heiligen Kirche und des christlichen Glaubens, zur Zierde und zum Lobe deines glorreichen Namens." [1]) — So betet die Kirche und ihr Gebet wird erhört. — In diesem feierlichen Gebete betrachtet die Kirche nicht sich selbst als die Quelle der weltlichen Gewalt; nein! den betrachtet sie als solchen, der die beiden Gewalten in's Dasein ruft „omnis potestas a Domino Deo est"; auf ihn weist sie hin, und auf die Forderungen, auf die Principien der Sittlichkeit und des Rechts, deren Schutz und Trägerin sie ist, und die diesem göttlichen Ursprunge des Königthums entsprechen. Und damit er sie erfülle, dazu gibt sie ihm ihren Segen und ihre Weihe. Sie führt durch diesen ihren consekratorischen Akt die tiefsten Principien concret vor Augen, Ursprung und Ziel in Eins fassend; nicht blos aussprechend, daß die Gewalt von Gott ist, sondern auch daß sie blos der höheren Ziele wegen da ist, welche der Mensch-

[1]) Pontificale Romanum pars I. de coronatione Regis.

heit eigen sind; diese Weihe des Königs ist wie ein heiliges Band, welches die sociale und politische Sphäre an die ewige, unvergängliche knüpft. Dadurch mußte dem Könige das Bewußtsein seiner erhabenen Stellung deutlich werden; durch diese Weihe, wie es denn kein unerhörtes Gebet der Kirche gibt, und keine Caeremonie, die blos didaktisch wäre, mußte aber auch den König eine höhere Kraft bei den Akten seiner Regierung durchdringen, und eine Sicherheit bei seinen Regierungshandlungen; und sicher stand der Thron dessen fester, den die Kirche gleichsam auf ihn hinaufgeführt hatte. —

Fassen wir das Gesagte noch zusammen in dem schönen Worte Walters: „Der Staat ist eine göttliche Ordnung, daher auch die Staatsgewalt, weil sie die nothwendige Bedingung dieser Ordnung und mit ihr Eins ist. — Bekleidet mit dem Schwert der Gerechtigkeit zur Beschützung der Unschuld und zum Schrecken der Bösen, über alle Sterblichen erhaben bis zum furchtbaren Gericht über Leben und Tod, mit starker Hand Lohn und Strafe, Gnade und Verzeihung spendend, reich an Segnungen für jede Art des von ihr geschützten menschlichen Daseins, erscheint die Staatsgewalt in ihrer ernsten Majestät als der Ausdruck und das Abbild des göttlichen Willens auf Erden. Gleichwie also der Staat von Gott ist, so ist auch die zur Erfüllung seiner Bestimmung in den Staat gelegte Vollmacht gleichfalls, welches übrigens seine Verfassungsform sein mag, eine Gewalt von Gott, nicht von den Menschen geschaffen oder verabredet. Sie ist, wie der Staat, im Keime in die erste Familie niedergelegt; sie fand in der Autorität des Hausvaters und im Gehorsam der Untergebenen ihren ersten Ausdruck, mit den sich erweiternden Machtverhältnissen ihr Wachsthum, und in dem die irdische und überirdische Weltordnung verbindenden Glauben ihre Weihe.“ [1]) — Auch die Fundamente des Staates sind auf heiligen Höhen.

B. Zweck der politischen Autorität.

Weil die Autorität als Form die Gesellschaft zu einem Organismus erhebt, hat sie, wie jede Form, einen Zweck zu realisiren. Die Form ist des Zweckes wegen; und der Zweck bestimmt

[1]) Naturrecht und Politik. S. 220.

die Form. Auf diesem Gebiete hätte eine mechanische Weltanschauung, der blos das Spiel der wirkenden Ursachen genügt, am wenigsten eine Berechtigung. In dem ethischen Organismus des Staates kommt ein Ganzes zur Darstellung, welches sich nach inneren Zwecken gliedert, entwickelt und vollendet; es ist also die teleologische Frage, die Frage nach dem Zwecke die entscheidende. — Der Zweck klar erkannt, wird dem Staatslenker als Motiv bei allen seinen Handlungen vorleuchten, und in dem Verhältnisse es ihm gelingt, ihn zu erkennen und durchzuführen, hat er das Ideal der Politik erreicht. — Wir bleiben sonach bei dem nächsten Zwecke der Staatsgewalt stehen, um ihn zu beleuchten.

Der nächste Zweck.

1. In allgemeinster Fassung ward stets das bonum commune, die Wohlfahrt des Gemeinwesens als nächstes durch die Staatsautorität zu realisirendes Ziel, und somit als nächster Zweck einer jeden Politik anerkannt. „Nicht das Mein und Dein, sondern was nützt der ganzen Gemein" war für Leibnitz der letzte politische Wahrspruch. Denn der Idee und dem Zwecke nach ist das Ganze vor den Theilen, und deßhalb ist das Ganze wiederum die Macht, welcher die einzelnen Handlungen unterworfen sind. „Wie die Intention des Steuermannes dahin geht, das Schiff zu schützen gegen die Gefahren des Meeres, und es heil und unversehrt in den Hafen zu geleiten, so geht die Intention des Regenten dahin, daß er für das Heil dessen sorge, dessen Leitung er übernimmt. Das Heil aber und das Gut des Gemeinwesens besteht darin, daß ihre Einheit gewahrt werde, die man auch ihren Frieden nennt; schwindet diese, dann schwindet auch der Nutzen des socialen Lebens; denn eine entzweite Menge ist sich selbst zur Last[1])." Dem heiligen Lehrer ganz entsprechend betrachten auch die Neueren als nächsten Zweck der Politik die Aufrechthaltung der äußeren Ordnung und Förderung des socialen Lebens[2]).

2. Von diesem noch ganz allgemein gefaßten Zweck fällt eine

[1]) Thom. de regimine principum cap. II.
[2]) Stahl, Rechtsphilosophie II S. 105.

Regierung in sich sowohl als in ihren Organen ab, wenn sie, anstatt das öffentliche Wohl vor Augen zu haben, sich durch Privatinteresse leiten läßt. Auch hier dürfen wir die Anschauung des hl. Thomas vernehmen[1]): Drei Objekte sind es vorzüglich, auf welche sich das Privatinteresse mit unsittlichem Verlangen wirft: Besitz, sinnliche Lust und Ruhm. Das Verlangen nach Ruhm ist noch unter den Dreien das scheinbar ehrbarste, und dem Heidenthum galt es als eine des Fürsten würdige Triebfeder. Principem alendum esse gloria, war sein Motto; und deßhalb steht dieses Motiv oben an, weil es der Tugend näher steht und eine Spur derselben in sich trägt. Denn es kann streben nach dem Beifall der Guten und kann bemüht sein, den Guten nicht zu mißfallen. Aber selbst dieses Streben nach Ruhm kann nicht die Triebfeder des Regenten sein. Denn dieser Ruhm ist ein sehr gebrechliches Gut — flos seni — und läßt der wahren Seelengröße keinen Raum. Eripit animi libertatem, sagt schon Cicero, pro qua magnanimis viris omnino debet esse contentio. Und Thomas: „Es ist die Sache einer tugendhaften und starken Seele, für Gerechtigkeit Ehre und Leben zu verachten; und gerade daraus sehen wir das Wunderbare entstehen, daß aus tugendhaften Handlungen Ruhm folgt, obgleich er selbst tugendhaft verachtet wird, und aus Verachtung des Ruhmes wahrer Ruhm entsteht." — Fugientem sequitur, sequentem fugit. Er folgt dem Fliehenden, und flieht den Folgenden. — Gloriam qui sprevit, veram habebit. Wer den Ruhm verachtet, wird wahren Ruhm gewinnen. —

Wenn also schon der äußere Ruhm nicht Triebfeder sein darf, so noch viel weniger sinnlicher Genuß oder der ausgedehnte Besitz, also kein Privatinteresse überhaupt, welches zur Tyrannei führt, zum bon plaisir des Machthabers, und dem Untergebenen ein Sklavenjoch auferlegt; sondern höher als Privatinteresse geht das Streben des Herrschers, das bonum commune, die Wohlfahrt des Gemeinwesens liegt ihm am Herzen.

So der heilige Lehrer; und die Blätter der Geschichte sind ebenso viele Beweise, in welches Elend der Abfall von diesem einfachsten Princip des natürlichen Sittengesetzes geführt hat und führt. —

[1]) de regimine principum cap. 7.

3. In gleichem Maße aber wird dieser nächste und allgemeinste Staatszweck da vergessen, wo sich eine Regierungsgewalt Parteien in die Arme wirft, welche blos concentrirtes Privatinteresse sind; das bonum commune, die Wohlfahrt des ganzen Volkes legt auch da darnieder. —

Wenn wir auf die Geschichte unserer Tage blicken, so erheben zwei Parteien ihr Haupt, die eine mehr intellektueller Natur, die andere materieller: der Liberalismus und die Plutokratie Wenn wir dem Liberalismus eine mehr intellektuelle Natur zuschreiben, so ist dies mehr negativ, privativ als positiv zu fassen. Es ist ihm eigen, Prinzipien zu unterdrücken. Sein Wesen besteht darin, kein Princip zu haben: Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böses, Recht und Gerechtigkeit gilt ihm gleich. Er kennt kein ewiges Gesetz; kein Naturgesetz, keine unveränderliche Wahrheit; keine Kirche; keine Offenbarung; kein gemeingültiges Recht. Es ist eine intellektuelle Wüste, die er schafft, eine intellektuelle *στέρησις*. — Und doch ist sein Bekenntniß eminent praktisch. Eingreifend in das Leben der Völker, eingreifend in die Sphäre der Regierung, wozu ihm eine repräsentative Verfassung die beste Handhabe bietet, will er jede wahre freiheitliche, aber nach Gesetzen sich bewegende Entwicklung hemmen und hindern: blos das augenblickliche Interesse seiner Partei ist ihm Motiv. — Auf den Bänken der Minister, in den Versammlungen der Legislative, auf socialem, volkswirthschaftlichem, pädagogischem, religiösem, wissenschaftlichem Gebiete — überall bricht er die altehrwürdigen Bande, löst das Bestehende auf, reißt nieder ohne aufzubauen, bringt Alles in Fluß, um sich leichter zur Herrschaft zu bringen und sich auszubreiten. Wehe einer Regierung, wenn sie sich aus geheimer Furcht vor seiner Macht gefangen gibt; sie gräbt sich ihr Grab, ihr Untergang ist nur eine Frage der Zeit. —

Mit dieser mehr intellektuellen Partei ist innigst verbunden, und konnte blos auf den Schultern dieser zur Bedeutung gelangen — die neue, materielle Macht, die Plutokratie, auch Großkapital genannt, in den Händen der Bourgeoisie. „Ich bin der Meinung, sagt eine bekannte, und auf diesem Gebiete seit Jahren gehörte, authentische Stimme[1]), daß man weder die politische, noch

[1]) Hist. pol. Blätter. Zum Neujahr 1879.

die sociale Geschichte der Gegenwart versteht, wenn man nicht jene Macht, welche die moderne Welt recht eigentlich zu dem gemacht hat, was sie ist, scharf in's Auge faßt. Die Einen nennen diese Macht „Börse", die Anderen die „Bankier und Bankokratie", wieder Andere glattweg „das Kapital". Der moderne Staat ist ihre Domäne. — „„Die Macht des Kapitals ist in unrechte Hände gerathen (citirte Worte der Kreuzzeitung); das verhandene Kapital wird nicht, wie es sollte, zum allgemeinen Besten nutzbar gemacht; es dient zur Befriedigung der Willkür und der Neigungen einzelner Häuser und zur Unterdrückung Minderbegüterter, welche der Abhängigkeit von den Reichen verfallen."" Das würde endlich selbst das Schicksal der alten Dynastengeschlechter im buchstäblichen und persönlichen Sinn sein."

Das sind die beiden dunkeln Mächte, die sich erhoben haben zu gewaltigen politischen Parteien; die in ihrer Verbindung sich den Staat zu unterwerfen bemüht sind; denen gegenüber nach ihrem Wunsche ein armes, der Noth preisgegebenes, höriges Volk stehen soll. — Wir können blos die Thatsache registriren, und das allgemeine Princip aussprechen, daß die bestehende Autorität solchen Anmaßungen gegenüber die Parole: Bonum commune, das allgemeine Beste, die gemeinsame Wohlfahrt, auf ihre Fahne schreiben muß.

4. Die Wohlfahrt des Gemeinwesens aber, um concret zu sprechen, fördert der Staat in doppelter Weise, direkt und indirekt. — Direkt unterliegt dem Staate, wie es schon seine Begrenzung in Zeit und Raum hinreichend andeutet, das zeitliche Wohl seiner Angehörigen; indirekt aber hat er höhere Ziele im Auge zu behalten, Ziele, die über das Sichtbare hinausgreifen, und zwar schon deshalb, weil diese Interessen von dem Wohl seiner Angehörigen sich nicht trennen lassen, sondern vielfach in einander übergreifen, weil das letzte Ziel, zu dem der Mensch strebt, alle früheren Ordnungen, nächsten Ziele als ebensoviele Mittel zu seiner Realisirung in sich begreift. —

a. Direkte Thätigkeit der Staatsgewalt.

Groß und Vieles umspannend ist die Thätigkeit, welche die Staatsgewalt ausübt in ihrer direkten Sorge für das Gemeinwohl; wir werden sie einfach skizziren. — Zunächst ist ihre Thätigkeit

I. Eine gesetzgebende. Zur Erhaltung des Ganzen ist es

nothwendig, daß Pflicht und Recht harmonisch vertheilt erscheinen, daß die Einzelnen in der Ausübung ihrer Rechte nicht gehindert werden, und daß deßhalb den Anderen eine Beschränkung ihrer Handlungsweise auferlegt werde; mit einem Worte, daß die rechtlichen Verhältnisse geregelt werden. Die Regel, nach der dieses geschieht, ist das Gesetz, d. h. die Norm der Handlungen, welche ausgeht von der rechtmäßigen Autorität, und die allgemeine Wohlfahrt zu ihrem Zwecke hat — ordinatio rationis ad bonum commune ab eo, qui curam habet communitatis, promulgata [1]). Gesetz und Recht stehen im Wechselverhältniß. Denn einerseits setzt das Gesetz bestehende Rechte voraus; andererseits normirt und definirt das Gesetz das Recht. Das, was an sich Recht ist, soll durch das Gesetz relativ Recht werden. — Die Summe der Gesetze bezieht sich nun 1) auf die Autorität selbst. Sie selbst ist nicht exlex, dem Gesetze entzogen; die Form ihrer Existenz sowohl als auch der Umkreis ihrer Thätigkeit ist normirt — Staatsgrundgesetz — oder 2) sie bezieht sich auf öffentliche Verhältnisse, in denen sich die Communität als solche bewegt — öffentliches Recht — oder 3) sie hat die Verhältnisse der Einzelnen zu regeln — Privatrecht. —

II. Das Gesetz, welches diese großen Sphären umfaßt, ist synthetischer Natur, zu vergleichen mit einem Princip, in welchem alle Conclusionen beschlossen liegen; aber bei der Deduktion und der Subsumtion der einzelnen Fälle unter das Princip gibt es oft Schwierigkeiten und Unklarheiten; deßhalb steht der Autorität eine zweite Macht zur Seite, die richterliche Gewalt — juris dictio — Rechtspflege und zwar wieder in doppelter Weise: 1) Einerseits muß sie in Folge dieser Gewalt auf die Durchführung ihres gesetzlichen Rechtssystems dringen, es in Vollzug setzen, sorgen, daß die Ausübung des Rechts eine lebendige, frische bleibe, der ganze Organismus des Rechts seine Lebenskraft erhalte — Exekutivgewalt; — 2) andererseits muß sie bei entstehenden Streitigkeiten nach dem Gesetze entscheiden, potestas judiciaria im engeren Sinne. —

Dieser Civilrechtspflege, die ihrer ganzen Natur nach positiv ist, steht zur Seite:

III. Die Criminalrechtspflege: potestas coactiva. — Die

[1]) Thom. Summa theol. I. II. qu. 90. a. 1—4.

verletzte Rechtsordnung muß restituirt werden; der nicht erfüllten oder verletzten Forderung des Gesetzes muß ein Entgelt geboten werden; und das Mittel hiezu ist die Strafe, in welcher der Delinquent seinen Schmerz einsetzt für die augenblickliche Lust, die in der Gesetzesübertretung lag — Strafrecht. — In ihr offenbart sich die Macht des Gesetzes dem gegenüber, der es verneinen möchte.

IV. Das Bonum commune wäre durch die beschriebene Rechtspflege seiner Substanz nach gesichert; aber das kann einer wahren Fürsorge um das Gemeinwesen nicht genügen. Es eröffnet sich noch ein großes Gebiet von Verrichtungen, die die Staatsgewalt zu diesem Behufe auf sich nehmen muß, auf welche sich auch ihre gesetzgebende Gewalt erstreckt, welches Gebiet man unter dem Begriffe der Administration von der Rechtspflege unterscheidet. Sie begreift in sich die Mittel, durch welche eine Communität zu immer größerem Gedeihen gelangt, durch welche nicht blos ihre nothwendigen Bedürfnisse, sondern auch die einzelnen, persönlichen Interessen berücksichtigt werden; die Mittel, durch deren Anwendung es geschieht, daß nicht blos die Communität besteht, sondern auch einen guten und immer besseren Bestand hat — non solum ut sit, sed ut bene et melius sit; — die Mittel, bei deren Anwendung nicht der trockene Buchstabe das Recht leitet, sondern das fürsorgende Auge des Regenten; die nicht von den Gesetzesparagraphen diktirt, sondern von der Weisheit des Staatsmannes beschlossen sind; wo nicht rücksichtsloser Spruch entscheidet, sondern ein auf alle besonderen und individuirenden Umstände und Beziehungen gerichteter verständiger Blick: — den Umkreis dieser Mittel beherrscht die Verwaltung — Administration, insoferne sie von der Rechtspflege unterschieden ist, weshalb man sie auch definirt als die Thätigkeit der Regierung in Bezug auf die möglichst beste Benützung und Erhaltung der Staatskräfte. —

b. Indirekte Thätigkeit.

Die Administration, tiefer erfaßt und mit dem Hinblicke auf die höheren Ziele derjenigen, auf die sich die Sorgfalt des Staates erstreckt, bildet die Brücke zu der indirekten Thätigkeit der Staatsgewalt. — Wir haben schon oben angedeutet, daß der Staat nicht das Recht schafft,

sondern es vorfindet, seine Ausübung regelt und schützt. Alle die Rechte, welche sich im irdischen äußeren Gemeinwesen vorfinden, sind seiner direkten Thätigkeit unterworfen. Es bestehen aber auf dem Terrain des irdischen Gemeinwesens Institute, deren Ziele über dasselbe hinausliegen. —

Da tritt vor Allem vor unser Auge die Kirche. Die Kirche strebt nicht blos ihrem Ziele, welches ein überirdisches und übernatürliches ist, sondern auch der Ausdehnung und dem Umfange nach weit über den Staat hinaus. Kirche und Staat, beide sind selbständige, vollkommene Gesellschaften; denn sie haben die Mittel zur Erreichung ihres nächsten Zweckes in sich selbst; aber dadurch ist eine Unterordnung nach einer bestimmten Richtung hin nicht ausgeschlossen. In der That: Ein Staat, ohne Sittlichkeit und Religion, wie gezeigt, würde die Basis vergessen, auf der er sich aufbaut; er würde auch die tiefsten Bedürfnisse seiner selbst und seiner Glieder unbefriedigt lassen, wenn er nicht Sorge trüge, daß die Einflüsse der Sittlichkeit und Religion in den Herzen seiner Bürger gestärkt würden; über blos scheinende, oberflächliche Cultur würde er die wahre, bleibende verlieren. — Nun aber ist die Kirche es, die die ewigen Principien der Religion und Sittlichkeit in sich trägt; und der Staat findet sie in dem Bereiche seines Territoriums vor. — Es ergibt sich also von selbst für ihn die Pflicht, einen günstigen Boden für ihre Entfaltung zu gewähren; ihre heiligen, immanenten Rechte hoch zu achten und zu schützen; alles, was zu ihrem Gedeihen dienen kann, bereitwillig ihr zu gewähren; nicht zu meinen, sie habe so viel Recht, als man ihr in Gnaden zugesteht; — das wäre die Aufgabe eines verständigen Staatsmannes; in einer Eifersüchtelei auf sie zeigt sich nur Schwäche. — Wohl wird durch die einmal faktisch gegebenen Verhältnisse dieses Streben mannigfach gebunden bleiben. Wo einmal außer der Kirche, die doch blos Eine sein kann, wie die Wahrheit, und zudem die höchste, blos Eine ist, auch andere Bekenntnisse bestehen, darf der Staat deren garantirte Forderungen nicht verletzen. Dies wird gefordert von der richtig verstandenen Accomodation, die an den Principien festhaltend, doch den einmal gegebenen Verhältnissen Rechnung trägt; — die einestheils durch weise Duldung größere Uebel verhütet, anderentheils die Hoffnung in sich trägt, daß durch diese Nachgiebigkeit die gerechte Sache zum Siege gelangt. Ja er muß auch, was in den anderen Bekenntnissen an Sittlichkeit und Religion

von der Mutterkirche beim Ausscheiden mit hinübergekommen ist, bereitwilligst anerkennen und benützen. Aber er darf, falls er ein christlicher Staat ist, doch nie die Quelle vergessen, aus der die Principien der Religion reich und klar fließen. — Gesetze also, welche den Einfluß der Kirche hemmen, sind dem Staate, *als dem Förderer des allgemeinen Besten*, zuwider, und der weise Staatsmann wird sich vor solchen hüten.

2. Es bestehen noch andere Gebiete, welche dem Staate gegenüber eine Selbständigkeit beanspruchen und in deren Pflege die indirekte Thätigkeit des Staatsmannes sich erprobt. — *Wissenschaft und Kunst sind solche*. Der Staat als solcher kann keinen wissenschaftlichen Satz und keine Regel der Kunst aufstellen; er findet sie vor und erkennt sie an. Daß aber der Wissenschaft und Kunst ein günstiges Terrain geboten wird, damit sie sich ihren inneren Principien gemäß entfalten können, dafür hat die Fürsorge des Staates moralisch sowohl als finanziell einzutreten; denn sie verleihen dem Volke höhere Cultur. Wissenschaft und Kunst können aber auch ihren eigenen Principien *untreu* werden, können von ihnen *abfallen*; sie thun es immer, wenn sie eine der Religion oder der Sittlichkeit entgegengesetzte Entwicklung beginnen. *Freiheit der Wissenschaft und Kunst* ist ein vieldeutiges Wort; oft ist es eine Phrase, öfter noch ein Irrthum, weil beide nicht blos ihre eigenen Gesetze haben, sondern auch *höhere*, von denen sie nicht abfallen dürfen. — Solche falsche Entwicklung kann der Staat als solche *erkennen*; denn die in ihm sich findende Heilsanstalt hat die Norm und die Correktur dafür. — Deßhalb müßte er, falls er seine Aufgabe versteht, eine solche Entwicklung zurückdrängen, und nicht ihre Entfaltung dulden, deren Gefährlichkeit er selbst faktisch erproben wird, wenn sie erst in das Fleisch und Blut seines Volkes Eingang gefunden — dann werden ihm die Augen über seine verfehlte Aufgabe aufgehen. —

3. *Ein verwandtes Gebiet ist Erziehung*. Wer ist die Autorität, welcher die Erziehung zukömmt? Wir können hier die Frage nicht ausführlich erörtern. Wir führen nur an das Wort eines großen Schulmannes, ein Resultat gewissenhafter Studien: „Die beiden *ersten* und *ursprünglichen* Gewalten, in deren Händen alle wahre Volkserziehung liegt und kraft *natürlicher* und *göttlicher* Anordnung liegen muß, sind die *Familie*, welche die Kinder, und die *Kirche*, welche die Kinder und Eltern

erzieht und auch dem Lehrer die Gnadenmittel für seinen schweren Beruf darbietet[1])." Die Familie, auf welche das Kind zunächst angewiesen ist, in ihrer Beschränktheit ist nicht im Stande, besonders das nach der Religion vorzüglichste Mittel der Erziehung, den Unterricht, ergiebig zu spenden: sie sieht sich nach einer Ergänzung ihrer Arbeit um, und findet sie in der von der Gemeinde errichteten Schule; die aber stets im Einklang mit der höchsten Erzieherin, der Kirche, bleiben muß. — Daß nun die Schule ihren inneren Principien gemäß wirken könne, daß sie einen Boden finde, auf dem sie gedeihlich ihre Thätigkeit entfalten könne, darauf bezieht sich die Thätigkeit des Staates. Wir verkennen nicht, daß er in dieser Beziehung auch eine direkte Sorge hat[2]); er muß sorgen, daß diejenigen, welche seine Bürger werden sollen, all das Nothwendige erlernen, ohne dessen Besitz sie sich im Gemeinwesen ungeschickt und störend bewegen würden. Aber noch weit mehr muß ihm doch daran gelegen sein, daß seine Bürger erzogen werden im Geiste der Kirche, und der von diesem Geiste inspirirten Familie und Schule, von der allein auch für ihn selbst die wahre Humanität ausgeht.

So beschreibt sich uns direkt und indirekt die concrete Sorge des Staates für das allgemeine Wohl der Seinigen in den allgemeinsten, hier genügenden Grundzügen. — Aus dieser Schilderung des nächsten Zweckes des Staatslebens ergibt sich das Motiv einer jeden richtigen Politik von selbst: denn der Zweck, der zu erreichen ist, aufgenommen in die Erkenntniß und ergriffen vom Willen, wird Motiv, das die Thätigkeit selbst leitende Princip. Noch ein Wort hievon. —

C. Motiv der Politik.

1. Motiv: Gerechtigkeit.

Das erste, zunächst liegende Motiv ist Gerechtigkeit, gerechte Gesinnung. Im Staatsmann muß jene innere geistige

[1]) Wedewer, hist.-pol. Blätter 1873. S. 201.

[2]) Ketteler, Freiheit und Autorität S. 211.

Verfassung sein, die Gesinnung: jedes Recht anzuerkennen, wo er es findet, es zu achten und zu schützen; dies aber ist der tugendhafte habitus der Gerechtigkeit. Es entspricht dieses seiner hauptsächlichsten Thätigkeit, der Rechtspflege, deren Normen er aufstellt in seiner Gesetzgebung; welche er verwaltet ausführend, entscheidend und strafend. Gerechtigkeit in ihrem ganzen Umfange soll er zur äußeren Darstellung bringen; denn sie ist das Fundament der Staaten. —

I. Dazu wird erfordert, daß er zunächst die Rechte, wo er sie findet, als solche anerkennt. — Er findet das Recht vor als natürliches, mit der Natur des Menschen und den ihr entspringenden Verhältnissen gegebenes Recht. — Er findet es vor als positives, unter den mannigfachen Einflüssen der Vergangenheit, der Tradition, der Volkseigenthümlichkeiten festgestelltes, gewordenes öffentliches Recht. — Er findet es vor in dem durch freies Uebereinkommen seiner Bürger (Verträge) stipulirten Privatrecht. — Er findet es vor in der einzelnen Persönlichkeit, die ein Recht hat auf Existenz und Subsistenz, auf Eigenthum, auf Ehre, auf Selbsterhaltung. — Er findet es vor in der Familie, sei es als ein sie begründendes Recht (Eherecht), sei es ein sie erhaltendes Recht in dem Wechselverhältniß der Gatten zu einander, und zu ihren Kindern; sei es ein die materielle Basis ihrer Existenz fortsetzendes Recht — das Erbrecht. — Er findet das Recht vor als Recht der verschiedenen Stände, die schon von Platon als Beamtenstand, Wehrstand und Nährstand bezeichnet und mit den Seelenkräften des einzelnen Menschen in Parallele gesetzt wurden. — Er findet das Recht vor in den Gemeinden, den engeren, der Erweiterung der Familie zunächst entsprechenden Verbänden. — Er findet ein ausgebildetes Recht vor in der großen, auch auf seinem Boden heimischen Heilsanstalt. — Wo er das Recht findet, muß er es anerkennen. Er darf sich nicht der Versuchung hingeben, die ihm eine irregeleitete Philosophie nahelegt, dem Idol eines heidnischen Staatsgebildes, dem Traume der Staatsomnipotenz, welche ihn selbst als die Quelle der Rechte betrachtet. — Im Heidenthum, da konnte der Bürger im Staat aufgehen, das Individuum blos als Glied des Staates Werth haben; da gab es blos zuletzt eine Tugend, die Bürgertugend, Hingeben an das Gesammtleben mit aller Gesinnung und

Thätigkeit. „Platons Staat, sagt Trendelenburg[1]), ist der durch die Bürger zu einer großen Lebensordnung gewordene Mensch, und die Stände des Staates sind die zu Lebensordnungen gewordenen Theile der Seele.“ Salus publica suprema lex esto: die Staatswohlfahrt ist höchstes Gesetz, konnte wohl Cicero sagen, obgleich ihm für sich entschieden höhere Ideale vorschwebten. Das konnte, sagen wir, im Heidenthume zutreffen, wo das Recht des Einzelnen auf ewige Güter, auf ein jenseits der Berge liegendes Ziel, nicht erkannt war, wo der Begriff der Seele und mit ihr der der Persönlichkeit ein nur schattenhafter war, weil die Menschheit noch nicht geschaut hatte, daß für jede einzelne Seele ein Gottessohn gestorben. Jetzt aber ist es anders geworden: Jetzt erkennt jeder Einzelne ein höheres Vaterland als das seinige an: „Du hast uns, o Herr, für dich geschaffen, und ein jedes Herz ist unruhig, bis es ruht in dir.“ [2]) Deßhalb geht dorthin all sein Streben; und allem irdischen Streben drückt er diese Signatur der Beziehung auf das Ewige auf. Er liebt sein irdisches Vaterland, aber nicht als sein letztes Ziel; er liebt es, denn auch es ist in der Stufenleiter, auf der er zu Gott gelangt, eine nothwendige, wenn auch nicht die höchste Sprosse; eine nothwendige Vorbedingung, um seine höchsten Güter zu erstreben und zu erreichen. —

Coroll. I. Wir staunen an die Größe des Heidenthums in seinen erhabenen Geistern und seinen der Vorsehung dienenden Instituten; was der von der positiven Offenbarung verlassene Mensch erringen konnte, hat er dort errungen. Aber wenn in den Zeiten der positiven Offenbarung, des Christenthums, der Religion in ihrer Vollendung, heidnische Idole repristinirt werden sollen, da kommt es uns an wie das Gesicht des Propheten (Ezech. VIII), der, durch die Tempelritze schauend, statt der gewohnten Herrlichkeit Jehovah's Gewürm und Gräuel über Gräuel erblickte. Für eine solche Renaissance des Heidenthums ist wie ein Typus die Politik Machiavelli's geworden: Nutzen und Erfolg sind die Motive derselben. Religion, Recht und Sittlichkeit sind an und für sich löblich; aber wenn es nicht anders geht, muß der Staatsmann sich darüber hinwegsetzen; und im äußersten Fall, wenn es der Staatszweck

[1]) Naturrecht § 151 Anm.
[2]) Aug. Conf. I. 1.

erheischt, darf man auch vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken. Die der Staatskunst eigenthümlichen Tugenden sind blos Schärfe des Urtheils, Raschheit und Sicherheit des Blicks, Stärke des Willens, Ruhe und Ausdauer der Entschließung, der höchste Grad von Umsicht und Thatkraft. An die Stelle der sittlichen Beweggründe treten Staatsklugheit und Eigennutz. — Errabas! Gerechtigkeit ist das Fundament der Reiche, und das Motiv der wahren Politik. — Und wenn die idealistischen und pantheistischen Systeme der Neuzeit das Dasein eines persönlichen Gottes, der über Raum und Geschichte erhaben ist, läugnen; dann wird freilich der Mensch blos eine in der Geschichte und im Staat zerrinnende Erscheinung; dann ist freilich der Staat allein das, was übrig bleibt, er ist Gott auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung, er spricht dann mit Recht: Vor mir beugt sich jedes Knie; mir ist alle Gewalt gegeben! — — „Das im Gewissen verbindende Recht des Staates, sagt Dieringer, geht nicht so weit als seine Gewalt, sondern hat seine Grenzen am natürlichen, göttlichen und öffentlichen Recht. Es ist ein verabscheuungswürdiger, die blutigste Tyrannei begünstigender Grundsatz, daß die einzige Quelle des Rechts der unverantwortliche Wille des Staates sei. Nie, niemals wird die sittliche Vernunft, niemals die Kirche, deren Recht von oben stammt, dieser Vergötterung der Staatswillkür sich beugen, es handle sich, um was es welle“ [1]). „Der Staat besitzt als der Ursprung und Quell aller Rechte ein schrankenloses Recht“: so die im Syllabus reprobirte 39. These.

Coroll. II. Diese Gerechtigkeit, welche die Staatsautorität leitet, zeigt sich ganz besonders in ihrer gesetzgebenden Thätigkeit. Es darf kein Gesetz zu Stande kommen, welches das Naturrecht, keines, welches das göttliche Recht, mag es nun von Gott selbst in seiner Offenbarung unmittelbar, oder mittelbar durch sein Organ, die unfehlbare Kirche, festgestellt sein, verletzt. Ein solches Gesetz wäre ein ungerechtes, höheren Rechten widersprechendes, deßhalb keines. Würde ein solches Gesetz erlassen, dann wäre die größte Gewissenstyrannei geboten, das Gewissen des Einzelnen dem größten Wirrsal preisgegeben, Gewissensfreiheit im edelsten Sinne des Wortes vernichtet, die heiligsten

[1]) Laienkatechismus S. 514.

Privatrechte verletzt; Friede und Freude im Volksleben für immer dahin. „Es ist keineswegs nöthig, daß die menschlichen Gesetze mit dem Naturrecht in Uebereinstimmung gesetzt werden". „Die Philosophie und die Moralwissenschaft, wie auch die Staatsgesetze können und sollen der göttlichen und kirchlichen Autorität sich entziehen." So lauten die in Thesis 56 und 57 des Syllabus reprobirten Sätze.

II. Vor dem Recht, das der Staat vorfindet oder kraft seiner legislativen Thätigkeit aufstellt, muß er *selbst die größte Hochachtung haben*. Das sogenannte *historische Recht*, das Gewohnheitsrecht, ursprünglich und primitiv aus dem Bedürfnisse und dem gemeinsamen Gefühl des Volkes hervorgegangen; stillschweigend von den Ahnen überkommen, wenn auch nicht codifizirt, doch stärker als der Buchstabe des positiven Gesetzes, als Rechtsquelle legitimirt und anerkannt, kann nicht ohne den größten Nachtheil und die schlimmsten moralischen Folgen *verletzt* werden; bei einer solchen Verletzung würde viel mehr das Rechtsbewußtsein geärgert, und das Volk würde viel mehr über verletzte Rechte klagen, als bei der Abweichung von manchem positiven Gesetze. *Neues Reich, neues Recht*, ist rationalistische Rechts- und Staatsmaxime.

Verträge, die der Staat als solcher mit anderen Staaten abgeschlossen hat, müssen ihm *heilig* sein. Wie sollte im Volke der Sinn für Gerechtigkeit sich festigen, wenn es sie in den Staatsaktionen der Herrscher verletzt sieht?

Hiemit hängt innig zusammen die *Beständigkeit* der Gesetze. Die gesetzgebende Thätigkeit soll sich hüten vor einer immerwährenden Aenderung der Gesetze. Durch dieses Schwanken auch in untergeordneten Bestimmungen wird das Rechtsbewußtsein im Volke gestört und irre gemacht; auch die Vertreter der richterlichen Gewalt können ihrer Arbeit nicht mit Ruhe und Sicherheit obliegen, da sie wirklich in der Gegenwart gestehen, daß ihre Studien mit der Schnelligkeit der Gesetzgebungsmaschine nicht gleichen Schritt halten können. Eine starke Gesetzgebung ist wesentlich *conservativ*. —

Wenn ein Staat das Recht verletzt sieht in dem Völkerleben, im Verhalten der Staaten zu einander; dann wird ihn die *Achtung vor dem Recht* nicht unthätig sein lassen, er muß dem unterdrückten Staate seinen schützenden Arm bieten. *Nichtinter-*

ventionsprincip ist abermals rationalistische Staats- und Rechtslehre und des Liberalismus Lieblingskind (Syllabus 62).

Vollendete Thatsachen kann der Staat nie anerkennen, so lange noch der in seinem Recht Verletzte widerspricht und reklamirt. (Syllabus 59. 61.) — Annexionen, sei es von Privateigenthum, wie des Vermögens der Klöster und frommer Stiftungen, sei es von Ländern unter dem Titel der Nationalität, verbunden mit der Vergewaltigung der legitimen Besitzer, geben keinen Rechtstitel. —

Feindliche Mächte, welche die Gesellschaft corrumpiren, mögen es Associationen sein, wie Freimaurerbünde, oder Rednerbühnen, von denen aus unsittliche Principien in das Volk verbreitet werden, oder Literatur und Presse, die die Religion oder Sittlichkeit untergraben, wird der Staat ohne ängstliche Furcht mit der ihm von Gott gegebenen Gewalt reprimiren. — Es überschreitet die Grenzen unseres Vorhabens, im Einzelnen die Irrthümer alle zu bezeichnen, in welchen eine Mißachtung der Gerechtigkeit sich findet. Ist das Staatsleben nur erst einmal vom Geist der Gerechtigkeit durchdrungen, dann werden schon von selbst die von ihm abfallenden Erscheinungen als solche erkannt und verworfen.

III. Endlich muß die Staatsgewalt die Gerechtigkeit in ihrem ganzen Umfang durchführen. Die ältere Schule unterschied eine 4fache Gerechtigkeit: 1. justitia legalis, welche durch die Durchführung der Gesetze das allgemeine Beste erstrebt; 2. justitia vindicativa, welche die Uebertretungen derselben straft; 3. justitia commutativa, welche die richtige Vertheilung des Mein und Dein zwischen den einzelnen Gliedern der Communität regelt; 4. justitia distributiva, welche nach Verdienst und Proportion der Leistungen und Kräfte Rechte und Lasten vertheilt.

Die erste und zweite Art der Gerechtigkeit ist eine durch die Gesetzgebung selbst geregelte, und hat im geordneten Gemeinwesen ihren normalen Verlauf. Ein Gleiches konnte von der justitia commutativa bis jetzt im Allgemeinen gesagt werden; allein gerade in der Gegenwart scheinen ihre Verhältnisse ins Schwanken zu gerathen. Durch social-politische Träumereien, die schon eine ernste Gestalt angenommen haben, drohen ernste Verwickelungen. Die sogenannte sociale Frage, die das Eigenthumsrecht durch Verrückung der bestehenden socialen Fundamente reconstruiren möchte, ist ein Problem geworden, welches der Staatsautorität

nicht fremd bleiben kann. Denn sie hat die socialen Fundamente zu schützen und darf nicht vergessen: Die Emancipation von Natur- und göttlichem Rechte hat diese Geister heraufbeschworen, die erst dann gebannt werden können, wenn jenes wieder in seine vollkommene und rückhaltlose Anerkennung eingetreten ist.

Was endlich die *justitia distributiva* betrifft, so zeugen schon unsere *Steuerdebatten* davon, *wie schwer* die geometrische Proportion in der Vertheilung der Lasten zu finden ist. — Daß aber auch die *Ehrenstellen* und *Aemter* im Staate nach der Proportion des *Verdienstes* vertheilt werden, ist nie *Gnadensache*, sondern *Sache dieser Gerechtigkeit*, und voll Verantwortlichkeit für den Staatsmann.

Der einfache Ueberblick über diese Theile der Gerechtigkeit zeigt uns des Staatsmannes schwere Last, und er darf, mehr als ein Anderer, sich nach höherem Licht und höherer Kraft sehnen, um sie mit Erfolg tragen zu können.

2. *Motiv*: **Wohlwollen und Liebe.**

Das Motiv eines wohlgeleiteten Staatslebens würde man zu eng fassen, wenn man es auf *Gerechtigkeit* beschränken wollte. —

I. Gleichwie die Sittlichkeit nicht blos *Pflichten der Gerechtigkeit*, sondern auch *Pflichten der Liebe* kennt, welche ebenso wie jene, wenn auch nicht in demselben Umfange und mit denselben Folgen im Gewissen verbinden, so trifft es auch zu im Staate, der ja, wie wir gesehen, auf sittlichem und rechtlichem Grunde sich auferbaut. — Auch sind ziemlich die meisten Staatslehrer darin einverstanden, daß es, besonders in unseren Zeiten und bei der leider immer mehr sich vorbereitenden Isolirung des Staates von der Kirche, ihm nicht mehr genügt, *Rechtsstaat* zu sein; er soll sich zum *Culturstaat* erheben. Dieses aber ist ohne eine *Fürsorge*, welche über die Gerechtigkeit hinausstrebt, nicht denkbar. „Durch die Auffassung des Staates als Rechtsstaat würde, sagt *Trendelenburg*, das innere Leben der Institution des Staates nicht beschrieben: im Gegentheil, es wäre Gefahr, daß der Staat keine andere Aufgabe hätte, als Uebertretungen zuvorzukommen, oder zu reprimiren (*Polizeistaat*), oder sein Zweck ginge ganz in dem Einzelnen auf, und er müßte sich begnügen, die Willkür des Einzelnen mit der Willkür des Andern in Ein-

klang zu bringen, er würde blos zur Förderung der Individuen da sein (Rechtsstaat); während doch nicht geleugnet werden kann, daß er eine über die einzelnen Zwecke hinausliegende Aufgabe hat. Deßhalb strebt das Recht im Staate über sich hinaus; es erweitert sich zu jener Definition, die Leibnitz vom Recht gab, „es wird die Weisheit der Liebe, welche auf Glückseligkeit hinzielt“[1]).

Das ist insbesondere die Aufgabe der weisen Staatsadministration, die wir als Moment des Staatszweckes erkannten. Und selbst in der Rechtspflege als solcher schlägt dieses höherzielende Moment ein. Auch das Recht erkennt eine Ergänzung seiner selbst in der aequitas an, in einem die strengen Rechtsansprüche ergänzenden oder mildernden Wohlwollen. „Die logische Consequenz in der Anwendung des Gesetzes auf bestimmte Fälle, sagt Walter[2]), kann ihre Einseitigkeit haben, und die allseitige Erwägung das Bedürfniß einer Vermittlung und Ausgleichung ergeben. Es muß dann in dem gegebenen Fall als Bestimmungsgrund des juridischen Denkens, an die Stelle des Buchstabens oder der formellen Consequenz die Billigkeit treten“. Und entsprechend Trendelenburg[3]): „Der Ursprung der Billigkeit, eines ethischen Begriffs, liegt in der Ergänzung eines Mangels, welcher dem Gesetze als einem Allgemeinen anhängt oder zufällt. Die Vorsicht des Gesetzes, die vorkommenden Fälle des Lebens berücksichtigend, kann in der Bestimmung des Allgemeinen die eigenthümliche Gestaltung der mannigfaltig und neu nachwachsenden Fälle nicht erreichen. Begnadigung, Dispensation, restitutio in integrum u. s. f. sind Rechtsbildungen, welche aus dieser ethischen Nothwendigkeit des Billigen hervorgehen“.

Wenn also schon das Recht eine Ergänzung braucht, um wie viel mehr liegt im Staatszwecke, der in der allgemeinsten Fassung „Wohlwollen“ d. i. das Wollen des Wohles seiner Untergebenen ist, das Bedürfniß, die über das Recht hinausstrebende Liebe, oder wie immer man es nennen mag, zu üben? „Wenn zur Rechtsidee die Idee des Wohlwollens oder der ergänzenden Gemeinschaft integrirend hinzutritt, dann wird das Gemeinwesen wahrhaft human, wie die Sittlichkeit erst durch das integri-

[1]) Naturrecht S. 291.
[2]) Naturrecht und Politik S. 72.
[3]) Naturrecht S. 152.

rende Moment der „Gottinnigkeit“ (wir sagen Religion) eine wahre wird,“ ist ein Grundgedanke der Ethik des jüngeren Fichte, dessen Wahrheit wir trotz des idealistischen Beigeschmacks nicht verkennen dürfen. — „Die Liebe wird vollenden, sagt Perin, was die Gerechtigkeit nur hat grundlegen können. Unter der gemeinsamen Herrschaft der Gerechtigkeit und Liebe wird die Freiheit Alles vollenden, was gut und nützlich und unserer Natur entspricht[1].“

II. Wie kann nun der Staat dieses Motiv, dieses Wohlwollen, die das Wohl der Seinigen wahrhaft wollende Gesinnung bethätigen? —

In der Gesellschaft als solcher sind Kräfte thätig, die in immerwährender Continuität sich entfalten, durch deren harmonische Entfaltung dieselbe ihrer Vollkommenheit entgegenreift. Das ist ihr wohlberechtigter Fortschritt. Diese Kräfte sind ihrem Objekt nach theils materielle, theils geistige.

Der Anbau des Landes — Agricultur —; die Umformung der Naturprodukte zum Zwecke des menschlichen Gebrauches — Gewerbe, Industrie und Technik —; der Vertrieb der hiedurch entstandenen Produkte — Handel und Verkehr — sind die drei großen Faktoren, nothwendig für den Bestand der materiellen Gesellschaft, deren harmonische Ergänzung den Wohlstand des Volkes bilden, die aber auch, werden sie nicht in ihr richtiges Bett geleitet, ein Volk ruiniren können.

Höher stehen die geistigen Kräfte der Gesellschaft schon deßhalb, weil sie die Gesetze finden, nach denen die materiellen Kräfte zu immer größerer Vervollkommnung gedeihen: Wissenschaft und Kunst. Wohl sind diese nicht gebunden an die im engeren Kreise eines Staates geeinte Societät; sie streben, ihr Reich über alle Völker auszubreiten; sie suchen Gehülfen und erkennen sie an, wo sie dieselben finden; aber diese ihre Entfaltung kann ihnen doch blos dadurch gelingen, daß sie in dem einzelnen Gemeinwesen eine günstige Stätte finden; auch sind sie berufen und geeignet, sei es an und für sich, sei es durch ihre Resultate, den Charakter eines Volkes zu heben. Anhebend von dem gründlichen Unterricht, welcher dem Kinde in der Volksschule ertheilt wird —

[1] Perin, die christliche Politik S. 85.

bis hinan zu der umfassenden Wissenschaft einer Hochschule, ist es die Wahrheit doch immer, welche das tiefste Bedürfniß des Menschen stillt. — Und blos die Wahrheit ist es wieder, welche in den Kunstgebilden, falls sie solche sind und nicht blos mißbräuchlich so genannt werden, ihre concrete, das Gefühl veredelnde Darstellung gewinnt. — Diese Kräfte, so recht dazu bestimmt, dem Volke Cultur zu geben, hat der Staat nicht in dasselbe gelegt; sie sind dem eigenen Boden der menschlichen Gesellschaft entsprungen; aber seine Aufgabe ist es, ihnen wohlwollende Gesinnung entgegenzubringen, und dadurch ihnen die Möglichkeit einer soliden Entfaltung und immer reicheren Vertiefung zu bieten. Worin diese Möglichkeit im Einzelnen besteht, zu erforschen, liegt uns hier nicht ob; aber wir sind in der glücklichen Lage, noch höhere geistige Kräfte zu nennen, durch deren Entfaltung das Volk wirklich seiner Vollkommenheit auf dem kürzesten Wege zugeführt, der Staatszweck am leichtesten und sichersten erfüllt wird, in denen auch nicht blos ein Correktiv, und zwar ein die Wurzel der Krankheit ergreifendes Heilmittel für die so leicht möglichen und in der That schon gegebenen Ausschreitungen aller anderen niederen Kräfte geboten wird, sondern ihnen auch ein befruchtender, treibender Keim für ihre eigene günstige Entfaltung eingelegt wird, das sind die sittlichen und deßhalb religiösen Kräfte. —

Das ist so recht der Grundgedanke unserer Skizze, die wahrhaft hierarchische Stellung dieser bewiesen zu haben — Kein Recht ohne Sittlichkeit; keine Sittlichkeit ohne Religion; aber die Trägerin dieser ist die Kirche; in ihr ist die Offenbarung unfehlbar niedergelegt, welche die religiösen und sittlichen Principien dem Menschengeschlechte verkündet. Je mehr also der Staat in Hochachtung zur Kirche aufblickt und ihr ihren Einfluß sichert, deste glücklicher wird sein Volk. Er wird es sicher thun, wenn er ein Herz hat, welches für die wahre Cultur und das wahrhafte Bedürfniß seines Volkes in Liebe sorgsam ist. —

3. Motiv der Politik: **Religion.**

Und zuletzt genügt auch nicht das Motiv des Wohlwollens und der Liebe. Denn damit dieses wahr, erleuchtet und kräftig sei, muß der Staat der Religion selbst einen Einfluß auf sich ge-

statten, sich ihrer Einwirkung freudig hingeben. — Von ihm selbst, als Gemeinwesen, wird erfordert, daß er sittlich und religiös sei.

In seiner eigenen Vergangenheit liegt hiefür ein Erfahrungsbeweis. Wann war der Staat, das deutsche Gemeinwesen, am glücklichsten? wann hatte er eine gebietende Machtstellung? wann waren die Bedürfnisse seiner Bevölkerung am meisten befriedigt? Als und insofern er ein christlicher war. — Oder, wer hierüber streiten möchte, den verweisen wir auf das concrete Faktum der Rechtsbildung. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in das römische Recht, welches, ob mit Fug oder nicht, Grundlage der Rechtssatzung blieb, und in das germanische Recht die wahrhaft humanen Bestimmungen von der Kirche und ihrer Rechtsanschauung eingetragen wurden. Blos die Kirche hat ein Völkerrecht geschaffen, dessen Bestimmungen nicht von dem Gedanken getragen wurden, dem Feinde gegenüber sei Alles erlaubt, man brauche blos insofern fremde Rechte anzuerkennen, als ein Vertrag dazu verpflichte; sie hat ein Recht geschaffen, das die Würde des Menschen im Auge behielt. Daß er nicht bloße Sache sei, daß die Persönlichkeit desselben nicht einem Andern als Eigenthum zukommen könne, daß jeder, auch der Niedrigste, ein Selbstbestimmungsrecht habe, daß das Weib dem Manne ebenbürtig sei — das Alles kam erst zur rechtlichen Geltung, als die Kirche erklärte: der einzelne Mensch sei Gottes Ebenbild, und dies durch ihre Rechtsbestimmungen zur Geltung brachte. Der Staat als christlicher, machte sich diese Anschauungen zu eigen. Die Reform seines Rechtes ward ihm durch die Grundsätze des kirchlichen Glaubens diktirt. Und auch heute können die großen Wirren der Gegenwart, die nationalökonomischen, socialen, politischen, nicht gelöst werden, wenn nicht von einem Staat, der die Principien der Religion wieder in sich aufgenommen. —

Wahrhaft religiöse Gesinnung, Gottesliebe muß für ihn innere lebendige Kraft werden, die seine Thätigkeit lenkt. — Denn es ist und bleibt auch von dem Gemeinwesen wahr, was von der einzelnen Persönlichkeit gilt: Secundum id quod delectat operemur necesse est.[1]) Die äußere Thätigkeit ist blos Ausdruck einer Liebe, die ich im Herzen trage. Operari sequitur esse.[2]) Die Handlung richtet

[1]) Aug. in expos. Epist. ad Gal. cap. VI.
[2]) Thom. Summa I. pu. 89 art. I.

sich nach dem persönlichen Charakter; oder wie Leibnitz sagt: Justitia est habitus boni viri. Aus der persönlichen gerechten Gesinnung entspringt die gerechte Handlung. Deßhalb werden auch die Handlungen der Staatsautorität blos dann wahrhaft sittlich und gerecht sein, wenn sie selbst von diesen Ideen durchdrungen ist; wenn der Staat die höhere Mission der Kirche anerkennt und in christlicher Pietät sich ihr hingibt. Dann erst wird der Segen, der wie für die Einzelnen, so für die Communitäten von Oben kömmt, auf den Völkern ruhen.

Plato schaute im Staate den durch die Bürger zu einer großen Lebensordnung gewordenen Menschen; die Stände des Staates sind die zu Lebensordnungen gewordenen Theile der Seele. In dem Wesen des Menschen hat er demgemäß sein ideales Maß [1]). Indem Trendelenburg diesen Vergleich ausbildet, sagt er: Die Regierung im Staate ist was im Menschen die leitende Vernunft; die verzweigten Wissenschaften im Staate, was die einzelnen Kenntnisse im Menschen; im Staate ausgebildete Künste, was im Menschen einzelne Fertigkeiten; im Staate die kriegerischen Einrichtungen, was im Menschen wehrhafte Kraft für seine Sicherheit; im Staate die mannigfaltigen Handwerke, was im Menschen die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Die Vernunft ist es, welche durch ihr Licht Allem verleuchtet, und durch den Willen Alles lenkt und leitet. Wer könnte aber die menschliche Vernunft wahrhaft begreifen ohne das ihr immanente Sittengesetz, ohne Glaubensprincipien, und demgemäß ohne Hingabe an jene Autorität, von der sie diese erhält? Und in dem Maße wird der Wille ein wahrhaft vernünftiger, als ihm die so erleuchtete Vernunft für seine Thätigkeit die Bahnen zeigt. So erst ist errungen der Begriff „einer objektiven Vernunft, die nicht mit den Individuen stirbt". Die sittlichen und religiösen Prinzipien, die der Staat in sich aufgenommen, sind dann die hohe Warte, auf der er selbst stehend, unerschrocken und durch keinen Widerspruch gebeugt, seine eigene Majestät erkennt. Sie klären auch seinen Blick, der so leicht getrübt wird, wenn er, ohne ihr Licht von Fall zu Fall entscheidend, durch untergeordnete Rücksichten, durch Erwägung augenblicklichen Gewinnes sich leiten läßt. Diese Principien aufgenommen in seinem Innern, geben seinen Akten die Signatur

[1]) Trendelenburg, Naturrecht § 151.

göttlichen Waltens, geben ihm jene Freiheit, die das Wesen eines sittlichen Organismus ausmacht, jene überwältigende Macht, von den Guten geliebt, von den Bösen gefürchtet. „Entziehen wir aber, so sprach Frhr. Bismarck-Schönhausen auf dem preußischen vereinigten Landtag[1]), die religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat Nichts, als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg Aller gegen Alle. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen der Humanität, wie sie sich gerade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehen, gestaltet. Wie man in solchen Staaten die Ideen z. B. der Communisten über die Immoralität des Eigenthums, über den hohen sittlichen Werth des Diebstahls als eines Versuchs, die angebornen Rechte des Menschen herzustellen, das Recht sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar." Und noch in jüngst verflossenen Tagen konnte ein anderer Minister sagen gegenüber der in Rumänien verlangten Juden-Emancipation: „Das wesentliche Palladium nationaler Cultur sei die Erhaltung des christlichen Charakters der Staatsinstitutionen."

Schluß.

Höchstes Ziel der Politik.

Wir können unsere Arbeit nicht schließen, ohne ihr das letzte Complement zu geben, und das ist die Frage nach dem letzten Ziele der Politik. Denn das letzte Ziel ist eben jenes, welches alle nächsten Ziele als eben so viele Mittel für sich in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt. — Wir fürchten nicht den Vorwurf, hier uns auf einen einseitig theologischen Standpunkt zu stellen; denn wir können nicht hindern, daß gerade dieser das Wesen und die Verhältnisse der Dinge objektiv und wahr erfaßt, und so mit dem Resultate philosophischer Forschung zusammenstimmt.

[1]) Hist.-polit. Blätter Jahrg. 1879. I. S. 65.

Das letzte Ziel aber der Politik kann kein anderes sein als jenes, welches Allem Geschaffenen vorgesteckt ist: Gottes Verherrlichung, die Offenbarung seiner Majestät. — Ich mag von dem Wesen Gottes oder von der Natur der Geschöpfe ausgehen: — wollte einmal Gott sich selbst eine Offenbarung geben, so konnte er derselben keinen anderen Zweck setzen; mag nun diese Offenbarung eine unmittelbare Schöpfungsthat sein, oder mag sie der Menschen Arbeit und Bestrebungen mit erfordern. — Dies um so mehr, weil der erleuchteten Erkenntniß die Verherrlichung Gottes mit der finalen Seligkeit des Menschen zusammenfällt; denn blos darin, daß Gott sich dem Menschen in höchster Weise als intuitiv geschaut offenbart, besteht die Seligkeit des Menschen; in dieser Seligkeit erlangt hinwiederum Gott seine höchste Manifestation.

So hat denn Gott in seiner Schöpfung zwei Ordnungen begründet: die Ordnung der Natur und der Gnade. Beide sollen ihn offenbaren; beide sollen den Menschen glücklich machen: die übernatürliche Ordnung, welche durch die Kraft der Gnadenschätze, die in der Kirche niedergelegt durch das Priesterthum verwaltet werden, zur beseligenden Anschauung Gottes führt: — die natürliche Ordnung, welche den Menschen zur irdischen Wohlfahrt und einer natürlichen Rechtschaffenheit leitet.

Aus dem Bestande dieser beiden von Gott gegründeten Ordnungen ergibt sich ein Doppeltes:

1. Gleichwie die übernatürliche Ordnung der unmittelbaren, freien That Gottes ihr Dasein verdankt, die natürliche Ordnung aber den mit der Natur des Menschen gegebenen Principien; gleichwie die Beseligung, welcher die erste zustrebt und die von ihr ermöglicht wird, die von der Natur verlangte und ihr mögliche um ein Unendliches überragt, so sind auch die Ordnungen selbst in ihrem Werthverhältnisse zu bestimmen. Die natürliche Ordnung dient der übernatürlichen.[1] —

[1] Hujus regni ministerium, ut a terrenis essent spiritualia distincta, non terrenis principibus, sed sacerdotibus est commissum, et praecipue summo sacerdoti, successori Petri, Christi vicario, Romano Pontifici, cui omnes reges populi christiani oportet esse subditos, sicut ipsi Domino

2. Beide sind bestimmt, die Majestät Gottes zu offenbaren; die erste unmittelbar; die zweite mittelbar. Die erste unmittelbar: Denn ihr Wort, das Wort der positiven Offenbarung, eröffnet den Blick in die Tiefen des göttlichen Wesens und zeigt es in seiner Majestät [1]); die Gnade, die in den Sakramenten quillt, gießt unmittelbar göttliche Liebe in das Herz; in der Liturgie der Kirche wird so recht fühlbar Gottes Majestät offenbar. — Aber wenn auch in schwächerem Abbilde und mittelbar ist auch das geordnete Gemeinwesen darauf angelegt, Gottes Herrlichkeit zu offenbaren. Das Dominium Dei über alle seine Geschöpfe kommt in der mit Gewalt bekleideten Autorität des Staates zur Darstellung; die Gerechtigkeit Gottes, seine Liebe, seine Vorsehung, seine Heiligkeit soll sich in ihr reflektiren. Die Majestät Gottes erscheint als der letzte Grund der Majestät des Gesetzes, und die Majestät des Königs ist blos ein Abbild göttlicher Majestät. — Und was so als Ziel des Gemeinwesens erscheint, muß consequenter Weise als Motiv dasselbe innerlich bewegen. Besonders dem Herrscher, der die Aufgabe hat, demselben vorzustehen, muß dasselbe präsent sein. Das ist auch der Grundgedanke in dem öfters citirten Werke des hl. Thomas: de regimine principum, welches doch auch bei den neuesten Forschern als Quelle der Staatswissenschaft in nicht geringem Ansehen steht: „Die Arbeit eines Herrschers ist eine schwierige und gibt ihm den Anspruch auf einen erhabenen Lohn, welcher ihn bei seinen vielen Mühen und Arbeiten stärkt. Dieser Lohn aber, auf den er hoffen muß, ist von keinem Andern, als von Gott zu erhoffen. Weltliche Ehre und Ruhm bei den Menschen kann nicht hinreichender Lohn sein; er muß ihn von Gott erwarten, dessen Diener er ist. Und dieser sein Lohn wird bestehen in einem ganz ausgezeichneten Grad der Seligkeit. Denn die Seligkeit ist Lohn der Tugend; größerer Tugend entspricht größere Seligkeit. Es ist aber eine ganz besondere Tugend, nicht blos sich selbst zu leiten, sondern auch Andere, und um so höhere Tugend, je mehr es sind, die Leitung erfordern. Das königliche Amt zu üben, fordert also

nostro Jesu Christo. Sic enim ei, ad quem ultimi finis cura portinet, subdi debent illi, ad quos pertinet cura antecedentium finium, et ejus imperio dirigi. S. Thom. de regimine principum lib. I. c. 14.

[1]) . Cor. II. 10. Nobis autem repelavit Deus per Spiritum suum: Spiritus enim omnia scrutatur, etiam profunda Dei.

ausgezeichnete Tugend. Deßhalb gebührt ihm ein ausgezeichneter Lohn in der ewigen Seligkeit. Debetur igitur ei excellens in beatitudine praemium [1]).« Aber dieser Lohn wird ihm blos dann zu Theil werden, wenn er in seinen Handlungen nicht vergißt, daß er für denselben arbeiten muß; und das thut er, wenn ihm die Verherrlichung der göttlichen Majestät am Herzen liegt. Dann erfüllt sich auch in ihm das schöne Wort, das Leibnitz sprach: „Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüth gehen soll". Und so wird auch der Staat — denn er kann nicht die Natur des Menschen verleugnen, — des Vaterlandes Wohlfahrt sicher dadurch erreichen, daß ihm die Ehre Gottes am höchsten gilt. —

Die Darstellung bis jetzt hatte analytischen Charakter und die Aufgabe, nachzuweisen, daß Politik das Recht, Recht die Ethik, Ethik die Religion voraussetzt; daß demnach die Autorität, welche der Leitung des Gemeinwesens vorsteht, in Recht, Ethik und Religion ihre Lebensquellen erkennen müsse. — Es war auf eine Principienlehre abgesehen, die das Allgemeine findet, ohne die Anwendung auf das Besondere zu zeigen. — Es käme jetzt der zweite Theil der Arbeit, der synthetische, der die einzelnen Sphären der politischen Thätigkeit unter den gegebenen Principien beschreibt, sie aus ihnen ableitet. — Man könnte diesen zweiten Theil „die Akte der Politik" nennen; er würde ein Gebiet beschreiben von umfassendster Tragweite; ein Gebiet, das die Sphäre des principiellen Denkens wohl voraussetzt, aber doch durch Anwendung desselben einen ganz neuen Kreis des Wissens öffnet; ein Gebiet, auf dem Kenntniß der Principien, juridisches, historisches Wissen und logisches Denken sich die Hand reichen; auf dem ein gläubiger Christ, ein exacter Philosoph und gewandter Staatsmann sich begegnen müßten.

---

[1]) de reg. princ. lib. I. cap. 8. 9.

Giuseppe Cardinal Mezzofanti.

Ein Lebensbild

aus der

Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. Alphons Bellesheim,

Domvicar in Köln.

Würzburg.

Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.

Agentur in Wien.

Druck der Rhein'schen Druckerei (Stürtz), Würzburg.

Perchè non parli cento lingue o cento?
Se carità non gli scalda il cuore,
È nulla, e sparge sue parole al vento.
O puro, o santo Amore,
Tu m'accendi e mi guida o diva Luce,
Sicchè i miei vari accenti
Non risuonino indarno infra le genti,
E lor mostrin la via che al ciel conduce.

Giuseppe Mezzofanti.

Was redest du, o Mensch, in tausend Zungen?
Wenn Liebe nicht erwärmt des Herzens Triebe,
So ist ein Nichts dein Wort, vom Wind verschlungen.
O heilige, o reine Liebe,
Entzünde, führe mich, du Gottesflamme,
Daß meiner mannigfalt'gen Sprache Klänge
Nicht ohne Segen dringen in die Menge
Und rufen auf die Bahn zur ewigen Wonne!

Vorwort.

Der Biograph des Cardinals Mezzofanti befindet sich in eigenthümlicher Verlegenheit. Wir haben es mit einem Manne zu thun, welcher sich eines über die Grenzen Europa's hinausgehenden Rufes erfreute. Es war eine ganz erstaunliche Sprachengabe, mit welcher der Schöpfer ihn ausgerüstet hatte; denn mehr als siebenzig Idiome handhabte dieser außerordentliche Mann mit größerer oder geringerer Sicherheit gegen das Ende seines Lebens. Seine Fähigkeit zum Erlernen fremder Sprachen erreichte im Laufe der Zeit eine solche Höhe, daß er von manchen sogar die verschiedenen Dialekte sich anzueignen im Stande war. Diese extensiv einzig in ihrer Art dastehende Sprachengabe des Cardinals Mezzofanti wurde indeß zugleich Veranlassung zu einer auf praktische Thätigkeit hinzielenden Geistesrichtung, in Folge deren dieser hochbegabte Linguist nur spärliche Denkmale seiner gelehrten Studien der Oeffentlichkeit übergeben hat. Erst gegen den Abend seines Lebens geschah es auf dringende Bitten wohlmeinender Freunde, welche nicht ohne Grund besorgten, es möchte der Cardinal entschlafen, ohne der Nachwelt genügende Mittheilungen über seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Linguistik zu hinterlassen, daß Mezzofanti zur Ausarbeitung eines größeren Werkes über vergleichende Sprachenkunde sich anschickte. Der Tod überrasch'e ihn dabei. Neben einzelnen Gelegenheitsschriften von kleinem Umfange aus der Periode seiner akademischen Thätigkeit an der Universität Bologna, sowie verschiedenen poetischen Leistungen aus der Zeit seines römischen Aufenthaltes, ist der Biograph des Cardinals auf die Aussagen glaubwürdiger Personen angewiesen, welche sich mit ihm in ihrer Muttersprache unterredeten, und zugleich befähigt waren, über das Maß seiner Kenntnisse

in der betreffenden Sprache ein competentes Urtheil abzulegen. In dieser Beziehung sind von einem Ihren diejenigen Schritte geschehen, welche eine allseitige Abschätzung der Kenntnisse des „neuen Mithridates“ ermöglichen. Der durch Gelehrsamkeit, wie praktische Tüchtigkeit hervorragende, um die Ausbildung des irischen Clerus hochverdiente Präsident des großen Maynooth-Collegs bei Dublin, Dr. Charles Russell, hat es sich sogar schwere materielle Auslagen nicht verdrießen lassen, auf dem ganzen Erdenrund Aussagen solcher Gelehrten zu sammeln, welche Mezzofanti kennen gelernt und seine Sprachfähigkeit geprüft hatten. Aus Russell's Werk werden wir in erster Linie schöpfen. Daß die italienische Literatur über unseren Helden so mager, gereicht dem Vaterlande desselben nicht zur Ehre. Eine in Bologna 1859 erschienene Uebersetzung des Russell'schen Werkes ist Alles, was wir auf buchhändlerischem Wege aus Italien über das Leben des Cardinals erhalten konnten; sie bietet nur Berichtigungen und an manchen Stellen allerdings sehr werthvolle Ergänzungen des englischen Werkes. Von der sonst von uns benützten Literatur möge hier ein Verzeichniß folgen:

Civiltà cattolica tom. VII, 568—579.

Hergenröther, der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg 1860.

Historisch-politische Blätter Bd. 10. München 1842.

Manavit, esquisse historique sur le Cardinal Mezzofanti. Paris 1853.

Pistolesi, vita del Sommo Pontefice Pio VII. Vol. IV. Roma 1825.

Römische Briefe von einem Florentiner 1837—1838 (Geheimrath Dr. Alfred v. Reumont). Leipzig 1840.

C. W. Russell, D. D., president of S. Patrick's College, Maynooth, the life of Cardinal Mezzofanti with an introductory memoir of eminent linguists, ancient and modern. London 1858.

Vita del Cardinale Giuseppe Mezzofanti, opera del Professore Guilelmo Russell. Ora dall' Inglese recata in Italiano e accresciuta di documenti. Bologna 1859.[1])

[1]) Die italienische Bearbeitung des Russell'schen Werkes werden wir als Russell (Ital.) citiren.

I.

Heimath und Jugendzeit (1774—1797).

Zweimal war es uns durch Gottes gnädige Vorsehung vergönnt, Bologna, die Hauptstadt der Romagna, zu besuchen. Verläßt man die unabsehbar sich dahinstreckende, fruchtbare, aber eintönige lombardische Ebene, und wendet sich nach Südost, dann präsentirt sich majestätisch das an Kirchen und Thürmen überreiche Bologna, die zweitgrößte Stadt des Kirchenstaates. Ein eigenthümliches Gepräge erhält sie durch ihre Wahrzeichen, die beiden schiefen Thürme Asinelli und Grisenda, sowie die an den Häusern vorspringenden Bogengänge, welche den eben über die Alpen herabgestiegenen Besucher an die Hauptstadt der Eidgenossenschaft erinnern. Unter den vielen ihrer Anlage nach großartigen, aber nicht wenig durch moderne Zuthaten verunstalteten Kirchen ragen S. Petronio und S. Domenico hervor, jene ein durch seine kühnen Verhältnisse imponirender Bau, diese dem Freunde der Kirchengeschichte ehrwürdig durch ihre Beziehungen zum Stifter des Dominikanerordens, welcher hier seine glorreiche Ruhestätte fand, die Nicola Pisanos schöpferischer Geist durch ein Meisterwerk seines Meißels verewigte. Kaum irgend eine andere Stadt Italiens erfreut sich eines solchen Reichthums an hochragenden mächtigen Palästen wie Bologna. Als Zeugen der vormaligen Macht einer ganzen Reihe heute zum Theil ausgestorbener Adelsgeschlechter treten uns die burgähnlichen Paläste der Bentivogli, Pepoli, Bevilacqua, Buoncompagni, Fantuzzi, Lambertini[1]) ent-

[1]) Ueber diese Familie, aus welcher Benedikt XIV. hervorging, vgl. Alfred von Reumont im historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. 1880 S. 51.

gegen, mächtige Backsteinbauten, deren Barenalcharakter in unseren Tagen mehrfach durch Verwendung zu öffentlichen Gasthäusern die allertiefste Wunde geschlagen wurde. Von den vielen schönen öffentlichen Plätzen machen wir nur die Piazza Maggiore namhaft, auf welcher sich jene Collosalstatue des Neptun erhebt, welche der hl. Carl Borromäus 1563 durch Giovanni da Bologna anfertigen ließ. Den Glanzpunkt der Stadt bildet die ehemals in ganz Europa berühmte Hochschule mit ihren Legisten und Dekretisten, sowie die im vormaligen Jesuitencollegium untergebrachte herrliche Gemäldegallerie, welche die Meisterwerke der Bolognefer Schule, eines Francesco Francia, Guido Reni, Francesco Albani, Domenichino und der Caracci umschließt. Auch große Künstlerinnen hervorgebracht zu haben, darf Bologna sich rühmen, so Properzia de Rossi, jene talentvolle Bildhauerin, welche S. Petronio mit ihren Werken schmückte [1]), sowie die um hundert Jahre später lebende Elisabetta Sirani, die reichbegabte Schülerin Guido Reni's, deren Madonna mit dem Kinde zu den Perlen der Galleria Corsini in Rom gehört [2]). Steigt der Wanderer aber unter einer Halle von sechs Hundert Bogen zu der unweit der Stadt liegenden Wallfahrtskirche der Madonna di S. Luca hinauf, so genießt er den entzückenden Anblick eines Panoramas, in dessen Mitte das Häuser- und Kirchenmeer der Stadt liegt, während im Westen die schneeglänzenden Gipfel des Apennin sich erheben, im Osten die Ebene unabsehbar bis zum adriatischen Meer sich ausdehnt.

Das stolze Wort „Libertas" im Wappen der Stadt, in Verbindung mit dem alten Spruch „Bononia docet" versetzt uns in jene bewegten Zeiten, in welchen Bologna den Ruf der Freiheit sammt der Prärogative der Wissenschaft für sich in Anspruch nahm. Im Mittelalter dem italienischen Städtebund zur Bekämpfung staufischer Eroberungsgelüste angehörend, nachmals zur Zeit der avignonesischen Päpste durch den streitbaren spanischen Cardinal Gil Albornoz dem hl. Stuhl unterworfen [3]), bewahrte die Stadt auch den Päpsten gegenüber ein gewisses Maß von Unabhängigkeit. Zu neuen Verwickelungen boten Anlaß einerseits die Gewaltthätigkeiten der Visconti, anderseits der unaufhörliche Hader, in welchem

[1]) von Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte. VI, 63 ff.
[2]) von Reumont a. a. O. S. 111 ff.
[3]) von Reumont, Geschichte der Stadt Rom II, 928.

die einheimischen Parteien sich unter einander zerfleischten. Endlich gelang es Papst Julius II., dessen Familienname „della Rovere“ an seinen kraftvollen kriegerischen Charakter unwillkürlich erinnert, den letzten Sproß des alten, mit der Geschichte Bolognas enge verflochtenen Geschlechtes der Bentivogli zu Paaren zu treiben und der Stadt durch Unterwerfung unter die Herrschaft der Kirche geordnete Verhältnisse wieder zu schenken. Ein nochmaliger Aufstand aber, den Annibale und Ermete Bentivoglio 1511 anzettelten, wobei die Bildsäule des Papstes zerschlagen wurde, endete mit abermaliger Unterwerfung Bolognas unter die Oberhoheit des hl. Stuhles, bei welcher es, abgesehen von der französischen Occupation, bis zur Revolution von 1859 verblieben ist. Julius bestätigte der Stadt die ihr von Nikolaus V. ertheilten Privilegien und machte sie zur Residenz eines Cardinallegaten [1]).

Wichtige Thatsachen der Kirchengeschichte sind unauflöslich mit dem Namen Bologna verbunden, eine ganze Reihe von Namen einflußreicher Kirchenfürsten erhöht den Ruhm der Stadt. In den Mauern Bolognas traf Leo X. im Jahre 1515 mit Franz I. von Frankreich zusammen. Im Concordate von Bologna gelang es den unablässigen Bemühungen des einen der beiden hohen Paciscenten die Abschaffung jener pragmatischen Sanktion von Bourges zu erwirken, welche die französische Geistlichkeit in eine schiefe Stellung zum hl. Stuhl drängte, und, consequent zur Anwendung gebracht, die Bildung eines Schismas zur unausbleiblichen Folge gehabt haben würde. Wenn der Papst dem Monarchen Frankreichs das Recht der Nomination der Candidaten zu den bischöflichen Stühlen zuerkannte, so wurde ihm diese Vergünstigung von den Valois schlecht gelohnt, welche der Neuerung Vorschub leisteten und die Interessen der Kirche durch Berufung mancher unwürdigen Persönlichkeiten zum bischöflichen Amte auf das tiefste schädigten [2]). Vierzehn Jahre später erlebte Bologna ein ähnliches Schauspiel einer denkwürdigen Fürstenzusammenkunft. Clemens VII., Leos zweiter Nachfolger auf dem hl. Stuhl, und, wie er, der kunstliebenden Familie der Medici angehörend, begegnete hier dem ersten Fürsten der Christenheit, Kaiser Carl V. von Deutschland. Welche Gefühle mögen die Seele des in seiner Politik vielfach schwankenden Kaisers

[1]) Moroni, dizionario di erudizione storico — ecclesiastica V., 299.

[2]) Vicomte de Meaux, les luttes religieuses en France au XVI. siècle p. 45. 46.

durchdrungen haben, als er jenem Manne in's Angesicht schaute, dessen Hauptstadt durch deutsche Kriegshorden zwei Jahre zuvor nach Art der Gothen und Vandalen ausgeplündert worden, während der Papst selbst neun Monate lang die Mühsale harter Gefangenschaft in der Engelsburg verkosten mußte. „Sacco di Roma", so lautet der Titel der alten Beschreibung der Einnahme Roms durch den Connétable und die Landsknechte, die auf den Auktionen der römischen Antiquare heute selten fehlt. Umgeben von mehr als einem zukünftigen Papste, wie Farnese (Paul III.) und del Monte (Julius III.), erreichte Clemens VII. am 23. Oktober 1529 Bologna, wo Carl V. am 5. November eintraf. Am 23. Februar 1530 erhielt der Kaiser in der Kapelle der päpstlichen Wohnung die Krone der Lombarden und am Tage des Apostels Matthias in S. Petronio die Kaiserkrone. Es war die letzte Krönung eines römischen Kaisers durch den Papst. Im Jahre 1547 verlegte Paul III. wegen einer in Trient ausgebrochenen Pest die dort tagende allgemeine Kirchenversammlung nach Bologna, wo am 21. April die neunte, und am 2 Juni die zehnte Sitzung im Palast Bevilacqua abgehalten wurde.

Eine lange Reihe vortrefflicher Kirchenfürsten hat den bischöflichen Stuhl von Bologna eingenommen, oder nennt die mächtige Stadt ihre Heimath. Unter seinen Oberhirten zählt Bologna den sel. Nikolaus Albergati, Nikolaus V. (1447—1455), Julius II. (1503—1513), Gregor XIII. (1572—1585), Innocenz IX. (1591), Gregor XV. (1621—1623) und den großen Theologen und Canonisten Benedikt XIV. (1740—1758) aus der vornehmen Familie der Lambertini. In unserem Jahrhunderte erinnern an Bologna die Namen von zwei Mitgliedern des hl. Collegiums, von denen der eine, Giambattista Caprara[1]), geboren zu Bologna 1733, wie in Köln, so an den Höfen von Wien und Paris glänzende Proben seiner diplomatischen Talente abgelegt hat, wenn er auch nicht von dem Vorwurfe übertriebener Nachgiebigkeit Napoleon I. gegenüber freigeblieben ist, während der andere auf dem stillen Gebiete der Wissenschaft und praktischer Seelsorgsthätigkeit seine Lorbeeren errang. Dieser Mann ist Giuseppe Cardinal Mezzofanti, der Held unserer Biographie.

[1]) Novaes, elementi della storia dei Sommi Pontefici. Roma 1822. tom. XVI. 232. Pacca, memorie storiche (edit. Roma 1832) pag. 4.

Giuseppe Gasparo Mezzofanti erblickte das Licht der Welt zu Bologna[1]) am 19. September 1774 und empfing am folgenden Tage in der Pfarrkirche zum hl. Thomas de Mercato die hl. Taufe. Seine Eltern waren unbemittelte, dem Handwerkerstande angehörende Leute. Der Vater, Francesco Mezzofanti, welcher dem Gewerbe eines Zimmermannes oblag, ermangelte zwar höherer Bildung, war aber mit hellem Verstande begabt und wegen seiner Biederkeit und Frömmigkeit bei seinen Mitbürgern allgemein geachtet. Seine Ehefrau, Gesualda, geborene dall'Olmo, gehörte wahrscheinlich einem verarmten Zweige jener Familie der Olmi an, welche in den Annalen der Stadt einen ehrenvollen Platz behaupten. Die Mutter des Cardinals scheint ein höheres Maß von Bildung, als ihr Mann hatte, besessen zu haben; was sie aber wie ihren Ehegemahl auszeichnete, war ein hoher Grad von Klugheit, Biedersinn und eine tief religiös angelegte Natur. Groß war der Kindersegen des Ehepaares Mezzofanti; die meisten Nachkommen desselben verblichen indeß eines frühen Todes, zwei ausgenommen, die Tochter Teresa, welche Luigi Minarelli heirathete und Mutter ebenso zahlreicher wie hochtalentirter Kinder wurde, und Giuseppe, der nachmalige Professor und Cardinal. Von den Kindern der Schwester Mezzofantis wurde Pietro Arzt, Gaetano Advokat, während Giuseppe Minarelli in den geistlichen Stand trat und in reiferen Jahren den Posten eines Rektors an der Universität Bologna bekleidete. Er sowohl, wie sein geistig sehr befähigter Bruder Filippo wurden aber zum tiefen Schmerz des Oheims in der Blüthe ihres Lebens hinweggerafft. Selbst die Töchter der Minarelli lagen gelehrten und künstlerischen Studien ob. Auch diese Familie besitzt in der Geschichte Bolognas einen guten Klang, da wir einem Mitgliede derselben eine Ausgabe der Schrift des alexandrinischen Didymus *περὶ τριάδος* verdanken.[2])

Ueber die ersten Jahre Mezzofantis besitzen wir nur wenig verbürgte Nachrichten. Mögen sie auch vielfach an das Sagen-

[1]) Das Geburtshaus liegt in Via Malcontenti Nr. 1988. Ueber der Thüre des Zimmers, in welchem Mezzofanti geboren wurde, steht folgendes Distichon:

Heic. Ortus. Mezzofantus. Notissimus. Orbi
Vnus. Qui. Linguas. Calluit. Omnigenas.

[2]) Russell S. 127. Ueber Didymus und die Mingarelli'sche Ausgabe des Buches *περὶ τριάδος*, vgl. Alzog. Patrologie. 3. Aufl. S. 295.

haſte anſtreifen, ſo wird denſelben doch ein Körnchen Wahrheit beigemiſcht ſein, weshalb ſie zur Charakteriſtik des Wunderkindes nicht wenig beitragen und auch hier nicht ganz übergangen werden können. Dem Cardinal Wiſeman erzählte der anglikaniſche Archidiakon Hare, welcher ſich mit ſeiner Familie in Bologna längere Zeit aufhielt, folgende landläufige Notiz über Mezzofanti: „Mezzofantis erſte Kinderjahre waren in hohem Grade vernachläſſigt, als Kind wurde er in die Werkſtätte ſeines Vaters gebracht, um möglichſt früh deſſen Handwerk zu erlernen. Einem in Italien herrſchenden Gebrauch gemäß übte Francesco Mezzofanti ſein Handwerk vor ſeiner Wohnung unter freiem Himmel aus. Da ereignete es ſich, daß die Bank, an welcher der Knabe arbeitete, ſich gegenüber dem offenen Fenſter einer Schule befand, in welcher ein ſchon in Jahren vorgerückter Geiſtlicher Latein und Griechiſch docirte. Dem kleinen Joſeph ging damals nicht allein jede Kenntniß des griechiſchen Alphabets, ſondern auch desjenigen der Mutterſprache ab. Indem er aber die Lectionen, welche vorgetragen wurden, von fern anhörte, faßte er das eine oder andere griechiſche oder lateiniſche Wort des Lehrers auf, ohne ein in dieſen Sprachen geſchriebenes Buch auch nur geſehen zu haben. Durch einen glücklichen Zufall kam dieſe Thatſache zu den Ohren des Prieſters, der nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den Vater dahin zu bewegen, ſein talentvolles Kind dem Handwerkerſtand zu entziehen und einem ſeinen unverkennbar großen Fähigkeiten entſprechenden Beruf zu widmen. [1])

Eine andere an's Unglaubliche ſtreifende Mittheilung über Mezzofanti's ſpätere Jahre macht der mit dem Titel „eines amerikaniſchen Addiſon" geſchmückte Schriftſteller Headley. Nach ihm wurde Mezzofanti, als er noch ein armer unbekannter Prieſter im nördlichen Italien war, eines Tages erſucht, zwei Piraten, an denen Tags darauf das über ſie ausgeſprochene Todesurtheil vollzogen werden ſollte, Beicht zu hören. In die Zelle der Unglücklichen eingetreten, mußte er ſich leider davon überzeugen, daß ihm die Sprache der beiden Verbrecher unbekannt war. Nichtsdeſtoweniger faßte er den Entſchluß, ihr Idiom ſofort zu erlernen. Im Laufe eines Tages gelang es ihm, ſich die nothwendigſten Kenntniſſe

[1]) Der Bruder des Archidiakons, Francis Hare, war innig befreundet mit Mezzofanti und längere Zeit ſein Schüler.

zu verschaffen und den beiden Unglücklichen die Wohlthat der sakramentalen Lossprechung zuzuwenden. Von jenem Tage überwand Mezzofanti mit größter Leichtigkeit die mit dem Erlernen neuer Sprachen verknüpften Schwierigkeiten, ja er selbst lebte der festen Ueberzeugung, daß die göttliche Weisheit wegen der erhabenen Zwecke, welche er mit seinem Sprachtalent zu erreichen suchte, ihn bei dem Erlernen neuer Sprachen in außerordentlicher Weise unterstütze. Dem P. Bresciani gegenüber führte Mezzofanti 1836 seine erstaunliche Befähigung in dieser Beziehung auf einen wunderbaren göttlichen Einfluß zurück.[1])

Das Gebiet beglaubigter Nachrichten über die Jugendzeit des Cardinals betreten wir, indem wir den von dem Cavaliere Pietro Minarelli über die Kindheit seines großen Oheims an Russell eingesandten Bericht zur Mittheilung bringen. Hiernach wurde der Kleine dem Abate Filippo Cicotti anvertraut, welcher ihm in der lateinischen Sprache, Geometrie, Arithmetik und Grammatik den ersten Unterricht ertheilte. Schon unter Cicottis Leitung offenbarte der Knabe so glänzende Talente, daß jener bald an den Vater das Ersuchen stellte, den Sohn in eine höhere Schule zu weiterer Ausbildung zu bringen. Nur mit Mühe war Francesco Mezzofanti zur Befolgung dieses Rathes zu bewegen; eine höhere Carriere für den Sohn zu wählen, schien ihm bei seinem angestammten Vorurtheil gegen die gelehrten Stände gewagt und unvortheilhaft. Erst der Energie und dem höher strebenden Sinn der Mutter gelang es, die Bedenken des Vaters zu beseitigen und seinen Widerstand zu brechen. Mächtig wurde sie hierbei unterstützt durch einen vertrauten Freund des Hauses, dessen Beziehungen zu der Familie von entscheidendem Einfluß auf das künftige Schicksal des Knaben werden sollten. Es war der Präfekt der Scolopi von Bologna, Giambattista Respighi, ein durch tüchtige Kenntnisse und pädagogischen Takt hervorragender Schulmann, dessen Obhut Giuseppe anvertraut wurde. Mit welchen Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe der in das Cardinals-Collegium aufgenommene Schüler sich des Lehrers erinnerte, möge folgende Stelle aus einem Briefe (Rom, 29. November 1837) an Respighi zeigen. „Vermöchte ich Euer Hochwürden in Worten auszudrücken, wie viel ich der Geduld und Liebe verdanke, mit welcher Sie mich in zarter

[1]) Civiltà cattolica tom. VII. p. 572—573.

Jugend zu Frömmigkeit und Wissenschaft heranbildeten! Wie wäre es möglich, daß ich meinen Verpflichtungen in dieser Beziehung entspräche! Gott, welcher die Dankbarkeit meines Herzens schaut, möge die innigen Wünsche, welche ich für Ihr Wohlergehen emporsende, gnädig erhören."[1]) Respighi, welcher 1846 im Alter von 94 Jahren entschlief, hatte das Glück, den dankbaren Schüler, welchen der Purpur schmückte, in Rom begrüßen zu können. Die Brüder der frommen Schulen, von welchen Mezzofanti Unterricht und Erziehung empfing, sind übrigens nicht identisch mit der vom hl. Joseph Calasanctius gestifteten Congregation, welche in Italien die allerbedeutendsten Männer, unter denen wir den einzigen Inghirami nennen wollen, aufweisen, und noch bis unsere Zeit herab einer zahllosen Menge wohlgeleiteter Institute sich rühmen konnte. Die scuole pie (Scolopi im Volksmunde) von Bologna nennen vielmehr als ihren Stifter Francesco Fiammelli, einen edlen Florentiner, welcher eine ähnliche Congregation, wie die des hl. Joseph 1616 zu Bologna in's Leben rief und für diese am 1. Mai 1621 durch Gregor XV., den aus der Familie der Ludovisi stammenden vormaligen Erzbischof dieser Stadt, die päpstliche Bestätigung erhielt. Unter dem Drucke eines die katholische Welt schmerzlich berührenden Ereignisses, der durch Clemens XIV. am 21. Juli 1773 verfügten Aufhebung des Jesuitenordens, nahm die Zahl der Lehrkräfte in den Scolopi eine ganz ungeahnte Verstärkung. Vormalige Mitglieder der Gesellschaft Jesu, nunmehr langgewohnten Verhältnissen entrissen, stellten ihre Thätigkeit in den Dienst der frommen Schulen. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade Italien war es, das in damaliger Zeit mit Angehörigen des supprimirten Ordens gleichsam überschwemmt wurde. Dank dem infernalen Hasse, mit welchem die Regierungen der beiden katholischen Monarchen von Spanien und Portugal den Orden verfolgten, seine Mitglieder auf Schiffe verpacken und an den Grenzen des Kirchenstaates aussetzen ließen.

Zwei Männer verdienen hier besonders namhaft gemacht zu werden, insofern sie für Mezzofanti Lehrer in zwei Idiomen wurden, welche den höchsten Norden und tiefsten Süden Europa's repräsentiren. Der Schwede Laurentius Thiulen führte Mezzo-

[1]) Russell (Ital.) p. 8. „Riconosca V. S., quanto io debba alla pazienza e carità con cui insino da i miei teneri anni mi educò alla pietà ed agli studi etc."

fanti in die Kenntniß der schwedischen Sprache ein. Geboren am 2. November 1746 von lutherischen Eltern zu Gothenburg, wo sein Vater Beamter im Dienste der schwedisch-ostindischen Compagnie war, begab Thiulen sich 1777 nach Lissabon und von da im folgenden Jahre nach Cadix, um sich in der Handelswissenschaft auszubilden. Es muß als eine glückliche Fügung der Vorsehung betrachtet werden, daß sich ihm auf seiner Reise nach Italien Gelegenheit darbot, die Bekanntschaft spanischer Jesuiten auf jenem Fahrzeuge zu machen, welches die spanische Regierung zur Deportation der Väter nach den Küsten des Kirchenstaates gemiethet hatte. Von entscheidendem Einflusse auf Thiulens nachmalige Conversion wurde sein Umgang mit der durch Tugend und Sprachkenntnisse hervorragenden Persönlichkeit des Jesuiten Iturriaga, welcher dem aufrichtig nach Wahrheit dürstenden Jüngling die Folgerichtigkeit und Schönheit der katholischen Lehre und der Einrichtungen der Kirche erschloß. Thiulen kehrte zum Glauben seiner Väter zurück, legte in Iturriaga's Hände das katholische Glaubensbekenntniß ab und folgte ihm nach Bologna. Hier wurde er am 7. Januar 1770 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, die er aber nach eben abgelegten einfachen Gelübden in Folge des päpstlichen Suppressionsbreves verlassen mußte. Im Jahre 1776 erhielt er die Priesterweihe und schloß sich dann den Vätern der frommen Schulen in Bologna an, wo er ein im Dienste der Religion und der Menschheit hingebrachtes Leben 1833 beendete.[1]) Der gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts sturmfluthartig hereinbrechende Unglaube hat Thiulen Gelegenheit zur Abfassung einer erklecklichen Anzahl polemischer Schriften geboten, welche reifes Urtheil und gründliche Gelehrsamkeit bekunden. Unseren Mezzofanti unterrichtete er in der Geschichte, Geographie und Mathematik. Neben dem letzteren nennt die Geschichte unter den Lehrern Mezzofanti's in dieser Zeit den spanischen Jesuiten d'Apoute, einen der eminentesten Gräkologen jener Zeit, welcher seinen Schüler mit diesem zarten und eleganten Idiom bekannt machte und ihm eine solche Vorliebe für dasselbe einflößte, daß jener schon damals die Kenntniß der verschiedenen griechischen Dialekte sich aneignete. Unter allen Sprachen, welche Mezzofanti beherrschte, legte er auf die Griechische wegen ihrer Eleganz, Kraft und Geschmeidigkeit den allergrößten Werth,

[1]) De Backer, bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus (2 édit.) II, 1099.

sie wurde ihm Lieblingssprache. Im Hebräischen unterrichtete ihn der Dominikaner Olivieri.

Wie weit ausgebildet schon damals Mezzofantis Gedächtniß war, darüber berichtet Manavit einen ganz erstaunlichen Zug. Ein Professor des Griechischen wollte die Gedächtnißkraft des begabten Schülers prüfen. Mezzofanti ging eine Wette ein, welche er allem Anschein nach verlieren mußte. Es wurde die berühmte Schrift des hl. Johannes Chrysostomus über das Priesterthum vorgelegt. Mezzofanti las eine Seite in Folio daraus vor, war aber alsbald im Stande, das Vorgetragene aus dem Gedächtniß zu wiederholen.[1]) Uebrigens würde man irren, wollte man annehmen, daß Mezzofantis außerordentliche Leistungen auf bloße Gaben der Natur zurückzuführen seien. Neben seiner natürlichen Begabung verdankte er sie jener angestrengten, fast übermenschlichen Thätigkeit, welche ihn bis in das höchste Alter auszeichnete. Der Entwickelung seiner körperlichen Gesundheit indeß erwiesen sich die unabläßig betriebenen Studien, ebensowenig günstig, wie eine von ihm eingehaltene „minder erleuchtete Ascese", so daß er auf dringenden Rath der Aerzte jede geistige Arbeit unterbrechen und sich längere Zeit allseitige Ruhe gönnen mußte. Gewann er auf diesem Wege seine vormaligen körperlichen Kräfte wieder, dann entschied sich in der Zurückgezogenheit auch sein Beruf für das Priesterthum, wozu ihn neben dem Ruf von Oben seine ausgebildete Neigung zur Einsamkeit, vorwiegende Liebe zu den Studien, und hohe fleckenlose Unschuld der Sitten ausnehmend befähigten. Jene seltene Liebenswürdigkeit des Charakters, die ganze harmonische Durchbildung seines Wesens, welche ihn neben seiner Spcachengabe zu einem Gegenstand der Verehrung für Alle machten, welche im Laufe der Zeit das Glück hatten, sich ihm zu nähern, leuchteten damals schon aus ihm hervor. Von allen seinen Mitschülern geachtet und geliebt, verband ihn zärtliche Freundschaft mit Camillo Ranzani, welcher nachmals sein College als Professor an der Universität wurde und als Naturforscher sich einen Namen gemacht hat. Auch in ihren äußeren Lebensverhältnissen waren diese beiden Studiengenossen insofern einander ähnlich, als Ranzani wie Mezzofanti den ärmeren Klassen Bolognas entstammte und es dem Wohlwollen des P. Respighi zu verdanken hatte, daß er zu den höheren Studien übergehen durfte.

[1]) Manavit S. 75.

Seine geistlichen Studien machte Giuseppe Mezzofanti zu Bologna in der seit Jahrhunderten in der Kirche üblichen Weise, gemäß welcher der Candidat des Priesterthums, mit den natürlichen Wissenschaften beginnend, zu dem Heiligthum der Theologie vordringt. Denn ohne die Grundlage einer gesunden philosophischen Ausbildung, welche neben den essentiellen philosophischen Disciplinen als integrale Theile auch die Specialphilosophie sammt den Prinzipien der Rhetorik und schönen Kunst umfassen soll, kann die Theologie niemals in fruchtbarer Weise in Pflege genommen werden. Zum Lehrer in den philosophischen Wissenschaften hatte Mezzofanti den Professor Boglio, welcher die damals in Frankreich und Italien vielfach beliebte, besonders durch Kant zum Axiom erhobene Trennung der Humanität von der Religion in seinen riflessioni sul maggiore dei teofilantropi siegreich bekämpfte. Mit welcher Vorliebe und welchem Erfolge Mezzofanti sich dem Studium der philosophischen Wissenschaft hingab, zeigt die Thatsache, daß er sich stark genug fühlte, in einer öffentlichen Disputation die Vertheidigung einer Reihe von Thesen aus dem unermeßlichen Gebiete dieser Disciplin zu übernehmen. Santagata, welcher zwei lateinische Lobreden auf Mezzofanti gehalten, bemerkt darüber Folgendes: „Eine Zeit lang schien dem Jüngling der Sieg zu lächeln. Einwürfe subtilster Art wurden ihm entgegengehalten, aber jeder neue bot reichlichere Gelegenheit zur Entfaltung seiner eminenten Geisteskräfte. Die Leichtigkeit, der Fluß und die Eleganz seiner Latinität erregten Staunen, und der Ausdruck der Bewunderung über seine Leistungen seitens der Zuhörer, unter welchen auch ich anwesend war, schien ihm einen vollständigen Triumph zu sichern. Plötzlich überlief Blässe das Angesicht des Candidaten, eine Anwandlung von Schwäche überkam ihn und ohnmächtig sank er auf seinen Stuhl. Tief bekümmert schien die ganze Zuhörerschaft über die gänzlich unerwartete Unterbrechung eines bis dahin erfolgreichen Aktes; aber in wenigen Augenblicken wich ihr Schmerz der Freude, welche sich kundgab, als Mezzofanti sich ermannte, sein Selbstbewußtsein wieder gewann und mit noch durchdringenderer Schärfe denn zuvor die ihm dargelegten Einwürfe aufgriff und mit den Waffen seiner Dialektik siegreich zu Paaren trieb. Unablässige Beifallsrufe des gelehrten Auditoriums dankten dem kühnen Streiter.“ [1])

[1]) Russell, S. 138—139.

Nachdem Mezzofanti zur Erholung seiner in Folge angestrengter Studien erschütterten Gesundheit gemäß Vorschrift der Aerzte sich längere Ruhe gegönnt hatte, wandte er sich im Jahre 1793 unter Leitung des Domcapitulars Gioachino Ambrosi dem Studium der Theologie zu. Ueber diese Periode seines Lebens wollen wir seinen Mitschüler, Abate Monti, Erzpriester von Bagno di Porreta, vernehmen. In einem Briefe an Russell schildert er uns Mezzofanti als „Jüngling von höchst gewinnendem Aeußeren, der wegen seiner ernsten und nachdenkenden Miene jedem Fremden aufgefallen sein würde, seinen Studiengenossen gegenüber aber nur Freude und Heiterkeit war.“ [1]). Nach der nämlichen Mittheilung Montis brachte er damals ganze Nächte in Bibliotheken zu, unersättlich war der Durst des Wissens, welcher ihn quälte. In der Moraltheologie wurde Domcapitular Bacialli sein Lehrer, der durch ein damals in Bologna sehr angesehenes corpus theologiae moralis sich in geistlichen Kreisen eines nicht unbedeutenden Ansehens erfreute. Zu dem theologischen Cursus im engeren Sinne des Wortes, welcher auch das canonische Recht umfaßt, fügte der strebsame Jüngling das Studium des römischen Rechtes hinzu, weil das letztere für die Ausbildung der kirchlichen Rechtsbestimmungen vielfach maßgebend, daher auch immer in kirchlichen Kreisen als eine nothwendige Vorbedingung zu einem allseitigen und gründlichen Verständniß des canonischen Rechts angesehen und behandelt wurde. In den Vorlesungen des Pandektisten Bonini sehen wir den schüchternen Jünger der Themis im Gros der Studenten anfänglich verschwinden, bis ein unerwarteter Zufall ihn auch hier auf den Leuchter stellte. Eine Frage, welche Bonini eines Tages öffentlich an ihn richtete, konnte Mezzofanti in einer Weise beantworten, welche ihn hoch über seine Mitschüler emporhob. Sein Panegyriker Santagata bemerkt von ihm, daß er jede einzelne Disciplin derart vollkommen beherrscht habe, als wenn er sich ihr einzig und allein gewidmet hätte.[2])

Ueber den theologischen und juristischen Studien suchte Mezzofanti mit unbezwingbarem Eifer seine schon damals bedeutenden Sprachkenntnisse immer mehr zu erweitern. Der Exjesuit d'Aponte fuhr fort, den talentvollen Studenten mit den verschiedenen

[1]) Russell, S. 140.

[2]) Santagata, „sermones duo“ bei Russell, S. 140.

Dialekten der griechischen Sprache bekannt zu machen. Als Mitschülerin hatte er Clotilda Tambroni, eine eminente Kennerin dieses Idioms, welche ihm zeitlebens durch innige Freundschaft verbunden blieb und nachmals seine Collegin im Amt an der Universität wurde, während sie zu d'Aponte im Verhältniß einer geistlichen Tochter stand[1]). Der Dominikaner Ceruti, Professor an der Hochschule, ertheilte ihm Unterricht im Hebräischen. Auch muß er sich ohne Zweifel schon damals das Arabische angeeignet haben, da es gerade die Kenntniß dieser Sprache war, welche ihm in Bologna einen rühmlichen Namen erwarb und die Professur der orientalischen Sprachen an der Universität eintrug. Guido Görres meldet, Mezzofanti habe damals unter Anleitung des Canonicus Giovanni Mingarelli, welcher im März 1793 heimging, das Coptische gelernt[2]). Darf man dieser Nachricht Glauben schenken, dann verfügte Mezzofanti über diese schwere Sprache bereits im Alter von neunzehn Jahren. Sein hochstrebender Geist vernachlässigte dabei aber keineswegs das Studium der modernen Sprachen, deren Kenntniß bald für ihn eine eminente Bedeutung erlangte, indem sie zu einem Mittel wurde, dessen sich die göttliche Vorsehung bediente, um in Mitten stürmischer Zeiten, welche die Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich für Italien herbeiführten, Tausenden von fremden Soldaten geistlichen Trost in den letzten Augenblicken zu spenden. Die enge Verwandtschaft zwischen seiner Muttersprache und dem Französischen überhob Mezzofanti bei dem Erlernen der letzteren Sprache, welche ihm ein emigrirter Geistlicher aus Blois beibrachte, aller und jeder Schwierigkeiten. Nach Santagata war es Thiulen, der ihm Unterricht im Deutschen und höchst wahrscheinlich auch im Schwedischen ertheilte, in der letzteren Sprache ihn aber über die Anfangsgründe nicht hinaus förderte, da er in Folge seiner die päpstliche Autorität vertheidigenden schriftstellerischen Thätigkeit der Revolutionspartei unangenehm und daher aus Bologna verbannt wurde. Gerade die über Thiulen verhängte Strafe der

[1]) Der Ruf der Tambroni war so groß, daß, als Friedrich August Wolf, der berühmte Philologe, „die Behaglichkeit eines traulichen Hausregimentes bitter vermissen mußte, sich seine Gedanken einst wirklich auf die Signora Clotilda Tambroni richteten, welche sich ihm vorlängst als seine enthusiastische Verehrerin wegen der homerischen Prolegomena zu erkennen gegeben hatte." Leben und Studien Friedrich August Wolf's von Dr. Körte. Essen 1833 I, 121.

[2]) Historisch-polit. Blätter, X, 200 ff. Russell, S. 142.

Verbannung bot Mezzofanti in Bälde Veranlassung zur Entfaltung seines erstaunlichen Sprachentalentes. Ein Bolegneser Musiker, Namens Uttini, war in Ausübung seines Berufes nach dem fernen Stockholm gekommen, wo er sich niederließ und mit einer schwedischen Dame vermählte. Der Italiener unterlag in wenigen Jahren der Härte des nordischen Klimas mit Hinterlassung eines Sohnes, dessen Erziehung sein Bruder Gasparo Uttini, Arzt in Bologna, übernehmen sollte. Um seiner Aufgabe zu genügen, ließ dieser den Knaben, welcher damals nur Schwedisch, aber kein Wort Italienisch sprach, nach Bologna kommen, wo Mezzofanti das Amt eines Dolmetschers zwischen dem Sohne des Nordens und seinen südländischen Verwandten übernehmen sollte. Zu seiner Beschämung mußte der Bolegneser Linguist sich indeß bald überzeugen, daß er sich nicht im Stande befand, den Worten des Knaben ein Verständniß abzugewinnen. Je tiefer sein Ruf als Sprachkenner schon damals sich befestigt hatte, um so größer war die Ueberraschung der Verwandten des Kindes, um so mächtiger erfaßte aber auch Mezzofanti der Drang, alles, was in seinen Kräften stand, aufzubieten, um die ihm entgegengetretenen Schwierigkeiten zu bewältigen. Die Schulbücher des Kindes unterzog er sofort einer genauen Durchsicht, bald entdeckte er Züge der Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und Schwedischen, über Form, Structur und Flexion der schwedischen Sprache eröffneten sich ihm ungeahnte Lichtblicke, einige Unterredungen mit dem Knaben machten ihn mit den Hauptprincipien der Aussprache bekannt, so daß er sich nach wenigen Tagen vollständig in der Lage befand, bei dem Knaben und seiner italienischen Umgebung in befriedigender Weise das Amt eines Interpreten zu verwalten.

Unterdessen neigten sich die den theologischen Studien zugemessenen Jahre ihrem Ende zu, und war Mezzofanti in das für den Empfang der Weihen vom kanonischen Recht vorgeschriebene Alter getreten. Demzufolge empfing er gemäß den im erzbischöflichen Archiv zu Bologna aufbewahrten Zeugnissen am 26. Juli 1796 die Tonsur, am 24. September des nämlichen Jahres die vier kleineren Weihen, am 17. Dezember 1796 den Subdiakonat, am 1. April 1797 den Diakonat und am 23. September 1797 durch den Cardinal-Erzbischof von Bologna, Monsignor Giovanetti, die h. Priesterweihe. Den Titel, auf welchen er ordinirt wurde, bildeten zwei wenig erträgliche einfache Beneficien, welche der Erzbischof

ihm, da er vorläufig sich an der Seelsorge nicht zu betheiligen wünschte, übertrug, von denen das eine sub invocatione St. Michaelis et Laurentii in der Erzkirche von Manzolini, das andere sub invocatione s. Martini in der Kirche zum hl. Benedikt sich befand.

Der Ertrag beider Pfründen erreichte kaum die bescheidene Summe von einhundert Francs, welche selbst dann, wenn man die in Mezzofanti beinahe bis zur Bedürfnißlosigkeit gesteigerte Nüchternheit des Italieners, und die damals im Vergleich zu unserer Zeit sehr geringen Preise der Lebensmittel in Erwägung zieht, zur Fristung auch nur eines Menschenlebens kaum hinreichen mochte. Da stellte sich zu rechter Zeit ein guter Freund ein, welcher hülfreiche Hand bot, um das Loos des armen Beneficiaten zu bessern. Wiederum war es ein mit Mezzofantis Familie eng befreundeter Ordensmann, welcher dem zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Priester über die ersten materiellen Schwierigkeiten hinweghalf. Durch einen vor dem Notar des Erzbischofs von Bologna gethätigten Akt übernahm P. Magnoni die Verpflichtung, eine den Revenüen der genannten beiden Pfründen fast gleichkommende Summe an Mezzofanti alljährlich auszuzahlen. Mit diesen knapp bemessenen materiellen Mitteln, aber mit reichen Sprachkenntnissen, soliden philosophischen, theologischen und canonistischen Grundsätzen ausgerüstet, zugleich auch geschmückt mit den dem Priester nothwendigen Tugenden, und gestählt durch männlich-ernsten Charakter, stieg Giuseppe Mezzofanti in die Arena des öffentlichen Lebens hinab.

II.

Professur an der Universität zu Bologna und Entfernung von derselben (1797—1803).

Acht Tage vor dem Empfang der Priesterweihe erhielt der durch seine großen Sprachkenntnisse auf das vortheilhafteste bekannte Abate Mezzofanti eine Berufung auf die Professur des Arabischen an der Universität zu Bologna.

Bononia docet — das ist die alte Devise jenes ehedem weltberühmten Studium Generale, welches allerdings zu Mezzofantis Zeit nur mehr schwache Erinnerungen seiner ehe-

vorigen Bedeutung bewahrte. Paris, Salerno und Bologna bezeichneten im Mittelalter jene Feuerherde der Wissenschaft, aus welchen die europäischen Nationen sich den Impuls zu höherem geistigen Leben schöpften. Gelangte in Salerno das Studium der Heilkunde zu hoher Blüthe, dann machte sich Paris als Emporium der theologischen Wissenschaften geltend, wo die größten Scholastiker lehrten und ihre unsterblichen Werke verfaßten. In Bologna fand das Studium des Rechtes nicht allein eine sichere Zufluchtsstätte, hier wurde es derart monopolisirt, daß nur die Bologneser Doktoren es waren, welche im Auslande Geltung erlangten und dort, wahrlich nicht selten zum größten Schaden der Entwicklung des einheimischen Rechts, dem fremden römischen Recht zur Anerkennung verhalfen.[1] Die Municipalverfassung der italienischen Städte, welche sich in Folge des bei den Bolognesen zu keiner Zeit verleugneten Dranges nach Freiheit und Unabhängigkeit in Bologna mehr oder weniger selbst dann erhielt, als die Stadt unter die Herrschaft der Kirche gekommen, spiegelte sich auch in den Einrichtungen der dortigen Universität wieder. Während in Paris, entsprechend dem in der Theologie vorwaltenden Princip der Autorität, die Corporation aus sämmtlichen Lehrern bestand, diese sich im Besitz der Gewalt befanden und die Schüler als unterthänige Mitglieder des literarischen Gemeinwesens erschienen, war den Institutionen der Universität Bologna ein unverkennbar demokratisches Gepräge, aufgedrückt. Die Ordnung schritt von unten nach oben. In den Scholaren ging hier die Corporation auf, ihnen stand das Recht zu, die Häupter zu wählen.

Was die Zeit der Entstehung betrifft, so kann ein genaues Datum der Errichtung der Bologneser Hochschule um deßwillen nicht angegeben werden, „weil sie von einer willkürlichen Stiftung nicht ausging“[2]. Wie so viele andere Institutionen jener durch einen tiefen Drang nach corporativen Gestaltungen auf allen Gebieten des Lebens denkwürdigen Zeit des Mittelalters wuchs auch die Universität Bologna aus dem Boden des Volkes und der Wissenschaft hervor. Hatte irgend ein berühmter Lehrer in engeren oder weiteren Kreisen sein wissenschaftliches Ansehen begründet, dann pflegten zahllose Schüler herbeizuströmen; allmählich bildeten

[1] Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I, 465—490.

[2] v. Savigny, Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter (II. Aufl.) III, 168.

diese dann eine Hochschule, deren Rechte von den Kaisern anerkannt wurden. Die Behauptung, daß die Universität auf eine Stiftung des Kaisers Theodosius zurückzuführen sei, muß in das Reich der Fabel verwiesen werden. Vielmehr erscheint als „erste beglaubigte Thatsache, welche hier in Betracht kommt, das Privilegium, welches Kaiser Friedrich I. im November 1158 auf dem Reichstag von Roncaglia ertheilte. Zwar ist nicht namentlich von Bologna darin die Rede, dennoch ist nicht zu zweifeln, daß zunächst nur an diese Stadt gedacht werden konnte. Denn das Privilegium wird denjenigen ertheilt, welche zu wissenschaftlichen Zwecken Reisen unternehmen, und es werden darin besonders die juristischen Professoren rühmlich erwähnt. Bedenkt man nun, daß es nicht vom Kaiser, sondern vom lombardischen König gegeben wurde, so war gewiß außer Bologna keine Stadt zu finden, worauf es angewendet werden konnte, obgleich es unstreitig auch allen künftigen lombardischen Rechtsschulen zu gute kommen konnte. Gemäß dem Inhalt dieser Constitution sollten fremde Schüler eines besonderen Schutzes, sämmtliche Schüler aber, sobald sie im Anklagezustand versetzt würden, einen besonderen Gerichtsstand genießen“ [1]).

Gerade das von den Kaisern der Universität bewilligte Privilegium des befreiten Gerichtsstandes wurde im Laufe der Zeit wiederholt Veranlassung zu den heftigsten Streitigkeiten zwischen der Universität und den städtischen Behörden. Mehr denn einmal schwebte die große Anstalt in Gefahr unterzugehen. „Nicht selten zogen die Scholaren aus und verbanden sich mit einem Eide nicht zurückzukehren; sollte nun endlich ein Vergleich zu Stande kommen, so mußte vor Allem Dispensation vom Eide ausgewirkt werden. Gewöhnlich wurden bei solchen Gelegenheiten die Privilegien der Universität neu bestätigt und wohl auch erweitert“ [2]). Höchst nachtheilig wirkten auf die Entwickelung der Universität ebenfalls die Jahrhunderte lang sich fortziehenden Kämpfe der Stadt mit den Päpsten. Im Jahre 1306 vertrieben die Bolognesen den Cardinal-

[1]) v. Savigny, Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter (II. Aufl.) III. 169.

[2]) v. Savigny a. a. O. S. 177. Tiraboschi, storia della letteratura Italiana (edit. Firenze 1805) tom. V. 49 „i rettori della ragione canonica e civile irritati contro il podestà di Bologna, da cui credeansi offesi, uscirono improvisamente dalla città e si ritirarono ad Argenta e gli scholari si aggiungevano anch' essi a seguire l'esempio dei professori.“

legaten Napoleon Orsini, den sie im Verdacht hatten, als wolle er eine Veränderung in der städtischen Verfassung herbeiführen. Der Legat interdicirte die Stadt, in Folge dessen die Scholaren auswanderten; erst 1308 wurde die Censur gelöst und die Studien wieder aufgenommen. Im Jahre 1338 und 1357 traf die Stadt nochmals die Strafe des Interdictes. Bei alledem ließen sich die Päpste die Entwickelung der Hochschule fortwährend angelegen sein. Gregor IX. übersandte durch die Bulle „Rex pacificus“[1]) seine durch Raymund von Pennaforte ausgearbeitete Dekretalensammlung an die Doctoren und Scholaren von Bologna. Bonifaz VIII. übermittelte seinen Liber Sextus durch die Bulle „Sacrosanctae Romanae Ecclesiae“[2]) an die Doktoren der Universität. Von altersher bestand übrigens an der Bologneser Rechtsschule auch eine theologische Lehranstalt, an welcher nach Sartis Zeugniß die trefflichsten Lehrer thätig waren, unter denen er besonders Peter den Lombarden und Roland Bandinelli, nachmals Alexander III., hervorhebt[3]). Innocenz VI. erheilte dieser Anstalt 1362 die Befugniß, das Doktorat in der Gottesgelehrtheit zu verleihen, während Bonifaz IX. fremde Cleriker, welche hier den Studien obliegen würden, von der Residenzpflicht entband und ihnen zugleich die Befugniß gewährte, sich dem Studium der Medicin und Jurisprudenz widmen zu dürfen. Als einen ausgezeichneten Wohlthäter nennen die Annalen der Hochschule in dieser Periode den gewaltigen spanischen Cardinal Gil Albornoz, der den Kirchenstaat für die Päpste wieder eroberte. Im Jahre 1364 bestimmte er durch letztwillige Verfügung die zur Gründung eines Collegs nöthige Summe, in welchem vierundzwanzig Studenten spanischer Nation Aufnahme finden sollten. Der hl. Ignatius hat eine Zeit lang

[1]) Corpus juris canonici (edid. Richter) Vol. II, p. XXI.

[2]) Corpus juris canonici II, 895.

[3]) Sarti, de claris Archigymnasii Bononiensis professoribus tom. II, 1. „Multorum et imprimis Hermanni Conringii opinio fuit, scholas Bononienses theologiae professoribus caruisse usque ad 1362, quo anno Innocentius VI. indulsit, ut doceri ea facultate posset ... sed facile est istorum errorem convellere: neque enim Innocentius primus docendae apud nos theologiae auctor fuit, sed quod multo ante illud tempus fiebat privata hominum voluntate, deinceps auctoritate sua splendidiore quadam ratione fieri voluit. Quoad Doctores vero sive magistros theologiae creandos, id enim vero ab Innocentio tunc primum indultum est.“ Von Alexander III. bemerkt Sarti „qui fuit in divina pagina praeceptor maximus“.

diese Stiftung genossen, auch an Mezzofanti, welcher hier zeitweilig die Stelle eines Kaplans bekleidete, erinnert dieselbe. Pius VI. nahm im Colleg auf seinem Weg nach Frankreich auf einen Tag Wohnung[1]). Gregor XI. rief ein nach ihm benanntes Colleg bei der Universität in's Leben. In Folge der Gründung vieler Hochschulen in Frankreich und Deutschland sank das Studium Generale zu Bologna in den nächsten Jahrhunderten immer mehr. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts war die Zahl der Scholaren, welche ehemals mehrere Tausend betrug, auf fünfhundert gefallen.[2]) Aber auch bis in das sechszehnte Jahrhundert bildete Bologna einen Anziehungspunkt für strebsame Jünglinge aus allen Nationen. Statt vieler anderen seien aus Deutschland nur zwei Namen genannt, Nikolaus Copernikus, welcher „sein kanonistisches Triennium in Bologna mit dem größten Ernst und dem besten Erfolg absolvirte"[3]), und der ebenso berühmte Stanislaus Hosius, welcher unter Lazarus Bonamicus gleichfalls hier seine Studien machte und in Anwesenheit eines Hugo Buoncompagni (Gregor XIII.), Alexander Farnese und Otto Truchseß die juristische Doctorwürde erlangte.[4]).

Am 15. Dezember 1797 hielt Mezzofanti seine erste Vorlesung, von welcher Professor Santagata, welcher sich unter den Zuhörern befand, nachmals bemerkte, sie habe sich ausgezeichnet nicht allein durch gründliche Wissenschaft, sondern auch durch eine glänzende Diktion des Vortragenden. Nicht viele Monate sollte Mezzofanti die Ausübung des neuen Amtes vergönnt sein.

---

[1]) Novaes, tom. XVI, par. II. 149.

[2]) Tiraboschi, tom. V, 62. „secolo XV, in cui ella (l'università) per molto tempo decadde dallo splendore e dal lustro, al cui nel secolo precedente era salita".

[3]) Hipler, Nikolaus Kopernikus und Martin Luther S. 21.

[4]) Eichhorn, der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. S. 33. vgl. Treterus, Theatrum virtutum Cardinalis Hosii, edid. Hipler. Ode XIV. Je tiefer die italienischen Universitäten in unserer Zeit gesunken sind, um so mehr geziemt es sich, aufmerksam zu machen auf die von der philosophisch-medicinischen Akademie in Bologna seit einigen Jahren edirte höchst verdienstliche Zeitschrift „la scienza Italiana", welche sich die Vertheidigung der Lehren des hl. Thomas über die Natur der Körper und die Art der Vereinigung von Seele und Leib im Menschen als sehr zeitgemäßes Ziel vorsteckt. vgl. die herrliche Rede „Viribus unitis! prolusione del periodico ‚la scienza italiana' diretta ai soci dell' accademia filosofico-medica di S. Tommaso d'Acquino dal Professore Cornoldi, S. J."

Für den Kirchenstaat waren in den Jahren 1796 und 1797 schwere Zeiten angebrochen. Von England mangelhaft unterstützt, von Oesterreich aufgegeben, wurde Pius VI., in welchem das französische Direktorium die festeste Stütze für die dem alten Glauben treu gebliebenen Landeskinder erblickte, von Frankreich auf das heftigste befehdet. Dennoch entschloß sich der Papst, bei den Gräbern der hh. Apostel auszuharren. Bologna hatte unter der Oberhoheit der Päpste das weiteste Maß von Selbständigkeit genossen; das genügte indeß dem Senat der Stadt nicht. Von dem Wunsche beseelt, die alten Freiheiten des Gemeinwesens wiederhergestellt zu sehen, entbot er drei Deputirte an Buonaparte nach Mailand, um dem Sieger von Ascoli die Stadt zu empfehlen. Dieser versprach mehr, als man wünschte. Am 11. Juni 1796 erschienen die Franzosen vor Bologna, wo unter pomphaften Aufzügen und bombastischen Reden [1]) die Freiheit proklamirt, die französische Republik als unbesiegte gepriesen und der Cardinallegat vertrieben wurde. Nur kurze Zeit währte der tolle Siegesrausch, da der Papst in dem drückenden Frieden von Tolentino am 18. Februar 1797 nicht allein die Besitzungen der Kirche in Frankreich, Avignon Venaissin, sondern auch einen bedeutenden Theil des Kirchenstaates, worunter auch die Legationen Bologna und Ferrara sich befanden, [2]) an die cisalpinische Republik abtreten mußte. Anfänglich mit Auszeichnung behandelt, wurde die nämliche Stadt, welche den Päpsten gegenüber einen höchst übermüthigen Ton angeschlagen hatte, zur Hauptstadt des Departements Del Reno degradirt.

Dieselben Helden der Freiheit, welche es mit der Erfüllung beschworener Verpflichtungen nicht gar erst nahmen, wo es sich um den Sturz bestehender Verfassungen handelte, hatten, einmal in den Besitz der Gewalt gelangt, nichts Angelegentlicheres zu thun, als die neuen Unterthanen durch feierliche Eide zu binden. Von den Professoren der Universität Bologna wurde ebenfalls ein Eid der Treue seitens der neuen Regierung gefordert. Auch Mezzofanti kam an die Reihe. Sein ausgebildeter Charakter wies diese Zu-

[1]) Botta, storia d'Italia II, 479 „A laude dell' onnipotente Iddio, della beata Vergine e di tutti i santi, ad onore eziandio della invitta Repubblica di Francia noi gonfaloniere e senatori del comune, e popolo di Bologna giuriamo al Signor Generale Buonaparte .. che non faremo mai cosa contraria agli interessi della stessa invitta Repubblica".

[2]) Botta, storia d'Italia III, 179. Hergenröther, der Kirchenstaat S. 181 ff.

muthung zurück. Bei allen anderen Beamten würde eine solche Renitenz sofortige Amtsenthebung zur unausweichlichen Folge gehabt haben. Wo es sich aber um einen Mann von solchem Rufe, wie Mezzofanti, handelte, glaubte die Regierung insofern eine Ausnahme machen zu sollen, als man auf Umwegen zu erreichen suchte, was bei direktem Verfahren mißlungen wäre. Mit einer ganz allgemein gehaltenen Erklärung, welche die bestehende Ordnung billigen würde, wollte man sich begnügen. Indem der jugendliche Professor auch diese verfängliche Zumuthung als mit Ehre und Gewissen unvereinbar von der Hand wies, wurde er im Jahre 1798 aus dem Amte entlassen.[1]) Das gleiche Schicksal theilte mit ihm die Lehrerin des Griechischen, Clotilda Tambroni, und der berühmte Physiker Luigi Galvani. Der letztere empfand das Unglück, welches ihn heimsuchte, weit tiefer, als Mezzofanti. In bittere Armuth gestürzt, erlag er, der von schwächlicher Gesundheit war, den harten Schlägen des Schicksals und verschied im Jahre 1798.

Neben der Beraubung des von ihm liebgewonnenen Amtes an, der Universität war es der Druck häuslicher Verhältnisse welcher lähmend auf Mezzofanti einwirken mußte. Seine Eltern lebten noch, waren aber in Folge angestrengter Arbeit zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes untauglich geworden; die Familie seiner Schwester Teresa Minarelli hatte sich rasch derart vermehrt, daß das karge Einkommen des Mannes zur Unterhaltung kaum mehr ausreichte. Als dankbarer Sohn und treuer Bruder griff Mezzofanti den Bedrängten unter die Arme, soviel er vermochte, wenngleich sein Einkommen auch selbst dann, nachdem er die Stelle eines Kaplans an dem in Folge der allerjüngsten Ereignisse auf der italienischen Halbinsel aufgehobenen Colleg Albornoz angenommen, kaum für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse ausreichen mochte. Ihn aber beseelte ein unbegrenztes Gottvertrauen. Zur Annahme einer Stelle in der Seelsorge fühlte er sich nicht berufen, auf sein Amt als Professor an der Universität hatte er

[1]) Das Dekret der Regierung lautet im Auszug also: „Cittadino Professore! Risultando dal processo verbale prestatoci dal cittadino Commissario del potere esecutivo, che Voi qual professore di lingue nel pubblico Archiginnasio . . . non vi siete prestato al giuramento voluto dalla legge 26 Ventoso . . . l'amministrazione è costretta a farvi noto, che non vi è lecito di continuare a leggere nelle pubbliche scuole". Russell Ital.), p. 104.

aus Gewissensrücksichten Verzicht geleistet, daher blieb kein anderer Ausweg für ihn übrig, als die Ertheilung von Privatunterricht in den alten und neuen Sprachen. Kaum eine unter den vornehmen Bolognesischen Familien gab es damals, in welcher Mezzofanti nicht wenigstens einen Schüler gehabt hätte. Nach Verlauf vieler Jahre bewahrten ihm die Marescalchi, Pallavicini, Ercolani, Martinetti Bentivogli, Marsigli und Angelelli ein dankbares und ehrenvolles Andenken. Die engsten Bande knüpften ihn an die Familie Marescalchi, welche ihn wie ein Familienmitglied behandelte und ihm mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit die reiche Büchersammlung des Hauses zur Verfügung stellte.[1])

Neue Gelegenheit zur Verwendung seines außerordentlichen Sprachtalentes wurde Mezzofanti durch die Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich geboten. Nach der Schlacht an der Trebbia (1799) blieben die Oesterreicher fast ein Jahr lang im Besitze Bolognas, aus welchem sie erst durch den glänzenden Sieg von Marengo am 14. Juni 1800, welchen der tapfere Marschall Desair in wenigen Stunden für Buonaparte entschied, vertrieben wurden. Mezzofantis Lieblingsbeschäftigung wurde bald die Seelsorge bei den Soldaten des aus einer Menge der verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelten österreichischen Heeres. Insbesondere waren es die Kranken und Sterbenden in den Militärhospitälern, welche er mit hingebender Sorge pflegte. Auch in seinen späteren Jahren als Cardinal konnte er der in jugendlichem Eifer gewählten und mit so schönem Erfolg gepflegten Beschäftigung nicht gänzlich entsagen; mit Vergnügen weilte er dann in der Erinnerung an jene herrlichen Stunden der ersten Jahre des Priesterthums, welche er im Dienste der leidenden Menschheit in den Hospitälern Bolognas zugebracht hatte. Vernehmen wir hierüber seine eigenen Aussagen. „Zur Zeit des Krieges", bemerkte er Manavit, „befand ich mich in Bologna. Ich stand in den ersten Jahren meines Priesterthums. Eine meiner regelmäßigsten Beschäftigungen bildete der Besuch der Militärhospitäler. Fortwährend traf ich hier Ungarn, Slavonier, Deutsche und Böhmen, welche in den Schlachten verwundet oder invalide geworden waren. Es rührte mich tief, wenn ich erwog, daß ich aus Mangel an eingehenden Sprachkenntnissen nicht im Stande war, ihnen die

[1]) Historisch-politische Blätter, X, 203.

Beichte abzunehmen, oder solche, welche ungläubig waren, zur Kirche zurückzuführen. In einem solchen Falle warf ich mich mit aller Energie auf das Studium der Sprachen jener Patienten, und zwar solange, bis ich soviel gelernt hatte, als nöthig war, um mich ihnen verständlich zu machen. Ausgerüstet mit den ersten Rudimenten, mischte ich mich unter die Krankenwärter. Wünschte Jemand zu beichten, so kam ich seinem Verlangen entgegen; mit anderen Kranken hatte ich gelegentliche Besprechungen; in kurzer Zeit befand ich mich im Besitz eines ausgedehnten Wortschatzes. Durch Gottes Gnade, anhaltendes Privatstudium und ein treffliches Gedächtniß gelang es mir, nicht allein die Sprachen selbst derjenigen Nationen, zu welchen jene Individuen gehörten, sondern auch die verschiedenen Dialekte derselben mir anzueignen." [1]) Unter diesen verschiedenen Sprachen, welche Mezzofanti in verhältnißmäßig jungen Jahren beherrschte, nennen wir das Ungarische, Böhmische und Polnische. Wahrscheinlich hat er damals auch schon Gelegenheit gehabt, die russische Sprache zu erlernen; denn bei seiner Begegnung mit Suwarow, welchen er übrigens als einen feingebildeten Mann beschreibt, war er der Muttersprache des nordischen Feldherrn vollkommen mächtig. Von einem Flamänder, der zu Bologna studirte, wurde er um die nämliche Zeit in die flämische Sprache eingeführt.

Die Beziehungen, in welche Mezzofanti zufolge seines immer mehr sich erweiternden Sprachschatzes zu seinen Mitbürgern trat, gewannen im Laufe der Zeit eine immer größere Ausdehnung. Kauf- und Handelsleute sowie Banquiers nahmen mehrfach seine Hülfe zur Besorgung ihrer auswärtigen Correspondenz in Anspruch. „Hotelbesitzer in Bologna" erzählte er Manavit, „meldeten mir die Ankunft von Fremden. Wo es etwas zu lernen, zu fragen gab, dorthin eilte ich, durch Fragen, Aufzeichnungen von Notizen und Belehrungen seitens der Fremden über die richtige Aussprache erweiterte ich ohne Unterlaß meine Kenntnisse. Sobald distinguirte Ausländer anlangten, suchte ich ihre Bekanntschaft zu machen, meine Aussprache zu vervollkommnen und mich mit den eigenthümlichen Redewendungen bekannt zu machen. Es drängt mich, zu bekennen, daß es mir wenig Mühe kostete; denn außer einem vortrefflichen Gedächtnisse verlieh Gott der Herr mir eine

[1]) Manavit, S. 104. 105.

unglaubliche Biegsamkeit der Sprachorgane.“ [1]) Noch zur Zeit, als die Militärlazarethe in Bologna sich befanden, hatte sich Mezzofanti den ehrenden Beinamen eines „Confessario dei forestieri“ (Beichtvater der Fremden) erworben; nachdem Bologna von fremden Truppen frei geworden, setzte er diese Thätigkeit fort, wobei freilich manchmal der Fall eintrat, daß das Beichtkind zum Lehrer des Beichtvaters wurde. Wenn der Fremde nur die zehn Gebote und das Vaterunser, oder die Worte für die hauptsächlichsten Begriffe der Theologie kannte, besaß Mezzofanti schon den Schlüssel, welcher ihm Einlaß in den Bau der fremden Sprache verschaffte.

Einen hervorragenden Fall dieser Art aus der hier in Rede stehenden Periode seines Lebens hat Mezzofanti dem Cardinal Wiseman erzählt. „Mezzofanti sagte mir, eine Dame von der Insel Sardinien sei nach Bologna gekommen. Ihre Dienerin kannte nur das sardinische Patois, ein Gemisch von Latein und Spanisch. Beim Herannahen der österlichen Zeit suchte sie einen Beichtvater, welcher jenes Patois kundig wäre. Die Dame ließ Mezzofanti kommen, der zwar keine Silbe von jener Sprache verstand, sich aber bereit erklärte, sie in kürzester Zeit zu lernen. Vierzehn Tage lang besuchte er täglich eine Stunde das Haus jener Dame. Als Ostern nahte, verstand er die Sprache und war im Stande, in derselben Beicht zu hören.“ [2])

Daß Mezzofanti eine solche Menge der allerverschiedensten und schwierigsten Sprachen nicht ohne anhaltendes ernstes Studium sich zu erwerben vermochte, leuchtet von selbst ein, wenn es auch nicht ausdrücklich durch seine Biographen hervorgehoben würde. Diese bezeugen uns, daß er nur die allergeringsten Ansprüche an das Leben machte. Guido Görres meldet, er habe dem Schlafe kaum mehr als drei Stunden gegönnt. [3]) Gegen die Einflüsse der Witterung war er in einem solchen Grade abgehärtet, daß er sich während des Winters, welcher in Nord- und Mittelitalien manchmal recht empfindlich werden kann, nicht einmal eines sogenannten scaldino bediente, sondern beständig ungeheizte Zimmer bewohnte.

[1]) Manavit p. 156. vgl. Civiltà cattolica VII, 573 „per intonar le quali (scilic. pronunzie) Dio mi concesse organi flessibilissimi e lingua espeditissima“.

[2]) Russell, S. 159.

[3]) Historisch-politische Blätter, X, 204.

III.

Zweite Berufung an die Universität zu Bologna und das Istituto. Wiederholte Amtsenthebung. (1803—1814).

Mit dem Beginn des Jahres 1803 eröffneten sich für Mezzofanti günstigere Aussichten. Zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten Bolognas muß das sogenannte Istituto (Institut) gerechnet werden, welches der aus Bologna stammende General Marsigli 1712 in's Leben rief, und welches die Munificenz Benedikt's XIV., der der Familie der bolognesischen Lambertini angehörte, bedeutend bereicherte. Museum und Bibliothek zugleich, zählt das Istituto zu den trefflichsten Anstalten dieser Art, an welchen Italien reicher ist, als vielleicht jedes andere Land. Die Büchersammlung umfaßt über 100,000 Bände. Am 29. Januar 1803 erhielt Mezzofanti seine Berufung auf die Stelle eines Assistenten bei der Bibliothek. Nach mehrjähriger Unterbrechung verschaffte ihm dieser Posten wieder eine seinen Neigungen zusagende wissenschaftliche Beschäftigung. Bei der Anfertigung eines von dem Vorstande beschlossenen neuen Katalogs fiel ihm die Sparte der orientalischen Handschriften zu, eine Aufgabe, deren Lösung seine volle Kraft um so ungetheilter beanspruchen mußte, als es für Orientalia in dieser Beziehung an Vorarbeiten gänzlich mangelte. Aus diesem Grunde zog sich die Vollendung der Arbeit bis 1807 hinaus. Gegen Ende des nämlichen Jahres trat er wieder in die Universität ein, indem ihm am 4. November 1803 die Professur der orientalischen Sprachen übertragen wurde. Einige Monate später, am 23. Juni 1804, las Mezzofanti bei Gelegenheit der Vertheilung der Grade seine Dissertation über „die ägyptischen Obelisken", eine Arbeit, welche der bekannte Mathematiker und College Voltas an der Universität Pavia, Graf Simone Stratico, „höchst scharfsinnig und gelehrt" nannte.

Der Eifer, mit welchem er sich dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, brachte ihn in Beziehungen zu dem bekannten Orientalisten de Rossi in Parma. Aus dem Briefwechsel zwischen beiden gelehrten Männern folgen hier zwei Stellen, welche insofern characteristisch erscheinen, als die eine beweist, daß Mezzofanti der Sanskritsprache damals noch nicht mächtig war, während die andere uns einen Blick in die Methode thun läßt, welche er

in der Erlernung neuer Idiome anwandte. Unter dem 4. Februar 1805 schrieb Mezzofanti: „Ich erlaube mir, ein in unbekannten Lettern gedrucktes Buch beizufügen, welches, wie mir der Besitzer desselben, Msgr. Alessandro Bevilacqua in Ferrara, mittheilte, von verschiedenen Gelehrten, aber ohne Erfolg, einer Prüfung unterzogen wurde. Das Buch stammt ursprünglich aus Congo, von wo es ein der genannten Familie angehörender Kapuziner nach Ferrara brachte. Da ich gegenwärtig von dem Verlangen nach der Sanskritsprache ganz durchdrungen bin und den Wunsch hege, mit dem Studium derselben zu beginnen, sobald sich mir Gelegenheit dazu bieten wird, so neigte ich der Ansicht zu, es möchte hier Sanskrit vorliegen. Das ist indeß blos eine Phantasie, oder eine leere Vermuthung meinerseits. Indem ich daher zum Zwecke einer befriedigenden Lösung meiner Zweifel an Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit mich wende, bitte ich Sie, die Versicherung meiner Dankbarkeit und Hochachtung entgegennehmen zu wollen." [1]) Der Mangel an Kenntnissen im Sanskrit bei Mezzofanti darf übrigens bei Abfassung dieses Briefes um so weniger befremden, als erst einige Jahre nachher Friedrich von Schlegel es war, welcher zuerst auf die weittragende Bedeutung dieses Idioms aufmerksam machte. Ueber Mezzofantis Methode beim Studium der Sprachen erfahren wir genauere Mittheilungen in seinem Schreiben an de Rossi, datirt Bologna, 4. April 1805. Sie bestand in der unausgesetzten Uebung schriftlicher Uebersetzungen. „Anbei übersende ich Ihnen eine in zwölf Sprachen angefertigte Uebersetzung einer kurzen lateinischen Sentenz, wobei ich der Hoffnung Ausdruck leihe, daß Sie die Fehler, welche ich begangen, freundlich verbessern wollen. Fast bin ich gezwungen worden, dieses Elaborat aus dem Stegreif zu Papier zu bringen. Dieses Umstandes erwähne ich nicht deßhalb, um meine Fehler zu entschuldigen, sondern um den Tadel auf Jene zu werfen, welche mich dazu gezwungen haben. Da mir hier Niemand zu Gebote steht, bei dem ich mir Raths erholen könnte, so war ich gezwungen, Sie damit zu belästigen, weil Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich Ihnen die Mühe erleichtern werden." Welches die erwähnten zwölf Sprachen waren, konnte von Russell ungeachtet aller Bemühungen nicht mehr ermittelt werden [2]).

[1]) Russell, S. 166.
[2]) Russell, S. 167.

Ein im Jahre 1805 in Mailand erschienenes Werk, dessen Hauptheld der von tunesischen Piraten auf der Reise von Palermo nach Neapel gefangengenommene Geistliche Felice Caronni war, legt Zeugniß ab für Mezzofantis Gewandtheit im Arabischen. Nachdem Caronni als Bürger der cisalpinischen Republik durch Verwendung des französischen Consuls seine Freiheit erlangt hatte, wurde ihm unter Behändigung eines in arabischer Sprache abgefaßten Passes die Rückkehr nach Italien gestattet. Bei der Veröffentlichung eines Berichtes über seine Erlebnisse half ihm Mezzofanti durch Uebersetzung des arabischen Dokumentes aus großer Verlegenheit. Caronni schreibt: „Kaum hatte ich den Tiscara (Paß) erhalten, als ich, mit Ausnahme von dem Siegel des Bey, eine genaue Copie desselben in der Größe des Originals entwarf. Die Anfertigung einer Uebersetzung des Aktenstückes in Italien war nur schwer zu erlangen, weil das Dokument mit einem Stäbchen, welches die Araber zu diesem Zwecke verwenden, schnell geschrieben worden, und außerdem mehrere Schriftzüge enthielt, deren sich die afrikanischen Araber allein zu bedienen pflegen. In Bälde waren diese Schwierigkeiten überwunden, Dank der Gefälligkeit und Gelehrsamkeit des Abate Mezzofanti, Professors der orientalischen Sprachen am Institut zu Bologna, welcher den Ruf genießt, mehr als vier und zwanzig Sprachen zu verstehen, von denen er die weitaus meisten flüssig und rein spricht. In vier langen Briefen, welche eher den Namen von Vorlesungen verdienen, hat er eine wörtlich und kritisch genaue Uebersetzung sammt zahlreichen Erläuterungen geliefert“ [1]). Mezzofanti, welcher damals eben das dreißigste Jahr vollendet hatte, stand also schon im Rufe, mehr als vierundzwanzig Sprachen zu beherrschen; daß er das Arabische durch und durch kannte, geht daraus hervor, daß das Idiom, welches in Nordafrika gesprochen wird, ein bloßer Dialekt der arabischen Sprache ist.

Das eingehende Studium der morgenländischen Sprachen legte dem Abate Mezzofanti den Wunsch nahe, den gelehrten Orientalisten de Rossi persönlich kennen zu lernen. Im Jahre 1805 begab er sich nach Parma, wo er neben seinem Studienfreund den berühmten Typographen Boboni antraf, dessen Classiker-Ausgaben in Italien sich eines hohen Rufes erfreuten, während er nicht geringere Verdienste sich erwarb durch den Druck des von P. Giorgi edirten Missale

[1]) Russell, S. 170. 171.

Arabico-Copticum, sowie des Alphabetum Tibetanum. Kaum nach Bologna heimgekehrt, erhielt Mezzofanti durch Vermittlung de Rossis eine persische Anthologie, da ihn das Studium dieser Sprache gerade damals vollauf beschäftigte. In einem in den zu Modena erschienenen „Memorie di religione“ durch Pezzana veröffentlichten Briefe an de Rossi ersuchte Mezzofanti den Letzteren um ein Exemplar der Werke des persischen Klassikers Kemal Eddin. Am 3. März 1806 schrieb er an denselben Orientalisten: „Soeben erhalte ich von Wien die dort edirte Grammatik des gelehrten Dombay[1]), welcher sich wie durch eine Menge anderer wissenschaftlicher Arbeiten, so namentlich durch seine Werke über Sprache und Geschichte von Marroco einen Namen gemacht hat. Ich besitze zwei Exemplare davon, eines davon ist für Sie bestimmt, wogegen Sie mir eine Doublette von einem Ihrer Bücher überlassen wollen. Es ist eine nach dem Vorbilde der lateinischen Sprachlehre eingerichtete Grammatik, während in Meninski die Regeln des Persischen mit denen des Arabischen und Türkischen vermischt sind. Ihr Freund Silvester de Sacy hat das Werk im „Magazin encyclopédique“ erwähnt und das Verfahren Dombays in der Behandlung der persischen Grammatik nach Maßgabe der lateinischen gebilligt“[2]). In einem Briefe vom 11. Mai 1806 gibt er de Rossi Mittheilungen über den Fortgang der Ausführung des ihm aufgetragenen Katalogs. „Die Ausführung schreitet fort, wird aber am Ende des mir vorgeschriebenen Termines erst im Entwurf fertig gestellt, d. h. es werden erst die Titel der Werke notirt sein, was bei unseren orientalischen Handschriften um so mehr Mühe erfordert, als keine ordentlichen Vorarbeiten da sind. Neben den orientalischen sind mir auch die griechischen Werke zugewiesen worden. Ihre neueste Publikation (Lexicon Hebraicum selectum) habe ich erhalten und spreche Ihnen dafür herzlichen Dank aus.“[3]).

Von da an verschwinden die Spuren einer Fortsetzung des Briefwechsels mit de Rossi; der letzte der in Parma befindlichen Briefe datirt aus dem Jahre 1812. Als Resultat seiner Untersuchung über diesen Briefwechsel bemerkt Russell mit vollem Recht: „Mögen die Details auch noch so spärlich sein, welche die

[1]) Grammatica linguae Mauro-Arabicae iuxta vernaculi idiomatis usum.
[2]) Russell, S. 178.
[3]) Russell, S. 180.

annoch erhaltenen Briefe darbieten, so lassen sie uns doch einen Blick in den Prozeß thun, in welchem die ganz außerordentliche Befähigung des Mannes zur Entfaltung gelangte. Wie instinktmäßig aber auch Mezzofantis Vermögen zur Aneignung fremder Idiome gewesen sein mag, es geht doch aus diesem Briefwechsel hervor, daß er das Sprachstudium systematisch mit dem unermüdlichsten Fleiße cultivirte. Mochte er seinem angeborenen Talent auch noch so viel verdanken, ohne den unablässigen Betrieb der Studien würde er niemals Erfolge von solcher Bedeutung erzielt haben. Dem angehenden Philologen wird auf dem weiten Wege, den er zurückzulegen hat, der Gedanke zum Trost gereichen, daß auch dieser wunderbar ausgestattete Mann den nämlichen beschwerlichen Gang gethan hat, wobei auch die Thatsache von Bedeutung erscheint, daß derselbe sich der mühevollen Arbeit des Uebersetzens aus einer Sprache in die andere im ganzen Verlauf seiner Studien unterzog, wenngleich erst in den letzten Jahren diese Mühe sich für ihn in eine Quelle der Erholung verwandelte“ [1]). Die Verhältnisse einer in den Hintergrund gedrängten Provincialstadt, wie Bologna es war, erwiesen sich Mezzofantis Studien förderlich; ob er der nämliche große Linguist geworden wäre, wenn er die Heimath mit der geräuschvollen Stadt an der Seine, wohin man ihn damals zu ziehen suchte, vertauscht hätte, darf billig bezweifelt werden.

Am 2. Dezember 1805, dem Tage der Drei-Kaiser-Schlacht von Austerlitz, stand Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes. Seine Verwandten trugen die Kronen entthronter Fürsten, der Rheinbund, dessen Schutzherr der übermüthige Corse war, besiegelte die Schmach Deutschlands. Wie die Franzosen die unterworfenen Länder ausplünderten und die werthvollsten Kunstschätze dem Pariser Louvre übersandten, so sollten auch die hervorragendsten Männer der Wissenschaft aus allen Gegenden nach der Hauptstadt des Reiches entboten werden, um den Glanz des Imperators zu erhöhen. Auch an Mezzofanti erging vermittelst einer ihm befreundeten hohen Persönlichkeit im Jahre 1806 die Einladung, sich in Paris niederzulassen. Es war der Ministerresident des Königreiches Italien am französischen Hofe, Graf Marescalchi, welcher ihn im Auftrag der Regierung zu diesem Schritt zu bewegen suchte. Zwar haben sich Spuren eines officiellen Briefwechsels über diesen Vorgang nicht erhalten, bezeichnend indeß für Mezzofantis

[1]) Russell, S. 189.

Anschauungen und Gefühle einer in so hohem Grade verleckenden Einladung gegenüber erscheint eine Stelle aus einem Briefe an seinen vormaligen Schüler, Grafen Carlo Marescalchi, vom 16. September 1806. „Annoch," schreibt er, „befinde ich mich in Bologna, den alten gewohnten Beschäftigungen nachgehend. Keine Spur zur Unzufriedenheit mit meinem Beruf wandelt mich an; denn tief erfüllt mich die Ueberzeugung, daß ich völlig unfähig bin, einen höheren Flug zu wagen. Im Dunkel des Schattens befinde ich mich am besten. In Paris wäre ich gezwungen, mich auf einen Leuchter zu stellen, auf welchem ich doch nur ein schwaches, flackerndes Licht ausstrahlen könnte, welches bald erlöschen würde. Darum bin ich Ihnen aber doch nicht weniger dankbar, wenn ich auch weiß, daß Sie unzufrieden mit mir sind."[1]) Noch weit mehr aber als seine angeborene Bescheidenheit und Schüchternheit, war es die tiefgehende Liebe zur Heimath und seiner Familie, was ihn von Bologna nicht ziehen ließ. Den Kindern seiner Schwester Teresa erwies er zahllose leibliche und geistliche Wohlthaten. Nach dem Berichte seines Neffen Minarelli verband er dabei mit der Zuneigung eines Freundes die Autorität eines Lehrers. Selbst eine Kindesseele, nahm er in unbefangenster Weise an den Spielen der Kleinen Theil, für die Weihnachtszeit pflegte er ihnen Oden und Sonette zu componiren, welche sie nach italienischer Sitte bei der Krippe mit jener dem Südländer eigenthümlichen Grazie vortrugen.

Die verhängnißvollen Ereignisse, welche in den Jahren 1808 und 1809 über den Kirchenstaat hereinbrachen und mit Einverleibung desselben in das französische Reich, wie mit der Fortschleppung des Papstes Pius VII. nach Frankreich in das Exil endeten, konnten nicht umhin, ihre düsteren Schatten in das Gemüth des seinem rechtmäßigen Souverän treuergebenen Professors Mezzofanti zu werfen. Bereits zu Anfang des Jahres 1808 hatten französische Truppen Rom besetzt und hielten Pius VII. wie einen Gefangenen bewacht; schon lange hatte der Papst aufgehört, in den kleineren Städten des Kirchenstaates zu regieren, so übermüthig war das Gebahren der Franzosen. In Rom selbst suchten sie ihn zu reizen durch skandalöse Verachtung seiner Befehle, worin der französische General Miollis allen Uebrigen ohne Scheu

[1]) Russell, S. 195. Hergenröther, Kirchenstaat S. 179.

voranging.[1]) Als gütige Vorstellungen keinen Erfolg hatten, Napoleon außerdem durch Dekret von Schönbrunn die Einverleibung des Kirchenstaates und der Stadt Rom in das französische Reich beschlossen hatte, erließ der Papst am 10. Juni 1809 die kraftvolle Bulle „Quum memoranda illa die secunda Februarii", in welcher die Schandthaten der Franzosen gegen den hl. Stuhl aufgezählt und über alle, welche sich am Dominium der Kirche vergriffen hatten, der Bann verhängt wurde, dessen Lösung dem zeitlichen Papste vorbehalten bliebe. Am Samstag, den 10. Juni wurde die Bulle an den Thoren der vier großen Patriarchalkirchen angeschlagen. Napoleon war zwar nicht darin genannt, da aber die Strafe über alle Attentäter, „in welchem Stande, Grade, Präeminenz und Würde sie auch immer sich befinden mögen," verhängt war, so verstand der Kaiser die Sprache. Am 9. Juni ließ der französische Präfekt in Rom, Mr. Tournon, sämmtlichen Mitgliedern der römischen Domcapitel eine Eidesformel mit der Aufforderung zugehen, dieselbe binnen vier Tagen zu unterzeichnen, widrigenfalls die Recusanten in das Innere Frankreichs verbannt werden sollten.[2]) Nur wenige Wochen nachher, am 6. Juli, wurde Pius VII. durch den Gendarmeriegeneral Radet im Palast des Quirinal auf kaiserlichen Befehl festgenommen. „Mein Sohn", sagte der Papst, „das wird dir sicher keinen Segen vom Himmel bringen."[3]) Als treuer Diener der Kirche mußte auch Mezzofanti beim Anblick solch roher Gewaltthätigkeiten in seinem Rechtssinn tief gekränkt werden. Daß er es an Aeußerungen in dieser Beziehung nicht fehlen ließ, darf vorausgesetzt werden, wenn es auch nicht ausdrücklich berichtet wird; daß er seinen Rechtssinn und die Gefühle seiner Loyalität zu erkennen gab, obwohl er voraussehen konnte, daß er seine Stellung an der Universität in Gefahr bringen, vielleicht verlieren werde, gereicht ihm zu doppelter Ehre. In Anbetracht der allseitigen Hochachtung, in welcher er bei allen Schichten der Bevölkerung stand, wagte die Regierung es indeß nicht, direkt einen Schlag gegen ihn zu führen. Indirekt traf man ihn aber in der Weise, daß durch Dekret vom 15. November 1808 die von ihm bekleidete

[1]) Pistolesi, Vita del Sommo Pontefice Pio VII., tom. II, 250—253.

[2]) Pistolesi, II, 271.

[3]) Pistolesi, II, 276 „Figlio mio, questa commissione non vi attirerà certamente la benedizione del cielo."

Professur unterdrückt, ihm selbst aber bei Gelegenheit der unfreiwilligen Quiescirung eine nicht unbedeutende Pension bewilligt wurde.

Die so erlangte, erhöhte Muße suchte Mezzofanti im Interesse seiner orientalischen Studien, namentlich des Indischen und Sanskrit, zu verwerthen, welche damals durch Friedrich von Schlegel's Werk „über die Sprache und Weisheit der Inder" bei den europäischen Linguisten im Vordergrund wissenschaftlicher Bestrebungen standen. Wie groß Mezzofantis Kenntnisse damals in den orientalischen Sprachen waren, darüber besitzen wir ein günstiges Zeugniß aus vornehmen russischen Kreisen. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei mußte der russische Gesandte bei der Pforte, Italinski, schleunig Konstantinopel verlassen. Das britische Kriegsschiff Canopus brachte ihn nach Ankona, wo er längere Zeit verweilte, während der Kanzler der Gesandtschaft, Angelo Timone, ein geborener Bolognese, seiner Vaterstadt einen Besuch abstattete. In seiner Begleitung befand sich der Dolmetsch der Gesandtschaft, Matteo Pisani, einer der eminentesten Kenner der morgenländischen Sprachen in jener Zeit. Da Beide in Bologna bei Dr. Santagata, Mezzofantis Freund, Wohnung genommen, so erhielt der Letztere reichlich Gelegenheit, Proben seiner Fertigkeit im Russischen abzulegen. Santagata meldet in seiner Rede über Mezzofanti, daß die genannten Herren ihr Erstaunen zu erkennen gegeben, daß er, ohne je den Osten bereist zu haben, „eine vollkommene Beherrschung so vieler Sprachen, namentlich morgenländischer, in denen sie ihn geprüft hatten, sich erworben, und daß sie die fast unglaublichen Berichte, welche sie über ihn vernommen, in der That bewahrheitet gefunden hätten." [1])

In nicht minder ehrenvoller Weise läßt sich über Mezzofantis Sprachkenntnisse in dieser Zeit der für den geistlichen Stand keineswegs günstig gestimmte italienische Philologe Pietro Giordani vernehmen. In den Benediktinerorden getreten und bereits zum Subdiakon geweiht, hatte Giordani, vom Schwindel falscher Freiheit ergriffen, dem Orden wie dem geistlichen Stande überhaupt Lebewohl gesagt und sich den Männern der Revolution angeschlossen. Zum Dank dafür wurde er zum Professor der lateinischen und italienischen Eloquenz an der Hochschule in Bologna befördert. Ungeachtet die literarischen Größen der damaligen Zeit

[1]) Russell, S. 191 - 192.

ihm in ausgiebigster Weise ihren Schutz zuwendeten, ist er sehr übel auf diese Männer zu sprechen. Diese Tagesgrößen krankten an den nämlichen Schäden, wie die Repräsentanten der deutschen Titanenphilosophie in jener Zeit.[1]) Nur eine ehrenvolle Ausnahme vor dem Forum Giordanis machte „der Abate Mezzofanti, ein Mann so von großer Frömmigkeit, wie von wunderbaren und ganz unglaublichen Fähigkeiten." „Sie werden," schrieb er an Libri, „ohne Zweifel von ihm gehört haben; einen größeren Ruhm aber verdient er, als er genießt, und zwar wegen der Menge der Sprachen, welche er von Grund aus versteht, wenngleich darin seine Gelehrsamkeit nicht gänzlich aufgeht. So groß indeß ist seine Bescheidenheit, daß er hier ein unberühmtes, und, füge ich hinzu, ärmliches Dasein fristet."[2]) Bei dem Rufe eines tüchtigen kritischen Talents, welchen Giordani allgemein in Italien genoß, erscheint es von Wichtigkeit, sein Urtheil über Mezzofantis Bedeutung als Philologe im engeren Sinne des Wortes zu vernehmen. Zum Zwecke der Erläuterung einer Stelle aus Vitruv, aus welcher Giordani schließen zu sollen glaubte, dieser Schriftsteller sei nicht Lateiner, sondern Grieche gewesen, nahm Giordani Mezzofantis Beihülfe in Anspruch, „dessen Urtheil noch wichtiger als dasjenige Cicognaras ist, weil mein Argument auf dem Stil basirt, welchen ich selbst da, wo nicht von Dingen, welche sich auf Architektur beziehen, die Rede ist, als mangelhaft und bloße Uebersetzung aus dem Griechischen ansehe. Sie wissen, wie bedeutsam Mezzofantis Urtheil in diesem Punkte ist."[3]) In einem Briefe an den Grafen Leopoldo Cicognara macht Giordani Mittheilungen über das Resultat der von Mezzofanti angestellten Untersuchung, aus welcher sich ergibt, daß er seine erstmalige Anschauung, welche mit der Meinung Giordanis übereinstimmte, abgeändert, indem er in den anscheinenden Gräcismen nur Uebersetzungen einzelner Stellen aus griechischen Autoren entdeckte. Dabei stützte er sein Resultat auf die Worte des Vitruv, in welchen dieser diejenigen lateinischen Schriftsteller, welche über seine Kunst gehandelt, von den Griechen mit den Worten unterschied „antiqui nostri." Cicog-

[1]) Janssen, Zeit- und Lebensbilder, III. Aufl. S. 121—210.

[2]) Russell, S. 197.

[3]) Russell, S. 198. Ueber den Architekten Vitruvius Pollio, vgl. Geschichte der römischen Literatur von M. S. Teuffel. S. 500.

nara ſelbſt aber ſchrieb über Mezzofanti am 30. Januar 1812 an Giordani: „Er iſt der ſeltenſte, unerhörteſte, unbegreiflichſte unter den Lebenden. Er iſt ein Mann aller Zeiten und aller Nationen. Es gewinnt den Anſchein, als ſei er am Anfang der Welt geboren.“[1])

Mezzofantis Ruhm war damals ſo hoch geſtiegen, daß kaum ein Fremder von Bedeutung in Bologna verweilte, ohne ſich ihm vorſtellen zu laſſen und ſich von der außerordentlichen Gabe ſeiner Gloſſolalie zu überzeugen. Erhöhten Anlaß zum Verkehr mit Ausländern erhielt er in Folge ſeiner am 28. März 1812 verfügten Ernennung zum Unterbibliothekar an der Univerſität, mit welcher die franzöſiſche Regierung das Iſtituto verſchmolzen hatte. Um ſo willkommener war die neue Berufung für Mezzofanti, als ihn enge Freundſchaft mit dem Oberbibliothekar Abate Pozetti verband, und er jetzt in noch ausgedehnterem Maße als zuvor ſeine Bücher- und Sprachkenntniſſe zu verwerthen in der Lage war. Durch einen Brief vom 18. März 1812 führte ſein Freund de Roſſi den gelehrten Juden Moſes Beer, welcher Direktor der iſraelitiſchen höheren Schule in Rom war und deſſen Reden 1837 zu Livorno im Druck erſchienen, bei Mezzofanti ein. Auch empfing er 1812 den Beſuch des Lord Guilford, Kanzlers der Univerſität Corfu, eines hochgebildeten Mannes, der ihn in dem Grade lieb gewann, daß er, ſo oft ihn ſeine Dienſtreiſen nach Bologna führten, ihn ſammt den an der Univerſität ſtudirenden Griechen zu ſich entbot. In dieſe Zeit fällt auch die Aufnahme Mezzofantis in mehrere gelehrte Geſellſchaften Italiens; ſo wählte ihn die Società Colombina in Florenz und die Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Kunſt in Livorno zu ihrem Mitgliede. Nachher wurde ihm dieſelbe Ehre ſeitens der florentiniſchen Cruſca zu Theil. Thätigen Antheil indeß nahm er nur an den Beſtrebungen der Akademie des Inſtitutes von Bologna, wo er zu wiederholten Malen gelehrte Diſſertationen zum Vortrage brachte, aus welchen wir diejenige „über die ſymboliſchen Gemälde der Mexikaner“ beſonders hervorheben. Während dieſe tüchtige Arbeit ſelbſt verloren gegangen, hat ſich unter den im Beſitz des Cavaliere Minarelli, ſeines Neffen, befindlichen Manuſcripten ein von Mezzofanti ſelbſt entworfenes mexikaniſches Kalendarium erhalten mit Abbildungen von mexikani-

[1]) Ruſſell, S. 199.

schen Miniaturen von der Hand der Nichte Anna Minarelli, welche dem Oheim später nach Rom folgte und ihm in den letzten Stunden Hülfe leistete. Im Jahre 1813 erhielt er die Insignien des königlichen Ordens beider Sicilien.

IV.

Dritte Berufung zur Professur der orientalischen Sprachen. Bibliothekar an der Universität Bologna (1814—1831).

Je höher der Stern des kaiserlichen Glückes stieg, um so übermüthiger geberdete Napoleon sich gegen Pius VII., welcher zuerst nach Grenoble, dann zurück nach Savona gebracht wurde. So lange der h. Vater in der Gefangenschaft schmachtete und von seinen berufenen Rathgebern, den Cardinälen, getrennt gehalten wurde, entbehrte er der zur Vornahme kirchlicher Akte erforderlichen Freiheit, in Folge dessen eine Menge französischer Kirchen den Mangel der Leitung durch rechtmäßige Oberhirten auf das Schmerzlichste empfanden. Das auch in neueren Zeiten in solchen Fällen seitens weltlicher Gewalthaber beliebte Auskunftsmittel, mit der Designation von Bischöfen fortzufahren, diese dann aber zugleich durch die Domkapitel zu Bisthumsverwesern (Kapitularvikaren) wählen zu lassen, wurde in den Streitigkeiten mit Pius VII. ebenfalls von Napoleon I. zur Anwendung gebracht. In vielen Fällen drang der Wille des Kaisers durch, in den meisten aber nicht. Als ein hervorragendes Beispiel jener Klasse von Hofbischöfen sei hier der Bischof von Montefiaskone, Cardinal Maury, genannt, welchen der Kaiser zwar in den Pariser Sprengel intrudirte, der sich aber dem ebenso muthigen, wie ausdauernden Capitularvikar D'Astros gegenüber nicht zu halten vermochte.[1]) Das Nationalconcil von Paris, welches keinen anderen Zweck hatte, als die Gewalt des Papstes über Frankreich zu brechen, scheiterte vollständig. Zweimal gab Pius allerdings nach; aber dem berühmten Breve vom 20. September 1811, welches die Metropoliten mit der Institution der Bischöfe beauftragte, falls der Papst sie innerhalb

[1]) Hergenröther, Cardinal Maury, S. 93. Pius IX., Constitutio „Romanus Pontifex" d. 28. Aug. 1873.

sechs Monaten nicht gewähre, war ausdrücklich die Bedingung beigefügt, „daß er (der Metropolit) in unserem oder des zeitlichen Papstes Namen ausdrücklich die Institution ertheile und die Originalakten über alle diese Vorgänge auf das Gewissenhafteste an diesen Apostolischen Stuhl einsende". [1]) Und was das Pseudoconcordat von Fontainebleau vom 25. Januar 1813 anlangt, so haben wir es in den elf Artikeln desselben nicht mit einer feierlichen Vereinbarung zwischen Papst und Kaiser, sondern mit bloßen Präliminarien eines künftigen Concordates zu thun, deren Giltigkeit vom Papste an die Zustimmung der Cardinäle geknüpft wurde. [2]) Kaum aber hatte Napoleon die Treulosigkeit begangen, in dem gesetzgebenden Körper vom Abschluß eines feierlichen Concordates zu sprechen, und hatten sich die Cardinäle wider jene Präliminarien erklärt, da widerrief Pius VII. diese zur Freude der ganzen katholischen Welt. Von da an drängen sich die Ereignisse in rascher Folge. Bei der berühmten Unterredung des Kaisers mit dem Fürsten Metternich zu Dresden am 26. Juni 1813 konnte der österreichische Diplomat dem Imperator zurufen: „Sie sind verloren, Sire; ich hatte ein Vorgefühl davon beim Kommen, jetzt beim Gehen habe ich die Gewißheit". [3]) Niederlagen folgten auf Niederlagen, so in Deutschland wie in Spanien. Nachdem Pius VII. mehrere zu ihm entbotene Unterhändler des Kaisers abgewiesen, kam endlich am 22. Januar 1814 die kaiserliche Genehmigung zur Abreise von Fontainebleau an. Der Papst durfte nur langsam ziehen, „Napoleon wollte seine Beute erst loslassen, als er fast ganz Italien verloren hatte und die Alliirten schon die Hälfte Frankreichs besetzten. Durch Decret vom 10. März setzte er den Papst in Freiheit und befahl, ihn bis an die feindlichen Vorposten zu geleiten." [4])

Bologna, die zweitgrößte Stadt des Kirchenstaates, nahm Pius VII. am 31. März, dem nämlichen Tage, auf, an welchem die Alliirten in die Hauptstadt des gestürzten Imperators

---

[1]) Collect. Concil. Lacens. IV, 1318 „denique nostro, vel Summi Pontificis pro tempore existentis nomine expresso institut, horumque omnium acta authentica ad hanc Sedem Apostolicam diligenter et accurate transmittat."

[2]) Hergenröther, Kirchengeschichte II, 788. Pistolesi, IV, 177.

[3]) Historisch-polit. Blätter, Bd. 85. S. 53.

[4]) Hergenröther, Kirchengeschichte II, 790.

ihren Einzug hielten. Feierlich ging ihm der Klerus entgegen, während das vor Freude überströmende Volk es sich nicht nehmen ließ, die Pferde auszuspannen und den päpstlichen Wagen nach der Domkirche zu ziehen, wo der Papst den Segen ertheilte, um dann die Honoratioren der Stadt im erzbischöflichen Palast, in welchem er Wohnung genommen, zum Fußkuß zuzulassen.[1]) Auch Mezzofanti hatte die Ehre, dem Papste vorgestellt zu werden. Wenige konnten dem großen Dulder und Vertheidiger der Kirche gegen die Uebergriffe des stolzen Drängers mit reinerem Gewissen sich nähern, als er. Seiner Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Souverän wegen hatte er Amt und Einkünite verloren. Wieder eingesetzt in seine Professur, als die Legationen mit Genehmigung des Papstes in den Besitz der Franzosen gekommen, war er beim Untergang des Kirchenstaates zum andern Mal seines Amtes entsetzt worden. Es lag daher der Gedanke nahe, daß der Papst einem Manne, welchen Charakter und Gelehrsamkeit gleichmäßig zierten, eine Auszeichnung zuerkenne. An tüchtigen Beamten hatte der h. Stuhl gerade damals keinen Ueberfluß. Die Wechselfälle, welche über den Papst und das Collegium der Cardinäle hereingebrochen, hatten die Zahl der alten Beamten bedeutend vermindert, zu neuen Ernennungen hatten die traurigen Zeitverhältnisse bisher keine Veranlassung geboten, während die bevorstehende Wiedereinrichtung der römischen Congregationen die Berufung neuer Hülfskräfte dringend erheischte. Nicht allein in der Verwaltung des Kirchenstaates sollten durchgreifende Reformen, wie sie der Umschwung der Verhältnisse gebot, eingeführt werden: in noch höherem Grade wurde die Thätigkeit des Papstes für die nächsten Jahre in Anspruch genommen durch die Reorganisation der kirchlichen Verhältnisse in den allerverschiedensten Ländern, in welchen die Revolution und langandauernde Kriege Spuren entsetzlichster Verwüstung zurückgelassen hatten. Rom, welches im 17. und 18. Jahrhundert der Aufenthalt bedeutender Orientalisten gewesen, würde die Thätigkeit eines so vielseitig gebildeten Mannes, wie Mezzofanti es war, in ausgiebigster Weise für die Propaganda haben verwenden können. Von solchen Erwägungen geleitet, ersuchte Pius VII. den Professer Mezzofanti, ihm nach der Hauptstadt zu folgen, um hier den Posten eines Sekretärs der Propaganda zu bekleiden. Wie verlockend auch immer

[1]) Pistolesi, III, 181.

für Mezzofanti die Aussicht sein mochte, in die Fußstapfen eines Ubicini, Giorgi und Piromalti zu treten, so schrak seine Bescheidenheit vor der Uebernahme dieser wichtigen Stelle zurück. Selbst die nach der Ankunft des Papstes in der ewigen Stadt durch den Cardinal-Staatssekretär Ercole Consalvi angestrengten Bemühungen, den Bologneser Professor für eine Stelle an der Curie zu gewinnen, vermochten es nicht, den Entschluß Mezzofantis zu erschüttern. Nur eine Auszeichnung anzunehmen, konnte er bewogen werden: am 28. April 1814 erfolgte für ihn restitutio in integrum durch Wiedereinsetzung in die Professur der orientalischen Sprachen. Als zu Anfang des Jahres 1815 das Amt eines Oberbibliothekars durch den Tod des bisherigen Inhabers Pompilio Pozzetti, welcher vormals die Stelle eines Bibliothekars in Modena bekleidet hatte und hier Nachfolger des berühmten Tiraboschi war, erledigt wurde, erging an ihn der Ruf, diesen wichtigen Posten einzunehmen. Seine äußere Lage wurde auf solche Weise erheblich verbessert, jedoch nicht in dem Maße, daß er nun der Mühe, Privatunterricht zu ertheilen, überhoben worden wäre, indem die Pietät gegen Eltern und Geschwister ihm die Obsorge um nicht weniger denn zehn Personen aufbürdete. Gegen das Ende des Jahres 1815 hatte er das Unglück, seinen hochbetagten Vater zu verlieren, welchem Marocco nachrühmt: „er war von geringem Herkommen, aber goldenen Sitten und viel Verstand". [1]) In Folge der Uebernahme dieses neuen Amtes mußte er eine besondere Wohnung in der Universität beziehen; wurde er dadurch auch örtlich von den Mitgliedern seiner Familie getrennt, so erlitt seine Zuneigung und opferwillige Liebe zu ihr in Folge dessen nicht die geringste Einbuße.

Als Oberbibliothekar ließ Mezzofanti zufolge seiner angeborenen Neigung seine Thätigkeit in der Behütung und Vermehrung der ihm anvertrauten Schätze gänzlich aufgehen. Mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln suchte er neue Erwerbungen zu machen, namentlich richtete er sein Augenmerk auf die Acquisition kostbarer Handschriften, während eine Menge Doubletten, welche für die umfangreiche Bücherſammlung als hindernder Balast sich erwiesen, gegen neuere Werke umgetauscht wurde. Zugleich entfaltete er eine ersprießliche Thätigkeit für die Akademie. Am

[1]) Manavit, p. 35 „Fu di umili natali, ma di aureo costume e di molto intelletto."

15. Juli 1816 las er vor derselben seine Dissertation „über die wallachische Sprache und ihre Analogien mit dem Lateinischen." Eine Stelle daraus möge hier folgen: „Im Gefühle jener Liebe, mit welcher ein Mensch dem anderen dasjenige, was er gemeinsam mit ihm zu besitzen glaubt, mittheilt, wurde ich von Wallachen in die Kenntniß ihrer Sprache eingeführt, und ich suche hinwiederum meine Dankbarkeit dadurch zu bezeugen, daß ich die Beziehungen jener Sprache zu der unsrigen aufdecke, mit welcher sie gemeinsamen Ursprung hat[1]), einer Sprache, welche obgleich sie keinen Vergleich mit dem Italienischen aushalten kann, dennoch Anlagen zu hoher Ausbildung in sich trägt, und, wenn man sie zu Uebersetzungen aus dem Griechischen benützte, die bald schwerfällige und kräftige, bald reiche und glänzende, bald harmonische und süße Beredsamkeit der großen christlichen griechischen Redner, welche mit dem Demosthenes und Isokrates wetteifern, nachahmt und jenen erhabenen Gedanken in würdiger Weise Ausdruck leiht, welche Gott allein dem Menschen einzuhauchen im Stande war. Um die Eigenthümlichkeiten der wallachischen Sprache zu erläutern, werde ich sie vorab mit ihrer Quelle, dem Lateinischen, vergleichen, sodann aber darlegen, welche ursprünglichen Elemente sie aus ihrer Quelle bewahrt, wie auch die Eigenthümlichkeiten, welche sie anderen Idiomen entlehnt hat."[2]) Die merkwürdige Erscheinung jener Sprache, deren sich die sogenannten „sieben Communen" bei Vicenza bedienen, bot Mezzofanti Gelegenheit zur Abfassung einer Dissertation über den Charakter dieses mit dem Einfalle der Cimbern und Teutonen vielleicht in Verbindung stehenden Idioms, welche er im Monat Juli 1816 bei der Akademie vortrug. „Von solcher Art (d. h. durchaus abweichend von der Sprache, welche in unmittelbarster Nähe geredet wird) erscheint der Dialekt, welcher im Norden von Vicenza in einem Umfange von 35 Meilen von 36,000 Bewohnern in sieben Thälern, die ebensoviele Gemeinden bilden, gesprochen wird. Die

[1]) Russell (Ital.), p. 435 „Lingua che ha con la nostra comune l'origine, che quantunque non osi con essa paragonarsi, nondimeno mostrossi ella pure capace di grande altezza, e quando fu adoperata a traslatare dal Greco, si vide nobilmente seguitare l'eloquenza ora grave e robusta, ora piena e copiosa, ora armoniosa e soave de sacri Orator greci, emulatori di Demostene e d'Isokrate . . . ."

[2]) Russell (Ital.), S. 435.

Geschichte des Marius, welcher über die Cimbern einen entscheidenden Sieg in jener Gegend erfocht, ließ die Ansicht entstehen, daß die Sprache auf jene Völker zurückzuführen sei. Auf Grund eines in derselben jüngst zum ersten Mal ans Licht getretenen Buches möchte ich zu der Anschauung hinneigen, daß sie kein Dialekt des heutigen Schwedischen, Norwegischen und Dänischen, sondern vielmehr des Deutschen sei." Indem der Verfasser die Unterschiede zwischen den Muttersprachen und ihren Dialekten in acht Regeln zusammenfaßt und diese auf den vorliegenden Fall anwendet, kommt er zu dem Ergebniß, daß die Sprache der sieben Communen sich vom Deutschen nur dadurch unterscheidet, daß die stärkeren Laute in ihr das Uebergewicht behaupten, einige Worte Abkürzungen, andere Verlängerungen erfahren, und in der Syntax eine mehr dem Toskanischen, als dem Deutschen ähnliche Wortstellung beliebt wird. Ungeachtet der Unterschiede in den Fürwörtern und des Gebrauchs italienischer Worte habe die Sprache der sieben Communen nicht so tiefgehende Veränderungen erlitten, daß die Spuren ihrer Aehnlichkeit mit dem Tyroler Dialekte völlig verwischt worden.[1])

Mezzofanti durfte sich rühmen, mehrere treffliche Schüler damals herangebildet zu haben. Der talentvolle Marchese Angelleli übersetzte 1815 die Elektra des Sophokles, 1816 Antigone und Trachinerinnen, 1823 aber alle sieben Tragödien des Fürsten der griechischen Dramatiker in das Italienische. Außerdem konnte er den tüchtigen Modenesen Celestino Cavedoni, den nachmals bedeutendsten Numismatiker Italiens, von 1816 bis 1821 seinen Schüler nennen. Enge Freundschaft verband beide gelehrte Männer, welche auch nach der Anstellung Cavedonis an der herzoglichen Bibliothek in Modena nicht erkaltete. Aus dem Briefwechsel zwischen Lehrer und Schüler mögen folgende Stellen mitgetheilt werden: „Bologna, den 18. Februar 1822. Ich freue mich zu vernehmen", schreibt Mezzofanti, „daß der Abate Baraldi seine Kenntnisse in den Dienst der Religion stellt. Mit Vergnügen werde ich auf ein Exemplar der „Memorie", welche unter seiner Redaktion erscheinen, abonniren. Sorgen Sie gütigst dafür, daß es mir sobald als möglich zugesandt wird. Die Versendung kann durch die Post geschehen, jedoch muß die Verpackung eine solche sein, daß man alsbald sieht, daß es Drucksachen sind, damit kein volles Porto

[1]) Russell (Ital.), S. 433.

berechnet werde. Auf sofortigen Empfang lege ich das größte Gewicht, damit die Zeitschrift, welche den jetzt leider vielfach im Schwange gehenden religionsfeindlichen Grundsätzen entgegenarbeiten soll, gründlich durchstudirt werden möge. Ihre Münze werde ich morgen untersuchen und, falls mir eine Erläuterung derselben gelingt, Ihnen davon Mittheilung machen“ [1]). Ein anderer Brief an Cavedoni zeigt uns, daß Mezzofanti im Jahre 1823 der georgischen Sprache seine Aufmerksamkeit widmete. „Bologna, 5. April 1823. Von den beiden in Ihrem Briefe angezogenen Werken besitzt dasjenige des P. Giorgi den nämlichen Ruf, welchen sein Verfasser bei Lebzeiten genoß. Schreiben Sie mir, ob das von Ihnen erwähnte Werk in georgischer Sprache handschriftlich, oder im Druck vorhanden ist. Vollkommen gerechtfertigt erscheint Ihre Vermuthung, daß ich seit der Abreise des jungen Arztes aus Tiflis, welcher an hiesiger Universität doctorirte, an jene Sprache nicht mehr gedacht habe. Ach! wie viele Stunden meines Lebens habe ich dem Unterrichtgeben widmen müssen! Thäte ich es nur gut, so möchte ich mich zufrieden geben; wenn aber Jemand zu vieles übernimmt, so thut er nichts, wie es gethan werden müßte“ [2]). Aus Dankbarkeit für die Bemühungen um seine Ausbildung und die Vollendung seiner Werke widmete Cavedoni ihm sein „Spicilegium Numismaticum“. Zur Illustration der Geläufigkeit Mezzofantis im Griechischen fügen wir ein Distichon bei, welches er auf seinen Freund improvisirte, als dieser seine Schrift „über die Antiquitäten des Museums von Modena“ veröffentlichte. Es lautet:

Εἰς Καιλεστῖνον Καυεδόνιον.
Μνήματα τῶν πάλαι ἀνθρώπων σοφὸς ὅσα ἀναφαίνεις,
Ἐκ χρόνος οὐ πέρθει, σοῦ δὲ κλέος θαλέθει [3]).

Eine Zeit lang verwaltete Mezzofanti das nicht beneidenswerthe Amt eines erzbischöflichen Büchercensors. Mit größter Gewissenhaftigkeit kam er auch in dieser Beziehung seinen Obliegenheiten nach, so daß sein Urtheil bei Allen, wenn auch nicht immer Billigung, so doch Achtung sich errang. Als Dogmatiker

[1]) Russell, S. 256.
[2]) Russell, S. 258.
[3]) An Celestino Cavedoni.
Herrliche Ehrenmale enthüllst Du der Weisen der Vorzeit,
Nimmer zerstört sie die Zeit, immer auch blühet Dein Ruhm.

und Canonist war er nämlich auf das tiefste durchdrungen von der Erkenntniß des unberechenbaren Schadens und der entsetzlichen Verwüstungen, welche glaubens- und sittengefährliche Bücher in der Phantasie nicht allein, sondern auch in den höheren Seelenkräften des Lesers anrichten. Nicht selten kam es vor, daß er ganze Partieen von Exemplaren verbotener Bücher kaufte, um sie ihrem wohlverdienten Schicksal im Feuer zu überliefern. Nur derjenige wird an diesem Verfahren Anstoß nehmen, dem unbekannt ist, daß jener oberitalienische Bischof selbst aus dem Munde Göthes das Lob eines klugen Mannes erntete, weil er eine in seine Diöcese eingedrungene Uebersetzung von Werthers Leiden seinen Diöcesanen zu lesen verbot. [1])

Die Jahre von 1817—1820 verliefen für Mezzofanti in seinen gewohnten Beschöftigungen als Lehrer der morgenländischen Sprachen und Oberbibliothekar. Vielfachen Verkehr hatte er in jener Periode im Hause des Legaten, Cardinal Lanti. Von den zahlreichen Fremden, welche ihn besuchten und Mittheilungen über ihn veröffentlichten, sind namentlich Engländer zu nennen. Aus den Notizen, welche Harford, der Verfasser einer Biographie des Michel Angelo hinterlassen, geht hervor, daß Mezzofanti mit den Dialekten der englischen Sprache, namentlich auch mit der Sprache von Wales, genau bekannt war. Im Monat November 1817 besuchte ihn Stuart Rose. Die Unterredung mit Mezzofanti bestärkte ihn im Glauben an die Nachrichten, welche die Geschichte uns über Pico della Mirandola überliefert hat. „Der lebendige Löwe, auf welchen ich anspiele, ist Signor Mezzofanti, welcher bei meiner Begegnung erst 36 (°) Jahre zählte, zwanzig Sprachen las und achtzehn Sprachen schrieb. Aber das ist dabei das Wunderbarste: alle sprach er flüssig und diejenigen, über welche ich ein Urtheil zu fällen in der Lage mich befinde, mit höchster Präcision.

[1]) Baumgartner, Göthe's Jugend. Freiburg 1879. S. 100. „Von meinem ‚Werther'", erzählte er Eckerman, „erschien sehr bald eine italienische Uebersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in Kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der Werther für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle wieder die wirksamsten Mittel ergriff, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu schaffen."

Denn während einer längeren Unterredung, welche wir in der englischen Sprache führten, machte er keinen einzigen Fehler im Gebrauch der Zeiten, die doch für Iren und Schotten einen schweren Stein des Anstoßes bilden. Das Wunder gestaltete sich noch wunderbarer in Folge der Gelehrsamkeit und Bildung des Mannes, Vorzüge, die man bei Linguisten, welche vielfach Zweck und Mittel mit einander verwechseln, selten vereinigt findet. Dem muß beigefügt werden, daß er sich diese Kenntnisse in der Stadt Bologna sammelte, von welcher er sich damals, als ich ihn sah, nie mehr als dreißig Meilen entfernt hatte." [1]) Einen sehr vornehmen Fremden empfing Mezzofanti in der Person des Lord Byron, welcher sich auf der Reise von Rom nach Venedig in Bologna aufhielt. Genau kann das Datum der Zusammenkunft nicht mehr angegeben werden. Eine Mittheilung in der Widmung des vierten Gesanges seines Gedichtes Child Harold macht es jedoch wahrscheinlich, daß die Begegnung mit dem gelehrten Bolognesen vor dem 2. Januar 1818 stattfand. Lord Byron schreibt darüber: „Im Allgemeinen gehe ich nicht gerne mit Gelehrten um; nicht als ob ich ihnen abgeneigt wäre — aber nachdem ich ihre letzten wissenschaftlichen Publikationen belobt, weiß ich nichts mehr über sie zu sagen. Keines Mannes erinnere ich mich, den ich je zweimal zu sehen den Wunsch gehabt hätte — Mezzofanti ausgenommen, ein Sprachenungeheuer, ein Sprachenbriareus, eine wandernde Polyglotte, ein Mann, der zur Zeit des Thurmbaues von Babel als allgemeiner Dolmetsch hätte leben müssen. Wunderbar in der That — er ist dazu ganz anspruchslos. In allen Sprachen, in denen ich auch nur einige Kenntnisse besaß, habe ich ihn geprüft: in allen, sogar im Englischen erregte er mein Erstaunen". [2]) Während aber der wilde, rastlos durch alle Länder daherirrende Lord in Mezzofanti nur den Mann mit der überwältigenden Sprachengabe bewunderte, beurtheilte Mezzofanti ihn nach den Grundsätzen des Christenthums, welche die Vorzüge der Menschen nicht auf Talente, sondern auf religiösen und sittlichen Werth prüfen. „Ach", bemerkte er als seiner Psycholog eines Tages dem Schriftsteller Manavit über Byron, „dieser heillose Skepticismus, welcher schon lange seine Seele unterdrückt hatte, war ihm doch nicht natürlich.

[1]) Russell, S. 225–226.
[2]) Russell, S. 229.

Früher oder später würde er sich demselben entwunden haben. Und dann erübrigte ihm nur noch Eines: er mußte einen Blick auf das glänzendste Blatt in Child Harolds abenteuerlicher Pilgerfahrt werfen, jene Stelle des Gedichtes, wo er, alle Zweifel, Kämpfe und Sorgen seiner Seele prüfend, die Wunden seines Herzens aufdeckend, in dem Schoße des Glaubens seiner Väter Ruhe gesucht und gefunden haben würde." [1])

Im Jahre 1819 besuchte der Kaiser Franz I. von Oesterreich Italien. Bei seinem Aufenthalte in Bologna wünschte er den berühmten Mezzofanti kennen zu lernen. Umgeben von einem Gefolge, welches aus Deutschen, Ungarn, Böhmen und Illyriern bestand, empfing der Monarch den sprachgewandten Professor, welcher anfänglich beim Anblick der hohen Gesellschaft etwas verlegen schien, aber dennoch bald mit solchem Fluß und solcher Präcision der Sprache redete, daß er „nicht allein Befriedigung, sondern Bewunderung und lauten Beifall errang." Einer Einladung des Kaisers, sich in Wien niederzulassen, glaubte er ebensowenig entsprechen zu sollen, als der dringenden Bitte des Großherzogs von Toscana, in Florenz einen hohen Posten einzunehmen. Dagegen erhielt er vom Großherzog den Orden vom h. Joseph, dessen Großkreuz ihm bald nach der Beförderung zum Cardinalat zuerkannt wurde.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft sehen wir Mezzofanti in den Jahren 1818—1820 mehrfach thätig. Am 3. Dezember 1818 trug er in der Akademie seine Dissertation vor über „ein in der Bibliothek des Instituts befindliches merkwürdiges mexikanisches Manuscript." Hier behandelte er eingehend die mexikanischen Hieroglyphen und gab zugleich eine Kritik der Ansichten jener Gelehrten, welche über diesen Gegenstand geschrieben, wobei er auch auf Humboldt zu sprechen kam. Es wurde die Dissertation in den literarischen Zeitschriften sehr günstig beurtheilt. Sodann betheiligte er sich an den Bestrebungen der zur Förderung von Literatur und Kunst 1818 in Bologna ins Leben gerufenen Gesellschaft, während er in dem nämlichen Jahre auch die ausgezeichnete Lobrede auf seinen vielgeliebten Lehrer Emmanuel d'Aponte hielt. Dieser treffliche Gräkologe war bereits am 2. November 1815 heimgegangen und in einer Rede von Filippo Schiassi, Professer der

[1]) Manavit, S. 106.

Numismatik in Bologna, gefeiert worden. Mezzofanti aber als dankbarer Schüler hielt sich noch speziell für verpflichtet, dem theuren Lehrer einen Kranz auf das Grab zu legen. Der Panegyrikus beschäftigte sich nach einer knappen Lebensskizze d'Apontes mit einer eingehenden Kritik über die von dem Verstorbenen in seiner griechischen Grammatik befolgte Lehrmethode — ein System, welches Mezzofanti selbst bei der Erlernung neuer Sprachen zur Anwendung brachte, und das darin besteht, „daß man ihre normale Struktur, das Princip, welches den Flexionen zu Grunde liegt, insbesondere aber dasjenige Grundgesetz, welches die Veränderungen der Buchstaben in Gemäßheit der verschiedenen Organe der Sprache beherrscht, festsetzt.“ [1]) Der Schluß der Rede bietet eine treffliche Exhortation zum Studium der herrlichen griechischen Sprache. „Auch fortan,“ sprach der gewandte Redner, „sollen, meine lieben jungen Freunde, diese Studien hier ihre Pflege finden, dazu ladet uns das Vermächtniß des Paters d'Aponte ein. Die von ihm zur Anwendung gebrachte Methode, welche nicht so sehr das Gedächtniß belastet, als den Verstand übt, den guten Sinn zur Basis für die Erklärung eines Schriftstellers macht, wird zweifelsohne jenen Eifer zu erwünschtem Ziele führen, welcher sich bei dieser feierlichen Gelegenheit wiederum erneuert, ein Eifer, so groß, daß, hätte ich heute blos die zu bewältigenden Schwierigkeiten angezeigt, Ihr desungeachtet Kraft zur Ueberwindung derselben schöpfen würdet. Fasset Muth und bewahret eurem Vaterlande den Ruf der Förderung griechischer Studien. Denn Italien war es, wo die griechischen Musen, als sie vor herandrängender Barbarei aus dem Osten flohen, ein sicheres Asyl fanden. Lehrer des Griechischen erfüllten damals unsere Städte, wo sie Schulen errichteten und sich des Schutzes hochsinniger Patrone erfreuten. In Rom war es Nikolaus V., der die griechischen Studien förderte, um Cardinal Bessarion schaarten sich Männer von tiefer Gelehrsamkeit, welche den Glanz der athenienſischen Schule erneuerten und eine weisere Philosophie als jene betrieben. Dank den von diesen beiden Männern und den Fürsten Italiens gesammelten Schätzen, Dank der Erhabenheit des italienischen Genius, erreichten griechische und lateinische Literatur bald den höchsten Grad der Entwickelung, erwachte ein neues goldenes Zeitalter. Eine zahllose Schaar von Namen hervorragender

[1]) Russell, S. 232.

Männer steigt hier vor meinem Geiste auf. Indeß möchte ich lieber meine Blicke auf die Zukunft richten und jene Reihe anschauen, welche mit Euch anhebt. Fürchtet nicht, es möchten die Studien, zu welchen ich Euch ermuntere, Euch von der Pflege tieferer Wissenschaften ablenken. Manchfach sind die Gedanken, manchfach die Sorgen, welche ein jugendliches Gemüth zerstreuen, seinen Eifer abkühlen, seine glänzendsten Hoffnungen zu Schande machen. Nein: Theologen, Juristen, Philologen, Aerzte, Mathematiker, alle Vertreter aller Wissenschaften haben im Studium der griechischen Sprache süßen Trost gefunden. Viele Wissenschaften erreichten in Griechenland einen hohen Grad der Entwickelung, zu andren wurde hier der Grund gelegt, die meisten tragen Namen, welche der griechischen Literatur entlehnt sind, alle kommen auf das Griechische zurück, wenn sie mit Würde und Kraft ihre Gegenstände benennen und eine streng logische Definition derselben geben wollen. Diese Studien sagte Jemand, der ihrer Pflege soviel verdankt, verleihen der Jugend nützliche Kenntnisse, erheitern die späteren Jahre, erheben im Glück, bieten ein Asyl im Unglück, ergötzen in der Stille des Hauses, stützen uns bei wichtigen Angelegenheiten, sichern dem Reisenden Achtung und Einfluß in fremdem Lande, trösten in der Heimath mit dem reinsten Vergnügen. Pfleget daher in erster Linie die ernsten Wissenschaften, das Griechische aber möge folgen als treue Begleiterin, Euch helfen und erheben. Pfleget nichts Anderes als Religion und Wissenschaft, und erfüllen werdet Ihr die Hoffnungen Eueres Vaterlandes. In dieser Weise könnt Ihr den Absichten des edelsten der Fürsten, des heiligen Vaters, gerecht werden, welcher den Glanz dieser Hochschule mehrt, indem er durch weise Gesetze Euere Bildung, Eueren Ruhm erhebt. Während Ihr Euere Carrière verfolgt und mit zunehmender Kenntniß im Griechischen auch Euere Liebe zu dieser Sprache an Innigkeit gewinnt, werde auch ich meinerseits an Eueren Fortschritten mich erfreuen. Dieser Fortschritt wird ein unsterbliches Denkmal meines Lehrers d'Aponte bilden, welchem ich zu ewigen Dank verpflichtet bin, da wir denjenigen Dank, Hochachtung und Liebe schulden, welche durch Wort und Beispiel uns den Weg zur Tugend und Gelehrsamkeit bahnen und uns unablässig ermuntern, unser Leben würdigen Zielen und wahrem Glück zu widmen." [1])

[1]) Russell, S. 232—233.

Dieſer herrliche Schluß der Lobrede auf d'Aponte legt glänzendes Zeugniß ab, wie für den echten Humanismus, welcher Mezzofanti beſeelte, ſo von ſeinem tief chriſtlichen Sinne, welcher die Gelehrſamkeit und Weisheit nicht um ihrer ſelbſt willen ſuchte, ſondern im Lichte der Wahrheiten des Chriſtenthums auffaßte und ſie den höchſten Zwecken des Menſchen dienſtbar machte. Leider kann nicht behauptet werden, daß Mezzofantis ernſte Ermunterungen einen fruchtbaren Boden gefunden, im Gegentheil haben die griechiſchen Studien auf den italieniſchen Schulen unſerer Zeit bei weitem nicht jene Berückſichtigung gefunden, welche ihnen ihrer Natur nach, wie gemäß den ruhmreichen Traditionen der Vorzeit zukommen ſollte.[1]) Bei Gelegenheit ſeines fünfzigjährigen Prieſter-Jubiläums erhielt d'Aponte als Feſtgabe von Mezzofanti einen von letzterem in hebräiſcher Sprache verfaßten Pſalm, von welchem der Anfang hier lateiniſch folgen möge: Nomen tuum, Emmanuel, nomen bonum, sicut oleum effusum, propterea excurrerunt adolescentes et dilexerunt te. Ueber den Werth der lateiniſchen Sprache für das Studium des Italieniſchen hat Mezzofanti ſich im Jahre 1825 bei Gelegenheit der Creation einiger Doctoren der Rechte in ſehr verſtändnißvoller Weiſe verbreitet.[2])

Höchſt intereſſant iſt das Zeugniß über Mezzofanti, welches wir der Feder des gelehrten Dänen Molbech verdanken, der nachmals den Poſten eines erſten Secretärs an der königlichen Bibliothek in Kopenhagen bekleidete und als Verfaſſer des beſten däniſchen Wörterbuches eines großen Ruhmes genießt. „Ich ſprach Deutſch mit ihm; er aber unterbrach mich mit der däniſchen Frage: Hvorledes har det behaget dem i Italien? (Wie hat Ihnen Italien gefallen?), und ſetzte die däniſche Converſation beinahe ſolange fort, als ich bei ihm war. Aus Mangel an Uebung ſprach er das Däniſche allerdings nicht mit jener Leichtigkeit, wie Deutſch und Engliſch, aber doch mit beinahe vollſtändiger Correctheit! Was däniſche Bücher anlangt, ſo fand ich in ſeiner ausgezeichneten Bibliothek nur die Grammatik von Baden, das norwegiſche Lexikon von Hallage und in der Univerſitätsbibliothek das isländiſche Wörter-

[1]) Hergenröther, der Kirchenſtaat. S. VII der Vorrede.

[2]) Josephi Mezzofanti, praefecti bibliothecae Archigymnasii Bononiensis, doctoris linguae Graecae et linguarum orientalium, sermo habitus, quum iurisprudentiae auditores laurea donarentur. A. MDCCCXXV.

buch von Haldorſon, in welchem ich ihm aus der Vorrede einige Seiten als Probelektion auf ſeinen Wunſch vorlas. Unſere Unterredung bewegte ſich vorzüglich auf dem Gebiete der nordiſchen und deutſchen Literatur; in der letzteren iſt er außerordentlich bewandert. Als Liebhaber deutſcher Dichtkunſt hat er ihr bei Männern und Frauen in Bologna Eingang verſchafft, wo Schiller und Goethe, welche man in Rom nur dem Namen nach kaum kennt, gegenwärtig im Urtext geleſen werden und in allen Buchhandlungen vorräthig ſind".[1])

In der Periode vom Jahre 1820—1831, in welcher der Sprachſchatz Mezzofantis bedeutende Bereicherungen erfuhr, mehren ſich in gleicher Weiſe die Ausſagen competenter Beurtheiler über ſeine erſtaunliche Gloſſolalie.

Die am 20. September 1820 eintretende Sonnenfinſterniß veranlaßte den ungariſchen Aſtronomen Baron Zach, in Bologna ſeine Beobachtungen anzuſtellen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er eine Unterredung mit Mezzofanti, über welche er in ſeinem „aſtronomiſchen Journal" Bericht erſtattete. „Die Sonnenfinſterniß war das eine, Mezzofanti das andere Wunder für uns. Dieſer außerordentliche Mann iſt ein Nebenbuhler des Mithridates, zweiunddreißig lebende und todte Sprachen redet er in folgender Weiſe. Er redete mich an in Ungariſch und zwar mit einem ſo gelungenen Compliment, daß ich überraſcht war. Dann ſprach er Deutſch mit mir, gut Sächſiſch, ſowie im öſterreichiſchen und ſchwäbiſchen Dialekte, und zwar mit einer Genauigkeit des Accentes, die mein Staunen erregte und mir ein Lächeln abzwang bei dem Gedanken an den Gegenſatz zwiſchen der Menge der Sprachen und dem Aeußeren dieſes merkwürdigen Mannes. Engliſch ſprach er mit Kapitän Smith, Ruſſiſch und Polniſch mit dem Fürſten Volkonski, und zwar nicht ſtotternd und ſtammelnd, ſondern mit einer Flüſſigkeit, als wenn es ſeine Mutterſprache, der Dialekt von Bologna, geweſen wäre."[2]) In einem ſpäteren Bericht ſeiner „aſtronomiſchen Correſpondenz" widerlegte Zach die Zweifel, welche mancherorts an der Glaubwürdigkeit ſeines Berichtes über Mezzofanti gehegt worden.

Nicht ſo günſtig drückt ſich Blume in ſeinem „iter italicum"[3])

[1]) Ruſſell, S. 239.
[2]) Ruſſell, S. 243.
[3]) Blume, Iter italicum II, 152.

über Mezzofanti aus. Zwar gibt er zu, wenige Italiener, welche die deutsche Sprache derart vollendet wie der Bologneser Professor sprachen, angetroffen zu haben; anderseits aber fordert er, daß man Sprachfertigkeit nicht mit philologischer Kenntniß verwechsle, insbesondere aber wirft er ihm vor, in seiner Gegenwart das Plattdeutsche mit dem Holländischen verwechselt und jeden Unterschied zwischen beiden Sprachen in Abrede gestellt zu haben. Dem gegenüber ist aber zu bemerken, daß Mezzofanti denn doch eine ganz andere Erscheinung darbet als solche Männer, welche es sich an bloßer Sprachfertigkeit genügen lassen. Die letztere wird übrigens das Gebiet weniger Sprachen und zwar solcher, in welchen man beständig Gelegenheit zur Conversation erhält, selten überschreiten, während Mezzofanti die allerverschiedensten Sprachen nicht allein redete, sondern auch schriftlich handhabte. Ohne einen tiefen Einblick in das innerste Wesen der einzelnen Idieme hätte hier naturnothwendig eine babylonische Verwirrung entstehen müssen. Mezzofanti aber ging nicht allein nach den bisher beigebrachten und weiter unten noch zu vermehrenden Zeugnissen von einer Sprache zur anderen ohne die mindeste Schwierigkeit über, sondern er erfaßte die Idieme auch, wie wir gerade bei seiner Methode im Griechischen und der Probe aus der Dissertation über das Wallachische und seinen Zusammenhang mit der lateinischen und italienischen Sprache gesehen haben, mit einer Gründlichkeit, welche jedem, auch einem deutschen Philologen Ehre machen würde. Ein anderes prima facie Urtheil, welches etwa sechzehn Jahre nachher der damals noch am Beginn seiner glänzenden Laufbahn stehende Friedrich Wilhelm Ritschl über Mezzofanti fällte, erledigt sich nach dem Gesagten von selbst. „Bibliothekar war Mezzofanti . . . Die Besucher der Bibliothek dienten ihm wesentlich als animae viles, um seine Sprachfertigkeit an ihnen zu üben; in wissenschaftlichen Zwecken sie zu fördern, dazu fehlte ihm nicht nur der Wille, sondern auch die Fähigkeit." Dieses herbe Urtheil kann nur auf die Unkenntniß zurückgeführt werden, in welcher sich Ritschl hinsichtlich der Antecedentien Mezzofantis in Bologna befand. Wenn ihm außerdem Mangel einer Ahnung von vergleichender Sprachforschung vorgeworfen wird, so muß doch unter Hinweisung auf seine wissenschaftlichen Leistungen in Bologna betont werden, daß das vergleichende Sprachstudium zu jener Zeit noch in seinen Anfängen begriffen war, und Mezzofanti in dieser Beziehung auch nicht ein-

mal die leiſeſten Prätenſionen erhob. Daneben aber bekennt Ritſchl auch zu Gunſten des Bibliothekars: „Ich redete ihn italieniſch an, das nahm er beinahe übel; denn es iſt wahr: es mögen Fremde von zwanzig Nationen zugleich auf der Bibliothek ſein, er redet mit jedem ſeine Landesſprache, er redet jede gut, mit ſehr wenig fremdartigem Accent und ohne alle Anſtrengung“.[1])

Neben ſolchen Fremden, welche Mezzofanti beſuchten, um ſeine Sprachkenntniſſe zu prüfen, kamen andere nach Bologna, welche für ihn hinwiederum eine Quelle zur Bereicherung ſeines Wiſſens wurden. Von einem Armenier, welcher 1818 dort anlangte, erlernte er das Armeniſche. Im Jahre 1820 ſchrieb ihm der Abate Giovanni Zohrab, Profeſſor der armeniſchen Literatur, aus Mailand: „Nach meiner Abreiſe von Bologna iſt das Andenken an Sie nicht aus meinem Sinne gewichen... Da ich im Begriff ſtehe, nach Paris abzureiſen, ſo glaubte ich, einem Armeniſten, wie Sie es ſind, davon Mittheilung machen zu ſollen.“[2]) Mezzofanti erwiderte: „Fortwährend ſteht mir die Gefälligkeit vor Augen, mit welcher Sie während Ihres Aufenthaltes in Bologna als gewiegter Kenner die Vorzüge und Schönheiten des edlen armeniſchen Idioms mir erſchloſſen haben.“[3]) Bei Gelegenheit eines nachmaligen Beſuches in S. Lazaro bei Venedig, dem europäiſchen Hauptkloſter der Mechitariſten, hat er ſeine Kenntniſſe im Armeniſchen bedeutend vertieft. Eines Georgiers, mit Namen Tiflis, welcher in Bologna ſich dem Studium der Medicin widmete, wurde oben ſchon gedacht; er machte Mezzofanti mit der georgiſchen Sprache bekannt. Der Profeſſor der Theologie, Franziskanerpater Raphael Bariſchichzpa aus Bosnien, nachmaliger Biſchof und Apoſtoliſcher Vikar in ſeiner Heimath, legt Zeugniß ab für Mezzofantis Tüchtigkeit im Türkiſchen.[4]) Andere kamen nach Bologna, um aus den reichen Schätzen

[1]) Friedrich Wilhelm Ritſchl. Von Otto Ribeck. 1879. I, 195.

[2]) Russell (Ital.), p. 412. „ho creduto bene di partecipar tale notizia ad un Armenista come Lei...“

[3]) Ruſſell (Ital.), S. 412.

[4]) Russell (Ital.), p. 450. „Dum Bononiae theologicas praelectiones in Coenobio S. Annuntiationis studiosae iuventuti Seraphicae militiae addictae traderem, honorem et fortunam nactus fui noscendi Te, Rmme Domine! Ib. frequentius dulcissimis Tuis colloquiis, patrio etiam meo sermone concinnatis, recreatus fui. Ibi omnigenam eruditionem, omniumque nationum linguis Te disserentem ceu divinitus afflatum, non sine magna admiratione audivi.“

seines Wissens zu trinken. Neben Cavedoni, welcher bereits oben erwähnt wurde, saßen damals zu seinen Füßen Liborio Vegetti, nachher Bibliothekar in Bologna, und Ippolito Rossellini, der Freund und Mitarbeiter Champollions, welcher kaum zwanzigjährig eine Professur an der Universität Pisa erhielt. Ohne Zweifel hatte dieser bedeutende Orientalist Mezzofanti zum Lehrer in Sanskrit, da wir aus einem italienisch geschriebenen Briefe des Francis Hare an Mezzofanti (Juni 1819) entnehmen, daß der letztere im Wintersemester 1820 eine Vorlesung über diese Sprache angekündigt hatte, bei deren Eröffnung Hare „ebenso anwesend zu sein hofft, wie er der ersten Vorlesung Mezzofantis im Griechischen beigewohnt habe.“ [1]) Neben den Vorlesungen an der Universität fuhr Mezzofanti fort, Privatunterricht in vornehmen Familien zu ertheilen. So führte er den Sohn des Archidiakon Hare in die italienische Sprache ein, die Gräfin Granville, welche bei ihrer Tante, der Gräfin Marescalchi wohnte, machte er mit dem Englischen bekannt.

Im Jahre 1823 ging Pius VII., nachdem er seinen gewaltigen Gegner hatte ins Grab steigen sehen, in die Ewigkeit. Der Nachfolger auf dem h. Stuhl, Leo XII., bewies Mezzofanti alsbald dadurch sein Vertrauen, daß er ihn zum Mitglied des Collegiums der Consultoren berief. Auch war es der nämliche Papst, welcher ein neues Statut zur Regelung der Studien an den Universitäten des Kirchenstaates promulgirte; dem Statut selbst ist als Einleitung voraufgeschickt eine von dem Präfekten der Studiencongregation, Cardinal Francesco Bertazzoli, entworfene Paränese an die studirende Jugend. Die trefflichen Vorschriften, welche im Statut vom Papste für Lehrer und Schüler gegeben werden, verdienten allerwärts treue Befolgung. Worauf insbesondere aufmerksam gemacht werden muß, das ist die herrliche Vorrede des Cardinals Bertazzoli, die sich über die Ordnung, in welcher die höheren Studien zu betreiben sind, eingehend verbreitet und in großartigen Zügen die Principien wieder in die Erinnerung ruft, gemäß welchen die natürlichen Wissenschaften der Vertheidigung und Erläuterung der übernatürlichen Wahrheit des

[1]) Russell (Ital.), p. 422. „Io credo che voi abbiate fatto molto progresso nel Sanscrito, mentre annunciate un corso di letture in quella lingua per la prossima stagione.“

Christenthums zu dienen haben. Mit weitausschauendem Blicke beschreibt der Kirchenfürst die großen Verheerungen, welche die moderne Philosophie durch Leugnung der Gottebenbildlichkeit des Menschen und die vom Christenthum abgefallene medicinische Wissenschaft durch ihre materialistische Richtung anrichtet.[1]) Mezzofantis Charakter, Frömmigkeit und Wissenschaft bürgen gleichmäßig dafür, daß er diese höchst wichtige Constitution des Papstes, welche während seiner Amtsthätigkeit in Bologna promulgirt wurde, soweit sie seine Lehrthätigkeit betraf, auf das Gewissenhafteste befolgt haben wird.

Für deutsche Leser erscheint von besonderem Interesse der Bericht, welchen uns der berühmte Philolog Friedrich Jacobs über seinen Besuch bei Mezzofanti hinterlassen hat. „Aber diese Männer besaßen doch nur einen Theil des Talentes, durch welches Mezzofanti so bewunderungswürdig ist, das große und sichere Gedächtniß, ohne welches die Aneignung einer Sprache freilich unmöglich ist; aber um sie correct und mit Geläufigkeit, um sie mit fehlerfreier Aussprache und richtigem Tone zu sprechen, um ein Gespräch darin zu führen, dazu werden ganz andere Gaben als ein großes Gedächtniß erfordert. Wie klein ist verhältnißmäßig die Zahl derer, die sich, selbst während eines längeren Aufenthaltes unter einem Volke, der Landessprache so weit bemächtigen, daß sie den Ausländer nicht verriethen! Und wie schnell verliert sich die mühsam erworbene Fertigkeit, wenn sie nicht durch fortgesetzte Uebung im Gange erhalten wird! Mezzofanti aber hat sein Vaterland nie verlassen, und bei der Menge der Sprachen, die er spricht, müssen oft lange Zwischenräume eintreten, in denen sich keine Gelegenheit zur Uebung darbietet. Daß er ein Italiener ist, muß auch in Erwägung gezogen werden. Polen und Russen, durch consonantenreiche Sprache geübt, eignen sich leicht die Eigenthümlichkeiten eines milderen Idioms an; aber was kann weiter von einander liegen,

[1]) Collectio legum et ordinationum de recta studiorum ratione editarum a Ss. D. N. Leone XII. et s. congregatione studiis moderandis. Romae 1828, p. 13 der Vorrede. „Caveant autem praecipue, ne quosdam praesentis temporis physiologos incaute legant, qui sibi palmam meruisse gratulantur, dum officiorum hominis obliti, et omnia tum civis, tum religiosi viri munera pessumdantes, nihil aliud in homine se invenisse ovantes conclamant, quam organa corporea, quam sensibilitatem seu potius sensualitatem, quibus omnes humani generis functiones peragi comminiscuntur."

als die flüſſige Weichheit eines italieniſchen und die Arbeitſamkeit eines ſlaviſchen und ungariſchen Organs? als die vollen Töne des ſchönen Landes ove'l si suona, und die gemiſchten, ſelten reinen, bald breit gezogenen, bald flüchtig geliſpelten Laute des nebligen Albion?" Hierauf liefert Jacobs Mittheilungen über ſeinen Beſuch bei Mezzofanti. „Dieſen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, mußte ich wenigſtens den Verſuch machen. Ich wurde auf das Beſte aufgenommen. Wir unterhielten uns länger als eine Stunde in deutſcher Sprache, ſo daß ich hinlänglich Gelegenheit hatte, mich von der Fertigkeit zu überzeugen, welche er in dieſer beſaß. Seine Unterhaltung war belebt, ſein Ausdruck gewählt und richtig, die Ausſprache durchaus nicht fremdartig, und nur hie und da, wie es mir vorkam, mit einem Anfluge oberdeutſchen Accentes bezeichnet. Er war mit deutſcher Literatur nicht unbekannt, ſprach unter Anderem von Voſſens Verdienſten um Metrik und äußerte einiges Bedenken über die Nachahmung der alten Silbenmaße. Seine Urtheile waren treffend, wie ſein Ausdruck, und ohne Anmaßung. Dieſes Gebrechen talentvoller Leute ſcheint ihm gänzlich fremd. In ſeinem ganzen Charakter iſt keine Spur von Charlatanismus zu finden. Mezzofanti iſt von mittlerem Wuchſe, doch mehr klein; er iſt mager und blaß, ſein Ausſehen wie das eines ſchwächlichen Mannes" [1]). Dieſes gründliche Urtheil des berühmten deutſchen Philologen wurde (für ſein Tagebuch) am 28. Auguſt 1825 niedergeſchrieben.

Neben Jacobs war es der vor einigen Jahren verſtorbene Profeſſor der Theologie an der Univerſität Halle, Dr. Tholuck, welcher Mezzofanti in den zwanziger Jahren beſuchte. Der damalige Kronprinz von Preußen, welcher nachmals als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron beſtieg, einer der kunſtſinnigſten und religiöſeſten Fürſten Europas in unſerem Jahrhundert, hatte in Folge ſeiner Unterredung mit Mezzofanti zu Bologna 1828 einen ſo günſtigen Eindruck von dem letzteren empfangen, daß er dem Prediger bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Rom, Dr. Tholuck, der im Begriffe ſtand, nach Deutſchland zurückzukehren, dringend den Rath ertheilte, Bologna nicht zu paſſiren, ohne Mezzofanti kennen gelernt zu haben. „Denn er iſt," fügte der Kronprinz hinzu, „ein wahres Wunder; mit

[1]) Vermiſchte Schriften von Friedrich Jacobs, Theil VI, 524—527.

mir unterhielt er sich im Deutschen wie ein Deutscher, mit dem Geheimerath Ancillon sprach er das reinste Französisch, mit Bunsen Englisch und mit dem General Gröben Schwedisch." [1]) Daß er die schwedische Sprache „vollkommen richtig sprach", bezeugte nachmals der königl. schwedische Hof-Stallmeister Braunerhjelm, welcher bei der Unterredung des Prinzen Oscar mit Mezzofanti gegenwärtig war. Tholuck befolgte den „dringenden Rath" des Kronprinzen und legte über seine Zusammenkunft mit dem Bologneser Gelehrten in einem „in echtem Englisch" verfaßten Briefe an Dr. Russell einen höchst interessanten Bericht nieder, aus welchem wir folgende Stelle entnehmen. „Auf der Reise von Rom nach Deutschland in Bologna angekommen, erachtete ich es für meine erste Pflicht, den eminenten Linguisten zu besuchen. In meiner Begleitung befand sich ein junger Däne, welcher auch in der von nur wenigen Bewohnern in Schleswig oder Friesland gesprochenen friesischen Sprache bewandert war. Mezzofanti begann die Unterredung in deutscher Sprache, in welcher ich dieselbe etwa eine viertel Stunde lang fortsetzte. Er sprach das Deutsche fließend, aber nicht ohne ein Paar kleine Fehler. Ich bemerkte deren vier, welche ich mir sofort notirte. Auch war sein Accent kein rein deutscher, sondern derjenige von Polen und Böhmen, die Deutsch sprechen. Der Grund dieser Erscheinung ist bei Mezzofanti in dem Umstande zu suchen, daß er sein Deutsch von Angehörigen jener Nationen, österreichischen Soldaten, gelernt hat. Plötzlich führte ich die Unterhaltung in arabischer Sprache, in welcher ich in Folge längeren Verkehrs in einer Familie, welche sich derselben bediente, eine ziemliche Gewandtheit besaß. Ohne zu zögern, kleidete auch Mezzofanti seine Antwort in die arabische Sprache ein, allerdings sprach er langsam, aber correct, aus Mangel an Uebung ging er langsam von einem Worte zum anderen. Dann wandte ich mich zum Holländischen, was ihm unbekannt war, seine Antwort erfolgte in dem verwandten Dialekte des Flämischen. Englisch und Spanisch sprach er mit größter Flüssigkeit, in dänischer Sprache aber angeredet, antwortete er auf Schwedisch. Das Friesische war ihm unbekannt. Nachdem ich ihn ersucht hatte, einige Zeilen als Andenken für mich zu Papier zu bringen, zog er sich in sein Privatzimmer zurück und schrieb unverzüglich ein Distichon

[1]) Russell, S. 271.

in persischer Sprache ohne langes Nachdenken nieder. Wir hatten nämlich kurz vorher die Unterhaltung auf die persische Sprache gelenkt, welche ich gerade damals zum Hauptgegenstand meiner Studien gemacht hatte, und in welcher Mezzofanti, wenn auch nur langsam, wie das auch bei mir der Fall war, sich zu unterhalten im Stande war. Unterdessen gestattete er mir einen Einblick in seine Bibliothek. Als ich eine Grammatik des in Cornwall gesprochenen Dialektes öffnete, fand ich darin einige Blätter, enthaltend eine Reihe von Wörtern sammt Paradigmen der Grammatik; von seiner Methode, neue Sprachen zu erlernen, behauptete er, sie sei identisch mit derjenigen unserer Gymnasiasten und bestehe darin, daß er Worte und Paradigmen zu Papier bringe und auswendig lerne. Die Zahl derjenigen Sprachen, welche er gut zu verstehen glaubte, betrug mehr als zwanzig; diejenigen, welche er nur unvollkommen inne hatte, bezifferten sich desgleichen auf einige zwanzig. Von den poetischen Leistungen der verschiedenen Nationen sprach er als ein Mann von Geschmack; der Wissenschaft der Philosophie der Sprache schien er jedoch noch nicht nahe getreten zu sein."[1]) Leider war Dr. Tholuck nicht mehr in der Lage, die vier Fehler Mezzofantis nachmals bestätigen zu können; dem Dr. Russell meldete er, diese sammt dem persischen Distichon verloren zu haben. Die von Tholuck bezeugte große Fertigkeit Mezzofantis im Spanischen gewinnt an Gewicht durch die Thatsache, daß er sogar im Stande war, Andere in die Kenntniß dieser Sprache einzuführen. Einer seiner trefflichsten Schüler war der Cardinal Giustiniani. Am 15. Oktober 1816 schreibt er demselben in spanischer Sprache: „Diesen Morgen, am Tage der h. Teresa, habe ich in der Kirche der unbeschuhten Carmeliter Messe gelesen und ein besonderes Memento für meinen trefflichen Schüler gemacht. Wohl kann ich mich eines solchen Schülers rühmen; aber kein Stolz liegt darin für mich, denn ihm kommt alles Verdienst zu. Ihr Brief athmet echte castilianische Sprache. Unter denjenigen, welche viel für Sie beten, befindet sich meine Mitschülerin im Griechischen, Señora Clotilda Tambroni."[2])

Gegen Ende der zwanziger Jahre schrieb Mezzofanti für das von dem Professor der Exegese in Bologna, Zama Melini, zu veröffent-

[1]) Russell, S. 277–278.

[2]) Russell (Ital.), p. 83 „La carta de V. S. tiene sabor castellano ...

lichende Buch „Institutiones biblicae tironum usui accomodatae“ eine kurze Kritik der heute in Asien lebenden Sprachen, in welcher er sich ausführlich über die Bedeutung und die Vorzüge des Arabischen und Sanskrit verbreitet. „Das Arabische,“ sagt Mezzofanti, „überragt an Reichthum und Verbreitung jede andere semitische Sprache. Es gehört zu den lebenden Sprachen und ist mehr oder weniger reich und ausgebildet je nach der Culturstufe derjenigen Völker, welche sich seiner in den ungeheuren Länderstrichen Asiens und Afrikas bedienen. Es besitzt große Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, darf aber nicht damit verwechselt werden. Noch weniger darf angenommen werden, als ob das Hebräische vom Arabischen stamme, oder nur ein Dialekt desselben sei. Am meisten verwandt mit dem Arabischen ist die äthiopische Sprache, und auf Grund dieser Verwandtschaft nicht ganz unähnlich dem Hebräischen. Haupt einer in Asien weitverbreiteten Sprachenfamilie ist die Sanskritsprache, welche aber ebenso wie die lateinische zu den todten Sprachen gehört; mehr als vierzehn lebende Sprachen in Ostindien sind aus ihr hervorgegangen[1].“ Wie edel und uneigennützig Mezzofanti die ihm von oben verliehenen Sprachtalente in den Dienst der Kirche stellte, dafür liegen aus jener Zeit zwei schöne Beispiele vor. Am 27. März 1827 berichtete er dem Cardinal Della Somaglia über zwei Franziskaner, welchen er in der türkischen Sprache Unterricht ertheilt hatte: „Der bosnische Franziskaner P. Stefano Mathievich erinnert sich der freundlichen Gesinnungen gegen mich, welchen Euer Eminenz in jenem Briefe Ausdruck zu leihen die Güte hatten, in dem Sie an mich das Ersuchen stellten, ihm sammt seinem Begleiter P. Mariano Shunich in den zu einer gedeihlichen Wirksamkeit in den bosnischen Missionen nothwendigen orientalischen Sprachen Unterricht zu ertheilen. Indem er sich gegenwärtig nach Rom begibt, wünscht er von mir ein Zeugniß über seine Fortschritte .... Ich bezeuge daher, daß derselbe mit Rücksicht auf die Zeit und Beschäftigung mit anderen wichtigen Studien in den morgenländischen Sprachen und namentlich in der türkischen erhebliche Fortschritte gemacht hat.“[2])

[1]) Manavit, S. 65.

[2]) Russell (Ital.), p. 423. „asserisco che avuto riguardo al tempo che in mezzo ad altri gravi studi ha potuto dare alle lingue orientali egli ha fatto, massime nella Turca, notabile profitto.“

In die letzten Jahre seines Aufenthaltes in Bologna fallen auch die ersten Beziehungen, in welche er zu seinem nachmaligen hohen Gönner, dem gelehrten Camaldulenser Mauro Cappellari[1]), trat, welcher als Gregor XVI. den h. Stuhl bestieg. Im Jahre 1826 durch Leo XII. mit dem Purpur geschmückt, erhielt Cappellari bald darauf die wichtige Stelle eines Präfekten [illegible]ngregation der Propaganda. Selbst tüchtiger Orientalist, war er auch im Stande, die eminenten Kenntnisse und Verdienste des Oberbibliothekars von Bologna zu würdigen und in den Dienst der Kirche zu stellen. Demgemäß übersandte er 1827 an Mezzofanti ein orientalisches Manuscript von liturgischer Bedeutung mit dem Ersuchen, sich gutachtlich über Werth und Bedeutung desselben zu äußern, ein Wunsch, welchem dieser in vollem Maße dadurch entsprach, daß er nicht allein eine genaue Uebersetzung desselben lieferte, sondern auch ein eingehend gehaltenes Votum über die Handschrift beilegte. Der Cardinal bekundete dann seine Zufriedenheit in einem freundlichen Dankschreiben, welchem eine Summe von einhundert Scudi beigelegt war, die Mezzofanti indeß großmüthig alsbald nach Rom zurückſandte und zu Missionszwecken der Propaganda verwendete.[2]) Auch dem Grafen Valdrighi in Modena bewies er sich behülflich in der Erklärung eines Manuskriptes in birmanischer Sprache. „Obgleich Ihr Manuskript," schrieb er dem Grafen, „das erste in seiner Art ist, das mir zu Gesichte kam, so erkenne ich aus demselben dennoch sofort, daß das Papier eine Schrift, oder, um genauer zu sprechen, einen Stich enthält, und zwar in birmanischer Sprache, welche im Königreich Ava[3]), sowie in allen von demselben abhängigen Provinzen in den gebildeten Klassen gesprochen wird. Den Charakter der

[1]) Als gründlichen Theologen hat Mauro Cappellari sich einen Namen erworben durch das zweibändige Werk „Il trionfo della S. Sede"; über seine Bildung in den exacten Wissenschaften handelt der schöne Aufsatz von Reumont „Don Mauro Cappellari und Gaspare Salvi" in den Beiträgen zur italienischen Geschichte II, 345 ff.

[2]) Im Jahre 1828 handelte es sich um die Correctur einer neuen Ausgabe des Breviers der Maroniten, vgl. Russell (Ital.) p. 135. „La nazione Maronita priva oramai dei Breviari per essere esaurite le copie dell' antica edizione, è nella necessità di procurarne una nuova . . . In tale bisogno la Sagra Congregazione è costretta a rivolgersi a. V. S."

[3]) Das birmanische Reich wird auch Ava genannt, vgl. Daniel, kleineres Handbuch der Geographie, S. 162.

Schriftzüge konnte ich vermittels eines 1776 und 1787 in der Propaganda gedruckten Alphabetes deuten, welches mir ein einziges Mal zu Gesichte gekommen ist. Da meine Kenntnisse in dieser Sprache nicht weiter gingen, so befand ich mich außer Stande, Ihnen genauere Informationen darüber zu ertheilen. Nur will ich bemerken, daß der Stoff von jenen Palmblättern gewonnen wird, deren die Einwohner sich zum Schreiben oder Stechen bedienen. Diese Art von Palmen, welche sich von den übrigen Palmen nicht bedeutend unterscheidet, soll ein Alter von hundert Jahren erreichen, dann aber, sobald sie Früchte hervorgebracht hat, absterben. Sie werden Auskunft über den Charakter der birmanischen Schriften von mir wünschen. Das Volk soll sehr unwissend sein, sogar die Klasse der Talapuini, welche nach dem Vorgange der Pythagoräer in einer Art von Collegium ein gemeinschaftliches Zusammenleben führt, besitzt nur einen geringen Grad von Bildung. Ihre Studien beschränken sich auf zwei Bücher, Kammua und Padinot. Die Barnabitenväter, welche mehrere Kirchen in Ava errichtet und mit unglaublichem Eifer der Predigt des Evangeliums in jenen weit ausgedehnten Länderstrichen obgelegen, haben zum Zwecke der Fortpflanzung des Christenthums daselbst mehrere Bücher in der Sprache der Eingebornen abgefaßt. Der bedeutendste unter diesen Missionaren war Msgr. Peristo, welcher die Sprache meisterhaft handhabte, und über welchen wir eine Biographie aus der Feder des verewigten P. Angelo Chrissini besitzen. Um Ihnen eingehenderen Bericht erstatten zu können, habe ich meine Antwort bis zum heutigen Tage aufgeschoben, da ich in der Hoffnung lebte, Careys birmanische Grammatik, herausgegeben zu Serampore 1844, sammt anderen Büchern aus Paris zu erhalten, indem diese Bücher, wie ich glaubte, nach Annexion eines Theiles des birmanischen Landes an die englischen Besitzungen in Ostindien ganz sicher auf dem Büchermarkt zu haben seien. Unglücklicherweise sah ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht; entweder sind sie in Paris nicht vorhanden, oder es waren die angestellten Nachforschungen mangelhaft. Nach Ablauf einiger Monate remittire ich Ihnen daher Ihr auf Palmblättern geschriebenes birmanisches Manuskript. Wahrscheinlich ist, daß es durch einen Missionar nach Italien gebracht und von einem solchen geschrieben worden ist. Die Auskunft, welche ich also zu geben vermag, bleibt weit hinter Ihren Wünschen zurück. Wäre ich dazu im Stande

gewesen, so würde ich es zum Erweise meiner Dankbarkeit übersetzt haben."[1] In der Bibliothek Mezzofantis, von welcher Manavit[2] ein genaues Verzeichniß bringt, befanden sich bei seinem Tode mehrere Bücher in birmanischer Sprache, unter Anderem eine Uebersetzung des Bellarminschen Katechismus und eine Erklärung des Katechismus zum Gebrauch für Birmanen. Beide Bücher entstammen der Druckerei der Propaganda. Höchst wahrscheinlich ist, daß Mezzofanti noch während seines römischen Aufenthaltes sich genügende Kenntnisse in dieser Sprache angeeignet hat, um diese Schriften verstehen zu können.

Eine seiner letzten Bemühungen zur Hebung wissenschaftlichen Lebens in Bologna war die von Mezzofanti ausgehende Stiftung des Vereins der „Filopieri", welche 1830 die Genehmigung der Studiencongregation in Rom erhielt. Er entwarf die Statuten, leitete die Sitzungen und belebte sie durch seine wissenschaftlichen Vorträge.

In den Beginn des Jahres 1830 fällt zu Bologna noch die Begegnung Mezzofantis mit dem gelehrten Astronomen Libri, welcher dem englischen Biographen des Cardinals über seine Unterredungen mit ihm in zuvorkommenster Weise genaue Mittheilungen zugehen ließ. Aus diesen ergibt sich, daß Mezzofanti es sich an einem bloßen Erlernen fremder Sprachen nicht genügen ließ, sondern vermittelst dieser sich eine möglichst umfassende Kenntniß der geistigen Zustände der betreffenden Völker zu verschaffen suchte. „Es war keineswegs," bemerkt er, „meine Absicht, hierüber (d. h. die mathematischen und astronomischen Studien der Hindus) eine Unterredung anzuknüpfen; ja, ich will bekennen, daß ich ihn dessen ganz unfähig erachtete. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich wahrnahm, daß er sofort diese Gelegenheit aufgriff und sich mit mir eine halbe Stunde lang über die Astronomie und Mathematik der indischen Völker unterhielt, und zwar in einer Art und Weise, welche einem Manne Ehre gemacht hätte, dessen ausschließliche Beschäftigung diese Wissenschaft gewesen wäre. Tief erstaunt über diese Kenntnisse, begehrte ich Auskunft von ihm über mehrere höchst schwierige Punkte, z. B. die Zeit, in welcher die indischen Astronomen vor der mohamedanischen Eroberung gelebt und in wie weit sie ihre Kenntnisse von den Griechen entlehnt hätten. Auf alle Fragen gab Mezzofanti mit größter Be-

[1] Russell, S. 268—269.
[2] Manavit, S. 167.

scheidenheit Auskunft. Ermuthigt durch diese Freundlichkeit, vermochte ich dem Verlangen nicht zu widerstehen, ihn über die Methode zu befragen, welche er bei der Erlernung all dieser verschiedenen Sprachen zur Anwendung gebracht. Ohne in das Detail einzugehen, bemerkte er, die Sache sei leichter, als man sich vorstelle, in jeder Sprache gebe es eine beschränkte Zahl von Erscheinungen, welche vorzügliche Aufmerksamkeit erheischten, die aber, wenn man sie einmal beherrsche, den Schlüssel zum Verständniß der übrigen Schwierigkeiten darböten. Dann fügte er bei, daß, wenn Jemand zehn oder zwölf verschiedene Sprachen gelernt, er ohne besondere Mühe ebenso viele dazu sich aneignen könne. Nun ersuchte ich ihn, seine Erfahrungen in einem Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben, nahm aber eine tiefgehende Abneigung wider jede Art von Publikation bei ihm wahr. Je mehr, bemerkte er, wir studiren, um so mächtiger drängt sich uns die Ueberzeugung auf, wie schwierig es ist, Irrthümer zu vermeiden, und indem er auf einige von ihm der Oeffentlichkeit bereits übergebene Schriften zurückkam, sagte er, das seien nur Essays gewesen, welche das Tageslicht zu sehen nie verdient hätten. Mitten im Gespräch brach er ab, ging an sein Pult und holte ein Manuscript mit bunten Zeichnungen, welches er mir zeigte und das sich mit der Erläuterung mexikanischer Hieroglyphen beschäftigte. Meiner wiederholten Bitte, wenigstens dieses Essay zu publiciren, setzte er die Bemerkung entgegen, auch dieses sei unvollkommen und müsse umgearbeitet werden. Der Hinweis auf Amerika veranlaßte mich, ihm eine neue Frage vorzulegen. In Florenz hatte ich verschiedene Uebersetzungen der ganzen h. Schrift oder einzelner Theile der hh. Bücher in verschiedenen fremden Sprachen gesammelt. Einige dieser Versionen waren in Sprachen der nordamerikanischen Wilden gegeben, deren Worte sich durch eine ganz unnatürliche Länge auszeichnen. Ich fragte Mezzofanti um seine Meinung hinsichtlich dieser Worte, und ob er nicht glaube, daß die Aussprache derselben, weil sie den Athem zum Stocken bringe, nicht eigenthümlich gestaltete Organe bei den Wilden voraussetze. Alsbald ergriff der berühmte Linguist ein in jener Sprache verfaßtes Buch und bewies mir durch die That, wie die Wilden [1]) seiner Meinung nach ohne bedeutende Anstreng-

[1]) American catholic quarterly review 1877. pag. 304—324 bespricht die neuesten Forschungen über diese Sprachen.

ung die Aussprache der langen Worte bewerkstelligen. Nach Verlauf eines Zeitraums von fünf und zwanzig Jahren müßte ich fürchten, Fehler zu begehen, wollte ich die von ihm gegebene Erläuterung aus dem Gedächtniß wiederholen. Zu Hause angelangt, habe ich meine Unterhaltung mit Mezzofanti alsbald aufgezeichnet; könnte ich meine Bemerkungen noch auffinden, so würden Sie die von ihm gesprochenen Worte fast genau wiederfinden. Da sie mir aber durch gewisse Leute unter einem ebenso gehässigen wie lächerlichen Vorwande nach der Revolution von 1848 in Paris weggenommen wurden, so sehe ich mich gezwungen, die Thatsache jener Erläuterung zu constatiren, ohne daß ich im Stande wäre, den Inhalt derselben des Näheren anzugeben. Hiernach erübrigt mir nur, die persönliche Meinung kundzugeben, die ich mir nach jener langen Unterhaltung mit Mezzofanti über die tiefe und reiche Gelehrsamkeit dieses universalen Linguisten gebildet hatte. Da ich aber hier mit meinem Urtheil von Anderen abweiche, so gestatten Sie mir, daß ich mich dabei auf Giordani stütze, einen Mann, der wegen der Reinheit seines Stiles und profunder Kenntnisse in der griechischen sowie in der lateinischen Sprache über die Grenzen Italiens hinaus eines wohlverdienten Ruhmes genoß. Giordinis Zeugniß fällt um so tiefer in die Wagschale, als dieser Mann eine positive Abneigung gegen die ultra-katholische Partei, zu welcher Mezzofanti gerechnet wurde, empfand, und er einst mit dem letzteren einen Strauß ausgefochten, dessen Andenken sich nicht verwischt hat. Trotzdem lese ich in den soeben in Mailand veröffentlichten Briefen Giordanis, daß seiner Meinung nach Mezzofanti eine großartige Natur war" [1]).

Das war allerdings auch die Ansicht der überwiegend größeren Anzahl derjenigen Männer, welche mit Mezzofanti in Berührung kamen und Gelegenheit hatten, in eingehender Weise sich mit ihm zu unterreden. Statt vieler anderen vernehmen wir das Urtheil eines Gelehrten, den seine trefflichen lateinischen Gedichte diesseits wie jenseits der Alpen auf das vortheilhafteste bekannt gemacht haben, wenn er auch als Kritiker weniger glücklich war, Luigi Crisostomo Ferrucci, welchem der Geheimerath von Neumont in

[1]) Russell, S. 294. Ueber Libri's antikatholische Betheiligung an dem Kampfe um die Unterrichtsfreiheit in Frankreich vgl. Thureau-Dangin, l'église et l'état sous la monarchie de Juillet. Paris 1879. pag. 228.

seinen herrlichen biographischen Denkblättern[1]) in seiner bekannten geistvollen Weise vor Kurzem ein Ehrenmal gesetzt hat. Gegen Ende des bolognesischen Aufenthalts des Oberbibliothekars richtete Ferrucci an den letzteren folgendes Distichon:

Josepho Mezzofanti

Doctori linguae graecae et linguarum orientalium.
O quam felici fulget lux omine, nostram,
Mezzofante, domum qua novus hospes adis,
Cui quot sunt linguae totidem insunt pectore corda,
Candida mens placido quae regis imperio!

V.

Uebersiedlung nach Rom. Aemter an der vatikanischen Bibliothek und an römischen Basiliken (1831—1838).

Am 30. November 1830 entschlief nach einem Pontifikat von nur einem Jahr und acht Monaten Papst Pius VIII. In sturmbewegter Zeit wurde das Conclave eröffnet. Die französische Julirevolution hatte ihre Wellen nicht allein nach Norden geworfen, wo der belgische Aufstand gegen Holland entzündet wurde; auch Italien wurde um so leichter in die neue Bewegung hineingezogen, als hier durch das unablässige Wühlen der geheimen Gesellschaften eine Menge von Zündstoff sich angehäuft hatte. Pius VIII. war es kurz vor seinem Tode gelungen, einem Ausbruch der Revolution vorzubeugen. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als die Männer des Umsturzes neue Hoffnungen schöpften. Am 9. November 1830 brach die Empörung in Modena aus, welcher sich das stolze Bologna alsbald anschloß. Der Herzog von Modena floh und suchte Schutz bei den Oesterreichern in Mantua, der Herzog von Parma begab sich nach Frankreich. Aus Bologna wurde der Cardinallegat vertrieben und am 26. November feierlich die Republik erklärt. Glücklicherweise währte der Aufstand nicht lange. Dank der Thatsache, daß die Häupter der Revolution unter sich getheilt waren[2]), und österreichische Truppen auf Veranlassung der päpstlichen Regierung

[1]) Alfred von Reumont, biographisch: Denkblätter nach persönlichen Erinnerungen. Leipzig 1878 S. 313 ff.

[2]) Ferrucci, Inscription. fasciculus. Pisauri 1831.

[2]) Crétineau Joly, l'église Romaine en face de la révolution to. 2, 181 ff.

in den Kirchenstaat einrückten, wurde die Ruhe nach kurzem Siegesrausch der Revolution wiederhergestellt. Am 2. Februar 1831 erhielt die Kirche ein neues Oberhaupt in der Person des Camaldulensermönches und Cardinalpräfekten der Propaganda, Mauro Cappellari, eines Mannes, welchen nicht allein der Ruf großer Gelehrsamkeit schmückte, sondern auch eine durch Leitung wichtiger kirchlicher Verhandlungen gereifte Erfahrung, sowie jene hohe Thatkraft der Gregore, „welche er in einem fast ununterbrochenen Kampfe gegen die revolutionären Ideen, gegen die verfolgungssüchtigen Radikalen und tyrannischen Staatsgewalthaber zu bethätigen berufen war[1]).

Uralter Sitte gemäß entboten die vornehmsten Städte des Kirchenstaates Abgeordnete nach Rom, um dem neugewählten Papst ihre Huldigung darzubringen. Auch Bologna erschien mit einer Deputation, bestehend aus dem Marcheje Zambeccari, Grafen Ludovico Zsolani und Professor Mezzofanti. Ende April in Rom angelangt, wurde dieselbe am 9. Mai vom Papst empfangen, welcher sich in der herablassendsten Weise mit den genannten Herren unterhielt und sich eingehend nach den Ursachen erkundigte, aus welchen der eben beendete Aufstand entsprungen. Gregor XVI., welchen sein Amt bei der Propaganda mit Vertretern der allerverschiedensten Nationen in Berührung brachte, war gerade dadurch am besten in der Lage, über den Werth bedeutender Sprachkenntnisse ein richtiges Urtheil zu fällen. Dankbar erinnerte der Papst sich nunmehr der allerdings nicht großen, aber doch mit rührender Bescheidenheit und Selbstlosigkeit von Mezzofanti geleisteten Dienste, von welchen oben die Rede war. Schon gleich nach der Unterdrückung der revolutionären Bewegung hatte der Kardinal-Erzbischof Oppizoni vom Staatssekretär Weisung erhalten, Mezzofanti zu einem Besuch im Vatikan zu veranlassen. Bald nach seiner Ankunft in Rom wurde er zum päpstlichen Hausprälaten und Protonotarius ernannt, und außerdem erneuerte der Papst bei der Abschiedsaudienz die Bitte, er möchte sich dazu entschließen, in Rom eine amtliche Stellung einzunehmen. Nur mit Mühe und nachdem, wie Gregor XVI. scherzend bemerkte, über Mezzofanti der Belagerungszustand verhängt worden, konnte der bescheidene Professor von Bologna dazu

[1]) Hergenröther, Kirchen-Geschichte II, 799.

bewogen werden, seinem langjährigen Widerstand zu entsagen. „Heiliger Vater", erwiderte Mezzofanti, „man sagt von mir, ich rede viele Sprachen; aber in keiner derselben vermag ich so, wie es sich gebührt, der Hochachtung, welche ich für Euer Heiligkeit hege, Ausdruck zu leihen."

Es war selbstverständlich, daß der neue Prälat den kurzen römischen Aufenthalt zu wiederholten Besuchen in derjenigen kirchlichen Anstalt benutzte, in welcher er sich seiner Neigung und seinen Kenntnissen zufolge so recht in seinem Lebenselemente befinden mußte — der Propaganda. Der damalige Professor der Einleitung, Dr. Cullen[1]), welcher nachmals die erzbischöflichen Stühle von Armagh und Dublin ruhmvoll einnahm, berichtet über Mezzofantis ersten Besuch in diesem Institute an Russel, wie folgt: „Das erste Zimmer, welches er betrat, war dasjenige eines türkischen Studenten, Hassun, gegenwärtig Patriarch der unirten Griechen in Constantinopel. Sofort begann er die Unterredung in türkischer Sprache und unterhielt sich dann im Romanischen mit Musabini, gegenwärtig griechischem Bischof von Smyrna, endlich im Englischen mit O'Connor, welcher jetzt Bischof von Pittsburg ist. Da diese ungewohnten Klänge die Aufmerksamkeit der Studenten erregten, so versammelten sich alle um die außerordentliche Erscheinung desjenigen Mannes, welchen sie nach Verlauf weniger Monate weiter genauer kennen lernen sollten.[2])

Seine Vaterstadt besuchte Mezzofanti jetzt nur zu dem Zwecke, um seine Uebersiedelung nach Rom zu bewerkstelligen. Es mochte ihn zu einer baldigen Abreise der wenig sympathische Empfang bewegen, welcher der Deputation seitens vieler Bolognesen zu Theil wurde. Daß er eine Ehrenbezeugung aus den Händen des Papstes angenommen, wurde ihm beinahe als Verbrechen ausgelegt. Und dennoch war politisch gewiß Niemand unverdächtiger, als der schlichte Mann, dessen Leben fast eintönig dahinfloß und eher an klösterliche Zurückgezogenheit, denn an den geräuschvollen Markt des Lebens erinnerte. Die Abneigung der Revolution wider ihn richtete sich vielmehr gegen seine monarchische

[1]) Ueber die großartige Hirtenthätigkeit dieses Prälaten vgl. unsere Biographie desselben im Katholik 1878. II. 603—627, und in Bering, Archiv für katholisches Kirchenrecht Bd. 43, S. 55—68 unseren Aufsatz über „die irische Plenarsynode v. Jahre 1875."

[2]) Russel, S. 298.

Gesinnung, seine Treue gegen den angestammten Fürsten. In diesem Punkte bewährte er sich allerdings als unbeugsamen Vertreter des Rechts und der Legitimität. Daß der Prälat dieses unedle Benehmen tief empfinden mußte, ist ebenso erklärlich, wie daß es andererseits ihm den ferneren Aufenthalt in der Stadt verleiden und ihn zu beschleunigter Abreise nach Rom drängen mußte. Während der wenigen Monate, die er hier noch zubrachte, wurde er von vielen Engländern besucht, unter anderen von Mr. Milnes, dem Vater des Dichters Monekton Milnes, mit welchem er sich in der Sprache des alten Wales unterhielt. Im Monat Oktober 1831 zog der berühmte Linguist nach der ewigen Stadt, wo ihm der Papst Gemächer im Quirinal anweisen ließ, die nämlichen, welche nachmals der von der Kugel des Mörders dahingestreckte Monsignor Palma bewohnte. Als Gregor XVI. ihn empfing, bemerkte er scherzend, wenigstens die eine gute Wirkung, daß Mezzofanti nach Rom gekommen, habe man dem Aufstand von Bologna zu verdanken.

Rom ist die Hauptstadt der christlichen Welt. Die Jahrhunderte der Pilgerzüge ließen diesen Gedanken, den schon im christlichen Alterthum der h. Paulus[1]) und im Zeitalter der Väter der h. Irenäus von Lyon in der Bezeichnung προκαθημένη τῆς ἀγάπης zum Ausdruck gebracht, in dem in unserer Zeit wieder zur Anerkennung gelangten herrlichen Hymnus wieder klingen:

O Roma, edle Stadt, du weltbeherrschende,
Hoch ob allen anderen Städten erhabene,
Rosig im Märtyrerblute gerötherte,
Weiß von der Jungfrauen Lilien erglänzende,
Grüße dir bringen wir, hehre, durch jegliche
Zeit, und entbieten Dir Heil durch Jahrhunderte.

Du, dessen Vollgewalt aufschließt das Himmelsthor,
Petrus, den Bittenden leih' gnädiglich dein Ohr!
Wenn den zwölf Stämmen du als Richter sitzest vor,

[1]) Rom. I. S. „fides vestra annuntiatur in universo mundo." S. Ignatii epistola ad Roman. (edit. Dr. Funk 1878) nennt die römische Kirche in der Ueberschrift ἀξιοπρεπὴς καὶ προκαθημένη τῆς ἀγάπης. Zu den trefflichsten Leistungen der katholischen Literatur in den letzten dreißig Jahren, welche die unermeßliche Bedeutung des Centrums der Einheit behandeln, gehört das schöne Werk des gelehrten Engländers Dr. Allies „the see of St. Peter, the rock of the church, the source of jurisdiction and the centre of unity." In vierter Auflage liegt das Buch vor in Allies, per Crucem ad Lucem. I, 139. London 1879.

Dann richte, mild gestimmt, ob dieser Beter Chor,
Und allen, die zur Zeit jetzt stehen zu dir empor,
Geh' gnadenreicher Spruch aus deinem Mund hervor.
Paulus, vertritt die Schuld von unserer Sünden Zahl,
Der muthig einst besiegt die Weisen allzumal;
Du als Verwalter jetzt bestellt im Himmelssaal,
Theil uns die Spenden zu der Gottesspeisen all,
Auf daß der Weisheit, die dich füllte, voller Schall
Durch deiner Lehre Kraft hell in uns wiederhall.[1])

Im klassischen Alterthum die Völker zu einem die damals bekannte Erde beinahe umfassenden Reiche vereinigend, ist Rom in der neuen Ordnung der Dinge zum schützenden Hort der höchsten und edelsten geistigen Bestrebungen geworden. Keine Stadt der Welt möchte sich daher zum Studium alter und neuer Sprachen in so hohem Grade geeignet erweisen, als diejenige, welche „die Vorsteherin des Liebesbundes ist, mit welcher alle übrigen Kirchen wegen ihres Vorranges übereinstimmen sollen." Hier drängen sich, von den Grenzen des Erdballs kommend, die Schaaren frommer Pilger zusammen, um die ehrwürdigen Stätten zu begrüßen und zu verehren, an welchen ihre Glaubensbrüder vor beinahe zwei Jahrtausenden durch eine neue vom Himmel herabgebrachte Weltanschauung sich mächtiger erwiesen, als der mit allen irdischen Mitteln ausgerüstete heidnische Staat sammt seiner blendenden, aber innerlich vermoderten Philosophie. Hier finden sich ein die Vertreter der kirchlichen Orden, um, nachdem sie das Licht des Evangeliums und echte Cultur den Heiden gebracht, dem Vater der Gläubigen Bericht über ihre Thätigkeit abzustatten und sich Aufklärung in zweifelhaften Fällen und Verhaltungsmaßregeln in der Leitung der Missionen zu erbitten. Hier erscheinen aus allen Reichen der Erde die Bischöfe, um dem Stadthalter Christi ihre Huldigung darzubringen und über die ihnen anvertrauten Diöcesen ihm die nothwendigen Mittheilungen zu geben. Hier wirkt, Dank der Munificenz so vieler Päpste, eine stattliche Anzahl von Collegien zur Heranbildung von Priestern für alle Nationen der Erde. Hier reihen sich an die Reste des klassischen Alterthums, die Denkmale der christlichen Zeit, beide mit ihren unvergleichlich prächtigen Lapidar-Inschriften dem denkenden Wanderer eine ganze Welt- und Kirchen-Geschichte in plasti-

[1]) Schlosser, die Kirche in ihren Liedern I, 140, von Reumont, Geschichte der Stadt Rom II. 169.

scher Weise vorführend. Keine Stadt der Welt daher, welche in dem Maße wie die Orbis Domina geeignet wäre, den Sprachkenner anzuregen und seinen Wissensdurst zu befriedigen. Wie in einem Mikrokosmus erscheint aber hinwiederum die Universalität Roms concentrirt im Collegium der Propaganda, in welchem durchgängig vierzig Sprachen geredet werden. Hier mußte auch Mezzofanti sein Talent als „Sprachen-Bändiger" bekunden; hätte er sich dieser Probe entziehen wollen, so wäre die natürliche Folge darin bestanden, daß man seine Sprachtalente in Zweifel gezogen hätte.

Bald nach der Ankunft Mezzofantis in Rom, wohin ihn sein Neffe Gaëtano und seine Nichte Anna Minarelli begleiteten und dauernd Wohnung bei ihm nahmen, verlieh der Papst ihm ein Canonicat an der liberianischen Basilika S. Maria Maggiore, ein Posten, welcher ihm als erste Sprosse auf der Leiter kirchlicher Dignitäten diente, die er nunmehr ersteigen sollte. Bei der Jahreswende 1831 empfing er von den alten Bolognesern Freunden zahlreiche Gratulationsschreiben, auf welche er unter Kundgebung der Gefühle ungeschwächter Liebe und Anhänglichkeit zu seiner Vaterstadt in rührenden Schreiben antwortete. „Immerdar", schrieb er an seinen Freund Ferrucci, „werde ich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für Ihre mir bewiesene Hochachtung bewahren, und, wo immer ich mich befinden mag, wird es mein angelegentliches Bestreben sein, auch Beweise für diese dankbare Gesinnung beizubringen. Einen solchen mögen Sie in der Versicherung entgegennehmen, daß ich mich nach Kräften bemühen werde, Ihnen zur Erlangung der Professur der Archäologie, mit welcher Sie diejenige der Eloquenz zu vertauschen wünschen, behülflich zu sein." Der hier genannte Ferrucci (Michele), der Bruder Luigi Crisostomos, hat sich den Ruf eines der vorzüglichsten lateinischen Epigraphiker im modernen Italien erworben und bekleidet seit vielen Jahren die Stelle eines Oberbibliothekars und Professors der römischen Literatur an der Universität zu Pisa. [1])

Vor allen anderen Sprachen wählte Mezzofanti in Rom die chinesische zum Hauptgegenstand seiner Studien. Lange schon war es sein Wunsch gewesen, sich dieselbe anzueignen, ohne daß

[1]) Reumont, biographische Denkblätter S. 316.

sich eine günstige Gelegenheit hierzu dargeboten hätte. Die Ausbildung chinesischer Missionare wurde damals nicht von der Propaganda besorgt, sondern erfolgte in dem chinesischen Collegium zu Neapel. Da der Visitator der Anstalt, Msgr. de Bossi, nachmaliger apostolischer Vikar von Nankin, im Jahre 1832 sich nach Neapel begab, beschloß Mezzofanti, ihn dorthin zu begleiten. Ins Leben gerufen wurde die fromme Anstalt mit Genehmigung Papst Benedikts XIII. durch P. Matthäus Ripa und dann förmlich approbirt von Clemens XII. Die um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts zwischen den Missonären in China ausgebrochenen liturgischen Streitigkeiten, welche mit der Verwerfung der sogenannten chinesischen Gebräuche durch Benedikt XIV.[1]) endeten, mußten nothwendigerweise auf die Entwicklung des chinesischen Missionswesens, wie auch auf die Blüthe des in Rede stehenden neapolitanischen Seminars lähmend einwirken. Die strengen Gesetze, welche die chinesische Regierung gegen die Annahme der christlichen Religion erließ, machten die Ausbildung der geborenen Chinesen zu Priestern fast gänzlich unmöglich. Die einzige Hoffnung, die chinesische Mission fortführen zu können, knüpfte sich an die Lösung der Frage, ob es gelingen werde, Eingeborene für den geistlichen Stand im Inlande in aller Stille zu erziehen, damit diese, unbemerkt von den Behörden, bei ihren Brüdern das Christenthum erhalten möchten. In Ausführung dieses Planes vereinigte Ripa mehrere Jünglinge unter einem Lehrer in Pecking, sah sich jedoch nach kurzer Zeit wegen der augenscheinlichen Gefahren, welche seinem Unternehmen auf diesem Wege entgegentraten, gezwungen, die neue Anstalt in das Ausland zu verlegen. Aus Eboli bei Neapel gebürtig, gedachte Ripa in der Hauptstadt seinen Plan zur Ausführung zu bringen, was ihm endlich nach Bewältigung mancherfacher Schwierigkeiten gelang. Die Anstalt umfaßte zwei Abtheilungen, das eigentliche Collegium und die Priestercongregation. Die letztere bestand aus Geistlichen, welche nach dem Vorbilde der römischen Oratorianer ein gemeinsames Leben führten, ohne aber durch Gelübde verbunden zu sein. Jünglinge aus China, Cochinchina und anderen ostasiatischen Ländern fanden hier unentgeltliche Ausbildung und verpflichteten sich nach Beendigung

[1]) Hergenröther, Kirchengeschichte II. 630. Benedict. XIV. Constitut. „Ex quo singulari". (a. 1742).

der Studien, sich der Propaganda zeitlebens zur Verfügung zu stellen und entweder als Priester oder als Katecheten im Dienste der katholischen Religion in der Heimath ihre Wirksamkeit zu entfalten. „Der Priester Franziskus Tien, dessen entsetzliche Leiden für den Glauben durch Msgr. Nizzolati 1846 in den Annalen zur Verbreitung des Glaubens mitgetheilt wurden, war Zögling dieses Collegs." [1]).

Als Mezzofanti das Colleg besuchte, war P. Borgias, der letzte Sproß dieser edlen Familie, Rector desselben, welcher den großen Linguisten mit herzlicher Liebe empfing und alles aufbot, um ihn in seinen Bemühungen, sich die chinesische Sprache zu erobern, zu unterstützen. Mit gewohntem Eifer warf Mezzofanti sich auf das Studium der Sprache des himmlischen Reiches, deren Hauptelemente er in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich aneignete. Vielleicht grenzte sein Eifer an Ungestüm und wurde ihm auf diese Weise gefährlich; denn die Studien mußten auf Befehl des Arztes unterbrochen werden, indem heftiger Typhus, verbunden mit hochgradigem Delirium sich einstellte. Merkwürdigerweise hatte die Umgebung Mezzofantis die Thatsache zu registriren, daß gerade diejenige Fähigkeit, welche bei dem Kranken die höchste Stufe der Ausbildung erreicht hatte, unter dem Einfluß der Krankheit am weitesten in den Hintergrund gedrängt wurde — sein Gedächtniß war, wie er Cardinal Wiseman bemerkte, suspendirt. Es machte diese psychologisch merkwürdige Suspension nach der Richtung sich geltend, daß Mezzofanti während des Deliriums in die ersten Kindheitsjahre zurückgedrängt wurde und nur mehr im Stande war, sich der italienischen Sprache zu bedienen. Nach Ueberwindung der Krisis ordneten die Aerzte schleunige Uebersiedelung nach Rom an, wo er unter der unermüdlichen Pflege seiner Angehörigen schnellere Genesung erhoffen durfte und auch der Fortsetzung der chinesischen Studien um so leichter obliegen konnte, als die Propaganda einen Theil der Studenten des neapolitanischen Collegs in Rom selbst ihrer unmittelbaren Leitung damals unterstellte. Die nach einer mit heftigen Nervenerschütterungen verbundenen Krankheit regelmäßig verbleibende Schwäche verließ den reconvalescenten Gelehrten erst gänzlich im Herbst des Jahres 1832, wo er die unliebsam unterbrochenen Studien wiederum aufnehmen durfte.

[1]) Russell, S. 308.

Unterdessen hatte Gregor XVI. ihm einen höheren Posten zugedacht und zwar an der Vatikanischen Bibliothek, wo Mezzofanti also langgewöhnter Beschäftigung wiedergegeben wurde. Nachdem Monsignor Angelo Mai, der berühmte Entdecker und Entzifferer der Palimpsesten zum Amte eines Sekretärs der Propaganda berufen worden, erhielt Mezzofanti die dadurch erledigte Stelle eines Unterbibliothekars der Vatikana. Es vergingen übrigens noch mehrere Monate bis er sein neues Amt übernehmen konnte, eine Zeit, welche er gewissenhaft zur Erlernung mehrerer Idiome verwerthete, die er bisher nur aus Büchern kennen gelernt hatte. In jenem auf dem Esquilin so überaus malerisch gelegenen Maronitenkloster San Antonio fand er wieder die alt- und neusyrische Sprache. Armenisch, Türkisch und Persisch sprach er in S. Giuseppe. Einer der trefflichsten unter den hier lebenden Mönchen war der gelehrte Aucher, welcher in Verbindung mit Lord Byron die von dem Letzteren des öfteren angezogene englisch-armenische Grammatik verfaßte. Authenen traf er in S. Maria in Navicella. Leider war das griechische Colleg zu St. Atanasio am Corso in Folge des von den Griechen gegen die türkische Gewalt geführten Befreiungskrieges damals ohne alle Zöglinge, nur die Propaganda besaß einige wenige griechische Studenten, welche der Wiedereröffnung des Collegs harrten, die jedoch erst 1837 erfolgte. Als Vertreter der persischen Sprache lebte Sebastiani in Rom, im Hebräischen [1]) war Meister der convertirte Rabbiner Drach, während Don Gregorio Akalade Gelegenheit zur Conversation im Koptischen und dem modernen egyptischen Dialekt des Arabischen gewährte. Wie mit den Rektoren der verschiedenen Nationalcollegien, unterhielt Mezzofanti auch freundschaftliche Beziehungen zu hervorragenden diplomatischen Persönlichkeiten, welche sich durch gelehrte-klassische Bildung, wie vielseitige Kenntnisse der neueren Sprachen in der damaligen römischen Gesellschaft einen Namen gemacht haben, so zu Ritter von Bunsen, dem Vertreter Preußens, dem portugisischen Botschafter Barradio und dem durch seine in deutscher und italienischer Sprache verfaßten klassischen Werke berühmten

[1]) Russel (Ital.) p. 416 schreibt Mezzofanti: „Ho portato al Caldeo David tutta quella assistenza che era in mio potere.“ Er hatte diesen Orientalen beim Cardinal-Erzbischof von Bologna eingeführt und bei dieser Gelegenheit den Interpreten gemacht.

Historiographen Alfred von Reumont. Die hervorragendsten Mitglieder des h. Collegiums nahmen den berühmten Gelehrten mit offenen Armen auf: Fornari, Pacca, Bernetti und Albani, beide letztere Staatssekretäre, und Giustiniani, mit welchem er jeden Donnerstag Abend Arabisch las.

Am allerbekanntesten wurde aber Mezzofanti in dem Collegium der Propaganda. Im Sommer brachte er täglich eine Stunde, im Winter anderthalb Stunden theils in der Bibliothek, theils im Kreise der Studenten zu. Sein harmloses, schlichtes Wesen, die Unbefangenheit, welche seinem Auftreten eigenthümlich war, verlieh ihm in ganz besonderer Weise den Charakter eines Kinderfreundes. Wie als Lehrer, so bewegte er sich auch als Schüler unter den Zöglingen der Anstalt, denn nie schied er aus dem Kreise dieser alle Theile der Erde repräsentirenden Jünglinge, ohne nicht wenigstens in der einen oder der anderen Sprache seine Kenntnisse erweitert zu haben. Manchmal ereignete es sich, daß die Studenten in schalkhafter Weise von allen Seiten ihn umringten und in einer Menge der allerverschiedensten Sprachen ihn anredeten, um den gutmüthigen Mann einem wahrhaft verzweifelten Verhör zu unterziehen, aus welchem dieser aber als Sieger hervorzugehen pflegte. Die Idee zu derartigen sprachlichen Kriegszügen, deren Opfer Mezzofanti werden sollte, scheint zuerst vom Papst selber ausgegangen zu sein. „Gregor XVI. bereitete eines Tages dem Linguisten eine angenehme Ueberraschung durch ein improvisirtes Redetournier, in welches Mezzofanti urplötzlich verwickelt wurde. Bei den massiven Baumgängen der vaticanischen Gärten, hinter einer jener großen mit Grün bedeckten Mauern, stellte der Papst eine Anzahl von Propaganda-Studenten in den Hinterhalt. Zur Zeit des üblichen Spazierganges lud Gregor XVI. Mezzofanti ein, ihn zu begleiten. Als beide ruhig einhergingen, stürzten auf ein gegebenes Signal die Studenten auf den Papst zu, bezeugten ihm ihre Ehrfurcht, und wandten sich dann plötzlich an Mezzofanti, ein jeder in seiner Sprache, wodurch ein solcher Jargon entstand, daß man die Worte kaum hören, geschweige denn verstehen konnte. Mezzofanti aber verlor nicht den Muth, nahm jeden Fragesteller einzeln vor und unterhielt sich mit ihm mit so viel Geist und Eleganz, daß die Umgebung in Staunen versetzt wurde.“[1]) Vorzüglich reiche Aus-

[1]) Russell, S. 314.

beute für seine orientalischen Studien bot ihm die umfangreiche, namentlich an Drucken in den morgenländischen Sprachen reiche Bücherſammlung in der Propaganda. „Es unterliegt keinem Zweifel," bemerkt Russell, „daß er im ersten Jahr seines römischen Aufenthaltes mehr, als in irgend einer Periode seines früheren Lebens zur Ausbreitung seiner Kenntniſſe in den morgenländischen Sprachen gethan hat."[1])

Nachdem Angelo Mai am 15. Mai 1833 sein neues Amt an der Propaganda angetreten, wurde Mezzofanti als erster Custode bei der Vatikana eingeführt. Eine neue Auszeichnung erhielt er zugleich durch Verleihung eines Canonikats an der Basilika St. Peter. Wie schwer die Verantwortlichkeit des neuen Amtes auf ihm lastete, wie tief ihn das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte durchdrang, dafür zeugt ein Brief an seinen Freund Pezzana. „Keine geringe Auszeichnung ist es, zum Nachfolger eines Mannes berufen zu werden, dessen ausgezeichnete Geistesgaben auf den von ihm bekleideten Posten neuen Glanz geworfen haben. Auch vermag ich die Befürchtung nicht zu überwinden, es möchte die Ehre, die man mir in meinen ersten Amtsstunden erweisen wird, schwinden, wenn man inne wird, wie groß der Unterschied ist, welcher zwischen diesem berühmten Mann und seinem Nachfolger besteht. Diese Furcht vergällt mir die Freude über das frohe Ereigniß. Indeß nähre ich die Hoffnung, dieses Gefühl werde mir zum Sporn gereichen, um aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die Erhabenheit des Amtes nicht durch meine Person verdunkelt werde. Nur eines wünsche ich: es möchte Ihr Glückwunsch, welcher ja einem guten Herzen entsteigt, meinen Entschluß, alles aufzubieten, um den Pflichten meines Amtes zu genügen, zu baldiger Reife bringen."[2])

Die vatikanische Bibliothek, welche von Nikolaus V. errichtet und den folgenden kunstliebenden und humanistisch gebildeten Päpsten des 15. und 16. Jahrhunderts durch den Erwerb der seltensten Handschriften vermehrt wurde, untersteht der Leitung eines Mitgliedes des h. Collegiums. Im Vorzimmer derselben sieht man die Porträts jener trefflichen Männer, welche hier ihres hohen

[1]) Russell, S. 315.
[2]) Russell, S. 316.

Amtes gewaltet haben, eines Baronius, Passionei, Angelo Mai u. A. Einen Theil der Geschäfte des Bibliothekars hat im Jahre 1879 Leo XIII. abgezweigt, dafür das neue Amt eines Archivars des h. Stuhles geschaffen und zum ersten Inhaber desselben den hochgelehrten Cardinal Hergenröther ernannt. Die Hauptlast der Geschäfte bei der Verwaltung der Bibliothek fällt indeß dem ersten Custode zu, welchem sieben Scriptoren für Syrisch, Hebräisch, Arabisch, Griechisch, Latein und Italienisch beigegeben sind. Bibliothekar war damals der hochbetagte Cardinal della Somaglia, welcher die Stürme der napoleonischen Zeit erlebt, unter Leo XII. und Pius VIII. das Amt eines Staatssekretärs bekleidet und in den heute noch in Italien vielgebrauchten Institutionen des kanonischen Rechtes seine trefflichen juristischen Kenntnisse niedergelegt hatte. Mezzofanti zur Seite stand Msgr. Andrea Malza, Professor des Hebräischen an der Sapienza. Seine Amtsbrüder im Domkapitel von St. Peter zeichneten Mezzofanti ganz besonders durch ihr Vertrauen aus, indem sie ihm die Leitung des mit der Basilika verbundenen Seminars übertrugen. Der Volksmund gibt den Zöglingen der Anstalt, welchen neben der Ausbildung in den theologischen Studien auch die Pflicht der Aushülfe bei dem umfangreichen Gottesdienst der Basilika obliegt, das Epitheton „Petrini"; Rector der Anstalt ist altem Herkommen gemäß ein Mitglied des Capitels der Peterskirche. Auch die Pflichten dieses verantwortungsvollen Amtes suchte Mezzofanti mit größter Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Hatte er in seinen früheren Stellungen zu Bologna auf die mit denselben verbundenen Temporalien so wenig Gewicht gelegt, daß er vielmehr einen Theil im Interesse der Universitätsbibliothek verwendete, so ließ er auch jetzt beträchtliche Summen in hochherzigster Weise frommen Zwecken zukommen. Namentlich war er darauf bedacht, vermittelst solcher außerordentlicher Hülfsquellen die Anstalt zu erweitern, um auf diese Weise einer erhöhten Anzahl von armen Jünglingen die frohe Aussicht, einst in den geistlichen Stand treten zu können, zu eröffnen. Noch im Jahre 1833 wurde Mezzofanti zum Mitglied der Congregation für die Verbesserung der liturgischen Bücher der orientalischen Kirche ernannt.

Aus der Zeit von 1831—1839 bringt Russell eine Menge von Zeugen bei, welche Gelegenheit hatten, mit Mezzofanti sich zu unterreden und in seine enormen Sprachkenntnisse einen Einblick zu thun. Der englische Gelehrte Dr. Forster hat

suchte ihn 1834 in der Vatikana: „Ich spreche," bemerkte er, „ein wenig Walisisch" (Wales). „Gut," erwiederte er, „ich verstehe auch diese Sprache. Und alsbald redete er mit mir, wie ein walisischer Bauer, auch den keltischen, irischen, gälischen und bretonischen Dialekt kannte er." Als der Bischof Dr. Baines, apostolischer Vikar des englischen Westdistriktes, in welchem Wales[1]) liegt, Mezzofanti einst besuchte, kam der Letztere mit einer Bibel in der Hand auf ihn zu und ersuchte ihn um Aufschluß. Zu seiner Beschämung mußte Baines bekennen, daß er der walisischen Sprache nicht mächtig sei. Einen anderen interessanten Bericht über Mezzofantis Kenntnisse in der walisischen Sprache besitzen wir aus der Feder des Dr. Edwards in seinem Werke „über den physiologischen Charakter der Menschenracen in ihren Beziehungen zur Geschichte." Zum Beweise seiner Anschauung, daß die sächsischen Eroberer die alten Briten wohl aus ihren bisherigen Wohnsitzen verdrängt, nicht aber gänzlich vernichtet hätten, beruft er sich auf das Zeugniß Mezzofantis. „Ich verdanke dem berühmten Mezzofanti einen Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung bezüglich der Briten in England. Das hervorstechendste Merkmal des Englischen gegenüber allen andern modernen Sprachen liegt in der Unregelmäßigkeit der Aussprache. In anderen Sprachen ist man, nachdem man das Fundament gelegt, auf Grund allgemeiner Regeln im Stande, die Wörter annähernd genau auszusprechen, nachdem man die Sprache wirklich erlernt hat. Mezzofanti war es, der diese Eigenthümlichkeit des Englischen auf das Walisische zurückführte. Ich wußte ebenso gut wie er, daß das Englische nicht seinen Ursprung im Walisischen besitzt, sowie, daß die Briten vor der Zeit der sächsischen Invasion die nämliche Sprache redeten, welche nachmals den Einwohnern von Wales eigenthümlich war. Ohne es zu wollen, lieferte er mir einen neuen Beweis, der ganz unabhängig von jenen Gründen war, welche sich vordem schon in mir befestigt hatten, daß die Briten auch nach der sächsischen Eroberung zu existiren nicht aufgehört hatten.

[1]) Nach der Restauration der englischen Hierarchie durch Pius IX. am 29. September 1850 gehört Wales dem größten Theil nach zum Bisthum Shrewsbury (Dioecesis Salopiensis). Wie wichtig auch heute noch die walisische Sprache ist, beweist die Thatsache, daß noch im Jahre 1879 der Antrag auf Errichtung einer eigenen Hochschule für Wales im englischen Unterhause eingebracht wurde.

Jahrhunderte lang hielt man sie für ausgestorben; er dagegen bewies ihre Descendenz so zu sagen durch den Laut ihrer Sprache, wie ich sie an ihren Gesichtszügen wieder erkannt habe."[1]) Gemäß einem Berichte des Msgr. Aerts, welcher viele Jahre das Amt eines Rectors am belgischen Colleg in Rom bekleidete, „kannte Mezzofanti nicht allein die flämisch: Sprache, sondern er war auch mit den besten flämischen und holländischen Schriftstellern bekannt."[2]) Daß er sich seit dem Besuche Tholucks auch die Kenntniß des Holländischen angeeignet, bezeugt Dr. Wach in seinem Bericht über seine Reise nach Rom 1837. „Hier, in der Propaganda, befinden sich 114 Zöglinge aus 41 verschiedenen Ländern. Auf meine Bitte ließ der Rector das „Vater unser" durch sechszehn Studenten in ihren respectiven Sprachen aufschreiben. Am Abend traf ich Mezzofanti hier, der Allen anzugehören schien. Er sprach ebenso flüssig Chinesisch mit Leang aus Canton, wie Holländisch mit H. Steenhof aus Utrecht. Nie werden diese genußreichen Stunden aus meinem Gedächtniß schwinden. Die Ungezwungenheit Mezzofantis, seine belehrende Unterhaltung, seine heitere Miene — alles dieses machte mir den Abschiedsbesuch sehr schmerzlich."[3])

Von besonderem Interesse ist der Bericht, welchen Dr. Frankl über seinen Besuch bei Mezzofanti uns hinterlassen. Er bezeugt die Kenntnisse desselben in der deutschen Sprache, betont aber auch, wie ausgebildet sein Sinn für die Harmonie in der Sprache überhaupt war. Als Frankl bei seiner Begegnung auf Schlegel, Bürger und Platen hinwies und bemerkte, daß ihre Sonette ebenso harmonisch seien, als diejenigen Petrarcas und die Stanzen Tassos, erwiederte Mezzofanti: „Allerdings, aber im Hexameter sind die Deutschen keine Meister. Denjenigen von Klopstock fehlt es an Genauigkeit und Harmonie. Welche Harmonie liegt denn in der Zeile: ‚Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung?' Wo ist die Caesur, oder, da ich mit Ihnen rede, der Abschnitt? Wissen Sie auch, welche Sprache ich, was constructive Fähigkeit und harmonischen Rhythmus anlangt, der griechischen und italienischen an die Seite stelle? Die ungarische.

[1]) Russell, S. 321—322.
[2]) Russell, S. 325.
[3]) Russell, S. 330.

Mir sind einige jüngere ungarische Dichter bekannt, deren melodische Produktionen mich vollständig in Erstaunen setzten. Verfolgen Sie die Geschichte dieser Sprache, und Sie werden eines Tages noch Zeuge von dem plötzlichen Erwachen eines poetischen Genius sein, welcher meine Vorhersagung vollständig bestätigen soll. Die Ungarn selbst scheinen keine Ahnung von jenen Schätzen zu haben, welche in ihrer Sprache verborgen sind." „Es würde," erwiederte ich, „vom höchsten Interesse sein, wenn Sie eine vergleichende Uebersicht der metrischen Vorzüge der verschiedenen von Ihnen beherrschten Sprachen entwerfen wollten. Wer möchte zur Lösung dieser Aufgabe befähigter sein, als Sie?" „Meinen Rath nahm er mit einem Lächeln auf, gab aber keine Antwort. In der That scheint ihm der Ruhm eines Sprachenkrösus bei der Nachwelt zu genügen, ohne daß er das geringste Ergebniß seiner ungeheueren Schätze zu Tage fördert." Frankl überreichte dem Msgr. Mezzofanti, ehe er von ihm Abschied nahm, ein Exemplar seines Colombo mit der Dedikation ‚dem Sprachen-Chamäleon Mezzofanti'.[1])

Die Bologneser Uebersetzung des Russell'schen Werkes gibt im Anhange eine Menge von weiteren Belegen für Mezzofantis linguistische Kenntnisse, aus denen einige wenige hier einen Platz finden mögen. Am 24. October 1834 bezeugte Mezzofanti dem Geistlichen Gasparo Ilday, daß er außer der ungarischen und deutschen Sprache auch den illyrischen Dialekt unter seiner Leitung sich angeeignet habe.[2]) Der Ritter Mouttinho übersendet Mezzofanti am 7. März 1836 aus Paris ein gelehrtes Werk in zwei Exemplaren „als einen Beweis meiner dankbaren Erinnerungen an Rom, und insbesondere an die herrliche Vatikanische Bibliothek, wo auch das besonders Staunen erregt, daß sie einen der gelehrtesten Männer Europas, welchem keine gebildete Sprache unbekannt ist, zum Wächter hat, . . . und ich rechne es mir zur Ehre, ihn kennen gelernt zu haben, der die Sprache der

[1]) Russell, S. 334—335.

[2]) Russell (Ital.), p. 414. „Testor ego, qui variarum gentium linguas iam diu colo, easque complures annos Bononiae tradidi, virum admodum Reverendum D. Casparum Ilday, praeter linguas, quarum nunc ipse, agens inter Italos, manifesta edit specimina, Hungaricam suam optime callere, Germanicam autem eundem esse apprime doctum, dialectis vero Illyricis perquam facile et familiariter. . . ."

Vieira und Camoens so erstaunlich genau spricht, als wäre er in meinem Vaterland geboren oder gewesen."[1]) Wie hoch Dr. Rénaud, Professor des Arabischen in Paris Mezzofantis Kenntnisse im Persischen schätzte, geht aus seinem Briefe vom 10. October 1838 hervor: „Vor zwanzig Jahren hatte ich die Ehre, Euer Eminenz in Bologna zu sehen. Ich befand mich in Begleitung des Grafen Portalis. Lebhaft erinnere ich mich, daß wir zusammen einige persische Oden von Hafiz lasen."[2]) Auch der Dialekt, welcher auf der Insel Malta gesprochen wird, war ihm geläufig.[3]) Als der Geistliche Andrea Schembri aus La Valetta einige in Rom wohnende Malteſen zur ersten h. Communion vorbereitet hatte, welche Cardinal Mezzofanti ihnen reichte, unterhielt der Letztere sich nach Beendigung der erhebenden kirchlichen Feierlichkeit mit Schembri im Malteſischen Dialekt. Domcapitular Falzon aus Malta bezeugte 1846, „daß ich während eines elfmonatlichen Aufenthaltes in Rom mehrfach Gelegenheit gehabt, mich mit ihm im Dialekte von Malta zu unterhalten, welchen er sehr gut sprach."[4]) Wenn wir hier des deutschen Gelehrten Fleck erwähnen, welcher Mezzofanti besuchte und eine äußerst einseitige, mit allen übrigen verbürgten Nachrichten im Widerspruch stehende Kritik an seinem Sprachtalente ausübte, so kann es nicht unsere Absicht sein, die einzelnen Ausstellungen Flecks wiederzugeben. Nur soll hervorgehoben werden, daß selbst dieser für Mezzofanti keineswegs eingenommene Mann am Schlusse seines Berichtes das für den Italiener ehrenvolle Bekenntniß ablegt: „Aber sein großes und ganz eigenthümliches Sprachtalent, welches gleichsam aus einer angeborenen Befähigung entspringt, kann nicht ver-

[1]) Russell (Ital.), p. 421 „onde entre tantas maravilhas se vê a de ter à sua guarda um do Sabios mais distinctos da Europa a quem nenhuma lingua culta é desconhecida . . . . tive a honra de o conhecer e de tratar, ouvindo o com assombro fallar tão correctamente lingua dos Vieira e dos Camoens, como se tivesse nascido ou estado na minha Patria . . ."

[2]) Russell (Ital.), S. 429.

[3]) v. Neumont, Beiträge zur italienischen Geschichte IV, 14 bemerkt in seiner Abhandlung „die letzten Zeiten des Johanniter-Ordens" über Malta, daß „Vegetation und Aussehen des Landes vorherrschend afrikanischen Charakter tragen wie gleicherweise Aussehen und Sprache der Bewohner, welche der Abstammung der Mehrzahl nach ursprünglich maurisch sind."

[4]) Russell, S. 336.

kannt werden. Seine Freundlichkeit gegenüber den die vatikanische Bibliothek besuchenden Gelehrten ist sehr groß, und deßhalb kann ich unmöglich begreifen, wie Blume (Iter Italicum I 153) von einer gegentheiligen Erfahrung redet, welche gelehrte Besucher von Bologna mit Mezzofanti gemacht hätten. Mit Vergnügen verewigt Mezzofanti sich in dem Album seiner Freunde. In das meinige schrieb er folgende Distichen:

Ἔρχεται ἀνθρώποις λαθραίως ἔσχατον ἦμαρ.
Οἱ δὲ περὶ ζωῆς πολλὰ μογοῦσι μάτην.
Χριστέ, σὺ μὲν πάντων ἀρχή, σὺ δὲ καὶ τέλος ἐσσί,
Ἔν τέ σοι εἰρήνη ἐστὶ καὶ ἡσυχίη.[1])

In der Commission für die Revision der liturgischen Bücher der orientalischen Kirche hatte Mezzofanti zum Collegen den P. Arsenius Angiarakian, Abt des Klosters zum h. Gregor dem Erleuchter. In einem Schreiben vom 15. August 1855 berichtete derselbe an Russell, daß er bei seinen zahlreichen Begegnungen mit Mezzofanti über dessen tiefe Kenntnisse in der alten armenischen Sprache gestaunt habe, und daß diese sich sogar auf das vulgäre Armenische, sowie auf die verschiedenen Dialekte erstreckt habe.[2]) Msgr. Hurmuz, armenischer Erzbischof von Sirace bezeugte in einem Schreiben vom 24. Mai 1855, „daß Mezzofantis Bekanntschaft mit dem Armenischen nicht auf die Kenntniß der alten und neuen Sprache sich beschränkte, sondern auch die Geschichte der armenischen Nation, ihrer Kunst und Wissenschaft in ihrem Steigen und ihrem Verfall umfaßte. P. Arsenius, welcher den auf der Reise nach London befindlichen türkischen Gesandten Ahmed Fethi Pascha bei Mezzofanti eingeführt, erhielt von diesem die Versicherung, „daß Mezzofanti nicht allein genaue Kenntnisse über den Bau und die richtige Aussprache der persischen und türkischen Sprache und einen großen Wortreichthum besitze, sondern

[1]) Tückisch schleichet heran der letzte der Tage den Menschen,
Die da vom Leben soviel Gutes erharren umsonst.
Christus, Du bist der Beginn, Du, bleibst das Ende von allem,
Und in dir ist allein Friede und selige Rast.

Der Text hat μογοῦσι, was keinen Sinn gibt, statt dessen haben wir μογέω = abmühen.

[2]) Russell, S. 352.

die klassischen Prosaiker und Dichter und die Geschichte der Literatur genau kenne."[1])

Wohl bewandert war Mezzofanti auch in den verschiedenen Sprachen von Süd- und Nord-Amerika. „Wir hatten," schreibt Bresciani, „in der Propaganda einen Knaben aus Californien Namens Tac, einen Wilden, welchem Mezzofanti alljährlich ein Gedicht im californischen Dialekt in die Feder diktirte; außerdem ertheilte er ihm Unterricht über die beste Art und Weise des Vortrages in den dieser barbarischen Sprache eigenthümlichen Cadenzen, welche wie eine aus Baß und Sopran zusammengesetzte und unisono klingende Musik tönten. Und da diese Wilden mit sehr lebhafter Phantasie ausgestattet sind, so waren die Poesien, welche der Cardinal in den Sprachen von Peru, Chili und Californien anfertigte, von den nämlichen kühnen Gedanken und lebhaften Bildern durchwebt, welche das Naturell jener freien Waldbewohner so getreu zur Darstellung brachten, daß man sich unwillkürlich an jene von den Missionären geschilderten Gesänge der Irokesen und Uronen an den Gestaden der canadischen Seen und des Oregon erinnern mußte."[2]) Wie der oben angezogene Bericht Libris meldet, besaß Mezzofanti schon in Bologna einige Kenntnisse in den Sprachen der nordamerikanischen Indianer. In Rom erweiterte er sie durch innigen Verkehr mit zwei dem Stamm von Otawa angehörigen Studenten, welche Bischof Fenvik von Cincinnati nach Rom gesandt hatte. Der ältere, Namens Hamelin, stammte von einem französischen Vater und einer indianischen Mutter, der jüngere, Namens Maccodobenesi, war aus einer rein indianischen Ehe entsprossen. Einige Jahre später bezeichnete Mezzofanti dem Dr. Kip als Dialekte, welche er am besten verstehe, diejenigen von Chippewa, Delaware und Algonquin.[3])

Was die ostasiatischen Sprachen anlangt, so erwähnen wir in erster Linie den Bericht des Apostolischen Missionars Charles Fernando von Point de Galles auf der Insel Ceylon. „Als ich mich," schrieb er am 29. August 1855, „von Ceylon nach Rom begab, besaß ich in der Cingalesischen Sprache nur

[1]) Russell, S. 353.

[2]) Civiltà Cattolica. Tom. VII., 569.

[3]) Russell, S. 358 ff.

wenige Kenntnisse. Ein kleiner Wortvorrath zur Bezeichnung von Gegenständen des häuslichen Lebens und eine gewisse Leichtigkeit im Lesen der Schriftzüge, ohne indeß ihren Sinn zu verstehen, war alles, was mir bei meinem Eintritt in die Propaganda zu Gebote stand. Von einem solchen Lehrer kann an und für sich auf den Schüler kein günstiger Schluß gezogen werden. Dem ist aber im vorliegenden Fall keineswegs so. Wenige Tage nach meiner Ankunft in der Propaganda wurde ich zu Seiner Eminenz in das Studirzimmer geführt. Vor meiner Ankunft wußte Cardinal Mezzofanti nichts von dem Cingalesischen, und dennoch war er nach Verlauf weniger Tage im Stande, mir in Abfassung einer kurzen Anrede zu helfen, welche ich am Dreikönigenfeste vortragen sollte. Meine eigenen Kenntnisse in dieser Sprache waren nicht derart, daß ich behaupten darf, Mezzofanti habe sie verstanden oder gut gesprochen; allein die Versicherung darf ich kühn geben, daß er nach etwa zehn Unterredungen mit mir die Natur und den Bau der cingalesischen Sprache vollkommen erfaßt hatte. Was die hindostanischen Sprachen anlangt, so kann ich nur über eine derselben ein Zeugniß ablegen. Studenten, welche der Sprachen von Mahratta, Canarese und Malayalim mächtig waren, gab es damals in der Propaganda nicht. Aber in der Sprache von Hindostani hörte ich ihn conversiren mit dem jetzigen apostolischen Missionär William Kregan in Agra."[1]) Dasselbe bestätigt Dr. Mac Anliffe, während Mr. Eyoob, ein armenischer Kaufmann aus Calcutta, bei einem Besuche in Rom sich mit dem Cardinal in der Sprache von Guzaratee unterhielt. Unter allen ostasiatischen Sprachen aber war es die chinesische, welche Mezzofanti am meisten anzog, und in welcher er sich sehr gründliche Kenntnisse erwarb. In dieser Beziehung besitzen wir das Zeugniß eines der gelehrtesten Kenner des Chinesischen in Europa, des Don Raffaele Umpierres, welcher, nachdem er mehrere Jahre das Amt eines Procurators der Mission in Macao verwaltet, zum Professor des Chinesischen in der Propaganda ernannt wurde. Er berichtet, daß er vom Jahre 1837 bis zum Tode Mezzofantis sich häufig in der chinesischen Sprache mit ihm unterhalten, und „dieser nicht allein die Sprache der Mandarinen gesprochen, sondern auch andere Dialekte des Chinesischen verstanden

[1]) Russell, S. 369.

habe."[1] Der Chinese Ton Augustinus drückt unter dem 17. Mai 1838 seine und seiner Genossen Freude und Bewunderung über die Kenntnisse Mezzofantis in der chinesischen Sprache aus, weil er alle und jede in China lebende ihm bekannte europäische Geistlichen in dieser Beziehung weit überrage.[2] Wiederholt hat Mezzofanti hervorgehoben, daß gerade die Erlernung der chinesischen Sprache mit besonderen Schwierigkeiten für ihn verbunden gewesen. Bei allen übrigen Sprachen, bemerkte er dem Cardinal Wiseman, bildete das Ohr, nicht das Auge das Medium, welches ihm die Sprache übermittelte. Bei der Erlernung der chinesischen Sprache habe die Hauptschwierigkeit nicht in der Eigenthümlichkeit der Worte und Formen gelegen, sondern vielmehr in dem Umstande, daß sie von dem Gesetz der Erfahrung vollständig abweiche. Sie sei nicht so sehr eine Ohrsprache, als vielmehr eine Augensprache.[3]

Auch den afrikanischen Sprachen wandte Mezzofanti sich zu. So war es ein deutscher Missionär Namens Brunner, welcher ihn mit der Sprache von Congo in Westafrika bekannt machte. Nach dem Zeugnisse des damaligen Rectors der Propaganda, späteren Cardinals Reisach, war Mezzofanti bald im Stande, auch diese Sprache zu reden und sogar ihre Dialekte, insbesondere den angolesischen zu verstehen.[4]

VI.

Mezzofanti als Cardinal (1838—1849).

Endlich war auch für Mezzofanti die Zeit herangebrochen, welche ihm die wohlverdiente Ehre des Purpurs der Cardinäle

[1] Russell, S. 364.

[2] Russell (Ital.), p. 417. „Admiratio dico, etenim non solum ego, verum socii mei quoque, lecta tua Sinica sriptione, valde admirabamur, Te omnes Patres Europaeos nobis notos, qui in Sinis versantur callentes sermonem Sinensem cognitione ipsius sermonis, praesertim venustate characterum et pulchritudine longe multumque superasse. . ."

[3] Russell, S. 369.

[4] Russell, S. 370.

eintragen sollte. Gemäß altem Herkommen, von welchem zufolge des dem päpstlichen Hof innewohnenden conservativen Charakters nur aus den allerdringendsten Gründen abgewichen wird, gehört die Stelle eines ersten Custode an der vatikanischen Bibliothek zu den sogenannten poste Cardinalizie, d. h. solchen, welche eine Art von Exspektanz für die Aufnahme in das h. Collegium begründen. Wenn übrigens, ganz abgesehen von diesem Gebrauch, einer der zu jener Zeit in oder außerhalb Roms lebenden Prälaten die Ehre des Purpurs verdient hatte, dann war es jedenfalls jener Mann, welcher, ergraut in der Verwaltung öffentlicher Aemter der Kirche, getragen von der Hochachtung und Liebe seiner Oberen und Mitbrüder, zugleich wegen seines einzig in der Geschichte dastehenden linguistischen Talentes das Staunen und die Bewunderung aller Kreise der wissenschaftlichen Welt seit Jahrzehnten erregt hatte. Den Wünschen aller Gutgesinnten entsprach daher Gregor XVI., als er im Consistorium vom 12. Februar 1838 neben den Prälaten Orioli, Mellini und Mai auch unseren Mezzofanti in das h. Collegium berief. Der Ordnung der Cardinalpriester eingereiht, erhielt derselbe als Titel jene reizend gelegene Kirche S. Onofrio, von wo der Beschauer den herrlichsten Anblick genießt auf St. Peter mit dem Vatikan im Osten und das Häusermeer der Stadt sammt dem ragenden Pincio im Süden, während vor dem Geiste die Gestalt des Sängers des befreiten Jerusalems aufsteigt, welcher endlich nach sturmgepeitscher Fahrt, nach mancherlei Irrungen und Täuschungen im Hause der frommen Hieronymiten seine Seele aushauchte und seine letzte Ruhestätte fand. Zu Mezzofantis Zeit war die Kirche noch bedient von den Vätern der genannten Congregation, welche von Pietro Gambacorti 1377 gestiftet und durch Pius V., welcher ihr feierliche Gelübde vorschrieb, zu einem kirchlichen Orden erhoben wurde. Nachdem die modernen Longobarden in die ewige Stadt eingerückt sind und die Klosteraufhebung dekretirt haben, fristen nur wenige Mönche, welchen man einen Theil des Klostergebäudes als Naturalwohnung belassen hat, hier kümmerlich ihr Dasein.

Der neue Cardinal hielt seinen feierlichen Empfang in dem herrlichen Palaste Falconiere, einer der glücklichsten Schöpfungen Borrominis in der Via Giulia. Der geistreiche Verfasser der „römischen Briefe von einem Florentiner", der ihn an jenem Abend sah, schildert ihn in knappen, aber treffenden Zügen: „Schon

grauköpfig, klein, beweglich, ohne große Würde, aber gutmüthig und freundlich, und nach allen Seiten hin bald in dieser, bald in jener Mundart dankend und namentlich mit den in Menge sich herandrängenden Engländern und Engländerinnen sich unterhaltend, gerade wie er es auf der Vatikanischen Bibliothek, deren Präfect er war, zu thun pflegte, wenn Freunde aus allen Nationen Europas ihn in ihrer Sprache oder gar in ihrem Dialekt reden hören wollten. Die Stadt Bologna übersandte ihrem berühmten Sohn einen ganzen Band von Oden und Sonetten."[1]) Seine Wohnung nahm Cardinal Mezzofanti im Palast Valentinois, auf dem Platze der zwölf Apostel.

Mit der Aufnahme in das h. Collegium eröffnete sich für Mezzofanti ein neuer großartiger Kreis der Wirksamkeit. Wie jedes Domkapitel der geborene Senat des Bischofs ist, dessen Rath er in manchen Fällen einholen, in einigen unter Androhung der Strafe der Nullität seiner Maßnahmen befolgen soll, so besitzt der Papst für die Leitung der Gesammtkirche, über welche ihm ordentliche und unmittelbare Jurisdiktion zusteht, seine Berather und Gehülfen in den Gliedern des Cardinals-Collegiums. Ursprünglich aus dem Gremium der Priester und Diakonen der römischen Kirche hervorgegangen, gewann das Collegium der Cardinäle mit der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr sich entwickelnden Primatialgewalt des Papstes einen in entsprechendem Maße ausgedehnten Wirkungskreis. Seit dem 16. Jahrhundert üben die Cardinäle ihre auf die Regierung der Gesammtkirche gerichtete Thätigkeit in den sogenannten Congregationen aus, als deren Schöpfer Sixtus V.[2]) anzusehen ist. Unter der Leitung eines Präfekten — nur bei dem Sant Ufficio fungirt der Papst selbst als Präfekt, während ein Cardinal die Stelle eines Sekretärs wahrnimmt — gelangen in den wöchentlich, oder monatlich stattfindenden Sitzungen die allerwichtigsten Angelegenheiten, welche den Glauben, die Disciplin, die Liturgie und das Verhältniß von Staat und Kirche betreffen, zur Verhandlung. Es liegt tief im Wesen der Sache begründet, daß, je höher diese Tribunale im kirchlichen Instanzenzuge stehen, auch die betreffenden Materien, welche der Entscheidung harren, eine um so sorgfältigere Durcharbei-

[1]) Römische Briefe von einem Florentiner 1837—1838. II., 146.
[2]) Sixtus V. Constitutio Immensa.

tung erheischen. Die Stelle eines Cardinals, welche dem Uneingeweihten lediglich als Ruheposten erscheint, ist vielmehr in der That und Wahrheit ein ebenso mühe- wie verantwortungsvolles Amt. Diejenigen Congregationen, zu welchen Mezzofanti als Mitglied berufen wurde, waren: Index, Riten, Examen der Bischöfe und Propaganda sammt ihren verschiedenen Nebencongregationen. In der zuletzt genannten Congregation entfaltete er seine Hauptthätigkeit, so gehörte er auch zu der von Pius IX. eingesetzten Spezialcommission, welche, aus den Cardinälen Franſoni, Oſtini, Caſtracane, Altieri, Vizzardelli und Orioli bestehend, endgültig über die Wiedererrichtung der katholiſchen Hierarchie in England entſchied.[1]) Es könnte auffallend erſcheinen, daß er nie den Posten eines Cardinalpräfekten der Propaganda bekleidete. Das Befremden ſchwindet gegenüber der im Leben Mezzofantis berichteten Thatſache, daß der Papſt dem ſeitherigen Präfekten Cardinal Franſoni allerdings einen anderen Posten zugedacht, dieſer aber dankend abgelehnt habe.[2]) Daneben wurde Mezzofanti Viſitator des Convertitenhauſes und der beiden Hoſpitäler von S. Giovanni und Giacomo. Seine Einkünfte anlangend, ſo betrugen ſie nach dem damaligen Gelde etwa viertauſend Scudi, eine Summe, welche durch den zur Aufrechthaltung der hohen Würde nothwendigen äußeren Aufwand zum weitaus größten Theile verſchlungen wird. Gehen einem Cardinal Revenüen aus Privateigenthum ab, dann dürfte ſie kaum genügen. Mezzofanti hatte nie in pecuniär glänzenden Verhältniſſen gelebt; der Papſt ſelbſt kam ihm jetzt zu Hülfe, indem er ihm neben Unterſtützungen in Geld auch bei feſtlichen Gelegenheiten, eine — allerdings alterthümliche und den Volkswitz herausfordernde Kutſche aus dem päpſtlichen Hofhalt zur Verfügung ſtellte.

Aus den erſten Jahren des Cardinalats theilt Ruſſell einen Bericht über Mezzofanti mit, welchen er der Güte des durch ſeine längjährigen Reiſen in Abyſſinien, wie durch eine Reihe wiſſenſchaftlicher Aufſätze über ſeine Reiſeerfahrungen in England angeſehenen Mr. d'Abbadie verdankt. Anton d'Abbadie beſuchte in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Arnold 1837 Abyſſinien,

[1]) Ullathorne, history of the restoration of the catholic hierarchy in England. London 1870. pag. 51.

[2]) Ruſſell (Ital.). S. 238.

wo sie zu ihrem Schmerze wahrnehmen mußten, daß sich von den ehemals blühenden katholischen Missionen[1]) nur noch spärliche Reste erhalten hatten und den Lehren der Kirche grobe Irrthümer beigemischt waren. Ihr vorzüglichstes Bestreben ging dahin, die Verhältnisse des Landes und den Charakter des Volkes genau zu studiren, um auf diese Weise eine Wiederbelebung des Missionswesens vorzubereiten. Wie diese beiden Männer demnach durch die an viele französische und englische Zeitschriften von ihnen eingesandten Berichte zu einer genaueren Kenntniß der Sprachen und der Geographie der von ihnen bereisten Länder beigetragen, so haben sie sich auch Anspruch auf den Dank der Kirche erworben, indem sie die Missionäre dort einführten und persönlich in der Lösung ihrer hehren Aufgabe unterstützten. Ueber einen Besuch, welchen d'Abbadie, begleitet von zwei Abyssiniern, von welchen der eine nur die Amarinna-Sprache, der andere nur die noch unbekanntere Ilmorma-Sprache redete, bei Cardinal Mezzofanti abstattete, berichtet er folgendes: „Den Cardinal Mezzofanti sah ich im Jahre 1839. Er fragte mich auf Arabisch, in welcher Sprache ich mich zu unterhalten wünsche, worauf ich, um ihn einer Prüfung zu unterziehen, das Baskische wählte. Ich bin weit davon entfernt, die Sprache gut zu verstehen, da ich aber meine Geschäfte als Pächter in dieser Sprache verhandle, so vermag ich doch einen Fremden darin leicht zu besiegen. Der Cardinal wich meinem Vorschlag aus, er fragte mich, in welcher afrikanischen Sprache ich zu reden wünschte. Ich bediente mich nun des Amarinna-Dialektes, d. h. jener Sprache, welche Ludolf „Ancharica" nennt, indem er wahrscheinlich am Ende ein „c" einschob, um eine dem Lateinischen ähnliche Articulation zu gewinnen. Mezzofanti, welcher in dieser Sprache nicht antworten konnte, erwiederte: ‚Ti amirnu tinchirta lisona Gi-iz' (besitzen Sie die Kenntniß der Gi-iz Sprache)? Das war grammatikalisch richtig und schön ausgesprochen, zeigte aber, daß der Cardinal seine Kenntnisse des Gi-iz von solchen Personen, welche die Sprache lesen, nicht von solchen, die sie schreiben konnten, überkommen hatte. Nachmals wurde mir in Abyssinien versichert,

[1]) P. Brischar, Adam Contzen, ein Irreniker und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts, S. 151. Ueber den heutigen Stand der Missionen in Abyssinien vgl. Dr. Stepischnegg (Fürstbischof von Lavant), Papst Pius IX. und seine Zeit. II. 187. Wien 1879.

daß Niemand, der die Gi-iz-Sprache flüssig reden konnte, in den letzten hundert Jahren Rom besucht habe. Dem will ich beifügen, daß die Gi-iz-Sprache, gemeinhin in Europa ‚Aethiopisch' genannt, die liturgische Sprache der Abyssinier ist und als ein todtes Idiom angesehen wird, wenngleich sie noch im Munde eines Hirtenstammes in der Nähe des rothen Meeres fortlebt."[1]) Mezzofanti suchte indeß bald sich von der hier erlittenen Niederlage wieder zu erholen. Dr. Russell besuchte den Cardinal im Jahre 1841 in Rom; er fand ihn im Beisein einer abyssinischen Deputation, bestehend aus dem Präfekten der abyssinischen Mission, Mgr. de Jacobis, und drei Eingeborenen, welche in Alexandrien bei dem dortigen schismatischen Patriarchen die Bestätigung des Abun, oder Primaten ihrer Nationalkirche, einzuholen hatten, dann aber auf Anrathen ihres Reisegefährten, De Jacobis, nach Rom gekommen waren. Zwei Mitglieder jener Deputation, Amari Kanfu und der einäugige Professor Gab'ra Mikaël, nahmen den katholischen Glauben an. Von einem derselben vernahm d'Abbadie, „daß Mezzofanti sich in der Amarinna-Sprache mit ihm unterhalten und auch die Gi-iz-Sprache kenne."[2]) Auch das Koptische verstand Mezzofanti. „Sehr gut erinnere ich mich," schrieb Henry Schmall, ein schottischer Priester, an ihn (24. August 1842), „daß Sie meinem Studiengenossen Absai in der koptischen Sprache Unterricht ertheilten, damit er nach seiner Ankunft in Aegypten die wahre Religion verbreiten könne."[3])

Für die Kenntniß Mezzofantis in der sehr schwierigen baskischen Sprache legt Manavit vollgültiges Zeugniß ab. Der Erzbischof von Toulouse, Mgr. D'Astros,[4]) jener unerschrockene Capitular-Vikar, welchen Kaiser Napoleon, indem er in drohender, sagen wir vielmehr phantastischer Weise die Hand an den Degen legte, als den gefährlichsten Priester in seinem Reiche bezeichnete, hatte als Bischof von Bayonne einen Katechismus in der baskischen Sprache, welche in einem Theile seiner Diöcese

[1]) Russell, S. 383—384.

[2]) Russell, S. 385.

[3]) Russell (Ital.), p. 417. „I remember well the trouble You took to teach my class fellow Absai the Coptic language, that he might spread the truth on his return to Egypt".

[4]) Hergenröther, Cardinal Maury S. 93.

gesprochen wird, ausarbeiten lassen. Durch Manavit übersandte er ein Exemplar desselben an Cardinal Mezzofanti, welcher in Manavits Gegenwart ganze Stellen aus dem Buche in das Italienische übersetzte. Nach der Aussage eines Priesters aus Biscaya in Spanien sprach Mezzofanti auch die baskischen Dialekte.[1])

Die zu Anfang der vierziger Jahre in England hochgehende traktarianische Bewegung mußte, nachdem Mezzofanti seit langer Zeit namentlich mit Engländern regen Verkehr unterhalten, nothwendig in besonderem Grade seine Aufmerksamkeit erregen. Er tritt uns hier mehr als Theologe, denn als Linguist entgegen. „Seien Sie versichert," bemerkte er Dr. Russell im Jahre 1841, „daß Sie in England das Hauptgewicht auf die Conversion einzelner Individuen legen müssen. Eine allgemeine Annäherung der Kirchen steht gar nicht in Aussicht. Nicht zum ersten Mal tauchen Lehren solcher Art aus dem Schooße der anglikanischen Kirche empor. Derselben Erscheinung begegnen wir in der Zeit Lauds und des katholischen Königs Jacob II. Eine allgemeine Bewegung trat indeß nicht ein. Viele Individuen kehrten zur Kirche zurück; die größere Mehrzahl des Volkes blieb protestantisch; ja ihr Protestantismus trat mit größerer Entschiedenheit auf als zuvor."[2])

Auf Grund dieser Anschauung, welche alle Kenner englischer Verhältnisse als die einzig richtige bezeichnen, unterließ es Mezzofanti bei gegebener Gelegenheit nicht, einzelnen Bekennern des Anglikanismus das Unhaltbare ihrer religiösen Meinungen darzulegen. Das verstorbene Parlamentsmitglied Mr. Grattan hatte die Güte, Dr. Russell einen Auszug aus seinem Tagebuch über eine hieher gehörende Unterredung mit Mezzofanti zu überlassen. Nach einer längeren Conversation über die Hauptvertreter der englischen Literatur, bei welcher der Cardinal sich eingehend über Miltons Bedeutung für die englische Poesie verbreitete, kam das Gespräch auf die Reformation. „Seinen König, bemerkte er über Sir Thomas More, machte er zu seinem Feind, Gott aber zu seinem Freund. Dann fragte er Madame Grattan, weßhalb ich meine Religion nicht geändert und nicht Katholik geworden sei. Gegenwärtig existiren keine Strafgesetze mehr, keine Schande heftet sich an diesen

[1]) Manavit, S. 109.
[2]) Russell, S. 408.

Schritt. Ganz im Gegentheil gibt es eine große Partei in England, welche Sie um so höher achten, ja viele gelehrte Männer sind hier mit ihrem Beispiel vorausgegangen. Der ehrwürdige Beda, St. Patrik, König Alfred und Eduard rufen Ihnen zu und laden Sie ein zum Eintritt in die Kirche. Mit größter Liebenswürdigkeit ergriff er meine Hand, welche er in zärtlichster Weise an sich drückte. Jetzt müssen Sie, sagte er, convertiren, Ihre Religion ist nur dreihundert Jahre alt, der Katholicismus dagegen steigt hinauf bis zum Uranfang des Christenthums. Er ist die Religion Christi und hat zum Haupte den Papst, nicht wie der Ihrige ein alte Frau. Dann ergriff er die Hand meiner Frau, hielt uns beide an der Hand, sein Blick ward verklärt, er schaute gegen Himmel und rief aus: Da ist der Ort, wo wahre Freundschaft wohnt. Darauf wandte er sich an mich mit den Worten: Irland ist der Garten der Religion und Sie müssen eines Tages als eine Blume darin blühen." [1]) Als einstens von den falschen Auffassungen über Italien die Rede war, an welchen die Reisebeschreibungen der Lady Morgan so reich sind, rief Mezzofanti mitleidsvoll aus: „Arme Lady Morgan, ihr ist noch nicht verliehen, die Wahrheit zu erkennen!" Man sage uns nicht, daß solche Aeußerungen aus dem Munde eines Kirchenfürsten den Namen von Proselytenmacherei verdienen. Nichts lag des Cardinals allbekannten milden Gesinnungen und der Achtung, mit welcher er den religiösen Ueberzeugungen seiner Mitmenschen begegnete, ferner ab, als rücksichtslose Anwendung unberechtigten Einflusses auf einem Gebiete, von welchem irdische Motive am allerersten ausgeschlossen bleiben sollen. Anderseits aber muß hier das scholastische Princip: „bonum est diffusivum sui" betont werden. Das heilige Feuer der allein wahren Religion, welches Mezzofantis Geist und Herz gänzlich durchglühte, strebte naturgemäß dahin, sich auch Anderen mitzutheilen und ihnen das unbegreiflich hohe Gut eines über alle Zweifel erhabenen Seelenfriedens zuzuwenden.

Eine große Rolle spielte der Cardinal alljährlich bei Gelegenheit des Sprachenfestes der Propaganda, bei welchem der Orbis terrarum im vollen Sinne des Wortes seine Sprachschätze öffnet und mit den hh. Dreikönigen dem neugeborenen Heiland

[1]) Russell, S. 410.

zu Füßen legt. „Den Studenten pflegte er bei der Abfassung der an diesem Tage vorzutragenden Gedichte mit Rath und That zur Hand zu gehen. Fünfzig und mehr Sprachen sind es, in welchen der Cardinal die Correcturen, welche sich theils auf das Metrum, theils auf den Inhalt, theils auf die grammatikalische und syntaktische Seite bezogen, zu besorgen pflegte. War dieses Geschäft erledigt, so nahm er jeden Schüler einzeln vor, um ihm auch für den mündlichen Vortrag die nöthigen Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen. Da aber viele Schüler noch im Knabenalter in das Colleg eingetreten waren und demzufolge die Töne, oder die Cadenz der Muttersprache zum Theil vergessen hatten, so kam er ihnen auch in dieser Beziehung dadurch zu Hülfe, daß er ihre Fehler verbesserte und ihnen mit größter Freundlichkeit den richtigen Weg, der einzuschlagen war, zeigte." Wenn seine lieben Zöglinge die Anstalt verließen, um in Ländern, „welche von anderen Sonnen beschienen werden" die Lehren der Kirche, welche der ehrwürdige Cardinal ihnen eingeprägt, zu verkünden, dann mochte keiner scheiden, ohne ein Andenken des berühmten Linguisten im Album mitzuführen. Auf diese Weise entflossen seiner Feder eine zahllose Menge kurzer Gedichte in allen möglichen Sprachen und allen möglichen Versmaßen. Einige mögen hier folgen:

Ἑλλάδος ἠρώτας ἐμὲ ῥήματιν. Ἑλλάδος αὐδήν
Ἐκχέω, οὐδ' ἄλλην χρὴ ἀπαμειβόμενον.
Οὐ ψόφῳ ψόφῳσιν ἀμείβεται, εἰ μὴ ὁμοῖος.
Ἀλλ' ἀπὸ συμφώνων γίγνεται ἁρμονίη.
Νῦν δὲ τίνα γνώμην δώσω αἰτοῦντι; τίν' ἄλλην
Ἢ-Θεὸν ἐν πάσῃ δεῖ φιλέειν κραδίῃ.[1])

Als ein Fremder sich mit der bloßen Eintragung seines Namens in sein Album begnügen zu wollen erklärte, schrieb er:

Pauca dedi, nomen. Tu sane pauca petisti,
Assiduus sed ego te rogo plura — preces.

---

[1]) In hellenischer Sprache du fragst, hellenische Laute
Geb' ich zurück; es ziemt anders zu reden mir nicht.
Nicht erwiedere ein Klang dem Klange, es sei denn der gleiche.
Denn nur aus gleichem Klang tönet des Worts Harmonie.
Doch wie lautet mein Sinnspruch! Wahrlich nicht anders
Als — Gott ziemet allein Liebe aus ganzem Gemüth!

Ein anderes Mal erledigte er die nämliche Bitte mit folgendem Vers:

Accipe quod poscis nomen. Scribatur ut ipsum
In coelo, ad Dominum tu bone funde preces.

Als sein Freund Dr. Trombetti aus Bologna dem an starker Augenschwäche leidenden Cardinal durch Uebersendung einer trefflichen Brille zu Hülfe eilte, legte Mezzofanti seinen Dank in folgendem Gedicht nieder:

Cum vix sufficiunt oculi mihi nocte legenti,
Ecce bonus rursum lumina tu geminas.
Prospera ut eveniant multis volventibus annis
Cuncta tibi, par est me geminare preces.

In die letzten Lebensjahre Mezzofantis fällt der Besuch des Kaisers Nikolaus I. von Rußland bei Papst Gregor XVI. Es war gegen Ende des Jahres 1845, als der Kaiser in Rom ankam. Daß Mezzofanti in jener denkwürdigen Audienz, in welcher der Papst sagte, „was der hl. Geist ihm eingab," das Amt eines Interpreten bei den beiden allerhöchsten Personen wahrgenommen, wie vielfach behauptet wird, entspricht nicht der Wahrheit; nur ein einziger Cardinal, der in Neapel geborene, aber aus englischem Geschlechte stammende Acton, war zugegen. Wohl aber erhielt Mezzofanti einige Tage nachher durch den russischen Botschafter in Rom, Mr. Boutanieff, eine Einladung, sich dem Kaiser vorzustellen. Die Unterhaltung wurde in russischer und polnischer Sprache geführt. Der Curiosität halber mag hier zugleich die Anekdote Erwähnung finden, nach welcher Mezzofanti die Reinheit oder wenigstens die Eleganz des polnischen Accentes bei dem Monarchen beanstandet haben soll. Gerade damals hatte Mezzofanti vielfache Gelegenheit zur Uebung in der polnischen Sprache erhalten durch die von den Russen entsetzlich verfolgte Oberin der Basilianerinnen zu Minsk, Makrina, welche mit einigen ihrer Schicksalsgenossinnen aus Polosk entflohen war und in Rom ein sicheres Asyl gefunden hatte. Mezzofanti verwaltete mehrere Jahre hindurch das Amt eines Beichtvaters bei den vielgeprüften Schwestern, eine Thätigkeit, welche seinem praktischen Sinne außerordentlich zusagte. Auch nach anderen Richtungen war er in Rom fortwährend in der Seelsorge thätig.

So pflegte er in dem im Borgo gelegenen Katechumenenhause Unterricht im Katechismus zu ertheilen, als Vorsteher der Hospitäler S. Giacomo und S. Giovanni hatte er vielfach Gelegenheit, den Kranken und Sterbenden Trost und Muth zuzusprechen. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war es, die Feier der ersten h. Communion zu leiten, bei welcher er seine reine Seele in den bei dieser Gelegenheit gehaltenen, vom römischen Volke „fervorini" genannten Reden ausgoß, in welchen, entsprechend der weichen Natur des Südländers, Paränese und Meditation sich innig mit einander verschmelzen.

Am 1. Juni 1846 wurde der hohe Gönner und Freund Mezzofantis, Papst Gregor XVI., nach kaum mehrstündiger Krankheit in die Ewigkeit abberufen. Mezzofanti nahm darauf an jenem ebenso kurzen, wie denkwürdigen Conclave Theil, aus welchem der Cardinal-Bischof Giovanni Mastai-Ferretti als Pius IX. hervorging. Die Schnelligkeit in der Erledigung des Wahlgeschäftes bot ihm Veranlassung zu folgendem Distichon:

Gregorius coelo invectus sic protinus orat:
„Heu cito Pastorem da, bone Christe, gregi!"
Audit, et immissus pervadit pectora Patrum
Spiritus: et Nonus prodit ecce Pius!

Der Wechsel des Pontificats pflegt vielfache Veränderungen in denjenigen Stellungen bei der Curie herbeizuführen, welche das politische oder kirchenpolitische Gebiet zum Gegenstand haben. Mezzofanti hatte dieses Bereich nie betreten. Wie er zu Bologna sich in den stets gleichbleibenden Gang eines dem Dienste der Wissenschaft geweihten Daseins eingelebt hatte, so blieb er auch in Rom dem politischen Leben, oder Aemtern, welche auf dieses Bezug haben, gänzlich fern. Das neue Pontifikat brachte für seine Stellungen keine Veränderung. Niemand mochte die Absichten des neuen Papstes, welchem die Männer der Revolution mit schlecht verhehlter Absicht zujubelten, gerechter würdigen als Mezzofanti, aber ferngehalten von den Angelegenheiten der Regierung, setzte er während der hochgehenden Bewegungen der Jahre 1847 und 1848 mit gewohnter Regelmäßigkeit seine friedliche Laufbahn fort. Mit tiefem Schmerz sah er den Papst scheiden, für welchen in Rom kein Bleiben mehr war, nachdem Pellegrino

Rossi auf den Treppen des Palastes der Cancelleria ermordet worden und der bewaffnete Aufstand vom 16. November 1848 Pius IX. selbst zum Gefangenen im Quirinal gemacht hatte. Am 24. November verließ der Papst seine Residenz, stieg vor Porta S. Giovanni in den Wagen des bayerischen Gesandten Grafen Spaur und erreichte am andern Morgen Mola di Gaëta.[1]) Dem h. Vater nach Gaëta zu folgen, konnte Mezzofanti nicht bewogen werden; er harrte aus in Rom, wo seine Gesundheit aber nun zusehends dahinsiechte. Schon Mitte Januar 1849 machte sich eine so starke Abnahme der Kräfte bemerkbar, daß der Cardinal nur mit äußerster Anstrengung das h. Meßopfer darbringen konnte. Eine Lungenlähmung, welche sein Leben in höchste Gefahr brachte, wich noch einmal der Kunst der Aerzte sowie der sorgfältigen Pflege der Verwandten und ließ Ende Januar Hoffnung auf längere Erhaltung des theueren Lebens schöpfen. Gastrisches Fieber aber, welches sich im Monat Februar einstellte, wurde von den Aerzten als Vorbote der Auflösung angesehen. In rührendster Weise bereitete der Cardinal sich zum Tode vor. Frühzeitig empfing er die hh. Sakramente und hielt zweimal eine Novene zu seinem h. Namenspatron, dem Fürsprecher der Sterbenden. Unter dem Drucke der heftigsten Schmerzen wollte ihn der Gedanke an die Leiden der Kirche nicht verlassen. „Abbiate pietà della chiesa, preghiamo per lei!“ Erbarme dich, o Gott, der Kirche, laßt uns für sie beten! Seine letzten Worte waren: „Andiamo, andiamo presto in paradiso!“ Bald werde ich ins Paradies kommen! Am Abend des 15. März 1849 gab er seine reine Seele in die Hände des Schöpfers zurück.

Die römische Republik, welche bereits am 9. Februar proklamirt worden, feierte damals ihre schändlichsten Orgien. Plünderung der Kirchen und Klöster, Vertreibung der Geistlichkeit, Confiskation geistlicher Güter waren an der Tagesordnung. Die tiefgehende Zerfahrenheit in den öffentlichen Verhältnissen, in Verbindung mit der Abwesenheit des Papstes und des hl. Collegiums, machte die Abhaltung feierlicher Exequien für die Seelenruhe des hohen Verblichenen unmöglich. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes, Gherardi, machte zwar der Familie das Anerbieten eines auf Staatskosten abzuhaltenden öffentlichen Leichenbegäng-

[1]) v. Reumont, biographische Denkblätter. S. 275—276.

nisses, während die Universität sich durch eine Deputation vertreten lassen wollte und ein Detachement Nationalgarde als Begleitung ausersehen war. In Anbetracht der traurigen Zeitverhältnisse, welche zur Vermeidung unnöthigen Gepränges riethen, vorzüglich aber aus dem Grunde, weil gerade diese Art der Beerdigung Anlaß zu politischen Demonstrationen bilden konnte, die sich wie ein Hohn auf die streng ausgeprägte Loyalität des Cardinals ausgenommen hätten, glaubte die Familie von beiden Anerbieten keinen Gebrauch machen zu sollen. Und so wurde denn die verwesliche Hülle des großen Cardinals, begleitet nur von Familie und Dienerschaft, welche brennende Fackeln trugen, am Abend des 17. März nach der Höhe des Janiculus überführt und in der Titelkirche S. Onofrio beigesetzt. Unfern des Grabes des großen Torquato Tasso fand er seine letzte Ruhestätte, welche die von seinem Freunde Msgr. Laureani ihm gesetzte Inschrift dem Wanderer kenntlich macht. Sie lautet:

Heic. In. Sede. Honoris. Sui
Situs. Est
Josephus. Mezzofanti. S. R. E. Card.
Innocentia. Morum. Et. Pietate. Memorandus
Itemque. Omnium. Doctrinarum
Ac. Veterum. Novorumque. Idiomatum. Scientia
Plane. Singularis. Et. Fama. Cultiori. Orbi. Notissimus.
Bononiae. Natus. Anno MDCCLXXIV.
Romae. Decessit. An. MDCCCXLVIIII.

VII.

Rückblick und Schluß.

In der Beurtheilung des Cardinals Mezzofanti als Linguisten sind nothwendig zwei Klippen zu vermeiden. Es liegt die Gefahr nahe, seine Sprachkenntnisse zu überschätzen, weil es sich um Gebiete handelt, auf denen nur wenigen Männern ein competentes Urtheil zusteht. Anderseits würde es aber von ebenso großer Einseitigkeit zeugen, wollte man der außerordentlichen Erscheinung dieses Mannes einzig aus dem Grunde seine Zustimm-

ung versagen, weil sie gewöhnliche Phänomene unendlich überragt. Was die Zahl der Sprachen anlangt, welche Mezzofanti verstand, so wird die Antwort verschieden lauten, je nach den Anforderungen, von deren Erfüllung man das Prädikat „Verständniß einer Sprache" abhängig macht. Im Allgemeinen muß zugestanden werden, daß derjenige eine Sprache versteht, welcher sie erstens richtig liest, zweitens in ungebundener oder gebundener Rede correkt anwendet, und drittens im Stande ist, sich mit gebildeten Eingeborenen des Landes, in welchem die betreffende Sprache gesprochen wird, flüssig zu unterhalten. Bereits im Jahre 1805 meldete P. Coronni „daß, wie allgemein angenommen wird, Mezzofanti mehr als vier und zwanzig Sprachen redet;" im Jahre Jahre 1817 schrieb Stewart Rose, „er liest zwanzig und unterhält sich in achtzehn Sprachen." Baron Zach schreibt ihm im Jahre 1830 zwei und dreißig Sprachen zu. Mezzofanti selber benannte dem H. Mazzinghi im Jahre 1836 die Zahl fünf und vierzig; 1839 pflegte er zu sagen, er verstehe „fünfzig Sprachen und das Bolognesische." Dem Russen Mouravieff übersandte er ein Blatt mit dem Namen Gott in sechs und fünfzig Sprachen. „Im Jahre 1846", versichert Bresciani, „bemerkte er mir, er verstehe acht und siebenzig Sprachen mit ihren verschiedenen Dialekten." [1]) Nach Russell's genauen Untersuchungen können die Sprachen, über welche Mezzofanti verfügte, in fünf Klassen eingetheilt werden: 1. solche, welche er mit einer bei Fremden nur selten erreichten Vollkommenheit redete, 2. solche, welche er gut sprach, ohne daß dieses so hinreichend wie bei denen der ersten Klasse bezeugt worden wäre, 3. Sprachen, welche er geläufig, aber nicht vollkommen redete, 4. Sprachen, in welchen er blos dürftig eine Unterredung führen konnte, 5. Sprachen, welche er blos aus Büchern studirt, aber nicht sprechen konnte, 6. Dialekte.

Zu unserem Bedauern gestattet der uns zugewiesene Raum keine Mittheilung weiterer Zeugnisse über andere europäische oder außereuropäische Sprachen, oder Dialekte, welche Mezzofanti nach Russell kannte. Wir begnügen uns daher damit, das Resultat der gründlichen Russellschen Untersuchung mit dem Bemerken zu verzeichnen, daß der gelehrte Ire für die Kenntniß

[1]) Civiltà cattolica Vol. VII. „nel 1846 mi disse, saperne 78 cogli svariatissimi dialetti di quelle."

Mezzofantis in einer jeden der hier anzuführenden Sprachen genügende Auctoritäten beibringt.

I. Sprachen, welche Mezzofanti nach übereinstimmendem Urtheil mit seltener Gewandtheit redete:

1. Hebräisch,
2. Rabbiner-Hebräisch,
3. Arabisch,
4. Chaldäisch,
5. Koptisch,
6. Alt-Armenisch,
7. Neu-Armenisch,
8. Persisch,
9. Türkisch,
10. Albanesisch,
11. Maltesisch,
12. Griechisch,
13. Roumänisch,
14. Latein,
15. Italienisch,
16. Französisch,
17. Spanisch,
18. Portugiesisch,
19. Deutsch,
20. Schwedisch,
21. Dänisch,
22. Holländisch,
23. Flämisch,
24. Englisch,
25. Illyrisch,
26. Russisch,
27. Polnisch,
28. Czechisch,
29. Ungarisch,
30. Chinesisch.

II. Sprachen, welche er flüssig gesprochen haben soll, ohne daß aber genügende Zeugnisse dafür vorlägen:

1. Syrisch,
2. Abyssinische-Sprache,
3. Amarinna „
4. Guzarattee „
5. Hindostani „
6. Algonquin,
7. Wallachisch,
8. Baskisch,
9. Californisch.

III. Sprachen, welche er selten und minder vollkommen sprach:

1. Kurdisch,
2. Georgisch,
3. Serbisch,
4. Bulgarisch,
5. Gipsy-Sprache (Ungarn),
6. Pegu-Sprache,
7. Walisisch,
8. Angolesisch,
9. Mexicanisch,
10. Sprachen von Chili u. Peru.

IV. Sprachen, welche er unvollkommen redete:

1. Cingalisch,
2. Birmanisch,
3. Japanesisch,
4. Irisch,
5. Gaelisch,
6. Sprachen von Chippewa, und
7. Delaware.

V. Sprachen, welche er aus Büchern erlernte, aber nicht sprechen konnte:

1. Sanskrit,
2. Malayisch,
3. Cochinchinesisch,
4. Tibetanisch,
5. Isländisch,
6. Lappländisch,
7. Ruthenisch,
8. Friesisch,
9. Litthauisch,
10. Cornisch (Cornwall),
11. Quichua (Altperuanisch),
12. Bimbarrasprache (Afrika).

VI. Dialekte, welche er sprach oder in ihren Haupteigenthümlichkeiten verstand:

1. Hebräisch,
   Samaritanisch.
2. Arabisch:
   a. syrischer,
   b. egyptischer,
   c. maurischer,
   d. berberischer Dialekt.
3. Chinesisch:
   a. Kiang-Si,
   b. Hu-quam Dialekt.
4. Italienisch:
   a. Sicilianischer,
   b. Sardinischer,
   c. Neapolitanischer,
   d. Bolognesischer,
   e. Lombardischer,
   f. Friaulischer Dialekt.
5. Spanisch:
   a. Catalanischer,
   b. Valencianischer,
   c. Majoricanischer Dialekt.
6. Baskisch:
   a. Labourtin,
   b. Souletin,
   c. Guipuscuan.
7. Ungarisch. Dialekte von
   a. Debreczin,
   b. Eperies,
   c. Pesth,
   d. Siebenbürgen.
8. Deutsch:
   a. Altgothisch.
   Dialekte von
   b. Ober- u. Niederdeutschl.,
   c. Graubünden,
   d. Sieben Communen (Vicenza).
9. Französisch:
   a Provencalisch
   b. Tolosanisch,
   c. Burgundisch,
   d. Gascognisch,
   e. Béarnisch,
   f. Lothringisch,
   g. Bretonisch.
10. Englisch. Dialekte von
   a. Somersetshire,
   b. Yorkshire
   c. Lancashire
   d. Schottland (Lowland.)

Darf das Ergebniß der Russellschen Prüfung auch nur annähernd auf Richtigkeit Anspruch erheben, dann kann keinem Zweifel unterliegen, „daß Cardinal Mezzofanti eine der merkwür-

digsten Erscheinungen nicht allein unseres Jahrhunderts, sondern aller Zeiten ist, und diejenigen Männer, welche gewöhnlich als leuchtende Beispiele auf dem in Rede stehenden Gebiet angeführt werden — Mithridates, Pico della Mirandola, Jonadab Alhanar und Sir William Jones, welche es kaum über zwanzig Sprachen brachten — weit hinter sich zurückgelassen hat. Wird aber nach der Methode gefragt, welche Mezzofanti bei der Erlernung der Sprachen zur Anwendung brachte, so scheint es nicht, daß dem Cardinal in dieser Beziehung ein außerordentliches Geheimniß zur Verfügung stand, oder daß er je seiner Umgebung hierüber Aufklärungen zukommen ließ. Nur eines steht fest und sollte nie von denjenigen, welche in möglichst müheloser Weise in den Besitz von Kenntnissen zu gelangen wünschen, außer Acht gelassen werden, daß nämlich auch ein Mezzofanti des anhaltenden und systematischen Gebrauches der sonst zur Erlernung von Sprachen üblichen Hülfsmittel nicht überhoben war."[1]) In letzter Instanz muß sein Sprachtalent, welches einzig in der Weltgeschichte dastehen dürfte, auf die Güte des Schöpfers zurückgeführt werden, welcher ihn mit einem unübertroffenen Gedächtniß (vis conservativa specierum), und einer eben so glänzenden Erinnerungskraft (facultas reminiscendi)[2]) ausgestattet hat. Dem entsprechend war auch, wie er selbst zugesteht, sein körperliches Organ ausgebildet, so daß ihm die Hervorbringung der allerverschiedensten Modulationen in der Sprache zu einer Leichtigkeit wurde. Bresciani sieht in seinen Kenntnissen einen „Strahl der Weisheit der Engel, den Gott in Mezzofanti dem Menschengeschlecht mitgetheilt habe."[3])

Namentlich deutsche Philologen haben ihn, bei gleichzeitiger Anerkennung seiner Sprachfertigkeit, des Mangels an eigentlich linguistischer Wissenschaft geziehen. So Blume und Nitschl, welchen wir als dritten noch Bunsen beifügen. Der Letztere berichtete über Mezzofanti an Russell unter Anderem Folgendes: „Als Linguist ein Riese, war Mezzofanti als Philo-

[1]) Russell, S. 475.

[2]) Stoeckl, Lehrbuch der Philosophie. 4. Aufl. I. 57. Ueber die aristotelische μνήμη und ἀνάμνησις vgl. Stoeckl, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 1. Aufl. S. 146.

[3]) Civiltà cattolica tom. VII., p. 568. „Il Mezzofanti ci fu concesso da Dio per dar sulla terra un saggio dell' Angelica sapienza."

loge und philologischer Kritiker ein Kind. Er erging sich in Etymologien zwar manchmal in ganz überraschender Weise, vorzüglich in den romanischen Sprachen und ihren Dialekten. Aber philologische oder geschichtliche Folgerungen, die ersten Elemente ausgenommen, daraus zu ziehen, war er nicht im Stande. Die Idee einer philosophischen Grammatik lag ihm fern. Einmal sah ich, wie er eine griechische Inschrift zu entziffern versuchte; nie ist etwas so mißlungen.[1]) Nichts, was einer Erwähnung werth wäre, hat er geschrieben. Von biblischer Kritik hatte er keine Idee; auch seine Kenntnisse in der griechischen Kritik waren oberflächlich. Kurzum: sein linguistisches Talent bestand darin, daß er Töne, Accente, ganze Idiome aufnahm und sie dann durch sein wundervolles Gedächtniß reproducirte. In dieser Beziehung ist er von Niemand erreicht worden. Nach allem aber, was ich von ihm vernommen, war er ein liebreicher, guter Christ, fromm, aber nicht unduldsam und von großer Sanftmuth, welche bei ihm kein bloßes Gewand bildete, sondern eine wirkliche christliche Tugend war. Ehre seinem Andenken.“[2])

Diese Auffassung bedarf einer Berichtigung. Die Wissenschaft der Bibelkritik wurde von Mezzofanti in erster Linie gar nicht betrieben; am allerwenigsten konnte bei ihm die Rede sein von einer solchen im protestantischen Sinne des Wortes, wie sie Bunsen nachmals selber bei Herausgabe seines Bibelwerkes zur Anwendung gebracht hat. Viel höher steht uns derjenige Theologe, welcher aller und jeder Bibelkritik, wie sie heute in aka-

[1]) Russell (Ital.), S. 377, gibt einen Brief Cavedonis, des berühmtesten Numismatikers unseres Jahrhunderts, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Aus jener Zeit, in welcher ich unter der Leitung der trefflichen Professoren Schiassi und Mezzofanti in Bologna den Studien oblag, erinnere ich mich, daß der Letztere in gleicher Weise wie jener über den epigraphischen lateinischen Stil als Meister ersten Ranges sich verbreitete. (tenea discorso sullo stile epigrafico Latino da sommo maestro.) Vgl. Spicilegio numismatico . . . di Celestino Cavedoni, wo in der Dedikation an Mezzofanti auch der numismatischen Vorlesungen des letzteren rühmend gedacht wird. Vgl. Notizie intorno alla vita ed alle opere di Mgr. Celestino Cavedoni. Modena 1867. pag. 338.

[2]) Russell, S. 438–439.

[3]) Der gelehrte englische Convertit Dr. Allies schildert die zersetzende Kraft dieser Kritik unübertrefflich in folgenden Worten: „which treats the holy Scripture as the ploughboy treated the watch, pulls it to pieces to look

tholischen Kreisen in deutschen Landen[3]) betrieben wird, entbehrend, die Bücher der h. Schrift mit allen ihren Theilen auf das untrügliche Wort der Kirche hin mit kindlich gläubigem Sinn annimmt und sie durch fleißige Lektüre und Meditation zu seinem Eigenthum zu erheben sucht. Und das war bei Mezzofanti allerdings der Fall. Auch als Linguist im engeren Sinne des Wortes wollte er nicht auftreten. Er verfolgte bei der Erlernung der Sprachen wesentlich praktische Zwecke, und diese gingen in der Seelsorge und Ausbreitung der Kirche auf. Wie in Bologna, so widmete er auch nachher in Rom diesen erhabenen Bestrebungen Zeit und Mühe. Daß der Cardinal nur wenige Pièces zum Drucke beförderte, bedauert Niemand mehr, als die katholische Kirche; der Grund jener Erscheinung lag in seiner ohne Zweifel nicht wohl angebrachten, übermäßigen Bescheidenheit und Scheu, mit literarischen Produkten auf den Markt zu treten. Unrecht würde ihm aber geschehen, wollte man ihm aus diesem Grunde die Idee einer philosophischen Grammatik absprechen. Auf das Circular des Vorstehers der Universität Bologna, welcher bei Mezzofanti anfragte, ob und was er im letzten Jahre edirt habe, erwiederte er am 28. Juli 1813: „Im letzten Jahre haben verschiedene wissenschaftliche Arbeiten meine Thätigkeit in Anspruch genommen; herausgegeben habe ich keine davon, weil ich sie vorab nur im Entwurf zu Papier brachte. Aus der von mir begonnenen philosophischen Untersuchung der verschiedenen Idiome habe ich viele Kenntnisse geschöpft, die ich in einem Werke niederlegen werde, welches sich denjenigen, die fremde Sprachen kennen oder sich noch in denselben zu unterrichten wünschen, meiner Ansicht nach nützlich erweisen und wenigstens zum Theil demnächst erscheinen wird."[1]) Abbé Gaume, welcher den Cardinal eines Tages mit dem Studium des Bretonischen beschäftigt fand, meldet Folgendes: „Seine Eminenz machte mich auf zwei Punkte aufmerksam. Der erste ist die fundamentale Einheit aller Sprachen. Diese Einheit gewinnt ihren Ausdruck in denjenigen Theilen der Sprache, welche dieselben oder beinahe dieselben in allen Sprachen sind. Der zweite ist die Drei-

at its mechanism, and then wonders that it will not go." Allies, per Crucem ad Lucem I, 113. London 1879.

[1]) Russell (Ital.), S. 258.

heit der Dialekte in der primitiven Sprache, eine Dreiheit, welche mit den drei Racen des Menschengeschlechtes in genauer Uebereinstimmung sich befindet.“ [1]) Diese Hinweise mögen genügen, um Bunsens Beurtheilung des Cardinals zu rectificiren. Noch mehr muß dieselbe eingeschränkt werden gegenüber der stattlichen Reihe größerer oder geringerer literarischer Produkte des Cardinals, von denen die bologneser Ausgabe des Russellschen Werkes ein Verzeichniß bietet.[2])

Was wir vor allen andern Eigenschaften aber an Mezzofanti bewundern, das ist die Größe seines Charakters, das ist der Glanz seiner Tugenden. Nach dem Zeugniß des Monsignor Ranzani „waren die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, nicht so sehr eine Anerkennung seines Sprachentalentes, als vielmehr ein wohlverdienter Lohn für seine großen Tugenden. Denn aus keinem andern Grunde hatte er sich dem Studium der Sprachen gewidmet, als aus Liebe zu armen Kranken und fremden Soldaten, denen er vermittelst Erlernung ihres Idioms die Tröstungen der Religion spenden wollte. Das war der Zweck, welchen er beim nächtlichen Studium verfolgte: Beim Erwachen des Tages sollten Kranke getröstet, Sterbenden der letzte Weg erleichtert werden.“ Sein Charakter war wie von Stahl und Eisen; den Schild der Ehre hat er allezeit blank erhalten. Wie ganz anders steht Mezzofanti vor uns, als die Gestalt des Cardinals Maury, welche uns von Meisterhand in den katholischen Studien gezeichnet worden![3]) Maury, der Bändiger der Revolution, wird, weil geistlicher Streber und von dem Nebel eines falschen Selbstbewußtseins erfüllt, von der gekrönten Revolution unterworfen. Indem er von der Monarchie abfällt, wird er irre am Papste.[4]) Der Akademiker

---

[1]) Russell, S. 440.

[2]) Russell (Ital.), S. 424–435.

[3]) Hergenröther, Cardinal Maury S. 68–82. 112—128.

[4]) Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. 1880. v. Reumont, „aus den Papieren des Cardinals von York“ S. 48, schreibt: „Pouzoulat im Leben Maury's 1855, erläutert diese Verabschiedung. Der Cardinal, der sich dazu hergab, Dolmetsch von Napoleons Vorwürfen, Verheißungen und Drohungen zu sein, vergaß das Maß so sehr, daß Pius VII. geduldige Sanftmuth endlich nicht mehr ausreichte. Mühsam erhob er sich von seinem Sitze, nahm den Cardinal bei der Hand und führte ihn zur Thüre seines Gemaches.“

und Hofbischof hatte den Theologen verschlungen. Ganz anders Mezzofanti. Auch er widersteht der Revolution; aber seine Treue ist wie echtes Gold. Den Glanz der kaiserlichen Sonne meidet er ängstlich, setzt wiederholten Einladungen, nach der Hauptstadt zu kommen, entschiedene Weigerung entgegen und verliert lieber seine Stelle an der Universität Bologna, als daß er gegenüber dem empörenden Unrecht, welches in dem Raub des Kirchenstaates und der gewaltsamen Wegführung des Oberhauptes der Kirche lag, Schweigen beobachtet hätte. Cardinal Maury darf mit vollem Recht dem katholischen Klerus als warnendes Beispiel entgegengehalten werden. In Giuseppe Mezzofanti besitzen wir einen kirchlichen Würdenträger, welcher durch sein Leben, seine Wissenschaft und seine hohen Tugenden jeden Kleriker unwillkürlich zur Nacheiferung auffordert.

VIII.

Anhang.[1]

Nachdem Papst Pius IX. die an Orientalien reiche Bibliothek des verstorbenen Cardinals Mezzofanti angekauft und in seiner bekannten Munificenz der Universität Bologna als Geschenk überwiesen hatte, glaubten die Erben des Kirchenfürsten diesem hochherzigen Beispiele nachfolgen und die in ihrem Besitze befindlichen Autographen des Cardinals ebenfalls einer öffentlichen Anstalt zur Verfügung stellen zu sollen. Im Monat Mai 1858 übergab Cavaliere Gaetano Minarelli, ein Neffe des Verstorbenen, die noch vorhandenen Manuscripte desselben der städtischen Bibliothek in Bologna. Unter ihnen befinden sich u. A. folgende gelehrte Arbeiten des Cardinals.

I. Poesie.

1. Angola-Sprache. — Fünf Oden für das Sprachenfest der Propaganda an Epiphanie.
2. Arabisch. — Verschiedene Epigramme.
3. Armenisch. — Mehrere Hymnen in verschiedenen gereimten Versmaßen.
4. Birmanisch. — Gedichte an die vom Stern geführten drei Weisen.
5. Biscaya-Sprache. — Epigramm über das Glück, Gott zu dienen.
6. Bunda-Sprache. — Epigramm über die Liebe zu Gott; ein Spruch.
7. Catalanisch. — Fünf Sonette auf die hh. drei Könige und ein Epigramm zum Lob dieser Sprache.
8. Sprache der sieben Communen bei Vicenza. — Epigramm auf die wahre Weisheit.

[1]) Russell (Ital.), S. 425—435.

9. Chinesisch. — Einige Moralsprüche in Versen.
10. Deutsch. — Verschiedene Epigramme moralischen Inhaltes.
11. Englisch. — Zwanzig Epigramme moralischen und religiösen Inhaltes.
12. Finnländisch. — Einige Verse und Sentenzen.
13. Flämisch. — Distichen, welche zu einem christlichen Leben ermuntern.
14. Französisch. — Ueber vierzig Epigramme moralischen Inhaltes.
15. Alt-Griechisch. — Viele Epigramme, Eklogen und ein Hymnus an das Jesukind.
16. Neu-Griechisch. — Oden, Hymnen religiösen Inhaltes und eine Elegie an Cardinal Castracane.
17. Guarani-Sprache. — Gedicht auf die Ankunft des Messias für das Sprachenfest der Propaganda 1848.
18. Hebräisch. — Verschiedene Gedichte, unter welchen besonders hervorragen eine Anrufung Gottes und ein Psalm an P. d'Aponte.
19. Holländisch. — Mehrere Gedichte, von denen eins über die Schönheit der hl. Schrift handelt.
20. Irisch. — Einige Verse.
21. Italienisch. — Stanzen, Madrigale und Oden.
22. Koptisch. — Hymnen auf die Geburt Christi und die Anbetung der drei Weisen.
23. Kurdisch. — Einige Verse an die Muttergottes.
24. Lappländisch. — Ein Distichon nebst einigen anderen Versen.
25. Latein. — Gegen hundert Compositionen.
26. Malayisch. — Distichon auf die Flüchtigkeit des Lebens.
27. Norwegisch. — Zwei Compositionen, worunter ein Dialog über die katholische Kirche.
28. Persisch. — Drei Compositionen für Epiphanie.
29. Polnisch. — Zwei Epigramme auf den h. Stanislaus Kostka und zwanzig kleine Gedichte.
30. Portugiesisch. — Drei Sonette auf die Geburt Christi und die hh. drei Könige, ein Gedicht über die Eitelkeit der Welt und Epigramme.
31. Rhätisch. — Sextinen über die Vorzüge dieser Sprache, ferner Sonette und Oden auf den Erlöser.
32. Russisch. — Zwölf Gedichte in verschiedenen Versmaßen.
33. Samaritanisch. — Drei Gedichte in verschiedenen Vermaßen auf die Menschwerdung.
34. Samogitisch (Lithauisch). — Gedicht für das Sprachenfest der Propaganda.
35. Sardinisch. — Sonett an Cardinal Amat bei der Promotion zum Cardinalat.
36. Schwedisch. — Epigramm auf die Vorzüge dieser Sprache, andere Gedichte für Epiphanie.
37. Spanisch. — Gedichte moralischen Inhaltes an Cardinal Pana und andere Freunde.
38. Syrisch. — Hymne auf Epiphanie.
39. Ungarisch. — Distichen und kleinere Verse auf die Muttergottes.

Dialekt von Bologna. — Gedichte scherzhaften Inhaltes.

Dialekt von Sicilien. — Zwei Sonette an das Jesukind.

II. Prosa.

1. Arabisch. — Verschiedene Abhandlungen über die arabische Sprache, ihre Dialekte und Literatur.
2. Griechisch. — Abhandlung über das Studium der griechischen Sprache und Literatur. Ferner „de Graecae linguae utilitate et praestantia". Lobrede auf d'Ansse, den berühmten Gräkologen.
3. Italienisch. — Akademische Reden und verschiedene Ansprachen bei Gelegenheit der Verleihung akademischer Würden.
4. Latein. — Mehrere lateinische Reden, welche in Bologna und Rom gehalten wurden. Am letzteren Orte namentlich bei der Feier des Festes der Apostelfürsten.
5. Mexikanisch. — Zwei Abhandlungen über das Zahlensystem der Mexikaner und ihre Schreibweise.
6. Persisch. — Abhandlungen über die persische Literatur. Vergleichung der persischen Uebersetzung des neuen Testamentes mit der Vulgata.
7. Schwedisch. — Abhandlung über die Analogieen des Schwedischen und Deutschen.
8. Wallachisch. — Abhandlung über die wallachische Sprache und ihren Zusammenhang mit der lateinischen.
9. Abhandlung über den Dialekt der sieben Communen bei Vicenza.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
I. Heimath und Jugendzeit (1774—1797)	7
II. Professur an der Universität zu Bologna und Entfernung von derselben (1797—1803)	21
III. Zweite Berufung an die Universität zu Bologna und das Istituto. Wiederholte Amtsenthebung (1803—1814)	31
IV. Dritte Berufung zur Professur der orientalischen Sprachen. Bibliothekar an der Universität Bologna (1814—1831)	41
V. Uebersiedlung nach Rom. Aemter an der Vatikanischen Bibliothek und an römischen Basiliken (1831—1838)	68
VI. Mezzofanti als Cardinal (1838—1849)	87
VII. Rückblick und Schluß	99
VIII. Anhang	109

Die

Kunst und ihre Formen.

Aus dem Nachlasse

von

Joseph Ritter von Führich.

Würzburg.

Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.

Agentur in Wien I Spiegelgasse 12.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz), Würzburg.

Vorbemerkung.

Die folgende Schrift aus dem Nachlasse Führichs sollte sich an dessen frühere in vier Heften „Von der Kunst“ veröffentlichten Aufsätze über „Kennerschaft“, „Leben und Kunst“, „Kunst und Wissenschaft“, „Kunst und Handwerk“ und „Die christlichen Bilder“ als Abschluß reihen. Dies wurde durch äußere Verhältnisse vereitelt.

Der Aufsatz ist jedoch für sich ein Ganzes. Daß es sich dem Maler bei dem Ausdrucke „Kunst“ zunächst um die bildende Kunst handelt, leuchtet wohl ohne Weiteres ein. Er suchte hier für die verschiedenen Erscheinungen der bildenden Kunst gewisse Gattungsnamen zu finden und so den „einen christlichen und allgemeinen Kunstbegriff“ und seine Ausdrucksformen von verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Der Grundgedanke des Ganzen ist wohl in hohem Grade zeitgemäß: Die Wahrheit in der Kunst, die Form nur als Erscheinung eines Inhalts, der Inhalt Ideal, das Ideal aber fest gegründet in Gottestreue und wiederum die Gottestreue nur gesichert in der Kirche — das ist etwa der Gedanke, der das Ganze beherrscht und, mitunter weit ausholend und mit scharfer Betonung durchklingt.

Ein in Leben und Kunst überall an die Tiefen der Religion anknüpfender Geist, ein demüthiges und ritterliches Künstlerherz sprechen mit Freimuth aus diesen Zeilen. Sie tragen das Gepräge einer Zeit des Kampfes und kehren daher nicht selten das Schwert gegen Strömungen des Tages, wie es wohl begreiflich

ist bei einem Manne und einer Richtung in der Kunst, die aus Schwulst und leerer Formenreinheit zur Schönheit und Bedeutsamkeit sich emporgerungen und kaum erst zur Frucht gelangt schon wieder weltgewandten, prunkenden Schein an ihre Stelle treten sehen.

Der Aufsatz wurde, wie die am Schlusse vorkommende Erinnerung an Friedrich Overbeck zeigt, im Todesjahre desselben, 1869g eschrieben oder wenigstens geschlossen.

Inhalt.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Einleitung. — Was ist Form? Idealismus, Realismus, Materialismus 1—2. — Grenzen der Erkenntnißform des Wissens 2. — Moderner Classicismus 3. — Neuere christliche Kunstrichtung 4. — Eintheilung der Kunstformen 4 5.

Dramatische Form: Dramatische Bildwerke, Cyclen 6. — Verhältniß der Handlung zum Sittengesetze, zur Religion 6—8. — Standpunkt früherer Kunstperioden, moderne Aesthetik, Beispiele dramatischer Kunstwerke: Rubens 9. Grundlage des Dramatischen 11—12

Epische Form: Verhältniß der dramatischen zur epischen Form 13. — Beispiel 14. — Alte christliche Kunst: Memmeling, Gozzoli 14—15. — Gegner und Freunde dieser Form 16—18. — Verwandtschaft der Geschichte mit Kunst und Poesie 18—20. — Neuere christliche Kunst, Beispiel: Steinle 21. — Geschichtliche Einheit, Verhältniß der Scenen, räumliche Umgebung, Verhältniß von Raum und Zeit 21—22. — Weltepos und seine Umrahmung 22—27.

Didactische Form: Rafaels Stanzen 28. — Natur und Offenbarungs-Gesetz 29—30. — Allegorie 31. — Abstraction, Personification, Symbolik 32—33. — Beispiele: Rafael, Oreagna — Overbeck, Ph. Veit, Cornelius — Runge 33. — Religiöse Kunst nicht Zweig, sondern Stamm 34. — Aufgabe didactischer Kunstform 35—38.

Mystische Form: Sphäre des höchsten Ideals 39—40. — Beispiele 40. — Verhältniß zur dramatischen, epischen und didactischen Form 41. — Kunst und religiöses Leben 43. — Mysterium der Natur, ihr Cultus, ihr Zwiespalt 44—48. — Die katholische Liturgie 49—50. — Opfer 51—54. — Meßliturgie 55. — Festfeier des Kirchenjahres 56. — Feier der Zeit, Natur und Kirchenjahr 57—63. — Ethik und Kunst 63—64. — Unterordnung und Ueberlegenheit zwischen Kunst und Wissen 65.

Typische Form: Alte typische Werke, Typologie 66—68. — Typologie der Natur 69. — Typologie der Geschichte, geschichtliche Typen 70—78. — Typologie der Mythe 78.

Lyrische Form: Subjective Unterlage künstlerischen Schaffens, Lyrik dem Feste eigenthümlich, Naturfeste 82. — Ergriffenheit, Begeisterung und ihr Gegensatz Gewohnheit 83—88. — Für den Künstler nothwendige Stabilität der Begeisterung 89. — Die Kunst, die nach Brod geht 90. — Bedeutung der Natur 91. — Liebe, der himmlische Eros, Schluß 92—94.

Immer und überall ist die Form, die Darstellung, die Erscheinung, die Einkleidung der Idee, dies ist bis in die kleinsten Dinge herab der Maßstab für alles, was Form genannt werden kann. Der Werth oder Unwerth der Form wird an der Zweckmäßigkeit ihres Verhältnisses zu ihrer Idee erkannt. Der Anblick jedes schlichten Werkzeuges weckt die Idee seiner Bestimmung. Der Hammer, die Art, das Schwert, die Feder, der Pflug schöpfen das Kriterium ihrer Brauchbarkeit aus der Idee ihrer Bestimmung, und sind in diesem Sinne die Form der Idee und ihr Ausdruck.

Das gleiche Verhältniß überträgt sich auch auf die Dinge des Geistes. Hiemit stehen wir bei unserm Titel „Die Kunst und ihre Formen" und begegnen nun gleich von vornherein der modernen Distinction von Idealismus und Realismus, und mit ihr der hoffärtigen Gedankenlosigkeit, welche immer was Großes gesagt zu haben meint, wenn sie, nach ihrer Ansicht, was Neues sagt. Wir verstehen unter Realität Verwirklichung (Realisirung) der Idee.

Was wir für real halten, ist nicht einmal der Gegensatz, geschweige der Widersatz der Idee, ein solcher ist uns weder real noch ideal, er ist nichtig. Alle großen Kunstepochen und Kunstwerke aller Zeiten stellen das Ideal als die Wesenheit der Kunst unabänderlich fest. Demnach ist der dem Kunstwerke zu Grunde liegende und an ihm allseitig durchgeführte Idealismus dessen wahre Realität, in Ermanglung welcher es aufhört, Kunstwerk zu sein. Ein von dieser Wesensbedingung des Kunstbegriffes absehendes Ding ist daher ebensowenig real, als es ideal ist.

Alle Form ist sowohl die Offenbarung als das Kleid eines Begriffes in höheren Dingen eines geistigen Gedankens, so voll-

kommener, je mehr, je allseitiger sie ihn zum Ausdrucke bringt; so formloser, je weniger ihr das gelingt.

Könnte der doctrinäre Materialismus zur Wirklichkeit werden, so hätte er die Realität der Materie zerstört.

Der sogenannte Realismus in der Kunst ist — obgleich Vielen unbewußt — ein sehr naher Vetter des Materialismus.

Die Form ist die Darstellung des Geistes. Dieser Satz steht nach seinen beiden Seiten im Begriffe des Menschen fest.

Der Materialismus, der den Geist läugnet, zerstört damit die Form.

Nach der Verdunkelung der Uroffenbarung in unserm Geschlechte erscheint alle Mythologie und Philosophie der Völker nur als ein Suchen nach der eingebüßten Form, d. h. nach dem richtigen Verhältnisse des Menschenwesens zu seinen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, Zwecken und Aufgaben, zu seiner Bestimmung. Es ist dies mit einem Worte ein Suchen nach Religion, und prägt sich vor allem künstlerisch ab in Philosophie, Dichtung und Bildnerei. Ein wahrhaft menschliches Dasein in That und Gemüth im Einzelnen und Völkerleben auf der Basis selbst eines berechtigten Wissens ausschließlich erbauen zu wollen, diese Thorheit war den Abgefallenen unserer Tage vorbehalten. Sie krönen ihr Werk mit der Vernichtung der Menschenidee nach Inhalt und Form. Auf dem Wege des Wissens allein findet der Mensch weder die Einheit seines Wesens, noch dessen einheitliche Beziehungen zum großen Weltganzen; denn die Beantwortung aller höheren Fragen liegt hienieden außerhalb der Erkenntnißform des Wissens.

Ein würdiges Menschenleben gleicht vielmehr einem Kunstwerke, als einem wissenschaftlichen Gebäude, weil die charakteristischen Züge eines solchen Lebens und seiner Würdigkeit auf dem idealen Gebiete der Tugend, der Wahrhaftigkeit und Treue, und nicht auf dem Gebiete des Wissens liegen.

Der große allgemeine Grundzug der Kunst aller Völker und Zeiten ist Religion. Die Welt hat natürlich nur eine Religion. Die Geschichte dieser einen Religion im Seelenleben, wie in den Weltereignissen weist die Gründe nach, warum diese ihre Prärogative ihr vorenthalten, warum sie im Verlauf der Zeiten bis zur Unkenntlichkeit entstaltet, nicht nur in divergierende, sondern

in feindselige Richtungen getrieben, vom klaren redlichen Forscherauge dennoch als die Eine und Alleinige erkannt wird.

Ich und meine Zeitgenossen sahen uns bei unseren akademischen Kunststudien, mit der schönen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in der Hand, vor der Antike als einzigem Gegenstande unserer Weiterbildung, wenn wir die eigenen Flügel regen, und selbst uns in Erfindungen versuchen wollten, stillschweigend auf die Form des Dramatischen hingewiesen.

Die Geschichte — selbst die der Religion — war uns die Summe vergangener Thatsachen, so sahen wir sie durch die damalige Geschichtschreibung, wie durch die lebende Kunst unserer Lehrer und Vorbilder behandelt. Historienmalerei bestand in dem Herausgreifen einer Scene aus dem großen Vorrathe für künstlerische Darstellung und Behandlung.

Behufs unserer Uebungen in der Komposition wurden uns einige Zeilen aus Plutarch, aus Homer, oder der Bibel vorgelesen. Als vor Allem historisch galt das klassische Alterthum. Weiter herauf, so schien es, hörte geschichtlich-interessantes Leben so ziemlich auf, und von uns zurück gingen die Muster in der Kunst nicht über Raphael hinaus. Jenseits lag formlose Nacht unmündiger Kindheit. Diese wurde in unseren Anschauungen auf Commando übersprungen, und so saßen wir wieder in der klassischen Welt, und vor der Antike. Wir sahen ihre Formenreinheit, fühlten aber auch ihre Kälte, von welcher ich mich besonders unsanft berührt fühlte, als ich in Mengs hinterlassenen Schriften die Niobiden als Madonnenideal empfohlen fand.

Dieser kurze Rückblick auf Entwicklungen und Irrthümer mag genügen, um das Folgende einzuleiten:

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge, welche auf unser geistiges wie sinnliches Wahrnehmungsvermögen wirken, läßt den denkenden und reflektirenden Geist zugleich den Zug ihrer Einheit auch dort nicht verkennen, wo ihm die Art und Weise ihrer gegenseitigen Beziehungen noch verborgen und verhüllt erscheint. In der Kunstsphäre bildet dies den Begriff der Poesie. Verwandt dem Schauen des noch schuldlosen Urmenschen ins Wesen der Dinge, liegt, dem Geiste oft unbewußt, nach der Verschuldung ein Element des Glaubens aller Poesie zu Grunde. Den großen Musiker kann die Melodie nicht befriedigen, er sucht die Harmonie.

Die Eins ist die Vereinzelung, auf unser Selbst bezogen, und mißbräuchlich der Egoismus. Hiefür ist die menschliche Natur ursprünglich nicht angelegt. Einheit auf der Grundlage der Verschiedenheit ist der dunkle Drang jedes, wenn auch noch so unentwickelten Ideals.

Könnten wir einen Augenblick von jener uns von außen auf geschichtlichem Wege zukommenden Offenbarung absehend, diese auf die in unser Wesen gelegten entgegenkommenden Anlagen und Triebe beschränken, so müßten wir, ohne irgend welche Tiefen der Theologie zu berühren, erkennen, daß in gewissem Sinne der Monotheismus (die Eins) und der Polytheismus (die Vielheit) erst in der christlichen Trinitätslehre alle trümmerhaften Ahnungen unseres Geschlechts geeinigt, und das Ideal aller Ideale seine Feststellung gefunden hat.

Seit die bessere Strömung unseres Jahrhunderts die trefflichen Kunstblüthen früherer Zeiten wieder zu Ehren gebracht, sie der landläufigen Ehrentitel „unmündige Kindheit, veraltete Geschmacklosigkeit, mittelalterliche Barbarei" entkleidet hat, mit denen jede nicht dramatische Kunstform verpönt wurde, mußte die Verschiedenheit der Ausdrucksformen für die eine, für die christliche Anschauung mit liebender Begeisterung von allen Jenen aufgenommen werden, welche Blick und Geist genug hatten, alle Erscheinungen des menschheitlichen Lebens durch das Christenthum erklärt, alle wahre und reine Schönheit von seiner Universalität umfaßt zu sehen. Nichts lag näher, als der Wunsch entsprechender Namensbezeichnungen für die verschiedenen Ausdrucksformen des einen christlichen und allgemeinen Kunstbegriffs, einer Klassification derselben zum leichteren und besseren Verständnisse. Solger in seiner Aesthetik, die beiden Schlegel — besonders Friedrich — boten Anklänge hiefür, und der kunstgeschichtliche Ueberblick ließ eine enge Verwandtschaft dieses Materials mit den verschiedenen Formen der Dichtkunst, für welche diese als die Kunst des Wortes längst ihre Gattungsnamen hatte, nicht verkennen.

Diese Namen von jener Kunst, welche der unmittelbarste Ausdruck der Poesie, der Seele aller Künste, sein soll zu entlehnen, erschien zum klaren Verständnisse der Sache nicht nur erlaubt, sondern geboten. Und so suchte ich denn in meiner damaligen Eigenschaft als Lehrer der geschichtlichen Conzeption eine

tie'er greifende und dennoch praktische Kunstgeschichte vorzutragen. Der mehr als analoge Gattungsnachweis ergab sich, als bisher übersehen, von selbst, und die nach dem Muster der Dichtkunst getroffene Eintheilung der Erscheinungen der bildenden Kunst in dramatische, epische, didactische, lyrische Formen erleichterte der Jugend den Ueberblick, erfreute zugleich durch den Reichthum und die Biegsamkeit der Mittel jedes wenn auch geringe Talent, und orientirte es innerhalb der Grenzen seiner Begabung über sich selbst, und über das, was mit derselben zu erreichen möglich war.

Die concreten Erscheinungen bildender Kunst vermehrten die Zahl der obigen Formbezeichnungen noch um die mystische und typische Form.

Ehe wir zur Besprechung der einzelnen Kunstformen übergehen, muß noch bemerkt werden, daß trotz der Verschiedenheit, welche eine Sonderbehandlung derselben nicht nur zuläßt, sondern gebietet, eine fortwährende Berührung derselben untereinander, eine Gegenseitigkeit und Ergänzung derselben als Beweis ihrer Zusammengehörigkeit nicht nur innerhalb der bildenden Kunst hervortritt, sondern oft und vielfältig in die Gebiete der anderen Künste hinübergreift, so daß z. B. ein lyrisches Element als begeisterte Theilnahme am Stoffe und Gegenstande, Voraussetzung bei jedem ächten Kunstwerke ist; oder daß die spezifisch räumlichen Künste, wie die Architectur, und jede Art der Bildnerei wieder theilnehmen an den spezifisch zeitlichen, sich fort bewegenden, die Aufeinanderfolge als Grundlage ihrer Wesenheit in sich tragenden Eigenthümlichkeit der Musik und Dichtkunst.

1. Dramatische Form.

Die dramatische Kunstform, welche in Dichtkunst und Musik durch Aneinanderreihung einzelner Momente zur Darstellung einer Begebenheit auf der Grundlage der Zeit ruht, erscheint in der Malerei, als der specifisch räumlichen Kunst, was ihren Zeitantheil betrifft, ganz momentan, d. h. das dramatische Kunstwerk stellt aus einer Begebenheit nur das augenblicklich Gegenwärtige, das „Jetzt" dar, so daß die Betrachtung eines solchen Kunstwerkes, so lange sie immer sich ausdehnen möge, nur ein verlängerter oder festgehaltener Augenblick, ein kurzer stillgestellter Zeitabschnitt ohne Fortschreitung und Wechsel ist. Dasselbe gilt von jedem cyclischen Werke, sofern eine Begebenheit durch Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Momente dargestellt wird; welch' letztere Form der dramatischen Dichtkunst am nächsten kommt.

Wenn nach einer flüchtigen, allgemeinen Auffassung Ereignisse und Begebenheiten als eine Aufeinanderfolge von Thatsache, Wirkung und Folge sich darstellen, von welchen Dingen der Künstler eine herausgreift, so wird die Wirkung um so dramatischer oder drastischer sein, je mehr er das Momentane präzisirt, Vorhergehendes und Nachfolgendes, wo dergleichen thunlich, und durch Nebenzuthaten oder Episoden möglich ist, im Augenblicklichen wie in einem Brennpunkte sammelt, und, wie es im Leben geschieht, das Vorhergehende und Folgende vor der Macht des Augenblicks, wenn auch nicht vergessen, aber zurücktreten läßt.

Das Drama — die Handlung tritt, sie möge nun in Activität oder Passivität bestehen, erst durch ihr Verhältniß zu höheren

Sittengesetzen, zur moralischen Welt geistiger Freiheit auf den idealen Boden der Kunst, und weil jene Gesetze Ausflüsse höherer Belehrung und Erkenntniß sind, in ein bejahendes oder verneinendes Verhältniß zum Glauben, zur Religion. Wie der Künstler seine handelnden Personen, und ihre Erscheinung und Charakterisirung nach diesem Maßstabe zu messen, und bei ihm die Formen ihres Erscheinens zu suchen hat, so tritt auch an ihn, wie an den Geschichtsschreiber, sofern diese Personen der Geschichte angehören, die Pflicht heran, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und Thaten und Menschen an den Ort zu stellen, den sie in der sittlichen Welt einnehmen. Darin liegt der Begriff der Gerechtigkeit, der jede Umfärberei und willkürliche Behandlung, in welcher endlich jede Wahrheit aufhören, und einem schranken- und formlosen Individualismus verfallen müßte, unmöglich macht.

Daß wir auch einer ganz umgekehrten Behandlung des Weltdramas und seiner einzelnen Erscheinungen, sie mögen nun der concreten Geschichte oder künstlerischen Erfindung angehören, begegnen, das giebt eben wieder Zeugniß von dem klaffenden Risse, der die Menschen und ihr Thun in den allerwesentlichsten Dingen unserer Natur spaltet. Heute ist es die Ansicht unendlich vieler sogenannter Gebildeten, welcher wir in einem Motto aus Lenau auf einem Buchtitel begegneten, wo Albigenser und Hussiten, Luther und Hutten, der Cevennen-Aufruhr und der Sturm der Bastille als Strahlen geistigen Lichtes dargestellt werden, welche die Finsterniß „dunkler Kutten", das ist der Kirche durchbrechen. Auch die bildende Kunst bringt, wie z. B. in Lessings „Huß", Aehnliches hervor: Da steht er mit dem Ausdrucke herzgewinnender Redlichkeit wie das Lamm unter den Wölfen vor den verschmitzten, intriguanten Vätern des Concils. Diese Züge tragen keine Spur von dem wilden Fanatismus seiner Lehren, von dem Abgrunde nationaler Intoleranz, welche tausenden von Studirenden es unmöglich machte, ihre Studien auf der Prager Universität — damals der einzigen in Deutschland — fortzusetzen, und sie zur Auswanderung zwang, weil sie Deutsche waren.

Der Dramatiker braucht nicht zu moralisiren, aber er muß ein moralischer Mensch sein, eine moralische Weltordnung kennen und anerkennen, ohne welche Anerkennung sogar der Begriff des Dramatischen, der Begriff des Handelns verloren geht, und der blos materielle Vorgang übrig bleibt. Wenn der Wolf das Lamm

zerreißt, so ist das keine Handlung, sondern ein Vorgang, welcher auf der Basis unserer dermaligen Naturverhältnisse ohne alle Beziehung zur sittlichen Welt steht, wir müßten denn die in aller Natur liegende indirekte Symbolik als solche bezeichnen wollen, was abermals mit der blos dramatischen Form nichts zu thun hätte.

Da das ganze Sittengesetz nur ein Abstractum der Religion ist, so muß der Dramatiker auch ein religiöser Mensch sein.

Da wir in dem Verwilderungsprozesse, „Fortschritt und Civilisation" genannt, welcher heute sich vor unseren bangen Blicken mehr und mehr entwickelt, einer großen Fraction von Menschen begegnen, welche die Religion abschaffen wollen, zugleich aber recht gut fühlen, daß ohne Sittlichkeit keinerlei Bestand der Gesellschaft möglich ist, so träumen diese Leute von einem von der Religion unabhängigen Sittlichkeitsprinzip.

Das gäbe denn einen neuen unabhängigen Götzen für das Pandämonium der neuen Zeit, und neben einer Wissenschaft, einer Kunst, einem Staate ohne Gott, auch eine Sittlichkeit ohne Gott. Das wäre nun allerdings nichts weniger als der hohe Begriff der Sittlichkeit, sondern — da Niemand gern bestohlen oder todtgeschlagen wird — Nützlichkeitspolitik auf der Grundlage von Egoismus und Eigennutz, also eine — wenn wir die günstigste Auslegung annehmen — allgemeingültige, über konfessionelle Unterschiede erhabene Sittlichkeit, welche bei dem Schiffbruch am Glauben, bei welchem der persönliche Gott, die Fortdauer nach dem Tode, die Begriffe von Lohn und Strafe über Bord geworfen werden, aus praktischen Rücksichten noch sittlich ist.

Keineswegs ist die Sittenlehre ein Fundamentalprinzip, sondern Resultat eines solchen. Mit ewigem Rechte leitet der Katechismus jede Sittenlehre aus einer Glaubenslehre, und das gesammte Sittengesetz aus der Gesammtheit des Glaubens ab.

Der dramatische Dichter setzt sein Werk aus aufeinanderfolgenden Momenten zusammen, die dramatische Form in der bildenden Kunst hat es nur mit einem Momente zu thun. Auf der Grundlage des Charakters der handelnden Personen erbaut sich die Art und Form der erscheinenden Erregtheit, Leidenschaft, kurz das Verhältnis der Handlung, der Situation zu einem der beiden Pole. Haben die Handelnden oder der Handelnde im Drange des Augenblicks den

Kompaß weggeworfen, verloren oder erhalten. Das richtig darzustellen gelingt dem Darsteller nur, wenn er denselben selbst nicht aus den Augen verliert.

Dieser Standpunkt ist von dem größten dramatischen Dichter Shakespeare trotz aller Objectivität mit der Kraft seines Genius festgehalten worden. Schon anderwärts ist darauf hingewiesen worden, wie er, gleich als fürchte er sich, für seine Schöpfungen den Rang des Kunstwerkes einzubüßen, das drastische Leben derselben an die außersinnliche Welt anknüpft, und in mehreren seiner bedeutendsten Werke die That des Augenblicks in Ursache, Wirkung oder Folge mit dem Doppelprincipe des großen Weltdramas in Verbindung bringt, Zeugniß gebend für die Wichtigkeit jenes höheren Standpunktes früherer Kunstperioden, welche, auch wenn sie in die Dramatik herunter griffen, die eigentliche Aufgabe der Kunst in der bestimmten Darstellung der Harmonie, oder der Konflikte diesseitigen Lebens mit der außersinnlichen Welt erblickten. Wo die Verneinung der Offenbarung erstrebt wird, und das Menschenthum zwischen Geburt und Tod abgeschlossen werden soll, zeigen sich auf der Stelle die antipathischen Instinkte gegen die Annahme solcher Wechselwirkung. Der Aesthetiker V. Vischer findet es durchaus ungerechtfertigt, daß Raphael in seinem „Attila" außer dem Papste noch die Erscheinung der Apostelfürsten angebracht hat: „Wenn Attila der Suada des Papstes weicht, wozu braucht es noch jener Erscheinung?" und umgekehrt.

Unter den dramatischen Schöpfungen bildender Kunst stehen die Werke von Rubens auf ganz besonderer Höhe. Das Packende des Augenblicks bis zum Erschrecken darstellend, lassen sie die fortpulsirende Ahnung ihres Universalismus in jedes sinnigen Betrachters Seele zurück. So bleibt seine Dramatik nicht beim blos Drastischen stehen, er zieht die tiefsten Fäden des Gemüths mit hinüber in die Sphäre seiner Geisteseigenthümlichkeit. Rubens war ein reicher, gefeierter Mann. Das ist nichts. Aber er war ein großer Genius und gläubiger Katholik. Dieser gläubige Sinn, der gewaltigen Darstellungskraft zu Grunde liegend, erhebt seine dramatischen Werke in höhere Kunstgebiete.

Wer, der seine Kreuzabnahme, seine Bekehrung Pauli, seine Erkennungs-Scene in Emaus auch nur aus guten Stichen kennt, kann sie jemals vergessen? Wie vortheilhaft unterscheidet sich die

erstere von dem berühmten Bilde des Daniel da Volterra, während hier die Mutter in krampfhafter Ohnmacht, mit den um sie beschäftigten heiligen Frauen das Interesse an der Haupthandlung in beinahe unwürdiger Weise theilt und abschwächt, konzentrirt es sich in rührendster Weise bei Rubens auf den göttlichen Leichnam. Die ehrfürchtige Sorgfalt der Seinigen, die Schonung, wie man sie einem geliebten Kranken erweist, welche bei dem Acte der Abnahme sich an den arbeitenden Menschen zeigt und wie der Todte sanft auf dem Tuche in die Arme des geliebten Jüngers herabgleitet, und die Mutter endlich, wie sie nach dem Leben ihres Lebens, nach dem Fleisch von ihrem Fleische, dem Bein von ihrem Beine die zitternden Hände erhebt! Wahrhaftig, hier ist dramatisches Leben in wunderbarer Herrlichkeit und Tiefe!

Nur im Vorbeigehen können wir eines kleinen Bildes verwandten Inhalts erwähnen, ebenfalls ein Leichnam Christi: die Mutter ist beschäftigt, ihm die Splitter der Krone aus der blutigen Stirne zu ziehen, mit welcher die Welt den König der Menschheit krönte.

Wir müssen dagegen bei zwei anderen Werken dieses Meisters, welche, wie das eben genannte, im Besitze der kaiserlichen Gemäldegallerie in Wien sich befinden und die mit dem Weltdrama in ganz eigenthümlicher Weise in Bezug stehen, verweilen. Es sind Altarbilder.

Nach den Umwälzungen der Reformation und des 30jährigen Krieges zeigt die kirchliche Kunst (wir sehen hier ab von der Architektur) der älteren mehr meditativen Kunst, welche sich seitens ihres Inhalts mehr in anregenden Anklängen als in abgeschlossenen Anschauungen bewegt, gegenüber einen Zug zu größerem Realismus, in dem Sinne, daß dem Betrachter weniger als früher ein Fortspinnen des Gedankens zugemuthet wird, und er mit dem Gebotenen auch einen beschränkteren Kreis der Ansprüche betritt, welche die Kunst an seine Gemüthstheilnahme macht. Die Darstellungen sind bestimmte abgegrenzte Handlungen, mit einem Worte: dramatische Einzelmomente, Scenen anstatt Historien, wobei füglich nicht zu übersehen ist, daß der christliche Bilderkreis auch innerhalb dieser Beschränkung des Universalen noch genug enthält, besonders wenn die dargestellten Scenen durch ihren Inhalt in die universale Mystik hinüber greifen. Das ist der Fall

bei den in Rede stehenden Bildern von Rubens. Sie behandeln zwei Wundergeschichten: Eine Krankenheilung durch den großen Apostel Indiens, Franz Xavier und eine Teufelsaustreibung durch den heil. Ignaz v. Lojola. Beides sind erschöpfende Musterbilder dramatischer Geschichtsmalerei. Die Gewalt des Augenblickes, besonders beim Letzteren, erfaßt den ruhigsten Beschauer mit hinreißender Lebendigkeit: Das Volk hat, im Vertrauen auf die Wunderkraft des Heiligen, die beiden Unglücklichen an die Stufen des Altars gebracht, an dem derselbe im Meßgewande zu ihnen gewendet, mit der Zuversicht und Ruhe des Glaubens die Rechte zu jenem sieghaften Zeichen erhebt, das, der Schrecken des Abgrundes, seine gräulhaften Rotten in die Flucht schlägt. Krampfhaft windet sich der Besessene am Boden, während ein Mann mit der letzten Kraft das rasende Weib hält, damit sie sich nicht zerschmettere. Neben ihrem gräßlich verzerrten Gesichte steht der Kopf dieses Mannes, ein unerreichtes Bild einfachen, kräftigen Volksglaubens in großer geistiger und leiblicher Noth. Von dem Heiligen abwärts gegen den Hintergrund steht, unbewegt von Schreck und Staunen, in ernster Theilnahme eine Schaar von Jesuiten, oben gegen die Wölbung der Kirche zu wird in scheußlicher Gestaltung und farbloser Verschwommenheit etwas sichtbar, von der Macht, welche eben auf das Beschwörungswort des reinen Mannes die Körper der Besessenen verläßt.

Dieses bis zum Entsetzlichen drastische Bild enthüllt, wie ein Windstoß Dämpfe und Nebelhüllen zerreißt, welche dem Wanderer schauerliche Schluchten und Abgründe bergen, eine Region des Lebens, welche den exklusiv dramatischen Leuten, d. h. allen Jenen, die blos im Augenblicke lebend, allen epischen, didactischen und mystischen Anschauungs-Formen aus dem Wege gehen, ewig verborgen bleibt. Die höchsten, wahrsten, allgemeinsten Anschauungen sind der wahre Boden der Kunst, wer sie als Prinzipien leugnet, wird sie auch im Drama nicht erkennen.

Niemand wird je in das Wesen des Dramatischen auch in den Künsten eindringen, der sich der gedrungensten Definition der Weltgeschichte nicht anschließt, sie nicht zu seiner Ueberzeugung macht: daß sie sei die Geschichte des Kampfes zweier sich ewig verneinender Reiche: Wahrheit heißt das eine, Lüge und Blendwerk das andere.

Das in der gemeinen Wirklichkeit sich gern abschließende All-

tagsleben erklärt uns zwei sich ergänzende Erscheinungen: Erstens die Abneigung vor allen Formen der Kunst, welche über die dramatische Form hinüber in tiefere und höhere Gebiete greifen, und zweitens das Bedürfniß großer künstlerischer Naturen, diesen Uebergriff auch dort zu thun, wo sie sich im rein dramatischen Elemente bewegen, wie bei Shakespeare. Für den Leichtsinn ist überhaupt das Dramatische, der Augenblick, das Momentane — das Bestimmende und Maßgebende, für den Tiefsinn bestimmt sich der Werth und die Bedeutung des Momentanen nach Angabe und Schlüssen großer allgemeiner Welt- und Lebensauffassung.

Die handelnden Personen und ihr Verhältniß zu den zwei sich gegenüberstehenden Welten sind das Material für den dramatischen Dichter und Maler, aber da er als Mensch nicht über, sondern im großen Weltdrama steht, so hat er in seinem Verhältnisse zu den Gegen- und Widersätzen des Lebens Stellung zu nehmen. Er selbst, als Subjekt, darf sich trotz aller Objektivität seiner Darstellung als solches nicht aufgeben, nicht verlieren, denn er hat Pflichten. Er darf allenfalls die Welt hinstellen wie sie ist, und sein „Ich" hinter diesem Bilde verbergen (und selbst hiezu gehört seine Stellung auf der Seite der Wahrheit), nie und nimmer aber darf er die Welt seiner Gestaltungen der universalen Wahrheit verneinend gegenüber stellen.

2. Epische Form.

Das Drama stellt dar, das Epos erzählt. Das Drama macht den Beschauer zum unmittelbaren Augenzeugen eines Vorganges. Es sucht sich seiner Theilnahme zu versichern, indem es ihn in die Erregtheit des Augenblicks hineinzieht, und sein Interesse an den handelnden Personen durch die Situation steigert, in welcher sie ihm dramatisch — handelnd vorgeführt werden. Dem Dramatischen ist eine gewisse Spannung eigen, welche keine andere Kunstform hervorruft. Glück oder Unglück, Verdientes oder Unverdientes, Leidenschaft, Begeisterung, alle Hebel und Motive menschlichen Handelns activer oder passiver Natur wirken mit, um alle Reflexion von rückwärts und vorwärts auf das Momentane zusammenzuziehen, worin die Spannung besteht, welche unter Umständen einen Beischmack des lyrischen haben kann. In der dramatischen und epischen Form gestaltet sich die Kunst vorerst zum Spiegel des Lebens, was nach der Ansicht Mancher, welche noch an einer Art von Ideal halten, als ihre höchste Aufgabe gilt, was sie aber im Sinne dieser Auffassung nicht ist.

Indeß erklärt das Leben die Formen des Dramatischen und Epischen allerdings am deutlichsten.

Das Dramatische, Momentane, mit seinen Aufregungen, Ueberraschungen, Wendungen, gleichviel welcher Art sie sein mögen, ist das Vergängliche. Das Vergangene aber, worauf das epische Element beruht, wird sofort in der Erinnerung das Bleibende.

Wenn die Ereignisse entweder vorüber sind, oder ihre Wirkungen fixirt haben, fallen sie in das Bereich des reflektirenden Verstandes, des beruhigten Gefühls, der vernünftigen, besonnenen

Beurtheilung. Plötzlich aufgetauchte Hoffnungen oder Befürchtungen schwinden wie Meteore dahin, brennende Wunden verharschen allmählich oder — es werden Thaten und Versäumnisse nach und nach zu unheilbaren oder nur langsam heilbaren Wunden. Ein Lebensplan hat sich als richtig erwiesen, oder es gestalten sich Vorgänge, welche einen düsteren Schatten über unser Dasein zu werfen schienen, in der Folge zu gedeihlichen Zielen.

Wie eine Beobachtung des Lebens nur unter dem höhern Lichte des Glaubens, so ist auch eine richtige Beurtheilung solcher Dinge nur unter diesem Lichte möglich.

Die epische oder erzählende Kunstform gründet sich auf solch' übersichtlicher, ruhiger, überlegter Anschauung.

Jeder Erzähler wird drastisch, wenn er ein momentanes Ereigniß schildert, episch, wenn er einen Zusammenhang darstellen will. Trotz ihrer Verschiedenheit ist in beiden Formen doch die Verwandtschaft des beiden gemeinsamen geschichtlichen Elementes. Die Zusammengehörigkeit sowohl, wie das Unterscheidende dürfte sich in folgendem Beispiele deutlich darstellen: die Passionsspiele des Mittelalters, welche sich an manchen Orten bis auf heute erhalten haben (z. B. Oberammergau) sind dramatische Darstellungen mit allen zu ihnen gehörigen Einzelheiten. Die in der Liturgie der heil. Woche viermal nach den Worten der vier Evangelien wiederkehrende Passion und ihre Form entsprechen ganz dem Begriffe des Epischen. Eine Stimme singt den Titel: "das Leiden unseres Herrn" u. s. w. Da beginnt der Evangelist als Erzähler bis zu den Worten des Einzelnen oder Vieler, welche dann wieder eine Stimme, oder der Chor singt. Trotz des Wechsels der Scenen ist in dieser Darstellungsform, nirgends Leidenschaft, nirgends gesteigerte Schilderung des Moments. Ueber das Ganze breitet sich einfach erhabene Wehmuth und Trauer, nirgends berechnete Wirkung, erschütternder Effekt und doch vermag kaum ein Kunstwerk einen höheren Affekt hervorzurufen, als die minutenlange Stille nach den Worten des erzählenden Evangelisten: „Er neigte das Haupt und gab den Geist auf."

Im Drama erbaut sich das Augenblickliche und Besondere auf der Grundlage des Charakters der handelnden Personen und der Ereignisse. Im Epos tritt alles Momentane zurück, die Scene wird zur Geschichte und die Leidenschaft zum

Charakterbilde. Das Drama malt das Einzelne aus, das Epos bewegt sich in einem Allgemeinen.

Wer mit den Werken der alten Kunst vertraut ist, wird an ihnen den Grundzug des Symbolischen, und eine Größe und Allgemeinheit wahrnehmen, welche sich durchaus nicht auf den engen Raum blos dramatischer Darstellung beschränken, sondern in jedem Kunstwerke einen Zug allgemeiner Weltanschauung offenbaren will. Neben der Wahl der Gegenstände, welche für diese Tendenz Zeugniß gibt, ist es das Streben, diese Gegenstände und Stoffe möglichst zu erweitern, und mit andern verwandten in Bezug zu bringen. Dies Streben ist schon in der Kunst heidnischer Cultur-Völker nicht zu verkennen, und seine Beachtung tritt in der christlichen Kunst als Grundbedingung jedes vernünftigen Urtheils unabweisbar hervor. Von den christlichen Stoffen ist — auch wenn sie dramatisch oder einzeln behandelt werden — jenes Allgemeine gar nicht zu trennen, und dennoch tritt der Trieb, sie zu noch mehr erweiterter Anschauung episch zu verbinden, an so vielen Werken alter christlicher Kunst hervor. Wir nennen beispielsweise nur das herrliche Epos von Memmeling „Die sieben Freuden Mariens", im Besitze der königl. Pinakothek zu München. Oder, um die Richtigkeit der Sache unter vielen noch an einem Exempel nachzuweisen, so hat spätere Kunst den tiefgreifenden Stoff der Versuchungen des heil. Antonius in der Thebais dramatisch behandelt. Ein Bild von Gozzoli im Campo Santo von Pisa zeigt uns denselben Stoff, aber in Verbindung mit dem Gesammtleben der thebaischen Anachoreten, welche die Geisterschlachten des irdischen Dualismus, wie die Martyrer in der menschenvollen blutgetränkten Arena, in der schweigenden Wüste mit den Mächten der Finsterniß durchkämpften.

Die Vorliebe der alten Kunst für die epische Darstellung ist, außer der poetischen Seite dieser Form, in der Lebendigkeit des historischen Bewußtseins einer christlich gläubigen Zeit zu suchen, weil das Christenthum keine geschichtliche Spezialität, sondern Licht, Zweck und Erklärung der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes ist. Dem Unterrichteten wird die Opposition und Negation desselben die Wahrheit dieses Satzes ebenso, wie dessen gläubige Annahme bestätigen. Für Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit muß selbst der Teufel zum Missionär Gottes werden.

Das alte christlich historische Bewußtsein umfaßt die Welt und alle Erscheinungen des Lebens, und damit sich selbst. Die größten Züge der Geschichte können ihm nicht mehr verloren gehen, weil es sie täglich in sich selbst, der Welt im Kleinen wiederfindet.

Die exklusiven Dramatiker der unschuldigen Art erbauen ihr System (wenn es diesen Namen verdient) auf falschen Prämissen. Sie sehen in der an sich gewiß berechtigten Wissenschaft des Schönen ein gesetzgeberisches Element, durch welches das frühere schrankenlose Schweifen, als welches sich ihnen die alten Kunstzustände darstellen, in geregelte Bahnen geleitet, und in ihnen erhalten werden soll. Während das allgemeine (katholische) historische Bewußtsein täglich mehr zerbröckelt wird, wollen sie durch unberechtigte scharfe Begränzungen, unberechtigte Selbstständigkeiten schaffen.

Vor einigen Dezennien wurde der Kunst in noch ziemlich gedankenlos harmloser Weise *das sogenannte Natürliche* als ihr ausschließliches Bereich angewiesen. Die Wiederholung derselben Persönlichkeiten auf einem Bilde war nach dieser Anschauung unnatürlich, und so wurde die erzählende oder epische Kunstform als unästhetisch verworfen, der jener Zeit noch ziemliche fremde spätere *Naturalismus nennt sich heute schon Realismus*, und die moderne Wissenschaft sekundirt ihm. Aber hinter diesen Blendwerken macht sich bereits das größte Blendwerk in einzelnen Zügen bemerkbar, und hinter der durch die Reste christlichen Instinktes noch in Schranken gehaltenen Natürlichkeit taucht ein dämonisches Ideal der Natur, welches die Gebundene zu befreien verspricht, indem sie ihre heiligsten Grundlagen zerstört, über dem Horizonte modern künstlerischer Erscheinungen auf.

Eigentlich welthistorisches Bewußtsein gab es vor dem Eintritte des Christenthums nicht. Dem reinen Judenthume war ein solches allerdings möglich, und brach sich auch in seinen größten Vertretern und ihren Anschauungen, gestützt auf die gottgeordnete Gestaltung seiner innern Einrichtungen öfter mit ergreifender Universalität Bahn, allein außer der Seltenheit eines reinen, lautern Willens war es die Isolirung des Volkes, welche den innern Segen der wenigen ächten Israeliten so lange innerhalb dieses Gefäßes der Offenbarung beschlossen hielt, bis er durch die

Predigt des Evangeliums sich über die Völker der Erde ergießen konnte.

Der Wahn, nach welchem z. B. unsere deutschen Ahnen die Menschen wie Pflanzen aus der Erde emporgewachsen sich dachten, oder nach welchem Andere sie aus den Steinen entstanden meinten, welche Pyrrha und Deukalion hinter sich warfen, (welcher, beiläufig gesagt, nicht um ein Haar alberner ist, als die moderne Affenabstammungstheorie) dieser Wahn konnte es nie über den Kreis träumerischer Mythen hinaus, geschweige zu einem historischen, unser ganzes Geschlecht umfassenden Bewußtsein bringen; dies war dem Christenthume vorbehalten.

Gelegentlich der Besprechung der epischen oder erzählenden Kunstform haben wir es nur mit der Geschichte zu thun.

Mit dem christlichen Bewußtsein ist auch das allgemeine historische überwunden. Der durch diesen Sieg gewonnene Standpunkt sieht aber etwas unwirthlich aus, er lautet beiläufig so: Die Anfänge des Menschengeschlechtes sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Das ist freilich nicht wahr; aber die weitere Entwicklung von Menschen, welche dies für wahr halten, muß nothwendig in undurchdringliches Dunkel und zwar auch an der Hand eines Dinges, das sich Wissenschaft nennt, hinab führen. Wie nun gediegene Resultate der Wissenschaften nur dort zu erwarten sind, wo die verschiedenen Zweige derselben mit Gleichmäßigkeit und Ehrlichkeit bearbeitet werden, und zugleich gefühlt wird, daß die besten Wissenschaften nicht die alleinigen Quellen menschlicher Erkenntniß sind, so kann auch nur unter solcher Voraussetzung das Element des Historischen oder Epischen als Kunstform verstanden werden.

Wenn unter den zahllosen Erscheinungen der Natur und des Lebens sich manche fanden, welche mit der mosaischen Urkunde im Widerspruche zu stehen schienen, so entging edleren Geistern, trotzdem niemals die Tiefe und der innere Zusammenhang jener Urkunde, in welchem sie mit allen Erscheinungen der Menschengeschichte, der inneren wie der äußeren, steht. Sie fanden in ihr das Licht der Völkertraditionen, den Schlüssel zur einheitlichen Weltanschauung und das Centrum aller auseinanderlaufenden Radien, die als ebensoviele Pfade der Wahrheit an der Hand der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Erd-, der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte, der Sprach- und Alterthums-

forſchung zu ihr als dem einen Mittelpunkte führen. Uns, die wir aus der Hand der Kirche die koſtbaren Blätter der Geneſis gläubig annehmen, iſt die Weltgeſchichte klar. Die Ereigniſſe des heutigen Tages ſtehen — nicht durch willkürliche Annahme — ſondern durch ununterbrochenen Zuſammenhang als eine Reihe von konſequenten Entfaltungen der dort gelegten Gründe vor unſeren Augen. So ſind wir die Epiker von Gottes Gnaden. Wir haben eine Univerſal-Geſchichte, in welcher die großen Erſcheinungen und Geſtalten, wie die Bogen eines gewaltigen Domes über Jahrtauſende hinüber ſich die Hände reichen. Die epiſche Kunſtform, welche vielleicht zukünftig in reicherer Entfaltung fortſetzt, was in den Werken älterer und älteſter chriſtlicher Kunſt ſo tiefſinnig und weiſe angebahnt erſcheint, bedarf einer einheitlichen Grundlage, einer umfaſſenden Scene, deren Beſtandtheile die Scenerien einzelner Vorgänge bilden.

Das iſt der hiſtoriſche Sinn von dem wir oben ſprachen, daß er ſich gedrängt fühlt, alle geſchichtlichen Einzelnheiten in Bezug zu bringen mit einem allgemeinen hiſtoriſchen Bewußtſein, das mit dem traurigen Gefühle fortwährender Zerklüftung wachſende Bedürfniß der Einheit.

Die Kunſt, nach der Religion die feinſte Ausdrucksform menſchlicher Innerlichkeit giebt in ihren edelſten Hervorbringungen dieſem Bedürfniſſe Zeugniß und die Weltgeſchichte in ihrer ungefälſchten Form beſtätigt deſſen Wahrhaftigkeit.

Es iſt ein umfaſſender, tieferliegender und ſchöner Erklärungsgrund für den Begriff der epiſchen Kunſtform, daß alle wirkliche Geſchichte mit Kunſt und Poeſie innigſt verwandt iſt, ſo verwandt wie dieſe Beiden ſelbſt. Sie iſt Kunſt, weil ſie die ſinnliche Darſtellung — Ausprägung über- und außerſinnlicher Begriffe, Grundſätze und Anſchauungen durch die Thaten der Menſchen iſt — Poeſie, weil in dieſen Thaten und Leiden ein innerer Zuſammenhang, ſowie eine Beziehung zu äußeren, über- und außerſinnlich gegebenen Aufgaben, Principien in Poſition oder Negation beſteht. Sie iſt religiös, weil der ganze Kreis menſchlicher Ideen, Vorſtellungen, Thaten und Leiden zur Religion in einem unabweisbaren poſitiven oder negativen Verhältniſſe ſteht. Sie iſt endlich und vor Allem chriſtlich, weil das Chriſtenthum dieſe Verhältniſſe bis in ihre tiefſten Gründe und Conſequenzen beleuchtet.

Die Negation des Christenthums ist der Bruch mit aller Geschichte, aber dieser Bruch ist auch Geschichte. Er erklärt sich aus dem Begriffe der Sünde. Wie die erste Sünde in den Regionen der Geisterwelt in dem Verlangen bestand, zu sein wie Gott, so ward auch der erste Irrthum der Wahn, zu sein wie Gott; und wie der Sündenfall des Menschen darin bestand, sich im Ungehorsam über seine Natur zu erheben, so sank er dadurch unter seine Natur. (Dr. Haffner: Materialismus.)

Daß die Läugnung der Geschichte auf allen jenen Punkten, wo ihre providentielle Leitung, mit einem Worte, wo Gott in der Geschichte sichtbar hervortritt, wesentlich zur wirklichen Geschichte gehört, wird kein Unterrichteter bezweifeln. Ohne die Prämisse eines Zwiespaltes in Natur und Geschichte ist die epische Kunstform geradezu albern, sie hat überhaupt nichts zu erzählen. Die Erhaltung des Menschengeschlechtes nach dem ersten Falle, und mit ihr alles dessen, was wir Geschichte im erhaltenden, rettenden Sinne nennen, beruht auf der Erlösung. Neben dieser erhaltenden, rettenden, erlösenden göttlichen Bejahung läuft in allen denkbaren Formen die zerstörende Verneinung. Der Satz, daß die Anfänge des Menschengeschlechtes in undurchdringliches Dunkel gehüllt seien, steht an der Spitze dieser Verneinung, und es gereicht weder dem Scharfsinne, noch der Redlichkeit zum Lobe, wenn auf dieser Prämisse überhaupt noch der Versuch gemacht wird, eine Universal-Geschichte zu erbauen. Der größte Geschichtschreiber der alten Welt, Moses, dessen sonstiges Verhältniß zur Menschengeschichte hier unberührt bleibt, hat in den göttlichen Blättern seiner Genesis die Prämisse hinterlassen, auf welcher in wundersamem Zusammenhange sich das gewaltige Epos der Menschengeschichte nach allen Richtungen hin, und sein Verständniß gleichsam von selbst erbaut und bejaht.

Die epische Kunstform wird jene reinen geistigen Mächte in himmlischer Erscheinung offenbaren dürfen, welche nach göttlicher Anordnung bei der Lenkung irdischer Geschicke im Ganzen wie im Einzelnen betheiligt sind, wie es ihr erlaubt sein wird, jene andern aus ihrem Verstecke hervorzuziehen, welche, um die heiligen Absichten der Protidenz zu kreuzen, zu stören und zu zerstören, das Inkognito ihrer Selbstverneinung beobachten. Der Einfluß der transcendentalen Welt zeigt sich nicht minder in der Geschichte jedes Tages, wo geistige Kräfte geistige Wirkungen hervorbringen

oder anstreben, als in der Weltanschauung, welche durch die Offenbarung uns vermittelt wird. Jede harmonisch gestimmte Seele sehnt sich nach Zusammenhang, und weil sie sich sehnt, sucht sie denselben nicht bei Täuschungen. Ihr historischer Sinn versteht es, allen Blendwerken auszuweichen, ihr genügt kein fabelhaftes Ländchen von Poesie, wo nur das in ewiger Jugend prangt, „was sich nie und nirgends hat begeben". Sie begegnet in der eigenen Brust dem Dasein jenes weltspaltenden Dualismus, welcher alle Gegensätze erklärt, indem er den Widersatz constatirt.

Wie der Mensch, die Welt im Kleinen, der Mikrokosmus, so ist jedes einzelne Menschenleben eine Weltgeschichte im Kleinen. Die in ihm thätigen Faktoren sind keine andern, als jene großen und allgemeinen, welche der historische Sinn in der gesammten Menschengeschichte findet.

Die Rückkehr zu christlichen, oder, was gleichbedeutend ist, zu historischen Ideen, welche während und nach den Freiheitskämpfen des Jahrhunderts die sogenannte romantische Dichterschule und mit ihr die neuere Malerschule ins Leben rief, hat auf dem Gebiete der eigentlichen Geschichtsforschung ebenso wie auf dem Kunstgebiete treffliche Resultate erzielt. Viele Blinde sind sehend, mancher Stumme redend worden. Manche Blüthe von damals ist einer erquickenden Frucht gewichen. Schöne klangvolle Namen in Philosophie, Kunst und Poesie haben den schlummernden historischen Geist geweckt, indem sie der geistlosen Aufklärerei des achtzehnten Jahrhunderts erfolgreich entgegentraten, welcher jetzt wieder der Welt mit List und Gewalt oktroirt werden soll. Was sie geleistet und angeregt, es hat den heutigen Kampf heraufbeschworen, es wird, wills Gott, nicht mehr ganz untergehen. Daß wir uns nicht zu weit von unserm nächsten Zwecke und Ziele entfernen: so hatte die Bekanntschaft mit den verachteten Kunst- und Lebensformen des Mittelalters die Berufenen wie mit belebendem Frühlingshauche berührt. Die freie Entfaltung der innerlich dichtenden Welt fand in dem Längstvorhandenen eine glänzende Rechtfertigung. Der bessere Geist, geängstigt und gelangweilt von den hypothetischen Nebeln, welche seine ernstesten Anfragen antwortlos ließen und mit ihrem einzigen Dogma, daß alle christliche Anschauung Finsterniß sei, ihm den Weg zum Lichte vertraten, begann sich diese Finsterniß etwas genauer anzusehen. Es war der Lohn der Ehrlichkeit, daß sein Fuß wieder historischen

Boden unter sich fühlte, und das leere, gleißende, schattenlose Nichts unterscheiden lernte von der inhalt- und sternenreichen Nacht des Glaubens.

Der Freude über den wiedergewonnenen geschichtlichen Boden mag es zuzuschreiben sein, daß unter den wieder zu Ehren gebrachten außerdramatischen Kunstformen gerade die epische, in den Werken der Alten so schön vertretene Form, wieder so vielfache und liebevolle Behandlung erfuhr. Wer von den bedeutenderen Künstlern hätte sich nicht in einem epischen Stoffe versucht. Von den bekanntgewordenen Schöpfungen dieser Art mag nur die schöne Legende der heil. Marina von Steinle, welche Clemens Brentano zu einer trefflichen Dichtung begeisterte, Erwähnung finden. Worin lag nun der Reiz, auf einem Bilde die aufeinanderfolgenden Momente einer Begebenheit nebeneinander darzustellen, welche doch füglich auch in verschiedenen Bildern nacheinander hätten in cyclischer Weise behandelt werden können? Offenbar in dem wohlthuenden Gefühle der Zusammengehörigkeit und Einheit, nicht nur dieser speziellen Geschichte, sondern der gesammten Menschengeschichte überhaupt, von welcher das Christenthum das ihr angelogene, undurchdringliche Dunkel ihres Ursprungs weggezogen, und ihre Einheit in den unläugbaren Thatsachen einer in ihr waltenden göttlichen Leitung nachgewiesen hatte.

Der Erhabenheit jener Leitung lernte die mittelalterliche Kunst die Verbindung und Trennung der Scenen durch Gestalten, welche — indem sie sich nähern oder entfernen — die Gedankenströmung des Beschauers von Scene zu Scene führen, ab. Sie suchte durch Auseinanderhalten und Verbinden dem wahrhaft historischen Geiste künstlerischen Ausdruck zu geben.

In der dramatischen wie epischen Dichtung muß diesem universalhistorischen Geiste — auch dort, wo Absicht und Tendenz es anders meinen, Rechnung getragen werden, es wird eine Einheit und Zusammengehörigkeit gefordert, welche in dem erfundenen oder auf concrete Geschichte erbauten Fragmente jene Einheit abspiegelt, welche von dem Begriffe des Historischen unzertrennlich ist, und wo der Theil Zeugniß vom Ganzen gibt. Die bildende Kunst strebt diese Einheit in der epischen Form ihrer Darstellungen

an, indem ſie die verſchiedenen Bilder, Scenerien und Ereigniſſe mit einer einheitlichen Umgebung, Landſchaft, Architektur umrahmt, wodurch ſie alles Einzelne, die Nacheinanderfolge nach den Geſetzen der Zeit durch die Geſetze des Raumes zu einem Bilde einigt, und hierdurch das Ganze in ihre eigentliche Sphäre, den Raum, hereinzieht.

Es iſt dies eine Spiegelung der ganzen Weltgeſchichte im Rahmen einer vereinzelten Begebenheit.

Der Raum, in welchen die Zeit ihre Saaten und Thaten ſtreut, unſere Erde, iſt eine große einheitliche Scenerie, eine Landſchaft mit Monumenten der Natur und Kunſt, in welcher das große Epos der Menſchengeſchichte ſich abſpiegelt. In der alten bisher verlaufenen Geſchichte haben alle bedeutſamen Plätze ihre Bilder. Unverrückt ſtehen die wichtigſten Orte des Raumes heute wie vor Jahrtauſenden an ihrer Stelle, durch ſie hin geht das wechſelnde Leben der Geſchichte nach Formen der Zeit. Raumverhältniſſe erzeigen ſich konſtanter als Verhältniſſe der Zeit, ihre Verwiſchung, ſofern ihre Bedeutung der Vergangenheit angehört, iſt ſchwieriger, als jene der Thatſachen. Der Zuſammenhang, der ſich in ihnen heute noch kundgibt, iſt doch das Größte, ja das einzig Bedeutſame in aller Geſchichte. Und über dem Erdraum geht täglich die Sonne auf und unter und der Mond, zieht der geheimnißvolle Reigen der Sterne, unbekümmert, ob ſie hier unten darüber ſtreiten, was von ihnen geht oder ſtille ſteht, und ob menſchliche Verkehrtheit aus der Herrlichkeit der Schöpfung Argumente gegen den Schöpfer herauszuſpinnen ſich bemüht.

Wie es dem Scenenwechſel unſerer engeren Erzählungen nicht an einheitlicher Umgebung gebricht, ſo iſt auch unſer Weltepos umfangen und umrahmt von dem großen Landſchaftsbilde unſerer Erde.

Wie dort im Lande der Aſen vom ſagenhaften Berge Meru und Albord Laute herüber klingen, welche wie „Himawat“ (Heimath) und „Paradeja“ ſtark an das „undurchdringliche“ Dunkel erinnern, in welches der für jedes Gotteslicht undurchdringliche Unglaube den größten Hiſtoriker der alten Welt ſo gern verhüllen möchte; ſo ſteigt als Abſchluß der erſten Periode der Menſchengeſchichte der Ararat aus den Fluthen empor mit ſeiner rettenden Arche und ſeinem Regenbogen, ein neues Geſchlecht und eine neue Welt inaugurirend, und es iſt bezeichnend,

daß die Kunst, wenn sie vorgreifend den Abschluß unserer Zeitwelt schildert, den Richter auf dem Regenbogen sitzend darstellt. In Scandinaviens und Germaniens Wäldern heißt dies Himmelszeichen die Götterbrücke, auf ihre Höhe stellt die Mythe ihren Heimdalr, der mit seinem Horne das Zeichen giebt zum Weltbrande. So träumt sie von der letzten Posaune.

Dem Nillande mit seinen Tempeln, Palästen und Pyramiden, den Werken des geknechteten Volkes, folgt landschaftlich das rothe Meer, und dann die Wüste, wo vom rauchenden Sinai der Herr die ewigen Gesetze aller Weltordnung unter Wettern dem zitternden Israel publiziert. Der Nebo, von dessen Höhen der Sterbeblick des erhabenen Moses die Fluren Canaans überschaut, schließt eine der wunderreichsten Perioden der alten Geschichte, deren tiefstes historisches Leben, wenn auch in negativ scheinender Weise, im Volke der Auserwählung pulsirt, im Volke, welches nach Jahrtausenden durch sein bloßes Dasein Zeugniß ablegen muß, von dem, was es in den Tagen seiner Heimsuchung zu geben sich boshaft und hartnäckig weigerte.

Wir übergehen die Davidsburg und den Sionstempel, das Exil des Volkes in den Ebenen von Sennaar, wir gehen vorüber an den Weidehügeln Bethlehems in jener seligsten aller Erdennächte, ja selbst an Gethsemane und Golgatha, dem Welthochaltare, und dem Bilde des letzten Tages im Untergange des Tempels und der Stadt. Vor unserer Betrachtung steigt das furchtbare Rom mit seinen Trümmern und Monumenten empor. Da steht eines der Monumente vor uns! Ein derber römischer Meißel hat auf einem Raume von einigen Schuhen dem weltgeschichtlichen bildlichen Ausspruche der Bibel, daß dem Judenthume der Leuchter entrückt, und einem andern Volke gegeben werden würde, buchstäblich geschichtlichen Ausdruck gegeben. Die Reliefs des Titusbogens lassen unter der Siegesbeute aus dem zerstörten Tempel von Jerusalem, vorzüglich den tief symbolischen siebenarmigen Leuchter erblicken, welcher von Morgen her nach dem Kapitol und nach der Richtung des Vatikans getragen wird. — Die Weltgeschichte wird manchmal außerordentlich plastisch.

An der Hand der alten Sculpturen des Titusbogens thun wir die ersten Schritte in ein neues „Dunkel". Es ist das römische Papstthum, welches nun abermals seit beinahe 2000 Jahren „die Welt in seine Finsternisse hüllt".

Auch das Weltreich hat seinen Syllabus und seinen Index. Auf dem letzteren steht besonders die wahre Auslegung jener drei Monumente, welche mit der landschaftlichen Umrahmung unsers Weltepos uns auf das Forum Roms geführt haben.

Unsere drei Monumente sind: der Titusbogen, das flavische Theater (Kolisäum) und der Konstantinsbogen. Kaum hundert Schritte von einander entfernt, verkündigen diese redenden Steine den Knotenpunkt der ganzen Weltgeschichte, den Sieg des heidnischen Rom über das Judenthum und den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Das Theater sinnbildet das Schlachtfeld, auf dem dieser Sieg errungen ward. Sagen wir lieber die Schlachtbank, eine der größten in der römischen Welt, auf der Millionen widerstandslose Opfer leidend den beispiellosen Sieg des Christenthums vollbrachten. Denn als Konstantin den Maxentius niederwarf, war er bereits auf seinem Gebiete, dem Gebiete des Geistes errungen und Konstantin gab dem Christenthum nur, was weltliche Macht noch geben konnte: zeitlichen Frieden durch Berechtigung und Anerkennung seiner Existenz.

Wie der Index des Weltreiches eingehalten wird, haben viele Scribenten durch den Hohn bethätigt, mit welchem sie die Erhabenheit des christlichen Rom befleckten, wenn sie den rührenden (durch die Ereignisse der letzten Jahre unterbrochenen) Gebrauch, daß ein Sohn des Armen von Assisi in der mit Martyrerblut durchtränkten Arena die Stationen des Kreuzweges dem Volke erklärte, im Hinweis und Vergleich mit der Pracht und Größe des alten Rom bespöttelten.

Wie oft habe ich an Freitagen, wo eine Prozession nach der Arena mit einer Predigt beschlossen ward, von den farnesischen Gärten oder den Trümmern der Kaiserpaläste, wenn die untergehende Sonne die rothen Travertinmassen der ungeheuren Theaterruine und die Cipressen Michel Angelos anglühte und das Gebirge von Latium in seine Rosen kleidete, den einzelnen Stimmlauten jener einfachen Volksprediger gelauscht, die durch die abendliche Stille zu mir heraufklangen.

Da war mirs oft, als säße ich in einem prachtvollen, unermeßlichen Hörsaale und die größten Gestalten unseres Geschlechtes hielten Vortrag über Welt- und Menschengeschichte und gäben trostreiche Antwort auf die in Mitte einer Welt von Ruinen so

nahe liegende, wehmüthige Frage nach dem Wesen des Vergänglichen auf Erden. Und in der That lautet die Antwort trostreich. Was die Oberflächlichkeit aus unsern drei Monumenten herausliest: Sieg des Heidenthums über das Judenthum, Sieg des Christenthums über das Heidenthum, das lautet einfach: Sieg der Wahrheit über Irrthum und Lüge. Das Ewige bekundet selbst im Wechsel der Zeit sich als das Bleibende. Nichts Lebensfähiges ist untergegangen.

Reiner als je stehen die Gestalten Abrahams und der Patriarchen, des Moses und Aron und Hiob vor unsern Blicken. Für uns scheint David seine unsterblichen Psalmen gedichtet zu haben, erfüllt und glänzend gerechtfertigt sind die Propheten, welche das Afterjudenthum erschlug wie seinen ewigen Inhalt, Jesum Christum. Ein glänzendes Vorspiel der Kämpfe der künftigen Christen schließen die edlen Machabäer gleichsam den Heiligen, welche in die Tage des Erlösers hereinleben, sich an.

Mit dem Erlöser und seinem Versöhnungstode ist das Judenthum vollendet. „Es ist vollbracht" ruft er sterbend vom Kreuze. Nur das Zerrbild des Judenthums, das, wogegen seine größten Männer kämpften, die für die Reinhaltung dieser Institution eiferten, ist untergegangen, von seinen Wahrheiten ist kein Tüpflein verloren, von seinen Hoffnungen keine unerfüllt geblieben.

Auch das Heidenthum in seiner Umnachtung hat manche edle Blüthe getrieben, aber sein eigenstes Wesen hatte weder Kraft noch Sendung, sie zu gedeihlichem Leben zu entwickeln. Die großen Tragiker mit ihren Ahnungen, die Weisheit eines Sokrates, Plato und Aristoteles konnte nicht verhindern, daß die höchste Stufe seiner Bildung in Griechenland elend verkam, und in Zenos und Epikurs doppelter Todesform, Versteinerung und Verwesung unterging.

Das alte Rom raffte die Welt zusammen, wie es sie fand. Die Völker spannte es an seinen Siegeswagen, ihren Göttern gab es einen Platz auf dem Capitol oder im Pantheon. Aber das reine Judenthum, jetzt Christenthum genannt, erwies sich, was ewige Ideen betrifft, nicht so fügsam und tolerant als jene. Es kannte und lehrte eine exklusive Wahrheit.

Die letzten Strahlen der Sonne fallen durch die Fenster der Peterskuppel, diese deckt die Reste eines armen Fischers über dem unbekannten Grabe seines weltbeherrschenden Mörders.

Petrus, einer von den Zwölfen, die ihre kleine Barke und ihre Netze verlassen hatten, um der Welt den Frieden ihres Erlösers zu bringen, hatte hier auch gethan, was jeder von ihnen an seinem Ort. Sie sagten der Welt, daß sie eine andere werden müsse, um diesen Frieden zu erlangen, dafür erschlug sie die Welt und — ward eine andere, eine Welt, die nun mit Bewußtsein und Willen in ein Reich Gottes und in ein Weltreich sich spaltet. Die trübe Verschwommenheit hat einer klaren Sonderung Platz gemacht. Entscheidung in klarster Form ist in die Geschichte eingetreten, Entschiedenheit wird gefordert, denn so lautet das entscheidende Wort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich."

Die prachtvoll ausgestatteten Schlächtereien in der Arena des alten Rom, damals Spiele genannt, und der predigende Franziskaner des neuen Rom an derselben Stelle, lassen an der Zweischlächtigkeit der Weltepopeen, und wie sie gerade hier zu ihrem bestimmtesten Ausdrucke gelangt, nicht zweifeln. Human sind beide Erscheinungen, denn sie erscheinen innerhalb der Menschheit durch Menschen. Der moderne Humanitätsbegriff aber liegt in keinem von Beiden und ist eine der gröblichsten Fälschungen der Geschichte.

Das christliche Rom rechtfertigt vollkommen die Mystik, von welcher diese Weltstadt schon im Heidenthum umgeben war. Dahin gehört außer dem Janusculte, in welchem die Beinamen Clusius und Claviger, welche dieser Gottheit beigelegt waren, mit Fingern auf den künftigen Schlüsselträger des Himmels hindeuten, auch der Mysterienname der alten Roma — Amor — welchen nur Priester aussprechen durften, abgesehen vom Priestercollegium des Pontifex und so vielem Anderen.

In dem materiell unendlich kleineren, geistig unendlich größeren christlichen Rom waltet zwischen Büchern, Denkmalen und Kunstwerken aller Zeiten ein milder Greis, der Hort alles Rechtes und aller Wahrheit, Christi Statthalter. Sicher wird redliche Forschung die segnende Hand jenes nun bald zwei Jahrtausende alten Hohenpriesters auch dort immer deutlicher erkennen machen, wo sie die ihr anvertrauten Blitze des Geistes, die Strahlen des Bannes zum Schutze und zur Vertheidigung der höchsten Güter der Menschheit braucht, und gebraucht hat. Und was in dieser Richtung jetzt schon zu Tage gefördert, wird dann mit vermehrten Einzelnheiten den Ausspruch des Protestanten Herder „wie oft

mußten die Päpste die Freiheit der Völker gegen ihre Fürsten vertheidigen" glänzend bestätigen.

Wenn die universale Wahrheit, „daß das Christenthum die Erleuchtung und Erklärung jeder Erscheinung der Weltgeschichte ist" einst allgemein erkannt würde, so wäre damit der Begriff des Historischen erst begründet und zu sich selbst zurückgeführt, und der epischen Kunstform eine Erweiterung gewährt, in welcher sie ihren Gipfel erreichen und innerhalb ihrer Grenzen als selbstständige Form sich zu vollenden im Stande sein würde.

5. Didaktische Form.

Ein Lehrbegriff, eine umfassende Anschauung, eine philosophische Idee, ein von concreten psychologischen oder historischen Vorgängen abgezogener Schluß, die Moral oder die Poesie innerer oder äußerer Erlebnisse durch die bildende Kunst veranschaulicht, das verstehen wir unter didaktischer Kunstform.

Daß hieher zum Theil die Symbolik und die Allegorie gehört, leuchtet ein, sowie, daß ein didaktisches Element jedem ächten Kunstwerke zukommt.

Daß der reine unbefleckte Begriff alles Lehrens die Wahrheit zum Ausgangspunkte und Ziele haben muß, kann um so weniger geläugnet werden, als auch die Lüge — besonders in unseren Tagen — in Systeme gebracht, und durch scheinbar wissenschaftlichen und organischen Zusammenhang bestechend, gegen die Wahrheit ins Feld geführt wird. So stehen wir also gleich von vornherein vor einer doppelten Lehrkanzel. Von der einen wird der Glaube, von der andern der Unglaube gepredigt.

Vielleicht leitet sich das Folgende durch ein concretes, der didaktischen Form entnommenes Beispiel am deutlichsten ein: Zu den größten Werken didaktischer Form gehören unstreitig die Rafael'schen Stanzengemälde, bekannt unter den Namen der „Schule von Athen" und der „Disputa". Diese Namen haben sich eingebürgert, gleichviel hier, durch wen und woher, gleichen aber auf ein Haar jenen Namens- und Begriffsverdrehungen, nach welchen z. B. der Offenbarungsglaube Finsterniß, der Unglaube Aufklärung heißt. Auf dem einen Bilde in reicher Architektur (die Schöpfung?) getrennte Gruppen von

Menschen, die vortragen und anhören, Schwankende von den Letzteren, die unentschieden, höheren Lichtes entbehrend, rathlos auf sich selbst angewiesen, das mit diesem Selbst Verwandte suchen, das scheinbar Gefundene mit mehr oder weniger Energie annehmen. Vereinzelung der Lehrmeinungen, Vereinzelung der Theilnahme — herrlich dargestellt; aber wo ist da von der Einheit einer Schule auch nur die Spur?

Und im andern Bilde eine einzige Gruppe, geistig geeinigt um das sonnenhafte Weltmysterium des Sakramentes aller Sakramente, und der Himmel zur Erde niedersteigend zum Zeugniß der einen Wahrheit, an die Alle glauben, die Alle gleichmäßig begeistert; wo ist da die Rede von einem Disput?

Diese beiden didaktischen Bilder charakterisiren wirklich in wahrhaft umfassender Weise das Wesen der Gattung. Man hat sich von der abgeschmackten Namensbezeichnung abgewandt, alle welche für die Sache auch einen entsprechenden Namen suchen, nennen sie „Philosophie" und „Theologie" und in der That, die Namen sind — näher zugesehn — bezeichnend. Dem Ideale der Philosophie, der Wahrheit, steht die concrete Wirklichkeit heute noch wie auf dem Bilde gegenüber. Leichter dürften sogar unter jenen Gestalten des Alterthums solche zu finden sein, die mit reinerer Willensrichtung in ihrer umnachteten Zeit die Wahrheit suchten, als unter denen, die an der Gefundenen theilnahmslos, wenn nicht mit Haß, vorbeigehn.

Wer mit der Geschichte der Philosophie vertraut ist, sieht nur in seltensten Fällen ein Näherrücken an die Wahrheit, in den meisten Fällen in Systeme gebrachte Proteste gegen sie.

Anders die Theologie. Auch sie ist Philosophie, aber nicht hervorgegangen aus individuellen Meinungen und Schlüssen, sondern ruhend auf dem Fundamente der Offenbarung. Hier sind die verschiedensten Kräfte und Geister einig. Rafaels Gestaltendichtung ist eine der großartigsten Hervorbringungen aller menschlichen Kunst.

Dem Doppelwesen des Menschen entspricht eine doppelte Gesetzgebung Gottes. Die eine hat der Ewige in die Natur, die andere in die Offenbarungsgeschichte gelegt. Die strenge Genauigkeit, welche die Erforschung und Verwerthung der in die Natur gelegten göttlichen Gesetze zur Erreichung

materieller Zwecke erfordert, iſt ein Bild, eine Type, ein großes didaktiſches Moment, welches uns belehren kann, daß unſer ewiges Ziel und deſſen Erreichung von der gleichen Treue und Genauigkeit gegen die Geſetze des Geiſtes, welche uns geoffenbart ſind, abhängig iſt.

Aber da ändert ſich die Scene gewaltig. Ueber das „Warum“ gibt uns abermals, und nur wieder die Offenbarung Auskunft. Von der Natur, unter deren dermalige Botmäßigkeit der Menſch durch die Schuld gefallen, nimmt er Geſetze an und reſpectirt ſie, dem moraliſchen Gebote des Geiſtes widerſtehen die Elemente der Sünde, die Hoffart und die Sinnlichkeit. Die Knechte dieſer Elemente wiſſen und verſtehen das Naturgeſetz und haben nicht eine Silbe dagegen einzuwenden, daß ſie verloren ſind, wenn ſie z. B. vom Felsrande in einen Abgrund ſtürzen, was halten ſie aber z. B. vom Geſetz des Geiſtes, proklamirt vom Welterlöſer als erlöſendes Warnungswort: „Wer nicht glaubt, wird verdammt?“ Es iſt da nichts zu mäckeln, was ſie begreifen und annehmen durch die Praxis, iſt ein Bild von dem, was ſie annehmen ſollen durch die Tugend und das Verdienſt des Glaubens.

Indem wir eine der Doppelnatur des Menſchen entſprechende doppelte Geſetzgebung für Natur und Geiſt nachweiſen, und zugleich neben der Wahrheit den Trug, die Lüge konſtatiren, geben wir der didaktiſchen Form ihre breiteſte Baſis.

Widerſätze aus den Gegenſätzen zu machen, iſt Sache jenes zerſtörenden Geiſtes, der nach dem Satze: „Theile und herrſche“ alle jene deſtruktiven Tendenzen zuerſt als Fragen, dann als Doctrinen in die Menſchenwelt wirft, denen die ſtreitende Kirche gegenüberſteht. So war zu allen Zeiten die Erkenntnißform der Menſchen eine zweifache, durch Glauben und durch Wiſſen. Jetzt ſollen ſie als einander gegenſeitig ausſchließende Widerſätze gefaßt werden. Sonſt ſind Geiſt und Fleiſch oder Leib als die Natur und Weſenheit des Menſchen bildend, der erſtere als ſeiner bevorzugten Stellung dem letzteren gegenüber ordnungsmäßig ſich bewußt mit einander gegangen. Jetzt ſoll die Befreiung des letzteren durch Aufgeben des Erſteren erreicht werden, entſprechend der Feuerbach'ſchen Sentenz: „das Chriſtenthum hat den Geiſt vom Fleiſch erlöſet. Wer wird das Fleiſch vom Geiſte erlöſen?“ — Schon am Baume der Erkenntniß wurde die Harmonie der Ge-

gensätze durch Einschmuggelung des Widersatzes zerrissen: „Ihr werdet wissen das Gute und das Böse."

Die didaktische Form, welche eigentlich dadurch entsteht, daß sie von der concreten Erscheinung die Anwendung, die Lehre abstrahirt, wie von der Fabel die Moral abgezogen wird, so daß hier wieder zwei Gegensätze sich lösen, indem sie harmonisch sich ergänzen, müßte nicht vernünftig, nicht berechtigt sein, wenn sie in unserer Zeit keinen Widerspruch, keine Befehdung erfahren sollte. Dieser erscheint in der Opposition gegen eine der schönsten von der didaktischen Form nicht zu trennende Kunstweisen, die Allegorie und Symbolik.

Mag sie tausendmal ungeschickt und geschmacklos behandelt sein, das raubt ihrem Werthe nicht das Geringste. Aber wir sollen hübsch beim Concreten bleiben, beim Kunstwerke nicht an den Künstler, bei der Schöpfung nicht an den Schöpfer denken. Die Anfänge nicht in höheren Thatsachen, sondern in den niedrigsten Ausgangspunkten suchen, z. B. den Menschen nicht bei jener gefallenen Urgröße desselben, wie sie die Bibel uns erzählt, sondern bei der Affennatur zu erblicken uns gewöhnen.

Wir haben in der Doppelwelt, aus welcher der Mensch besteht, und welche in der innigsten Durchdringung ihres physischen und moralischen Antheils eben das Menschenleben bildet, große concrete Erscheinungen, welche dem denkenden und reflektirenden Vermögen in uns die Abstraktion geradezu aufzwingen. Ihrer ist im Verfolge dieser Blätter schon Erwähnung geschehen. Die Liebe, das heiße Bedürfniß zu einem ungetrübt seligen Leben, und die Furcht vor Leiden und Tod (daß sie sich wieder auf dem physischen und moralischen Lebensgebiete kund thun, versteht sich von selbst), sie geben Zeugniß von der ursprünglichen Bestimmung und Natur des Menschen. Der rohe, vom höheren Lichte noch nicht berührte, geistig noch unentwickelte, sowie der gesunkene, geistig verkommene Mensch bleiben mit ihren Ansprüchen bei der sinnlichen Type stehen; körperliches Behagen, sinnliche Lust sind ihr Ideal. Wie verhält sich aber diesen Ansprüchen gegenüber die Wirklichkeit? Die leibliche Gesundheit äußert sich in der Vergessenheit der Organe, die uns diesen Zustand vermitteln, weil sie alle selbst gesund und in harmonischem Contrakte unter einander sind; in dem Vergessen, daß wir überhaupt einen Leib haben. Alle, diesen Zustand unbestimmten Behagens übersteigenden,

eigentlich sinnlichen Genüsse sind momentan, flüchtig, kurz und rauschartig; ihr Mißbrauch zerstörend. Die Organe nun, die in ihrer höchsten, gesundesten Vollkommenheit uns ihrer vergessen lassen, sie werden in ihrer Krankheit zu einem wahren Arsenale von Martern und Folterwerkzeugen, und nicht — wie bei den sinnlichen Genüssen — auf Augenblicke nur, nein auf Wochen, Monden, Jahre, ja bis an's Ende. So beantwortet die eine Seite unserer Natur und Wesenheit die heißen Forderungen, Ansprüche und Wünsche der andern.

Wohin kann die Abstraction von diesen unläugbaren Wirklichkeiten führen, wenn nicht zu den Anfängen unseres Geschlechts? Wenn der Wortsinn alle Abstraction als ein abgezogenes, aus concreten Verhältnissen Gefolgertes darstellt, so darf hinwiederum nicht übersehen werden, daß das Concrete vielfältig erst durch die Abstraktion verständlich und erfaßbar wird. So wäre es z. B. traurig, wenn wir zu den Begriffen des Guten und Bösen erst auf concretem Wege, oder was dasselbe ist, durch Erfahrung gelangen könnten.

Die Lehre, und somit auch das Didaktische in der Kunst, soll uns Begriffe und Anschauungen vermitteln und deuten bevor wir ihnen in der praktischen Wirklichkeit begegnen. Das drückt die Redensart aus, wenn wir von Menschen, welche sich der Lehre verschließen, sagen: „Sie müßten erst aus Erfahrung klug werden."

In der didaktischen Kunstform ist das Abstrakte die Mutter der Allegorie und Symbolik. Wir personifiziren den Begriff einer Eigenschaft, eines Vorganges, einer Tugend, eines Lasters, anstatt sie durch Handlungen in concreter, historischer Weise darzustellen in einer einzigen Gestalt z. B. der Gerechtigkeit, des Ueberflusses, der Kunst u. s. w. Es ist dies die Abkürzung eines weiten Umweges zur unmittelbaren Erweckung einer Anschauung, eines umfassenden Gedankens, eines Lehrbegriffs, und der Absagebrief, welchen moderne Aesthetik zuweilen dieser Form schreibt, trifft den wahren Kunstbegriff überhaupt.

Die didaktische Form gestattet die Entfaltung eines großen Gedankenreichthums und einer poetischen Freiheit, wie sie in keiner andern Kunstform zulässig erscheint, was aber von Seiten des Künstlers eine um so größere Sorgfalt in der Wahl seiner Mittel voraussetzt, als der ihr zu

Grunde liegende Lehrbegriff seiner Natur nach Reinheit, Klarheit und Ausscheidung aller verwirrenden Elemente beansprucht. Daher ist die Anwendung christlicher oder mytischer Symbole von ihr nicht ausgeschlossen, ihre Vermischung jedoch erscheint in allen Fällen unstatthaft. Ihr ist vielleicht in späterer Kunstentwicklung eine große Zukunft aufgespart, aber nur dann, wenn die Künstler, die sie üben, selbst in einer großen christlichen Weltanschauung heimisch sind.

Des Vorhandenen in dieser Form und Richtung ist so viel, daß wir uns kaum auf mehr als einige Andeutungen einlassen können. Wer kennt nicht außer den gleich Anfangs erwähnten großen didaktischen Werken Rafaels: „Philosophie" und „Theologie" seinen „lehrenden Herkules", seine „Calumnia", seine „Sybillen", seine herrlichen allegorischen Figuren aus den Stanzen, älterer Werke, wie z. B. Orcagnas „Triumph des Todes" und anderer gar nicht zu erwähnen. Auch die neudeutsche Malerschule hat auf diesem Gebiete Treffliches geleistet: Overbecks „Magnificat der Kunst", Philipp Veits „Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum", dieser beiden Meister Lunettenbilder „die fetten und magern Jahre" in der Casa Bartholdi zu Rom, die „acht Seligkeiten" von Cornelius und vieles Andere liefern den Beweis, wie unstatthaft es ist, wenn moderne Kunstschreiberei zu tendentiösen Zwecken Todesurtheile über Richtungen und Bemühungen fällt, deren inhaltliche Tiefe sie kaum ahnt, und die ihr, als der durchaus Sterblichen als Unsterbliche immerhin einen etwas gespenstischen Eindruck machen mögen.

Große Erscheinungen bleiben groß, auch wenn sie in der Folge von noch größeren übertroffen werden. Was aber in das Ruhmeserbtheil der Tage der neudeutschen Kunst, welche weit hinter uns liegen sollen, sich hineinsetzen möchte, hat es zur Stunde bis zu den Anfängen jener Schule noch nicht gebracht, und wird ihr in der Geschichte ächter Kunst, es mag sich auch noch so sehr auf die Hinterfüße setzen, jedenfalls ein Plätzchen neben sich gestatten müssen.

Der Versuch, etwas von jenen allgemeinen Beziehungen der Natur zum Geiste (welche im Menschen so innig sich gestalten, daß sie zur Einheit der Persönlichkeit verschmelzen) zur Darstellung zu bringen, liegt dem denkenden Künstler fast bis zur Unabweisbarkeit nahe. Die „Tageszeiten" von Runge,

welche ihrer Zeit in Deutschland Sensation machten, klingen eine Seite der didaktischen Form an, welche in einer inhaltreicheren Zukunft der Kunst — falls uns eine solche beschieden sein sollte — vielleicht bis zum Mißbrauch ausgebeutet werden kann. Ich selbst konnte dem Versuche nicht widerstehen, etwas derartiges in den „Jahreszeiten" zur Darstellung zu bringen, deren volle Durchführung leider vereitelt wurde. (Der „Frühling" ist bereits von Ludi sehr schön gestochen). Eine andere didaktische Composition von mir ist „das heidnische und christliche Rom". Der didaktischen Form gehört auch meine „Kirchenuhr" an.

In keiner großen Kunstepoche wurde die Kunst wegen der Kunst allein geübt und geliebt. Zu allen Zeiten galt sie als Vermittlerin höherer, allgemeiner, ewiger Ideen, so hatte sie in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen das didaktische Element zur wesentlichsten Aufgabe. Die ihr von neuerer Weisheit vindizirte, autonome, götzenhafte Stellung könnte ihr leicht ein Schicksal bereiten, gleich jenem der Fischersfrau im plattdeutschen Märchen, als sie werden wollte, wie der liebe Gott. Die Künstler scheinen sich allmählig in ihr Elend zu finden. Mag es vielleicht einen Theil ihrer Buße ausmachen, wenn Kunstschwätzer über sie zu Gerichte sitzen, und Kunstkrämer nach Mode und Willkür ihnen den Taglohn auszahlen. Wenn unsere Ausstellungen in den Richtungen und Hervorbringungen, welche sie bieten, nicht nur eine sachliche, sondern prinzipielle Emanzipation von Kirche und Christenthum zur Schau tragen, so war man doch bisher immer noch bemüht, auch der religiösen Kunst wenigstens als Kunstzweig ihre Berechtigung zu wahren. Die religiöse Kunst ist aber ihrer Natur nach nie Zweig, sondern Stamm, welcher den Zweigen, sowie dem gesammten Kunstleben die entfaltenden Säfte zuführt, sie vor jeder Entartung beschützt und ihnen die Weihe der Idealität sichert.

Der Satz: „die Kunst veredelt den Menschen", stützt sich auf ihren didaktischen Charakter. Wenn er wahr sein und bleiben soll, so darf sie nie an die schlechten Leidenschaften appelliren. Keine Berufung auf irgend eine Zeit oder einen Künstler kann diese Behauptung alteriren.

Alle gedeihliche, veredelnd ins Leben eingreifende Kunst der Zukunft muß christlich sein. Hiemit ist keine Beschränkung auf den unmittelbar der Andacht und dem Culte gehörigen Bilder-

kreis ausgesprochen, sondern die weiteste Perspektive in einer christlichen Welt- und Lebens-Auffassung und Anschauung eröffnet, welche schon dadurch als die idealste sich darstellt, weil in ihr alle Erscheinungen in ihrem wahren Verhältnisse unter einander, so wie zu uns und unsern höchsten Aufgaben festgestellt werden, und wir in ihr erst uns selbst und unsere Beziehungen zu den Mächten und Dingen des Daseins finden.

Alle Didaktik, mit Einschluß derselben als Kunstform, ruht einzig auf dem Fundamente der Kirche. Heute kann kein Lehrsystem sich darauf beschränken, die theoretischen und praktischen Ideale blos aufzustellen, es muß Täuschungen beseitigen, Lügengewebe zerhauen, es genügt nicht, zu sagen, wie es sein sollte, es muß auch mit festem Griffel dargestellt werden, wie es ist.

Die didaktische Form schöpft ihren Ideengang nur bei der lehrenden Kirche, wenn sie auch ihre Mittel aus allen Reichen der Natur und Geschichte zu entlehnen berechtigt ist. Je mehr der Geist der Verkehrtheit bemüht ist, den tastbaren Schein an Stelle der unangreifbaren Wahrheit zu schieben, je schamloser die blendende, auf Gedankenlosigkeit berechnete Phrase, gegen die ernste unwandelbare Lehre auftritt, desto dringender tritt die Nothwendigkeit an uns heran, der menschlichen Gedanken- und Gefühlswelt ihren reinen ungefälschten Inhalt auf allen Gebieten des Geistes zu retten. Zu dem Ende würde die didaktische Kunstform vor allen andern Formen dazu berufen erscheinen, neben ihren unwandelbaren Grundlagen und auf ihrer Basis den zeitlichen Bewegungen des kämpfenden Dualismus der Geschichte komentirend zu folgen, und durch künstlerische Klarstellung der Begriffe der beabsichtigten Begriffsverwirrung entgegenzuwirken. Eine schöne, ihrer würdige Mission, voll Anlässen zu neuen geistvollen Erfindungen und Gegenüberstellungen: der Nachtseite des Weltlaufes nachzugehen, und mit der Fackel ächter Kunst ihre Abgründe zu erhellen, die hohen Ideen von Freiheit, Aufklärung, Fortschritt und Civilisation von den unsauberen Gesellen zu säubern, welche sich, in ihre Prachtgewande gesteckt, ihnen bei so vielen unbewachten durch ihren Einfluß bereits verblödeten Seelen Eingang zu verschaffen!

Hat es doch den Anschein, als müßte ein Welttheil von Wilden civilisirt werden, wenn man das tägliche Geschrei nach Civilisation vernimmt. Daß hiezu in früheren Zeiten schon ein

erheblicher Anfang gemacht worden, scheint direkt verneint werden zu sollen, da dieser Anfang, die christliche Kultur als das Hemmniß, welches beseitigt, als die Finsterniß, welche durchbrochen werden müsse, um dem neuen Lichte Raum zu schaffen, bezeichnet wird. Daß wir hier an den Markſteinen zweier diametral auseinander gehenden Wege stehen, kann nur der verkennen, der nur den einen Weg kennt und sucht, von dem es heißt: „Breit ist der Weg und weit die Pforte, die zum Verderben führt" und ihn als den richtigen wählend, mit den Vielen, die auf ihm wandeln, einherschreitet.

Die didaktische Form, welche geistige Anschauungen und Begriffe darzustellen und zu versinnlichen hat, muß die Geister unterscheiden, und ihre sinnliche Umhüllung und Erscheinung so gestalten, daß der Betrachter ebenfalls zu dieser Unterscheidung geleitet wird. Dazu steht ihm kein anderes Mittel als die Lehre der Offenbarung zu Gebote. Sie zeigt ihm die Originale menschlicher Vortrefflichkeit oder Corruption in einem concreten außersinnlichen Vorhandensein dieser Widersätze. Die Freiheit, abstrakte Begriffe zu personifiziren, worin vorzugsweise die Allegorie besteht und welche Freiheit der didaktischen Form im vollen Maße zukommt, enthält aber für diese Form zugleich die Lehre, daß die Allegorie als ein Abgezogenes im Rückschlusse immer wieder zu einer concreten Wahrheit führt; daß z. B. unsere Vorstellung heiliger, reiner, geistiger Wesen nothwendig beim Engel ankommt, und der Begriff der Wahrheit, verglichen mit den Erscheinungen diesseitigen Lebens, uns zugleich den Vater der Lüge enthüllt, den wir durch die Offenbarung kennen, der in der Menschenwelt unter verschiedenen Formen immer dasselbe anstrebt, der auf der breiten Straße unsrer Zeit mit der Gotteslängnung die Läugnung des Geistes überhaupt, somit die Läugnung seiner selbst verbindet, indem er im modernen Materialismus auch den Menschen in seiner Wesenheit läugnet. — Und doch appellirt man auf jener Seite an Poesie, welche man nach der Beseitigung von Religion und Moral für das System zu erhalten wünscht. Poesie ohne Freiheit, That und Idee des Menschen heimisch nur auf den gährenden Düngerhaufen niedrigster Stoffe und Kräfte!? Hettinger erblickt darin den ungerechtfertigten Rückstand einer geistigen Lebensanschauung, ein Phantasiebild, welches mit den Consequenzen des Materialismus sich nicht vereinigen läßt. Möglich! Sollte da-

neben aber nicht auch die Absicht walten, ein Verführungsmittel für das System durch den Reiz des Schönen zu gewinnen und die absolute Häßlichkeit durch einen Schönheitsfirniß der Welt plausibel zu machen. Wir haben Mühe, uns den Geist zu konstruiren, der an diesen Köder anbeißt. Wenn sie nicht lehren wollten, nicht Bücher schrieben und sich damit auf das didaktische Gebiet hinüber drängten, so hätten wir für unsern Zweck ihrer mit keiner Silbe zu gedenken nöthig gehabt.

Die schöne Harmonie von Pflicht und Hoffnung, die ihre hohe Ahnung über die Saat- und Erntefelder unserer Erde breitet und in des heiligen Tagewerkes Hitze und Mühsal und Entsagung tröstet und belebt durch den Hinblick auf den stillen Feierabend und eines ewigen Sabaths unvergängliche Festruhe! Das alles wird Dir ausgeredet, die Würde des Stoffes wird empfohlen, für ihn sollen wir uns begeistern, und uns warnen lassen vor aller Entsagung, denn wir tragen den Geist fort durch alle Welttheile und Zeiten, indem wir — essen und trinken. Aber freilich, ohne alle Entsagung wird auch diese Weisheitshöhe nicht erreicht, wir sollen uns losmachen von dem Glauben an einen persönlichen Gott, an die Fortdauer unserer eigenen Persönlichkeit, von dem Glauben an Lohn und Strafe. — Daß sie das nicht kann, nicht will, darin besteht eben die Engherzigkeit und Selbstsucht der christlichen Sittenlehre. Erfülle dir jeden Wunsch, genüge jedem Triebe, klammere dich an das warme diesseitige Leben, laß' endlich fallen jenen thörichten Mystizismus, der dich mit Hinweisung auf einen erträumten Himmel um die Freuden und Genüsse der Gegenwart betrügt ꝛc. Dies ist das Thema, das der alte Menschenwürger, den die verwildertsten Völker, kaum zugänglich für den Gedanken eines heiligen Gottes, kennen, und mit dunklem, greuelhaften Zauberdienste ehren, ja anbeten, von je variirt hat.

Das Vorrecht, abstrakte Begriffe zu personifizieren, kömmt vor allem der didaktischen Kunstform zu, welcher Form sich alle Allegorie und Symbolik anreiht. Dadurch wird es Ihr möglich, der Kunst einen großen Reichthum von Ideen zuzuführen, welche sonst der Darstellbarkeit sich entziehen. Die höhere Aufgabe dieser Form, ohne engere Gebiete auszuschließen, wird alsdann sein, den Begriff der Universalgeschichte, den sich so manche sogenannte Weltgeschichte anmaßlich beilegt, in seinen einfachen und größten

Zügen zur wirklichen Anschauung zu bringen, und das Wesen der Menschengeschichte, welche nur im Lichte des Christenthums verstanden wird, in jenen Widersätzen zu zeigen, welche zwar im diesseitigen Leben neben einander bestehen, in ihrer innersten Bedeutung sich aber auf immerdar ausschließen, und so die furchtbarste und trostreichste Lehre ihrer einstigen ewigen Geschiedenheit während ihres irdischen unharmonischen Nebeneinanderseins warnend zu verkünden.

4. Myſtiſche Form.

Der myſtiſchen Form gehören alle aus der Offenbarung und kirchlichen Lehre abgeleiteten Vorſtellungen und Anſchauungen, welche auf dem hiſtoriſchen Geheimniß, und als eine Wirkung oder Folge deſſelben, außer- und überzeitliche und räumliche Verhältniſſe und Beziehungen darſtellen, an. Zunächſt verſtehen wir darunter jene künſtleriſche Ausdrucksweiſe ewiger Ideen, wie ſie in den ſogenannten Votiv-Gemälden erſcheint, und die wir in älteren Catalogen und ſonſtigen Kunſtbüchern des vorigen Jahrhunderts ſonderbarer Weiſe durch den generellen Namen „heilige Converſationen“ bezeichnet finden.

Im myſtiſchen Bilde erſcheint das Leben der Kirche jenen Schranken enthoben, welche als Raum und Zeit hienieden das Zuſammengehörige auseinander halten. Die myſtiſche Form ruht weſentlich auf der katholiſchen Lehre und Lebenspraxis. Man kann ihr unbedingt die Sphäre des höchſten Ideals zugeſtehen, weil ſie nicht nur in Kreiſen einſtiger Vollendung der Zukunft ſich bewegt, ſondern dieſe Vollendung als Lehre ſowohl, wie als vollbrachte Thatſache in der triumphirenden Kirche in und für die ſtreitende darſtellt. Eine nicht katholiſche Kunſt kann — ohne ihr Prinzip zu verlaſſen, — ſich zu dieſer idealen Höhe nie erheben. Ihrer Geſchichtsmalerei, ſelbſt wenn ſie die heilige Geſchichte behandelt, wird immer ein profaner Zug anhaften, weil dem Akatholiken dieſe Geſchichte,

wie die profane, der Vergangenheit angehört, und die Gegenwart nur durch das Medium der Erinnerung mit ihr in Beziehung steht. Weil ihm der Mittel- und Centralpunkt der Religion, das Opfer fehlt, das mit der Incarnation und Erlösung unzertrennlich verbunden ist — denn „vom Anfange an ist das Lamm geschlachtet."

Die mystische Kunstform, dieses Centrale voraussetzend, anerkennt in der Geschichte unserer Erlösung jenes Moment der Allgegenwart, welches im Glaubensleben wirkend und sich spiegelnd, den Strahl der Ewigkeit bildet, der in den Schatten dieser Zeitwelt unsere Leuchte ist. Daher im mystischen Bilde bei aller Mannigfaltigkeit der zeitlichen, persönlichen, geschichtlichen Anlässe jene Einheit des Grundgedankens, von der erschütternden Betrachtung jene Einkehr zur Ruhe.

Welcher Sohn dieses Jahrhunderts ist auf seinem Bildungsgange nicht auch den „Jahrhunderten der Dummheit und des Aberglaubens", jetzt das „finstere Mittelalter" genannt, begegnet? Ich erinnere mich aus meiner Jugend des befriedigenden Gefühles eigener Fortgeschrittenheit, wenn mir, etwa durch einen Kupferstich, eine jener mystischen Darstellungen älterer Zeit zu Gesichte kam. Denn ich wußte (was natürlich Jene im finstern Mittelalter nicht gewußt), daß z. B. Madonna während ihres zeitlichen Lebens nie auf einem Throne gesessen, daß die Heiligen, welche ich hier auf einem und demselben Bilde neben einander erblickte, meist durch Jahrhunderte getrennt gelebt hatten. Der Anachronismus war unverkennbar, und mit ihm die Unwissenheit der Künstler sonnenklar. Wie konnte ein Bruno, ein Bernardus vor der Mater dolorosa mit dem Leichnam des Erlösers auf dem Schooße knien, oder ein Franziscus mit den Hirten an der Krippe anbeten? Und doch sprach ich so oft im Credo den Glauben „an die Gemeinschaft der Heiligen" aus. Man hatte sich gewöhnt und uns gewöhnen wollen, den Maaßstab gemeiner Wirklichkeit an jedes Kunstwerk zu legen. Die Verkümmerung der erhabensten aller Lebensformen, des Glaubenslebens, hatte dies Prokrustes-Bett für die wahre Kunst und in ihr vor Allem für die mystische Form gezimmert. Glänzende Namen jedoch, wie die Sixtina, die Madonna von Holbein, Correggio's Votiv-Bilder des heil. Georg, des heil. Franziskus zu Dresden und Verwandtes auf anderen Galerien Deutschlands

ſchützten die myſtiſche Form vor dem entſchiedenen Todesurtheile der „Aeſthetik“; man ſuchte ſich jedoch einigermaßen zu helfen mit der oft wiederholten Bemerkung, daß die Maler, in den Banden der Kirche befangen, ſo malen mußten.

Was mich betrifft, ſo war der Anfang beſſerer Ueberzeugung der Eindruck dieſer Werke, in denen ich nun durchaus keine Zwangsarbeiten erblicken konnte, dies um ſo weniger, als die Sammlungen das „Freiere“ auch als das Schlechtere und Schwächere ſelbſt in rein materieller Beziehung nachwieſen.

In der myſtiſchen Form erſcheint die Bewegtheit der dramatiſchen und epiſchen Form zu beſchaulicher Ruhe gekommen, durch den Beſitz alles deſſen, was Lehrreiches aus den Handlungen und Erzählungen des geſchichtlichen Lebens ſich zur didaktiſchen Form zuſammengefügt. In der myſtiſchen Form wird die Geſchichte und ihr Verlauf wie die Natur zum Symbole einer höheren Entwicklungsſtufe. Das einſt Wirkliche zeigt ſich uns in ſeiner ewigen Bedeutung, das Einzelne des Menſchenlebens in ſeinem Verhältniſſe zur göttlichen Geſammtidee.

Das myſtiſche Bild zeigt ruhige, den Stürmen und Wechſelfällen diesſeitigen Lebens enthobene vollendete Charaktere um ein Geheimniß des Glaubens, in den meiſten Fällen um die thronende Madonna, die Rosa mystica verſammelt. Da ſtehen, ſitzen oder knien ſie zu den Füßen jenes tiefſten Myſteriums der Menſchentochter, die den Gottesſohn und ſein neuſchaffendes Lebensprinzip in die Menſchheit hereingeboren als Menſchenſohn; ſo daß nun die uralte Verheißung vom Weibesſamen, die in den Völkern der Erde zu dunklen Inſtinkten geworden, durch die vielfältigen Inkarnationen des morgenländiſchen, ſo wie durch die Apotheoſen des abendländiſchen Heidenthums nach Erfüllung rang, wirklich und in Wahrheit erfüllt iſt. Als Früchte der Erlöſung, durch dieſe geworden, was ſie ſind, als Heilige ſtehen ſie hier um den Quell alles Heils, erkennbar an den Zeichen ihrer Leiden oder Mühen. Auf dieſen Bildern aber ſind es nur Zeichen mehr, wenn die Flamme noch zu den Füßen einer heil. Thekla züngelt, wenn Sebaſtian noch an den Baum gebunden, den Pfeil in der Bruſt, Catharina mit Rad und Schwert neben dem Evangeliſten, dem heil. Lehrer mit der unſterblichen Feder in der Hand, dem Biſchofe mit dem Hirten-

ſtabe, dem heil. Papſte oder Fürſten ſteht, Zeichen, Trophäen gleichſam, wie den Triumphator Gewänder, Kronen, Waffen beſiegter Völker umgeben.

Oft auch geſellen ſich auf dieſen Bildern ſelige Geiſter den ſeligen Menſchen. Engel, umgeben mit Saitenſpiel und Geſang, das troſtreiche Geheimniß, von dem die ſterbliche Künſtlerhand den Vorhang lüftet. Auch der Beſteller des Bildes, der Donator hat ſich eingefunden, vielleicht mit ſeiner ganzen Familie, eingedenk des neunten Glaubensartikels, und daß wir ja alle zuſammen gehören, die durch den Sohn zum Vater wandern, und die Kirche zur Mutter haben.

Die myſtiſche Kunſtform, hier als Spezialität betrachtet und mit den gegebenen aus der Fülle des Vorhandenen geſchöpften Zügen ihrer Eigenthümlichkeiten noch lange nicht erſchöpft, kehrt mit ihrem tiefſten Weſen zur Allgemeinheit des reinen Kunſtbegriffs zurück. „Darſtellung des Ueberſinnlichen durch ſinnliche Mittel“, das iſt die Kunſt, und das iſt auch der Darſteller, der Menſch. Denn nicht des Thieres, nicht des Engels iſt die Kunſt, ſondern des Menſchen. „Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.“ Da nun die Geſchichte der Menſchen dualiſtiſch ſich ſpaltet und in zwei ſich ausſchließenden Richtungen auseinander geht, ſo iſt es gerade wieder die myſtiſche Form vor den andern Formen, welche uns an die Gränze dieſer Widerſätze führt.

Das Daſein einer myſtiſchen Welt, ſowie die Widerſätze, in welche ſie ſich ſpaltet, ahnt jeder Menſchengeiſt, fühlt jedes Menſchenherz. Das Dunkel aber dieſer Ahnung, dieſes Gefühls, lichtet die Lehrerin der Völker, die Kirche, indem ſie nicht nur Natur und Weſenheit der heiligen wie der dämoniſchen Myſtik in allgemeinen aber feſten Zügen beſchreibt, ſondern ſelbſt als das höchſte und heiligſte Myſterium der Geſchichte die Geheimniſſe jener Himmelsleiter beſitzt und verwaltet, welche aus der Erdennacht zum Lichte führen, und ſo gleichzeitig das Rettungshaus bildet vor dem Anprall ſowohl, als der ſchleichenden Tücke des Abgrundes.

Der ſo geordneten Myſtik der Kirche gegenüber richtet heute ſich der Abgrund gegen alle Myſtik überhaupt mit dem Schlachtrufe „Wiſſenſchaft.“ Der Himmelsſturm will einen Namen haben, einen klangvollen, verführeriſchen, und da gibt es keinen beſſern,

als den, der auf den ersten Seiten der Genesis verzeichnet steht, wo es gilt, den ersten Menschen am Glauben irre zu machen. „Eure Augen werden aufgethan (Aufklärung), ihr werdet wissen das Gute und das Böse. Die Kunst hat nothwendig, daß sie beide mystische Welten in ihrer scharfen Geschiedenheit kenne, was absonderlich für die mystische Kunstform gilt.

Es ist nicht einer der letzten Beweise für den Satz, daß das Leben Mystik ist, wenn die Feinde der Offenbarung unter die Anklagepunkte gegen die Gläubigen den „Mystizismus" setzen, den Mystizismus, einen höheren selbstbewußten Geist über den Menschengeist zu stellen, oder gar von ihm eine immaginäre Gesetzgebung anzunehmen und überhaupt an Begriffen und Dingen festzuhalten, welche wir nicht sehen, nicht hören, nicht tasten; ausgenommen hievon ist freilich die „Wissenschaft." An sie, die „exacte", und an ihre Hypothesen soll unbedingt geglaubt werden. Daß mit solchem Unglauben und Glauben auch die Kunst, die sinnliche Darstellung des Uebersinnlichen, die große eigentliche Kunst fällt, versteht sich. Was von ihr übrig bleibt, wird mit Handwerk und Industrie verkuppelt, und zum Zierrath eines von allem höheren Leben entkleideten und verendeten Daseins mißbraucht. Daß es so ist, das ist Mystik.

Eine schon früher berührte Aeußerung von Wolfgang Menzel über das Verhältniß des Katholizismus und Protestantismus zu Kunst und Wissenschaft bringt den Gedankengang fast mit einer Art Nothwendigkeit auf das Verhältniß der beiden letztern zur Religion überhaupt.

Das Verhältniß der Kunst zur Religion ist kunsthistorisch festgestellt. Altar und Tempel sind ihre Heimath zu allen Zeiten, bei allen Völkern. Und als in der Zeitenfülle das große Thema aller Religion die verworrenen Variationen durchbrach und größtentheils erklärte, blieb es so. Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel im Cultus, in der Kunst, und im Handeln bildeten von je eine untrennbare Trias seitens der Menschen in aufsteigender Ordnung, von Seiten Gottes in niedersteigender Huld. Darstellung der übersinnlichen Gottesgedanken, Versinnlichung derselben war die Schöpfung. Der höchste übersinnliche Liebesakt Gottes ward in der Sinnenwelt dargestellt durch die Menschwerdung; und durch diese die ethisch-künstlerische Vollendung begründet und in die Sichtbarkeit gestellt durch die Kirche

und ihren Cultus. Das religiöse Leben ist unendlich kunstverwandt: eine Religion im Handeln, eine Religion in Bildern. Die ganze Lebensrichtung nach dem Uebersinnlichen gerichtet, stellt dasselbe in der Sinnenwelt dar. Das letzte Ziel, wie es die Kirche lehrt, wird bei allen Wechselfällen und Erscheinungen, auch bei den kleinsten nicht aus den Augen verloren. Dies letzte Ziel und Ende des Menschen, das uns mit seiner Lebensaufgabe zugleich ihn selbst erklärt, entschleiert das räthselhafte Antlitz der Natur und ordnet und heiligt unsern Umgang mit ihr, wir erkennen sie am wahrsten und reinsten, wenn wir sie als Mysterium erkennen, sie wird erst schön, wo sie bedeutsam wird, und das wird sie erst im Lichte Gottes, das uns wie die Sonne die Ordnung, die Pracht und Schönheit unsers irdischen Wohnhauses enthüllt, und dennoch trotz aller Hypothesen selbst ein Geheimniß ist, wie denn überhaupt die am weitesten vorgeschrittene Erkenntniß zuletzt vor dem Geheimniß steht. Das ist eine Wahrheit, die jede treue, in ächter Wahrheitsliebe gepflegte Wissenschaft finden wird, finden muß. Damit ist sie aber vor dem Ideal aller Erkenntniß angelangt und hat sich der Kunst angeschlossen, welche, selbst ein Geheimniß, sich als solches nach ihrem innersten Wesen, wie nach ihrem Berufe erkennt. Nach diesem Berufe erwartet sie das Licht der Menschen nicht von der Beseitigung des Geheimnisses (wie die Afterwissenschaft es zum größten Theile gegen eigene Ueberzeugung anstrebt), sondern erblickt es in der nicht nur mit echter Wissenschaft verträglichen, vielmehr einer solchen unentbehrlichen Erkenntnißform des Glaubens. Ist dieser Standpunkt und mit ihm die große Wahrheit errungen, daß die Geschichte unseres Geschlechtes nichts ist, als die durch die Schicksale desselben modificirte Geschichte des Christenthumes, dann hat der Himmel sich in der Menschenseele dargestellt und sie befähigt, daß nun auch sie den Himmel hienieden schon darstellen, mit Schriftzügen der sinnlichen Erscheinungswelt das Uebersinnliche beschreiben, und unserer Sehnsucht die Ideale einstiger Vollendung prophetisch verkünden kann.

Das religiöse Leben betrachtet unser irdisches Dasein nicht als Zweck, sondern als Mittel zum Zweck, nicht als Ziel, sondern als Weg zum Ziele. Die Liebe, welche einst Alles in Allem sein soll, nährt sich hienieden vom Glauben und von der Hoffnung. Die Poesie, die Seele aller Kunst mit ihren Ahnungen,

wohnt beim Myſterium, die Muſik ſpricht Geheimniſſe, die Bildnerei deutet die Formenwelt und führt an der Hand des phyſiſchen Sehens zum geiſtigen Betrachten. Dies ſo gewonnene geiſtige Auge, wir mögen es nach Außen oder nach Innen richten, zeigt uns eine doppelte ſich gegenüberſtehende Welt. Zunächſt eine äußere und innere, dann jede dieſer beiden Welten wieder ſich ſpaltend in eine Licht- und Nachwelt und alle dieſe himmliſchen, irdiſchen und dämoniſchen Kreiſe wirken, ſich durchſchlingend und abſtoßend, löſend und verbindend das Myſterium diesſeitiger Menſchengeſchichte. Die Pole dieſer Geſchichte, die eſſentiellen Widerſätze, hängen zuſammen durch graduelle Uebergänge. Auch die Erſcheinung der Widerſätze in der unfreien Natur finden ihre Erklärung in der primitiven Störung des Weltfriedens durch Mißbrauch der Freiheit. Der Ausſpruch „die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand“ iſt einſeitig, denn ſie fördern es auch und erweiſen ſich dienend, ſie ſind eben die ſinnliche Ausdrucksform für die überſinnliche Erkenntniß des Guten und Böſen, wie der Genuß der verbotenen Frucht der ſinnliche Ausdruck war für den überſinnlichen Akt des Abfalls von Gott — überall Kunſtmomente weil menſchliche, und allein menſchliche, denn „die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.“

Der Dualismus im Menſchen als gemiſchte Natur von Geiſt und Leib, zum Widerſatz geworden durch die Sünde, die zwiſchen Menſch und Gott die Kluft aufriß, wird in der Doppelnatur des Gottmenſchen als Erlöſer zur Brücke über dieſe Kluft. Das reine, richtige und geſunde Verhältniß zwiſchen Geiſt und Leib iſt nur eine Folge der Wiederherſtellung des Friedens zwiſchen Menſch und Gott.

Wenn wir das Wort „Erlöſung“ ausſprechen, ſo iſt darunter die uns eröffnete Möglichkeit der Rückkehr zu dieſem Frieden verſtanden. Wiederverbindung (religio) drückt daſſelbe mit einem anderen Worte aus.

Wir ſehen in der Natur eine mit unſeren Bedürfniſſen in wunderbarem Contakte ſtehende Zweckmäßigkeit, zugleich mit einer höhere Bedürfniſſe anregenden Harmonie, welche gerade dort, wo wir die dringendſten Fragen an ſie richten möchten, in ihrer ſtummen, ſtillen Größe an uns zu appelliren, uns zu fragen ſcheint. Der Menſch iſt der Liturge im geheimnißvollen Culte

der Natur, dem Kunstwerke des Ewigen, dessen Gipfel. Er soll nun nachbildlich der Künstler werden, der mit den Mitteln ihrer Stoffe das höhere Kunstwerk seiner eigenen Vollendung schafft. Diese ursprüngliche Aufgabe ist geblieben, ihre Form aber ist durch den Sündenfall geändert. An die Stelle der dort verlorenen Gnade ist, dem Einflusse des Bösen gegenüber, die Erlösungsgnade getreten. Aus den Tiefen der Gottheit, als Mensch unter Menschen wohnend, hat sich ein ewiger hoher Priester zwischen Gott und die Menschen gestellt. Die Vorkirche Israel ist sein Kommen, die Kirche des neuen Bundes das Werk seines vollendeten Sieges über die Todesmächte. „Ich habe die Welt überwunden" spricht er, und weil seine Kirche seinen Siegergang ihm nachgehen soll, und in jenen Weltüberwindern, welche die mystische Kunstform darstellt, nachgegangen ist, deßhalb heißt sie die streitende hier auf Erden. Uns, die wir ihr angehören, zeigt das mystische Bild die Uebergänge zur triumphirenden Kirche, die Waffen und Trophäen der Heiligen, jener himmlischen Siegfriede, die durch Kampf und Sieg zum Frieden eingegangen.

Die Kirche ist das große lichtvolle Geheimniß der Geschichte. Der Kirchenhaß ist ebenfalls ein Geheimniß, wie es der Apostel nennt: das Geheimniß der Bosheit. Was in gläubigeren Zeiten zur dämonischen Sage gestaltet, tausendfältig variirt, der Hauptsache nach immer dasselbe bleibt, und in der Faustsage wie in einem Brennpunkte gesammelt bei allen Nationen heimisch ist, was den tiefen, vom Dichter selbst nicht klargestellten Hintergrund zu Göthes Meisterwerk liefert (dessen Erfolge in der im Seelenleben begründeten Wahrheit der Dichtung wenigstens zum Theil zu suchen sind) — ist es nicht die nach den verschiedenen Lebenslagen so oder so modifizirte Wiederkehr jenes centralen Vorgangs des Evangeliums: Dem Erlöser tritt der Fürst dieser Welt gegenüber, und verspricht ihm alle Reiche der Welt zu geben, wenn er ihn — anbete. Dieser in der Teufelssage immer sich wiederholende Pact. Ich gebe dir was du brauchst, Geld, Ehre, Genuß; du gibst dafür mir deine Seele — kehrt dieses Alles nicht buchstäblich, aber in schrecklicheren Formen in unsern Tagen zurück? Wir verzichten auf den Himmel. Hier, hier auf der Erde wollen wir Glück und Behagen — hören und lesen wir das nicht oft genug in Reden, Zeitungen und Büchern? In schrecklicheren Formen sagten wir, da der Unglaube nur die gräßliche Lehre

annimmt, weil er vor dem gräßlicheren Lehrer nicht mehr erschrickt:

„Den Bösen sind sie los (durch den Unglauben),
Die Bösen sind geblieben."

Das diesseitige Leben, die gegenwärtige Welt ist der Acker, auf welchem nach dem Evangelium die Widersätze nebeneinander wachsen bis zur Zeit der Ernte. — Wenn die Kunst — selbst ein Mysterium — den „Mystizismus" von sich weiset, hat sie sich von sich selbst geschieden, den richtigen Begriff von sich aufgegeben. Der anerkannte mystische Charakter der Kunst und des Lebens in Natur und Menschensinn involvirt eine doppelte Mystik des Menschenwesens nach Leib und Seele. Beider harmonisches, seiner Wesenheit nach Absicht des Schöpfers entsprechendes Zusammengehen, ist bedingt durch Erkenntniß dieser Schöpferabsicht, und Erfüllung derselben mittelst der ihm gewährten sittlichen Willensfreiheit. Der Begriff der Freiheit in seinem ersten Stadium führt mit sich den Begriff einer Wahl. Das Prophetenwort drückt den Dualismus derselben klar und unzweideutig aus: „Siehe! ich habe euch vorgelegt Segen oder Fluch." Hiemit stehen wir vor einer andern dualistischen Mystik, wieder einer segensreichen und verderblichen, welche uns die Offenbarung in abstrakten Gesetzen und Verboten, die Geschichte in concreten Beispielen, Wirkungen und Folgen zeigt. Die Freiheit ist hier kunstverwandt und bedeutet das Können, die Fähigkeit, so oder anders zu handeln. Bestimmend wirkt hier der Glaube, oder der Unglaube. Die erste Wahl des Menschen geschah unter Beseitigung des Glaubens mittelst Verheißung des Wissens.

Es seien unwiderlegliche Ergebnisse der Wissenschaft, daß der Mensch aus dem Urschlamme abstamme, vom Frosch, vom Affen. Die ersten Menschen waren Menschenfresser, Wilde, bis sie es aus eigener Entwicklung und Kraft „so herrlich weit gebracht", nun wissenschaftlich beweisen zu können: der Mensch sei eigentlich doch nichts als ein Häufchen Mist zum Düngen für Erzeugung neuer, eben so endender, endloser Kreisläufe. Das ist das Geheimniß der Bosheit, und daß es in dieser grauenvollen Nacktheit unter uns aufzutreten wagt, ohne allgemeines Entsetzen hervorzurufen, ist ein schauerlicher Beweis, wie sehr wir ihm bereits verfallen sind. Mit Geschrei nach Freiheit werden die wahrhaft

befreienden Lehren des Christenthums verworfen, während ohne Widerspruch von dieser Seite zu erfahren, der letzte Rest freien Handelns und Denkens, als den Ergebnissen der „Wissenschaft“ widerstrebend, niederdoctrinirt wird. — Das Alles ist mehr als Geisteskrankheit und gehört der dämonischen Mystik an.

Die bildende Kunst entlehnt ihre Ausdrucksmittel und Formen, ihre Sprache der sichtbaren Schöpfung, der Erscheinungswelt der Natur von unten auf bis herauf zum Menschen. In ihm gipfeln und sammeln sich alle Geheimnisse niedrigerer Ordnungen, zu ihm herab steigen aber auch die seine Wesenheit überragenden Mysterien und Kräfte. So, als dem Mittelpunkt der Einigung zweier Welten, wird ihm ein geheimes Verständniß beider, eine Ahnung ihrer gegenseitigen Beziehungen. Er empfängt sie als Poesie, und offenbart sie seinerseits als Kunst in ihrer umfassensten Bedeutung, alle Quellen des Daseins fließen gleichsam in ihm, dem Mikrokosmos zusammen, den Namen, das Wort für ihre Bedeutung suchend bei ihm, der dort im Paradiese das tausendfache animalische Leben mit gehörigen Namen nennen konnte, weil sein noch ungetrübtes Schauen ihre Wesenheit erkannte. Was damals das Schauen dem Menschen war, das ist ihm jetzt das Glauben geworden, worin ächte Wissenschaft ihn unterstützen kann. Im Anblick der Natur — die seinige mit gerechnet — offenbart sich ihm eine unendliche Weisheit, Vernunft, Verstand und Phantasie, tausendfältig sie übertreffend, und tausendfältig von ihm übertroffen, ahnt er den Grundzug seiner Lebensaufgabe, welche schon die Uroffenbarung ihm anwies, seine Mittel- und Mittlerstellung zwischen Herrschaft und freiem Gehorsam, zwischen Gott und Welt. Seine Eigenschaften und Fähigkeiten, Tropfen aus dem Ozean göttlicher Eigenschaften, sind Spiegel und Kräfte zugleich, wie die Thauperle im Pflanzenkelche die Sonne wiederspiegelt, und die Pflanze labt — Spiegel, jene göttlichen Reflexe aufzufangen — Kräfte, sie rein zu erhalten und weiter zu leiten in seinem Lebenskreise im Auftrage und im Sinne des Gebers.

In gewissem Sinne führt Gott noch heute dem Menschen die Natur vor, wie einst dem ersten Erschaffenen, „damit er sehe, wie er sie nenne“. Der Mensch vor der Schuld nannte sie, und wie er sie nannte, also war ihr Name. „Sie ist Gott“, sagt heute der Pantheist, „sie ist Koth“, sagt der Materialist, und beide sagen es im Dienste dessen, der für den Abfall vom Glauben die

Menſchen am Baume der Erkenntniß mit der Wiſſenſchaft „des Guten und des Böſen“ zu beſchenken verſprach. Das „Jetzt“ ſieht dem „Damals“ ähnlich, wie ein Ei dem Andern.

Alles iſt Myſtik in ſeinen Gründen und Anfangspunkten.

Der univerſalſte Ausdruck myſtiſcher Kunſt iſt die katholiſche Liturgie. Die Bedenken, welche der ſo verdiente Dr. Wiedmer gegen die Neigung Vieler, die Liturgie von der Kunſtſeite aufzufaſſen, äußert, rühren aber nur von der beſchränkten Auffaſſung des Kunſtbegriffes, den ja die gewöhnlichen Künſtler ſelbſt faſt alle haben, her. Männern wie Wiedmer kann es nicht ſchwer fallen, ſich mit unſerer Theſe zu verſöhnen, wenn ſie die Bedeutung der göttlichen Anordnung hinſichtlich der Bilder etwas näher ins Auge faſſen.

Im alten Bunde ſtrengſtens verboten, im neuen erlaubt und geſchätzt, tritt gerade am Bilde der Dualismus als Widerſatz, gleichſam als ſollte er den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe ſelbſt bildlich darſtellen, hervor. Dort gegen göttliches Verbot gemacht und verehrt, ja angebetet, hier gegen göttliche Anordnung und Schutz geſchändet und zerſtört (in den Ketzereien des Bilderſturms); dort von der göttlichen Liturgie vor dem Eintritte des Erlöſers in die Welt fern gehalten, nach erfolgter Menſchwerdung Gottes in dieſelbe eingeführt, tritt das Verhältniß der Kunſt zur Religion in ein neues Stadium mit dem neuen Bunde. Die Wiederherſtellung des Menſchen durch die Religion verbindet ſich mit der Darſtellung des Menſchen, wie er ſein ſoll, durch den Gottmenſchen zu einer geſchloſſenen Einheit. Die Künſte deuten, verherrlichen, erklären in ihrer Weiſe, was die Liturgie in Wirklichkeit leiſtet und iſt.

In Mitte der ſichtbaren Welt, die eine Darſtellung göttlicher Gedanken, ſteht der Menſch, die Darſtellung Gottes ſelbſt, ſein Ebenbild. Bietet irgend eine menſchliche Thätigkeit ein Analogen Gottes, ſo kann dies nur die Kunſt ſein. Unſer richtiges Verhältniß zu Gott, die Weiſe, ſich ihm zu nähern, ihn zu gewinnen, iſt im höchſten Grade kunſtverwandt und myſtiſch zugleich, Darſtellung Gottes in uns, um uns, Darſtellung ſeines Willens auf Erden durch uns. Darſtellend, d. h. künſtleriſch iſt Alles an uns. Die Sprache wird zum Ausdrucke der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, die heiligſten Myſterien kleiden und vollziehen ſich unter dieſer Form. Das Sakrament iſt das ſichtbare Zeichen

unsichtbarer Gnade, der Spender desselben, sein Organ, der Priester als Liturge ist der Künstler.

Wir sehen die gewöhnlichsten Dinge des Lebens ihrer Idee nach an die höchsten sich knüpfen; wie erhaben überhaupt dies unser Leben an sich ist, zeigt, im Vorbeigehen gesagt, Haneberg bei Gelegenheit der theologisch-philosophischen Erklärung des Sündenfalles. Er sagt: „Durch das Essen — die habituelle Vereinigung seines Willens mit dem Schöpfer vorausgesetzt — kommunizirte der Mensch mit Gott durch die Natur.“ Die unbewußte Natur in ihrem ruhigen Bestande, wie in ihrem kreisenden Leben vollzieht eine große Liturgie Gottes, deren der Mensch sich bewußt wird, und dadurch sie beseelt. Er wird ihrer aber bewußt von innen heraus durch das Gewissen und von außen durch die Offenbarung. Durch die Sinne wird die Welt, der Makrokosmus dem Menschen, dem Mikrokosmus zunächst und zuerst vermittelt. Sie sind die Pforte, durch welche wir in die Regionen des Geistes eintreten. Einer der Sinne, z. B. das Auge würde genügen, um uns die Außenwelt der Natur in soweit zuzuführen, als sie bestimmt ist, uns Außenwelt zu bleiben. Ihre Bezüge zu uns, ihre Mystik wären nur halb, und unser Verhältniß zu ihnen bliebe auf halbem Wege stehen. Um diesem Mangel abzuhelfen, müssen die andern Sinne hinzukommen, der Sinn des Geruches muß uns eine neue Schönheit am Duft der Blume offenbaren und der Geschmack uns über den Zweck des lieblichen Anblicks der Frucht belehren.

Da wir mit unserer Leiblichkeit in der Natur, wenn auch auf ihrer Höhe, mit unserm Geiste aber über der Natur stehen, so liegt in diesem Verhältnisse eine Art Aehnlichkeit von dem Verhältnisse des Gewissens zur Offenbarung. Wir sehen die Natur vom menschlichen Standpunkte nur richtig unter geschichtlichen Voraussetzungen, wie wir hinwiederum die Geschichte nur im Lichte der Offenbarung richtig fassen. Die Natur zeigt in ihrer segensreichen, wie feindseligen Beziehung zu uns ein Gleichniß der moralischen Welt, ihren Dualismus, auf dem Naturgrunde ausgeprägt. Die wunderbare Erhabenheit der Schöpfung, die unermeßliche Phantasie, in ihren Gebilden sich offenbarend, sind nicht für sie, sondern für uns. Die einschmeichelnde Unschuld und Innigkeit, die aus ihren Zügen lächelt, kein Dichter kann sie rührender beschreiben, als der hohe Verfasser der Genesis, wo

seine inspirirte Feder die schöpferische Thätigkeit des göttlichen Künstlers am Schlusse jeden Tages mit den Worten krönt: „Gott sah, daß es gut war." Die Kirche, welche uns jene kostbaren Blätter als heilige Schrift in die Hand gibt, tritt im historischen Fortgange der Geschichte zur Natur in ein anderes Verhältniß, wie sie denn überhaupt und zwar sie allein, mit dem Zwecke der Geschichte auch den Begriff der Geschichte aufrecht erhält. Die richtige Ansicht von Gott und von der Natur gibt die richtige Ansicht vom Menschen. Das alles leistet die Offenbarung. Die richtige Ansicht vom Menschen gibt den wahren richtigen Kompaß auf dem Zeitstrome der Geschichte. Alle wahre Kunst ist historisch. Von allen Formen der Kunst faßt die mystische das historische Gebiet am meisten in seiner Tiefe. Gott ist unveränderlich derselbe. „Ich bin der ich bin". Gut wie er, ist Alles, was aus seiner Schöpferhand hervorgeht. Nach dem Sündenfalle tritt die sichtbare Schöpfung zu Gott, dem Unveränderlichen, in ein anderes Verhältniß. Der Fall mit seinen Wirkungen, und die Erlösung mit den ihrigen bilden die Geschichte unseres Geschlechtes. Alle Lebensformen der Völker stehen unter dem Einflusse dieses und keines andern Verhältnisses. So erklärt sich das Opfer als das größte und bedeutendste Moment der Geschichte, und die Natur mit ihren dringendsten Bedürfnissen und Ansprüchen steht der Geschichte unabweisbar zur Seite. Hatte der gottgeeinigte Mensch durch das Essen (Aufnahme von Naturstoffen in seine Wesenheit) durch die Natur mit Gott communicirt, so ward der Abfall von Gott und dem unbedingten Glauben an ihn durch den Genuß der verbotenen Frucht zu einer Art Communion mit dem Widersacher, und so aß er sich den Tod, durch jenen Akt, der das Leben erhält, in welchen alle Beziehungen des Menschen zu Gott, zur Natur, und zu den Uebrigen seines Geschlechtes wunderbar zusammenlaufen, und zu welchem das Opfer in der allerinnigsten Beziehung steht.

Es ist ein Beweis, von welch' großer Bedeutung die leibliche Ernährung für den Menschen überhaupt sei, daß die Freiheitsprobe der ersten Menschen, sowohl was Verbot als Uebertretung betrifft, an den Akt des Essens geknüpft ist. Seit jenem verhängnißvollen Genusse hat dieser Akt nicht nur im religiösen Bewußtsein und Bedürfnisse aller Völker eine so überaus bedeutende

Stelle eingenommen, sondern erklärt auch den mysteriösen Charakter, mit welchem bis in die Gewöhnlichkeit des täglichen Lebens herein ein geheimnißvoller Zug ihm zu eigen geblieben ist.

Wir übergehen den merkwürdigen Umstand, daß das Essen mittels des Organs der Rede, des Wortes geschieht, die Auszeichnung, welche für den Geringeren in der Einladung an den Tisch des Vornehmeren zu allen Zeiten und allerorten verbunden war, und ist. Mittelbar würden noch andere Gesichtspunkte hieher gehören, wie die Verehrung der sogenannten Feuerfinder bezüglich des Opfers und der Bereitung des Mahles — Heerd und Altar — häuslicher Heerd, priesterlicher Hausvater. So kannte das Alterthum eine „Schlachtkunst", der gläubige Jude kennt sie noch. Diese und ähnliche Auffassungen rechtfertigen und erklären auch das sonst so alberne, heute noch gebräuchliche Wort „Kochkunst".

Die mystische Kunstform, welche wir hier in Kürze besprechen, verlangt noch ein weiteres Eingehen auf diese universaleren Gebiete. Es ist eines der ersten Glieder jener Kette von Trugschlüssen, und für den oberflächlichen Sinn noch ziemlich harmlos, wenn die Religion neben die Geschichte gestellt wird, während sie mitten in ihr steht als ihr Licht und als Erklärung aller ihrer großen Erscheinungen. Das gilt z. B. gleich von der Kunstgeschichte. Jeder Begriff wird auf der Stelle verdunkelt, sobald er sich ohne die Religion selbstständig konstruiren will. — Zur Sache!

Will man unsere Erde mit einem treffenden, kurzen geschichtlichen Namen bezeichnen, so muß man sie eine Opferstätte nennen; denn geopfert wird auf ihr ohne Unterlaß, und zwar nach dem natürlichen Dualismus leiblich und geistig, nach dem moralischen dem Guten oder dem Bösen. — Der Altar ist weltgeschichtlich das größte, allgemeinste und gemeinsamste aller menschlichen Monumente, eine Mystik, gegen welche kein vernünftiger Widerspruch kann erhoben werden. Wir haben Geschichte und Altar „ante Legem", „sub Lege" und „sub Gratia", d. i. in der Patriarchen-Zeit unter dem sinaitischen Gesetze bis zur Erfüllung aller vorbildlichen Geschichte, bis zum Kreuzaltar und Kreuzes-Opfer und von da, als Fortsetzung desselben bis ans Ende. Die Altäre des Heidenthums — abgesehen von den Verzerrungen ihres Dienstes — ruhen auf derselben geschichtlichen Grundlage

des Bewußtseins oder Instinktes, daß die Schuld den Tod geboren, aus dem Tode aber das neue Leben hervorgehen müsse.

Im Opfer liegt das Bekenntniß der Schuld, mit der Hoffnung der Versöhnung durch die stellvertretende Hingabe eines reinen, unschuldigen Daseins für ein schuldiges, die lichtere oder dunklere Ahnung aller Völker von einer Versöhnung und Erlösung durch Blut und Tod. Die Erhaltung unseres Seelenlebens durch Versöhnung und Erlösung findet somit in der Erhaltung des Leibes eine überaus bedeutsame Type, unsere Ernährung setzt die fortgesetzte Tödtung von Naturwesen voraus. Es ist auf dem Grunde der Natur das höchste Geheimniß des Christenthums vorbildlich ausgeprägt: Wir leben durch den Tod.

In der richtigen, d. h. christlichen Auffassung des geschichtlichen Lebens der Menschheit, treten die scheinbar blos natürlichen Bezüge unseres Geschlechtes in das Gebiet der Mystik über, und gestalten sich zu jener höheren Erklärung der Natur, welcher allein das Verständniß derselben in uns selbst, sofern wir sie als Mikrokosmus an uns tragen und zugleich äußerlich von ihr umgeben sind, entnommen werden kann.

Diese reale Mystik, auf historischer wie geoffenbarter Grundlage ruhend, und sich vor allem um die Opfer gruppirend, bringt mit dem allgemeinen Schuldbekenntniß auch die Wesenheit der Verschuldung durch ein verbotenes Essen, in dem allen Völkern und Zeiten bekannten Sühnungsakte des Fastens zum Ausdrucke.

Zwei Begriffe sind dem Opfer wesentlich: der Tod in der Schlachtung und Verzehrung desselben durch Feuer, und die geistige Ernährung durch den Genuß vom Opfer oder die Opferspeise. Indem nämlich ein Theil des Opfers verbrannt, und ein anderer genossen wurde, sollte durch die Hingabe des ersteren an die Gottheit die Gemeinschaft mit ihr wiederhergestellt werden. Dies sollte die Communion der opfernden Menschen mit dem beleidigten Gott bewirken, während der Genuß vom Opfer die Gemeinschaft derselben unter sich selbst, und die Reinigung von allem Ungöttlichen und von seinen verderblichen Folgen erzielen sollte. Der Akt des Opfers fällt in den Begriff der Zeit, die Opferstätte oder der Altar in jenen des Raumes. Der Altar schließt sowohl den Gedanken des Todes als den der Belebung durch Ernährung von der Substanz des Opfers ein.

Der christliche Altar, die endliche historische Erfüllung aller

jener Millionen von Opfern und Altären des Alterthums, enthält schon in seinem Namen den Hinweis auf jene beiden Momente. Bald Tumba bald Mensa genannt, vereinigt er den Gedanken des Todes mit dem der Belebung durch die Communion. Er erklärt mit zwei einfachen Begriffen den ganzen Inhalt alles dessen, was je als Religion in der Menschengeschichte hervorgetreten. Es ist dies die mystische d. h. wahre und ideale Seite alles sogenannten Natürlichen.

Einschaltungsweise stehe hier zur vollen Orientirung, was der große englische Denker William Faber schreibt: „Die Menschwerdung Gottes liegt allen Wissenschaften zu Grunde und ist ihre letzte Erklärung, sie ist die geheime Schönheit aller Künste; sie ergänzt alle wahre Philosophie, sie ist der Anfangs- und Ausgangspunkt aller Geschichte, die Geschicke der Völker sowohl als der Individuen gruppiren sich um dieselbe. Sie reinigt alles irdische Glück und verklärt alles Leid. Sie ist die Ursache alles dessen, was wir sehen und das Unterpfand aller unserer Hoffnung; sie ist die große Thatsache, die den Mittelpunkt des Lebens und der Unsterblichkeit bildet, und wenn der Geist des Menschen sie aus dem Auge verliert, so irrt er in Finsterniß und das Licht eines göttlichen Lebens fällt nicht mehr auf seinen Pfad."

Was das Heidenthum in träumerischer Ahnung gethan, das Judenthum vorbedeutet — vom christlichen Altare aus streift es mit Licht der Ewigkeit, größer als alle geschaffenen Sonnen die alte Menschenheimath, die ihre Millionen nährt und begräbt, ein Gastmal und ein Grabmal.

Vom Gastmale zum Grabmale, das war der niedersteigende, dem ersten Menschen warnend vorhergesagte Weg der Sünde. In der Menschwerdung tritt das absolute Leben in die Todesregion der gefallenen Creatur. Er, durch den alle Dinge geschaffen sind, geht als Neuschöpfung, ohne den Todeskeim in die Creatürlichkeit ein, wie der Baukünstler in den von ihm errichteten Tempel. Der Tod erschrickt, als das Leben sich freiwillig in seine Arme legt, denn: „Er ward geopfert, weil er selbst gewollt."

Die große allgemeine Welttype vom Gastmale zum Grabmale beginnt er zu erfüllen am Abendmalstische. Dort in der Scheidestunde vermittelt er sein Bleiben unter uns im Denkmale seiner Liebe. Indem er die alten Opfer in Erfüllung ihrer

Vorbildlichkeit zum Abschlusse bringt, setzt er des neuen Bundes wahrhaftes und wesenhaftes Opfer ein, dann geht er sterben.

Der christliche Altar ist das universalste Monument in der gesammten Schöpfung. Von ihm gehen alle Fäden göttlicher Berührung mit ihr aus, zu ihm kehren alle zurück. Als Tisch bietet er das Mal des Lebens und göttlicher Ernährung, welche als Brod der Engel in die Gebiete seliger Unsterblichkeit hinüber reicht. Als Grab thront an ihm die Hoffnung, ergießt sich um ihn mit ihrem Alleluja die Osterfreude, denn er, der uns hier speist mit sich selbst, hat des Grabes Riegel gesprengt, des Todes Schrecken verscheucht.

Die Liturgie der Messe umgibt ihr heiligstes Mysterium mit einer eben so einfachen als erhabenen Darstellung der Weltgeschichte, und jener Region derselben, welche in die eigentliche Kunstsphäre hinaufreicht, denn diese beginnt erst wirklich mit der Geschichte der Menschengeister in ihrem Verhältnisse zu Gott. In diesem Verhältnisse, welches zugleich Zweck und Inhalt aller Geschichte ist, liegt auch das einzig mögliche Verständniß derselben. Ueber diese Seite der Meßliturgie, welche zur mystischen Kunst gehört, und in welche das eigentliche und reale göttliche Mysterium, analog der Geschichte überhaupt, gleichsam eingewickelt erscheint, einige Worte:

Wo der Altar nicht, wie es jedoch in den meisten Fällen stattfindet, gegen Osten schaut, so daß die Epistel- oder Judenseite nach Süden, die Evangelien- oder Heidenseite nach Norden (Mitternacht) sich richtet, da vertreten die Rechte und die Linke dieselben Gedanken. Der Anblick der Natur und die Mitgift der Uroffenbarung begleiten das Menschengeschlecht nach der Sprachverwirrung von Babel aus nach allen Richtungen ihrer geschichtlichen und nationalen Trennung über die Erde hin. Mit den Bildern und Kräften der Natur mengen sich die Reste alter Offenbarungstradition zu jenem Begriffe, den wir von den reinern Anfängen bis zu seinen schauerlichsten Entartungen unter dem Gesammtnamen „Heidenthum" verstehen. Die linke oder Mitternachtseite unserer Altäre repräsentirt dasselbe, sowie die rechte oder Sonnenseite derselben das Judenthum darstellt, welches in seiner Reinheit die Gotteslampe geoffenbarter Wahrheit und Hoffnung neben den nachtwandelnden Nationen vorchristlicher Zeit durch die Jahrhunderte trägt. Darum liegt beim Beginnen des

Opfers das Missale auf der Süd- oder rechten Seite des Altares, bis es auf die Mitternachtseite getragen, den Moment symbolisirt, wie die frohe Botschaft des Himmels an die Erde, das Evangelium sein Licht auch in die Schatten des Heidenthums wirft, sei es, daß damit einfach der universale Charakter der Kirche, welche nun aus der engen Schranke eines Volkes über alle Räume sich ergießt, oder daß auch die Zurückweisung der vollendeten Weltregion Seitens der Juden angedeutet werden will. Die reale Wesenheit der Messe vollbringt sich nun in der Mitte des Altars, aber am Schluß der Opferhandlung wandert das heilige Buch wieder auf die Judenseite hinüber, in prophetischer Weise das endliche einstige Eingehen auch der Juden in die allgemeine Kirche darstellend.

Das allen großen schöpferischen Geistern innewohnende Bedürfniß, in mystischer Weise die Wirklichkeit an das Geheimniß anzuknüpfen, ließ einen Dante in Jerusalem den Mittelpunkt der Erde erblicken. Und Calderon realisirt eine der erhabensten und wahrsten Ideen, wenn er in einem seiner herrlichen Auto's die Messe als Weltgeschichte behandelt. Aber Raum und Zeit, die Träger unendlicher und ewiger Ideen, umschließt das Missale in der Festfeier des Kirchenjahres.

Da blüht die Freude der Erlösung als mystische Blume aus dem Grunde unseres vielfach getrübten Daseins. Die ganze Welt ist nach dem Rechte ihrer Schöpfung und ihres Zweckes eine Welt der Freude. Die Erinnerung hieran, die der Mensch freilich als unabweisbares, allgemeinstes, höchstes, aber im Leben so oft und schmerzlich versagtes Bedürfniß fühlt, stellt ihm die ihn umgebende Natur in tausendfältigen Zügen vor Augen. In Freude blüht sie auf und in Jubel, sie ergießt sich in fröhliche Lieder wie ein glückliches Kind. Frohlockend „wie ein Riese, der seinen Weg läuft", weckt die Sonne den Frühling aus dem ruhigen winterlichen Schlummer, sein lieblich lachendes Grün schmückt sich mit Sommerblumen, dann reifen die Saaten, dann glüh'n die Früchte des Herbstes, reift die Traube, dann, wie nach froh vollbrachtem Tagewerke legt sich die mütterliche Erde zum Winterschlafe nieder, um sich zu stärken für den neuen kommenden Morgen. Güte und Schönheit sind die Prädikate der Schöpfung, Vollkommenheit in sich selbst, wo die Absicht des Ewigen einem ungetrübten Auge und einem reinen oder gereinig-

ten Herzen sich enthüllt. Die Trübung, ja selbst die Finsterniß der Sünde und des Lasters, was sind sie anders als die Karikatur des allgemeinen Berufes zur Freude. Die Hölle, die immer lügt, verspricht der Rache, der Wollust — Freude, ja das schauerliche Verbrechen des Selbstmordes, meint wenigstens des Leides los zu werden, das Zerrbild einer Erlösung, welches der Widersacher den ihm Verfallenen in Aussicht stellt.

Nichts ist wahrer als des Dichters Wort:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual."

Unter den sichtbaren Vollkommenheiten der Schöpfung der vollkommenste nach seiner geistigen und leiblichen Ausstattung, ist er zugleich das die Geschichte füllende traurige Monument des ersten Falles und der zerstörenden Macht der Sünde. — Die Erkenntniß hievon ist der erste Schritt, nicht nur zu seiner Rettung, sondern zu einer richtigen Auffassung der Geschichte und Bestimmung unseres Geschlechtes. Eine reine, klare, ehrlich gebrauchte Vernunft sieht ihren Wahrheitsdurst nur an den Quellen der Offenbarung und in der mystischen Welt des Glaubens gestillt. Von der Offenbarung Gottes in der Natur, deren tiefe Mystik wir so leicht übersehen, weil die beständige Wiederholung ihrer Erscheinungen uns gewöhnt hat, diese Wiederholung „das Natürliche" zu nennen, und in selbem einen Gegensatz des „Wunderbaren" zu erblicken, während letzteres nur eine Ausnahme von der eben so wunderbaren Regel ist.

Von dieser Offenbarung, die wir täglich sehen, führt die Brücke des Glaubens uns zum Unsichtbaren, die Natur wird zur Prophetin. In ihrem jeweiligen Bestande, dem Raume, in ihrer Fortentwicklung, der Zeit weiset sie uns auf die Geschichte und auf eine menschenwürdige tiefe Auffassung derselben hin, deren letzte Ziele und Zwecke unvergänglich und ewig sind. Dies sind zunächst, ihrem innern Wesen nach alle freien Entscheidungen der Menschen; dies ist vor Allem und zuhöchst die Geschichte der Offenbarung, die Seele und der Zweck aller Geschichte.

Die Kirche, diese Mutter und Lehrerin läßt uns diese Geschichte mitleben. Die Feier der Zeit ist eines ihrer herrlichsten Erziehungsmittel für die Ewigkeit. In die Naturzeit die heilige Zeit hineinstellend, vollendet sie den zusammengesetzten Menschen nach Geist und Materie in den weitgreifendsten und

umfassenden Dimensionen und Analogien, sie weckt die Ahnung heiliger Poesie in jedem Gemüthe, und hindert die Vererdung der Seelen, zu welcher der angeborene Egoismus ohne solche Erhebung fort und fort hinabzieht. Die Kirche gewährt jedem ihrer Festcyclen einen längeren Zeitraum, und wenn wir diese Cyclen unter drei große Begriffe nach Analogie der göttlichen Dreieinigkeit fassen, und sie den Weihnachts-, Oster- und Pfingst-Festkreis nennen, so theilt sich jeder dieser Kreise wieder nach geschichtlich fortschreitenden Entfaltungen seines Inhalts. Wenn die gläubige und andächtige Theilnahme an diesen Kreisen den Inhalt eines jeden in Eins zusammenfaßt, ohne besondere Berücksichtigung des historischen Fortschreitens und Aufeinanderfolgens in der Offenbarung seiner Geheimnisse, z. B. im Weihnachtskreis die Liebe des Vaters in Hingabe des Sohnes für das Heil der Welt; so ist das kein Fehler, aber die andächtige Theilnahme entbehrt jenes Momentes, das vorzugsweise das Element der heil. Kunst bildet Weihnacht, Ostern, Pfingsten sind die allgemeinen Begriffe und Namen. Wer die Feste in dieser ihrer Allgemeinheit aufnimmt und feiert, kann ein guter Christ sein, und im Besitz des Wahren und Guten, zum Besitze der heiligen Dreiheit wird ihm die Schönheit fehlen, für welche die Kirche den Sinn zu wecken in ihrem Seelenleben sich auch die Aufgabe stellt. Sie, wie die Natur geht einen anderen Weg. Die Erndte ist ein allgemeiner, umfassender Begriff, aber in der Natur geschieht sie in einer Nach- und Aufeinanderfolge von der Aussaat, durch alle Stadien des Keimens, Sprossens und Reifens. Die Liebe des Vaters im Weihnachtskreise feiert die Kirche zu Anfang mit dem Advent, einer Bußzeit, mit Fasten verbunden. Im Bußgewande betritt der Priester die Stufen des Altars, in der Messe bleibt das „Gloria" weg. Die hehre Erwartungszeit, welche in die Jahresnacht fällt, die ein Bild der Welt ohne Christus ist, gestaltet sich zu einer Zeit heiliger Sehnsucht. Vorbilder der Geschichte und Prophezie, das umschattete, harrende, hoffende Liebesleben der Väter des Lymbus, des Ave des Engels in der einsamen Kammer der Gebenedeiten, ihr Gang über das Gebirge zu Elisabeth, ihre Reise nach Bethlehem mit Joseph bilden die heilige Lyrik im Gemüthe des Gläubigen. Advent gehört dem Weihnachtskreise, aber ist noch

nicht Weihnacht, wie Aschermittwoch und die Fastenwochen zum Osterkreise gehören, aber noch nicht Ostern sind.

Die Feier der Feste, von der Kirche eingerichtet und geordnet zeigt ohne alle Zweideutigkeit, wie sie dieselben ansieht und betrachtet haben will, und diese Einrichtung entspricht nicht nur, sondern bildet die Grundlage zu dem erhabenen und allgemeinen Begriffe der Kunst, von dem das, was wir Künste nennen, nur Strahlenbrechungen sind, und durch den sie dem ewig Schönen das gewährt, was sie der Wahrheit durch die Glaubenslehre, dem Guten durch ihre Sittenlehre leistet. So ermöglicht sie diese heilige Darstellung Gottes in der Menschheit, welche ihr Leben über den Abgründen ewiger Nacht in der Lichtregion der Erlösung erhält.

Die Auf- und Nacheinanderfolge in den Zeitkünsten, der Dichtkunst und Musik, das Nebeneinander der bildenden Künste erklärt durch sich selbst die Bedeutung von Zeit und Raum nach ihrer Zusammengehörigkeit und Getrenntheit. Die Kirche lehrt und übt alle Formen der Kunst in ihrer reinsten Allgemeinheit. Die Wiederkehr der Feste, deren Inhalt uns das ganze Jahr bekannt ist, gleich den Eigenthümlichkeiten der Jahreszeiten, übt auf geistigem Gebiete das, was die Jahreszeiten auf dem Naturgebiete wirken, wann sie wirklich eintreten. Deutlicher: das ganze Jahr wissen wir, wo Christus, und zu welcher Zeit, unter welchen Umständen er geboren worden ist. Es scheint dies eine Erinnerung an eine Vergangenheit. Die theoretisch-ethische Bedeutung dieses göttlichen Liebesaktes für unser Leben ist durch die Lehre der Kirche und unsern Glauben an diese uns auch gegenwärtig. Wenn aber die mitternächtlichen Glocken der Christnacht ertönen, dann wird es anders, dann sinken wir unter in die göttlichen Tiefen mystischer Kunst. Das Leben Gottes berührt uns durch sein Organ, die Kirche, mit jener himmlischen Lyrik, welche der Quell aller und jeder echten Begeisterung ist.

Was in den Sakramenten, im heiligen Opfer, in den Sakramentalien, in der Feier der Zeit, im ganzen christlichen Kalender als Lebenselement des Schönen neben dem des Wahren und Guten sich darstellt, es gehört der katholischen Liturgie, diesem Kunstwerke des heil. Geistes an. An ihm hätten die Künste ihr feinstes und tiefstes Regulativ.

Die aufeinander folgenden Mysterien eines jeden Festkreises zu gleicher Zeit zu feiern, ist im Großen und Ganzen gewiß nicht irrthümlich, zerstört aber die im Menschen und in unserer Liturgie liegenden, einander ergänzenden und entgegenkommenden Momente und Instinkte des ewig Schönen, das in der Zeit sich offenbart, und in der Aufeinanderfolge als dem Wesen der Zeit seine reinste und bedeutsamste Erscheinungsform findet.

Die Andacht des Bethlehemitischen Weges, oder der heil. Kindheit, selbst in einer Folge von Momenten bestehend, wird gewiß der Anordnung und dem liturgischen Geiste der Festordnung nicht entsprechen, wenn sie sich im Advente schon mit der Epiphanie, der Flucht nach Aegypten, mit dem zwölfjährigen Knaben, oder auch selbst mit der heil. Nacht mehr, näher und inniger befaßt, als es der Adventgeist, der ein Geist der Erwartung, der Sehnsucht und Hoffnung auf ein Künftiges ist, erheischt. Wer im Advente Weihnachtslieder, in der Fastenzeit Osterlieder singt, thut dies vielleicht auf einen Antrieb hin, der sich unsern Begriffen entzieht, im Geiste jener himmlischen Kunstschule der Liturgie liegt dies gewiß nicht.

Wir könnten diese Behauptung mit tausend Argumenten stützen, beschränken uns aber auf das freie Citat einiger Worte Fabers, des zweifellos correkten und gelehrten Theologen, und in diesen Dingen besonders erfahrenen Mystikers aus seinem schönsten, aber — weil uns der Kindesgeist, der Blüthengeist der Kunst schon so sehr verloren gegangen — am wenigsten bekannten und geschätzten Buche „Bethlehem". Faber sagt: „Wir legen die Betrachtung des unendlichen Lebens Gottes absichtlich beiseite und betrachten jene einzelne Lebensäußerung so, als ob es sein ganzes Leben wäre; — und weiter wörtlich: „Wenn wir das öffentliche Leben unseres Herrn betrachten, so schenken wir seinem Leben als Kind keine Aufmerksamkeit. Die eine Idee würde sich in die andere mischen" und ferner: „Wenn wir mit ihm auf dem Calvarienberge sind, so wissen wir, daß der Ostermorgen vor uns liegt, bereit aufzudämmern; aber wir schließen uns absichtlich ab, damit nicht irgend eine Strahl jener Dämmerung uns überrasche" u. s. w.

Es ist der Geist der Kirche, der Geist des dritten Festkreises,

des Pfingstkreises, der uns als heiliger Geist auch den Weihnachts- und Osterkreis erleuchtet, erklärt und verklärt, und uns im Leben Gottes, des Dreieinen, eine Dreiheit seines unendlichen Lebens als Wahrheit, Güte und Schönheit darlegt, die, in sich Eins, wieder ein Bild Gottes in seiner gesonderten Einheit darstellt. Denn wahr und gut ist die Schönheit, schön und wahr ist die Güte, schön und gut ist die Wahrheit. Aus dieser gesonderten Verbindung und verbundenen Sonderung schöpfen wir die richtigen Begriffe über das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen und des Ganzen zum Einzelnen: Wahrheit und Erkenntniß, Güte und Tugend, Schönheit und Kunst.

Die Wahrheit hat neben ihr selbst keinen andern Bestimmungsgrund, das Gute fließt aus der Wahrheit, die Schönheit wird bestimmt und begränzt durch das Wahre und Gute. Das alles sind Bestimmungen des Verhältnisses unseres Menschenlebens zum Leben Gottes durch Gott.

Die Natur des Geistes und den Geist in der Natur — die Kirche, und sie allein erhält beide in lebensvoller Beziehung zu dem aus Beiden zusammengesetzten Menschen, und diesen sonach im gesunden Verhältnisse zu sich selbst und zu Gott.

Das priesterliche Gebetbuch, das römische Breviarium, in welchem die göttliche Feier der Zeit als eine Vigilie der Ewigkeit erscheint, theilt sich nicht einfach in vier Abtheilungen oder Bände und Bücher, es nennt sich nach den Jahreszeiten: Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbst-Theil. Damit und mit seinen Matutinen, Vespern und Nocturnen, schließt es der Feier jener dunklen Gottesferne sich an, welche die unbeseelte Creatur ihrem Schöpfer unbewußt bereitet. Im Leben der Kirche wächst die Natur hinauf und hinein in die Menschenbrust und holt sich dort eine andere und höhere Weihe als jene, die sie von vornherein als Werk und Geschöpf Gottes schon hatte. Sie unterordnet und übergibt sich dem Menschen, damit er gleichsam etwas habe, was er Gott zurückgeben, schenken und opfern könne. Dies gilt von der Erhaltung unseres Leibeslebens, von der Kunst, deren Geist und Wirksamkeit an die sinnliche Erscheinung geknüpft ist. Von der Tugend, sofern sie nicht blos in innerlichen Akten, die nur Gott kennt, besteht, sondern als That nach Außen sich offenbart, von der Wissenschaft, besonders von den Naturwissenschaften. Der unchristlichen Naturwissenschaft

entflieht der Geist aus der ganzen Schöpfung und läßt ihr den todten Buchstaben in der Hand zurück.

Die Größe der Natur, deren Begriff in der Unendlichkeit untergeht, die längste denkbare Zeit, welche ein nichts vor der Ewigkeit ist, hat nach meinem Dafürhalten noch nie ein Gemüth zum Göttlichen, zur Wahrheit und Schönheit erhoben, wenigstens nicht allein. Ein Zug nach dem Kleinen, Begrenzten, und mit ihm vielleicht ein geheimes Ahnen der höchsten aller Tugenden, der Demuth ist es, der im All den moralischen Begriff des Großen, des Erhabenen und Schönen feststellen und von der formlosen, fast schrecklichen Ungeheuerlichkeit jener ersten retten soll.

Jener rationalistische Deismus, welcher in sehr vielen literarischen Erscheinungen Anfangs dieses Jahrhunderts zwischen der Gottlosigkeit der Encyklopädie und der „katholischen Finsterniß" das wahre Justemilieu zu sein sich einbildete, machte mir in meinen Knabenjahren viel zu schaffen. Meine mir damals zugängliche, fromm sein sollende Lectüre von „Aeonen und Myriaden", und wieder vom „Wurm im Staube", und wie unser Ende nichts sei gegen die Unermeßlichkeiten, wo die ungeheueren Weltkörper ihre viel ungeheuereren Bahnen liefen — das Alles, anstatt das Herz zu Gott zu führen, wie diese Schriften mir anssinnen wollten, verdunkelte mir die Gottesidee und entfernte mich von ihr, während mein Katechismus mich zur Gottesliebe über Alles verpflichtete. Der Geist der Kirche aber führt zu jener Liebe, er zeigt uns die überfließende Fülle alles dessen, was ein unverdorbenes Menschenherz und seine tiefinnerlichsten Regungen befriedigen kann, in Ihm, der gesagt hat: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater."

Noch steht mir vor der Seele ein Jugendbild. Ich hatte einige Lieblingsplätzchen in der Nähe meines Geburtsortes, die ich oft und gern allein besuchte. Eines derselben war ein erlenbeschattetes Wiesenthälchen, in dessen Rinne ein Bächlein, wie ein fröhliches Kind aus einem kleinen Tannen- und Fichtenwalde herauskam, der das beschränkte Landschaftsbild mit seinen geraden, zum Theile in die dunkelgrünen Mäntel seines Gezweiges gehüllten Stämmen aus dem saftigen Hellgrün der Erlen und Wiesen erhob und abschloß. Ich stieg da zwecklos und träumerisch zwischen den Sträuchern und Erlen und den bemoosten alten Stöcken herum, die ihre Wurzel am Ufer ausbreiteten, oder überhängend

in das stille Wasser hinabstreckten, das vom Umgestüm des laufenden in den Schatten gedrängt war. Da stand mit dunklem Rücken ruhig und oft wie leblos manch' ein Forelle neben dem muntern Treiben der kleinern Schmerlen und Grundeln. Wenn ich da so allein war mit diesen Dingen, kam mir keine Lust zum Fischen oder Krebsen, was ich mit andern Knaben gerne that, ich hätte etwa die Farbenpracht versäumen können, die ein durch Pflanzen und Zweige dringender Sonnenblitz auf die Flügel einer gaukelnden Libelle warf, oder die tausende von Tropfen überlehn, die, selbst himmelblau, aus der oben ausgespannten Himmelsbläue auf grüne Blättchen herabgefallen schienen, wie ein Gruß aus unermeßner Höhe mit der Himmelsmahnung: Vergiß mein nicht. Mir ward da oft recht groß zu Sinne, dann schien es mir wohl, daß es sich jetzt schicke, an Gott zu denken, und ich suchte, um dies würdig zu thun, meine Myriaden und Sonnensysteme, so gut ich es verstand, zusammen. Aber je mehr ich mich in unaussprechbaren Zahlen abarbeitete, je mehr mich der unnennbare Zauber des unendlichen Reichthums in der engen Umgebung meines Wiesenthales, und das Gefühl von süßer, beseeligender Größe umfing, desto mehr überkam es mich dabei, als hätte ich das Widerlichste meiner Schulinstrumente, die schwarze Schiefertafel in der Hand, und der auf ihrer Fläche kreischende Stift höhne und spotte alle Innigkeit und Heimlichkeit von mir hinweg, in der ich eben so still befriedigt und glücklich gewesen.

Das ging mir nun öfter so, und als ich einmal wieder von den Myriaden zu einer prächtigen Baldrianstaude im Thälchen zurückgekehrt war, entdeckte ich am abgesägten Stocke einer mächtigen Fichte so feines, grünsammtenes, prachtvolles Moos, daß ich die Stelle mir merkte, um es vor dem Winter für die Krippe nach Hause zu tragen. Eben wollte ich mich wieder tadeln, daß ich von großen Gedanken immer wieder zu den kleinlichsten Gegenständen überspringe, da war mir's, als höre ich die mitternächtlichen Glocken der Christnacht und bisher ungesehen von mir erhübe sich aus den moosbepelsterten Fichtenwurzeln die Gestalt des strahlenden Kindes, und ich vernehme gleichsam im Innern die Worte: „Was wüßtet ihr denn von meiner Größe, wenn ich nicht klein geworden wäre?"

Alle Ethik, unter deren Voraussetzung der gesellschaftliche Verband irdischer Reiche besteht, und jene höhere, welche ein Aus-

fluß des Glaubens in ihrer Uebung zur christlichen Tugend wird, und in den Finsternissen dieser Welt ein Reich Gottes begründet und als solches lebt — hängt durch geheime Fäden mit dem reinen und hohen Begriffe der Kunst zusammen, wie wir ihn in diesen Blättern schon oft definirt haben. Die Kirche lehrt durch ihr heiliges Sittengesetz, durch das Beispiel ihrer großen Männer, und durch ihre Liturgie. Jede ihrer Lehrweisen ist eine andere, und alle sind Eins. Der Glaube erscheint in zweifacher Form, in der Lehre und in der Darstellung seines Inhalts. Die Darstellung erscheint abermals zweigetheilt, als Tugend und Kunst.

Die mystische Kunstform, mit welcher wir es hier besonders zu thun haben, ist der Gipfel aller anderen Formen, und involvirt alle anderen Formen sammt der Liturgie, welch Letztere ihre innigste Blutsverwandte und zugleich ihre geistvollste Lehrerin ist.

Die Liturgie, indem sie die realste Seite des Glaubens einzuhüllen scheint, indem sie andere Tiefen derselben enthüllt, greift wie der Schall der Glocke weit hinaus über den von Menschenhand erbauten Tempel. Sie vereinigt sich mit jener universalen Liturgie der Schöpfung, welche als Materie unfreiwillig, als Geister- oder Engelwelt in freier Seligkeit die Gottesdienste des Ewigen feiert. Die Liturgie der Kirche hebt die Natur zu sich herauf, und zieht jenen himmlischen Geisterkult der Engel zu sich herab. So wird sie eine Darstellerin der ursprünglich reinen und durch die Erlösung wieder gereinigten Menschenidee, welche in ihrem Schooße alle Ideale der einzelnen Künste trägt, welche, wenn sie sich diesem ihren Lebenskreise entziehen im günstigsten Falle in sich selbst abdorren und verwelken, wie abgerissene Blumen. Sollen wir an den 18. Psalm erinnern: „Die Himmel erzählen die Glorie Gottes“ u. s. w.? Was sind alle Größenberechnungen der unserer Wissenschaft erreichbaren Schöpfungen, neben der Erhabenheit eines einzigen Zuges der kirchlichen Liturgie. Oben in der Unermeßlichkeit lösen und schlingen sich die Kreise jener Geheimnisse, die wir Welten, Kommeten, Milchstraßen, Sonnensysteme nennen. In der Majestät eines Gehorsames, dem die Minute, die Sekunde heilig ist, weben sie innerhalb der Ewigkeit das Mysterium der Zeit. Hier unten ertönt die Glocke zur Hora. Zu Rom, wenn ich oft um Mitternacht heim ging, und von den Sternen weg nach den Fenstern der Kapuziner sah, wie die trüben Lichtchen nach dem Chore sich bewegten, mußte

ich denken: Sie ſind aufgeſtanden aus dem erſten Schlafe, ſie gehen zu feiern, was in dieſem Augenblicke die Myriaden der Sterne thun, eine Mitternacht der Erde. Ihr Chorgeſang iſt der Text zu der uns nicht mehr hörbaren Muſik der Sphären.

Wir leben einen zweiten großen Advent, der Chorgeſang, der erſte Hahnenruf — ſie ſind wie eine Frage an die Wächter: „Hüter, wie weit iſts in der Nacht?“ So wird es fortgehen, bis der letzte feierliche Schritt der Zeit ſtill ſteht vor der blutigen Morgenröthe des jüngſten Tages.

Die Wiſſenſchaft hat es mit Erforſchung, Entdeckung, Entſchleierung der Dinge zu thun. Die Kunſt rechnet den Schleier, welcher die Dinge umgibt, mit zu ihrem Weſen, denn dieſer Schleier iſt, wie die Dinge ſelbſt, des Schöpfers Werk. Die Kunſt, indem ſie ſonach weniger als die Wiſſenſchaft zu ſehen ſcheint, ſieht zugleich mehr. Sie iſt aus demſelben Grunde größer, weil ſie kleiner iſt. Die höchſten Wahrheiten erſcheinen uns nie als Wirklichkeit, daher verliert, wer mit ſeinem Streben in den Wirklichkeiten des Lebens aufgeht, immer die Wahrheit, wie in der modernen künſtleriſchen Begriffsverwirrung der Realismus die Kunſt verliert.

5. Typische Form.

Zunächst wird unter der Typologie jener Theil prophetischer Geschichte verstanden, welcher in historischen Ereignissen, vorzüglich des alten Bundes, Analogien oder Vorbilder künftiger Begebenheiten des neuen in ihrem Parallelismus neben einander, oder einander gegenüber stellt. Die alte christliche Kunst in ihrer tiefsinnerlich wahren, mystischen Weltanschauung beachtete diesen Zug der Geschichte mit besonderer Vorliebe, und bildete ihn zu einer besondern Kunstform aus, welche geeignet war, die Menschen über wenn auch noch so lärmende Episoden, zum eigentlichen Geiste der Geschichte zu erheben. Schon die Bildwerke der Katakomben weisen diesen universalen Zug als in der lichtvollen Leidenszeit der ersten Kirche vorhanden nach. Eine Typologie der Natur, der Geschichte, und sogar der Mythe, ist in ihnen nicht zu verkennen, später tritt sie in der Symbolik oft nur partienweise hervor, erscheint in der Liturgie, und entwickelt sich in zusammenhängenden Darstellungen wie z. B. in dem prachtvollen Typencyclus der Vorhallen des Markus-Doms zu Venedig, in dem musivischen Fries der Kirche St. Maria Maggiore und den Marmor-Reliefs im Lateran zu Rom in der berühmten Biblia pauperum, in einem andern alten Druckwerke „der Schatzbehalter des Heils", in sehr vielen illustrirten Incunabeln und andern Werken, in Bildern und Miniaturen. Eine der schönsten und nach allgemeiner Annahme vollständigsten typischen Reihenfolgen enthält der sogenannte Verdunner Altar im Besitze des Chorherrnstiftes Klosterneuburg. Zu den mir bekannt gewordenen Werken dieser Form, welche gewissermaßen einen Theil der mystischen Kunstform bildet, gehört auch eine Reihe typischer Darstell-

ungen, welche den Kreuzgang des Benediktinerklosters Emaus in Prag schmückten. Dies möge in wenigen Beispielen den außerordentlichen Reichthum andeuten, durch welchen kunsthistorisch die typische Form vertreten ist.

Wir wollen nun, ebenfalls in äußerster Kürze, etwas näher auf das Wesen der Typologie, sofern sie auch die Kunst berührt, und was berührt diese nicht, einzugehen, und eine Ahnung von der Tiefe und Bedeutung ihres Inhalts zu wecken suchen.

Die Welt, das Kunstwerk Gottes, verhält sich zu Gott wie das Kunstwerk zum Künstler. Gott ist in der Welt, wie jener in seinem Werke. Er ist außer und über ihr, wie jener außer und über seinem Werke. Die Welt ist die harmonische Einheit einer unermeßlichen Vielheit, also die Einheit des Verschiedenen. Alle nur denkbaren Wesenheiten des Geschaffenen umfaßt und erschöpft ein dreifacher in sich abgeschlossener und vollendeter Begriff als These „Geist" als Antithese „Materie" und als Synthese die Vereinigung beider, der Mensch. Als typisches Analogon für die Reihen des Erschaffenen darf der Schaffende und sein einer Name „Gott" als das Synthetische der Dreipersönlichkeit von uns angebetet werden, dies mit um so größerer Beruhigung da er uns offenbarte, er sei das göttliche Original für uns, und wir nach seinem Ebenbilde geschaffen, welches Alles (nachdem dies Ebenbild durch unsere Schuld entstaltet) durch die Menschwerdung Gottes zur Wiederherstellung dieser Ebenbildlichkeit glorreich bestätigt wird.

Alle Schöpfung ist — wenn wir recht verstanden werden — ein Herabsteigen, ein sich Ausgießen, sich Hingeben, Mittheilen, Offenbaren, eine Erniedrigung Gottes, welche in der Menschwerdung ihren Gipfel erreicht, und die Scale bereitet, auf welcher wir emporsteigen sollen und können. Von unserem menschlichen Standpunkte hinabschauend erblicken wir in der Natur eine Stufenleiter von den niedrigsten atomistischen Gebilden der Schöpfung, bis zur höchsten Höhe der sichtbaren Welt, welche der Mensch ist — der Mensch, der nun mit geistigem Auge jene Stufen schaut und auf ihnen emporklimmt, auf denen Gott herab gestiegen. Diese Begabung und Fähigkeit, aus der sichtbaren Welt Ideen zu finden und Schlüsse zu abstrahieren, welche nicht nur von ihr in eine unsichtbare Welt hinüber leiten, sondern welche nun ihrerseits ihm die sichtbare Welt erst deuten und erklären,

diese Fähigkeit erschließt uns nicht nur das Wesen des Typischen, sie ist vielmehr selbst eine hohe und universale Typologie und vollendet den Typus unserer menschlichen Natur für unser eigenes Erkenntnißvermögen. So offenbart sich z. B. der Unterschied der Functionen des animalischen Lebens, das wir mit dem Thiere gemein haben in der reflektiven Auffassung desselben von unsrer Seite. Das Thier ißt, weil es hungert, an die Erhaltung des Lebens durch die Nahrung denkt es nicht. Beim Menschen knüpft sich an diesen Gedanken jener andere von einem Lebenszwecke, wodurch der höhere Begriff vom Leben überhaupt sich ihm erst erschließt, und dieser einfache nothwendige Akt der Ernährung zu einer reichen Typologie sich auseinanderlegt, die mit ihren Consequenzen die höchsten Höhen unserer Pflichten und Hoffnungen ersteigt.

So wird durch Vermittlung des Typischen das Niedrigste an das Höchste, das Kleinste an das Größte angeknüpft, zum Zeichen, daß Ein Geist das All schaffet und schöpferisch durchwaltet.

Um nun noch bei der unbegeistigten Natur einige Augenblicke stehen zu bleiben, so sehn wir jede Klasse und Art derselben nach einem besondern diese Klasse beherrschenden Typus gebildet und entwickelt. Aber jede Type der einzelnen Klasse spielt auch zugleich nach einer andern, der nächsten höheren Ordnung hinüber und erscheint gleichsam als Modell derselben, als dessen Ausführung im Kleinen. So kommt durch das Typische in die große Leiter der Wesen ein sinnvoller Zusammenhang, ein wunderbar sich durch sie hinschlingendes Band, welches diese nach dem Plane des Schöpfers verbindet, indem sie selbe zugleich wieder diesem Plane gemäß auseinanderhält. Fürchten wir nicht zu sehr ins Kleine zu gerathen, wenn wir in dem Moose, das den Boden und die Stämme des Waldes deckt, den Wald selbst, und in den zarten Verästlungen dieser demüthigen Pflanze die herrliche, freie Baumgestalt vorgebildet, oder in den nach den Gesetzen der Krystallisation gebildeten Eisblumen des Winters ahnungs- und bedeutungsvolle Träume der schlummernden Natur, Typen ihrer herrlichen Blumenschöpfungen in der Jahreszeit ihres Wachens erblicken.

Die Natur hat in Zeit und Raum und Stoff eine Entwicklung, eine Geschichte. Es ist die Naturgeschichte, durch welche unter Voraussetzungen eine vernünftige Naturphilosophie möglich wird, wie die Typologie der Weltgeschichte erst den Schlüssel bilden

muß zu einer wahren Philosophie der Geschichte, welche ohne Erkenntniß und Annahme der einfachen, großen und allgemeinen Züge, die in der Typologie wurzeln, unmöglich zum Ziele führen kann.

Dafür, daß geschichtliche Ereignisse und Personen außer ihrer Wirklichkeit noch Anderes über sie hinausliegendes bedeuten und vorbilden können, liefert die unbegeistigte Natur, die in ihrem engern Kreise dasselbe thut, den unwiderleglichen Beweis in einer Typik des Höheren auf unbewußter niedrigerer Grundlage. So leiten Heilkraut und Giftpflanze, das nützliche, sanfte Hausthier und die reißende Bestie hinüber auf den Begriff des moralisch Guten und Bösen. Hat so die Natur die beiden ewig unversöhnlichen Widersätze vorgebildet, so geht sie einen Schritt weiter und zeigt uns die einzelne Tugend, das einzelne Laster. Welch sprechende Type für Sanftmuth und Geduld ist nicht das Lamm, für Unschuld und Einfalt die Taube, für die Treue der Hund, für Fleiß und Arbeitsamkeit die Ameise und die Biene, oder wo tritt Schlauheit und Tücke mehr zu Tage, als in dem Wesen der Katze und des Fuchses, wo spricht sich die Hoffarth besser aus als beim Truthahn und Pfau, was ist fröhlicher als die Lerche, was düsterer als Eule und Schuhu u. s. w.

Als der Teufel die Nacht der Heidenwelt zu seinen Zwecken benützte, knüpfte er an diese Offenbarungen der Natur den Greuel der Zauberei. Der schwärzern Finsterniß des Abfalls vom Lichte der Welt, die sich Aufklärung nennt, entzieht er allen Tiefsinn der Schöpfung und macht die furchtbarsten Thätigkeiten und heiligsten Gebiete des Geistes zu Secretionen des Gehirns.

Die Typologie der Natur ist unverkennbar. Das Naturjahr bringt den ganzen Lebenscyclus des Menschen in tausend sinnlichen Bildern zur Darstellung. Im Land- und Feldbau, der die unmittelbarsten Beziehungen zur Natur in jeder Jahreszeit in geregelten Anforderungen von Arbeit und Vorsorge beansprucht, beruht alle Hoffnung auf treu eingehaltener Gesetzmäßigkeit, analog jener ethischen Gesetzestreue, auf welcher allein Hoffnungen ewigen Heils sich gründen können. Das Naturjahr verflicht in wundervoller Weise die Darstellung der Lebensalter mit jener der Lebensziele und Zwecke, bis es vom sprossenden, blühenden Frühlinge durch alle Uebergänge zur Ernte und zur

Sonderung des Brauchbaren vom Mißrathenen und Unbrauchbaren durch den Menschen, zur Type und zum Symbole des Gerichtes über den Menschen wird.

Es ist eine der Segnungen der Wahrheit, jeder, wie immer gearteten Wirklichkeit die ideale Seite, das heißt ihr Verhältniß zur Wahrheit, an welcher ja alle Wirklichkeiten endlich ihr Maaß und ihre Bedeutung finden, abzugewinnen. Das Werk des Typographen, das Buch, ist für den, der die Typen nicht kennt, nicht einmal eine Wirklichkeit, es ist ihm inhaltslos. Alle Beobachtung z. B. der Witterung, alles Merken auf Symptome ruht und beruht zuletzt auf dem Begriffe des Typischen. Im weitern und höheren Sinne gehört alle Symbolik auf ihr Gebiet.

Da die Natur erst im Menschen zum Bewußtsein gelangt, so muß sich in ihm die Typologie der Natur zu einer Typologie der Geschichte erheben, ohne welche die erste völlig werthlos für ihn bliebe. Die Natur aber gibt Zeugniß für die hohe Wahrheit, daß vor den Augen der Vorsehung die Geschichte fertig dalag, ehe sie begann, und wenn auch Providenz und Prädestination sehr verschieden sind, so sind doch beide vom Anbeginne, unbeschadet jener Freiheit, die der Schöpfer Allem gewährte, was Geist ist, vorhanden, und bestimmte er durch die letztern die Grenzen, innerhalb welcher sich zu bewegen und zu bewähren der Freiheit gestattet sein sollte. Jene Grenzen sind es vor Allem, auf welchen die Typologie der Geschichte beruht.

Wer jene Grenzen nicht anerkennt, wird an keine Typologie der Geschichte glauben, und mit diesem wie überhaupt mit dem Unglauben den Begriff der Geschichte verloren haben. Es ist jener unbegrenzte unhistorische Freiheitsbegriff, dem wir die totale Vernichtung dieses Begriffs durch den modernen Materialismus verdanken. Der Begriff der Providenz ist weg, alles ist Prädestination, aber wieder nicht von Seiten eines selbstbewußten Schöpfers, sondern von einem bindenden und gebundenen namenlosen Unding, das die Consequenz solcher Lehre nicht einmal nennen konnte, wäre ihr Seitens der Wahrheit nicht der Name „Materie" dafür geboten.

Vieles hieher gehörige ist in diesen Blättern früher schon besprochen, wir beschränken uns daher hier auf das Allgemeinste.

Israel ist vor Allem die große Type der Geschichte, in

seiner providentiellen Erwählung, wie in seiner prädestinirten Aufgabe. Die Bezeichnung der Geschichte als alter und neuer Bund ist für den Einblick in ihr Wesen geradezu unentbehrlich, weil auch die scheinbar außer der Offenbarung stehenden Völker mit allen ihren Eigenthümlichkeiten hinsichtlich des Verständnisses ihrer abweichenden Lebens- und Bestandesformen an das Normale des Bundesvolkes alter und neuer Ehe geknüpft sind. Was die trümmerhaften, beinahe bis zur Unkenntlichkeit verdunkelten Traditionen unseres Geschlechtes endlich ganz verloren hätten, sammelt der großeGesetzgeber undGeschichtsschreiber Israels unter dem höheren Lichte der Inspiration und übergibt uns in der Urgeschichte ein Licht, in dessem Scheine sich jene Trümmer als Urwahrheiten wieder ordnen und verstehen lassen. Er selbst mit seinem Leben und seiner Wirksamkeit schließt die eine Seite der großen Welttypen, welche in der alten Zeit beide Zeiten schon vorbilden. Seine Mission stellt den ganzen alten Bund dar. Indem er mit seinen Anordnungen und seinem Prophetenworte schon den neuen Bund voraussieht, vollführt er in concreter Weise die Aufgabe jedes gläubigen Lebens. Aus der Knechtschaft Aegyptens (im höhern Sinn: aus der Knechtschaft der Sünde) führt er das Volk Gottes (alle jene Erwählten, welche das Reich Gottes ehrlich suchen) durch die Wüste (durch das diesseitige Leben nach dem verheißenen Lande (zur Seligkeit). Mit dem Tode Mosis endet diese Type des alten Bundes, der die Erwählten bis an die Grenzen des verheißenen Landes bringt, die Vollendung der Verheißung vollbringt Josua (Jesus), indem er sein Volk unter fortwährenden Kämpfen hineinführt in's gelobte Land.

Aus dem Kreise der Geschichtsschreiber Israels sind die Vorbilder genommen, welche in der Kirche, dem neuen Bunde, ihre Erfüllung finden.

An Israel tritt auch der dualistische Grundzug der Geschichte wie bei keinem andern Volke hervor. Seinen Ursprung, seine Fortbildung und Wesenheit erzählt die heilige Urkunde Israels allen Geschlechtern bis an's Ende. Es ist die Doppelherrschaft von Lüge und Wahrheit, in welche das Zeit- und Völkerleben aller Jahrhunderte getheilt erscheint. Wie das Israel der alten Zeit nicht durch sich (denn wie oft war es bereit, das heilige Urlicht, zu dessen Träger durch die Nacht der vormessianischen Zeit

es bestimmt war, in den wilden Wassern der Völker, mit denen es in Berührung kam zu verlöschen) sondern durch die Vorsehung über dem dunklen Gewoge des Völkerstromes erhalten wurde, so lebt es, seit es die Fackel der Offenbarung an die bekehrte Heidenwelt abgeben mußte, als unfreiwilliger, aber ohne Beispiel großartiger Zeuge für die Grundthatsache des Menschengeschlechts — nach dualistischer Type von Sünde und Versöhnung, Fall und Erlösung — mitten unter den christlichen Culturvölkern sein eigenes abermal prototypes Leben. Was heute der Lügengeist, um dieses lästigen Zeugnisses los zu werden, durch den Versuch unternimmt, dieses Volk mit Beseitigung seiner religiösen Starrheit, (z. B. der Beschneidung) in der Sündfluth allgemeinen Unglaubens zu verflößen und aufzulösen — es wird ihm ebensowenig gelingen, als jener andere Versuch Julians des Abtrünnigen, durch Zurückführung des Volkes in sein Vaterland, durch Wiederherstellung seiner Opfer und seines Tempels an ihm und durch selbes das Zeugniß Gottes zu vernichten.

Unter die finstre Type dieser Bestrebungen fällt die ganze moderne antichristliche Geschichtsschreibung, welche es unternimmt, unter dem Titel der Weltgeschichte alle Wahrheit der Geschichte zu läugnen. Jene tieferliegende Einheit, welche uns die Natur, freilich aber wohl in dualistischer Weise jeden Tag predigt, wodurch sie ja eben ihre Aufgabe: Type des Geistes zu sein erfüllt, muß in jene unvermittelte Vielheit zerbröckelt werden, deren Werthlosigkeit in der Einheit des Materialismus ihren schauerlichen Abschluß sucht. Die Grundtype des Bösen ist die Verneinung des Seienden oder des göttlich Gesetzten, theoretisch durch die Lüge, praktisch durch Gewalt; letzter Zweck Vernichtung desselben. Dem Lichte der Geschichte, dem Christenthume gegenüber, ist diese Wahrheit mit Händen zu greifen. Weil der alte Bund das kommende Christenthum ist, so ist Israel vor Allem das typische Volk. Und weil die Religion Zweck, Inhalt und Wesenheit des geschichtlichen Lebens der Menschheit ist, darum geht alle Typologie von ihm aus und kehrt zu ihm zurück. Weil endlich aller Trug und alles Blendwerk nichts als verzerrte mißhandelte Wahrheit ist, darum wurzelt selbst alles heidnische Orakelwesen, Sterndeuterei, Augurenthum, Mantik und Magie, zuletzt in dem Mysterium der Typologie. Diese bewegt sich einerseits in der Darstellung des Dualismus, höher hinauf zeigt sie das Gottesreich,

welches im diesseitigen Leben als zu ergreifendes Erlösungsmoment in der Geschichte steht. Dies Moment tritt als menschlicher Gott, dem göttlichen Menschen gegenüber, als er dies zu sein in der Verschuldung aufgegeben und verloren hat. Dies prototype Moment kommt im alten und neuen Adam zum Ausdrucke.

Die vor aller Schöpfung im Rathschlusse des Ewigen festgesetzte und von seiner Erlösungsmission selbst unabhängige Menschwerdung Gottes ist die universale Type aller Schöpfungsreihen und der göttliche Lebensstrom, der die beiden Ufer der geistigen und der materiellen Welt auseinanderhält und verbindet, und der auf seinen Wellen den aus beiden bestehenden Menschen, sowohl nach seiner freien Selbstbestimmung, als nach prädestinirten Gesetzen durch die Geschichte zu ewigen Zielen trägt.

Die Prädestination, das eigentliche Moment aller Typologie, bildet den Ausgangspunkt und Abschluß aller Freiheit und Selbstbestimmung. Ohne seinen Willen, nach vorherbestimmten Gründen, tritt der Mensch in's Dasein. Die Umstände seiner Geburt und ersten Jugend, der Organismus seines Wesens, Alles das findet er vor, nichts davon kann er nach seinem Sinne ordnen. Mit erwachendem Verstande erkennt er in sich die Fähigkeit zu wollen, sein Thun so oder so zu bestimmen, fühlt er, daß er frei sei, zu handeln. Das innere Licht des Gewissens, und die concrete Seite des Lebens mit all seinen Erscheinungen zeigen ihm außen und innen ein doppeltes Objekt seiner Wahl, hinter dieser Wahl aber, zwischen Wahrheit und Lüge, Gutem und Bösem, steht wieder unabänderlich und vorherbestimmt die Konsequenz von Beiden: Heil oder Verderben.

Ob und welchen Fortschritt die materielle Natur mache, ist hier zunächst nicht von Wichtigkeit. In der kurzen Dauer des Menschenlebens sehen wir sie nur als eine ständige Wiederholung ihres gottgeordneten Daseinscyclus. Beim Menschen ist es anders, die Verkörperung seiner Willensrichtung durch die That schließt sich der großen allgemeinen Geschichte nach zwei auseinandergehenden Strömungen an. Wie aber die Natur erst im historischen Bewußtsein des Menschen zu Bildern und Analogien geistiger Dinge sich gestaltet, weckt die Geschichte der Offenbarung erst den Geist und die Bedeutung alles Geschehenen im Geiste des Menschen.

Die Schöpfung ist die Type der Menschwerdung und der erste Mensch nach Gottes Bilde ein Vorbild des

kommenden Christus. Wie die materielle Schöpfung jener des Menschen vorausgeht, so gehen die geschichtlichen Typen, ein Schatten, welchen der neue Bund in der Form des alten vorauswirft, jener deutlicheren Typologie der Prophezie voraus; und wie die menschliche Sprache ein Vorbild des ewigen Wortes ist, so muß, als die Zeit der Fleischwerdung dieses Wortes sich nahet, die Verkündigung seines Kommens in bestimmterem und deutlicherem Prophetenworte vorausgehen. Und so hätten wir abermal eine dreifache Typologie: in der Natur, in der Geschichte und im Prophetenthum, wie denn überhaupt der umfassende und universale Charakter der Dreizahl selbst eine erhabene Type der Dreieinigkeit ist.

In der Epoche der großen Zeitenwende, welche die Geschichte in eine vorchristliche und christliche Aera theilt, sehen wir allseitig eine vollendete, d. h. ausgelebte Welt. Rom beherrscht diese Welt, und es selbst wird meist von Tyrannen und Ungeheuern beherrscht. Es sammelt alle Culte der Völker auf dem Capitol und im Pantheon und verlacht die Götter. Seine alten Rechtsformen, heute noch wegen ihrer Konsequenz und Logik Gegenstand des Studiums, sind untergegangen in Gewaltthat und Intrigue. Griechenlands Kunst ist verfallen, die Philosophie seines Sokrates, Plato und Aristoteles löst sich auf in der Fäulniß eines Demokrit und Epikur, oder erstarrt in der gräßlichen Resignation der Stoa. Israel hat seine vorbildliche Mission vollendet in seiner Geschichte, seinem Priester- und Königthum, seinen Opfern und seinen Prophezien, aber — so heißt es: „dieses Volk ehret mich mit den Lippen, sein Herz ist weit von mir". Als der Geist in diese Formen einzieht, als Gesetz und Propheten sich erfüllen in dem großen Einen, welcher der Inhalt aller Geschichte ist, da brüllt es: „hinweg mit ihm, sein Blut komme über uns und unsre Kinder". Und es kommt der Tag des Gerichtes, das Vorbild der letzten Tage. Der Römer zertritt diesen Formalismus, der seine eigene Seele geläugnet und wirft die Reste des Volkes wie Spreu in alle Winde. Dann erhebt auch Rom seine Stimme gegen das Licht der Geschichte: „Christiani ad leones", so lautet Roms Protest gegen das Licht, aber nicht lange, so kommt der Barbar und zertritt dieses Rom und macht seine Allmacht zum Gespötte. Indessen hat der unnennbar Erhabene, dem auf Erden nichts klein genug schien, und gering genug für ihn selbst, der nicht hatte,

wo er sein Haupt hinlege, dessen Geburtsstätte der Stall, dessen Todesort und Art, Schande, Grausamkeit und Henker ihn hinter die Schlechtesten der Schlechten zurückwarfen — er hatte als Schöpfer eine seiner tiefsten und rührendsten Typen im Weizen- und Senfkörnlein in die Natur gelegt. Er, der Kinderfreund, hatte eine Kinderschule ins Leben gerufen: Einfache, reine, stille Menschen, die nicht größer sein wollen, als ihr Meister, ja ihm ähnlich werden in Demuth, Geduld und Gehorsam. Sie wurden es im Sinne des himmlischen Weizenkornes, der überwundene Fürst dieser Welt warf sie zu Tausenden, zu Millionen in Tod und Grab. Die lieblich grüne Saat der zweiten Hälfte des Welttages sproßte aus der mit dem Blute der Heiligen getränkten Erde. „Sanguis martyrum semen christianorum" sagt Augustinus. Während so in heiliger Geistesfreiheit der Völkerfrühling des Christenthums zum Fluge nach ewiger Heimath die blutigen Schwingen hebt, regt sichs mit dunklen Instinkten wie in den Wurzelfasern der Gewächse zur Zeit der Sonnenwende in den waldumnachteten Stammsitzen des Nordens. In Schwärmen, wie Störche und Schwalben, ziehen und jagen sie gegen Süden und Westen — rohe, ungefüge, aber bildsame Massen. So begegnet ihnen das Evangelium, wie einst beim Eintritt des Central-Menschen Jesus die Blicke aller Völker zum erstenmale von beiden Enden des Erdkreises sich begegneten. Für das Christenthum hatte das antike Rom seine Straßen gebaut, auf ihnen sandte das christliche Rom seine Lichtboten den gleich Bienen schwärmenden Völkern entgegen.

Typologische Geschichtsauffassung hat in den beiden ersten vom Weibe gebornen Menschen Vorbilder der Synagoge und der Kirche gesehen, aus einem Schoße hervorgegangen mit seinem jüngern Bruder, erschlägt Kain (die Synagoge) Abel (die Kirche) und irrt nun unstät und flüchtig auf Erden (das Judenthum). Die alte typische Kunst stellt die Kirche mit dem Kreuzstabe, die Synagoge mit einem gebrochenen Stabe in der Hand dar. — Die Analogie ist wohl nicht zu verkennen. Wenn das alte Testament dagegen nicht auf Analogien, sondern auf bestimmtester Voraussetzung des neuen beruht, mit demselben klar und deutlich — ohne dasselbe nichtig und verworren erscheint; so fängt die Geschichte Roms, welche in der Weltgeschichte eine durchaus maßgebende Rolle spielt, mit einer mythisch sagenhaften

Analogie, höchst verwandt jener ersten von Kain und Abel an, welche im geschichtlichen Fortschritte als unabweisbare Thatsache sich herausbildet. Die sagenhafte Geschichte des Romulus und Remus, vielleicht eine variirte Einkleidung der Urtradition von Kain und Abel, wächst durch die allmählige Aufnahme aller Culte des Heidenthums von Seiten Roms zu einer Sammlung aller verdunkelten Urtraditionen bis zur endlichen Verneinung aller in ihnen verborgenen Wahrheitstrümmer. Das ist ein durchgreifender Zug des Dualismus, von dessen Nachtseite die Wahrheit nur so lange geduldet wird, als sie in Blendwerken verhüllt und unkenntlich gemacht ist, niemals aber entschleiert in ihrer Ganzheit. So tödtet die Synagoge den Messias und verneint dadurch die göttliche und wahrhafte Seite ihrer selbst So tödtet Romulus den jüngeren Bruder Remus, d. h. das alte heidnische Rom tödtet in den Christenverfolgungen das jüngere christliche. Und wie die Synagoge und der Tempel gefallen ist vor dem verfolgten aber sieghaften Messiasreiche, der Kirche, so das alte grausame Rom, auf dessen Trümmern in ewiger Jugendschöne, trotz ununterbrochener Befehdung die Braut des Heilandes sitzt.

An der Spitze des zehnmonatlichen Jahres stand der alte Schlachtengott. Martius mußte der erste sein, wenn die letzten Vier richtig — der Siebente September, Oktober der Achte, November der Neunte, und Dezember der Zehnte heißen sollten. Das geheimnißvolle, zukunftschwangere Rom barg die lichte Zukunft in dunkler Prophetie: die drei christlichen Festkreise; denn die Drei ist Gott, und die Welt ist die Vier, wie wir auch von vier Weltgegenden reden, dreimal vier aber ist zwölf. Die Lichtbotschaft der Versöhnung der Welt mit Gott war die Sendung jener heiligen Zwölf, welche zu allen Völkern gehen, sie taufen und lehren sollten, Alles halten, was er, die geistige Sonne der Geschichte im Zeitkreise ihrer Dauer als Heilslehre hinterlassen hatte. Rom that, was es mußte, aber nicht wußte, als es das Jahr in zwölf Monate theilte, und als Ersten den Januar als der Hauptgottheit Roms, dem vergötterten umgedichteten Erzvater Noa als Janus geweiht hinstellte. Durch die Identität dieser Gottheit mit Noa ist zugleich eine Probe gegeben, was das mythisirende Heidenthum aus geschichtlichen Personen und Ereignissen machte, und wie hinwiederum in der verdunkelnden Umhüllung das geschichtliche Moment zu erkennen, oder besser, nicht zu ver-

kennen ist. Die Darstellung des Gottes Janus mit zwei Gesichtern, einem zurückblickenden alten und einem vorwärts schauenden jungen, deutet bezüglich des Noa sein Ueberdauern der großen Weltkatastrophe und sein Hinausblicken in eine vernichtete alte, und eine verjüngte neue Welt-Aera. Das alte Rom, welches Bild und Cultus dieser Gottheit einführte, hatte und konnte auf natürlichem Wege keine Ahnung haben davon, daß dieser Janus sein eigenes symbolisches Bild werden sollte, das Bild eines alten dem Untergange geweihten, und eines neuen jugendlich fortlebenden Roms zwischen welchen die Katastrophe lag.

Die Analogie zwischen dem historischen Noa (Ja Nu) und dem mythischen Janus ist schon anderswo in diesen Blättern angedeutet. Die Arche des Erzvaters in typischer Zusammenstellung mit dem Schiffe der Kirche, oder dem Schifflein Petri ist so sehr und vom Anfange in die Anschauung des Christenthums übergegangen, daß wir das Hiehergehörige bei unsern Lesern wohl voraussetzen können. Die Taube mit dem Oelzweige tröstete die Martyrer während ihres leidenden Heldenthums und schmückte die Gräber der Vollendeten. So wären denn nur über die Analogie Petri mit der mythischen Gottheit des Janus einige Worte zu sagen.

Wie der geschichtliche Noa mit dem mythischen Janus sich in heidnischer Fassung verschmelzen, ist flüchtig gezeigt worden. Daumer in seiner kleinen interessanten Schrift „die dreifache Krone Roms“ hat darüber noch manches Einzelne. Petrus zu Rom ist das scharfe, sonnende Licht über der verschwimmenden Type.

Das Sacellum des Janus hieß und heißt „Bogen“, zur Erinnerung an den ersten Regen- oder Friedensbogen, der nach der großen Fluth am Himmel erschien. Es war nach allen vier Weltgegenden offen. Wenn der Geist der Welt in wildem Kriegslärm die Völker aufeinander hetzte, wurden seine Pforten geöffnet, sobald es Frieden wurde unter den Menschen, geschlossen. Geschlossen waren sie, als der prophetisch verkündete Weltfriede unter Augustus den ewigen Frieden der Erlösung verkünden mußte, welcher zu dieser Zeit zu Bethlehem in die Zeitwelt eintrat unter Friedensgesängen der Engel. Diesen Frieden tragen die Apostel zu den Völkern der Erde. Als diese noch gebunden lagen unter der Gewaltherrschaft Roms, des alten, wendet das künftige neue christliche Rom in der unscheinbaren Gestalt

eines galiläischen Fischers in seine Thore ein. Wer ihn damals gesehen hätte in seinen schlichten Fischermantel gehüllt, unbeachtet wie der ärmste Sclave, etwa einem Senator mit seinen Lictoren, oder der Sänfte einer Hetäre oder Vestalin ausweichend, in den Straßen Roms unbeachtet, bis die Hölle einen Boten ihres göttlichen Ueberwinders an ihm erkannte, und ihn mordete wie seinen Meister. Wer hätte damals in dem göttlich verehrten Schlüsselträger Janus auch Clusius und Claviger genannt, eine matte Type, einen Mythus von ihm ahnen können, zu dem der Herr gesprochen: Dir will ich geben die Schlüssel des Himmels.

Die Mythenkreise des gesammten Heidenthums aller Zeiten und Völker geben übrigens Zeugniß, daß, was in Beziehung auf Rom so schlagend hervortritt, in ihnen allen als Grundlage aller menschlichen Traditionen in, wenn auch noch so verdunkelter Gestalt vorhanden sei. Mit Fug und Recht könnte man daher von einer Typologie des Heidenthums sprechen, wenn die biblischen Typen an sich nicht klare, ungefälschte historische Thatsachen enthielten, während der Mythus die ihm zu Grunde liegende Wahrheit oft bis zur Unkenntlichkeit umdichtet. Er zieht hiebei oft Zusammengehöriges weit auseinander und verschmilzt Getrenntes, oft Gegensätzliches in Eins, wie Letzteres z. B. an der Prometheusmythe recht schlagend zu Tage tritt, wo Adam und Christus, Schuld und Strafe, Sünde und Versöhnung in That und Schicksal dieser mythischen Gestalt zusammenfließen. Daß aber bis in diese dunklen Irrgänge des Völkerglaubens, deutend und erklärend Christus, das Weltlicht, hinein und hinableuchtet, das ist durch gelehrte Forschung bis zur Evidenz erwiesen und die Verdienste von Männern, welche diesen Gebieten ihren Forscherfleiß zuwenden, wie Creuzer, Mohne, Wolf, Lücken, Sepp u. A., sind noch lange nicht genug gewürdigt.

Was die beiden Widersätze von Welt und Gottesreich, welche nebeneinanderlaufend die irdische Geschichte bilden, betrifft, so bezeichnet das erste Gebot des Decalogs den wichtigsten aller Widerstandsmomente und Waffen gegen das finstre Reich als den Glauben an die Einheit Gottes, und erklärt durch den Eifer mit dem die göttliche Lenkung des Offenbarungsvolkes selbes vor dem Götzenthum der Vielgötterei zu schützen sucht, den tiefsten Grund des Polytheismus, dessen schauerliche Tiefe Paulus mit den Worten enthüllt: „Alle Götter der Heiden sind Teufel."

Da der Grund des Geisterfalls im Streben nach Gottgleichheit liegt, ihrer aber viele sind, welche diese Gottgleichheit anstreben, so ist die Vielgötterei des Heidenthums durch Pauli Wort auch als Type der finsteren Seite der zwiespältigen Welt klar.

Die Kampfesmittel des Weltreiches gegen das Gottesreich sind zahllos, der Zweck des Kampfes nur einer: Zerstörung des Gottesreichs in der Menschheit und im einzelnen Menschen. Alle beruhen auf lügenhafter Anwendung irgend einer Wahrheit. Ja die Wahrheitsliebe selbst wird aufgerufen, in ihrem Namen gegen die Wahrheit in's Feld zu ziehen. Kleine Geister z. B. übersehen es, daß die Natur zuerst erklärt sein müßte, ehe man es unternimmt, mystische Erscheinungen, Wunder u. d. gl. natürlich zu erklären. Gehen wir doch selbst, aus der träumerischen Kindheit allmählich zum bewußten Leben erwachend, mit Bewußtsein einem zweiten Geheimnisse, dem Tode entgegen. Begabtere vergaffen sich in ihre Fähigkeit, die Wesenheit der Dinge, anstatt deren Auffassung aus der Hand des Glaubens in einfacher Treue anzunehmen, in der Gedankenwelt zu einer Art Taschenspielerei zu verwandeln, wobei die Dinge natürlich dieselben bleiben, sie aber vor der Menge als bevorzugte Autoritäten erscheinen, wie dies in manchen s. g. philosophischen Lehrgebäuden der Fall ist.

Groß und einfach dreht sich die ganze innere und äußere Erscheinungswelt, in welcher auch die Typologie wurzelt, trotz der zahllosen Einzelnheiten um Gott und Welt, Gute und Böse, Sünde und Versöhnung. Jeder Menschengeist, der auf sein inneres Leben achtet, wird diese Momente, aus welchen sich alle Geschichte zusammensetzt, in seinem Innern wiederfinden, entweder als Fragen, deren richtige Beantwortung er meidet, oder ehrlich sucht; oder aus Fragen zu unwandelbaren Glaubenssätzen umgestaltet, die in That und Erkenntniß ihn jenem Schauen entgegenführen, welches kein Widersatz wahren Wissens, wohl aber ein höherer, heiligerer und universalerer Grad desselben und eine Type von jenem Schauen ist, dessen alle in Gott Vollendeten im jenseitigen Leben froh werden.

Hinsichtlich der *Typologie als Kunstform* liegt in der unerläßlichen Anforderung an *jedes wahre Kunstwerk, daß es poetisch sei*, schon zugleich die Erklärung dieser Forderung: daß es einen, wenn auch noch so geringen Theil jener großen Harmonie zum Ausdrucke bringe, von welcher die Poesie in ihrer

Allgemeinheit die Ahnung ist. In der allein wahren Auffassung der Menschengeschichte ist es wieder die Geschichte des Christenthums, in welcher dies Moment, nach allen Seiten hin lichtverbreitend, zum Durchbruche kommt. Wir haben einst bei Besprechung der christlichen Bilder manches Hiehergehörige berührt.

Der auf dem Gebiete der ethischen Freiheit hervortretenden Zwiespältigkeit stellt die unfreie Natur ihre Typen gegenüber, oder besser zur Seite. Sie bildet jene Vorgänge und ihre Bezüge zur moralischen Welt in ihrer Sphäre sinnlich ab, so daß hierin (abgesehen vom Wunder) die ideale Seite der sonst einer starren Gesetzmäßigkeit unterworfenen Schöpfung zu finden ist.

Die Anwendung des Gesagten auf die Kunst und speziell auf die typische Form bedarf wohl keiner ferneren Erklärung. —

6. Lyrische Form.

Die von der Lyra hergenommene Bezeichnung gewisser Dichtungsarten, welche zur Lyra gesungen oder gesprochen, von ihr begleitet wurden, läßt, um uns ein festes Bild ihres Wesens zu machen, zwar verschiedene, aber nicht widersprechende Deutungen zu. Eine der nächsten ist wohl die: daß die Lyrik der Ausdruck momentaner Erregtheit, Begeisterung, Stimmung, einen besonderen Punkt allgemeinen ruhigen Bewußtseins wie eine im Winde aufrauschende Welle über das Niveau der Gewöhnlichkeit emporhebt, wozu es in der Regel einer besonderen Veranlassung bedarf.

Wo jenes allgemeine Bewußtsein, das in einer festen, wahren und bestimmten Welt- und Lebensanschauung wurzelt, in unsicherer Zerfahrenheit untergegangen, und der Zeitgeist oder der Geist der Welt, jene unbestimmten poetischen Schwingungen vor der festen Basis geoffenbarter Wahrheit als vor dem Untergange aller Poesie verwarnt, da entsteht eine Lyrik, welche dem Geiste der Poesie oder der Ahnung des Zusammenhanges ausweicht, und die Poesie nur im Widerspruche findet, der sich einfach schließlich als Vernichtung zeigt. So endet ein höchst begabter lyrischer Dichter, der arme Lenau, seine Welt- und Lebensanschauung im trostlosen Bilde eines Krügleins, das am Brunnenstein zersprang — „und dessen Inhalt sickert auf den Grund, soweit es ging den ganzen Weg entlang. Nun ist es leer, wer mag daraus noch trinken, und zu den andern Scherben muß es sinken."

Die Phantasie, die Empfindung ist kein Gesetz, dem man ohne weiters nachgehen kann, und sich ihm hingeben; sie ist eine Fähigkeit, welche vor allem leitender Gesetze bedarf, welche sie an allen Blendwerken vorüber, durch die Wahrheit zum Guten und

wahrhaft Schönen zu führen, und am Schluſse — anſtatt Scherben, ihr eine vollendete, vollkommene Welt als Endziel aller ächten Poeſie zu enthüllen vermögen.

Zunächſt iſt die Lyrik keine für ſich beſtehende Form, ſondern das Kundwerden, das Hervorbrechen des verborgenen, ruhigen Gemüths-Inhaltes, der Grundbedingung künſtleriſchen Berufes: der Wärme und Begeiſterung für ſeinen Stoff, wie der Patriot ſich zeigt, wenn das Vaterland in Gefahr, wie durch die muthige That ſich der Muthige als ſolcher erweiſet im Augenblicke der Noth. In dieſem Sinne muß Lyrik jedem echten Kunſtwerke inwohnen, es gehöre welcher Form immer an.

Begeiſterung iſt Sache des Geiſtes, ſie müßte, wo der Geiſt überhaupt geläugnet wird, nothwendig aufhören.

Wenn der univerſale Inhalt der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre auf dem Kunſtgebiete zur Poeſie wird, von welcher jeder einzelnen Kunſt ein entſprechender Antheil zufällt, der wieder in die einzelnen Formen mit welchen wir es hinſichtlich der Bildnerei zu thun haben, ſich ordnet, ſo gehört die lyriſche Form ſo recht eigentlich dem Feſte an. Aehnlich dem Verhalten der Naturkräfte in den verſchiedenen Jahreszeiten, verhindert das Feſt in begeiſterter Erregtheit, daß die Ruhe des Glaubensbewußtſeins in Trägheit und Gewohnheit ſchwunglos dahinlebe, und läßt ſie ſich dem Lebensprinzipe, durch welches die Herrlichkeit der Schöpfung in's Daſein gerufen wurde, in begeiſterter Liebe anranken, um von ihr emporgehoben und mitgenommen zu werden in jenes Lichtreich unzerſtörbaren Lebens, Liebens und Friedens, in welches uns heimzuholen das Leben bis in die Region des Todes herabſtieg

Die Naturfeſte, die Lyrik heidniſcher Weltanſchauung gingen durch das Reinigungsfeuer einer namenloſen Sehnſucht aller edleren Geiſter jener ſeligen Entſcheidung entgegen, wo Gott auch in der Natur ſich finden läßt, indem er mit der menſchlichen Natur ſich bekleidet. Darum wurde es der Kirche nicht ſchwer, jenen heidniſchen Feſten chriſtliche Ideen — oft mit Belaſſung gewiſſer Aeußerlichkeiten — zu Grunde zu legen. Wie ſie es auch war, welcher es gelang, ohne die Nationalitäten zu zerſtören, in ihren einander feindlichen Verſchiedenheiten, den Begriff ihrer Zuſammengehörigkeit, im Gedanken der einen, und in dieſer Einheit erloſten Menſchheit zu erwecken und zu fixiren.

Die christliche Lyrik, indem sie Raum und Zeit, Natur und Geschichte im Lichte Gottes schaut, fliegt mit Gedankenschnelle durch alle Regionen unsers Doppellebens, verbindet die Gegensätze, trennt die Widersätze, und indem sie überall den Puls eines höheren Lebens zu fühlen gewohnt ist, wird ihr oft das Gewöhnlichste zum Impulse stiller Begeisterung.

Die großen Erscheinungen unsers geschichtlichen Lebens liegen, wenngleich in ihren Gründen meist klar, oft freilich nur wie Ahnungen, nie aber als völlig unlösbare Räthsel vor dem christlichen Lyriker.

Anders ist es, wo die lyrische Begabung des belebenden Lichtes der Offenbarung entbehrt. Große, oft hinreißende Wirkungen werden auch da, und gerade da erzielt in dem Verhältnisse von mehr oder minder klarem Welt- und Selbstbewußtsein. Daher kommt es, daß Manche das lyrische Element in dem geheimnißvollen Ergriffensein durch das Unklare, Unbestimmte finden wollen, das mit seiner dämmernden Schwüle den Geist befängt, der bei poetischer Disposition dem dunklen Andrange keine gläubig geordnete Lebensanschauung entgegen zu stellen hat. Dieser Mangel ist meist die Ursache solcher Wirkungen und ein Ergebniß neuerer Zeit. Vom Talente unterstützt, muß diese Richtung, zu deren Förderung, freilich oft unschuldiger Weise, die Romantiker viel beigetragen haben, besonders wenn sie glaubenslos oder gar glaubensfeindlich ist, aller Kunst endlich höchst verderblich werden. Die ächte Schönheit, welche nie und nirgends außer der Wahrheit liegt, will in ihren Prinzipien an der Wahrheit gemessen sein. Von ihr will sie ihren Ehrentitel empfangen, und sie verschmäht es, ihn von nebelhafter Gefühligkeit, oder gar aus der Hand der Lüge und des Lasters anzunehmen.

Wie tiefe Dunkelheit auch über dem Alterthum lastet, welche Plastik dennoch in seinen Kunstbildungen der Dichtung, der Sculptur nicht nur bei den Griechen. Denken wir der Nibelungen, der beiden Edden u. s. w. Selbst der nebelhafte Ossian appellirt nicht so unmittelbar bloß an das Geheimniß des menschlichen Nervensystems, wie so viele unserer lyrischen Dichtungen, oder unsere textlose Musik. Wie klar und groß erscheinen erst die Hervorbringungen christlicher Kunst, selbst wo sie es, wie bei Dante, mit den höchsten Mysterien zu thun haben. Allerdings liegt in den Tiefen der menschlichen Natur Unaussprechliches, und sie kann

mit wunderbaren Regungen von ihm ergriffen werden, in erhebendem geheimnißvollen Schwunge, in namenloser himmlischer Ruhe oder unbeschreiblichem Grauen. Diese Dinge, die man gern Stimmungen nennt, gehen meist schnell vorüber, aber wenn sie selbst auch undefinirbar sind, ihre Richtungen sollen uns insoferne nicht fremd sein, als wir im Stande bleiben müssen, von dieser Seite zu beurtheilen, inwiefern Glaube und Sitte es erlaubt, uns ihnen hinzugeben. Der Künstler, ehe er schaffend die Idee beherrschen kann, wird erst von ihr beherrscht und steht zu ihr in einem leidenden Verhältnisse, horchen darf und soll er, aber nicht unbedingt gehorchen der „gebietenden Stunde" und dies gerade, weil er „in des größeren Herrn Pflicht steht." Von diesem, und seinem heiligen Gesetze muß er erfahren, ob und wie er gehorchen darf und soll.

Der Begriff des Lyrischen scheint, wie der Name besagt, mit Vorzug (wenn wir ihn auf die einzelnen Künste anwenden) an das Wesen der Tonkunst geknüpft. Dadurch wird das Vorhandensein eines schreienden Mißtons wenigstens erklärlich, daß nämlich so viele herrliche lyrische musikalische Compositionen sich an wahrhaft triviale Texte anlehnen, oder besser wegwerfen. „Die höchste Schönheit ist Gott," sagen wir mit Winkelmann und alle Harmonie und Poesie, die wir ahnen, ein Echo, ein Reflex seiner Glorie. Wir erfinden nichts, wir finden nur bereits Vorhandenes. Wird durch die Kunst Schönes geschaffen, so wird die Summe des Schönen eigentlich nicht vermehrt, sondern nur Schönes angewendet. Die Anwendung aber des an sich Guten und Schönen fällt unter die Gesetze der Ethik. Wer das Schöne verwendet zum Schmuck, zur Verherrlichung des Gemeinen oder gar Schlechten, versündigt sich an der göttlichen Bestimmung und Wahrheit der Schönheit, die eine Eigenschaft Gottes ist. So z. B. wenn die Kunst die Schönheit des Menschenleibes zur Erweckung unlauterer Begierden mißbraucht, oder wenn die Musik den frivolen Gedanken durch den Reiz ihrer Harmonien aufputzt oder die Dichtkunst durch die Kraft des Wortes und den Zauber des Rhythmus die Religion und Sittlichkeit schädigt. Um dies zu können vindizirte man der Kunst eine nach allen Richtungen hin autonome Stellung. So wird mit der Schranke die Form zerbrochen, die ihr Urbild in Gott hat.

Die „Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge" als das

Wesen echter Poesie, ließe sich vielleicht auch als „Licht durch Geheimniß“ in etwas veränderter Gestalt wiedergeben. Das Wesentliche des Menschen ist und bleibt Geheimniß, wir erfahren es nur durch den Glauben, im Glauben verwenden und verwerthen wir es für uns und Andere durch Tugend und Kunst. Die Geschichte unseres Geschlechtes, des Geheimnisses als ihres eigentlichen Inhalts entkleidet, hat für uns im besten Falle keinen höhern Werth als ein schlechter Roman. Der Ursprung und Grund der menschlichen Ideen im weitesten Umfange (die Traditionen aller Völker beweisen dies) hat seinen Kern in einem einheitlichen Geheimniß, von dem die Geschichte nur die zeitliche Auseinanderlegung ist.

Einheit bringt uns die göttliche Offenbarung, innerhalb welcher nicht nur die Gegensätze, sondern vorzüglich die Widersätze unserm Verständnisse zugänglich werden. Die konkrete Geschichte mündet wie die sichtbare Schöpfung nach Oben und Unten in eine unsichtbare Licht- oder Nachtwelt. Das Concrete der Geschichte, ihre Wirklichkeit, ist, wie die Natur, die unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglich, deßhalb nicht minder geheimnißvoll, als das, was sich dieser Wahrheit entzieht. Das ist es, was die Plattheit läugnet, welche, wo sie sieht und tastet, das Mysterium nicht mehr sieht; und da die verbreitetste Fraktion dieser Richtung die Welt des Seienden mit dieser Sicht- und Tastbarkeit gern abschließt, so wird es begreiflich, wie derlei Aufklärung gerade bei den Dümmsten im Lande die glänzendsten Geschäfte macht. Lyrische Erzeugnisse aus solchem Boden erwachsen, obgleich immerhin noch Geheimniß, gleichen den Lebensäußerungen von Menschen, die unter dem Einflusse des Genusses geistiger Getränke sich am freisten, am gehobensten, begeistertsten fühlen, wo und wenn diese dunklen Naturmächte sie am engsten umschnüren.

Durch ein Vergaffen in die neueren Resultate der Naturwissenschaften ist Manchen die Gottesoffenbarung in der Natur verdunkelt. Das Walten jener unendlichen Harmonie und Weisheit, die in dem herrlichen und gewaltigen Kunstwerke der Schöpfung vom Sonnensystem bis zur kleinsten Kreatur anbetende Bewunderung im Menschengeiste wecken muß, ist Jenen zu einem machanisch chemischen Produkte natürlicher Verwandtschaften, Bindungen und Lösungen herabgesunken. Die Natur ohne das Uebernatürliche, ist als das Natürliche der Gegensatz des Wunderbaren. In

weiterer Ausbildung dieſes troſtloſen Wahns von einer ſtarren, in ſich ſelbſt ruhenden, unbeugſamen Geſetzmäßigkeit muß mit dem ewigen Geſetzgeber auch alle höhere Wahrheit und mit dieſer auch alle Güte und Schönheit ſchwinden aus der Natur, und dieſe muß für den Menſchen das werden, was der Dichter in lyriſcher Klage bezeichnet:

„Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere
Die entgötterte Natur.“

Das iſt freilich eben ſo wenig chriſtlich, als griechiſch, oder heidniſch überhaupt. Wenn mit dem Reize der Natur der Lügengeiſt zum Abfalle vom göttlichen Geſetze lockt, ſo entkleidet er ſie in der letzterwähnten Auffaſſung auch wieder jedes Reizes zum gleichen Ziele und Zwecke. Daß es die Gottentfremdung iſt, welche nach dieſen beiden Seiten hin das Antlitz der Natur verzerren kann, wird Niemand läugnen wollen, der durch den Geiſt der Kirche im richtigen Verhältniſſe zu ihr ſteht. Wer den Exorzismus nicht begreift, wird nie zum Begriff der Weihung, welcher jener vorausgeht, gelangen, wie Keiner, den das Glöcklein der Wandlung nicht auf die Knie niederzieht, von Kirchenmuſik etwas verſteht, wenn er die Regeln und Ausnahmen des Generalbaſſes und des Contrapunktes auch in allen Gliedern hätte.

Wem der Zweck nicht die Mittel an die Hand giebt und dictirt, der wird trotz aller Mittel dem Zweck, dem Ideal ſich nicht nähern.

Wenn das Ideal jeder echten Begeiſterung wenigſtens die nächſte höhere Stufe zum Lebensquell, aus welchem nichts mehr aufwärts, ſondern alles abwärts ſtrömt, ſein muß, ſo iſt die letzte oder höchſte Stufe dem Menſchen erreichbarer Gottesnähe das Ideal aller Ideale. Sollte mir Jemand nachweiſen, daß in dieſer Ausdehnung die Kunſt niemals „theologiſch“ oder „aſcetiſch“ war, ſo erlaube ich mir das Geſagte ein Programm der Zukunft zu nennen. Iſt doch unſere Zeit voll vom „Fortſchritt“, aber das Commandowort „Vorwärts“ iſt vom Uebel, wenn es nicht mehr „Aufwärts“ bedeutet.

Die Gewohnheit iſt eine Schwäche der menſchlichen Natur und die Feindin aller Lyrik. Der moderne Fortſchritt iſt ein Zerrbild der Erneuerung unſeres Geſchlechtes durch das Chriſtenthum. Nicht das Neue, ſondern Erneuerung des Alten ſind alle Erſcheinungen des Lebens. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Erhaltung,

Ausgliederung, Vertiefung in sich selbst ist das stets erneuerte Leben der alten Wahrheit. In immer neuer Vermummung und als Neues, als Fortschritt sich ankündigend, tritt die alte Lüge unter den Menschen auf. Der Pantheist und der Materialist finden leicht Platz in einer und derselben Menschenseele, nicht nebeneinander, sondern ineinander.

Das Leben der Kirche ist die göttliche Lyrik, welche mit ihrer belebenden Erneuerung der Schwäche und Trägheit der Gewohnheit zu Hülfe kommt. Es fließt aus einer und derselben Quelle mit jener göttlichen, allgemeinen Weltlenkung, welche neben und über der sittlichen Freiheit aller geistigen Wesen und unbeschadet derselben, alle Wirkungen und Thaten still ihren adäquaten Zielen zuführt, und in seiner großen und herrlichen Oekonomie durch Mißbrauch, Thorheit und Sünde nicht gestört wird. Die kirchliche Weltanschauung umfaßt mit einigen großen Zügen Alles, was in seine Einzelheiten auseinandergelegt unübersehbar scheint, und ohne jene Anschauung auch nie zu einem geordneten anfaßbaren und beruhigenden, einheitlichen Ganzen sich fügt.

Wie die Geschichte unsers Geschlechtes und was sich in ihr offenbart, auf die Begriffe von Gott, Natur, und Mensch sich zurückführt und in ihnen jene ruhige Tiefe vernünftigen Bewußtseins erzeugt, aus welcher jeder begeisterte Aufschwung, jede dichterische und künstliche Entfesselung der Phantasie hervorgehen und sich erheben, zu welcher zurückzukehren jeder lyrischen Exaltation möglich bleiben muß — so soll die Lyrik und was sie hervorbringt, nicht jenen Phantasmen gleichen, welche in der durch Krankheit gestörten Harmonie der Lebenskräfte zu Fieberträumen sich verwirren. Diesen Stütz- und Ruhe-, zugleich Ausgangspunkt bildet im Bewußtsein die kirchliche Weltanschauung.

Bibel und Kirche reden nicht viel von Natur, und dennoch sind sie es allein, welche uns in eine richtige Stellung zu ihr bringen, was unendlich viel mehr ist, als alle Naturwissenschaften (auch die ehrlich getriebenen) uns leisten. Ulisses im edlen Mißtrauen gegen sich selbst, läßt sich an den Mast seines Schiffes binden, um sich vor der Macht der Sirenenstimmen zu schützen und sicher zu stellen. Die Natur ohne Gott ist jene verlockende Sirene. Seit jener Frucht, die dem ersten Weibe lieblich anzuschauen und zu genießen erschien, in tausend Formen zum Abfalle reizend, ist sie durchaus mysteriöser Natur, und predigt die

Geſchichte jenes verhängnißvollen Momentes, wo der Menſch durch freien Ungehorſam jenen wilden Geiſtern die Thüre öffnete zur bis dahin unentweihten ſichtbaren Schöpfung. Dieſe heilige Myſtik unentweihter Schöpfung verſank durch die erſte Schuld des mikrokosmiſchen Menſchen. In ihm und durch ihn war die Schöpfung erkrankt, der Tod in ſie eingedrungen, ſie bedurfte nun der Heilung, der Wiederbelebung, kurz der Erlöſung.

Dieſe der Welt zu Theil gewordene Erlöſung ſetzt ſich fort im Leben der Kirche. Ihre Weihungen beginnen mit dem Exorzismus: „Weiche unreiner Geiſt von dieſem Geſchöpfe Gottes". Dieſe einfachen Worte orientiren den Lyriker über die Natur in und neben uns. Sie zeigen uns die Zweiſchlächtigkeit, die das Leben in allen Richtungen offenbart, ſie lehren uns Erſcheinungen verſtehen, deren innere Gründe dem außerkirchlichen Auge verſchloſſen bleiben. Es iſt ein göttlich großer Zug im Weſen der Kirche, daß ſie, während ſie die äußere Welt — die ſichtbare wie die unſichtbare — uns deutet, an der inneren Welt unſeres Seelenlebens fortwährend eine Art von Exorzismus übt; daß ſie das letztere, deſſen Widerſätze das diesſeitige Leben oft bis zur Unkenntlichkeit durcheinander knetet, mit dem heiligen, ruhigen Lichtleben Gottes verbunden erhält.

Alle Lyrik iſt Sache eines Geiſtes. Es gibt aber Widerſätze, die das „Geiſtſein" mit einander gemein haben. Vergleichen wir beiſpielsweiſe die Auffaſſung der Natur ſeitens unſerer modernen Materialiſten, mit jenen der Kirche, wie das Rituale in den Weihungen ſie darſtellt oder mit jener herrlichen Stelle im Römerbriefe des hl. Paulus Cap. 8, Vers 19 bis 23. „Wartet doch die ganze Schöpfung eines Wartens auf die Offenbarung der Kinder Gottes" u. ſ. w.

Uns drängt ſich hier die andere Stelle auf: „Prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind." Jene Unſeligen fühlen nicht und wiſſen nicht, daß jede Bejahung oder Verneinung ein Akt des Geiſtes iſt, und daß es des Geiſtes bedarf, um den Geiſt zu leugnen. Der leugnende Geiſt der Hoffahrt hat ihnen Spielzeug aus der materiellen Welt in die Hand gegeben, herausgeriſſene Bruchſtücke des großen Kunſtwerks der Schöpfung, damit leugnen ſie den Künſtler und die Kunſt, das dargeſtellte Ueberſinnliche, die Religion. In ihr ruht alle objektive Wahrheit, und die Ahnung des Zuſammenhanges der Dinge, die Poeſie, tritt aus

der nebelhaften Sphäre bloßer Stimmungen in den Bereich bewußter Formen, d. h. sie erhält die Fähigkeit, jenes geheimnißvolle Spiel zwischen den wechselnden Dispositionen unsers Seelen- und Gemüthslebens und den auf dieses wirkenden oder sie modifizirenden Eindrücken von innen oder außen immer an ein Reales, an eine Wahrheit anknüpfen zu können. In der Bajahung derselben, der theilweisen oder ganzen, soweit sie uns eben zugänglich ist, besteht die lyrische Erregung, Begeisterung, die Poesie.

Das unergründliche Menschenherz besserer, aber unklarer Naturen umgeht die ganze und volle Wahrheit, und bleibt an einem der Trümmer derselben haften, deren Werth nur aus dem Verständnisse des Ganzen zu verstehen und deren Schönheit nur an ihrem Verhältnisse zwischen dieser, und der Güte und Wahrheit zu messen ist. Die Natur, die Kunst, die Wissenschaft erhalten Rang und Bedeutung nur in ihrem richtigen Verhältnisse zur Religion, außer diesem Zusammenhange sind sie Trümmer. Im Glauben allein liegt ihre Weihe. Gebannt muß aber zuerst aus Allem, was der menschliche Geist anfaßt, der Geist der Finsterniß werden, der zwischen lockenden Blüthen und Früchten sein Schlangenhaupt birgt, und aus üppigem Gezweige des Weltlebens uns geistverwirrende Lieder vorsingt; in diese schwankenden, betäubende Düfte athmenden Schatten, muß der nüchterne, ruhige Sonnenblick der Wahrheit dringen, durch den berückenden Prunk und Reichthum zur Armuth des Geistes hindurch müssen wir mit unsern Kräften dringen zum unversieglichen Quell seliger Einheit, nach welcher die ganze Schöpfung seufzt und die wir erwarten in Hoffnung.

Jenes Durchbrechen der Schranken gewohnter Alltäglichkeit, jenes Aufflammen unsers innersten Wesens, der Mystik unsers Daseins, das wir Begeisterung nennen, dem alle ächte Lyrik angehört, muß in aller wahren Kunst eine gewisse Stabilität erhalten. Der vorübergehende Affekt muß, die Offenbarungen fixierend in den Momenten seiner Dauer, wo die Seele weich ist unter ihren Eindrücken wie Wachs, diese Offenbarungen, diese Eindrücke festhalten, damit der schöpferische, künstlerische Geist, was er in solchen Augenblicken empfangen, nun auch zur Welt bringen und Andern bieten könne. Ein Leben solcher Begeisterung und ihrer Blüthen und Früchte sollte jedes Künstlerleben sein;

denn die Kunſt iſt ein erhabenes Ding, ein Talent, von dem einſt Zinſen gefordert werden

Eine Prieſterin oder eine Meze, zwiſchen beiden bleibt ihr die Wahl. Kaum iſt, was die ſchaffende Kunſt betrifft, ein Drittes denkbar. Wenn man die maſſenhaften Manifeſtationen moderner Richtung, wie ſie auf unſeren Ausſtellungen ſich zeigt, befragen will, wie die Wahl ausgefallen, ſo wird vorerſt die ſtreng prieſterliche im Ganzen als entſchieden verneint ſich erweiſen. Betreffs der anderen Seite weiß Jeder, daß die Kunſt, die nach Brod geht, um die Gunſt des Publikums recht eigentlich buhlt. „Was ſoll ich malen, damit ich es verkaufe?“ eine in Künſtlerkreiſen allgemeine Frage! Nur nichts Heiliges! Durch dieſen Ausſchluß wird die Wahl durch Verengung des Spielraumes ſchon um ein Bedeutendes erleichtert.

Die Ausſtellungen, an ſich ſchon ein trauriger Commentar der Zuſtände der modernen Geſellſchaft, was bieten ſie? — Eine die Kunſt entwürdigende Maſſenhaftigkeit und Vielheit, in welchen Einzelnes, Bedeutenderes ſpurlos vorübergeht — einen Aufwand mitunter ſehr großer Geſchicklichkeit, über deren Verwendung man oft blutige Thränen weinen könnte, — ſelten Poeſie, faſt nirgends Begeiſterung.

Auch dieſe Erſcheinungen erklärt der, „der die Geſchichte, und in der Geſchichte Alles erklärt: „Breit iſt der Weg und weit die Pforte, die zum Verderben führt und Viele wandeln darauf. Wie ſchmal iſt der Weg und wie eng die Pforte zum Leben und Wenige finden ihn“. Einer von den Wenigen, die ihn fanden, fand auf demſelben auch die Kunſt; von ihr ſchrieb er einſt einem Freunde: „Sie deucht mir ein Licht, zu leuchten im Hauſe des Herrn.“ Mit ſeinem Heimgange iſt er dem Dualismus enthoben, der edle Overbeck, in ſeinem Leben den himmliſchen Dualismus bethätigend, aus welchem das Menſchenweſen ſich zuſammenſetzt nach göttlicher Ordnung. Ein ſchaffend betendes und betend ſchaffendes Leben hat mit ihm die Erde verlaſſen, möge es als Ideal ſich auf der Erde erhalten und verjüngen.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht“. Eine relative Wahrheit liegt allerdings in dieſen Worten. Schon jetzt erſcheint der, welcher den breiten Weg als den des Verderbens bezeichnet, als der Richter Aller, die die Warnung verachten, die dargebotene

Rettungshand von sich weisen, als der Richter Aller, die ihn als Erlöser verworfen haben.

„Eins ist Noth!“ Er ist es, der dieses Wort gesprochen für alle Zeiten, für alle Richtungen und Strebungen der Menschen, für alle Formen der Gesellschaft und des Einzellebens. Eins ist Noth! Rettung aus unendlicher Gefahr, Erlösung aus Zuständen allgemeiner und besonderer Gebundenheit und Knechtschaft. Was die Kirche ihren Angehörigen in reicher Fülle bietet und gewährt, es lag als Centralgefühl, als mehr oder weniger dunkel erkanntes Letztes und Höchstes allen, auch den verworrensten Religionssystemen des Alterthums zu Grunde und bildete so, trotz aller furchtbaren Auswüchse des Heidenthums eine Art Katholizität vor. Der dunkle dichterische Trieb des Heidenthums, die leblosen Naturwesen zu beseelen, oder sie beseelt sich zu denken, hat eine Lichtseite, welche in dem Verhältnisse des ewigen Wortes zur gesammten Creatur zu suchen ist. Von dieser Seite wird das gläubige Gemüth im Anblicke der Natur oft in eine wunderbare, elegische Welt geführt. Es ahnt jenen Abgrund unerwiederter Liebe, die den Ewigen in das Gewand der Sterblichkeit herabzieht.

Wäre es gewagt, das Erlösungs- und Erlöserleben in der unbeseelten Natur dargestellt, und in der Art, wie sie — sterbend für den Menschen sein irdisches Leben ermöglicht, den reinsten tiefsten Quell aller Lyrik und Begeisterung zu erblicken? Stirbt Er, durch den die Schöpfung da ist („ohne ihn ist nichts gemacht von Allem, was gemacht ist“) nicht symbolisch seit dem Sündenfalle für den Menschen nicht nur als Lamm, das vom Anfange an geschlachtet ist in den Millionen und Millionen Opfern der vorchristlichen, heidnischen und jüdischen Welt, sondern auch in der gesammten dem Menschen dienstbaren Natur?

Schon einmal haben wir erwähnt, wie der Mensch nur durch Tödtung von Naturwesen lebt. Seine Heerden kleiden und nähren ihn, lebend und sterbend sind sie seine Speise, das Wild des Forstes, die Bewohner der Bäche, Flüsse und Meere setzt er auf seinen Tisch, zu Staub zermalmt wird das nährende Weizenkorn, das Blut der Traube ihr abgepreßt bis auf den letzten Tropfen. Der Fels muß bersten, die himmelhohe Tanne stürzen, ihm die Wohnung zu bauen, die prachtvolle Buche fällt, diese zu schützen vor dem Froste des Winters. — So führt die Natur ein Opferleben für den Menschen. Gebunden unter Gesetzen, stellt sie in

tiefer, heiliger Symbolik Ihn dar, durch den sie geschaffen wurde, und der in der Mitte der Zeit freiwillig diese Symbolik verwirklicht und erklärt, denn „Er ward geopfert, weil er selbst gewollt."

Aller lyrische Schwung, Poesie, Begeisterung, Liebe, sie alle sind, wenn echter Art, was sie sind, durch die Letztere. Alle erotische Lyrik bleibt in der Irre, wo sie nicht an den himmlischen Eros angeknüpft, der seine Erdenbraut, die Menschenseele, zu suchen und heimzuführen herabstieg von den ewigen Bergen. Seine Liebe ist es vor Allem, die stärker ist als der Tod. Von ihm aus ergießt sich über das fahle Antlitz der Vergänglichkeit jener geheimnißvolle Schimmer einer ewigen Schönheit, in welchem wir wie durch einen Schleier die künftige Vollendung aller Dinge ahnend erblicken.

Eine kleine Dichtung von Oehlenschläger, didaktisch-lyrischer Natur, konnte wegen des persönlichen Standpunktes des Dichters ihrem Titel nicht gerecht werden, allein der Titel „Das wiederkehrende Leben Jesu in Natur und Menschensinn" beweist, daß eine universale Wahrheit seinem Gemüthe nahegerückt war — eine Wahrheit, ausgehend aus den unergründlichen Tiefen Gottes, und wie jene heiligen Urwasser, überschwebt von seinem Geiste, alle Schöpfungsreihen durchgießend, das Bild seiner Einheit, wie die Sonne in den Millionen Thautropfen des Morgens der geschaffenen Unendlichkeit aufprägend. Ja wahrlich, wo ursprüngliches, reines, oder gereinigtes, erlöstes, aus dem Tode erwecktes Leben lebt, — es ist das Leben Jesu. „In ihm war das Leben" (Johannes). Erzeugt als Gott, erschaffen als Mensch, ruht in ihm alle menschliche Erhebung zum Göttlichen, alle Begeisterung der Tugend und Kunst. Die ganze Erscheinungswelt, alles was durch Gott veräußerlicht außer Gott ist, geht von ihm aus, und trägt seine Typen. „Alle Dinge sind durch das Wort gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht von Allem was gemacht ist". Thomas von Kempen sagt: „Durch das Wort sind alle Dinge, und alle Dinge reden dies Wort". Damit es aber verstanden werde, ward es Mensch, und redete in der Sprache der Menschen zu uns, „das Wort ist Fleisch geworden". (Joh.)

Dies fleischgewordene Wort, Ursache und Erklärung alles Bestehenden, ist, eben weil es aus seiner Ewigkeit in die Zeit eingegangen, das Licht alles Vergangenen, Gegenwärtigen und

Zukünftigen. Als geschichtliche Persönlichkeit in Christo nur einen interessanten, großen Mann erblicken, ist der Bruch mit der Geschichte selbst, mit aller Begeisterung, Poesie und ächten Lyrik. Da spaltet sich selbst der Widersatz zum Dualismus, der als Widersatz des göttlich Gesetzten ausgeschlossen scheint. In der Nichtigkeit der Erscheinungswelt, wie sie der Materialismus lehrt, oder in den Abgründen glaubensloser Mystik wird der Geist zu Grunde gerichtet, der in Natur und Geschichte das eigenste Wesen beider, den Sündenfall und die Erlösung läugnet. Die große Wahrheit, daß alle Begeisterung, alle lyrische Erhebung in Gott ihren letzten, tiefsten wurzelhaften Grund habe, mag in manchen Gemüthern deßhalb nicht recht lebendig werden, weil ihnen das Göttliche immer nur von der einen Seite, welche Gottes Verborgenheit, reine Geistigkeit und unnahbare Größe ins Auge faßt, vorschwebt. Bei solcher einseitigen Anschauung bleibt das künstlerische Bedürfniß nach allen Richtungen unbefriedigt. Deßhalb bedarf es der ganzen Wahrheit und ihrer Allgegenwart in jedem Momente des geistig leiblichen Lebens — besonders des Künstlers. Nicht der Glaube an die furcht- und unnahbare Majestät, von welcher Göthe seinen Faust sagen läßt: „Wer kann ihn nennen, und wer erkennen u. s. w.“, sondern der Kirchenglaube an das Kind von Bethlehem, an den, der in Knechtsgestalt wandelnd, den Aermsten und Verachtetsten seinen Bruder nennt und die Menschheit solidarisch zu dieser Bruderliebe verpflichtet, erlöst die Welt und auch die Kunst in dem Einen Namen, der, in eine uferlose Schöpfung ausgegossen, alle Schätze der Wahrheit und Schönheit der Menschheit übergibt in jenen Worten seines himmlischen Gesandten an die Jungfrau der Jungfrauen: „Du sollst seinen Namen „Jesus“ nennen.“

„Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht, und die Welt erkannte ihn nicht“ (Johannes). „Ihr werdet ihn in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend finden“ (Lukas). Das creatürliche Sein hat eine Aehnlichkeit mit den Windeln und der Krippe. Verhüllt und unkenntlich, und doch vorhanden in den Gründen, die er gelegt, in den Typen von ihm, beginnen die Kreise des historischen Lebens Christi in weiteren und weiteren Ringen auf den Wassern der Weltgeschichte, nachdem der Stein aus der Höhe, der Eckstein, der aus Juden und Heiden Eins macht, sich in der Menschwerdung in ihre Tiefen eingesenkt,

verſtändlicher aber auch unabweisbarer bis an die entfernteſten Ufer ſich zu erweitern. Der Begriff der Poeſie, welcher von den im Glauben erkannten und gehüteten Wahrheiten noch weit hinaus in Gebiete der Ahnungen ſich erſtreckt, findet in der Mittlerſchaft des Menſchen zwiſchen Geiſt und Materie nothwendig den Typus der Menſchwerdung Gottes, und in dieſer den Zuſammenhang aller Dinge, welchen wir nach dem eben Geſagten nicht von außen betrachten, ſondern zu dem wir nach der Fähigkeit der Freiheit Stellung nehmen müſſen.

Eine berechtigte Kunſt, Begeiſterung, Lyrik iſt nothwendig chriſtlich. Dieſer Ausſpruch iſt nicht beſchränkend, verengend, knechtend, ſondern befreiend, erweiternd, erlöſend.

Jede erkannte Wahrheit iſt, da es ein Reich abſichtlicher Lüge in dieſer Welt gibt, ein erlöſendes und vom Erlöſer ausgehendes Moment. Neben jenen Zeugen ſeines Daſeins in der Welt von Anbeginn, wie ſie in der Geſchichte des erwählten Volkes aufeinanderfolgen, iſt Er es, welcher die Höhen menſchlichen, ehrlichen Wahrheitsdranges in der umnachteten Heidenwelt in Philoſophie, Kunſt und Poeſie mit ſeinem Lichte berührt.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Ein Lebens- und Literaturbild

von

Heinrich Keiter.

Würzburg.
Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.
Agentur in Wien I Spiegelgasse 12.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürz) in Würzburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Ihr Leben 1
2. Ihre Schriften 18
   a. Erste Periode 30
   b. Zweite Periode 43
3. Verzeichniß der sämmtlichen Schriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn . 78

I.

Ihr Leben.

Die gegenwärtig dominirende ungläubige Aesthetik und ästhetische Kritik nennt häufig genug mit besonderem Nachdruck als einen ihrer ersten kritischen Grundsätze: Gerechtigkeit widerfahren zu lassen einem Jeden, möge er einen Glauben bekennen, welchen er will, einer Partei angehören, welche der des Kritikers diametral entgegen gesetzt ist. Dann steht aber ihr Handeln im denkbar grellsten Gegensatz zu ihrer Lehre. Es ist Thatsache, daß die akatholische Aesthetik ihren eigenen Grundsätzen in offener Weise Hohn spricht, daß dagegen wir Katholiken sie mit großer Gewissenhaftigkeit befolgen. Wer die größeren akatholischen Literaturzeitungen regelmäßig liest, wird finden: entweder consequentes Todtschweigen unserer literarischen Erscheinungen oder ungerechte, vorurtheilsvolle Besprechung derselben.

Wie anders dagegen unsere katholische Kritik, die ja nicht wissentlich ungerecht sein kann, wenn sie in Wahrheit katholisch ist. Solche durchaus unpartheiische Kritiken, wie der „Literarische Handweiser" und die „Literarische Rundschau" sie über akatholische Literatur bringen, sind in andersgläubigen kritischen Revüen über katholische Literatur fast unmöglich.

Das hat Niemand tiefer und bitterer erfahren als die Gräfin Hahn, d. h. nicht sie selbst — denn sie las nie Recensionen, nicht etwa aus Hochmuth, sondern um sich nicht die Lust am Schaffen verderben und die Selbstständigkeit nehmen zu lassen — aber wir anderen, die es beobachten konnten. Ihre ehemaligen zahllosen Verehrer — „sie war die berühmteste deutsche Schriftstellerin ihrer Zeit"[1]) und das ganze gebildete Deutschland lag zu den Füßen der angebeteten Dichterin — sind ebensoviele Gegner geworden; kommt

[1]) Heiene, Gräfin Ida Hahn-Hahn. 1869. S. 21.

die Rede auf sie, die jetzt Abgeschiedene, so zuckt man die Achseln: „Hm! Ist katholisch geworden!“ Und eben die so reden, haben in den seltensten Fällen auch nur eine Zeile in den Werken der katholischen Gräfin Hahn gelesen; höchstens kennen sie ihre Conversionsschrift: „Von Babylon nach Jerusalem“ und auch diese möglicherweise nur aus der Gegenschrift Abekens, oder sie schöpfen ihre Kenntniß der katholischen Periode aus Lebensbildern der Gräfin in Modejournalen oder aus Literaturgeschichten. Und diese? Ja, da ist es seltsam erheiternd, das Gebahren der gelehrten Herren zu beobachten. Die einen haben nicht einen oder kaum einen der katholischen Romane der Gräfin Hahn gelesen, fühlen sich aber doch als gewissenhafte Registratoren verpflichtet, ihren Lesern etwas darüber zu berichten und da kommt dann blühender Unsinn zu Tage. So schreibt Alfred von Wurzbach in unqualifizirbarer Weise [1]): „Die einst so amusante, trotz aller Mängel geistvolle Gräfin ist Verfasserin von katholischen Romanen .... geworden, die als billige Tractätlein-Makulatur mit einem Collektivnamen bezeichnet uns vollkommen der Aufzählung entheben.“

Rudolf v. Gottschall [2]): (Babylon ꝛc.) „war das letzte große Werk, von dem man in literarischen Kreisen Notiz nahm; die folgenden wurden mehr durch die kirchliche Propaganda verbreitet; sie hatte ja ihr letztes Wort gesprochen.“

Das ist natürlich eine äußerst leichte Manier, über einen Stein, den man nicht bei Seite wälzen kann, hinweg zu kommen.

Andere haben indessen einiges gelesen, und das macht die Sache noch weit amusanter, denn nun tritt die abfällige Beurtheilung der neuen Romane zu der enthusiastischen ihrer früheren in einen wirklich höchst komisch wirkenden Contrast. So heißt es bei Barthel [3]): „Jetzt scheint ihr Ruhm verschollen zu sein ... hat bis 1864 noch zehn neue Romane edirt, die man wohl noch in Leihbibliotheken finden kann.“ Kurz [4]) meint in kritischer Unfehlbarkeit: „Wie sie in den früheren die sinnliche Geschlechtsliebe mit Opposition gegen Gesetz und Sitte darstellt, so wurde die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack der Stoff ihrer späteren Romane.“ Dies geradezu

[1]) Zeitgenossen XII. Wien 1871. S. 80.
[2]) Gartenlaube 1880. Nr. 6.
[3]) Deutsche Nationalliteratur, 9. Aufl. 1879. S. 926.
[4]) Geschichte der deutschen Literatur IV, 3. Aufl. 1874. S. 754 b.

lächerliche Urtheil eignet sich Robert König, in seiner vielgerühmten „Deutschen Literatur-Geschichte“ ohne Quellenangabe mit Versetzung einiger Wörter an[1]).

Aber freilich: die Gräfin Hahn hat eine solche Behandlung reichlich verdient, ist sie doch katholisch geworden; ist sie doch aus den „sonnigen, vernunftklaren“ Regionen des Protestantismus oder vielmehr des ästhetisirenden Unglaubens hinabgestiegen in die nebeligen Grüfte des Katholizismus; hat sie doch die schrankenlose Freiheit des Denkens aufgegeben und sich in die Ketten „unbegreiflicher“ Dogmen schmieden lassen. Das sind Verbrechen, für die es in den Literatur-Geschichten keine Sühne giebt. Ob es der Gräfin Hahn zu Herzen gegangen wäre, wenn sie es gewußt hätte? Gewiß nicht! R. von Gottschall[2]) meint freilich in rührender Naivetät: „Mochte es der Einsiedlerin nicht von allen Entsagungen, die sie sich auferlegen mußte, nicht als die schlimmste erscheinen, daß diese Werke kein Echo mehr fanden in der deutschen Literatur, die ihr doch einst den schönen Kranz gewunden?“

Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß Aerger und Neid die Literaturhistoriker zu solchen Annahmen verleiten. Man gönnt uns eben die große Dichterin nicht und weil man sie uns nicht nehmen kann, deshalb sucht man sie herabzuwürdigen. So sagt Barthel[3]) vom hohen Roß herab: „Wir brauchen den Vatikan um diesen Fischzug nicht zu beneiden“ und Wurzbach sagt sogar mit schon bekannter liebenswürdiger Grobheit[4]): „Daß sie unter diesen Umständen der Geist auch vollends verlassen, kann Niemand befremden.“ Das ist doch in der That ein werthvolles Geständniß!

Barthel meint auch,[5]) sie habe durch ihre Conversion am inneren Menschen keine wahrhafte Umwandlung erfahren — eine Behauptung, die nur von Jemandem ausgesprochen werden kann, dem der großartige seelische Entwicklungsprozeß der genialen Frau gänzlich unbekannt ist. Um ihn in seiner ganzen Bedeutung zu verstehen, versetze man sich nur in ihre Heimath, nach Mecklenburg! Hört man den Namen, so überläuft jeden konstitutionell gesinnten

[1]) Literaturgeschichte 5. Aufl. 1879. S. 632.
[2]) a. a. O.
[3]) a. a. O. S. 926.
[4]) a. a. O. S. 80.
[5]) a. a. O. S. 925.

Staatsbürger eine gelinde Gänsehaut. Dort herrscht ein übermüthiger Adel durch ungeheuren Reichthum omnipotent — soll doch der jetzige Chef des Hauses Hahn ein tägliches Einkommen von 2400 Mark haben — ein Adel, der sich so recht eigentlich als den Herrn des gesegneten Landes betrachtet und seine Lehnsleute als willenlose Opfer seiner Laune. „Als beklagenswerthe Folge dieses Uebergewichts tritt Servilismus der Bauern, Bauerndruck und Bauerndummheit in grellen Farben hervor, aus denen dann wieder indirekt, durch den obotritischen Adel hervorgerufen, Mangel an Industrie, Kleben an der Scholle, dumpfe Zufriedenheit in dumpfer, feudalistischer Sphäre entspringt.“ [1]) Zwar hat die ebnende Walze der Zeit auch hier der vorschreitenden Cultur viele Hindernisse weggeräumt; zur Zeit der Gräfin Hahn aber herrschten vielfach noch Zustände, die einem nachgeborenen Geschlechte geradezu märchenhaft erscheinen. Der Adel war in vieler Hinsicht, namentlich in geistiger, dem so grausam unterdrückten Landvolke vollkommen ähnlich, nur mit dem großen Unterschiede, daß letzteres von Bildung sich überhaupt eine Vorstellung nicht machen konnte, während ersterer alle Bildung und deren Vertreter mit souveränem Dünkel verachtete. So schreibt die „Rostocker Zeitung“ im Jahre 1848: „Theater, Illustrirte Zeitung, Diezmann's Modejournal bieten die Quellen der modernen Ausbildung und wer nach Tiefe des Wissens strebt, schafft sich höchstens — Brockhaus' Conversationslexicon an.“

Andererseits läßt sich aber nicht verkennen, daß in dem „eingeborenen“ Adel großentheils noch ein echt ritterlicher Geist lebt, der an die hochgestellten Recken des Mittelalters erinnert, der sich aber, der Richtung unserer Zeit gemäß, meist nur in manchmal sehr übel angebrachten Extravaganzen Luft macht. Zeichneten sich ihre Vorfahren doch schon durch ihren kriegerischen Geist ruhmvoll aus. „Seekönige, Wickingsfahrer, zogen sie mit ihren Mannen und keinem anderen Gute, als ihrem tapferen Herzen und ihrem scharfen Schwerte, ohne Compaß, auf ihren leichten Schiffen hinaus in die wilde unermeßliche See, auf kühne Abenteuer, um in weiter Ferne, auf unbekannten Ufern, Macht und Ruhm und Beute zu gewinnen und Königreiche und Herzogthümer zu gründen.“ [2])

Diese Verhältnisse: unleugbar große Seele neben totaler Unbildung und naturwüchsiger Rohheit, muß man sich vergegen-

[1]) Helene, a. a. O. 3.

[2]) Histor.-polit. Blätter 1851. I. 811.

wärtigen, um manchen eigenthümlichen Zug in dem Charakter der großen Frau zu verstehen und ihre ganze Bedeutung zu würdigen. Denn „ein Zug dieses ritterlichen, keine Gefahr scheuenden, aristokratische Freiheit liebenden, dem fernsten, höchstgestreckten Ziele nachstrebenden Heldengeistes geht auch durch ihre ganze geistige Richtung hindurch.“ [1])

Andererseits steigt unsere Bewunderung für eine Persönlichkeit, die aus geistesarmer Umgebung so glänzend und großartig emporschoß, daß die Welt staunend zu dem neu aufgehenden Gestirne des deutschen Literaturhimmels emporblickte.

Dazu rechne man, daß die Gräfin Hahn unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geboren, und, was noch mehr gilt, erzogen wurde. Die Familie Hahn entstammt einem altfränkischen Adelsgeschlechte, welches seit 1231 in Mecklenburg ansässig war und 1802 in Wien in den Grafenstand erhoben wurde. Das gräfliche Wappen [2]) zeigt einen rothen, rechtsgekehrten, mit dem rechten Fuße ausschreitenden Hahn, mit schwarzen Füßen und schwarzen gekrümmten Schweiffedern, die Devise lautet: „primus sum, qui deum laudat.“ Der Großvater Ida's, Friedrich II. von Hahn, war ein eifriger Förderer der Wissenschaften, Philosoph und Astronom; in den gelehrten Kreisen damaliger Zeit angesehen und beliebt. Noch heute nennt die Astronomie ihm zu Ehren ein Gebirge im Mond das „Hahngebirge“. Sein zweiter Sohn, Carl Friedrich, wurde der Vater Ida's in eben dem Jahre, 1805, als der würdige Greis das Zeitliche segnete. Er ist in keiner Weise seines edlen Vaters würdig gewesen. Von Natur nicht unedel angelegt, leicht erregbaren Temperaments, enthusiastisch eintretend für einmal gefaßte Pläne, verfiel er den traurigsten Extravaganzen, die ihn seiner Zeit zu einer viel belächelten Berühmtheit in Deutschland machten. Der Graf Karl von Hahn, der Landmarschall von Mecklenburg, vergeudete Millionen, um seiner Leidenschaft für das Theater zu fröhnen, weshalb man ihn vielfach den Theatergrafen nannte. Auf seinem Gute Remplin errichtete er ein großartiges Liebhabertheater, dessen Bau und Einrichtung die respektable Summe von 180000 Mark erforderte. Dem entsprechend waren auch seine Vorstellungen einzig in ihrer verschwenderischen Pracht. Die ersten darstellenden Künstler

[1]) a. a. O. 811.
[2]) Wurzbach a. a. O. 7.

seiner Zeit engagirte er und belohnte sie wahrhaft fürstlich. So ließ er einst Iffland von Berlin einladen zur Aufführung von Kotzebues „Kreuzfahrern". Iffland erhielt eine silberne Rüstung, die der Graf nach der Vorstellung ihm zum Geschenk machte; ebenso auch das Viergespann, welches ihn nach Berlin zurückführte. Natürlich konnten selbst ungezählte Reichthümer derartige Passionen nicht aushalten; der Graf von 99 Gütern, wie man ihn in Mecklenburg nannte, wurde unter Curatel gestellt mit einem Jahresgehalte von 18000 Mark. Aber auch das vermochte ihn nicht von seiner seltsamen Liebhaberei abzubringen; er stellte sich an die Spitze einer Schauspielertruppe und zog mit ihr selbst noch 1840 im Lande umher.

Das war Ida's Vater, dem sie am 22. Juni 1805 geboren wurde. Sie erhielt in der Taufe die Namen Ida, Maria, Louise, Sophie, Friedrike, Gustava. Ihre Mutter war ein geborenes Fräulein von Behr, eine recht weibliche, stille, häusliche Natur durchaus das Gegentheil ihres Gemahl's. Derselbe Gegensatz fand sich zwischen Ida und ihren drei Geschwistern. Ida, ein hochbegabtes Kind, hatte viel von dem erregten, feurigen Temperamente des Vaters, während die übrigen Geschwister sich mit der Mutter scheu zurückzogen.

Unter solchen Verhältnissen war natürlich eine geordnete, verständige Erziehung unmöglich. Der Vater bekümmerte sich nicht anders um seine Kinder, als wenn er in der auffallendsten Weise auf ihr Nervensystem einwirkte, sei es durch plötzlichen Schreck oder durch unerwartete Freude. Nichtsdestoweniger zog in „vieler Hinsicht des Vaters rasches Sein und Wesen die kleine Ida mehr an als die besonnene Art und Weise der Mutter . . ."[1]) So stand Ida, widersprechend einmal nach dieser, dann nach jener Seite gezogen, beschränkt auf sich selbst da. Dazu kam noch, daß der Religionslehrer seinen Unterricht in einer ganz ungenießbaren Weise ertheilte, trocken, pedantisch, in einer Weise, die gerade die phantasievolle Ida abstoßen mußte, obgleich sie von Natur tiefes religiöses Gefühl besaß. Sie selbst gesteht: „Nie und zu keiner Zeit habe ich mich darauf besinnen können, was ich in dem Religions-Unterricht gelernt."[2]) Ebenso ungenügend war die wissenschaftliche Ausbildung der jungen mecklenburgischen Gräfin, die ja nach den

[1]) Helene a. a. O. 11.
[2]) Von Babylon nach Jerusalem S. 13.

dort herrschenden Standesbegriffen keiner solchen bedurfte, um ihren Platz in der vornehmen Welt gehörig auszufüllen. „Von einer tüchtigen Schulbildung . . . . . war bei ihrer Erziehung nicht die Rede.“[1]) Alles was die Gräfin an geistigen Schätzen besaß, war ihr angeboren oder durch Lectüre erworben.

So wuchs Ida zu einer anmuthigen Jungfrau heran, durch Geist und Bildung hervorragend über alle ihres Kreises. Sie war 21 Jahre alt, als sie sich am 3. Juli 1826 mit ihrem ältesten Vetter, dem Grafen Friedrich Hahn auf Basedors vermählte. Es war keine Heirath aus Liebe, aber auch keine aus Zwang; sie hatte eben eingewilligt, weil sie Friedrich gut kannte und weil er ihr Vetter war. Die Verbindung wurde allgemein als eine glänzende bezeichnet, weil Graf Hahn als einer der reichsten Grundbesitzer in Mecklenburg galt. Persönlich war er durchaus nicht von abstoßendem Wesen: „eine mächtige, herkulische Gestalt, mit trotzigem breiten Gesicht, mit kleinen verschwommenen Augen“ (Luise Mühlbach), hatte indessen für weibliches Sein und Wirken nicht das mindeste Interesse; wie sein Schwiegervater für Theater und Mimik, so schwärmte er einzig für Pferde, Sport und Hunde und ließ dieser seiner Leidenschaft zu Liebe Tausende draufgehen. Er war es, dem Neubrandenburg — ja, man sagt Deutschland, überhaupt — das erste Pferderennen verdankt.

Das war jedenfalls kein Mann für eine geistig so hoch begabte Frau wie Ida es war. Trotzdem aber fügte sie sich gehorsam all seinen seltsamen Launen und vermied sorgfältig, ihn auch nur im Geringsten zu reizen. Der Graf indessen fühlte sich bei seiner Gemahlin herzlich gelangweilt. Eine Frau, die nicht mit ihm jeden wilden Ritt riskirte, nicht mit ihm auf feurigem Renner über Hecken und Verhaue setzte, sich überhaupt für Pferde und Hunde wenig interessirte, desto mehr dagegen, ja, fast ausschließlich, für Kunst und Literatur — ein solches Wesen war keine Frau für ihn, mochte sie äußerlich auch ebenso anziehend sein, wie seine Gemahlin Ida. Er verließ sie! Was Gräfin Hahn in jenen Tagen gelitten haben mag, kann keine Feder beschreiben; aber noch in ihren ersten Romanen tönt mancher Schrei, durch bittere Erinnerungen erpreßt, aus dem Herzen hervor. Lectüre und Studium bildeten ihre Unterhaltung und einzige Beschäftigung. Es kamen ganze Bücherballen

[1]) a. a. O. 13.

nach Basedows, deren Inhalt sie leseshungrig verschlang. Stundenlang vermochte sie mit ihren Büchern in einer mit Gebüsch umwachsenen Ruine zu sitzen und mit Dichtern und Geschichtsschreibern in längst entflohene Zeiten zurückzuschweben.[1])

Graf Hahn fand bald ein weibliches Wesen wie er es wünschte und suchte, in der Gräfin Schlippenbach, und nun galt es, sich möglichst bald von Ida scheiden zu lassen. Ein Grund lag allerdings nicht vor, aber er konnte ja bald geschaffen werden. So begann denn für die junge Frau ein Marterleben, schlimmer als Alles, was sie bislang erduldet. Doch blieb sie standhaft, bis endlich ein Bubenstreich sie bestimmte, in die Scheidung einzuwilligen. Ihr Gemahl hatte eine ihrer Chatoullen erbrechen lassen und falsche Briefe hineingelegt. So ward denn die Scheidung im Jahre 1829 ausgesprochen. Noch während ihres Scheidungsprozesses ward Ida Mutter eines Mädchens, schön und lieblich, zu ihrem unsäglichem Schmerze aber leiblich und geistig gelähmt. Sie gab es einer Freundin in Berlin in Pflege, wo es, 24 Jahre alt, 1853 gestorben ist.

Nun stand die Gräfin allein in der Welt, auf sich angewiesen. Sie vermochte es in den engen Kreisen Mecklenburgs nicht mehr auszuhalten, sie sehnte sich hinaus in die Welt, in die Gesellschaft, sehnte sich nach geistigen Genüssen und lebendiger Anregung. In dieser Zeit mag auch wohl zuerst in der genialen Frau der Trieb erwacht sein, Erlebtes und Erdachtes in dichterischer Form nieder zu legen und ihre Seele so von dem Druck der Erinnerungen zu befreien. Aber erst im Jahre 1838 erschien ihr erster Roman: „Aus der Gesellschaft", nachdem sie vorher drei Bändchen Gedichte veröffentlicht. Bis zu dieser Zeit und lange nachher machte sie langdauernde Reiseflüge in die interessantesten Erdtheile, schrieb, nach Hause zurückgekehrt, ihre Erinnerungen nieder, stellte Notizen zusammen und gab Werke heraus, die das größte Aufsehen in ganz Deutschland erregten. Im Jahre 1835 bereiste sie die Schweiz nach allen Richtungen; 1836—37 ging sie nach Oesterreich und hielt sich besonders in Wien auf; 1838—39 besuchte sie Italien; 1840—41 Frankreich und Spanien; 1842 ging sie nach Dänemark und Schweden hinüber; die Jahre 1843—44 verbrachte sie im

[1]) Mündlich.

Orient (Constantinopel, Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten) 1847 wieder in Italien, dann in England und Irland, nochmal in Italien, um sich endlich 1848 in Dresden nieder zu lassen.

Die Gräfin reiste gern, in manchem Liede hat sie es ausgesprochen, und ihre Constitution erlaubte es.

„Mit einer ungewöhnlichen Gesundheit, aber auch mit ungewöhnlicher Energie in Ertragung der Strapazen ausgerüstet, fand die Reisende stets Muße, an Ort und Stelle ihre Eindrücke nieder zu schreiben. Wenn auch später eine Ueberarbeitung dieser Notizen oder Briefe stattfand, so machen sie doch ganz den Eindruck der unmittelbaren Conception“ [1]). Dieser Frische hat man auch wohl den ungeheuren Beifall, den sie fanden, zuzuschreiben. Die Honorare brachten der schriftstellernden Gräfin ganz respektable Summen ein, — bis 10 Friedrichsdor für den Bogen — die sie allerdings, um ihre Reiselust befriedigen zu können, auch nöthig hatte, denn das ihr bei der Scheidung zuerkannte Jahrgehalt von 6000 Mark verwendete sie fast nur für den Unterhalt ihres unglücklichen Kindes. Uebrigens lebte sie überaus einfach, ja bescheiden. Ihre Zimmer waren keineswegs gräflich ausgestattet; da war nichts Ueberflüssiges, es fehlte aber nichts zur Bequemlichkeit Nothwendiges. Dazu entfaltete sie eine wahrhaft großartige Wohlthätigkeit, die freilich die Oeffentlichkeit scheute und deshalb lange Zeit eine ihrer unbekannten Tugenden blieb. Nur einer wußte es — Baron Bystram [2]). Der Name dieses eigenthümlichen Mannes ist der Gräfin Hahn nach ihrer Conversion nicht mehr über die Lippen gekommen und doch war er durch länger als zwanzig Jahre hindurch ihr Freund und stetiger Begleiter auf all' ihren Reisen. Sie hat ihn geliebt mit aller Kraft ihres tieffühlenden Herzens — und doch wurde sie nicht seine Gattin. Weßhalb nicht? Sie liebte ihn nicht, wie eine Gattin den Gatten lieben muß; ihr Gefühl war mehr eine glühende Freundschaft, das Gefühl, an ihm, dem echtadeligen, starkmüthigen Manne eine Stütze zu haben in ihrer Einsamkeit. „Du bist ein Felsen“, läßt sie in „Faustine“ die Heldin zu Baron von Andlaw sagen, — „daran rank' ich mich als Epheu

[1]) Haffner, Gräfin Hahn-Hahn 1880. S. 7.

[2]) In einem Lebensbilde der Gräfin Hahn dürfte die Persönlichkeit Bystram's nicht fehlen. Zudem liegen mir gedruckte und briefliche Beweise vor, daß das Verhältniß ein durchaus edles und reines war — freilich bedarf es eines solchen Beweises nicht für alle, welche die edle Verewigte gekannt haben.

mit geschmeidigen Armen empor." Andlaw aber ist kein Anderer als Bystram. „Baron Adolph Friedrich von Bystram war ein Mann, bei dem das Ausgezeichnete der alten, religiösen, romantischen und ritterlichen Zeit, mit der feinen Bildung . . . der neuen Zeit sich in einer seltenen Harmonie zusammengefunden hatte; ein vollendeter Gentlemann, wie sie heutzutage gewiß nicht häufig vorkommen, nicht bloß unter dem deutschen Adel, sondern in ganz Europa .... Er besaß den liebenswürdigsten Humor, wie er nur einem ganz wohlwollenden Herzen entströmt, wo gar keine Spur von schlechtem Ehrgeiz und schlechter Eitelkeit, am innersten Herzen nagend, sich befinden. Bystram verband mit diesen echt männlichen Eigenschaften das tieffühlendste Herz .... Sein Aeußeres entsprach durch und durch der edlen Bildung des Inneren .... Groß und schlank von Gestalt, herrschte volle Harmonie in allen Theilen derselben"[1]).

Aber noch ein anderer, weit tieferer Grund hielt die Gräfin Hahn, die geschiedene Frau, ab, sich mit dem Wittwer Bystram zu vermählen: ihre intensive Abneigung gegen die Ehe. Hauptgrund dafür waren wohl ihre überaus bitteren Erfahrungen in der Ehe. Sie betrachtete eine der heiligsten Institutionen des socialen Lebens nicht als eine von Gott gesegnete Einrichtung, sondern als eine für die Frau schmachvolle Fessel. Am Besten illustriren ihre emancipirten Ansichten über Ehe und Familienwohl die Worte der Gräfin Faustine, die nichts Anderes sind, als ihre eigenen. „O Anastas" — schreibt sie, nachdem sie mit einigen Worten des unermüdlichen Schaffens ihrer glücklich verheiratheten Schwester Adele gedacht, an Baron Andlaw — „wie dank ich Dir, daß du nicht auf meine Schultern die Last eines solchen betriebsamen, sorglichen, schaffenden Lebens gewälzt hast"[2]). Und weiterhin ruft sie bei einem Gespräche über die Ehe aus: „Und die eine Hälfte des Menschengeschlechtes wäre geschaffen, damit die andere sie brutalisire!"

„Ihr sollt winken, wir sollen kommen — ein Wort sagen und wir sollen anbeten — lächeln, und wir sollen auf die Knie fallen — zürnen, und wir sollen verzweifeln — Alles auf Allerhöchsten Befehl, den ihr von Gottes Gnaden dekretirt. Was ist das Anders, als uns brutalisiren? — ich frage. Das ist Euch schon zur Natur geworden, in diesem Sinne richtet ihr die bürger-

[1]) Helene a. a. O. 27.
[2]) Faustine 3. Aufl. S. 59.

lichen Verhältnisse ein, erzieht ihr die Kinder, schreibt ihr die Bücher“ [1]). Eben so scharf drückt sich Faustine-Ida über die Frauen aus, welche ihrer gestrengen Ehemänner zeitweilige Launen willig erfüllen.

Und als dritten Grund für ihre Weigerung möchte ich ihre ganze Gemüthsrichtung angeben. Gräfin Hahn war in der That für die Ehe nicht geschaffen. Wäre sie damals schon Katholikin gewesen, erfüllt mit Ehrfurcht für das Sakrament der Ehe, mit Achtung für das christliche Familienleben, aber auch erfüllt von demselben dichterischen Geiste, sie würde jede Werbung ebensowohl ausgeschlagen haben. Eine Seele, wie die ihre, vermochte Befriedigung nur zu finden im Streben nach dem Höchsten. Das vermochte ihr die Ehe nicht zu bieten, aber auch nicht der Protestantismus und der Unglaube — sondern nur die katholische Religion und darum fand ihre hochfliegende Seele erst im Schooße unserer Kirche die so heiß ersehnte Befriedigung.

Daß sie in der That Bystram nur als den starken, heißgeliebten, oft besungenen Freund und Beschützer ansah, geht auch daraus hervor, daß sie im Jahre 1836 in Greifswald von heftiger Leidenschaft für einen jungen Assessor am dortigen Appellationsgericht, Heinrich Simon ergriffen wurde.[2]) Es war das im fünften Jahre ihrer intimeren Bekanntschaft mit Bystram. Heinrich Simon stand in einem Alter mit der Gräfin Hahn; er zählte 31 Jahr. Sein Aeußeres war imponirend. „Schöne, fast immer ruhige beinahe kalte Züge, zeigten die Harmonie und den Ernst eines in sich abgeschlossenen Charakters, dem Recht und Freiheit, weniger die flüchtigen Ideale des Herzens, als große heiße Lebensaufgaben galten. Daher der ruhige, fast kalte Ausdruck seines Gesichtes, wenn er sich selbst überlassen war, der aber begeistert und leuchtend erschien, wenn ein großer Gedanke ihn mächtig ergriff, freundlich und voll lachender Anmuth, wenn er mit Menschen verkehrte, die er liebte. . . . In ihm vereinigte sich natürliche Intelligenz mit einem reichen Schatze des Wissens und der Bildung, und eine seltene Energie des Willens.“ [3])

---

[1]) a. a. O. 63.

[2]) Vergl. den Aufsatz im „Bazar“ 1866 Nr. 14 von F. v. H(ohenhausen), der aber augenscheinlich Wahres und Falsches häufig vermischt.

[3]) Helene a. a. O. 33.

Simon lebte in Greifswald in angenehmen dienstlichen Verhältnissen, trotzdem fühlte er sich nicht zufrieden, ja, oft sogar unglücklich. Es fehlte ihm ganz an anregendem Umgang, an großartiger Wirksamkeit, wie seine unternehmungslustige Seele sie verlangte. In dieser Stimmung sah er die Gräfin Hahn. Der erste Eindruck war nicht überwältigend für ihn, wie romantische Seelen sich so gern vorstellen und ausmalen. Bald aber trat an Stelle der ruhigen Betrachtung des anmuthigen Frauenbildes Bewunderung und diese machte endlich einer heißen Liebe Platz. Er schreibt über sie: „Eine Welt von Gedanken, nicht kleiner als Bettina's Welt, lebt in dieser Frau: der Gegenstand sei, welcher er wolle — erhält vor meinen staunenden Augen die neuesten, originellsten und ursprünglichsten Seiten." Aehnlich erging es der Gräfin. Das Interesse für die ungewöhnliche neue Erscheinung schlug in Liebe um. Bald kam die Entscheidung. Heinrich Simon bot ihr seine Hand an — sie schlug sie aus! Und doch liebte sie ihn, wie eine Gattin den Gatten lieben muß! Ob auch hier dieselben Gründe für die Ablehnung geltend waren, wie bei Bystram — wer weiß es? Eine ihr nahestehende Dame glaubt behaupten zu dürfen, der Rangunterschied habe sie zurückgehalten, ihr Jawort zu geben — eine Behauptung, die wohl in das Reich der Vermuthungen zu verweisen ist. Simon beobachtete ihren inneren Kampf und zog seinen Antrag starken Herzens zurück. Lange hat die Gräfin Hahn mit ihrem Schmerze gekämpft, bis endlich im Jahre 1842 ein Angstruf aus ihrer Seele drang: „Nur einmal noch will ich Sie sehen, nur einen Moment, weiter nichts! Dann will ich ruhig leben und sterben, ganz ruhig, gewiß!" Sie sahen sich noch einmal und nicht wieder. Simon warf sich von da ab energisch auf wissenschaftliche Thätigkeit, betheiligte sich in hervorragender Weise an der revolutionären Bewegung des Jahres 1848, die ihn zuerst in's Gefängniß, dann aber auch in das Vorparlament zu Frankfurt und in die preußische Nationalversammlung brachte. Später zur Flucht gezwungen, wandte er sich nach der Schweiz, großartige industrielle Unternehmen in's Leben rufend. 1860 starb er eines jähen Todes im Wallensee.

Bystram blieb der Gräfin Hahn ein treuer Freund, wenngleich mit blutendem Herzen. An seinem Troste richtete sich die Gräfin, welche noch nicht gelernt hatte, den Born ewigen Trostes zu suchen, wieder auf.

Wir sehen am bisherigen Lebenslaufe der Gräfin, daß Gottes Hand schwer auf ihr lag. Aeußerlich schien man sie zu den wenigen Bevorzugten rechnen zu dürfen, denen des Lebens unvermischte Freude zu Theil wird; innerlich war sie zerrissen und gebeugt. Noch schwerere Leiden sollten sie treffen, um ihre Seele immer mehr vom Irdischen abzuziehen. Im Jahre 1848 ließ sie sich von dem berühmten Chirurgen Dieffenbach ein Auge, welches zeitweilig ein wenig schielte, operiren, um dem nach Rußland abwesenden Bystram nach seiner Rückkehr eine Freude zu machen. Dieffenbach nahm die Sache zu leicht, auch achtete die Gräfin selbst in ihrer Lebhaftigkeit zu wenig auf den Heilungsprozeß nach glücklich beendeter Operation — genug, die Gräfin verlor das kranke Auge für immer. Ein Jahr darauf raffte der Tod ihren Freund Bystram hinweg; sie stand wiederum allein in der Welt, allein mit einem gebrochenen Herzen, ohne Trost und ohne Halt.

Was Wunder, wenn eine der Gräfin in jener Zeit nahestehende Dame, (Frau von Hülsen, welche sich unter dem Pseudonym Marie Helene verbirgt?) eine Protestantin, aus diesen Schicksalsschlägen den Schluß ziehen zu dürfen glaubt, sie sei „mit der ganzen Gluth eines zerschlagenen Herzens, dem soeben ein geliebtes Idol entrissen," katholisch geworden. Das widerspricht aber den Thatsachen schnurgerade und hätte von einer Dame, welche die Gräfin Hahn näher gekannt und ihre Werke gründlich durchlesen haben will, nicht ausgesprochen werden dürfen. Wohl gedenkt Gräfin Hahn selbst des herben Verlustes mit den klagenden Worten: „Da verlor ich ein solches Herz! Es sank ins Grab! Und so war ich denn allein in meiner Höhle! Die Kerzen erloschen, die Blumen verwelkten! Mir war alles gleichgültig"[1]) — trotzdem aber liegen die Ursachen ihrer Conversion tiefer. Die Gräfin Hahn besaß von Natur ein tiefes religiöses Gefühl, das sich freilich mehr in unbestimmter Schwärmerei, als in confessioneller Bestimmtheit kundgab. Ihre Romane sowohl wie ihre Reisebeschreibungen geben davon genügend Zeugniß. Viele ihrer Gedichte schließen mit frommen Aufblick nach oben:

„Wähne dich nur nicht verloren,
Wenn ein kleines Leid dich quält,
Du bist wohl von ihm erkoren,
Der Sein liebstes Kind erwählt,

[1]) Von Babylon nach Jerusalem. S. 10.

Es zu läutern durch den Schmerz.
Glaube fest nur an sein Walten,
An sein treues Vaterherz;
Er wird stets dich aufrecht halten." [1])

Aehnliches Vertrauen spricht aus vielen anderen Gedichten. Aber nur Gott, der Vater aller, ist der Gegenstand ihres Glaubens, über den Inhalt der Religion ist sie sich nicht klar. Das genügte ihr aber keineswegs. Ihre Seele strebte unabläſſig nach der wahren Erkenntniß, unabläſſig, das Ziel des Menſchen auf Erden zu ergründen. „Ein Ringen aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit, das iſt das Leben, das iſt das Heil des Menſchen. Dahin muß er ſtreben durch Licht und Schatten, in Sieg und Niederlage, durch Handeln und Denken, mit Kreuz und Schwert" — ſagt ſie ſelbſt. [2]) Und, ſtarken Geiſtes wie ſie war, ſchreckte ſie keineswegs zurück vor den Reſultaten ihrer Studien. Wahrheit! war ihr einziger Gedanke. „Ich gehe", ſagt ſie, „nach meiner alten Art bis auf den Grund, und was ich da finde, das bring ich empor, als treuer Bergmann, unbekümmert, ob es Diamanten oder Kohlen ſind — ob es Gold oder geringes Metall iſt." [3])

Und die Schachte, in denen die Gräfin Hahn jahrelang, lange noch vor dem Verluſte ihres Freundes, deſſen Schmerz ihre Converſion veranlaßt haben ſoll, grub mit der unermüdlichen Ausdauer einer wahrheitsdurſtigen Seele? Es konnten nur Bücher ſein z. B. Fenelon, Auguſtinus, Thomas von Kempen, dann aber auch Geſchichtswerke in weiteſtem Umfange — „Bücher, in denen Luther gewiß ganze Schaaren von blauen Enten meiner ſubjektiven Deutung und Meinung entdeckt haben würde" — ſagt ſie ſelbſt. [4]) Sicher aber iſt, daß auch ſie ſelbſt anfangs gar Vieles an den Büchern, welche die höchſten Fragen der Menſchheit behandelten, auszuſetzen fand, denn ſie war eine Frau von ungemein ſelbſtbewußtem, ſelbſtſtändigen Geiſte und ſcharfer Logik. Es war unmöglich, ſie mit blendender Worte Schimmer zu fangen, durch die Phantaſie Einfluß auf ihr Denken zu erlangen. Sie wollte klar ſehen immer und überall, wollte lebendig durchdrungen ſein von Allem, was ſie als wahr in ihre Seele aufnahm. Sie wollte vor allen Dingen wiſſen. Schon

[1]) Gedichte 1835. S. 9.
[2]) Sibylle S. 55.
[3]) Von Babylon nach Jeruſalem S. 41.
[4]) Daſelbſt S. 61.

hieraus widerlegt sich vollständig die Annahme der oben genannten Schriftstellerin, als ob ihre Conversion die That der Verzweiflung gewesen. Sie war im Gegentheil ein langdauernder Proceß, der bei einem Geiste, wie dem der Gräfin Hahn, mit zwingender Nothwendigkeit zu diesem Resultate führen mußte.

Das nächste war natürlich die Ueberzeugung der inneren Haltlosigkeit des Protestantismus. Hatte sie auch die wahre Religion noch nicht gefunden, so war sie doch in der Erkenntniß soweit vorgeschritten, die falsche erkennen zu können. Sie sah ein, die protestantische Confession konnte Wahrheit nicht lehren, weil sie keine Norm des Wahren besaß, weil sie die Religion des Subjectivismus war, weil ihr Consequenz fehlt. Was sie aber so sehnsüchtig verlangte, das war ja nicht allein die Wahrheit, sondern auch der Beweis der Wahrheit, den der Protestantismus nicht zu erbringen vermag. Deshalb ruft sie mit Bezug auf Luther aus: „Wer die Unfehlbarkeit einer päpstlichen Bulle verwirft, darf nicht auf der Unfehlbarkeit der Augsburgischen Confession bestehen."

Den Eindruck dieser eifrigen Studien verstärkten wirkungsvoll persönliche Erfahrungen im Leben, namentlich die Anschauung und Beobachtung katholischer Sitte und Gesinnung in katholischen Ländern und Gegenden. So empfand sie am Rhein angesichts der vielen Klöster, Wallfahrtsorte, Dome, zum erstenmale, daß „die Religion Etwas sei, was überhaupt dem Herzen nahen könne." Noch stärker wurde sie ergriffen, ja erschüttert auf ihrer Reise im Orient 1843—44. „Damals empfand ich zuerst einen Schmerz darüber, nicht der katholischen Kirche anzugehören.

Bis dahin hatte ich wohl schon öfter gefunden, es müsse gar schön sein, in ihr geboren zu sein — doch weiter nichts. Doch nun, da ich überall in dem Pilgerhause der Klöster mit größter Gastfreiheit aufgenommen wurde und das Leben der demüthigen Männer sah, die aus Spanien und Italien herübergekommen waren und die orientalischen Sprachen gelernt hatten, um kleinen Kindern Unterricht zu geben und Pilger zu verpflegen; nun da ich die katholische Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armuth sah, da fing ich an, sie zu lieben. Und da man mit dem Gegenstand vereint sein möchte, den man liebt, und ein Uebertritt ganz außerhalb meines Ideenkreises lag, so fing ich an mich zu grämen" [1]). Von dort

[1]) Von Babylon S. 126.

aus schrieb sie einige Briefe nach Europa, die sie in den Geruch der Katholizität brachten. 1844 kam sie nach dem Abendlande zurück, das sie zu ihrem Erstaunen in einer Unheil drohenden Gährung wieder fand. Volksaufstände von größerer oder geringerer Bedeutung wurden von allen Seiten berichtet; neue seltsame Lehren wurden gepredigt und das Volk in fieberhafte Spannung versetzt. Die Gräfin ergriff sofort die Gelegenheit zu neuen Anregungen, vertiefte sich in kommunistische und sozialistische Schriften, um von ihrer Inhaltlosigkeit bald genug abgestoßen zu werden. Ebenso erging es ihr mit Schriften von Luther. In jener Zeit schrieb sie schon: „Vor der jetzt modischen evangelischen Kirche ekelt es mich! Nein! Kirche! Wenn Kirche sein soll, gibt es für mich nur Eine, die katholische“ [1]).

So gewinnen wir überall die Ueberzeugung, daß die Conversion der Gräfin Hahn das Endresultat eines langjährigen Seelenprocesses, eines siebenjährigen Krieges gegen überlieferte Anschauungen und eigene Hartnäckigkeit war.

Im Jahre 1847 machte sie eine Reise nach England und miethete sich nach ihrer Rückkehr still in Dresden ein. „Ihre Zeit widmete sie ernsten Studien. Sie las die Propheten: Jesaias und Jeremias, einige Schriften des hl. Augustinus, die Geschichte und Beschlüsse des Trienter Concils; daneben auch wiederholt die Schriften Luthers. Ihre Hineigung zum katholischen Glauben war unter dieser Lektüre immer fester geworden und sie begann nunmehr auch die hl. Messe, der sie bis jetzt in einer eigenthümlichen Mischung von Sehnsucht und Scheu fern geblieben, regelmäßig zu besuchen. Die verschlossene Muschel begann sich zu öffnen und der himmlische Thau nahte sich ihrer Seele“ [2]).

Ende 1849 faßte sie ihren Entschluß und wandte sich an den Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock. Dieser wies sie an den Herrn von Ketteler, damals Propst in Berlin. Am 26. März 1850 legte sie in dessen Hände ihr Glaubensbekenntniß nieder.

Mit vollster Ueberlegung, mit einer Klarheit und Unbeugsamkeit des Willens, mit unerschütterlicher Ueberzeugung hat die große Frau den entscheidenden Schritt gethan. Und nun nahte ihr, was sie ein ganzes langes Leben mit jammernder Sehnsucht gesucht: die Beglückung eines festen Glaubens.

[1]) a. a. O. 151.
[2]) Haffner a. a. O. 20.

Ihr Uebertritt galt ihren früheren Gesinnungsgenossen als ein schmachvoller Treubruch. Man wagte zunächst nur einige wenige spöttische Bemerkungen in den Tagesblättern, als sie aber in ihrer Conversionsschrift: „Von Babylon nach Jerusalem" ein so offenes Bekenntniß ihrer Irrthümer ablegte, als sie den Protestantismus in seiner Haltlosigkeit so kräftig und treffend charakterisirte, brach der verhaltene Ingrimm in unqualificirbarer Weise los. So schrieb der Erlanger Professor Ebrard in seinem Pamphlet: „Wo ist Babel?" [1]) „Sie, Frau Gräfin, noch über und über bedeckt mit den Narben ihrer eigenen früheren Aussatzgeschwüre, . . ." „Das Schuldbuch Ihrer Sünden ist nicht ausgetilgt, weder vor Gott noch vor Menschen." So behandelte man eine Frau, die aus reinster Ueberzeugung einen anderen Weg eingeschlagen, nachdem sie eingesehen, daß der seither gegangene nicht zum Himmel führte! Selbstverständlich vermochten solche Schmähungen die Ruhe der Dichterin nicht im Mindesten zu stören.

Das äußere Leben der gottbegnadeten Dichterin lenkte nun in friedliche Bahnen; ihr inneres aber entzieht sich der Beobachtung soweit es nicht aus ihren neueren Werken erkenntlich ist. „Unmittelbar nach ihrer Conversion legte sie sich die schwersten Beschränkungen auf und faßte den Entschluß, sich von Allem zurückzuziehen, was sie mit der großen Welt verknüpft hatte". [2]) Sie bezog in Mainz eine bescheidene Privatwohnung, eifrig damit beschäftigt, dort ein Kloster vom guten Hirten zu gründen. Als ihr das gelungen, und einige Schwestern aus dem Mutterhause in Angers übersiedelt waren, erbat sie sich ein Zimmerchen im Kloster, „groß genug um einen Tisch und Stuhl und Bett zu fassen," und lebte da dreißig Jahre, nach allen Seiten wirksam auftretend, eine großartige Wohlthätigkeit entfaltend und die katholische Welt mit herrlichen Blüthen ihres ungeschwächten Talentes beschenkend.

Ende 1869 machte sich die 61 jährige Frau nach Rom auf, der großartigsten Kundgebung des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert, dem vaticanischen Concil beizuwohnen. Von Rom aus richtete sie an die bekannte Mainzer Monatsschrift: „Der Katholik" eine Reihe von Briefen, in welchen sie ihrer Begeisterung für die erhabene Sache der katholischen Religion beredten Ausdruck verlieh.

[1]) Vergl. Rosenthal, Convertitenbilder I. 2, S. 457.
[2]) Haffner a. a. O. 24.

Körperliche Leiden sollten der vielgeprüften Frau nicht erspart bleiben. Sie wurde an dem noch gesund gebliebenen Auge fast ganz blind und litt in den letzten Jahren so sehr an Schwäche, daß sie nicht mehr zu gehen vermochte. Im Dezember 1879 stellte sich eine Herzerweiterung ein, die am 12. Januar 1880 ihren Tod herbeiführte.

Sie wird nicht vergessen werden. Vielleicht werden die, welche das Glück hatten, sie persönlich zu kennen, sie länger im Gedächtniß behalten, als jene, die sie nur aus ihren Werken kennen. Sie war in Wahrheit ein Charakter — ein Lob, das schwer wiegt im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Sie besaß ein Herz, dem nichts fremder war, als durch etwas glänzen zu wollen, das nicht zu seiner Wesenheit gehörte; wie sie sich nach Außen zeigte, so war sie im Innern, sowohl im Argen wie im Guten. An nichts hing sie weniger, als am Leben und seinen Bequemlichkeiten; sie war so anspruchslos, so leicht zufrieden mit Wenigem, wie selten eine Dame aus der großen Welt. Ihre Dienerschaft war der gütigen Herrin sklavisch ergeben. Ein alter Gärtner in Basedow von einem Fremden nach dem Aeußern der Gräfin Hahn gefragt, gab die charakteristische Antwort: „Sie war so gut, daß sie schön war“ [1]), ein Zeugniß, das in seiner Einfachheit jedes weitere Wort überflüssig macht.

Wohlthätigkeit übte die ausgezeichnete Frau unabläßig in reichem Maße. Mit ihrer Güte verband sich aber auch eine Charakterfestigkeit, eine Energie des Willens, die oft genug ihre Bekannten in Erstaunen setzte und „in der Geschichte eines Frauenlebens nicht häufig“ vorkommen dürfte. Was sie zu erreichen sich vorgesetzt hatte, das führte sie mit völliger Verachtung ihrer Umgebung consequent durch. Haffner hat wohl Recht, wenn er ihre Conversion auch zum großen Theil ihrem entschiedenen Willen zuschreibt. Das läßt selbstverständlich auf ein stark ausgebildetes Selbstbewußtsein schließen. Das hatte die Gräfin Hahn, sie kannte genau die Größe ihres Talentes, und daß sie es kannte, sprach sie unumwunden aus — aber selten war eine dichtende Frau so weit von kleinlichem Stolz und schriftstellerischer Eitelkeit entfernt wie sie.

[1]) Mündlich.

II.

Ihre Schriften.

Ueberſieht man der Gräfin Hahn ganze großartige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, welche ſie ſowohl vor als nach ihrer Converſion unermüdlich entwickelte; betrachtet und ſchätzt man die Fülle von Poeſie, Geiſt und Gemüth, welche in zahlreichen Bänden verborgen liegt, ſo fühlt man ſich in der That gezwungen, von ihr zu ſagen, was gegenüber den Dutzenddichtern unſerer Tage leider ſchon zur Trivialität geworden, ſie iſt eine Dichterin von Gottes Gnaden. Die Muſe erkor ſie ſich zu ihrem geliebteſten, freilich auch verzogenſtem Kinde, ſchüttete verſchwenderiſch das unerſchöpfliche Füllhorn ihrer Gaben über ſie aus und verlieh ihr die Kunſt, die Herzen der Menſchen gefangen zu nehmen, zu rühren, hinzureißen, zu entzücken. Und dann nahte Gott ſelbſt ſich ſeinem Kinde und legte die koſtbarſte aller Gaben, die Gnade, in ſeinem Herzen nieder, und da erſt ward ſie, wozu ſie von Anbeginn beſtimmt wurde.

Sie erkannte ihren Beruf, erkannte, daß ihre Feder der Herrſcherſtab ſein werde, dem Tauſende bereitwillig huldigen würden; ſie nahm ihren Beruf mit charakterfeſtem Ernſt auf, ſelbſt da ſchon, als ihm die rechte Weihe noch fehlte, und widmete ſich ihm mit vollſter, urſprünglicher Begeiſterung. „Ich ſchrieb", ſagte ſie [1]) „und zwar ſo, wie ich alles that, was ich that: aus innerm Drang, um mir ſelbſt zu genügen, um in irgend Etwas den Durſt meiner Seele nach Vervollkommnung auszuſprechen und um ihn in Anderen anzuregen. Ich ſchrieb mit einer Art von Leidenſchaft, ſo daß ich, wenn ich in tiefer Nacht vom Schreibtiſch aufſtand und zu Bette ging, bisweilen aus meiner Ermüdung ganz ſchlaftrunken aufjubelte

[1]) Von Babylon S. 35.

vor Freude, daß ich am anderen Tage weiter schreiben könne. Wenn ich schrieb, war ich bedürfnißlos! Dann fehlte mir nichts, dann bemerkte ich keine Lücke, spürte keinen Mangel, wußte von keiner Sehnsucht. ....." „Mit der Feder und einem Blatt Papier war ich ein glückliches Geschöpf, sorglos, bedürfnißlos, hoffnungsvoll."[1] Und in Versen drückt sie das aus:[2]

„Sowie Orest in Hallen
Der Götter sicher war,
Daß er nicht mehr verfallen
Der Eumeniden Schaar —
So fühl ich mich geborgen
Im Hain der Poesie,
Und meines Lebens Sorge
Verschwebt in Harmonie."

Und mit dieser hohen Begeisterung verband sich das Streben, nur Ideales, Gutes und Edles zu schaffen. „Bei der Arbeit ... hatte ich keinen anderen Zweck, als etwas Gutes, Schönes und Wahres hervorzubringen — in irgend einer Seele ein Licht entzünden zu helfen — irgend ein Herz zu ermuthigen und zu trösten — irgend einen Sinn von der Verlorenheit an äußere Dinge zu retten und in sich selbst zurückzuführen — Sehnsucht nach dem Höheren zu wecken — Liebe für die Wahrheit — Verlangen nach tüchtiger Durchbildung des Charakters."[3]

Das deutsche Publikum nahm ihre Romane mit einem bis dahin beispiellosen Enthusiasmus auf, sie elektrisirten förmlich. Wie die Romane der George Sand in Frankreich, so zündeten die ihren in Deutschland, oder vielmehr überall, wo die Laute der deutschen Sprache erklangen. Manche Enthusiasten stellten sie sogar der berühmten Französin gleich. Das ist ein entschiedener Mißgriff, oder vielmehr, eine Ungerechtigkeit, nicht gegen die George Sand, sondern gegen die Gräfin. Allerdings ist ein gewisser Grad von Verwandschaft vorhanden, aber kein natürlicher; es fließt in beider Adern nicht dasselbe Blut. Die deutsche Dichterin ist wohl emanzipationssüchtig, aber nicht emanzipationswüthig, wie die französische. Sie kämpft nicht für Entfesselung der Sinne, nicht für Zerreißung der heiligsten Verhältnisse, nur um eitler Lust zu fröhnen. Die Gräfin

[1] a. a. O. 159.
[2] Gedichte. 1835. S. 142.
[3] Von Babylon. S. 159.

Hahn hat nie gewagt in all ihren Romanen, was George Sand in einem einzigen. Die Dichterin der Fauſtine würde nie geſchrieben haben, was in „Lelia“ zum Grauen eines jeden geſitteten Menſchen zu leſen iſt: „Darauf habe ich mein Anrecht an das Glück beſchränkt, das Wirkliche zu genießen; dieſen Genuß nicht zu verſchmähen, iſt meine Tugend; mit ihm mich begnügen, meine Weisheit. Anakreon hat meine Liturgie geſchrieben, das Alterthum iſt mein Vorbild, Griechenlands nackte Götter ſind meine Gottheit. .... Als Heilmittel gegen die Verzweiflung habe ich die Religion der Luſt und als Preis meines Kampfes habe ich die Religion der Luſt.“ [1]) Bekanntlich war George Sand conſequent und muthig genug, ihr Leben nicht in Widerſpruch mit ihren Theorien zu ſetzen; ſie liebte den Skandal nicht allein in ihren Romanen, ſondern auch im Leben. Sie war in Wort und Gebahren eine durchaus andere Erſcheinung als die Gräfin Hahn. Dort die nackte, unverhüllte Sinnlichkeit mit allen Folgen totalen Unglaubens; hier wohl Verachtung von Geſetz und Sitte, nie aber jenes widerliche Hohnſprechen jedes weiblichen und ſittlichen Gefühls. Die Gräfin Hahn erſcheint als edel angelegte irrende Seele; George Sand als eine gefallene. Letzterer galt die Ehe als eine den Genuß beengende Schranke; erſtere betrachtete ſie nur dann als Feſſel, wenn die Frau gezwungen, an der Seite eines ungeliebten Mannes ihr Leben zu verweinen; oder als ein Hinderniß idealen Aufſchwunges. „Gibt es denn auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Schmach, welche der gleich kommt, einem Manne zu gehören, ohne ihn zu lieben! O ich glaube, ein ganzes Leben von Verworfenheit wird mit dieſem Begriff bezeichnet!“ [2]) In ähnlicher Weiſe äußern ſich faſt alle die unglücklich vermählten Heldinnen ihrer erſten Romane. So ſagt Hilda in „Aus der Geſellſchaft“ [3]): „Ich mag nicht den Champagner durch Waſſer nüchtern machen,“ d. h. das Leben durch die Ehe. Und faſt gleichlautend ſagt die Dichterin ſelbſt in „Der Rechte“: [4]) „Ich denke, ihre Freundſchaft ſei ihnen zu werth, um deren friſches ſchönes Immergrün gegen die verwelkenden Roſen eines ehelichen Lebens zu vertauſchen.“ „Da iſt Keiner, aber nicht ein Einziger, der ſich mit einem Jubel-

[1]) Vergl. Kreiten, G. Sand in „Stimmen a. M. Laach“ XII. 293.
[2]) Fauſtine S. 244.
[3]) a. a. O. S. 248.
[4]) a. a. O. S. 110.

ruf in die Ehe hineingeworfen und dem sich nicht der Freudengesang in einen Schmerzensschrei verwandelt hätte." [1])

Um diesen unmoralischen Gedanken dreht sich die ganze Handlung der ersten Romane, ja, sie ist nur dazu da, um ihn in gleißend lügnerischer Weise als unumstößlich richtig hinzustellen. Unglückliche Ehe, eheliche Untreue, erzeugt durch Nichtbefriedigung des Herzensdranges — das ist in aller Kürze der Inhalt ihrer ersten Romane. Mit kecker Selbstherrlichkeit, die sich als ein Ausnahmewesen betrachtet und deshalb auch eine Ausnahmemoral für sich in Anspruch nimmt, setzen sich ihre Heldinnen über die Gesetze des socialen Lebens hinweg, keine Autorität anerkennend, als die blinden Triebe einer glaubenlosen Seele. „Romantisch" — nennt der ästhetisirende Unglaube solche Damen; wir haben eine andere Bezeichnung für sie, die ungleich treffender ist. Mit Recht sagte deshalb das „Foreign quarterly review" [2]): „Der Widerstand des nur zu oft rebellischen Herzens gegen das ernste Gebot der Pflicht ist ein Schauspiel, das stets die Aufmerksamkeit fesselt. Ist es doch ein Kampf, in welchem die Meisten von uns irgendwie gefangen gewesen sind. Wenn aber, wie in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn, der Willegleichsam durch Zauberspruch fesselfrei wird, wenn ihre Lieblinge kein anderes Gesetz anerkennen als tel est mon plaisir, und an Orten wohnen — wir wissen nicht wo, hoffentlich nicht in Deutschland —, wo man nur nach der Scheidung zu fragen braucht, um geschieden zu werden, das Utopien der Kammerzofe im Lustspiel, wo „die Frauen ihre Ehemänner wechseln wie Ohrringe und Handschuhe", da erlischt unsere Theilnahme an den Vorkommnissen einer Welt, die nicht die unserige, und wir mögen einem solchen Scheingefechte nicht länger zuschauen." Erst die christliche, oder vielmehr die katholische Religion vermochte unserer Dichterin den unerschütterlichen Halt im Leben und den ethischen Kern in ihren Dichtungen zu geben. Nun erst erreichten ihre Romane die rechte künstlerische Höhe: ein hoher idealer Gedanke, eine großartige Welt-

[1]) Sigismund Forster S. 204.
[2]) 1847: Januar.

anschauung verklärte sie und verlieh ihnen eine Bedeutung, die weit hinaus ging über die pilzartig aufschießende Romanliteratur. Sie vermochte nicht mehr zu schreiben, ohne die ewige Bestimmung derjenigen im Auge zu behalten, denen sie ihre Werke bestimmt hatte. Vor Allem aber setzte sie es sich zum Ziel, durch ihre neueren Werke ihre älteren vergessen zu machen und in den entzückendsten Tönen der Dichtkunst die Herrlichkeit jener zu besingen, der sie nach langen Irrungen endlich ihre seelische Ruhe zu verdanken hatte, der katholischen Kirche. Begeistert und begeisternd erhebt sie unsere hl. Kirche und ihre erhabenen Institutionen, erbaut und befestigt sich an den hellleuchtenden Bildern der Kirchengeschichte, die in Wahrheit die Siegesgeschichte der Wahrheit ist, blickt auf zu den ehrwürdigen Gestalten so vieler großer Päpste, Märtyrer und Kirchenväter und weiß diese Begeisterung dem Leser in echt dichterischer Weise mitzutheilen.

Nur gelingt es ihr nicht immer, denn manchmal vergißt sie im heiligen Eifer, daß sie einen Roman und nicht eine Abhandlung schreibt und verquickt die Handlung mit seitenlangen religiösen und politischen Gesprächen.

Und wie urtheilt sie nun über die Ehe? Nun erst ging ihr die Bedeutung dieser hl. Einrichtung für die Menschheit auf, und sie verstand es, wie der Stifter unserer Religion die treuinnige, vom Priester gesegnete, Vereinigung von Mann und Weib zu der Würde eines Sakramentes erheben konnte. Die Wirkung dieser Einsicht auf ihre dichterische Thätigkeit war höchst überraschend und merkwürdig. Sie, die nie im Leben das Glück einer treugeliebten und liebenden Gattin und Mutter genossen, ja nicht einmal gekannt hatte, sie die immer nur den beängstigenden Dunst regelloser Empfindungen eingeathmet — sie die ehemals nicht müde geworden, die Ehe mit ihren kleinen Freuden und Leiden als eine geisttödtende Fessel zu schildern — sie schafft von nun an Bilder holdseligsten Familienlebens, zaubert einen Liebesfrühling in manchem ihrer Romane, der vom wonnevollen Veilchenduft reiner Neigung, nie vom Mohngeruch sinnlichen Verlangens durchfluthet ist.

Und doch kann dem prüfenden Blicke nicht unerkannt bleiben, daß an dem geläuterten Golde ihres dichterischen Talentes noch hier und da eine Schlacke ihrer früheren Periode haften geblieben. Auch in ihren neueren Romanen verfällt sie noch in die bedauerliche Neigung, Verhältnisse, die nach der Lehre unserer Kirche und der

Sitte zu den unerlaubten gezählt werden müssen, zu analysiren. Beispiele ehelicher Untreue führt sie uns nicht selten vor und zeigt sie uns in eingehender Entwicklung.

Wenn wir nun auch die selbstverständliche Thatsache, daß die Gräfin Hahn durch solche Darstellungen nur abschreckend wirken wollte, in Betracht ziehen, so kann doch nicht gebilligt werden, daß immer wieder die dunkeln Tiefen des menschlichen Herzens aufgedeckt und Dinge ans Tageslicht gezogen werden, die besser ewig ungesehen unten ruhen blieben. Die Poesie ist die hohe Lehrerin der Menschheit; sie soll im Bilde zeigen, was die Religion in Lehre und Maxime als Grundsatz aufstellt; man verkennt aber ihre Aufgabe, wenn man glaubt, sie solle in negativer Weise ihren Zweck zu erreichen suchen und die Wahrheit der Lehre durch Vorführung des Gegentheils beweisen. Ja, vielleicht erreicht sie auf diesem Wege ihr Ziel niemals! Denn das läßt sich nicht verkennen, die aus anfänglicher Koketterie entstehende eheliche Untreue mit allen sie begleitenden Umständen und Scenen leidenschaftlicher Art, hat nicht allein für den Dichter als schaffenden Geist etwas Verlockendes — bietet sich ja hier reichste Gelegenheit, den Schleichgängen des Gefühls nachzugehen und die Sophistik der Leidenschaften zu ergründen — sondern auch für den Leser, der sie in seine Phantasie aufnimmt. Sagt doch selbst Rudolph von Gottschall[1]), der gewiß mit der Gräfin Hahn von 1838 warm sympathisirt, in dieser Beziehung von ihren ersten Romanen: „Ihr Duft ist oft betäubend und berauschend, opiumartig, die Sinne in seltsame Träume verstrickend und wer sich diesen schlummernd hingäbe, dem könnten sie leicht verderblich werden.“ Es kann leicht in manchem jungen Gemüthe die Neigung erweckt werden, einen solchen reiz- und leidvollen Roman selbst einmal zu spielen und — zu verlieren! Es mag deshalb wohl Haffner[2]) Recht haben, wenn er ein Wort der Gräfin Hahn über ihre früheren Romane auch auf ihre neueren bezieht: „Sie sind übrigens keine Lektüre für junge Mädchen, denn sie erregen die Phantasie.“

Andererseits muß es aber doch auch als höchste Aufgabe der Poesie bezeichnet werden, nicht vor dem Bösen durch abschreckende Darstellung des Bösen zu warnen, sondern zum Guten durch er-

[1]) Geschichte d. deutschen Nationalliteratur 4. Aufl. IV. 373.
[2]) A. a. O. 32.

hebende Darstellung des Guten anzuspornen. Und thatsächlich wirkt letztere am Eindringlichsten. Der süße Friede, den reine Liebe einhaucht und einhauchen muß, wird die Heiligkeit ehelicher Verbindung nachdrücklicher predigen, als die strenge Bestrafung gegentheiliger. Man wäge nur die Wicklung von „Wahl und Führung“ und „die Glöcknerstochter“ gegen einander ab und man wird die Wahrheit des Gesagten bestätigt finden.

Allerdings ist die Gesellschaft, in welche uns die frühesten Romane der Gräfin Hahn einführen, ihrem ganzen Wesen nach dazu angethan, solche Früchte zu zeitigen. Sie selbst achtet diese Gesellschaft nicht im Mindesten, sie drückt sich im Gegentheil häufig genug sehr geringschätzig über sie aus. Charakteristisch dafür ist ein Gespräch zwischen Herren und Damen in „Der Rechte“ [1]) über Brunhild und Gunther im Nibelungenlied.

„Ich, meines Theils, freue mich über jede besiegte Königin Brunhild“, sagte Herr von Ohlen.

„Besiegt!“ rief Katharine Desmond, „besiegt! ich nenne das — unterdrückt! Ich, meines Theils, freue mich über jeden König Gunther, der die Nacht hindurch am Nagel hängt.“

So denken alle diese Heldinnen. Sie halten sich für unterdrückt vom männlichen Geschlecht, anstatt im Uebergewicht des Mannes die natürliche Ordnung der Dinge zu betrachten.

In solcher Sphäre konnte das bescheidene, nicht äußerlich prangende, aber duftende Blümchen christlicher Liebe nicht gedeihen!

Wie anders in ihren neueren Romanen! Da haben wir Männer und Frauen, die uns Achtung abzwingen, geldecht, gediegen fest fundamentirt auf dem Felsen des Glaubens und der Sitte; Personen, in deren Gesellschaft uns wohl wird, die wir mit Freuden begrüßen, wenn sie eintreten, denen wir trauernd nachblicken, wenn sie abgehen.

Und wie sind sie alle geschildert! Mit höchster Kunst und doch mit den einfachsten Mitteln, mit plastischer Anschaulichkeit, mit zauberndem Griffel. Wir glauben sie vor uns zu sehen, diese prächtigen Jünglinge, charakterfesten Männer, würdigen Greise, diese lieblichen Jungfrauen, echt deutschen Hausfrauen, diese milden Matronen. Ueber allen schwebt ein Hauch echtester dichterischer

[1]) S. 1.

Idealität, der sie über die Nüchternheit der Realität erhebt, ohne sie in nebelhaften Regionen verschwinden zu lassen. Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß erst in ihren katholischen Romanen unsere Dichterin es versteht, wahrhaft männliche Charaktere zu schaffen. In ihren ersten Dichtungen tritt uns überall der Mann in unnatürlicher Gestalt entgegen: entweder strahlt er in übertriebener Größe, mächtigen, alle überragenden Geistes und von überraschend schöner körperlicher Bildung, oder er sinkt unter die Mittelmäßigkeit, schwach von Charakter, launisch und brüsk, schwach und eitel. Erst als christlicher, katholischer Geist sie durchglühte und ihren Romanen eine höhere Weihe verlieh, kam ihr das rechte Verständniß für männliche Würde.

Es ist eine einzige Gesellschaft, in welcher wir uns bewegen; es sind Menschen, die zu arbeiten nicht nöthig haben, denen die bitteren Kümmernisse des Daseins, das Elend in seiner banalsten Gestalt, niemals nahe treten, Menschen, die mit größter Behaglichkeit genießen können, was das Glück ihnen in so reichem Maße geschenkt hat — in der aristokratischen. Da gibt es Nichts, aber auch nichts, das uns an die Kleinlichkeit des Daseins erinnern könnte, die Prosa der Bedürfnißfrage ist von der Diskussion gänzlich ausgeschlossen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, sich stets unter Menschen zu bewegen, denen der Reichthum so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß seine Existenz als etwas selbstverständliches betrachtet wird; einen eigenthümlichen aber zugleich wohlthuenden Eindruck, denn nun ist der rechte Boden geschaffen für die Poesie. Welche Ereignisse, welche Begebenheit, welche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen müssen es sein, die solche Personen im Innersten zu bewegen im Stande sind! Zugleich setzt eine solche Lebenslage zart besaitete Gemüther voraus, oder vielmehr, erzeugt sie, die von seelischen Eindrücken leicht, aber auch tief und nachhaltig getroffen werden. Trifft doch nichts ein, das die Fühlkraft der Seele gegen feinere Regungen abzustumpfen vermöchte. Und doch müssen wir, obgleich uns die Gräfin Hahn so viele nach Inhalt und Form ausgezeichnete Romane aus dieser Gesellschaft geschenkt hat, bedauern, daß sie stets nur in den höheren Regionen sich bewegt. Der Roman umfaßt seinem Wesen nach liebevoll alle Kreise der Gesellschaft, er gibt ein Weltbild im Kleinen. Die Novelle dagegen beschränkt sich ihrer Natur nach auf einen eng umschriebenen Raum und spielt nur in einer Klasse der Gesellschaft. Die Gräfin Hahn

aber kennt mit verſchwindenden Ausnahmen nur die beſt ſituirte Menſchenklaſſe, die Ariſtokratie.

Das iſt die Geſellſchaft in den Romanen der Gräfin Hahn ſowohl der erſten als der zweiten Periode, am wohlſten aber fühlen wir uns in letzterer. Erleichtert athmen wir auf, wenn die letzte Seite in „Der Rechte", „Aus der Geſellſchaft" u. ſ. w. uns von Perſonen befreit, die das feinere Gefühl mit jeder Handlung, mit jedem Worte verletzen.

Aber, wird man fragen, wie vermochten denn die Romane der Gräfin Hahn die ganze gebildete Geſellſchaft zu elektriſiren und Beifall zu finden in ganz Deutſchland und weit über deſſen Grenzen hinaus?

An ſich iſt der unerhörte Erfolg eben nicht ſchmeichelhaft für eben dieſe Geſellſchaft. Eine Geſellſchaft, die Romane voll wüſter Leidenſchaft ohne den erwärmenden Strahl idealer Liebe bis in den Himmel erheben und unermüdlich leſen und wieder leſen kann, iſt ſelbſt innerlich angefreſſen von dem Gifte des Unglaubens und der Sittenloſigkeit und gern geneigt, derartige Theorien ins Praktiſche zu überſetzen. Indeſſen gab es auch Männer, ernſte, kühl urtheilende Männer, die ſich durch die Schattenſeiten der Hahn'ſchen Romane nicht beſtechen ließen und doch ſtimmten ſie begeiſtert ein in den allgemeinen Chorus. Dieſe gewann vor Allem die feine Darſtellung des geſellſchaftlichen Lebens der Ariſtokratie, die naturwahre Darſtellung der Leidenſchaften, der hinreißende Zauber echt dichteriſcher Beredſamkeit, der poetiſche Duft, der über all' dieſe Gebilde ausgegoſſen war. So ſagt Rud. von Gottſchall[1]), der ſelbſtverſtändlich die katholiſchen Romane nicht der Erwähnung werth findet, von den früheren: „Trotz des oft bizarren Stiles dieſer Romane, trotz der oft ſeltſamen Capriccios . . . darf man doch behaupten, daß keine deutſche Schriftſtellerin der George Sand im Ausdruck der Herzensempfindungen und der poetiſchen Sprache der Leidenſchaften ſo nahe gekommen iſt, wie die Gräfin Hahn-Hahn." Was ein ſolches Lob — das uns lächeln macht —, ausgeſprochen von einem Manne wie R. v. Gottſchall, abgedruckt in einem Blatte wie die Gartenlaube, zu bedeuten hat, weiß ein Jeder. Es heißt ſoviel als: die Gräfin Hahn iſt eine der bedeutendſten Dichterinnen des neunzehnten Jahrhunderts! Wenn dieſe Herren im Stande

[1]) Gartenlaube a. a. O.

wären, die katholischen Romane unserer Dichterin so zu lesen, wie sie gelesen werden müssen — sie würden zweifelsohne nicht Worte genug finden, um ihre Verwunderung über ihre bisherige Blindheit und Bewunderung der Dichterin selbst auszudrücken. Denn das leuchtet einem jeden unbefangen Urtheilenden ein: die Gräfin Hahn hat als Dichterin durch ihre Conversion nicht blos an sittlichem Gehalt, sondern auch an künstlerischer Vollendung gewonnen. Sie hat sich gleichsam consolidirt. Wenn eine ehemalige Bekannte der Gräfin Hahn meint[1]) daß ihre „neueren Romane weder in Form noch Fülle denen der ersten Periode nachstehen" — so ist damit zu wenig gesagt. Die Romane der ersten Periode können sich in keiner Weise mit denen der zweiten vergleichen. Nehmen wir nur allein einmal die äußere Form, also die Composition, so finden wir dort unglaubliche Magerkeit der Handlung, zerfahrene Aneinanderreihung von Ereignissen, von denen das eine nichts mit dem andern zu thun hat, Ueberwuchern manchmal sehr inhaltleser Gespräche u. s. w.; hier dagegen reich verschlungene Begebenheiten aus dem weiten Gebiete des Seelenlebens; streng künstlerischer Aufbau der Handlung, stetiger Fortgang des Geschehenden zu einem bestimmt gesteckten Ziele; straffe Haltung, unnachsichtliches Schneiden aller übig wuchernden Sprößlinge. So erheben sich erst die neueren Romane der Gräfin Hahn in formaler Beziehung zu der Höhe wahrer Kunstwerke.

Und dem Stoffe nach? Nur wenige Dichter und keine Dichterin — Lady Fullerton und Fernan Caballero ausgenommen — haben so eingehende, farbenreiche, tiefsinnige Seelengemälde entworfen, keine hat das menschliche Herz so durchforscht, die verzweifeltsten Seelenleiden so ergreifend, die Seligkeit eines beglückten Herzens so entzückend dargestellt, wie die Gräfin Hahn. Namentlich zieht sie in den Bereich ihrer Darstellung die tausendfachen Seelenbewegungen, die das Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern täglich hervorbringt. Sie bewegt sich hier aber nicht mit hundert Collegen und Colleginnen auf den seit Jahrhunderten ausgetretenen Pfaden, sondern schlägt neue, wenig begangene Wege ein. Die meisten Romanschriftsteller betrachten ja, oder scheinen zu betrachten diejenige Phase im Verhältniß von Mann und Weib als die wichtigste, welche zwischen der ersten Bekanntschaft und der Ehe liegt.

[1]) Helene a. a. O. S. 105.

Die endliche Vereinigung beider ist das Ziel, auf welches die Liebenden sowohl als der Dichter mit bewundernswerther Ausdauer lossteuern. Mit der Ehe schließt der Roman ab, von da an sind sie für den Dichter todt, mögen sie sehen, wie sie mit einander fertig werden. Das ist klug von den Dichtern, denn sicher würden sie sich manchmal vor Grauen die Haare ausraufen, wenn sie beobachten könnten, wie wenig die beiden Leutchen für einander passen, die sie mit soviel Aufwand von Scharfsinn zusammengebracht. Hier setzt nun unsere Dichterin ein. Ein Liebespärchen führt sie uns nur einige Male, Ehepaare aber in jedem Roman vor. Sie schildert uns das Eheleben, in dessen Schooße der süßeste Frieden wie die häßlichste Zwietracht nebeneinander wohnen in vielseitigster Weise. Hier sehen wir eine Ehe schließen in leichtfertigster Weise, im Drange schnell verfliegender Leidenschaft — ein kurzes Glück und ein Leben voll Qual ist die Folge. Dort gehen Zweie den Bund ein für das ganze Leben mit reiflicher Ueberlegung und reinen Gefühlen und in glücklicher Eintracht verleben beide Gatten die ersten Jahre — dann aber erwachen allmälig andere Neigungen und der süße Friede ist dahin. Die Dichterin ist unerschöpflich in Variirung dieses wichtigen Thema's. Sie versteht meisterhaft beides zu schildern, den beseligenden Frieden selbstloser Liebe, das Glück beiderseitigen Verstehens, wie die herztödtende Zwietracht und erkältende Gleichgültigkeit in der Ehe. Sie ist Menschenkenner, Dichter, Künstler, zugleich eine Mischung herrlicher Talente, die sich nur selten vereinigt finden und die Romane der Gräfin Hahn zu Kunstwerken ersten Ranges gestalten.

Sie sind aber das nicht allein, sie sind auch Denkmäler eines reich begabten, hochgebildeten Geistes, der klaren Auges die Verhältnisse der Welt und ihren Lauf, die Bestimmung der Menschheit und ihre Geschicke, sowie das Ziel des Individuums und seine Geschichte überschaut; eines Geistes, der die bildenden Schätze aller Jahrhunderte in sich aufgenommen und denkend verarbeitet hat; eines Geistes der Vergangenheit und Gegenwart in ihren oft wechselnden und widerstrebenden Strömungen erkannt hat und fähig ist, scharfsinnige Schlüsse auf die Zukunft zu machen. Hier bewundern wir, mit welchem Seherblick sie vor Jahrzehnten die Schicksale von Nationen voraussagte, die heute buchstäblich eingetroffen sind, dort, mit welch' kernigen Worten sie eine hochwichtige Wahrheit präcisirt; hier frappirt uns eine treffende Bemerkung aus dem täglichen Leben,

dort eine geiſtreiche Betrachtung über Literatur und Kunſt und hier wiederum ein Bild aus der Natur von hinreißender Schönheit.

Und alles charakteriſirt ſich als Ausfluß einer milden, wohlwollenden Geſinnung. Hierher wende ſich, wer unſer unwandelbares Feſthalten an den Principien unſeres Glaubens Fanatismus nennt und unſer Feſthalten an der Sitte Engherzigkeit; hierher mögen ſich wenden die da immer wieder hehnlachend behaupten, der Baum der katholiſchen Poeſie ſei abgeſtorben und vermöge keine Blüthen mehr zu treiben und ſie werden auf die katholiſchen Romane der Gräfin Hahn anwenden müſſen, was Gottſchall[1]) in ſeltener Verblendung nur von den älteſten ſagt: „Die Literaturgeſchichte wird die fromme Pilgerin nicht vergeſſen; ſie wird ſie, gegenüber dem nüchternen und breiten Realismus der Gegenwart als ein Dichterin anerkennen, welche mit ſchönem Talent, mit warmer Empfindung ausgeſtattet, über die Kämpfe des Herzens und der Leidenſchaften einen poetiſchen Hauch zu verbreiten wußte, den wir bei den kaltblütigen Zergliederungen, wie ſie viele neuere Schriftſteller lieben, vermiſſen."

Erſte Periode.

Die erſten Romane der Gräfin Hahn ſind Kriegserklärungen des durch ſociale Inſtitutionen gefeſſelten Gefühls gegen die ebenſo geſinnte Geſellſchaft. Die ganze Gluth einer freiheitsdurſtigen Seele, die ungehindert ihren Trieben leben möchte, lodert in dieſen Blättern. Das Gefühl durchbricht alle Dämme und verachtet alle Schranken — es will Freiheit, frei ſich im Leben äußern und bewegen, wie der Vogel in den Lüften.

Im Jahre 1838 erſchien der erſte Roman: „Aus der Geſellſchaft." Er behandelt die Schickſale der verwitweten Gräfin Ilda Schönholm. Sie war nur drei Jahre verheirathet, ertrug aber in dieſer kurzen Zeit mehr, als manche Frauen während eines ganzen Ehelebens. Nun lebt ſie unabhängig, die Huldigung der Männerwelt mit gebührender Geringſchätzung entgegennehmend, bis ſie Otto kennen lernt. Ihre Seele fliegt ihm entgegen; auch er liebt ſie, macht ihr das beſeligende Geſtändniß und — ſchreibt ihr dann, er könne ſie nicht heirathen, weil ſie an alle Bequemlichkeiten

[1]) Gartenlaube a. a. O.

des Lebens gewöhnt sei und er ihr diese nicht bieten könne! Das ist Alles! Doch laufen nebenher noch zwei Episoden: in der einen wird Ondine Ohlau ihrem Gatten untreu und geht mit einem Fürsten Casimir nach Paris; in der andern jagt eine Gräfin Regina einem kurz vorher von ihr abgewiesenen Maler nach.

Weit unerquicklicher, in seinen Einzelheiten durchaus abstoßender wirkt „Der Rechte" (1839). Nur als Probe will ich mittheilen, daß Gaston Laßberg sich mit der Gattin des Grafen Sonin verirrt; dann mit einem einfachen Mädchen ein Verhältniß anknüpft, das nicht ohne Folgen bleibt — doch genug, über genug, man erstickt in solch schwüler Atmosphäre!

In „Ulrich" (1841) werden uns zwei Liebende vorgeführt, die nicht zur ehelichen Verbindung gelangen, sondern von denen Jedes eine andere Person heirathen muß. Da es nun aber ohne eine eheliche Untreue nicht abgeht, so wird Unika's Gatte untreu und — sie wird von Kummer getödtet. Auf weitere Einzelheiten, namentlich über Melusinens skandalöses Vorleben, können wir nicht weiter eingehen.

Einen ganz bedeutenden Fortschritt zeigt der 1841 erschienene Roman „Faustine". Die Dichterin ist innerlich weit ruhiger geworden, sie hat ihre Sturm- und Drangperiode hinter sich und vermag nun ihr dichterisches Talent kräftiger wirken zu lassen. Da dieser Roman der berühmteste von allen vorkatholischen der Gräfin Hahn geworden, so dürfte eine eingehendere Analyse des unläugbar bedeutenden Werkes gestattet sein.

In Dresden lebt eine überall geachtete und in Gesellschaften gern gesehene und gesuchte Dame, die verwittwete Gräfin Faustine von Obernau. Sie lebt nicht, wie andere ihres Geschlechtes leben, in den gleichmäßigen Geleisen familiären und gesellschaftlichen Lebens — sie schafft sich ein Dasein, wie es ihrer in jeder Hinsicht außergewöhnlichen Natur am meisten behagt. „In ihrem Charakter waren viele Anomalien und manche Schatten; doch der vorherrschende Zug ihres ganzen Wesens war eine Liebenswürdigkeit, die jene ausglich und diese überstrahlte. ..... Die tiefe Sorglosigkeit über den Erfolg ihrer Erscheinung oder ihres Gespräches gab ihr eine solche Frische, daß um alltägliche Handlungen, um gewöhnliche Worte ein reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf frischgepflückten Früchten

liegt.“ [1]) Wohin sie kam, bezauberte sie, nicht so sehr die Frauen, als die Männer. Allerdings besitzt sie neben der geistigen Liebenswürdigkeit auch seltene äußere Reize, die wohl im Stande sind, die Augen selbst eines kalt prüfenden Mannes gefangen zu nehmen. „Ihre Augen blickten wolkenlos und vertrauenerweckend, Kinderaugen gleich in die Welt hinein und um die schmalen feinen Lippen gaukelten die Grazien in heldestem Verein. Sie war die in Frauenform verhüllte Essenz einer halbromantischen, halborientalischen Poesie — Leidenschaft und Phantasie vorherrschend“ — — [2]) Das ist zugleich auch die beste Bezeichnung ihres Charakters. Faustine ist in sich haltlos; sie hat eine Fessel nöthig, wie Andlau sagt, um nicht in alle Winde zu flattern. Faustine ist ein Spielzeug ihrer Empfindungen; ihre Gefühle sind ihr, verwöhnten Kindern gleich, über den Kopf gewachsen und tyrannisiren ihre Seele nun unaufhörlich. Dem befriedigten Wunsche folgt ein neuer, aus dem erkalteten Gefühl schlagen die Flammen eines neuen empor — nimmer naht die Befriedigung, heiße Sehnsucht bleibt immer Faustinens Erbtheil. „Faustine war eine von den flammendurstigen Seelen, die in jedem Moment des Lebens die Nektarschale des Glückes verlangen und leeren, ohne Rausch, ohne Taumel, ohne Uebermuth; mit dem Bewußtsein, daß sie ihnen zukomme und darum nicht trunken wie die Sterblichen, sondern wie die Ueberirdischen, beseligt.“ [3]) In engen Verhältnissen zu leben, wäre ihr eine Qual, wäre ihr Tod; am liebsten, sagt sie selbst, zöge sie Männerkleider an, um möglichst ungenirt durchs Leben gehen zu können.

Sie ist Wittwe. Sie heirathete ihren Gemahl halb willig, halb widerstrebend, sie heirathete ihn, weil sie Mitleiden mit seinem maßlosen Schmerze hatte, als sie ihm erklärte, ihn nicht heirathen zu können. Kaum vermählt, empfand sie mit niederdrückender Gewalt das ganze Elend, einem Gatten angehören zu müssen, den sie nicht liebte, der ihr täglich fremder wurde, der in nichts mit ihr sympathisirte. Nichts vermochte sie zu trösten, auch nicht ihre Religion, der sie nach und nach fremd geworden. Ein Fremder, Baron von Andlau, sollte ihr „Erlöser“ sein. Uneingedenk des Schwures ewiger Treue, den sie am Altare ihrem Gatten geleistet, wandte

[1]) Faustine S. 23.
[2]) a. a. O. S. 153.
[3]) a. a. O. 37.

sie ihr Herz dem schönen interessanten Manne zu. Als ihr Gemahl endlich das Verhältniß entdeckte und den Nebenbuhler niederschoß, verließ sie ihn, um in einem Hotel den Verwundeten zu pflegen und nach seiner Genesung mit ihm, trotz der Bitten und Drohungen Obernau's, nach Italien zu reisen. Nach zwei Jahren starb ihr Gemahl und nun zog sie mit Andlau nach Dresden, mit ihm lebend, ohne durch den Segen des Priesters vereint zu sein.

Wir wissen nun schon, was wir von dieser Faustine zu halten haben: sie erkennt kein Gesetz an, das sie an einen ungeliebten Mann zu binden vermöchte; sie negirt die Heiligkeit der Ehe. Sie macht ihrem Elende nicht dadurch ein Ende, daß sie ihren Mann verläßt und zu ihrer Tante zurückkehrt, sondern dadurch, daß sie mit einem anderen durchgeht! Die Dichterin billigt mit keinem Worte die Handlungsweise ihrer Heldin; aber aus Faustinens Erzählung geht unwiderleglich hervor, daß sie nichts weniger sein soll als eine Apologie des Ehebruchs. „„Gräfin Faustine““ — sagt ein liberaler Kritiker [1]) — „„ist eigentlich eine Entschuldigung der Untreue — nein, eine Apotheose derselben! Die Untreue tritt uns hier nicht als eine Schwäche, sondern als eine Kraft entgegen. Als Attribut der reichbegabten, strebenden, sich sehnenden Menschenbrust; die Untreue ist ein Heiligenschein, ein Lorbeerkranz und eine Dornenkrone, aber kein Unrecht hier.““

In Dresden leben Faustine und Andlau ganz ihrer Liebe, das eine aufgehend im andern. Und die Welt? Faustine hatte es dahin gebracht, daß die Welt ihr Verhältniß zu Andlau stillschweigend als ein legales anerkannte und, gleichsam zu ihrer Entschuldigung, eine heimliche Ehe voraussetzte. Hätte es übrigens der Welt beliebt, etwas Anderes, zweifellos Richtigeres zu denken, so würde sie sich nicht im Geringsten darum bekümmert haben.

Lange Jahre hatten Beide so gelebt, als zwei Männer in ihren Kreis treten, während Andlau einige Monate von Dresden abwesend ist. Der eine, Clemens von Walldorf, Bruder von Faustinens Schwager, ist ihr völlig gleichgültig und darüber hinaus ungemein lästig durch seine glühende Liebe. Gefährlich für Faustinens Seelenruhe wird nur Graf Mario Mengen, ein Mann von bestechendem Aeußern und glänzenden Geistesgaben, ein Mann, hoch hervorragend aus der Masse ihrer trivialen Anbeter. Sie lernen sich kennen und

[1]) Blätter für liter. Unterhaltung. 1841. Nr. 99.

ein täglicher Umgang macht sie zu Freunden. Aus der Freundschaft keimt in beider Herzen die Liebe empor, ihm völlig bewußt, den Entschluß reifen lassend, ihr seine Hand anzubieten, während Faustine, den täglichen Umgang mit Entzücken genießend, ihre neuen Empfindungen nicht gewahr wird. Endlich gesteht Mario ihr seine Liebe — sie erschrickt tödtlich; Andlaus Gestalt taucht drohend vor ihrer Seele auf, sie weiß, es wird sein Tod sein — und doch willigt sie ein, sich mit Mario zu vermählen. Freudig bewegt reist Mario zu seinen Eltern. In seiner Abwesenheit kommt der unglückliche Clemens zu Faustine, scheinbar um Abschied zu nehmen, in der That, um seinem Leben vor ihren Augen durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. In demselben Augenblicke stürzt Mario herauf, fängt seine niedersinkende Braut mit den Armen auf und trägt sie in seinen Wagen.

Die Dichterin überspringt nun einen Zeitraum von 3—4 Jahren und läßt das in dieser Periode Geschehene durch Mario erzählen.

Beide wurden ein Paar und ihre Ehe wurde durch die Geburt eines Knaben gesegnet. Bald aber verwandelte sich Faustinens seelisches Wesen: die Ehe gewährte ihr keine Befriedigung mehr, obgleich ihr Herz mit unverminderter Liebe dem Gatten und Kinde anhing. Eine Reise in die märchenhafte Wunderwelt des Orients schaffte ihr für einige Zeit neue Anregungen, neue Eindrücke — dann kehrte die alte, schmerzliche Sehnsucht nach dem Außerordentlichen mit verstärkter Gewalt zurück. Und endlich taucht der Gedanke in ihr auf, den Rest ihres Lebens einzig Gott zu weihen, und in ein Kloster zu gehen. „Dort werde ich still werden. O Mario, dies Fieber in mir, das durch nichts auf der Welt gestillt werden konnte, nicht durch die Liebe, nicht durch den Schmerz, nicht durch das Glück, nicht durch den Genuß, durch nichts, nichts, was sonst der Menschen Lust und Wonne ausmacht — dies Fieber, das mich rastlos umhertreibt, obgleich ich wohl weiß, daß es nur genährt, nicht beschwichtigt wird durch die Aufregungen — o, laß mich versuchen, ob die Entsagung alles dessen, was ich bisher so glühend geliebt und gesucht, mir Befriedigung gibt.“ [1]) Endlich gibt Mario ihrem Wunsche nach. Sie stirbt aber im Kloster nach kaum anderthalb Jahren.

[1]) Faustine S. 313.

Das iſt Fauſtine, nach der Dichterin eigenem Geſtändniß ein weiblicher Fauſt. Jeder wird ſofort aus obiger dürftiger Skizze erkennen: Fauſtine iſt entweder eine Karrikatur oder eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Eine ſolche Fauſtine hat kaum je gelebt, als in der Phantaſie der Gräfin Hahn. Sie hat ein Compendium der vornehmen Blaſirtheit geſchrieben, die in Lächerlichkeit umſchlägt, wenn man das Kloſter als Remedium gegen die modernſte Krankheit in Vorſchlag bringt. Fauſtine wäre eine ganz andere Geſtalt geworden, wenn die Dichterin in ihr Herz etwas mehr religöſe Wärme gelegt hätte, dann wäre auch der Eintritt in ein Kloſter natürlicher und verſtändlicher geweſen. So vertritt er nur die Stelle eines Experimentes, wie wohl ein Doctor ein neu auftauchendes Heilmittel gegen eine alte Krankheit verſucht. Kluger Weiſe hütet ſich die Dichterin wohl, uns Fauſtine als Nonne vorzuführen; wahrſcheinlich fühlte ſie das Wagniß heraus, die ewig durſtende Seele in einem neuen Sehnſuchtsſtadium erſcheinen zu laſſen.

Dieſe ewig unerſättliche „Sehnſucht“ iſt aber in der That nur der Elephant, hinter deſſen breitem Rücken ſich der feinſte ausgebildetſte Egoismus verbirgt. Hätte die Dichterin ihre Heldin nicht ſterben laſſen, ſo wäre der Roman ohne Ende geblieben, weil Fauſtine auch Mario's ſehr bald überdrüſſig geworden wäre. Ein Anderer hätte an ſeine Stelle treten und nach einiger Zeit ebenfalls abgehen müſſen. Die Selbſtſucht Fauſtinen's kannte eben kein Ziel und kein Ende. Der Chriſt ſtellt ſeinen untergeordneten Neigungen den Damm der Pflicht entgegen — das vermochte eine Fauſtine nicht.

Seit dem Erſcheinen dieſes Romanes iſt Fauſtine in der Literatur das oft citirte Prototyp aller genial das Leben genießenden Damen geworden, außerdem aber auch das Modell für zahlreiche Nachahmungen. An dieſen zeigte ſich aber ſo recht die alte, durch die Literaturgeſchichte oft genug bewieſene Wahrheit, daß das Urbild ohne Beiſpiel bleibt und daß die Kraft eines Dichters dazu gehört, ſolche Geſtalten äſthetiſch genießbar zu machen. Aus der ätheriſchen Fauſtine wurden derb materielle Meſſalinen, „genial“ durch das unreine Feuer, das ſie ausſtrahlen und in anderen entzünden, groß allein in dem, was Fauſtinen zu ihrer Ehre ganz und gar fehlt.

Fauſtinens endlicher Gemahl, Mario Meuzen iſt natürlich ebenfalls in echt weiblicher Weiſe übertrieben. Mängel hat er keine; Vorzüge dagegen in blendender Fülle, äußerlich und innerlich ein Salonheld, dem alle Herzen zufliegen.

Auch Clemens von Walldorf ist nicht ganz natürlich. Manchmal hält er so überaus geistreiche Reden, daß man sich unwillkürlich fragen muß: hören wir den einfachen, ehrlichen Landbaron oder die Gräfin Hahn durch seinen Mund? Dagegen ist die Darstellung und Entwicklung seiner hoffnungslosen Leidenschaft meisterhaft. Nicht minder anziehend und kunstvoll ist die Charakteristik Adelens und die Schilderung ihres friedlich heitern Ehelebens.

So steht „Faustine", im Ganzen betrachtet, als ästhetisches Kunstwerk eben nicht sehr hoch; dagegen hat es in überraschender Fülle Einzelheiten aufzuweisen, die an dichterischer Schönheit mit dem Besten wetteifern, was je geschrieben worden ist. Manche Scenen zwischen Mario und Faustine, sowie zwischen Andlau und Faustine sind von hinreißendem Zauber. Und gerade deshalb ist Faustine keine Lectüre für junge Damen. Andererseits weist der Roman eine erstaunliche Fülle überraschender „Gedankenlichtpunkte", die sicher nicht im Salon Faustinen's zu Tage gekommen sind. Wer die Gefühlsüberschwänglichkeiten nicht zu genießen und auch den Ausbrüchen wahrhaften Gefühls kein Interesse abzugewinnen vermag, der wird auf jeder Seite hierin seine Rechnung finden.

Einen weiteren Fortschritt bezeichnet der 1843 erschienene Roman „Sigismund Forster". Es finden sich auch hier zahlreiche Betrachtungen und Bemerkungen über Liebe und Ehe, überhaupt über das Verhältniß des Mannes zum Weibe, aber sie sind weit ruhiger gehalten, erheben sich nicht in ungesunder und unhaltbarer Exaltation über die Grenzen der Sitte, sondern sind Resultate kühler und verständiger Beobachtung, die Handlung ist ziemlich einfach. Der in Berlin lebende Regierungsrath Forster hat eine Braut in Magdeburg, die er herzlich liebt. In Berlin findet er jedoch in der Gattin des Generals Beiron, Tekla, eine alte Jugendliebe wieder, die bei näherem Verkehr wieder in erneuter Gluth hervorbricht. Unzufrieden mit sich selbst reist er unversehens von Berlin ab, hoffend, in der Nähe Agathas seine Ruhe wieder zu gewinnen. Vergebliche Hoffnung! Er reist von dort ab, fest entschlossen, sie nach seiner Ankunft in Berlin um Rückgabe seines Wortes zu bitten. Er schreibt den Brief, ehe er ihn aber abgesandt, trifft sein Schwager aus Magdeburg bei ihm ein, von Agatha Grüße bestellend und ihm sagend, sie werde in einigen Tagen schreiben. In der stillen Hoffnung, sie selbst werde ihm, gekränkt

durch sein Benehmen bei seinem letzten Besuche, den Abschiedsbrief schreiben, läßt er den seinen noch liegen.

Inzwischen stirbt der alte General Beiron plötzlich. Sein Neffe, Ignaz Graf Oldenkron, hofft nun die Hand Toskas erringen zu können, findet aber mit dem scharfen Blicke der Eifersucht in Forster einen Nebenbuhler. Er sieht richtig, denn Forster und Toska lieben sich und sagen es sich. Ignaz hat indessen erfahren, daß Forster verlobt ist und in dem Augenblick, als er Toska und Forster beisammensieht, ruft er es letzterem zu. Toska ist empört — weist Forster hinaus, ein Duell zwischen den beiden Männern ist die Folge. Forster bringt Toska die Beweise, daß er schon vor Wochen sich von seiner Braut habe trennen wollen, bringt den eben eingetroffenen Absagebrief dieser selbst. So gerechtfertigt vor Toska geht er zum Duell und fällt.

Man sieht, in sittlicher Hinsicht zeigt der Roman gegen die früheren einen unläugbaren Fortschritt. Aber auch in künstlerischer. Die Handlung ist einheitlich komponirt und in straffer Haltung entwickelt, nicht so überwuchert von Gesprächen über alle möglichen Gegenstände, wie in „Faustine." Die Charaktere sind anziehend und vorzüglich dargestellt. Agatha ist eine liebliche Figur. Auguste das Urbild einer echten Hausfrau, Forsters Schwager Friederich ein trefflicher humoristischer Charakter. Für den Helden selbst kann ich mich nicht erwärmen, es fehlt ihm männliche Festigkeit. Endlich sind die Empfindungen naturwahr mit ansprechender Wärme und Innigkeit geschildert.

Der nächste Roman: „Sibylle" (1846) ist schwach und nur insofern für uns von Bedeutung, als er der Dichterin Veranlassung gibt, sich häufig über die katholische Kirche in wohlwollender Weise zu äußern und ihre Bedeutung für das Heil der Menschheit anzuerkennen.

Im Jahre 1847 erschien bei Brockhaus in Leipzig unter dem Verfasser-Namen: „Iduna Gräfin H. H." ein Roman, betitelt: „Diogena", der sich mit beißendstem Hohne gegen die schriftstellerische Thätigkeit unserer Dichterin wandte und ihre Darstellungen und Charaktere in ärgster Weise persiflirte. Die Verfasserin war Fanny Lewald. Nicht edler Zorn über die sittlichen Verwegenheiten der Hahn'schen Romane, sondern ingrimmiger persönlicher Haß, viel-

leicht auch Schriftſteller-Neid gab dem ſchmachvollen Buche das Leben. Fanny Lewald hatte ebenfalls Heinrich Simon geliebt, war aber von ihm gar nicht beachtet worden. Dieſe „Schmach“ vergaß ſie nie. Weil ſie ſich aber an dem Geliebten nicht zu rächen vermochte, ſo fiel ihr ganzer Ingrimm auf die vermeintliche Nebenbuhlerin. Dazu geſellte ſich eine fanatiſche Wuth gegen die Ariſtokratie, welcher die Gräfin angehörte und welcher ſie in ihren Romanen den weiteſten Raum gewährte. So wurden die Perſonen in „Diogena“ Ausgeburten einer unzurechnungsfähigen Phantaſie, abſchreckende Fratzengeſichter; die Ereigniſſe lächerlich widerſinnig, die Empfindungen in grotesker Weiſe übertrieben. Die Heldin „Diogena“ ſoll natürlich nichts anderes bedeuten, als die Einheit der emanzipirten Heldinnen der Gräfin Hahn bez. der Dichterin ſelbſt — denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in „Diogena“ die Perſon der Gräfin Hahn ſelbſt karikirt werden ſollte. Diogena liebt in tollem Wechſel von Mann zu Mann, ohne den Rechten jemals zu finden, bis ſie ſchließlich bei den Wilden — man denke an die weiten Reiſen der Gräfin! — Befriedigung ihrer „immenſen“ Sehnſucht zu finden hofft. Aber der junge Häuptling ſtößt ſie, die in Europa von allen angebetet wurde, verachtungsvoll zurück. Als ſie nun den Fürſten Callenberg — i. e. Audlau aus „Fauſtine“ — ihre Hand reichen will, — bedankt auch dieſer ſich mit einer höflichen Verbeugung. Diogena geht nun nicht ins Kloſter, ſondern kommt — ins Irrenhaus.

Manches in dieſer Perſiflage iſt unbedingt berechtigt. Die häufigen Aeußerungen überſchwenglicher Gefühle in den Romanen der Gräfin Hahn, die hyperbelreiche, mit ſeltſamen phantaſtiſchen Fratzen verzierte Sprache forderte geradezu zur Traveſtie heraus. Es iſt in der That ganz der Stil der Gräfin Hahn, wenn es heißt:[1]) „Seine Augen ſprühten flammendes Leben in die erſtarrten Glieder der wundervollen Frau. Er warf ſich vor ihr nieder, er ſtrömte alle Gluth ſeiner Phantaſie, alle Poeſie ſeiner Dichternatur vor ihr aus.“ Ebenſo die verſchwenderiſche Anwendung der außergewöhnlichſten Fremdwörter. Sicher verdiente es ſchärfſten Tadel, wenn die Dichterin ſagt: Behaviour unſeres Stammvaters — égards nehmen — es gibt Senſationen — Elans einer Seele — Allüren abandonniren — ſchwermüthiges Air — u. ſ. w.

[1]) Diogena S. 11.

Das war tadelnswerth. Fanny Lewald schoß aber weit über ihr Ziel hinaus, als sie die ganze Darstellungsweise ihrer vermeintlichen Rivalin der Lächerlichkeit preisgeben wollte.

Auf die Getroffene machte das boshafte Pamphlet selbstverständlich nicht den mindesten Eindruck. Als es erschien, war sie längst über die persiflirten Mängel hinaus; Fanny Lewald schlug ins Blaue, denn die Gräfin Hahn stand nicht mehr auf dem Platze, auf welchem sie sie vermuthete. Wenn sich deshalb der bald erscheinende Roman „Levin“ ebenso vortheilhaft gegen die früheren abhebt, wie die Romane der katholischen Periode gegen die vorkatholischen, so ist dies nicht dem Einfluß von „Diegena“ zuzuschreiben, sondern als ein Zeichen unaufhaltsamer innerer Entwickelung aufzufassen. Sie nähert sich immer mehr ihrem Ziele, verinnerlicht sich mehr und mehr mit jedem neuen Bande.

Zwar haben wir auch in „Levin“ eine Person, die sich unglücklich in der Ehe fühlt und nicht zögert, sich durch eine andere Liebe zu entschädigen, aber wir haben auch eine Ehefrau und eine Jungfrau von so hehrer Würde, daß man sich unwillkürlich hingerissen fühlt, zu bekennen: die Dichterin ist weit vorgeschritten auf dem dornigen Wege der Erkenntniß.

Levin ist ein Schwächling durch und durch, das Zerrbild eines Mannes; Josselinde, seine Frau, eine Edelfrau in jeder Faser ihres Wesens.

Die übrigen Romane der Gräfin Hahn aus ihrer ersten Periode dürfen wir übergehen, weil sie uns neue Seiten ihres Talentes nicht entdecken. Wenden wir uns zu ihren Gedichten.

So einzig und unvergleichlich die Gräfin Hahn in ihren Romanen dasteht, so wenig Originalität zeigt sich merkwürdiger Weise in ihren Gedichten. Ja, der Mangel an Ursprünglichkeit geht so weit, daß man in manchen ihrer Lieder und häufig genug in einzelnen Strophen deutlich genug den variirten Grundton herausfühlt. Wenn sie in dem „Keine Fragen!“ überschriebenen Gedichte[1]) sagt:

„Ich meinte, überstehen
Würd' ich die Trennung nie,
Und doch, doch ist's geschehen — —
Doch nimmer fragt mich — wie?!

so fällt jedem Leser sofort der bekannte Heine'sche Vers ein.

[1]) Gedichte 1835.

Und wenn sie singt:

„Mich führt dem Vereine
Der Seligen zu
Die Liebe alleine —
Das Glück ohne Ruh'. —

so ist die Erinnerung an Göthe's Worte unausbleiblich.

Im Allgemeinen herrscht in den Gedichten derselbe Geist wie in den Romanen, nur in verblaßteren, matteren Farben. Unzufriedenheit mit der Lebenslage, dem Zwange der Verhältnisse, Sehnsucht nach Freiheit, Schwelgen in den großen Begebenheiten der Vergangenheit, Begeisterung für bedeutende Charaktere der Geschichte — sie sieht Cato, Rousseau und Ulrich von Hutten als solche an. Manchmal erheben sich ihre Lieder zu wahrhaft dichterischem Schwunge, doch nur manchmal, namentlich in den Liebesliedern. Allbekannt und in fast jeder Anthologie und jedem Liederbuch zu finden ist das: „Ach, wenn du wärst mein eigen." Bedeutender jedoch sind die prächtigen: „Liebeständelei" und „Keine Fragen."

Neu berührt uns in den Gedichten der tiefreligiöse Sinn, der sich in den Schlußstrophen mancher Lieder in rührender Weise kundgibt.

Die „Neuen Gedichte" (1836) bieten außer einigen Liederchen drei größere erzählende Gedichte. Das erste: „Der arme Fischer" ist unbedingt das beste und an sich bedeutend. Der Fischer Georg ist mit einem hübschen Mädchen Clara verlobt, folgt aber den Lockungen einer Wassernixe, während Clara nach einem halben Jahre mit einem anderen an den Altar tritt. Unter der Nixe ist natürlich Niemand anders verstanden als die „freie Liebe."

„Der Kampf auf der Wartburg" behandelt den bekannten Sängerkrieg. Die Gräfin hat sich verleiten lassen, jedem der Minnesinger mehrere Concurrenzlieder in den Mund zu legen. Das war gewagt und das Wagniß ist nicht gelungen. Denn die Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Ofterdingen u. s. w. singen ganz wie moderne Salondichter.

„Rudolf" ist nicht erwähnenswerth. „Venezianische Nächte" (1836) ist ebenfalls eine Sammlung lyrischer Gedichte. „Astralion" (1839) ist ein reizendes Mährchen.

Diese rein dichterischen Erzeugnisse fanden nur getheilten Beifall, dagegen erlangten die zahlreichen Reisebeschreibungen[1]) der Gräfin gleich großen Ruf mit ihren Romanen. Und sie verdienten ihn. Wie überall, so gab sich die Dichterin auch in diesen Schilderungen wie sie war; in ihren Romanen gab sie den Gestalten der Heldinnen ihr verschleiertes Ich; in den Reisebeschreibungen ihr positives. Sie wollte nichts anderes geben, als was sie selbst gesehen und erfahren. Sie wollte nicht glänzen mit mühsam zusammengesuchten Notizen und allerlei gelehrtem Aufputz; sie verschmähte, das gesehene Wenige mit Excerpten aus anderen Büchern zusammen zu schweißen; nur Erlebtes, Gesehenes, Gefühltes wollte sie mittheilen. Ihre Reisebeschreibungen unterscheiden sich deshalb so weit von den bei uns üblichen, wie eine Disputation von einer Plauderei. Wie viele Touristen, ja, wohl die meisten, halten es für ihre Pflicht, nicht allein ihren Lesern das von fremden Ländern zu berichten, was sie selbst gesehen, sondern auch was in den Lehrbüchern der Geographie über sie zu lesen ist und was sie blos von Hörensagen wissen. So zu handeln, lag nicht in unserer Schriftstellerin Charakter. Und daher die Frische, Natürlichkeit, ja man kann stellenweise sagen: „Naivetät" ihrer Darstellungen. „Ich sehe mir die Dinge mit meinen eigenen Augen an und erzähle dann alles redlich wieder. Es sind freilich nur ein Paar kleine, unbedeutende Augen, aber sie sind unbestechlich, lassen nicht den Prunk als Pracht, Ceremonien als Feier, Formeln als Würde gelten. Und wahr bin ich auch — vielleicht in den Einzelheiten nicht ganz exakt, d. h. die Reihenfolge mag etwas anders gewesen sein oder dergleichen; aber wahr bin ich, denn alles sehe ich und erlebe ich noch einmal, indem ich es niederschreibe." [2])

Und nicht das allein, was sie als Gesehenes uns so lebendig und mit dichterischem Feuer schildert, ist es, was den Leser so unwiderstehlich anzieht, sondern vor allem auch der bedeutende, reichgebildete Geist, die durchaus eigenthümliche, trotz aller Weltpolitur doch so ursprüngliche Individualität, welche sich auf jeder Seite, in jedem Worte kundgibt. Ueberall begegnen wir einem Charakter, der sich überall seine Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hat. „Manches mag brüsk, Einigen vielleicht im Urtheil unweiblich erscheinen, auch

[1]) Vergl. Anhang.
[2]) „Jenseits der Berge."

wird sie hie und da bitter, doch wenn sie recht in Fluß und Zug ist, gibt sie auch eine Naivheit der Gefühle kund, welche rührt, obgleich ihr um nichts weniger zu thun ist, als zu rühren. Man kann ganz entgegengesetzter Art mit ihr sein, man hört sie aber gern die ihre entwickeln und wird ihr, um es prosaisch auszudrücken, gut; denn es ist ihre reine, aufrichtige Ueberzeugung, und sie weiß sie so treuherzig und Jedem verständlich auszudrücken." [1])

Das gefiel freilich nicht Allen, obgleich es den Meisten gefiel. Die „**Orientalischen Briefe**" wurden in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" — die sich überhaupt durch eine gewisse Animosität gegen die Gräfin Hahn bemerklich machte — entsetzlich zerzaust; später folgte Fallmerayer in den „Gelehrten Anzeigen" der Münchener Akademie nach. Es war von vornherein lächerlich, die anspruchslosen Briefe einer reisenden Dame zum Gegenstande einer gelehrten Analyse zu machen und an die Touristin Ansprüche zu stellen, die man sonst nur an den mit allerlei Beobachtungsinstrumenten bewaffneten Weltreisenden macht, aber die Sache gewann ein anderes Aussehen durch den Ton, in welchem die Besprechung gehalten war und gegen diesen Ton nahm man die Gräfin bald allgemein in Schutz.

Anders dachten die Engländer, obgleich die kühlen Söhne Albions sehr wenig mit der schwärmerischen deutschen Gräfin sympathisirten. So sagte „**Quarterly review**" im Jahre 1846: „Wenden wir uns jedoch zu den glänzenden Vorzügen, so müssen wir gestehen, daß die Gräfin einige von den dem Touristen erforderlichen Gaben in einem ungewöhnlichen Grade besitzt. In fein empfindender Beobachtungsgabe, Beweglichkeit und Reichthum des Geistes, in leichtem und gewandtem Ausdruck steht sie einzig da unter allen Schriftstellerinnen, die wir kennen, geschweige denn unter ihren Landsmänninnen."

Ohne Bedauern sehen wir die verkatholischen Dichtungen der Gräfin Hahn in dem Büchermeer unseres Jahrhunderts nach und nach verschwinden; zu bedauern aber ist es, daß sich das Verdikt des Publikums auch auf die Reisebeschreibungen erstreckt. Jener kann man sich nicht erfreuen, ohne lebhaftes Bedauern über ein so bedeutendes irre geleitetes Talent; hier genießen wir freudig die Früchte eines reichbegabten Geistes.

[1]) Blätter für liter. Unterhaltung 1840. Nr. 187.

Zweite Periode.

Die schriftstellerische Thätigkeit, welche die Gräfin Hahn in der zweiten, bedeutendsten Periode ihres Lebens entwickelte, steht in vielen Beziehungen einzig da. Zwar haben wir in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts oft genug Gelegenheit gehabt, hervorragende Frauen in den verschiedensten Fächern der Wissenschaft thätig zu sehen, doch wohl noch nie ist uns das Schauspiel geboten, daß eine Frau sich auf das Gebiet der theologischen Wissenschaft begibt und hier Werke schafft, die sich der Anerkennung hervorragender Gelehrten erfreuen. Was die Gräfin Hahn hier geleistet in der rechten Weise zu würdigen, ist mir nicht möglich. Es sei mir vergönnt, hier Haffner[1]), einen competenten Richter, sprechen zu lassen. Die Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" enthält eine sehr scharfe Zeichnung des protestantischen Deutschlands und eine Menge von apologetischen Gesichtspunkten. Die Schrift „Aus Jerusalem" gibt von dem Ernst Zeugniß, mit welchem sich die Verfasserin in die Geheimnisse des katholischen Glaubens, insbesondere die Geheimnisse des heiligsten Altar-Sakramentes einlebte. Eine wahrhaft herrliche Erörterung über die katholische Lehre von der Ehe bildet den Schluß der ernsten Schrift. An diese reiht sich (1852) das gleichfalls schon erwähnte „Büchlein vom guten Hirten" und das zweibändige Schriftchen „Die Liebhaber des Kreuzes" an. Letzteres kann man wohl als eine Art Kirchengeschichte im Lichte des Kreuzes bezeichnen. Es wird gezeigt, wie die Kirche in allen Jahrhunderten mit dem Glauben und den Werken des Kreuzes die Welt überwunden, und wie diese siegreiche Macht sich ganz besonders in den Heiligen der Kirche offenbarte.

Von demselben Gedanken geleitet, begann die Gräfin nunmehr 1856—1859 die Kirchengeschichte in einzelnen Bildern darzustellen, und erst die „Väter der Wüste", dann die „Märtyrer" und die „Kirchenväter" in dem hl. Augustinus zu schildern. Unseres Erachtens sind die 1862 in zweiter Auflage erschienenen Bilder aus der Kirchengeschichte das Beste, was die Gräfin nach ihrer Conversion geschrieben. Eine glänzende Schilderung der äußeren

[1]) a. a. O. 27. 28.

Umstände vereinigt sich mit innig frommer Auffassung des christlichen Lebens. Alles ist wahr und zugleich mit plastischer Anschaulichkeit geschildert. Wie schön wäre es, wenn sie die ganze Kirchengeschichte in solchen Bildern gezeichnet hätte. Leider geschah dies nicht. Nur einige kleinere Heiligenbildchen schrieb sie, welche gleichfalls nicht abgeschlossen sind. Einige Zeit war ihr Interesse ausschließlich von der großen Erscheinung der hl. Theresa gefesselt. Sie begann eine Uebersetzung ihrer Schriften, von welchen 1867 das „Leben der hl. Theresa von Jesus, von ihr selbst beschrieben," und 1868 die „Klostergründungen" erschienen.

Ein Zeugniß für den Ernst ihrer Studien, wie für den Eifer, mit dem sie Alles verfolgte, bietet die kleine Schrift „Ben David, ein Phantasiegemälde von Ernst Renan. (1864.)"

Ungleich thätiger war die Gräfin auf dem Gebiete der erzählenden Dichtkunst, das sie, nach zwölfjähriger Unterbrechung, im Jahre 1860 mit dem Romane „Maria Regina" zum ersten Male wieder betrat. In Zwischenräumen von anderthalb bis zwei Jahren ließ sie noch dreizehn je zweibändige Romane folgen, nachdem sie vorher zwei Bändchen geistlicher Gedichte: „Unserer lieben Frau" und „Das Jahr der Kirche" hatte erscheinen lassen.

Uns liegen hier die Romane am nächsten, weil sie es sind, die ihr in den weitesten Kreisen des katholischen Publikums einen hoch geachteten und geliebten Namen geschaffen haben. Ihre Romane sind eine Zierde unserer katholischen Literatur und höchst beachtenswerthe Erscheinungen auf dem vielcultivirten Felde der Romanliteratur. Sie stehen zwar nicht alle, wie wir sehen werden, auf gleicher Stufe; aber unter den minderwerthigen ist auch nicht einer, der unter das Mittelmaß herabsinkt. Auch an den verunglückten Gebäuden erkennt man in einzelnen Parthien die geniale Hand des Meisters.

Wie hoch steht sie aber selbst in jenen Romanen, welche den Beifall der Leser nicht zu erringen vermochten, über den Machwerken neuerer Romanschriftstellerei! Gold ist in einem jeden ihrer Romane — während es aber in jenem in gleißender Pracht auf der Oberfläche ruht, ist es in diesem durch eine dichte Schlackenrinde verhüllt.

Man hat der Dichterin oft genug — ich erinnere an eine Recension von Dr. Kotthoff in der „Liter. Rundschau" über „Nirwana" — vorgeworfen, die Gesammtheit ihrer Romane mache den Eindruck

der Monotonie — dieselben Ereignisse, dieselben Personen — das habe ich durchaus nicht finden können, obgleich ich ihre Romane in ununterbrochener chronologischer Reihenfolge gelesen habe. Wohl kann ich es nicht billigen, daß die Handlung mit auffallender Exclusivität nur in den hohen und höheren Kreisen sich abspielt, daß nur Barone, Freiherrn, Grafen und Fürsten und andererseits nur die Geldaristokraten auf die Bühne treten — sehe ich aber hievon ab, so stößt mich höchstens eine entfernte Gleichmäßigkeit der Handlung. Offen gestanden, ist mir diese Gleichmäßigkeit erst dann aufgefallen, als ich darauf aufmerksam gemacht wurde, denn in jedem Romane der Dichterin erregten die Charaktere mein höchstes Interesse. Nach meiner Ansicht liegt gerade in der Zeichnung der Charaktere und in der Darstellung des Seelenlebens die eminente Bedeutung der Gräfin Hahn als Dichterin. Sie weiß Charaktere zu schaffen — namentlich weibliche —, die sich in des Wortes eigenster Bedeutung in unser Herz stehlen und sich in demselben festsetzen. Eine Maria Regina, eine Doralice, eine Wendeline, eine Dea und so viele andere vergißt man nie. Und dabei versteht sie es, uns diese liebgewonnenen Gestalten in den verschiedensten Lebenslagen vorzuführen, im Jubel des Glücks, in der Trauer des Elends, so dichterisch gewaltig, daß auch unsere Seele sich bewegt in erschütternden Gefühlsschwingungen.

Der erste katholische Roman der Gräfin Hahn war „Maria Regina". (1860.) Das herrliche Werk hatte einen außerordentlichen Erfolg; es eröffnete in Wahrheit die Aera des katholischen Romans. Dichterisch betrachtet steht das Buch sehr hoch, vom künstlerischen, formellen Standpunkt aus findet man manches zu tadeln. Vor Allem das unverhältnißmäßige Ueberwiegen der Gespräche. Allerdings muß anerkannt und nachdrücklich hervorgehoben werden, daß gerade in diesen Gesprächen ein unerschöpflicher Reichthum von Perlen katholischer Weltanschauung verborgen liegt, daß man das Buch wieder und wieder lesen kann und immer neue Schätze entdeckt — aber, es tritt als ein Roman auf und muß als solcher behandelt werden. Wollte man alles hinwegnehmen, was in den Gesprächen sich nicht auf die Handlung bezieht und deren Fortgang nicht fördert, so würde sich der Umfang bedeutend reduziren lassen. Denn die Handlung an sich ist nur von geringem Umfang, und sie ist nicht mit künstlerischem Geschick aufgebaut. Die Heldin soll Maria Regina sein, aber sie verschwindet bald wieder vom Schau-

platz, kaum daß sie im zweiten Bande noch einmal erscheint. An ihre Stelle tritt Corona und neben diese die Jüdin Miranes. Von einer Heldin oder einem Helden kann überhaupt nicht die Rede sein; die Dichterin führt uns eine Reihe jugendlicher Personen beiderlei Geschlechtes vor und begleitet sie mit uns bis zum Abschluß ihrer seelischen Entwicklung.

Da ist zuerst Maria Regina, die Tochter des Grafen von Windeck, ein überaus fein und anziehend geschilderter Charakter, ein psychologisches Meisterstück. Es ist schwer, sehr schwer, einen Charakter fesselnd zu schildern, der mit keiner Faser seines Wesens mehr mit dem Irdischen, der Grundlage des Romans, zusammenhängt, der nur für Gott und die Ewigkeit lebt und alle Dinge dieser Welt nur unter diesem Gesichtspunkte betrachtet. Maria Regina ist ein solches Wesen. Ausgestattet mit allen herzerfreuenden Gaben des Leibes und der Seele; lebend in den glänzendsten Verhältnissen; zärtlich geliebt von Vater und Schwester; Gegenstand enthusiastischer Verehrung von Seiten der jungen Männerwelt — wendet sie ihren Blick einzig nach oben. Ihr heißes Sehnen geht dahin, hinter den Mauern des Klosters ihr Leben zu beschließen. Nichts vermag sie von ihrem ruhig und besonnen gefaßten Entschlusse abzubringen, nicht die Bitten und Drohungen ihres Vaters, nicht die treue Liebe ihres Vetters Uriel. Auch sie liebt ja alle, alle, die durch Bande des Blutes mit ihr verwandt sind, aber sie liebt mit einer ganz anderen Liebe. Endlich gelingt es ihr, den Vater zur Erfüllung ihres heißesten Wunsches zu bewegen. Sie ist glücklich und sie bleibt es. Ein früher, schmerzlicher Tod vereint sie mit Jesus, ihrem himmlischen Bräutigam.

Wie trocken und nüchtern lesen sich doch diese wenigen Zeilen, die ich über Maria Regina geschrieben! Wäre es mir doch vergönnt, sie zu einem Spiegel zu machen, in welchem Reginens unvergleichliche Gestalt sich wiederspiegelt — aber dann müßte ich das Genie der Gräfin Hahn besitzen! Echte Poesie, wie sie in Maria Regina verborgen, ist selten in der Romanliteratur.

Dann kommt Corona, die leichter angelegte Schwester Reginas. Obgleich frommen Gemüthes, hängt sie doch mehr an der Welt als Regina. Gott dienen möchte sie gern, aber vor Allem nicht im Kloster! Dazu hat sie weder Sinn noch Beruf. Noch sehr jung verheirathet sie sich mit ihrem Vetter Orestes. Anfangs glücklich ohne jede trübe Beimischung, muß sie nach einigen Jahren den

herbsten Kummer, den eine liebende Gattin erleiden kann, in vollem Maße erdulden: ihr Gatte wird ihr untreu, er huldigt in ehrvergessener Weise der schönen Jüdin Judith Miranes. Corona leidet, wie edle Frauen zu leiden pflegen, sie schließt ihren Kummer in ihr Herz ein und läßt Niemanden hineinblicken als Gott allein. Dem klagt sie ihr unsägliches Leid und erfleht Trost von ihm; dem treulosen Gatten gegenüber aber verändert sie ihr Benehmen nicht, sie bleibt ihm liebevoll zugethan wie immer, wenn auch das Vertrauen geschwunden. So erfüllt sie treulich ihren Beruf als christliche Gattin. Orestes nimmt schließlich ein entsetzliches Ende. Als Judith in Rom zum Zwecke ihrer Bekehrung viel mit einem Pater conferirt, feuert Orest eines Tages in sinnloser Wuth seine Pistole auf denselben ab. Er trifft nur zu gut, und als er den Sterbenden betrachtet, erkennt er in ihm seinen Bruder Hyacinth. Da macht er auch seinem Leben ein Ende und endigt Coronas Martyrium.

Als dritten weiblichen Charakter nenne ich Judith. Unsere Dichterin hat derselben eine stille Größe verliehen, die sie in unseren Augen zu einer fast tragischen Erscheinung macht. Judith ist eine jener hoch angelegten Naturen, die dem Ideale nachstreben und nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie es in der katholischen Kirche gefunden haben. Wie Judith nach und nach zu der Erkenntniß kommt, ist von der Dichterin in wahrhaft bewundernswerther Weise dargestellt.

Diesen weiblichen Charakteren stellen sich einige männliche ähnlicher Richtung an die Seite. Am besten gezeichnet ist wohl Graf Uriel, der Regina so innig und hingebend liebt. Als sie ihm ernst aber freundlich versichert, sie könne nie die seine werden, weil sie Christus zu ihrem Bräutigam erwählt, wenden sich seine Gedanken nicht einem anderen weiblichen Wesen zu, sondern zum Himmel in immer stärkerer Neigung. Er wird schließlich geistlich. Dasselbe Ziel erreicht Hyacinth auf weniger großen Umwegen.

Ganz andere Pfade schlagen die Brüder Uriels und Hyacinths, Orestes und Florentin ein. Von ersterem hörten wir schon. Letzterer ergiebt sich, von falscher Freiheitsliebe geleitet, socialistischen und kommunistischen Schwärmereien hin, um tiefer und tiefer zu sinken.

So sehen wir in diesem ausgezeichneten Romane die verschiedensten Richtungen personifizirt, aber in echt dichterisch individueller Färbung auftreten. Kinder der Welt und Kinder Gottes — stehen sich

gegenüber. Wir verfolgen sie in ihren Bestrebungen und sehen den Sieg sich auf die Seite der Kinder Gottes neigen.

Kaum ein Jahr nach Veröffentlichung von „Maria Regina“ ließ die Dichterin „Doralice“ folgen. (1861.) Beide Romane zeigen nahe innere Verwandtschaft. Doralice ist eine Maria Regina in der Welt. Sie leidet wie Corona, aber sie leidet mit der Seele Reginens.

In „Doralice“ hat unsere Dichterin einen Charakter geschaffen, so hehr und herrlich, so ideal und doch uns so menschlich nahe, wie nie wieder in ihren Dichtungen. In Doralice haben wir die Frau in ihrer schönsten Gestalt. Die edelsten Charaktereigenschaften, verbunden mit erhabenem Gedankenfluge paaren sich in ihr mit lieblicher weiblicher Heiterkeit und Seelenfreudigkeit. Sie zieht unwiderstehlich an selbst da, wo ihre Gesinnung nicht den gleichen Nachhall hervorruft; nirgend stößt sie ab. Sie ist da, um zu lieben und geliebt zu werden.

Freilich war Doralice nicht immer so. Es war eine lange, bittere Leidensschule, welche sie durchlaufen mußte, ehe sie den Frieden der Seele sich errang. Sehr jung vermählte sie sich mit dem reichen ungarischen Grafen Ghiorray, welcher sich zur calvinischen Religion bekannte. Doch das beachtete Doralice von Derthal nicht weiter, besonders da auch ihre Mutter auf die Glaubensverschiedenheit nicht das mindeste Gewicht legte. Genug, daß die Ehe von einem katholischen Priester eingesegnet und im Contrakte stipulirt wurde, die etwaigen Kinder müßten in der katholischen Religion erzogen werden. Dann zieht Doralice mit ihrem Gatten nach Ungarn. Nicht lange dauerte es und zwischen sie und Ghiorray treten wie drohende Gespenster die Mutter und Schwester ihres Gatten: daß sie katholisch ist und ihren Gatten bewogen hat, auch die Kinder katholisch werden zu lassen, können ihr beide nicht verzeihen. Wäre es doch leicht möglich, daß es ihrem beständigen Einfluß gelänge, auch den Grafen zu den Papisten hinüber zu ziehen! Doralice leidet viel und schwer. Auch das Benehmen Ghiorrays wird ein anderes unter den beständigen Einflüsterungen seiner Mutter und Schwester, seine Liebe erkaltet und schlägt allmählig in Abneigung um, als seine sehnsüchtige Hoffnung, Vater zu werden, sich nicht erfüllt. Doralice duldet still; ihre Seele stärkt sich unter den beständigen Anfeindungen, sie erkennt als ihre Pflicht, auf dem ihr von Gott zugewiesenen Posten auszuharren. Als aber ihr Gatte in offenster Weise mit seiner Cousine ein Liebesverhältniß anknüpft, wird sie von

ihrem Schmerze übermannt. Sie reist zu ihrer Mutter zurück, ihr es überlassend mit Ghiorray die Formalitäten der Scheidung zu ordnen. Als das geschehen, verheirathet Ghiorray sich mit Julie.

Doralice lebt von nun an sehr zurückgezogen auf einem Gütchen in der Nähe ihrer Mutter. Der Verkehr zwischen beiden Häusern ist sehr lebhaft. Auch der verwittwete Schwiegersohn der Frau von Derthal, Lord Henry Enisdale und Conrad von Friedingen, Bruder eines anderen Schwiegersohnes der Baronin, besuchen sie sehr häufig. Beide verlieben sich bald in die schöne geistvolle Frau und beide haben sie sich in der Stille als Herrin ihres Hauses erkoren. In Doralice steigt ein solcher Gedanke nicht auf; sie weiß, daß nur der Tod ihre Ehe mit Ghiorray trennen kann. Doch freut sie sich des Verkehrs mit den beiden geistvollen Männern. Häufig genug kommt das Gespräch auf Religionsangelegenheiten wo dann der strenge Hochkirchler, Lord Henry und Doralice häufig genug in heißen Wortstreit gerathen, der regelmäßig mit des Ersteren Niederlage endet.

Ganz unerwartet wird sie dem anmuthigen Kreise entzogen. Sie erhält von Sarolta, Ghiorray's Schwester, ein Telegramm, das sie nach Wiesbaden ruft. Dort erfährt sie, daß Julie todt und ihr Gatte sie um ihre Rückkehr bittet. Sie selbst fleht Doralice um Verzeihung für alle Unbill an, die sie ihr angethan, Julie sei ein „entsetzliches" Weib gewesen. Nicht gleich entscheidet Doralice; sie berath einige Tage still mit sich selbst und Gott. Dann erst, als sie ihren Entschluß gefaßt, theilt sie ihrer Mutter ihre Absicht mit, zu ihrem Gatten zurück zu kehren. Frau von Derthal hat nicht viel dagegen einzuwenden, während Doralicen's jüngste Schwester sich eines geheimen Grauens nur bei Nennung von Ghiorray's Namen nicht erwehren kann. Doralice kennt ihre Pflicht, sie will ihrem Gewissen folgen, selbst wenn sie ihr Glück opfern müßte. So reist sie schleunigst ab. Ghiorray seinerseits ist bemüht, in seiner wieder gewonnenen Gemahlin auch nicht den leisesten Gedanken an die Vergangenheit aufkommen zu lassen. Er gewährt jeden ihrer Wünsche und sorgt mit rührender Beflissenheit für Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse. Nach einiger Zeit hat sie die Freude, Henry in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen zu sehen und den seligen Schmerz, daß Conrad von Friedingen im Kampfe gegen die sardinisch-piemontesischen Räuberschaaren seine Seele ausgehaucht hat.

Leider ist es mir unmöglich, den unvergleichlichen Charakter Doralicens zu analysiren. Nur Lectüre vermag ihn dem Leser in seiner hinreißenden Schönheit vorzuführen. Und dasselbe gilt von dem Kreise, in welchem sie sich bewegt. Die Dichterin hat hier ein so anheimelndes Familienbild geschaffen, wie es selten zu finden ist in deutschen Romanen. Da ist süßer Friede, trotz aller Verschiedenartigkeit der Charakter; da ist Einigkeit, trotz weit auseinander gehender Ziele. Höchst erheiternd sind die Wortkämpfe zwischen dem heißblütigen Lord Enisdale, dem fanatischen Hochkirchler, und der sanften überlegenen Doralice, bei denen dem Lord Miß Dundee und die gute Crescenze Doralice beizustehen pflegt.

Ueber alle herrscht Frau von Derthal mit milder Hand, immer sanft und geschmeidig, nie herausfordernd und behauptend, immer vermittelnd und die Gegensätze ausgleichend. Sie ist eine echte Weltdame, gutherzig und edel von Natur, aber Diplomat vom Scheitel bis zur Sohle. Wie vermag sie es, sich in die Herzen der Menschen zu stehlen, sich in ihnen festzusetzen, daß die Männer ihrem eigenen Willen nachzugeben scheinen und doch nur Frau von Derthal's Intentionen folgen. Und wie versteht sie es, ihre Töchter zu verheirathen! Es war eine schwere Aufgabe für die besorgte Mutter, fünf zwar schöne, aber vermögenslose Mädchen unter die Haube zu bringen — aber wie hat sie sie gelöst! Meisterhaft! Ihre Töchter, natürlich Alle anmuthig und wohl erzogen, machen die glänzendsten Partien und werden verhältnißmäßig glücklich. Daß die meisten ihrer Schwiegersöhne einen anderen Glauben bekennen als sie selbst, hat wenig Bedeutung für sie — „glauben doch alle an einen Gott"! Und sind doch alle so gut und edel, und vor Allem so glänzend begütert, daß man über diesen „nebensächlichen" Punkt wohl ein Auge zudrücken kann. Später allerdings wird sie ein wenig ernster in religiösen Angelegenheiten und fühlt sich ganz glücklich, als Doralice von Friedingen das Versprechen erhält, Eulalien's Kinder katholisch erziehen zu lassen.

Die Darstellung ist überaus schön. An manchen Stellen erhebt sich die Sprache in begeistertem und begeisterndem Schwunge. Die Naturschilderungen sind von blendender Pracht.

Das Jahr 1863 brachte den Roman: „Zwei Schwestern." Es ist mir leider nicht gelungen, in Besitz des Roman's zu gelangen, da er beim Verleger gänzlich vergriffen ist.

Kaum war ein Jahr verflossen, als die unermüdliche Dichterin mit einem neuen Roman an die Oeffentlichkeit trat.

„Peregrin“ steht an glücklicher Erfindung, an Reichthum der Begebenheiten und kunstvoller Verschlingung derselben hoch unter den Romanen unserer Dichterin. Der Inhalt ist kurz folgender. Peregrin, ältester Sohn des Grafen Gorm, lernt die schöne Heliade, Tochter des Baron's von Horburg kennen und lieben. Er gesteht deren Vater seine Neigung und erhält von ihm die Erlaubniß, sich seiner Tochter zu nähern. Heliade ihrerseits hegt für Peregrin dieselben Gefühle. Beide verleben in Heidelberg, ohne sich ausgesprochen zu haben, selige Tage zusammen, bis bei dem Geständniß seiner Liebe Peregrin arglos erwähnt, er sei Protestant. Das schmerzt Heliade tief, denn nun muß sie den Antrag des Geliebten aus Gewissenspflicht abweisen. Peregrin ist erschüttert, doppelt erschüttert, denn in eben diesen Tagen ruft ihn ein Telegramm an das Todtenlager seines Vaters. Als das Testament eröffnet wird, findet sich, wie es Jedermann erwartet, daß für Peregrin das Stammgut Traun, für Alarich, den jüngeren eine Herrschaft in Böhmen bestimmt ist; Peregrins Mutter, Lucia, ist mit diesem Testamente durchaus nicht einverstanden, sie fleht Peregrin an, mit Alarich einen Tausch einzugehen, so daß letzterer das Stammgut erhielte. Als beide Brüder den Vorschlag mit aller Entschiedenheit ablehnen, schiebt sie alle Schuld auf Peregrin und grollt mit ihm. Nach einiger Zeit bricht ihr Unmuth in einer heftigen Scene los — lange fleht Peregrin um eine Erklärung ihres seltsamen Benehmens, als sie ihm endlich sagt, Tante Justine werde sie ihm geben. Beklommenen Herzens fährt er zu dieser und vernimmt zu seinem unsäglichen Entsetzen, daß er weder der Sohn Gorm's noch Lucia's, sondern ein Waisenkind aus Genua ist, das Lucia mit Hülfe Justinens heimlich an Stelle ihres todt geborenen Kindes unterschoben hat, um sich die Liebe ihres Gatten dauernd zu erhalten. Niedergeschmettert kehrt Peregrin nach Hause zurück. Nach einigen Wochen dumpfen Hinbrütens steht sein Entschluß fest: er legt allen Bitten Lucias und allen Vorstellungen Justinens zum Trotz den Namen Gorm ab und reist nach Italien, seinen wahren Ursprung zu erkunden.

Es gelingt ihm. Er heißt Torrigi, Mariano Torrigi, seine Eltern leben nicht mehr, wohl aber ein Onkel, der in Verbindung mit seinen drei talentvollen Kindern weltberühmte Concerte gibt. Zu ihm geht Peregrin, jetzt Mariano, der selbst meisterhaft die

Violine spielt und zieht mit ihm in der Welt umher, durch sein Spiel Reichthum und Ehre in Fülle gewinnend.

Indessen stirbt auch Heliade's Vater in Heidelberg. Die Waise sucht eine Stelle als Gesellschafterin und findet sie bei Justine, die sich einer Augenoperation wegen in Heidelberg aufhält. Bei ihr die Correspondenz mit Lucia führend, erfährt sie, daß Peregrin nicht Graf Gorm und daß er jetzt in der weiten Welt weile, ohne daß Jemand von ihm wisse. Von ihm getrennt, hält sie sein Andenken treu im Herzen und sendet manches innige Gebet für seine leibliche und geistige Rettung gen Himmel. Bei Justine führt sie ein freudenloses Leben; bald naht ihr aber die Erlösung in dem Grafen Arran, einem Freunde ihres verstorbenen Vaters, der sie nach Irland abholt. Später gelangt sie von dort in die ewige Stadt.

Mariano erntet inzwischen in Amerika reiche Lorbeeren durch sein kunstvolles Spiel. Aber er ist nicht innerlich zufrieden. Ernste Gedanken bewegen tagsüber inmitten glänzender Gesellschaften und in schlaflosen Nächten seine Seele. Er hat oft genug und tief nachgedacht über Religion und Glauben und längst empfunden, daß im Protestantismus das Heil nicht zu hoffen ist. Tiefeingreifende Ereignisse tragen dazu bei, ihn in seiner ernsten Gedankenrichtung zu bestärken und ihm schließlich der wahren Religion in die Arme zu führen. Seine Cousine Tota stirbt, und er ist Zeuge ihrer Leiden und ihres ergebenen Sterbens. Da geht auch ihm das Licht der Gnade auf: er wird Katholik und geht nach Rom.

Dort weilt Heliade, ohne von seiner Anwesenheit und seinen Schicksalen zu wissen. Sie sieht ihn in der Kirche, und ihr Herz jubelt auf, ihn katholisch zu sehen. Daß er nicht mehr Graf Gorm, sondern der schlichte Violinkünstler Mariano Torrigi, kümmert sie nicht. Sie ist selig, eines Glaubens mit ihm beten zu können. Auch Mariano wußte nichts von Heliade. Als er aber mit ihr zusammenkommt, bricht seine lang verhaltene Liebe wieder hervor und beide werden ein Paar.

Als höchst tactvoll motivirt und eingefügt tritt uns die Conversion Mariano's entgegen. Mariano wird katholisch, ohne auch auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß seine Conversion ein Haupthinderniß seiner Verbindung mit Heliade aus dem Wege räumt. Sie ist durchaus selbstlos, nur geschehen im Hinblick auf das ewige Heil seiner Seele. Wie ernüchternd müßte auf den Leser die Conversion wirken, wenn Mariano nach derselben nichts

Eiligeres zu thun gehabt hätte, als sich Heliade als nunmehriger Glaubensgenosse vorzustellen! Und wie natürlich, wie nothwendig, wie ganz aus dem Character Mariano's hervorgehend, ist die Conversion dargestellt! Eine Natur, wie die Mariano's, konnte nicht anders, sie mußte in ihrem beständigen Streben nach Erkenntniß der Wahrheit entweder dem vollständigen Unglauben anheimfallen oder sich der katholischen Kirche anvertrauen. Ein drittes gab es nicht für ihn. Er haßte eben alle Halbheit als Characterschwäche.

Seiner Natur verwandt ist die Heliadens. Sie ist gefestigt im Glauben; was der Glaube ihr befiehlt, ist ihr immer und überall heiligstes Gesetz. Ihm haben sich alle ihre Neigungen und Gefühle willenlos unterzuordnen. Ohne Zögern, aber mit herbstem Seelenschmerz, weist sie Peregrin's Hand und Liebe zurück, als sie erfährt, daß er nicht denselben Glauben mit ihr theilt. Und ohne Klagen trägt sie die bitteren Consequenzen ihrer Ueberzeugung gegen die Stimme ihres Herzens, gegen die stürmischen Bitten ihres Vaters, wo viele Andere ihres Geschlechtes mit Freuden in eine Ehe getreten wären, die von unserer Kirche nur mit Widerstreben geduldet wird. Ein solches Verhalten nennen gewisse Literaturhistoriker „unpoetisch". Poetisch ist für sie nur der Mensch, der widerstandslos sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt. Möchten die Herren doch nur jene Scene lesen, in welcher sich für die liebende Heliade der Himmel öffnet, um sich ihr mit Blitzesschnelle auf lange Zeit hinaus zu verschließen; jene Scene in welcher Peregrin und Heliade sich ihre Liebe gestehen und ersterer bekennen muß, daß er Protestant ist. Das ist Poesie, echteste Poesie, denn sie wird überstrahlt vom Lichte des Glaubens.

Die Handlung des Romans führt uns weit in der Welt umher und der Leser freut sich der häufigen Veränderung des Ortes, denn an prächtigen Naturschilderungen ist kein Mangel. Weniger dürfte es vielen Lesern gefallen, daß die Gespräche über Politik u. s. w. einen ziemlich breiten Raum einnehmen.

Im folgenden Romane: „Eudoxia" (1867) begab sich die Dichterin auf das Gebiet der geschichtlichen Erzählung, doch, zum Glück für sie und das lesende Publikum, zum einzigen Male. So sehr auch überall das Talent der Dichterin hervorleuchtet, so sehr erkennt man, daß die lebendige Gegenwart allein das rechte Versuchsfeld für ihre hervorragende Kraft war. Wer, wie die Gräfin, ein so feines Gefühl für den leisesten Pulsschlag der Zeit hatte,

war auch nur in der Gegenwart im rechten Elemente. Man kann wohl als sicher annehmen, daß die Dichterin von ihren kirchengeschichtlichen Studien auf die Gestalt Eudoxia's verwiesen wurde. Sie wollte ein Bild jenes byzanthinischen Christenthums entwerfen, das nur insoweit christlich war, als es weitgehenden Herrscher-Plänen diente. An erhebenden Momenten, an spannender Handlung steht der Roman hoch. Unter den Charaktern ist der hervorragendste Chrysostomus, der edle, ehrenfeste Patriarch von Konstantinopel. Trotz all dieser Vorzüge aber vermag ich nicht, diesen Roman denen aus der Gegenwart gleichzustellen.

Eheliches Glück, zerstört durch die unselige Spielwuth des Mannes, ist der Inhalt des ergreifenden Romanes, „Die Erbin von Cronenstein".

Baron von Cronenstein lebt ein sehr zurückgezogenes Leben mit seiner einzigen Tochter Florestine. Er ist Wittwer; sein Hauswesen leitet zu allgemeiner Zufriedenheit seine Schwägerin, Frau von Strahl. Der Baron liebt seine Tochter über alles andere in der Welt, sie glücklich zu machen, ist sein einziges Ziel. Natürlich steht die Wahl eines tüchtigen Gemahles für sein einziges Kind in seiner Sorge obenan und nicht lange dauert es, so meldet sich ein Freier in der Person des reichen, hübschen und angesehenen Baron Arnold von Lauingen. Herr von Cronenstein hat nichts gegen ihn einzuwenden, er legt die Entscheidung ganz in Florestinen's Hände. Diese sagt nicht nein; aber sie bittet Lauingen, ihr die Entscheidung bis über drei Monate zu erlassen. Ungern willigt Lauingen ein und reist ab. Florestine geht ernstlich mit sich zu Rathe, und fleht in heißem Gebete um Gottes Beistand in der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens. Als die Zeit abgelaufen, kommt sie lächelnd zu ihrem Vater, ihn bittend, er möge Lauingen zu einem Besuche einladen. Frohlockend trifft Oswald ein und führt Florestine nach sechs Wochen in sein Haus als Gattin ein.

Ein Jahr vergeht für beide Gatten in ungetrübtem Glück. Die Geburt eines Söhnchens erhebt sie auf den Gipfel irdischer Glückseligkeit. Oft genug sagt Florestine zu ihrem Gatten: sie müsse in diesen Tagen oft genug an Polykrates denken, der seines Glückes wegen den Neid der Götter fürchtete und ihnen ein Opfer brachte. Bald genug fordert Gott ein Opfer. Ihr Vater wird vom Schlage getroffen und siecht unheilbar dem Tode entgegen. Florestine eilt nach Cronenstein, ihn zu pflegen, Oskar bleibt in

der Residenz zurück. Von Zeit zu Zeit kommt er auf wenige Tage herüber, dann aber bemerkt Florestine eine ganz ungewöhnliche Erregtheit an ihm. Sich mit ihr in traulichen Gesprächen zu unterhalten, vermag er nicht mehr. Zerstreutheit, Nachlässigkeit im Benehmen gegen sie wechselt ab mit überwallender Zärtlichkeit. Florestine sieht mit dem selten fehl greifenden Scharfblick des liebenden Weibes, daß Lauingen Geheimnisse vor ihr hat. Sie denkt an eine verbotene Liebe — aber schnell weist sie diesen Gedanken mit Abscheu zurück, ihren Schmerz in ihren Busen versenkend.

Bald stirbt Cronenstein. Kaum hat sich Florestine ein wenig von dem herben Schlage erholt, als auch ihr Söhnchen hinweggerafft wird und sie selbst im zweiten Wochenbett dem Tode nahe gebracht wird. Aber das herbste Leid blieb ihr noch erspart. Jetzt macht Oswald, von Reue und Schmerz ergriffen, ihr die Mittheilung, daß er gespielt, häufig gespielt und sein Stammgut Seeheim verloren habe. Florestine faßt sich, ruhig und liebevoll hört sie seine Enthüllungen an, und tröstet ihn mit dem Hinweis auf das schuldenfreie Cronenstein. Oswald ist zerknirscht von so viel Liebe und Güte und gibt die heiligsten Versprechungen, er werde nie wieder sich dem Spieltisch nahen. Als Florestine allein, vermag sie ihren wüthenden Schmerz nicht mehr zu unterdrücken, die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer lebhaften Natur bricht sich stürmisch Bahn.

Die beiden Gatten siedeln nach Cronenstein über. Eine Zeitlang scheint der Dämon des Spiels in Oswald zu schlummern, er beschäftigt sich mit der Bewirthschaftung des Gutes, mit Jagd und weiten Ritten. Bald aber stellt sich die Langeweile bei ihm, die, wie Florestine längst herausgefunden, der Vorbote des kommenden Gewitters ist. Sie will ihm ausweichen und schlägt ihrem Gemahle eine Reise nach Italien vor. Oswald willigt ein. Einige Monate dort und er geht nach — Monaco. Florestine telegraphirt in ihrer Verzweiflung an Oswald's Onkel und diesem gelingt es, den unglücklichen Spieler loszureißen, ehe er alles verloren. Cronenstein ist freilich nun so arg überschuldet, daß nur äußerste Sparsamkeit und umsichtigste Bewirthschaftung vor dem Ruin zu schützen vermag. Oswald's Onkel verspricht dafür zu sorgen, während Florestine mit ihrem Gatten sich am Genfer See in einer bescheidenen Villa niederläßt. Hier leben sie einige Monate in verhältnißmäßiger Ruhe, die durch den plötzlichen Tod Oswald's im Genfersee in grausamster Weise gestört wird. Florestine lebt von

nun an einsam, ihre Gedanken einzig noch auf Gott und die Ewigkeit richtend.

Das ist die Haupthandlung, in welcher Florestine die Hauptrolle spielt. Florestine ist ein prächtig gezeichneter Charakter, sie ist eine von den Figuren, welche in den Romanen unserer Dichterin den akatholischen Kritikern am meisten ein Dorn im Auge sind. Unddoch fehlt ihr keine der Eigenschaften, welche sie besitzen muß, um einem solchen Kunstrichter zu gefallen. Das Schlimme dabei ist, daß sie auch noch einige hat, welche der Kritiker nicht verlangt und das sind ihre Frömmigkeit und unbedingte Hingabe an Gottes Willen. Ein junges Mädchen, das nicht die Wünsche und Launen seines kleinen eigenwilligen Herzens über Alles stellt, das nicht in der Liebe nur der rasch verfliegenden Neigung des Augenblickes folgt, findet in ihren Augen keine Gnade. Das ist ja nicht poetisch! Und so eine still duldende Gattin, wie Florestine, die keinen anderen Gedanken hat, als den verirrten Gemahl auf den rechten Weg zurück zu führen, gegen die Stürme des Schicksals keine andere Waffe kennt, als die Waffe des Gebetes — wie prosaisch ist die! Consequenter Weise mußte sich Florestine an ihrem Gatten rächen, wie Frauen sich zu rächen vermögen — sie müßte bei einem Freunde Trost suchen, das wäre poetisch gewesen, und hätte Stoff zu den interessantesten und packendsten Situationen gegeben! Eine Florestine kann solchen Kunstrichtern allerdings nicht genügen.

Um die Haupthandlung bewegen sich noch, an geeigneten Stellen eingefügt, die Schicksale Teles Herzog's, Franz Seraph's von Strahl und Franziska Herzog's. Teles, erzogen mit Franz von Strahl und täglicher Gast auf Cronenstein, will geistlich werden, macht aber die Bekanntschaft einer schönen Schauspielerin und geräth gänzlich auf Abwege. Nach langen Jahren erst, auf dem Todesbette, kehrt er zu Gott zurück.

Franz Seraph geht den entgegengesetzten Weg. Er wird Bildhauer, ein weit und breit berühmter Meister. Sein Sehnen geht aber höher; der Aufenthalt in der ewigen Stadt befestigt ihn immer mehr in seiner ernsten Gedankenrichtung. Endlich entschließt er sich, Priester zu werden.

Franziska Herzog, ein eitles hochfahrendes Mädchen, heirathet einen ungläubigen Mediziner und wird allmälig gerade so wie er. Das ist höchst unerquicklich. Eine ungläubige Frau, ohne Geist

und Kenntniſſe, deren frivole Redensarten lediglich das Echo ihres Mannes ſind, ſtößt ſehr entſchieden ab.

Das Jahr 1869 war ein fruchtbares für unſere Dichterin, ſie veröffentlichte neben der „Erbin von Cronenſtein“ auch noch „Die Geſchichte eines armen Fräuleins.“ Sie ſetzte ſich hier ein doppeltes Ziel. Einerſeits wollte ſie die ſittliche Hohlheit und Geiſtesleere der höheren Geſellſchaftskreiſe in den Reſidenzen illuſtriren, andererſeits die Heiligkeit der Ehe und ihre Bedeutung für das Leben des Einzelnen in frappanten Beiſpielen beweiſen. Sylvia von Neheim, eine arme elternloſe Waiſe, kommt in das Haus ihrer reichen Tante, Frau Proſt, Gattin eines ſehr reichen Banquiers. Sie tritt aus ihrem beſcheidenen Daſein in eine ganz andere glänzende Welt. Der Onkel gewinnt ſie lieb, und läßt ſie in jeder Weiſe ausbilden. Aber auch ſein Sohn Aurel ſieht ſeine ſchöne Couſine nicht gleichgültig an; er verliebt ſich in ſie, ſie in ihn, wovon der alte nüchterne Proſt natürlich nichts wiſſen will. Aurel wird nach Paris geſchickt und dort heirathet er bald darauf eine Amerikanerin.

Kaum hat Sylvia ihren herben Schmerz überwunden, als ein neues glänzendes Männerbild in ihren Geſichtskreis tritt: der Baron Tieffenſtein. Er huldigt ihr in nicht mißzuverſtehender Weiſe, er böte ihr gern ſeine Hand an, aber — Sylvia iſt arm und Tieffenſtein braucht Geld, ſehr viel Geld! Das erwägt er oft und lange und ſeine Schweſter predigt es ihm täglich vor; die Folge iſt: Tieffenſtein heirathet Iſidore Proſt, deren Mitgift ihn in den Stand ſetzt, ein behagliches Leben zu führen.

Sylvia ſieht ſich zum zweitenmale in ihren Hoffnungen getäuſcht. Bitterkeit ſchleicht ſich in ihr Herz ein und Haß gegen die Männer. Bald aber kommt ein Wendepunkt in ihrem Leben. Ignaz von Lehrbach, ihr Jugendfreund, bietet ihr ſeine Hand; ſie nimmt ſie an, um ſie nach einiger Zeit zurückzuweiſen, denn Herr Goldiſch, geſchiedener Gatte ihrer Couſine Valentine, ein reicher Mann, begehrt ſie zur Ehe, und ſie, die Katholikin, willigt ein.

Ein armes Fräulein iſt ſie in der That, Sylvia von Neheim! Reich an Frömmigkeit und Herzensgüte kehrt ſie bei ihrer Tante ein, arm an beiden folgt ſie aus dieſem Hauſe einem ungeliebten Manne. Arm an irdiſchen Gütern, die oft genug in der Welt den einzigen Gradmeſſer geſellſchaftlichen Anſehens abgeben, reich aber an körperlichen Vorzügen und geiſtigen Talenten tritt Sylvia in das Haus ihrer Tante. Beſtrickend in ihrem Auftreten, anmuthig ſich in der

Gesellschaft bewegend, überall anziehend und nirgend abstoßend, und auch geistig den bald sich um sie sammelnden Kreis beherrschend, wird Sylvia von ihrer Tante in die Gesellschaft eingeführt. Ihr Onkel freut sich des herrlichen Wesens, das seinem Hause Glanz, seinen Gesellschaften Leben und Anziehungskraft und ihm selbst so angenehme Unterhaltung verschafft. Er liebt Sylvia — aber mit einer ganz eigenthümlichen Liebe, er liebt sie seiner selbst wegen. Wäre sie unansehnlich, bescheiden, wenig unterhaltend — sie würde eine Null für ihn sein. Es ist eine rein egoistische Liebe, mit der er ihr zugethan ist. Sylvia fühlt das nicht. Sie freut sich des neuen fremden Lebens, in das sie so unerwartet hineingerathen, gefällt sich und gefällt. Und allmälig, unmerklich schleicht sich die Liebe zur Welt in ihr Herz ein und verdrängt Gottesfurcht und Andacht. Anfangs kommt sie freilich ihren religiösen Pflichten noch nach, aber die Hindernisse, welche der indifferente Onkel und die laxe Tante ihr in den Weg legen, stumpfen ihr religiöses Gefühl bald genug ab. Wohl fühlt sie Gewissensbisse, aber nach und nach übertäubt der glänzende Lärm der Bälle die mahnende Stimme. Sie wird schließlich gerade so oberflächlich und indifferent, wie Onkel und Tante. In diese Zeit fällt ihre Liebe zu Aurel; daß sie getäuscht wird, treibt sie weiter auf dem eingeschlagenen Wege. Und dieselbe Wirkung übt die zweite Täuschung auf sie aus. Tiefgekränkt zieht sie sich zurück und beweint ihr glänzendes Elend. Ignaz von Lehrbach bietet ihr seine Hand, seine Liebe, eine treue innige Liebe — aber er ist gerade so arm wie Sylvia! Kämpfen zu müssen mit der Noth des Lebens — das ist ein unerträglicher Gedanke für Sylvia. Und doch befreundet sie sich mit ihm, weil er sie aus der Sklaverei der Tante befreit. Sie liebt Ignaz nicht, aber sie achtet ihn hoch. Freilich nicht so hoch, um seinetwegen den Antrag des reichen Herrn Goldisch abzulehnen.

Das ist eine unerfreuliche Geschichte. Der Leser bedauert es herzlich, ein so reich begabtes Mädchen auf die Stufe sinken zu sehen, auf welcher eine so große Anzahl begüterter Menschen stehen. Und sonst nirgend ein Lichtblick in dem weiten Gemälde, als die Familie Lehrbach.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt die Familie Prost ein, nachmalige von Grünerode. Das angenehme Zusammenleben Prost's und seiner Gemahlin nehmen den Leser ein, während ihre Oberflächlichkeit und durchaus weltliche Richtung, der jeder sittliche Kern

fehlt, ihn abstoßen. Aber das ist meisterhaft dargestellt. Madame Prost ist eine wahre Prachtgestalt einer Weltdame besseren Schlages. Sie kennt nur ein Ideal: musterhafte Führung ihres großen Haushalts neben möglichster Bequemlichkeit. Das erreicht sie denn auch vollkommen. Ihr Gemahl trägt sie auf den Händen, trotz seiner sonst so leichten Gesinnung, weil er die Ueberzeugung gewonnen, daß das Räderwerk seines Haushaltes ohne seine Frau bald genug in bedenkliche Verwirrung gerathen könnte. Daneben ist Madame Prost die Gutmüthigkeit selbst, hervorgegangen aus natürlicher Anlage und Hang zur Bequemlichkeit. Nur vor Allen Dingen keine Aufregung, keine „Scenen", keinen „Hausfriedensbruch". Mag es gehen wie es will und mag kommen was will: nur immer hübsch ruhig und gelassen. Am besten charakterisirt sie die hübsche Scene, wo sie sich über die Entrüstung, daß Sylvia den Mann ihrer geschiedenen Tochter heirathet, mit der angenehmen Aussicht tröstet, für ihre Nichte zwei „exquisit schöne" Kleider aussuchen zu können.

Herr Prost ist ähnlich: gutmüthiger Egoist und Lebemann, vor Allem aber Geschäftsmann. Um seine Kinder kümmert er sich nicht eher, bis die Söhne in's Comptoir und die Töchter auf die Bälle kommen. Bis dahin bleibt die Erziehung einzig in den Händen seiner Gemahlin. Hauptsache ist ja doch, daß die Kinder seinen Befehlen gehorsamen. Wollen sie das später nicht, so hat Herr Prost noch Mittel genug, sie gefügig zu machen. Den jungen Herren wird das Geld entzogen und hilft das nicht, so bringt man sie einige Jahre auf's Schiff, da lernen sie Disciplin. Und die Töchter? Je nun, ist es doch nur der Vater, der die Mitgift bezahlt!

Es macht einen betrübenden Eindruck, beide Eltern so ganz gleichgültig gegen die edlere geistige und religiöse Erziehung ihrer Kinder zu sehen. Aber das ist ein nur zu wahres Bild aus der modernen Gesellschaft. Natürlich werden die Kinder nicht allein gerade so oberflächlich und sittlich haltlos, wie ihre Eltern, sondern gehen noch einige Schritte weiter, indem sie sich durchaus nicht scheuen, die Consequenzen ihrer Erziehung zu verfolgen. Alle Kinder der Familie Prost gehen unglückliche Ehen ein. Aurel heirathet nach dem Willen seines Vaters eine reiche Amerikanerin, welche sich später als epileptisch herausstellt; Valentine heirathet Herrn Goldisch, nachdem sie sich glücklich in einem bald verrauchenden Enthusiasmus für den nüchternen Bureau- und Geldmenschen hineingearbeitet;

Isidore heirathet den heiß geliebten, und später eben so heiß gehaßten Baron Tiefsenstein. Es ist höchst unerquicklich, als Leser solche Ehestandsgeschichten mit erleben und solche Aeußerungen über die Ehe anhören zu müssen. Zudem fehlt diesen traurigen, deprimirenden Darstellungen das erhebende Seiten- oder vielmehr Gegenstück einer christlichen, glücklichen Ehe.

Im Uebrigen schließt der Roman Sylvia's Schicksale durchaus nicht ab, wie aus obiger Skizze hervorgehen dürfte. Das hat auch die Dichterin gefühlt, und — allerdings erst acht Jahre später — den Roman „Eine reiche Frau" folgen lassen. Die reiche Frau ist niemand anders als das ehemalige „arme Fräulein". Sylvia von Neheim, jetzige Frau Goldisch. Sie hatte gehofft, als Frau eines begüterten Mannes, wenn nicht glücklich, so doch zufrieden zu werden. Konnte sie das Leben, doch nun genießen, wie sie es sich in den langen Jahren ihrer goldenen Sklaverei oft genug sehnsüchtig gewünscht. Aber Glück und Zufriedenheit stellten sich nicht ein. Womit sollte sie nun das Leben ausfüllen? Herr Goldisch war gewiß ein edler Mann und aufmerksamer Gatte aber so klug, o so nüchtern und verständig! Genug, Sylvia langweilte sich, und zwar, wie es bei vornehmen Damen immer der Fall ist, gründlich. Die Religion vermochte ihr keinen Trost zu bieten, denn sie hatte keine mehr. Da lernt sie den hübschen Baron Paul von Western kennen und verliebt sich in ihn. Paul, bemerkt das bald und benutzt Sylvia's thörichte Neigung, seiner niedrigen Gesinnung gemäß, um seiner Lebesucht zu genügen. Er spielt, bringt große Summen durch — Sylvia ersetzt alles, verkauft ihre Edelsteine und vertauscht sie, um ihrem Manne ihre Handlungsweise zu verbergen, mit falschen, zieht endlich sogar Wechsel auf ihren Gemahl. Selbst als Paul sie so sehr täuscht, daß er sich mit einer Sängerin verheirathet, läßt sie nicht von ihm. Herr Goldisch erkennt endlich, welche Pfade Sylvia eingeschlagen — als er plötzlich stirbt, findet sich im Testamente für seine Gemahlin nur ein Jahrgehalt von 1000 Thaler. Sylvia ist niedergeschmettert. Sie lebt ohne Interesse an irgend einem Gegenstande, ohne Theilnahme an irgend welchen Ereignissen für sich hin. Sie hegt nur einen Gedanken! Was ist aus Paul von Western geworden? Als endlich unvermuthet die Nachricht eintrifft, Paul sei eines gewaltsamen Todes gestorben, bricht sie zusammen und geht nach kurzem Krankenlager, unversöhnt mit Gott, in die Ewigkeit.

Sylvia ist hier zu einem Charakter geworden, dem nur ein Zug bis zur Lächerlichkeit fehlt. Wie kann, fragt man sich, ein Frauencharakter, dem nicht jede Spur edlerer Weiblichkeit abhanden gekommen, mit so wahnsinniger Beharrlichkeit einem Phantome nachjagen? Und wie kann eine Frau so unerschütterlich einen Mann lieben, der auf nichts sich berufen kann, als auf ein einnehmendes Aeußeres und weltmännische Manieren? Einen Mann, der die Liebende nicht allein fort und fort über seine Gefühle täuscht, handgreiflich täuscht, und es auf nichts weiter abgesehen hat, wie auf ihre Kasse? Man hält uns vielleicht entgegen: es gibt solche Charaktere, wenn sie auch sehr selten sind, wenn sie auch zu den Ausnahmen gezählt werden müssen. Nun, die Aesthetiker sind noch lange nicht einig darüber, ob es Aufgabe der Poesie ist, Ausnahme-Menschen und Ausnahme-Leidenschaften zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen. Solche Schilderungen erregen bei der Lektüre stets ein gewisses peinliches Gefühl, ein Unbehagen, das sich leicht bis zum Widerwillen steigert. Wir sehen Sylvia lieben, durch ihre Liebe ihre Stellung in der Welt verlieren und für ihre Liebe leiden, ohne daß der Gegenstand ihrer Liebe sie auch nur im Mindesten verdiente. Der Grund der Liebe, namentlich der dauernden, beruht doch auf Eigenschaften der Seele und des Gemüthes. Nur Seele kann zu Seele sprechen. Nun harmoniren aber Sylvia und Paul in keiner Weise; er selbst liebt sie nicht, wie er ihr oft genug in brutaler Weise bewiesen und doch bewahrt sie ihm ihre Neigung? Das ist sehr unwahrscheinlich und sicher nicht poetisch.

Ein anderes unglückliches, weil ungläubiges Leben führt Jane Miranda, ehemaliges Fräulein Geringer, das sich zu einer gefeierten Sängerin aufschwingt. Sie wird die Gemahlin Paul's von Western. Jane ist ein prächtig gezeichneter Charakter, ein naturtreues Bild modernen Virtuosenthums.

Der Lichtblicke bietet die Erzählung sehr wenige, wenn man nicht etwa Juliane und Ignaz als einen solchen rechnen will. Man kann nur wünschen, daß „eine reiche Frau" ungeschrieben geblieben wäre.

Hoch aber steht wiederum die 1871 erschienene „Erzählung des Hofraths."

Hier berichtet uns die Dichterin die wechselvollen Schicksale zweier Familien, der Roth's und der Weiß'. Die arme Rosa Weiß

wird mit der reichen Rosa Roth zusammen erzogen, weil die Mutter der Rosa Weiß beide Kinder geschenkt hat und die Kleinen sich nicht trennen wollen. Rosa Weiß nennt man allgemein Rosalba, Rosa Roth Rosmary. Rosalba gewöhnt sich rasch an ihre glänzende Lage und wird eine sehr selbstbewußte, junge Dame. Aeußerlich lieblich und anmuthig macht sie einen großen Eindruck auf den jungen Baron Sintram von Uglas, der sich heimlich mit ihr verlobt, heimlich und gegen den Willen seiner Eltern, namentlich seiner Mutter Theophile. Als Roth gestorben und das Geschäft in Concurs gerathen, müssen beide Familien die Heimath verlassen. Frau Roth zieht mit Rosmary und Rosalba nach Frankfurt, während Frau Weiß die Führung eines Haushaltes übernimmt. In Frankfurt nähen die beiden jungen Mädchen für Geschäfte und fristen da dürftig ihr Dasein. Rosalba hofft und harrt auf Sintram und er kommt. Seine Mutter hat endlich ihren Widerstand gegen seine Verheirathung mit Rosalba aufgegeben, freilich mit der harten Bedingung, daß er sich nie mit seiner Frau vor ihren Augen sehen lasse. Die Hochzeit ist zu Rosalba's Verdruß wenig heiter und sehr dürftig, und ebenso armselig ist das Forsthaus, in welches Sintram seine junge Frau einführt. Das gefällt Rosalba durchaus nicht; sie hatte gehofft, im Schlosse wohnen und sich standesgemäß kleiden zu dürfen. Und nun von Allem das Gegentheil! Sie wird mürrisch, abstoßend gegen den liebevollen Sintram — Folge ist, daß letzterer sich bald ebenso unglücklich an Rosalba's Seite fühlt, wie sie an der seinen. Die Entscheidung läßt nicht lange auf sich warten: Die beiden Gatten trennen sich; Rosalba geht mit Rosmary's leichtsinnigem lebelustigem Bruder Otto nach Paris und wird, als dieser sie nach wenigen Monaten verlassen, die Mätresse eines Fürsten. Später geräth sie in tiefes Elend und wird von Sintram's Mutter in großherziger Weise unterstützt.

Von Rosmary's Schicksal ist wenig, aber Inhaltvolles zu erzählen. Nach dem Tode ihrer Mutter wurde sie Gesellschafterin beim Grafen von der Argen. Dort verliebt sich Graf Windfried in sie und sie selbst fühlt eine heftige Neigung für ihn. Aber sie denkt an Rosalba's Schicksal, denkt an die Gesinnung der Eltern Wienfried's und weist seine Werbung zurück. Und um ganz sicher zu sein, daß nicht ihr Herz in schwacher Stunde doch den Bitten des Geliebten nachgibt, reist sie schleunig von Argenfels ab. Nach einiger Zeit stirbt sie.

Heldin des Romans ist also die unglückliche Rosalba. Die Dichterin wollte zeigen, wie tief ein weibliches Wesen sinken kann, das sich von der Religion abgewendet und nur irdischem Tand zugethan ist. Ein arm geborenes Mädchen wird aus dem Staube zu nie geahnter Höhe emporgehoben, erzeigt sich der Erhebung nicht würdig und sinkt nun mit rapider Geschwindigkeit von Stufe zu Stufe in den Abgrund. Unaufhaltsam treiben die Fluthen sie abwärts, denn den Anker des Lebens, den Glauben, hat sie als lästigen Ballast über Bord geworfen. Wie Rosalba soweit gekommen, das hat die Dichterin meisterhaft entwickelt. Wie aus kleinen Neigungen und Gelüsten verderbliche Leidenschaften entstehen, wie nach und nach der Glaube, und der schönste Duft weiblichen Gemüthes, die echte Religiösität, zu schwinden beginnt, wie nun fesselles die Selbstsucht ihren verlockenden Phantomen nachjagt — das ist mit Meisterhand dargestellt, in jeder Zeile den Dichter und Seelenkenner verrathend.

Wie anders erstrahlt dagegen Rosmary's liebliches Bild! In der Jugend eben nicht viel verschieden von anderen jungen Damen, aber tief religiös, geben bittere Lebenserfahrungen ihr eine Charakterfestigkeit und Seelenstärke, die selten ist unter dem weiblichen Geschlechte. Sie steht fest allen Stürmen gegenüber, die auf ihr freudenloses Dasein eintoben. Als Kind, ja noch als Mädchen, freut sie sich aller Genüsse, welche Reichthum und Ansehen der Familie verwöhnten Kindern zu bieten vermögen; jede Bequemlichkeit wird ihr bereitwillig gewährt — wohl steigt ein leises Selbstbewußtsein in ihrem schönen Köpfchen auf, nicht aber Hochmuth und übermüthige Vermessenheit. Der Reichthum verfliegt; die Frucht sauren Fleißes zerrinnt in einer Nacht. Als reiches, beneidetes junges Mädchen legt sie sich zur Ruhe; arm und weltverlassen erhebt sie sich am andern Morgen — sie verzagt nicht, sie vertraut auf Gott und die Arbeit ihrer Hände — sie, die einst so viel Bewunderte und Umschmeichelte, arbeitet ergeben als Gleiche unter anderen Näherinnen, weist jede Erleichterung von sich und will nichts sein als arm, aber rein und unschuldig. So lebt sie lange Jahre in herben Entbehrungen. Aber das herbste Leid kommt zum Schluß: sie entsagt dem geliebten Manne! So ist ihr ganzes Leben ein melancholisches Leid von Leid und Schmerz.

Das ist das hochpoetische Bild eines edlen Mädchencharacters, voll Duft und Poesie. Dieser edlen, anmuthigen Gestalt, ge-

meißelt aus carrarischem Marmor, steht Theophile von Uglas gegenüber wie eine Granitsäule, verwettert vom Zeitensturm, aber unerschütterlich. Das ist ein Character, wenig ansprechend im Leben und in der Dichtung, und doch so bewundernswürdig dargestellt. Theophile kennt auf der ganzen weiten Welt nur eine Autorität — sich selbst. Und sie setzt ihren Willen durch überall. Ihrem Gemahl hat sie von vorne herein die Grenzen seiner Machtvollkommenheit gezogen, enge genug, denn er hat nichts zu befehlen. Dagegen hat Theophile nicht ermangelt, seinen kleinen Liebhabereien nach Kräften Vorschub zu leisten, so daß er ihren Arrangements gar nicht in die Quere kommt. So lebt sie als unumschränkte Herrscherin in ihrem kleinen Reiche, keinen anderen Gedanken hegend, als ihren einzigen Sohn glänzend zu verheirathen. Ihrer Meinung nach ist für Sintram die beste Partie eben noch gut genug. In allen anderen Sachen so scharf, so klarblickend, ist sie in diesem Punkte mit Blindheit geschlagen. Und diese Blindheit rächt sich schwer. Gewohnt, alles nach ihrem Sinne zu lenken und ausgeführt zu sehen, muß sie erfahren, daß ihr Sohn den Plan ihres Lebens mit ungewohnter Energie durchkreuzt! Ingrimmiger Schmerz durchzuckt ihre stolze Seele. Aber sie gibt nach. Weiß sie doch, daß die Zukunft ihrer Weigerung nur zu Recht geben wird.

Es kommt genau so, wie sie es erwartet. Ihr Sohn leidet schwer, an eine Frau gekettet, die in keinem Punkte mit ihm sympathisirt. Es ist eine Art grausamer Freude, mit der sie ihn dulden sieht. Sobald Rosalba ihn aber verlassen und sie ihn mit vollem Rechte wieder ihren Sohn nennen kann, greift sie ihren alten Plan wieder auf. Die Ehe für ungiltig erklären zu lassen, wird ihre fixe Idee, daß das nach den Gesetzen der katholischen Religion unmöglich, beachtet sie nicht; sie will es und sie meint, ihrem Willen müsse sogar der Papst Folge leisten. Aber Gott setzte ihren Gedanken ein Ziel, indem er Sintram hinwegnimmt. Sie verschließt ihren Schmerz in ihrer liebeleeren Brust, hadernd mit Gott und den Menschen, die ihren Gram nicht zu würdigen wissen.

Theophile ist eine überaus meisterhafte Figur. Nur ein wahrhafter Dichter kann einen an sich so wenig anziehenden Character so gestalten, daß er unser Interesse in Anspruch nimmt.

Ueberaus liebliche Gestalten treten uns in der Familie von der Argen entgegen. Christiane ist ein reizendes Geschöpfchen, das sich

uns ins Herz stiehlt mit seinem schelmischen Lachen und seiner munteren Ungezwungenheit.

Die „Erzählung des Hofraths" bildet den Uebergang zum Gipfel der Vollendung, den unsere Dichterin in „die Glöcknerstochter" unstreitig erstiegen hat. In rein dichterischer Beziehung steht freilich „Maria Regina" diesem Romane gleich; aber der erste ist bei Weitem nicht so künstlerisch durchgearbeitet, wie „die Glöcknerstochter."

Im Hause des Glöckners Weinrich lebt als seine Tochter die kleine Wendeline. Sie ist es indessen nur dem Namen nach, denn sie ist im Jahre 1842 von einer fremden Dame heimlich dem Pfarrer Edelholt übergeben und dieser hat die Erziehung des Kindes dem braven Glöckner anvertraut. Nach Jahren, als Wendeline schon ziemlich erwachsen, meldet sich beim Pfarrer wiederum die Mutter. Zu seinem Entsetzen kennt der Priester in der zu seinen Füßen liegenden, in wildem Schmerz aufgelösten Dame die Tochter des hoch von ihm verehrten Grafen Wianden, Claudia. Wendeline ist die Frucht eines Ehebruchs. Claudia war mit dem Grafen Marialva vermählt, und während ihrer Ehe ging sie ein Verhältniß mit dem Grafen Sierra ein, dessen Frucht Wendeline. Jetzt war Marialva gestorben, Claudia vermählt mit Sierra, und letzterer nimmt Wendeline als sein Kind, nicht aber auch als Claudia's Kind, in sein Haus auf und läßt sie standesgemäß erziehen. So blieb das traurige Geheimniß vor Claudia's Vater verborgen.

Wendeline wächst zu einer schönen anziehenden, lieblichen Jungfrau auf. Dagobert, Graf Wianden's Sohn aus zweiter Ehe, verliebt sich in sie und gesteht ihr seine Liebe. Auch Wendeline ist von gleichen Gefühlen beseelt. Dagobert geht in die Welt, sich der diplomatischen Carriere zu widmen. Das kostet Geld, viel Geld. Anstatt mäßig zu leben, macht er auch den unsinnigsten Luxus mit und stürzt sich, seine Ausgaben zu verheimlichen und zu decken, auf den Rath seines Freundes Maximilian Illinger, in gewagte Speculationen. Eine glückt, mehrere andere mißlingen; der Vater Maximilians, Baron Illinger, schießt ihm zur Deckung ungeheure Summen vor, die Dagobert auf sein väterliches Gut Bachheim eintragen läßt. Schließlich schlagen dem unglücklichen jungen Manne die Wellen über dem Kopfe zusammen — nur eine reiche Heirath kann ihm helfen. Er eilt nach Bachheim, sich die Hand Wendelinen's

auch bei seinen und ihren Eltern zu sichern — aber Wendeline weist ihn entschieden ab. In seiner Verzweiflung verlobt sich Dagobert heimlich mit Maximilian's ungeheuer reichen Schwester Floriane, die ihm verspricht, von der jüdischen Religion zur christlichen überzutreten. Nach einigen Wochen denkt sie daran nicht mehr und schreibt Dagobert einen letzten Brief. Der gibt ihm den Todesstoß: er versucht, sich das Leben zu nehmen, doch bleibt es bei einer schweren Verwundung.

Illinger sen. ist inzwischen mit dem Tode abgegangen. Seine Erben, sehr begierig, sich die hinterlassenen Reichthümer zu theilen und wenig geneigt, mit dem Grafen Wianden Nachsicht zu haben, drohen, Bachheim zu verkaufen. Da tritt Wendeline ein und opfert großherzig ihr Vermögen, um dem alten Grafen den Besitz von Bachheim zu erhalten.

Dagobert wird, sobald sein Zustand es erlaubt, nach Bachheim transportirt, wo er unter den Augen seines tief empörten Vaters schmerzensvolle Tage durchlebt. Aber er ist geläutert, mit seinem Körper genaß auch seine Seele, und ihm, dem wieder geborenen Dagobert, reicht Wendeline gern Herz und Hand.

In überaus ergreifender Weise ist uns das Schicksal Dagoberts, des Erben eines hochgeachteten, altadeligen Namens geschildert. Dagobert, von Natur edel und großherzig angelegt, von tiefer, echter Religiösität, sinkt in den Strudel des Lebens. Er vermag nicht, dem Strom entgegen zu schwimmen; zu solchen Kraftstücken reicht seine moralische Muskelkraft nicht aus, lieber läßt er sich von den Wellen tragen und mitreißen. Statt den Anforderungen eines luxuriösen Lebens aus dem Wege zu gehen, kommt er ihnen nur zu bereitwillig nach; häuft Schuld auf Schuld, setzt selbst seine Ehre auf's Spiel. Geld, Geld! das ist der einzige Gedanke des unglücklichen Jünglings, recht viel Geld auf jede Weise. Seine wahrhafte Liebe zu Wendeline verleugnend, bewirbt er sich um die Liebe einer reichen Jüdin; diese auf leichte Weise zur Taufe zu führen, läßt er sich mit einem abgefallenen Priester in Unterhandlungen ein, und als auch diese fehlschlagen, soll eine Pistolenkugel ihn erlösen. O das ist tief ergreifend, echt dichterisch dargestellt; ein Bild aus dem Leben von seltener Wahrheit.

Aber über dem Unglücklichen schwebt die treu liebende Wendeline als guter Engel. Sie hat ja für ihn gebeten aus unschul-

digem Herzen von Jugend an, ein ſolches Gebet mußte Gott erhören, er durfte ihn nicht untergehen laſſen in Sünde und Seelentod. War er ja doch nicht böſe, nur abgeirrt vom rechten Wege. Wendeline iſt der weibliche Gegenſatz Dagoberts. Sie ſteht ſo feſt gegründet auf dem ewig unerſchütterlichen Fundamente des Glaubens, daß kein Sturm ſie bewegen, kein noch ſo ſchweres Leid ſie zaghaft machen kann. Und darum, nur darum, vermag ſie zu lieben, wie Dagobert nicht liebt. Sie liebt in ihrem Geliebten nicht den Menſchen allein unſäglich, ſondern auch ſeine unſterbliche Seele. Wäre es, um letztere zu retten, nöthig, ihre Liebe zu opfern — ohne Schwanken und Wanken willigte ſie ein. Solcher Neigung gegenüber, fern von irdiſchen Bezügen haben zeitliche Güter nicht den mindeſten Werth, ohne Zögern wirft ſie ihre ganze Habe in die Wagſchale, Dagobert's Ehre zu retten. So ſehr ſie ihn aber auch liebt, ſie vermöchte nicht, ihm ihr Glück anzuvertrauen, ſo lange ſein Fuß auf dem unrechten Wege umherirrt. Erſt als ſeine Seele mit der ihren die gleichen religiöſen Gefühle hegt, erſt als ſein Herz mit dem ihren in einem Tempo ſchlägt, reicht ſie ihm ihre Hand zum ewigen Bunde.

Um dieſe beiden Hauptperſonen gruppiren ſich in harmoniſcher Weiſe die übrigen Glieder der Familie Wianden, alle Charaktere von bezaubernder Schönheit. Da iſt der alte Graf Euſtachius, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, dem ſein Glaube und nach ihm ſeine Ehre über alles geht. Wie liebt er ſeinen Sohn Dagobert, den Erben ſeines ſtolzen Namens! Welch namenloſer Schmerz durchzuckt ſeine ſtarke Seele, als zum erſtenmale ein Wianden ſeinen Schild mit einer unedlen That befleckt! Aber wie feſt auch behauptet er ſeine Würde. Er hat ſeinen Sohn geliebt mit aller Liebe, der ſein ſtarkes Herz fähig war, — aber dem Ehrloſen verſchließt er den Zugang zu ſeinem Herzen, dem Geläuterten öffnet er ihn.

Seine Frau, Leocadie, iſt ein überaus meiſterhaft gezeichneter Charakter. Es iſt ſchwer für einen Dichter, die kleinen weiblichen Schwächen ſo geſchickt in ſeine Darſtellung zu verweben, daß der Geſammteindruck nicht beeinträchtigt wird und die ernſte Würde einer edlen Frau nicht leidet. Unſere Dichterin hat die Aufgabe gelöſt. Leocadie's Charakter iſt eine höchſt glückliche Miſchung matronenhafter Würde und kleiner weiblichen Eigenheiten. Ganz

prächtig steht ihr die mütterliche Eitelkeit, mit der sie auf Dagobert sieht. Ihr Sohn ist ihr natürlich ein Ideal; außer ihm giebt es auf der ganzen weiten Welt nur eine Persönlichkeit, die über ihm steht, das ist ihr Gemahl. Höchst anziehend ist die Häuslichkeit geschildert, in der Leocadie als Herrin schaltet und waltet.

Wäre nur nicht Claudia in diesem Gemälde mit ihrem tiefen sittlichen Fehltritt! Man kann sich nicht wohl mit ihr befreunden, obgleich die Dichterin all' ihre glänzende Kunst auf diesen Charakter verwendet hat. Man muß an ihren Fehltritt denken, so oft sie mit Wendeline zusammentrifft. Freilich kann nicht verschwiegen bleiben, daß gerade der Fehler Claudias die Handlung in spannender Weise complicirt.

Auch muß es uns als Katholiken unangenehm berühren, daß Caplan Ulmer von Liebesgedanken geplagt wird und der Pfarrer Edelholt, wenn auch unverdient und später glänzend gerechtfertigt, in ein schiefes Licht geräth.

Auf der anderen Seite haben wir in der weitverzweigten jüdischen Familie der Illinger einen Gegensatz zu der des Grafen Wianden, wie er schärfer nicht gedacht werden kann. Da haben wir die Abwesenheit jeder idealen Richtung, neben echt jüdischem ungemessenem Geldstolz. Das sind Gestalten, aus dem Leben gegriffen, verkörperte Genußmenschen. Am besten unter ihnen sind Maximilian und Floriane gezeichnet.

Charakterzeichnung, Darstellung der Seelenbewegungen und Gemüthstiefe stempeln diesen Roman zu einem der besten, welche die Gräfin Hahn je geschrieben, zu einem der besten, die unsere katholische Literatur aufzuweisen hat.

Die Dichterin hält sich, mit nur einer Ausnahme, auf der Höhe ihrer Vollendung. Helle Schaffensfreude leuchtet aus all' diesen herrlichen Bänden voll Schönheit und Gemüthsreichthum hervor. Der folgende Roman „Vergieb uns unsere Schuld" (1874) beweist es wieder. Es ist ein düsteres Familiendrama, das sich vor unseren Augen entwickelt.

„Vergieb uns unsere Schuld" — wohl mochte die Fürstin es ausrufen, denn sie hatte es verschuldet, daß einer ihrer Enkel unter fremdem Namen das Leben durchwandern mußte und schweres Leid das Herz einer edlen Frau erdrückte. Sie hatte nur ein Ziel im Auge, Erhaltung ihres stolzen Geschlechtes in altem Glanze. Ihr zweiter Sohn, Friedrich, verheirathete sich mit einem

zwar altadeligen aber armen Fräulein — sie duldet es. Da stirbt ihr Gemahl und nun zeigt sich, daß der finanzielle Ruin des Hauses unvermeidlich, wenn nicht ihr ältester Sohn Georg eine reiche Heirath eingeht. Das Glück ist ihm hold, er führt eine ungeheuer reiche Russin heim. Aber nicht lange dauert es und ein gewaltsamer Tod rafft ihn hinweg, Friedrich wird Chef der Familie. Nun fordert der Vormund der jungen Wittwe Pelagia, ihr Eingebrachtes zurück. Wird dem Verlangen nachgegeben, so ist es aus mit der Herrlichkeit des Hauses. Die Fürstin ist trostlos. Friedrich jedoch hat einen Plan. Schon zu Lebzeiten seines Bruders hatte er mehr mit Pelagia sympathisirt, als mit seiner eigenen Frau, jetzt, wo sie frei, schlägt seine Leidenschaft in hellen Flammen empor. Er ergreift den günstigen Moment, der ihm zu gebieten scheint, den Glanz des Hauses durch eine Verbindung mit Pelagia aufrecht zu erhalten. Seine Mutter geht freudig auf den Plan ein. Aber Eleonora weigert sich entschieden: sie sei seine Gattin und im Schlosse ihr Platz. Die heftigen Scenen, welche Friedrich ihr macht, üben nicht die geringste Wirkung auf sie aus. Sie mag nicht von ihrem Manne gehen und später von seinem Gnadengelde ihr Dasein fristen. Als aber unerwartet ein Brief eintrifft, der ihr eine mäßige Erbschaft meldet, ertheilt sie sofort ihre Zustimmung zur Scheidung. Dann zieht sie mit ihrem Söhnchen nach Deutschland, sich von nun an Frau von Turn nennend.

So hatte die Fürstin erreicht, was sie so sehnlich gewünscht: ihr Sohn der Gemahl einer reichen, gleich hochgeborenen Frau, bald Vater dreier Söhne und einer reizenden Tochter. Sie wähnt nun den Bestand ihres Hauses auf ewig gesichert. Bald genug wird sie aus ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt: zwei ihrer Enkel sterben und das Leben des dritten hängt an einem schwachen Fädchen. Alles wird aufgewandt, Ernst's Gesundheit zu erhalten und zu stählen.

So liegt die Situation, als die Dichterin ihre Erzählung beginnt.

Dea, der Tochter des Fürsten, wird von ihrer Mutter die Wahl gelassen zwischen dem fünfundzwanzigjährigen Prinzen Guido und dem schon reiferen Lord Waldegrave. Dea zieht letzteren vor, weil sie der Jugend des ersteren nicht genügendes Vertrauen zu schenken vermag. Sie lebt glücklich an seiner Seite mehrere Jahre, ihre Zeit theilend im traulichen Heim und auf

weiten Reisen. So werden sie in Egypten mit Eleonorens Sohn, Georg von Turn, bekannt, dessen Herkunft sie natürlich nicht kennen und mit ihm befreundet, so daß er auch das Schloß des Fürsten besuchen darf. Hier treten erschütternde Ereignisse ein. Der Fürst Friedrich kommt auf der Jagd um's Leben, sein Sohn Ernst ringt als Schwindsüchtiger mit dem Tode. Die Fürstin ist trostlos; wenn Ernst stirbt, ist ihre Hoffnung dahin. Und er stirbt. Der Schmerz der Fürstin ist unbeschreiblich.

Auch Dea ringt nach Fassung. Eines Abends singt sie am Clavier ein melancholisches Lied, das sie von Georg von Turn oft genug gehört. Die Fürstin schrickt zusammen und fragt in athemloser Spannung, von wem sie das Lied zuerst vernommen. Als Dea es ihr erklärt, muß sofort an Georg telegraphirt werden, daß er die Fürstin besuche. Die alte Frau lebt neu auf, ist doch nun ein neuer rechtmäßiger Erbe ihres Namens erstanden und wird er doch nun erstehen in altem Glanze! Georg kommt, vernimmt das Geheimniß seiner Abkunft, welches seine Mutter ihm nie verrathen und — resignirt. Er mag den hohen Namen nicht tragen — den man seiner theuren, über alles geliebten Mutter so schmählich geraubt — er wird katholischer Priester. Die Fürstin überlebt die Vernichtung ihrer Hoffnungen nicht, sie wird vom Schlage getroffen.

Es ist eine echt tragische Figur, diese alte Fürstin. Sie ist in Wahrheit ein Opfer ihres Namens. Ein ganzes Leben hat sie diesem Idole geweiht und Sünde auf Sünde gehäuft, es zu erreichen — und am Abend ihres Lebens sieht sie ihr Idol zerschmettert am Boden liegen. Das ist höchst ergreifend und echt dichterisch von der Erzählerin dargestellt.

„Vergieb uns unsere Schuld," sagt auch Dea, die liebliche und liebenswürdige Gattin Waldegreve's. Sie liebt ihren edlen Gemahl so herzlich, daß sie seinetwegen mit Freuden ihre Religion opferte — aber er verlangt es ja nicht! Sie ist so schön, so hold, daß er für sie jede Religion für höchst überflüssig hält. „Sie ist ein Engel", sagt er oft genug, wenn Georg von Turn in ihn dringt, Dea's religiösem Drange mehr Vorschub zu leisten und sie allmälig zur katholischen Religion hinüber zu geleiten — und daß sie ein Engel ist, genügt ihm. Wie eine holde, wundermächtige Fee bezaubert sie nicht allein ihren Gemahl, sondern auch ihre Umgebung. Nach einigen Jahren aber bemerkte Waldegreve zu seinem

großen Erstaunen, daß Dea doch nicht immer ein Engel ist. Es kommt nämlich Prinz Guido zu ihnen, derselbe, dessen Hand Dea vor einigen Jahren so entschieden ausgeschlagen. Er hat sich sehr zu seinem Vortheil entwickelt, zeigt ein gediegenes Wesen und umfassende Bildung. Dea ist erstaunt; der Umgang mit Guido wird ihr immer lieber, zuletzt sogar Bedürfniß. Waldegreve bemerkt es mit unsäglichem Schmerze; jetzt erst fühlt er, wie verkehrt es war, Dea's religiöses Gefühl unberücksichtigt und ungepflegt zu lassen. Dea selbst erkennt bald ihren Seelenzustand und erschrickt. Traurige Ereignisse ziehen ihre Gedanken für eine Zeitlang ab von ihrer unglücklichen Neigung, dann erwacht sie wieder in alter Stärke. Erst als sie in Guido einen elenden Wüstling erkennt, erkaltet ihr glühendes Gefühl. Ernste Gedanken beschäftigen wiederum ihre Seele und als der letzte große Schlag eintritt, als alles zu wanken scheint im elterlichen Hause, als der von ihr so hoch geachtete Georg von Turn, ihr Stiefbruder, die ihm zukommende glänzende Stellung verachtungsvoll abweist, da sinkt auch sie in die Kniee und betet aus vollem Herzen: „Vergieb uns unsere Schuld."

Nur einer braucht nicht reuevoll an seine Brust zu schlagen: Georg von Turn. Er steht hoch und edel da, fern von Kleinlichkeit und Schuld. In ihm hat die Gräfin einen Charakter geschaffen, der wie ein Leuchtthurm aus den wild wogenden Fluthen emporragt.

Im Jahre 1872 trat die Dichterin mit einem Romane „Nirvana" vor die Oeffentlichkeit, der vielfach mit Achselzucken empfangen wurde. Die „Stimmen aus M. Laach" erachteten es sogar nicht einmal für angezeigt, eine Besprechung desselben zu bringen. Und in der That, vom streng katholischen Standpunkt aus fällt uns manches Anstößige auf. Natürlich liegt das Anstößige durchaus nicht in den wenigen Worten, welche die Dichterin selbst als ihr Eigenthum bezeichnen muß, sondern in dem ganzen Gebahren der Gesellschaft in welche wir eingeführt werden. Es ist eine Gesellschaft äußerst laxer Katholiken, die aber immer noch auf die Bezeichnung „katholisch" Anspruch erheben. Störungen des ehelichen Friedens durch Untreue von der einen oder anderen Seite werden durchaus nicht als Dinge betrachtet, die mit schwerem Ernste aufgenommen werden müssen. Namentlich macht Graf Euben durch manche seiner geradezu frivol klingenden Aeußerungen über Liebe und Ehe einen nicht ganz an-

genehmen Eindruck. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in solch' ewig scherzendem gleichgültigen Tone zu hören, ist keineswegs erfreulich für unsere Leser. Dazu kommt, daß wir mit eigenen Augen die Erfahrung machen, daß jüngere Leute die Ansichten des alten Grafen praktisch bethätigen. Teutleben, der Gatte Philibertens von Euben, huldigt in offener Weise der verheiratheten Leonilla von der Walden. Seine Gattin macht es ebenso, nur vermeidet sie den Eklat nicht. Beide vereinigen sich schließlich wieder, aber in einer Weise, die jeder ernsten Lebensauffassung Hohn spricht. Und endlich kommt das Schlimmste! Leonilla liebt den Caplan Osorio und nimmt sich nach seinem Tode aus Gram das Leben! Das ist ein Vorgang, der einen aus nichtkatholischer Feder geflossenen Roman pikant machen könnte, der aber in einem katholischen keine Darstellung finden darf. Die Würde eines Priesters muß uns zu hoch stehen, als daß wir mit anderen als ehrerbietigen Gefühlen zu ihr hinauf sehen könnten.

Das sind gewiß schwere Bedenken gegen einen Roman, stammend aus echt katholischer Feder und auftretend als katholisch. Wenn wir aber gerecht sein wollen, so müssen wir bei Betrachtung seines dichterischen Werthes obige Mängel unbeachtet lassen. In dieser Beziehung aber müssen wir gestehen, daß der Roman, als dichterisches Kunstwerk betrachtet, sehr hoch gestellt werden muß. Die Personen stehen so deutlich umrissen, so plastisch-anschaulich vor unseren Augen, wie nur je in einem anderen Romane unserer Dichterin. Leonilla, die Jüngerin „Nirvana's", ist nicht die sympathischste aber die bestgezeichnete Person des Romans. Zum erstenmale begegnen wir hier wiederum einer Faustine, nur in veredelter Form. Leonilla hat sich mit dem schwachsinnigen Baron Edmund von der Walden verheirathet, in der Hoffnung, dann unumschränkte Herrin eines immensen Vermögens und unabhängig von ihren Eltern zu werden. Kaum einige Wochen Gattin des unglücklichen Geistesschwachen, fühlt sie sich unsäglich elend. Trost zu suchen im Glauben kann ihr nicht einfallen, denn sie besitzt nicht eine Spur von Religion. Sie sucht nach Ausfüllung ihrer Leere. Anfangs soll Rüdiger von Euben sie ausfüllen, obgleich sie ein lebhaftes Interesse für ihn nicht besitzt. Später kommt der glänzende Teutleben an die Reihe und an dessen Stelle tritt schließlich Osorio. Weshalb sie sich gerade in den ernsten, von der Hoheit seines Berufes durchdrungenen Priester verliebt, ist klar. Er war der erste,

der ihr nicht huldigend, sondern mahnend gegenüber trat. Das imponirt ihr. Ihre Neigung verräth sich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten, in der lebhaften, ängstlichen Fürsorge für sein Wohlergehn, nie aber in Zeichen oder Worten. Schließlich steigt ihre Leidenschaft in einem Maße, daß von Osorio's Leben das ihre abhängt. Des doppelten Vergehens, dessen sie sich durch ihre Liebe schuldig macht, wird sie sich nicht bewußt, denn Glaube und Religion werden mit höhnischer Verachtung von ihr abgefertigt. Als nun schließlich Osorio seinem langjährigen Brustleiden erliegt, verliert sie allen Halt; ein Sprung in die Fluthen des See's macht ihrem qualvollen Dasein ein Ende.

Ihr Gemahl Edmund ist prächtig gezeichnet. Ich meine damit durchaus nicht, daß er dem Leser irgendwie eine gerngesehene Persönlichkeit würde, sondern nur, daß sein Schwachsinn, der sich in seltsamen Liebhabereien und einer schwer zu beugenden Halsstarrigkeit, unterbrochen von einzelnen Lichtblicken, kundgibt, in meisterhafter Weise dargestellt ist.

Die lieblichste Figur des ganzen Romans ist unbedingt Adriane Sisania, mit der sich Rüdiger von Euben verlobt. Niemand wird ohne Rührung die schweren Herzenskämpfe des armen Kindes beobachten, als es, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Rüdiger seinen Glauben verloren, seine Liebe zum Schweigen bringt und in stillem Dulden und heißen Gebeten sein Leben hinbringt. Adriane ist eine Gestalt, die uns mit manchem Unangenehmen versöhnt.

Wäre es nur auch so in „Der breite Weg und die enge Straße", (1877) jenem Roman, in welchem die Dichterin zum einzigen Male von ihrer Höhe wieder herabsteigt!

Die Dichterin behandelt die Schicksale der Familie Weldegg. Weldegg heirathet Hildegunde von Bernbach. Sie ist religiös, ihre Gesinnung verwandelt sich jedoch unter dem Einflusse ihres glaubenslosen Gatten in's Gegentheil. Die Folgen bleiben nicht aus. Weldegg's treue Liebe vermag ihr Herz nicht mehr auszufüllen, ihre Neigung wendet sich einem andern Manne zu. Plötzlich aufgerüttelt aus ihrer verbotenen Leidenschaft verfällt sie dem Wahnsinn.

Ihre älteste Tochter, Emerenz, heirathet den Freiherrn Hellmuth von Tengenberg. Er ist von wahnsinniger Liebe zu ihr erfaßt, sie soll nur für ihn leben, nur in seiner Gesellschaft sich bewegen, an ihn nur denken, für ihn nur geschmückt sein, für ihn

nur singen und lachen. Die Unmöglichkeit, nach Hellmuth's Launen zu leben, ist Emerenz' Leiden. Ihre Liebe stirbt ab und endlich wird Hellmuth ihr sogar widerwärtig. Gegen seinen Willen besucht sie Gesellschaften, dort zum Entzücken aller Anwesenden ihr reiches musikalisches Talent verwerthend. Hellmuth verfolgt ihr Thun mit eifersüchtigen Augen. Spricht sie mit jungen Männern, so wittert er ein Verhältniß und macht ihr in rücksichtsloser Weise Vorwürfe. Schließlich ruft er durch sein tolles Benehmen ein Duell mit seinem Vetter hervor, das für ihn unheilvoll endet. Emerenz kehrt nun zu ihrem Vater zurück, den sie endlich zum Glauben bekehrt, und stirbt nach einigen Jahren im Frieden mit Gott.

Graziane, Weldegg's zweite Tochter, vermählt sich mit Ignaz von Erting und wird ebenfalls nicht glücklich. Weldegg's Sohn verliebt sich in eine Kunstreiterin, will sie retten bei einem Sturze vom Pferde und verletzt sich selbst gefährlich. Nach längerem Krankenlager geht er in die Ewigkeit hinüber.

So ist der Roman ein Gemälde in den düstersten Farben, unerfreulich, ich möchte sagen, von Anfang bis zu Ende. Am abstoßendsten wirkt Hellmuth's wahnwitziges unmännliches Gebahren. Es ist eine wahre Marter für den Leser, Zeuge all' der häßlichen Scenen zu sein, die er täglich, ja stündlich seiner Gattin macht. Hätte sich hier die Dichterin nur kürzer gefaßt und im Allgemeinen über die unerquicklichen Scenen einen Schleier geworfen! Emerenz ist ein wahrhaft anziehender Charakter; auch Weldegg und die Gräfin Tengenberg erwecken das Interesse des Lesers, während die übrigen Personen schnell aus unserer Phantasie verschwinden.

Wir gelangen nun zu dem letzten Romane: „Wahl und Führung", der verewigten Dichterin. Sie ist hinübergegangen in ein besseres Leben, wie die unumwölkte Sonne am heiteren Sommer-Abend. Noch einmal sandte sie einen reichfluthenden Strahl ihres herrlichen Talentes über die katholische Welt; noch einmal erfreute sie Tausende mit einer Victoria regia im Reiche der Dichtkunst und Niemand ahnte, daß es der letzte Strahl, die letzte Blüthe sein werde.

Soll ich die Wahrheit sagen, so weiß ich unter allen Romanen der Gräfin Hahn keinen, der mir so vollkommen in seiner Anlage und Durchführung, so dichterisch schön in seinen Charakteren und so befriedigend in seinem Ausgange erscheint. Rechne ich dazu die

erhabene Idee, welche das Ganze durchzieht, und den Perlenregen schöner Gedanken: so muß ich, auch abgesehen von jeder Vergleichung, diesem Roman einen sehr hohen Rang zuerkennen. Wir dürfen uns dessen freuen; denn er gehört so völlig unserer katholischen schönen Literatur, wie nur einer der übrigen Romane der Gräfin Hahn. Eine echt katholische Luft durchweht die schöne Dichtung, und diese Luft ist so rein und gesund, daß wir uns mit Wonne in ihr bewegen. Ich will damit andeuten, daß der katholische Geist in den Charakteren und der Handlung selbst liegt, und nicht, wie es leider in so vielen unserer Romane und selbst in „Maria Regina" der Fall, in den Gesprächen. Und doch kommt eine Conversion vor — ein Umstand, der völlig genügt, um liberale Kritiker zur Verurtheilung des Ganzen zu veranlassen. Jeder vorurtheilsfreie Nichtkatholik wird aber gestehen müssen, daß diese Conversion so psychologisch richtig eingeleitet und so feinfühlig durchgeführt ist, daß man an ihr, schon als reines Kunstwerk betrachtet, Freude haben muß. Dazu hängt sie auf Seiten des Convertiten mit so mancher andern Gefühlserregung zusammen, daß die Darstellung ein allseitiges Bild eines eigenthümlichen Charakters gibt.

Ralph Mac Bruce, ein den Vierzigern sich nähernder reicher, finsterer Schotte, verheirathet sich mit seiner jugendlichen Nichte Marina, welche in Deutschland bei ihrer Mutter wenig Behagen findet und lieber den hypochondrischen Schotten heirathet und mit ihm nach dem düsteren Bruce Castle zieht. Ralph liebt seine junge Frau innig, obgleich sie seine Neigung nicht erwiedert. Indeß fühlt Ralph sich beglückt, daß Marina und bald ein kleines Söhnchen seine Einsamkeit beleben. Seine junge Frau hingegen ist tief unglücklich. Zwar hat ihre ganze Erziehung und ihr bisheriges Leben sie nicht gewöhnt, große Ansprüche an das Dasein zu stellen; doch hatte sie gehofft, in einen interessanten Kreis von neuen Menschen zu treten und nach allen Seiten hin angeregt zu werden. Ralph bleibt verschlossen, melancholisch, wie er es immer war. Kein Wunder deshalb, wenn Marina sich an Arthur Cameron, einen Verwandten ihres Gemahls, Convertiten, traulich anschließt und bei ihm geistige Anregung sucht. Sie findet sie; allmälig aber fühlt Marina, daß sie an Arthur mit anderen Gefühlen denkt, als bloße Freundschaft sie einflößt — sie erschrickt und drängt sie mit Gewalt zurück. Auch Arthur empfindet lebhafte Neigung für seine interessante Verwandte; aber eingedenk seiner Pflichten als Christ sucht er sie

zu unterdrücken. Ralph beobachtet seinen Vetter und seine Frau mit zeitweiligen eifersüchtigen Regungen, die auf seinen Charakter großen Einfluß üben. Er hatte seiner Frau vor der Hochzeit versprochen: wenn Gott ihnen ein Kind schenken würde, solle es katholisch getauft werden, und auch er werde in den Schooß der Kirche zurückkehren. Die geargwöhnte Neigung zwischen Marina und Arthur läßt ihn jedoch jeden Gedanken an Conversion zurückweisen; seine Erbitterung gegen jene erfüllt ihn mit Abneigung gegen die Confession, welcher sie angehören; selbst ein Aufenthalt in Rom, welcher ihn mit der echt katholischen Familie des Fürsten Wartenberg bekannt macht, bringt ihn nicht weiter. Erst als sie wieder in der Heimath sind, und die Nachricht dorthin gelangt, daß Arthur als päpstlicher Zuave gefallen; und als er sieht, daß sie an Arthur nicht anders denkt als an einen dahin geschiedenen theuren Freund: da erst geht das Licht der Gnade in ihm auf, und er wird Katholik.

Das ist ein trockener Auszug der Haupthandlung, ohne den Geist der Dichtung, ohne die Kraft der Darstellung, ohne die lebensvollen Details. Die Charaktere Ralph's und Marina's sind meisterhaft dargestellt — Beides herbe Naturen, aber voll energischer Empfindung. Marina's Leben ist ein langes melancholisches Lied, eine Variation des alten Thema's „Entsagung"! Aber kein Lied, das uns zu Tode betrübt — ein Lied, allerdings voll schmerzlicher Empfindung, aber mit dem trostvollen Hoffnungsblick nach oben.

Fast parallel mit oben bezeichneter Handlung läuft eine zweite, welche die Schicksale der höchst liebenswürdigen Familie des Fürsten Wartenberg, namentlich der schönen Polyxene und der sinnigen Lydia zum Vorwurf hat. Die Dichterin führt uns hier in eine Familie, in der zu verweilen dem Leser eine Wonne ist. Das sind wahre Prachtgestalten, diese Männer, Frauen, Mädchen, Kinder! Und wie harmonisch stimmen die einzelnen Mitglieder der zahlreichen Familie zusammen, trotz großer innerlicher Verschiedenheit! Das ist ein Bild, ein poesievolles Bild schönsten christlichen Familienlebens, wie es die geniale Feder unserer Dichterin noch nie hervorgezaubert. Polyxene, das schöne flatterhafte Weltkind; Lydia, die sinnige Gottesbraut; Fürst Anton, Veriand Schönstein — sind Figuren, die der Phantasie des Lesers lange gegenwärtig bleiben; denn die Dichterin führt sie uns mit plastischer Anschaulichkeit vor.

Zu all' diesen Vorzügen kommt noch der durchaus ungezwungene Wechsel der Scenerie, welcher uns bald in die sonnigen Gefilde Italiens, bald in die romantischen Schluchten Schottlands, bald wieder in unser liebes Deutschland zurückführt. Gern folgt der Leser diesen Wanderungen; denn er wird reichlich belohnt durch die herrlichsten Naturschilderungen.

Das ist ein winziges Bild des inhaltreichen, rastlosen, segensvollen Lebens der Gräfin Hahn, einer Frau, wie sie so bald nicht wieder auftreten wird in der Geschichte der Zeiten. Ein Gesammtbild ihres Wesens und ihrer Thätigkeit, namentlich ihrer Thätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Charitas zu entwerfen, muß einer Feder überlassen bleiben, die berufener ist. Möge sie dann nur von derselben aufrichtigen Verehrung geführt werden, wie die meine!

Verzeichniß der sämmtlichen Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Gedichte	1 Bd.	1835.	Leipzig, Brockhaus	ℳ	4 50
Neue Gedichte	1 „	1836.	„ „	„	3 50
Lieder und Gedichte	1 „	1837.	Berlin, Mittler	„	3 —
Venezianische Nächte	1 „	1836.	Leipzig, Brockhaus	„	6 —
Aus der Gesellschaft. Novelle (2. Aufl. 1845)	1 „	1838.	Berlin, Duncker u. Numblot	„	4 50
Aftralion. Eine Arabeske	1 „	1839.	Berlin, A. Duncker	„	1 25
Der Rechte (2. Aufl. 1845)	1 „	1839.	„ „	„	6 —
Jenseits der Berge (2. Aufl. 1845)	2 „	1840.	Leipzig, Brockhaus	„	10 50
Faustine (2. Aufl. 1843, 3. 1848)	1 „	1840.	Berlin, Duncker	„	6 —
Ulrich (2. Aufl. 1845)	2 „	1841.	„ „	„	11 25
Erinnerungen aus und an Frankreich	2 „	1842.	„ „	„	9 —
Sigismund Forster (2. Aufl. 1845)	1 „	1843.	„ „	„	5 25
Die Kinder auf dem Abendberg	1 „	1843.	„ „	„	1 —
Ein Reiseversuch im Norden	1 „	1843.	„ „	„	4 50
Cecil (2. Aufl. 1845)	2 „	1844.	„ „	„	12 —
Clelia Conti	1 „	1846.	„ „	„	6 75
Zwei Frauen	2 „	1845.	„ „	„	9 —
Orientalische Briefe	3 „	1844.	„ „	„	19 50
Sibylle. Eine Selbstbiographie	2 „	1846	„ „	„	12 75
Levin	2 „	1848.	„ „	„	12 75
Von Babylon nach Jerusalem (2. Aufl. 1851)	1 „	1851.	Mainz, Kirchheim	„	3 50
Aus Jerusalem (2. Aufl. 1851)	1 „	1851.	„ „	„	2 60
Unserer lieben Frau (3. Aufl. 1856)	1 „	1851.	„ „	„	1 60
Die Liebhaber des Kreuzes	2 „	1852.	„ „	„	6 —
Ein Büchlein vom guten Hirten	1 „	1853.	„ „	„	2 10
Das Jahr der Kirche	1 „	1854.	„ „	„	3 —

Bilder aus der Geſchichte der Kirche:						
Erſter Band: Die Martyrer (2. Aufl. 1864, 3. Aufl. 1874)	1	Bd.	1856.	Mainz, Kirchheim	ℳ	3 75
Zweiter Band: Die Väter der Wüſte (2. Aufl. 1864)	1	„	1857.	„ „	„	4 —
Dritter Band: Die Kirchenväter I. Band	1	„	1859.	„ „	„	4 —
Vierter Band: „ „ II. Band (Auguſtinus)	1	„	1866.	„ „	„	3 —
Maria Regina. Erzählung aus der Gegenwart (2. Aufl. 1861, 3. Aufl. 1865, 4. Aufl. 1876.)	2	„	1860.	„ „	„	9 —
Doralice. Familiengemälde (2. Aufl. 1863)	2	„	1861.	„ „	„	6 —
Vier Lebensbilder. Ein Papſt, ein Biſchof, ein Prieſter, ein Jeſuit	1	„	1861.	„ „	„	2 —
Zwei Schweſtern. Erzählung	2	„	1863.	„ „	„	7 50
Peregrin. Ein Roman (2. Aufl. 1879)	2	„	1864.	„ „	„	7 50
Ben-David. Ein Phantaſiegemälde nach Renan	1	„	1864.	„ „	„	0 50
Eudoxia, die Kaiſerin. Ein Zeitgemälde aus dem 5. Jahrhundert	2	„	1867.	„ „	„	5 25
Die Erbin von Cronenſtein	2	„	1869.	„ „	„	7 50
Die Geſchichte eines armen Fräuleins	2	„	1869.	„ „	„	6 —
Die Erzählung des Hofrath's	2	„	1871.	„ „	„	7 50
Die Glöcknerstochter	2	„	1871.	„ „	„	8 25
Vergieb uns unſere Schuld	2	„	1874.	„ „	„	6 50
Nirvana	2	„	1875.	„ „	„	9 —
Leben des hl. Wendelinus	1	„	1876.	Aachen, Schweitzer	„	— 10
Eine reiche Frau	2	„	1877.	Mainz, Kirchheim	„	6 —
Der breite Weg und die enge Straße	2	„	1877.	„ „	„	7 50
Die hl. Zitta	1	„	1878.	„ „	„	— 75
Wahl und Führung	2	„	1878.	„ „	„	7 50
Leben der hl. Theresia. Aus dem Spaniſchen	1	„	1867.	„ „	„	6 —
Buch der Kloſtergründungen. Aus dem Spaniſchen	1	„	1868.	„ „	„	5 25

DAS LEBEN MARIENS.

EIN BILDERKREIS

VON

ACHTUNDZWANZIG CONTOUR-ZEICHNUNGEN

AUS DEM NACHLASSE VON

JOSEPH RITTER VON FÜHRICH.

FÜR DEN LICHTDRUCK MIT DER FEDER ÜBERTRAGEN

VON

EDUARD LUTTICH VON LUTTICHHEIM.

EINSIEDELN, NEW-YORK, CINCINNATI UND ST. LOUIS.

DRUCK UND VERLAG VON

GEBR. CARL UND NICOLAUS BENZIGER.

1882.

Copyright 1882 by Benziger Brothers,
all rights reserved.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das letzte Jahrzehnt im Leben meines sel. Vaters war das productivste seiner ganzen künstlerischen Thätigkeit und zugleich die Periode, in der er, wenngleich durch Schwäche des Auges und Zittern der Hand an der minutiösen Durchbildung vielfach gehindert, doch nach dem künstlerischen Wurf, nach der Lebendigkeit der Anschauung und den Ausdrucken, der Harmonie der Linien die vollendetsten seiner Werke schuf.

Er wandte sich in dieser Zeit mit Vorliebe wieder, wie in seiner Jugend, der Schöpfung cyklischer Darstellungen zu, und so entstand neben den bereits publicirten zahlreichen Bilderreihen im Jahre 1869 auch die vorliegende und noch manche andere, die er der Fülle der ihm zuströmenden künstlerischen Gedanken wegen oft ungewöhnlich rasch im Umriss „niederschrieb" — wie er zu sagen pflegte — in einem Umriss, in den er alles Wesentliche hineinzulegen strebte, was durch die Ausführung in Schatten nur noch plastisch hervorgehoben werden sollte. In der Composition selbst blieb nur wenig Nebensächliches hie und da der Ausführung vorbehalten und findet sich deshalb in den Zeichnungen nur mit leichten Linien angedeutet.

So wünschenswerth es nun war, die Compositionen möglichst als Facsimile etwa durch unmittelbare photographische Wiedergabe zu publiciren, so hinderte doch zumeist die Blässe des Stiftes, mit dem die Zeichnungen concipirt sind, die Herstellung genügend scharfer Abzüge in Lichtdruck — einer Manier, welche aus dem Grunde gewählt wurde, um die anspruchslosen Blätter nicht durch Theuerung zu verleiden. Es mussten also Copieen in schwärzeren Linien hergestellt werden. Diese Aufgabe übernahm Herr Eduard von Lottich, der als treuer Schüler seines Meisters die Originale mit grosser Pietät und klarem Verständniss übertrug und, so viel es in dem seiner Natur nach spröderen Federstrich möglich war, den weichen Charakter ihrer Bleistiftlinien wiedergab.

Die vorliegenden Blätter erzählen in langer Folge eine schon oft und doch nie ausserzählte Geschichte — *Die Geschichte des Lebens Unserer Lieben Frau.*

Aus Meditation hervorgegangen, verlangen sie auch vom Beschauer eine Vertiefung und Hingabe an den Geist der Geschichte, die sie erzählen, wenn derselbe nicht blos einzelne Reize der Composition, sondern den über das Ganze ausgegossenen Hauch der Harmonie, die bei einheitlicher Grundstimmung in der Aneinanderreihung und Haltung der Scenen durchgeführte, gewissermassen musikalische Bewegung der wunderreichen Erzählung empfinden will, die in „diesem Thal der Thränen" beginnt und in dem fernen Jubel einer verklärten Welt ausklingt.

Einer optimistisch veranlagten Geistes- und Gefühls-Verfassung mag es schwer fallen, sich in dieser Welt einfach modulirten Wohllautes zurecht zu finden, und doch ist durch die cyklische Auseinanderreihung einzelner, für sich abgeschlossener, dramatisch bewegter Scenen jene Sprache angeklungen, die der Gegenwart geläufiger ist, als etwa die herrliche epische Kunstweise der Alten, welche die einzelnen Vorgänge in ein Bild, z. B. eine Landschaft mit Wiederholung der handelnden Figuren zusammenzieht. — Die cyklische Behandlung schliesst sich nämlich nach der Anschauung des Autors der Zeichnungen zunächst der in der modernen Kunst fast ausschliesslich herrschenden dramatischen oder vielmehr drastischen, den einzelnen Moment herausgreifenden Darstellungsweise an. Sie geht aber auch wieder über das dramatische Einzelbild hinaus, indem sie nicht nur eine Reihe solcher Bilder vorführt, sondern in dieser Reihe eine gewisse architektonische Gliederung des gesammten Stoffes einhält, welche nur mit der Reihenfolge der Scenen im Drama verglichen werden kann, indem sie mitunter durch landschaftliche Anklänge die einzelnen Vorgänge sowohl mit einander verbindet. Man sollte daher die Erkenntniss der Bedeutsamkeit jener Reihenfolge für selbstverständlich halten, wie denn auch niemand ein Drama derart liest, dass er etwa mit einer Scene des letzten Actes beginnt, dann andere des ersten und dritten Actes folgen lässt; und doch sind Verstösse dagegen so häufig, dass sie selbst bei öffentlichen Ausstellungen und in Kunstsammlungen so z. B. bei der Reihung der herrlichen Cyklen Fiesole's in der Akademie in Florenz in gar greller Weise anzutreffen sind. Deshalb mag es wohl gestattet sein, darauf hinzuweisen, wie das sinnende Verweilen bei jedem Schritt der heiligen Geschichte, das Begleiten der auseinander sich entwickelnden Bilder mit der betrachtenden Seele des Künstlers, die der Autor dieser Bilder bei andern Cyclen gerne durch eine allegorische weibliche Gestalt mit der Lampe in der Hand versinnlichte, zum Verständniss des Ganzen beiträgt.

Die Geschichte Unserer Lieben Frau, wie sie die alten Meister, ein Giotto, Ghirlandajo, ein Memmeling und auch unser edler Albrecht Dürer mit Vorliebe behandelten, ist hier der uralten Tradition und der heiligen Schrift in siebenundzwanzig Bildern nacherzählt, wovon fünf der Vorgeschichte bis zur Geburt Mariens, vier ihrem Jugendleben einschliesslich ihrer Vermählung, fünfzehn dem Zusammenleben mit ihrem göttlichen Sohne und drei ihrem Heimgange und ihrer Verklärung gewidmet sind. Voraus geht ein Titelblatt.

I.

Die Gestalten und Vorgänge des Alten Testamentes deuten vorbildlich nicht nur auf den künftigen Erretter selbst, sondern auch auf die erhabenste der Frauen, die makellose zweite Eva, die der Welt den Erlöser schenken sollte. Als Wunder aller Wunder verkündet *der Prophet des Alten Bundes* Isaias (VII. 14.) die Jungfrau und Mutter Gottes Maria voraus. Die Kirche und mit für die christliche Kunst hat aber auch von Alters her die ersten Züge des „grossen Zeichens", welches *der Seher des Neuen Testamentes*, Johannes, geschaut (Apocal. XII. 1.), gleichnissweise in ihr am herrlichsten verwirklicht gefunden.

So zeigt denn auch das Titelblatt Maria „das Weib“ als Jungfrau und Mutter umkleidet mit der Sonne, dem Mond — die dem Wechsel unterworfene Zeitlichkeit — unter ihren Füssen, die Krone von zwölf Sternen über dem Haupte, umgeben von den Vorbildern: dem *brennenden und doch nicht verzehrten Dornbusch*, der dem Moses Gottes Gegenwart zeigte und verhiess; *Rachel mit Benjamin*, dem Sohne der Schmerzen, den sie zu Bethlehem gebaren; *Judith*, der Retterin des Volkes Gottes aus Feindesland, und *Esther*, der zur Königin erhobenen rettenden Fürsprecherin für ihre Stamm- und Glaubens-Genossen.

Das Titelblatt, die Ouverture des folgenden Oratoriums, fasst somit die ganze Bedeutung der demüthigen Magd des Herrn, der Königin aller Geschöpfe, in *einer* symbolische Darstellung zusammen.

II.

Im Garten vor ihrem Hause zu Nazareth sitzen Joachim und Anna, ein betagtes Ehepaar.*) Joachim, ein ansehnlicher Mann aus dem Stamme Juda und dem Hause David's, Anna aus dem Priestergeschlechte Levi und zu Bethlehem, David's Stadt, geboren.

Sie sind tief betrübt und klagen Gott ihr Leid, weil ihre Ehe kinderlos und sie daher, ungeachtet der Hoffnung, die ihr Stamm und die Vereinigung priesterlichen und königlichen Geschlechtes in ihrer Ehe erweckte, und obwohl alle Zeichen die Ankunft des Messias bald erwarten lassen, von der Verheissung Abraham's ausgeschlossen scheinen. — Die Predella zeigt diese Verheissung. Die beiden Ecken des Baumes waren jedenfalls der Anbringung darauf bezüglicher Schriftstellen vorbehalten.

III.

Joachim wandert nach Jerusalem, um im Tempel ein Opfer zu bringen, wie es die Väter zu bringen pflegten, und um Nachkommenschaft zu bitten.

Während ringsum fröhliche Eltern zum Opfer zugelassen werden, weist der Priester das reinige als einen kinderlosen Mannes zurück, denn es lag in Israel Schmach auf unfruchtbarer Ehe. Voll Scham und Betrübniss, von den Menschen und von sich selbst als ein Gottgestrafter betrachtet, eilt er hinweg von der heiligen Stätte hinaus in die Einsamkeit der Berge zu seiner Heerde.

IV.

Er verweilt daselbst. Von Fasten und Weinen ermüdet lagert er sich am Bach bei der Lämmerherde und betet kummervoll und doch gleichenstark von neuem, dass, was die Natur dem verunfähigen Thiere gewähre, ihm aber versage, Gott, der Allmächtige, geben möge. — Da steht ein Himmelsbote neben ihm und bringt die Verheissung, dass eine wunderbare Tochter ihm geboren werden wird, die er Maria nennen solle. Er möge umkehren nach Jerusalem, dort werde zum Zeichen der Erhörung seines Gebetes Anna unter der Goldenen Pforte ihm begegnen.

*) Die Namen bedeuten „Zubereitung des Herrn“ und „Gnade“. Auf den beiden Täfelchen an den die Abstammung andeutenden Blumen hätte der Künstler vielleicht die Namen der Stammväter geschrieben.

V.

Inzwischen lebt Anna zu Hause in doppeltem Kummer; denn auch ihres Mannes Fernbleiben, über dessen Ursache sie keine Kunde hat, verursacht ihr schweres Leid. Selbst am Festtage vermag sie nicht fröhlich zu werden und weigert sich, ein Festkleid anzulegen. Darüber erzürnt sich eine ihrer Mägde und wirft ihr ihre Unfruchtbarkeit vor. Sie geht in den Garten und fleht zum Himmel gerührten Augen erblicken in einem Lorbeerbaum ein Nest mit kleinen Vögeln. Sie seufzt auf zu Gott und bittet, um was sie so oft schon gefleht. Da plötzlich erscheint auch ihr der Engel und verheißt ihr ein heiliges Kind. Voll der Freude wiederholt sie ihr Gelübde, das Kind dem Dienste Gottes zu weihen. Sie macht sich sogleich auf, ihrem Manne, dessen Heimkehr ihr der Engel verkündet hatte, entgegen zu gehen.

VI.

Joachim und Anna begegnen sich unter der Goldenen Pforte des Tempels. Der stille Vorgang, voll reichen Trostes für die hetheiligten heiligen Personen wird von der geschäftigen Welt der Käufer und Verkäufer, die sich im Vorhofe drängen, kaum bemerkt. Vielleicht erinnert sich der blinde Bettler auf den Stufen noch der Stimme des Mannes, der jetzt in freudiger Zuversicht aufjubelt und jüngst so schwer betrübt von dannen zog.

VII.

Und es geschieht, wie der Engel verkündet hat. — Im Hause Joachim's ist's lebendig. Die betagte Mutter Anna schaut mit stillem Sinnen auf das verheissene Kind, das sie zur Welt gebracht und dem der greise Vater segnend den vom Engel genannten bedeutungsvollen Namen „Maria“ beilegt. *) Die Frauen bereiten ihm Bad und Wiege. Die Taube mit dem Oelzweig sinnbildet den Frieden, der dem Hause der heiligen Eltern, der der Welt in dem neugebornen Kinde zubereitet wird.

VIII.

In ausserordentlicher Weise von Gott geschenkt und zu seinem Dienste vor Allen erwählt, war Maria von ihren Eltern schon vor der Geburt Gott in besondern Sinne geweiht worden. Nach drei Jahren lösen sie ihr Gelübde und bringen sie zum Tempel. Allen verwundert sich, wie das dreijährige Mägdlein ganz allein und frohen Muthes die steilen Stufen des Tempels emporsteigt, wo es der Priester Zacharias, der Gemahl ihrer Verwandten Elisabeth, empfängt, um es unter den Tempeljungfrauen, abgeschieden von der Welt, zu erziehen.

*) „Maria“ bedeutet zunächst „Herrin“, „Frau“, dann nach anderen Deutungen des Hebräischen „Leuchte (Stern) des Meeres“ und auch „Meer voll Bitterkeit“.

IX.

Nach dem Glauben aller Nationen sollte „die Gottheit mit einer Erdentochter sich verbinden und der Gottmensch vom Heiligthume ausgehen", weshalb es auch im Heidenthume geweihte Jungfrauen an den Tempeln gab. — Die auserlesene königliche Erbtochter David's aber weilt nun am Tempel zu Jerusalem, der einzigen Stätte der Verehrung des wahren Gottes.

Im Verkehr mit dem Himmel und in munterer Arbeit für den heiligen Dienst verbringt sie ihre Tage im Kreise der Tempeljungfrauen, die Linnen und Gewänder für den Tempeldienst nähen. Nach der Tradition hat Maria an dem grossen Vorhang gearbeitet, der beim Tode des Herrn von oben bis unten zerriss und so das unnahbare Heiligthum des Alten Bundes enthüllte.

X.

Nach erreichtem zartfiften Lebensjahre kehrt sie in's Elternhaus nach Nazareth zurück und fügt sich dem jüdischen Gesetze, nach welchem sie als Erbtochter David's ihrem nächsten Verwandten die Hand reichen sollte. Sie verlobt sich dem bereits betagten Davidssprossen Joseph aus Bethlehem, für den nach der Legende der knospende Stab in seinen Händen entschieden hatte, während der Jüngling, der auf ihren Besitz gehofft, seinen dürren Stab zerknickt. Aber noch folgt sie Joseph nicht in sein Haus, wenngleich das Verlöbniss gleich der Ehe für bindend gilt — sondern lebt noch einsam im Kämmerlein zu Nazareth.

XI.

Und es kommt die wunderreiche Stunde, in der Gabriel, der Bote Gottes, vor die Jungfrau tritt und sie begrüsst als die Auserwählte unter allen Frauen und ihr, der Erschrockenen, den göttlichen Sohn verheisst, den sie *Jesus* nennen werde, welcher herrschen werde ohne Ende. Sie zweifelt nicht, hält aber selbst gegenüber der Erscheinung des Himmelsboten und seiner gewaltigen Botschaft ihren in der jüdischen Sitte unerhörten Entschluss fest, Jungfrau zu bleiben. Und der Engel weigert sich nicht, die Frage, wie trotzdem seine Verkündigung sich erfüllen werde, zu beantworten, dass der Geist Gottes, wie einst über der Urmutterthat der übrigen Schöpfung, so über ihr, der Einzigen, schweben und das grösste aller Wunder wirken werde. — Jetzt erst willigt sie in die Werbung des Allerhöchsten, mit Worten tiefer Demuth, wie sie der Braut Gottes, der erkorenen Königin des Himmels geziemen. Die Demuth Mariens, die sich als „Magd des Herrn" bekennt, tritt als Anfang des Heils an die Stelle des Stolzes derer, die Gott gleich sein wollten.

XII.

„Meine Seele preiset hoch den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heilande, weil Er auf die Niedrigkeit seiner Magd geschen hat: denn sieh', von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." In diesem Hymnus bricht der im Herzen verschlossene Jubel der seligen Jungfrau hervor, die in Eile von Nazareth nach Hebron zu ihrer alten Verwandten Elisabeth in das Haus des Zacharias

gnadt war, der sie am Tempel ertragen hatte. Sie hat durch den Engel Elisabeth's Mutterfreude erfahren, und diese wieder bei Maria auf höhere Eingebung als die „Mutter ihres Herrn“ begrüßt und verehrt.

XIII.

Die vom römischen Cäsar angeordnete Volkszählung führt Maria und Joseph in die Davidsstadt nach Bethlehem. Die Abkömmlinge des königlichen Geschlechtes suchen Herberge in der Geburtsstadt ihres Ursprungs, der Stadt, in der sie bekannt und heimatberechtigt sind. — Sie wird ihnen verweigert. Der Morgenstern Maria leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis erfasst weder seinen milden Strahl, noch das Licht des Tagesgestirns selbst, das er verkündet. „Die Welt“ (ad mundum) nennt sich die ungastliche Herberge, die dem Messias sich öffnet, ihrem verborgenen Herrn aber verschlossen bleibt und ihn hinaus vor die Wohnungen der Menschen in eine Höhlung der Erdrinde, in den Stall der Thiere drängt. Wie fern von königlichem Glanz ist aber auch das Auftreten seiner Mutter: wie überaus ärmlich die Vorbereitung zum Empfang des königlichen Sprossen. — „Wahrhaftig Du bist ein verborgener Gott, Du Gott Israels,“ sagt der Prophet.

XIV.

„Es waren aber Hirten in derselben Gegend auf freiem Felde, die hüteten ihre Heerden des Nachts. Und ein Engel des Herrn stand bei ihnen, und Gottes Klarheit umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn sieh', ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volke zu Theil werden wird. Denn geboren ist euch heute der Heiland, welcher Christus ist, der Herr in der Davidsstadt. Und dieses ist euch das Zeichen: Ihr werdet finden ein Kind in Windeln eingewickelt und liegend in einer Krippe. Und plötzlich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ (Luk. II. 8—14.)

Jenseits des Heerdenthurmes schimmert Licht aus der Grotte den Hirten entgegen, in der „der Hirte Israels“ geboren worden. Er, wie seine Wahrheit sind den Kleinen und Einfältigen geoffenbaret, den Klugen und Mächtigen aber verborgen.

XV.

„Und sie kamen eilend und fanden Maria und Joseph und das Kind, welches in der Krippe lag. Als sie Es aber sahen, erkannten sie das Wort, welches zu ihnen gesagt worden war über dieses Kind. Auch Alle, welche es hörten, verwunderten sich zumal über dasjenige, was von den Hirten zu ihnen gesagt wurde. Maria aber bewahrte alle diese Worte vergleichend in ihrem Herzen.“ (Luk. II. 16—19.)

XVI.

„Ein Stern leuchtete am Himmel über allen Sternen, und sein Licht war unbeschreiblich, und Erstaunen erregte seine Neuheit. Die übrigen Gestirne waren wie ein Chor um den Stern; er selbst aber überstrahlte durch sein Licht sie alle.“ So berichtet der der apostolischen Zeit so nahe stehende heilige Ignatius von Antiochien.

Auf diesen Sternen Erscheinen hofften und harrten in Erinnerung an die Weissagung Balaam's die sternkundigen drei frommen Priesterkönige des Morgenlandes. Sie jubeln auf bei seinem Anblicke, da er von der Erfüllung der uralten Verheissung Zeugniss gibt, dass der göttliche König von der Jungfrau zur Welt gebracht worden. — Ruf und Posaunenschall verkünden vom Berge, auf dem die Weisen ihr Zelt aufgeschlagen haben, die wunderbare Erscheinung in's Thal, und von allen Seiten steigen im Lichte des Sternes die Schaaren der erwachten Heiden zu Berge.

XVII.

Mit königlichen Gaben und reichem Gefolge ziehen die geradsinnigen Weisen dem Sterne nach, und sie kommen nach Jerusalem. Dort fragen sie nicht sie, sondern wo der neugeborne König zu finden ist. Und abermals unter Führung des Sternes wandernd, finden sie endlich „das Kindlein mit Maria seiner Mutter und fallen nieder und beten Es an; sie öffnen ihre Schätze und bringen Ihm Geschenke dar: Gold, Weihrauch und Myrrhen“. (Matth. II. 10 — 11.) Das Bild der Jungfrau mit dem Kinde begleitet sie auf ihrer Heimreise. Ihm errichten die Erstlinge der Heiden einen Altar in der fernen Heimat.

XVIII.

Maria unterwirft sich dem Gesetze Mosis und bringt nach vierzig Tagen das Kind in den Tempel nach Jerusalem, um Es dem Herrn darzustellen. Da kommt, vom Geiste Gottes angetrieben, auch ein heiliger Greis, Simeon, dahin, nimmt das Jesuskind auf seine Arme und preist Gott: „Jetzt entlässest Du deinen Diener, o Herr, nach deinem Worte in Frieden, weil meine Augen dein Heil gesehen haben, welches Du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker, ein Licht zur Offenbarung an die Völker und die Herrlichkeit deines Volkes Israel.“ Maria und Joseph sind verwundert über die durch so viele Zeugen: himmlische und irdische, die Engel, die Hirten, die morgenländischen Weisen und nun durch den Priester fortgesetzte immer gleichförmige Offenbarung Gottes über das Jesuskind (*Hasardt*, hl. Schrift).

„Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, der Mutter desselben: Sieh', dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel und zu einem Zeichen, welchem widersprochen werden wird; auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen, so dass offenbar werden aus Vieler Herzen die Gedanken. Auch war da Anna eine Prophetin, ... auch diese kam zu derselben Stunde herzu und lobte den Herrn und redete von Ihm zu Allen, welche Israels Erlösung erwarteten. Und sobald sie Alles vollbracht hatten, kehrten sie zurück nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth.“ (Luk. II. 34 — 39.)

XIX.

Aber auch Herodes sucht das Kindlein, jedoch nicht wie die Hirten, die Weisen und Propheten, sondern — um Es umzubringen. Die heilige Mutter ist ganz in sein der Mühe und Entbehrung und Sühne geweihtes Leben verflochten. Auf Geheiss des Engels nimmt Joseph das Kind und dessen Mutter und zieht auf einsamen Waldpfaden hinweg nach Aegypten. Die Taube entgeht der Nachstellung des listigen Fuchses, der um des Einen habhaft zu werden, hunderte von Kleinen erwürgt. Das Eine aber trägt seine Mutter sorgsam hinweg aus dem Lande der Verheissung, von dem Volke, dessen ganzes Sein auf der Erwartung dieses Kindes aufgebaut ist. Sie rettet Es für andere Leiden und einen andern Tod.

XX.

Zwei Jahre waren vergangen. Aegypten, das Land der einstigen Verbannung des Volkes Israel und die spätere Zufluchtsstätte der verfolgten jungen Kirche in ihren grossen Ordensleuten, bietet der heiligen Familie Schutz, und es erfüllt sich die Weissagung: „Aus Aegypten habe Ich meinen Sohn berufen". (Matth. II. 15.) Wieder ergeht in nächtlicher Stille der Ruf des Engels an Joseph: „Stehe auf, nimm das Kind und seine Mutter und ziehe in das Land Israel, denn gestorben sind, die dem Kindlein nach dem Leben strebten." — Und sie ruhen auf dem Wege zur Heimat auf einem halbversunkenen Male. Die Mutter und das Kind schlummern an einem Hieroglyphenstein gelehnt, dessen Gebilde den Mosaismythus des ägyptischen Heidenthums, den mit seiner Mutter Isis schon in frühester Kindheit durch Typhon verfolgten Horus-Osiris, andeutet. Joseph, der immer gehorsam, demüthige und immer starkmüthige Beschützer, wacht, wie die personificirte göttliche Vorsehung über den Schlummernden. Die wilden Thiere entweichen in's Waldesdunkel.

XXI.

In das Land Israel heimgekehrt wird die hl. Familie abermals durch ein Traumgesicht vor Archelaus, dem Sohne und Nachfolger des Herodes, gewarnt und zieht nach Galiläa in die Stadt Nazareth. — Maria und Joseph begaben sich nun alle Jahre zum Osterfeste nach Jerusalem, und als der Knabe zwölf Jahre alt war, begleitete Er sie dahin. Blieb in Jerusalem zurück, und seine Eltern wussten es nicht. Und erst nach dreitägigem Suchen fanden sie Ihn „im Tempel sitzend in Mitte der Lehrer, sie anhörend und befragend. Es erstaunten aber Alle, die Ihn anhörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und da sie Ihn sahen, verwunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu Ihm: Sohn, warum hast Du uns also gethan? Siehe, dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht. Und Er sprach zu ihnen: Warum denn habt ihr Mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass Ich in dem sein muss, was meines Vaters ist? Und sie verstanden nicht das Wort, welches Er zu ihnen redete . . . . Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen". (Luk. II. 41 — 51.)

XXII.

Er ging hinab mit ihnen nach Nazareth und war ihnen unterthan. In Nazareth, *) der eng an den Berg geschmiegten „Blüthenstadt", mit dem reichen Blumenflor seiner Umgebung (den Fra Angelico im Garten der Jungfrau so lieblich abgebildet) wohnten sie, so dass der Propheten Wort erfüllt wurde: „Nazarter wird Er genannt werden."

Ein stilles, einfaches Familienleben voll Arbeit und Gebet geht dem ersten Auftreten des Erlösers unter den Gesetzeslehrern in Jerusalem voraus und folgt ihm wieder.

„Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade vor Gott und den Menschen." — Die Mutter beobachtet schweigend das rüstige Schaffen des Sohnes im Dienste Joseph's und wartet in Geduld und Ergebung auf die Entfaltung seines ihr wohlbekannten Berufes, die sie zugleich ersehnt und fürchtet.

XXIII.

Da kommt die Stunde, die Joseph, ihren Gemahl, den einfältigen Weisen, ihr entreisst. Es ist stille in der Kammer, durch deren geöffnete Thür die bekannte Berglehne des Gartens hereinschaut. Der erwachsene Gottmensch, der Herr des Lebens, sitzt am Sterbelager des geliebten Pflegevaters, das düstere Geheimniss des Todes erwägend, dem Er durch seinen Tod den Stachel zu nehmen in die Welt gekommen. Sein Angesicht leuchtet dem Entschlafenden, und Er segnet die scheidende Seele und den in Uebung heiliger Treue müde gewordenen Leib des letzten Patriarchen. Auf ihn ist fürbittend und dankend zugleich das Auge der betrübten Mutter gerichtet, die sich über das Lager des Sterbenden beugt. Der Tod scheidet das heiligste aller Ehebündnisse.

XXIV.

Das Amt des Pflegevaters ist vollendet, aber auch das mehr als dreissigjährige Zusammenleben der heiligen Mutter mit ihrem Sohne ist zu Ende. Die Schatten der gewaltigen Ereignisse seiner Erlösungsthätigkeit nahen. Diese Ereignisse, in die die heilige Mutter so innig verflochten ist, sind jedoch so erhaben, dass sie kaum wie eine Episode im Leben der heiligen Jungfrau erzählt werden können. In der Trennung von ihrem göttlichen Sohne vor seinem Leiden ist all' das Schreckliche zusammengefasst, was wie ein Schwert das Herz der Mutter durchdrang. Aber es liegt eine Vollendung in diesem Herzen, wie sie noch in keines Apostels Seele zu finden ist: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jer... m, und der Sohn des Menschen wird überantwortet werden den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und sie werden Ihn verurtheilen zum Tode; und werden Ihn überantworten den Heiden zur Verspottung und Geisselung und Kreuzigung, und am dritten Tage wird Er auferstehen." So spricht Er, den sie als zartes Kind durch Flucht gerettet und dreiunddreissig Jahre in steter opferwilliger Sorge seiner Sendung entgegen geh'n gesehen. Und sie überlegt wieder seine Worte in ihrem Herzen und nimmt Abschied von ihm mit voller Empfindung der ungeheuren Bürde, die sie einst mit den Worten übernahm: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe

*) Der Name kommt von Neser = Sprosse, Blüthe, Blume.

nach seinem Willen.' Kein jäher Untergang gelegter Hoffnungen, wie sie selbst der geliebte Johannes noch auf diesem letzten Gange zur Siegesstadt sich selbst vergeblich zu sichern denkt, indem er einen Ehrenplatz im Reiche des Erlösers erbittet — sondern ein geduldig stummes Eindringen in das von dunklen Schatten verhüllte Entsetzliche, in dessen Hintergrund vielleicht die Worte aufflammen: ‚Und auferstehen.' — Sie schreiten voraus, die Auserwählten zwölf, zuletzt der selbstvertrauende Petrus — der Verräther Judas. — Sie sind fort. Er selbst entschwindet ihren Blicken. — Und als sie Ihn wieder sieht, ist Er, ‚der Mann der Schmerzen', dem Auswurf der Menschen nachgesetzt, geschlachtet, todt in ihren Schoos und von du in's Grab gelegt. Das Geheimniss der Liebe Gottes, die ‚den Sohn geopfert, um den Knecht zu retten,' ist vollendet. — Die heilige Mutter hat den Sieg ihrer Zustimmung hienu errungen.

XXV.

Und eine Nacht, ein Tag und wieder eine Nacht voll unendlicher Trauer, voll unbezwinglicher Sehnsucht vergehen; da drängt es die heilige Mutter dem ersten Strahl des verheissungsvollen dritten Tages entgegen auf den Pfad, den Er zum Opfertode geschritten, auf den Calvarienberg, während die drei Frauen zum Grabe gehen, um den Todten zu salben.

Der leise Hauch des Morgenwindes erhebt sich, die ersten Strahlen des Tagesgestirns schiessen empor, die Erde bebt. Die entsetzten Grabwächter entfliehen. Der Erstandene schwebt der geliebten Mutter entgegen im milden Glanze des Siegers, der den Tod bezwang, und sie sinkt in die Knie vor ihrem Sohn und ihrem Gott.

XXVI.

Seither ist ihr Leben ein friedliches Warten auf die volle Vereinigung mit dem Erlöser: „Indem sie, die weiseste Jungfrau, die Harmonie der himmlischen Wunder zur Befestigung des Glaubens erkannte, bewahrte sie Wort und Thatsache für sich als den Gegenstand des inneren Gebetes und Beschauens, für uns als einen Schatz der Erinnerung und Lehre, aus welchem sie die Apostel und Evangelisten und durch diese die gesammte Kirche unterrichten konnte." *(Ilnacki,* bl. Schrift.) So sammelt sich denn auch der Kreis der bereits in alle Lande zerstreuten Apostel in wunderbarer Weise zur selben Stunde um das Sterbelager der „Königin der Apostel". Schon senkt sich aber auch die Schaar der himmlischen Geister nieder, und die drei Erzengel, die die heilige Geschichte als Boten und Schützer für das Heil der Menschen nennt, begrüssen mit Blumenkronen in den Händen die „Königin der Engel".

XXVII.

Sie trugen den Leib der heiligen Jungfrau hinaus nach Gethsemane und begruben ihn und sangen Psalmen und Hymnen an dem Grabe. Thomas aber, der Apostel des fernen Ostens, kam erst am dritten Tage nach ihrem Tode und verlangte wenigstens das Antlitz der Entschlafenen noch einmal zu sehen. Da hebet sie den Stein hinweg: ein lieblicher Wohlgeruch dringt aus im Grabe sprossenden Blumen. Der Leib der Jungfrau aber ist nicht mehr im Grabe, nur ihren Gürtel finden sie noch. Petrus horcht auf den Knieen den himmlischen Klängen, die sich aus der Höhe vernehmen lassen, da die Makellose mit verklärtem Leibe in die ewige Heimat einzieht.

XXVIII.

Knieend vor dem auf den Cherubim thronenden dreieinigen Gott, des Windes Wehen und Verwehen und allen Wechsel der Zeitlichkeit tief unter sich, empfängt Unsere Liebe Frau das Scepter und die Krone der Himmelskönigin, und die herrlichen Bürger des Himmels alle beugen sich anbetend vor dem Wunder der Liebe Gottes, der die demüthige Blume der kleinen Erde erhebt über alle Seraphim, und es erklingt das Hohe Lied mächtig wie das Rauschen vieler Wasser und wie rollende Donner und sanft wie Harfenspiel zum Preise des Erlösers, „der Grosses an ihr gethan", und dessen Name heilig ist.

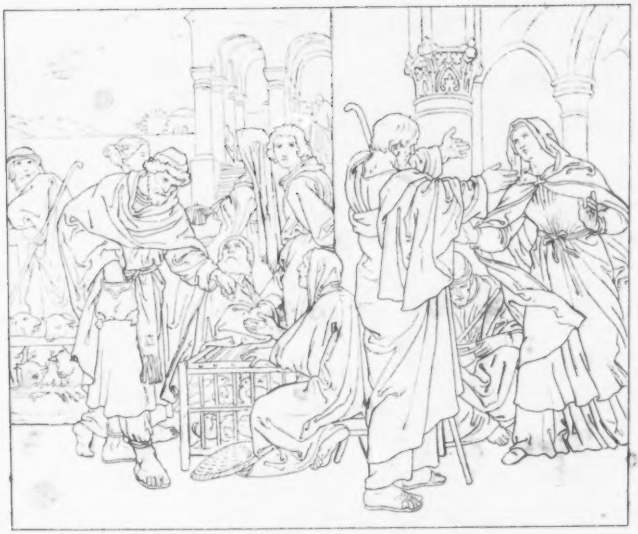
So mögen denn diese farben- und schattenlosen Umrisse hinaustreten mitten unter die farbenprunkenden und grell beleuchteten Gebilde des herrschenden Kunstluxus. Werden die geblendeten Sinne der Zeitgenossen sich zu sammeln vermögen, der schlichten Rede weniger Linien zu folgen? — Wer „das Gedankenhafte" aus der Kunst verbannt wissen will, der wird ihrer nicht achten; wer aber im künstlerischen Gedanken das Lebensmark aller Kunst erblickt, dem werden sie sich vielleicht beredt erweisen. Es sind Gedanken, die aus ihnen sprechen, mit der wohlbekannten Stimme eines Heimgegangenen, von der sich, wie von der wiederkehrenden Nachtigall des Waldes sagen lässt: „Was Neues hat sie nicht gelernt, singt alte, liebe Lieder" — Lieder, wie sie die Jahrhunderte herauf die Herzen unserer Voreltern erwärmten, dass sie in all' dem Treiben der Alltäglichkeit, in all' dem durch Prunk und Bequemlichkeit schlecht verhüllten Niedergange des Lebens nicht alterten, bis sie mit ihnen hinübergingen — im Frieden.

Wien, den 10. October 1881.

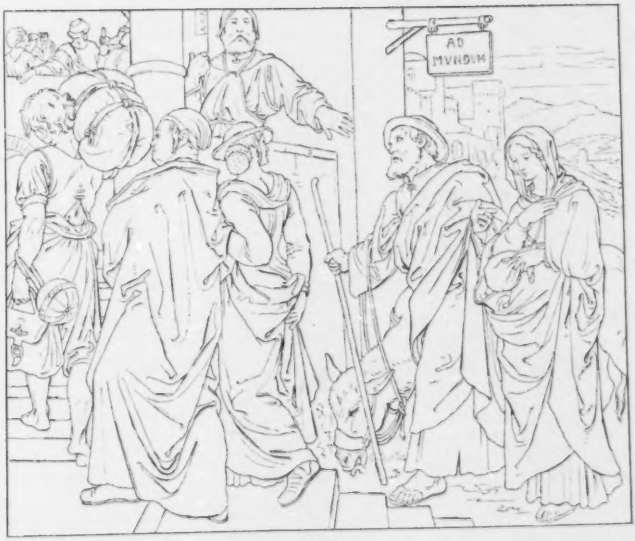
Lukas v. Führich.

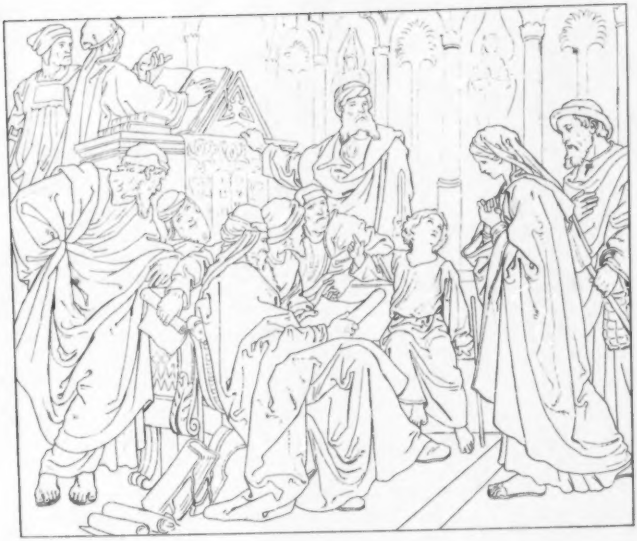
ESTER
RACHEL
MOISES
Lebender allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria.

PORTA
AUREA

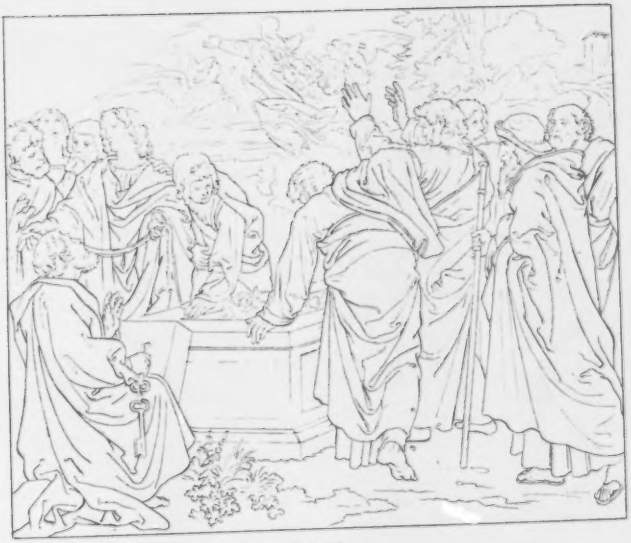


L


AD
MVNDVM



[illegible]



Joſeph von Führich's

Briefe aus Italien

an ſeine Eltern.

(1827—1829.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1883.
Zweigniederlaſſungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Ein Jugendfreund meines Vaters, Franz Haas von Oertingen[1], der nach vollendeten juridischen Studien von Prag nach Wien übersiedelt war, hatte noch mit ihm den Plan zu einer seiner ersten cyklischen Arbeiten, der „Genovefa“ nach Tieck, entworfen und sich die Zeichnungen für einige Zeit nach Wien erbeten.

Durch diesen Freund und die Bemühungen eines dem jungen Künstler damals ganz unbekannten Mannes, des mit Tieck verwandten Malers[2] Karl Waagen, der auf der Reise von Berlin nach Rom in Wien weilte, waren die Zeichnungen in höheren Kreisen bekannt geworden und hatten einige vornehme Leute bewogen, dem Autor der Compositionen einen Aufenthalt in Italien zu ermöglichen.

Ein Brief des Freundes meldete dieß nach Prag, und mein Vater schildert den Eindruck davon in seiner kleinen Selbstbiographie[3] folgendermaßen:

[1] Später österreichischer Oberst-Auditor.

[2] Nachmals preußischer Geheimrath, Bruder des bekannten Kunstschriftstellers und Directors der Berliner Kunstsammlungen, Wilhelm Waagen.

[3] Zuerst veröffentlicht in dem von P. A. Klar in Prag heraus-

„Die Ueberraschung meiner guten Eltern war groß und trotz des bevorstehenden Trennungsschmerzes eine freudige. Bei mir, der ich zwar in der Kunst mir eines regen Vorwärtsstrebens jederzeit bewußt war, aber im Leben allen, wenn auch vortheilhaften Umwälzungen das friedliche, stille Einerlei des Gewohnten vorzog, glich diese Ueberraschung beinahe einer Bestürzung. Indeß, die Menge der überwiegenden Gründe, die eine Ablehnung eines so großmüthigen, für mich so nützlichen Anerbietens mich bald als die größte Thorheit erkennen ließen, siegte auch bei mir über jedes Bedenken. Ich nahm mit gebührendem Danke die mir gebotene Wohlthat an, und nach einigen Monaten, nachdem ich die nöthigsten Vorbereitungen getroffen, reiste ich im Spätherbste 1826 ab."

An die Weiterreise von Wien knüpfen die vorliegenden Briefe unmittelbar an, die der treue Sohn den Seinigen schrieb.

Sie richten sich an einen Vater, der in engen Verhältnissen sich mancherlei Kenntnisse erworben und als Landmaler den ersten Kunstunterricht des Sohnes nach Kräften geleitet hatte, der ihm dann in die Stadt gefolgt war, als er die Akademie bezog; an eine schlichte, fromme, mit poetischem Sinne ausgestattete Mutter, und an eine damals vierzehnjährige Schwester.

---

gegebenen Jahrbuche „Libussa", 1844; wieder abgedruckt im Jahre 1875, im Verlage von Karl Sartori in Wien (jetzt J. G. Manz in Regensburg).

Der Aufenthalt des jungen Künstlers[1] in Italien traf noch in den sprossenden Frühling römisch-deutscher Kunstentwicklung. Dieser Aufenthalt war die segensreichste Schickung in seinem Künstlerleben. Wer das Original der „Genovefa", das den Anlaß zu der Reise gab[2], mit der Version der Zeichnungen vergleicht, wie sie nach der Rückkehr aus Italien vom Künstler radirt wurde, der wird über den Abstand staunen. Der an der liebgewonnenen Enge des Elternhauses festhaltende, strebsame Kunstjünger[3] ist dort zum Manne und Meister geworden.

Seine Briefe aus dieser Periode müssen also wohl etwas von diesen inneren Vorgängen abspiegeln und das Verständniß jener Klärung vermitteln. Sie enthüllen am meisten den inneren Menschen, durch den der Künstler erst verständlich wird. Sie enthüllen aber auch manches, was nicht nur über die Persönlichkeit des Künstlers, sondern auch über gleichzeitige Kunstgenossen, z. B. Overbeck, Koch u. A., Aufschluß gibt. Sie zeichnen endlich hie und da das damalige Kunstleben in Rom überhaupt, von welchem ein moderner Berliner Kunstschriftsteller[4] sagt: „Die heutige Zeit, unsere Verhältnisse, oder wie man nun das nennen will, was

[1] Er zählte damals 26 Jahre.

[2] Diese niemals publicirten Zeichnungen befinden sich im Besitze des Schreibers dieser Zeilen.

[3] Er hatte damals schon sein „Vaterunser" publicirt.

[4] Hermann Grimm: Zehn ausgewählte Essays.

momentan herrſcht und mit ſcheinbar unüberwindlicher Verdunkelung dem allgemeinen Gefühl die Schärfe des Blicks genommen hat, geſtattet uns kaum, frei zu fühlen, was damals geſchah. Künftige Generationen werden glücklicher ſein darin und ſich nicht entgehen laſſen, ſtolz zu ſein auf die römiſch-deutſche Glanzperiode der Kunſt.“

Der Wunſch, einen Beitrag zur Kenntniß dieſer erhebenden Kunſtperiode zu liefern, half die Bedenken beſiegen, die immer gegen die Publikation von Familienbriefen geltend gemacht werden können. Sie werden ohne Veränderung mancher ſtyliſtiſchen Härten und Unebenheiten wiedergegeben, und dieſe nur dort ausgeglichen, wo offenbare Lücken und Unklarheiten es erfordern. Wenn ſie in ihrer ſchlichten Form geeignet erſcheinen ſollten, mit der Perſönlichkeit des geliebten Vaters auch die Ideen, die ihn im Leben und in der Kunſt von Jugend an durchglühten, Anderen näher zu bringen, ſo wäre der Entſchluß der Kinder zu ihrer Herausgabe hinreichend gerechtfertigt.

Wien, im April 1883.

Lukas von Führich.

Inhalt.

		Seite
I.	Venedig, 16. Jänner 1827	1
II.	Rom, 26. Jänner 1827	3
III.	Rom, 6. April 1827	7
IV.	Rom, 27. April 1827	13
V.	Rom, 28. Mai 1827	16
VI.	Rom, 23. Juni 1827	22
VII.	Rom, 28. Juli 1827	25
VIII.	Rom, 11. September 1827	32
IX.	Rom, 13. October 1827	40
X.	Rom, 16. November 1827	48
XI.	Rom, 7. December 1827	55
XII.	Rom, 28. December 1827	58
XIII.	Rom, 13. Februar 1828	67
XIV.	Rom, 16. März 1828	75
XV.	Rom, 20. April 1828	81
XVI.	Rom, 25. Mai (Pfingſtſamstag) 1828	89
XVII.	Rom, 26. Juni 1828	94
XVIII.	Rom, 27. Juli 1828	100
XIX.	Rom, letzten Auguſt 1828	106
XX.	Rom, 9. October 1828	113

		Seite
XXI.	Rom, 12. November 1828	118
XXII.	Rom, 3. Adventſonntag 1828	124
XXIII.	Rom, 17. Jänner 1829	130
XXIV.	Rom, 1. März 1829	137
XXV.	Rom, 26. März 1829	138
XXVI.	Rom, 21. April 1829	142
XXVII.	Rom, 24. Mai 1829	146
XXVIII.	Neapel, 19. Juni 1829	149
XXIX.	Rom, 1. Juli 1829	154
XXX.	Perugia, 30. Juli 1829	156
XXXI.	Florenz, 18. Auguſt 1829	159
XXXII.	Venedig, 9. September 1829	161

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Venedig, den 16. Jänner 1827.

Meine liebsten, theuersten Eltern und Schwester!

Den ersten Gruß aus Italien! Sonntag früh um 6 Uhr, als eben die Sonne aus dem Meere stieg, bin ich hier glücklich und wohlbehalten angekommen. Meine Reise war bisher trotz der vielen Beschwerden doch gut. Gott helfe mir so weiter. Mittwochs den 10. begleiteten mich alle meine Freunde in Wien bis an den Postwagen, und nun ging's unaufhaltsam vier Nächte und drei Tage vorwärts durch Oesterreich, Steiermark, Kärnthen bis nach Italien, das sich so plötzlich und bestimmt absondert, daß ich erstaunte. In Kärnthen der tiefste Schnee und voller Winter, im ersten italienischen Orte zwar sehr kalt noch, aber wie an einem kühlen Märztage, der Schnee nur auf den höchsten Spitzen der Berge, die sich ganz nahe in ungeheurer Größe aufthürmten und hohe Wasserfälle aus ihren Schluchten herabstürzten, Brücken im italienischen Stile über einen blauen Bergstrom, schlechte steinerne Hütten mit flachen Dächern, vorne mit Weingeländern; eine Unzahl unverschämter Bettler, besonders Kinder, die dem Wagen ganze Viertelstunden nachlaufen und dazu das Pater noster lateinisch beten; schmutziges Volk, die Weiber mit kurzen Haaren, die Männer in braune, zerlumpte Mäntel gehüllt; einige Ziegen und Schafe, Eselstreiber und Reiter; die noch dürren Bäume frisch von dunkelgrünem Epheu um-

rankt, statt der Kiefern schon da und dort Pinien, aus den Gärten da und dort ein grüner Lorbeerbaum; überall Kapellen und kleine Kirchen mit wunderlichem Geläute, und darüber hinaus die hohen beschneiten Gebirge. Das Alles bezeichnet den Eintritt in dieses sonderbare Land: wahrhaft italische Landschaften! Ich bin schon wieder auf meine Abreise bedacht, vielleicht heute noch. Zu meinem Reisegefährten hatte ich unter Anderen einen österreichischen Husarenoffizier, der schon viele Jahre in Italien lebt — ein junger, kräftiger und gebildeter Mann, der mir zu lieb sich mit nach Venedig überschiffen ließ und mir gleich das Nothwendigste besorgte. Ich bin ihm viel Dank schuldig. Ich habe hier in kurzer Zeit recht viel gesehen. Am Sonntag früh besuchte ich in seiner Gesellschaft Marcus-Kirche und -Platz, der vielleicht einzig in der Welt ist, den Dogenpalast und die Gallerie mit herrlichen Tizians und Tintorettos, den Marcusthurm, von wo man eine Aussicht über die ganze Stadt, das Meer, den Hafen mit seinen Schiffen, die Lagunen und eine Menge Inseln hat. Könntet Ihr nur einen Blick in diese wunderliche Stadt thun, die wirklich den sonderbarsten, aber nicht erfreulichsten Eindruck trotz aller ihrer Pracht hervorbringt. Abends waren wir im Theater Fenice, eine echt italienische prachtvolle Oper und Ballet. Dann fuhr uns der Gondolier nach Hause. Ich wohne im Albergo di Regina d' Inghilterra, habe mitsammt dem Kamine, in dem wir ungeheuer viel Holz verbrennen, sehr Frost gelitten. Gestern sah ich das Arsenal, den Schiffsbau mit allem dazu Gehörigen. So habe ich Euch eine kleine Skizze meiner bisherigen Reise gegeben. Wenn ich nur bald mündlich mit Euch über alles, was ich erfahre, sprechen könnte. Gott mache seinen Segen an uns offenbar. Aus Rom schreibe ich Euch so bald als möglich.

Laßt Euch nur nicht bange werden, wenn manchmal ein Brief etwas länger ausbleibt; oft bleiben sie auf der Post liegen. Wie mag's Euch gehen? Gott gebe, daß Ihr gesund seid. Wenn Ihr meine Adresse haben werdet, so schreibt mir ja sehr oft. Ich werde diesen Trost brauchen in diesem mir so ganz fremden Lande. Wäre ich nur schon in Rom. Ich hoffe, daß ich dort doch etwas heimlicher werde durch die vielen Deutschen .... Wenn der Marie ihr Porträt fertig ist, so versäumt nicht, es mir zu schicken; Ihr könnt es nach Wien an Haas senden, der mir's durch den Fürst Metternich'schen Haushofmeister schicken kann; und nun lebt tausendmal wohl, in Gottes Schutze, bis wir uns von Rom aus wieder sprechen; könnte ich's bald mündlich thun, Ihr lieben, lieben Meinigen!

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

II.

Rom, den 26. Jänner 1827.

Gelobt sei Jesus Christus! Ein großer Theil meines großen Unternehmens wäre mit Gottes Hilfe glücklich überstanden. Ich bin in Rom, und hoffe zu Gott, daß bei Euch zu Hause auch Alles gut steht. Meinen Brief aus Venedig werdet Ihr wohl erhalten haben. Mittwoch, den 17. um Mitternacht, fuhr ich durch die Lagunen Venedigs in Gesellschaft meines Gepäcks und eines italienischen Conducteurs mit dem Postschiff nach Mestre hinüber, von wo die Reise zu Lande nach Ferrara (wo ich des Abends ankam) weiter ging. In Ferrara ließ ich mich gleich nach

Rom einschreiben, und nach einigen Stunden Schlafs ging's um 3 Uhr früh über Bologna weiter nach Imola, Forli Rimini und eine Menge anderer Städte, nach Ancona, von dort durch die Apenninen nach Foligno, Spoleto, nach Rom. Ich setze diese paar Namen nur her, damit Ihr auf der Karte meine Reise nachsehen könnt. Im Ganzen war sie bequem, wenn auch ziemlich beschwerlich durch ihre ungeheure Schnelligkeit. Denkt Euch: Donnerstags früh um 3 Uhr von Ferrara weg — die ganze vorige Nacht auch nicht geschlafen — und nun rastlos Tag und Nacht fort bis Rom, wo ich Dienstag Abends um 9 Uhr ankam. Meine Reisegefährten von Venedig bis hierher waren lauter Italiener; in Foligno fand sich ein Schweizer Kaufmann, der deutsch sprach. Ich habe viel Kälte ausgestanden und Langeweile durch die ungeheure Geschwätzigkeit der Wälschen. Von Ferrara an hatten wir einen Wagen für neun Personen, der nach Bedürfniß bald mit sechs, bald mit acht Pferden bespannt wurde. In den Apenninen zogen ihn acht ungeheure weiße Stiere, und nebenher ritt die gewöhnliche Begleitung von drei päpstlichen Dragonern. . . . Die Apenninen sind ein wildes, rauhes Gebirge, dem nur die vielen Oelbäume, Pinien und Cypressen und die großen Heerden schöner weißer Ziegen, die oft großen Wasserfälle und die eingestreuten Oertchen einige Abwechslung geben. Als ich durch die öde, wüste Campagna di Roma Dienstags um 9 Uhr in Rom ankam und unser Wagen über den Ponte Molle fuhr und die ungeheuern Massen dieser ewigen Stadt mich aus der Dunkelheit ansahen, konnte ich mich wirklich eines heftigen Schauers nicht erwehren. Es ging durch die Porta del popolo an dem Obelisk vorbei nach der Dogana oder Mauthe, von wo aus ich mich um ein Nachtlager umsah, welches ich bei Franz im deutschen Gasthofe fand.

Mittwoch Abends, als den folgenden Tag, nachdem ich schon einigemale im Caffè Greco mich vergebens nach Deutschen umgesehen hatte, fand ich mehrere, und unter Anderen auch gleich den trefflichen Waagen. Nun war ich geborgen. Er gab sich mir gleich ganz hin; mit ihm besuchte ich noch denselben Abend einen Singverein, den hier gegen 15 deutsche Künstler bilden und wo die urältesten Kirchensachen vierstimmig gesungen werden. Diese Scenen hier in Rom haben etwas unendlich Rührendes, wie der Deutsche mit seinem angeborenen Ernste überall das Tüchtige sucht und in sich aufnimmt. — Von dort ging's in die Kneipe, wo ich wieder viele Deutsche traf, die mich alle wie einen alten Bekannten aufnahmen. Wie malerisch diese Zusammenkünfte in den sonderbaren Localen sich ausnehmen, kann ich nicht beschreiben. Um 10 Uhr ging ich zu Bette. Donnerstags ging ich mit Waagen und noch einem wackeren Deutschen nach St. Peter, sah die Kirche, die mir aber nicht im Mindesten imponirte, und gleich darauf den Vatican und Raphael, über was Alles ich Euch nächstens mehr sagen werde. Freitags ging ich in derselben Gesellschaft nach dem alten Rom, sah die Riesentrümmer jener großen Vergangenheit, die Triumphpforten des Septimius und Titus, den Tempel des Friedens und der Venus, und vor Allem das Colosseum. So hat mich noch kein Anblick in meinem Leben erschüttert. Mitten in der weiten Arena steht ein großes Kreuz, und umher im Kreise an den wildverwachsenen Pfeilern und Eingängen zu den Behältern der wilden Thiere sind Kapellen mit den 14 Stationen des Kreuzweges. Soeben verrichtete eine Bruderschaft in grauen Säcken, wo die Augenlöcher herausgeschnitten waren, ihren Bußgang unter sonderbar eintönigem Gesange. Hierin ist Rom einzig, und nirgends mehr in der Welt wird man an das

Eitle und an das Ewige so gemahnt, als hier. Dieser ganze Stadttheil, wo in halbversunkene Tempel christliche Kirchen hineingebaut sind, wo überall und auf jedem Schritte die Weltgeschichte große Monumente hat, gleicht einer Ruine einer untergegangenen Welt. Hierüber könnte ich stundenlang schreiben und sprechen, doch für dießmal muß ich's kurz machen. Ich wohne noch im Wirthshause, werde aber heute oder morgen ausziehen. Ob ich im Palazzo di Venezia eine Wohnung bekomme, ist noch nicht gewiß. Herr Gesandtschaftsrath v. Genotte hat mir à Conto 50 fl. C.-M. ausgezahlt, mit denen ich meine nächsten Bedürfnisse bestreiten werde. Uebrigens versichert mich Waagen, daß ich mit meiner Pension sehr gut hier auskommen kann. Habt also von nun an um mich gar keine Sorge; ich bin gesund und in den sicheren Hafen eingelaufen, wo ich mir jede Stunde Raths erholen kann und wo echte Freunde mir mein Leben und die Zeit meiner Abwesenheit nach Kräften zu erleichtern bemüht sind. Meine Rückreise geschieht gewiß in Begleitung mehrerer Kunstgenossen. Gestern hatten wir Scirocco. Es war so warme und ermattende Luft, wie bei uns im Sommer. Und nun, liebste Eltern, ist es Zeit, daß ich den Brief schließe und auf die Post gebe. Mein einstweiliger Zweck (Euch aus der Sorge um mich zu reißen, indem ich Euch sage, daß ich gesund hier bin) ist erfüllt . . . Grüßt mir alle Freunde und Bekannte. An Quaiser schreib' ich auch bald, auch an Schmied und Mitterbacher. Schreibt mir ja gleich nach Empfang dieses Briefes und auch, wie viel Postgeld Ihr gezahlt habt. Und nun nehmt zum ersten Male aus der Hauptstadt der Christenheit meinen kindlichen Gruß von

Eurem treuen Sohn und Bruder

Joseph.

Meine Adreſſe: Al Signor Giuseppe Führich, pittore, a Roma, al Caffè Greco.

III.

Rom, 6. April 1827.

Soeben erhielt ich Eueren lieben Brief vom 25. März, und erſehe zu meiner größten Freude daraus, daß Ihr Alle geſund ſeid. . . . . Nur macht Euch keine Sorgen, wenn dann und wann ein Brief länger ausbleibt; denkt, daß die Briefe von Rom nach Prag über 200 Meilen zu gehen haben, und auch dann manchmal einer liegen bleibt oder gar verloren geht. Der Brief, den Ihr durch Güte erhalten werdet, wird nun freilich für Euch manche Wiederholung enthalten, allein ich will immerhin noch einmal das Weſentliche, was er enthält, ſchreiben. Alle Tage ſetzte ich mich feſt hin und wollte ſchreiben, aber es wurde mir entweder zu kalt oder ich bekam Beſuch, auf jeden Fall hätte ich aber dieſe Woche geſchrieben. Nun zu etwas Weſentlichem: weil im Palazzo di Venezia keine Wohnung leer war und ich, wenn dieß ja geweſen wäre, mir alle Möbel, ſogar ein Bett, welches hier ſehr theuer iſt, hätte anſchaffen müſſen, ſo miethete ich auf allgemeines Anrathen eine ſehr gute, möblirte und bequem gelegene Wohnung in einer der geſundeſten Gegenden der Stadt, wo zugleich die meiſten Deutſchen wohnen, nämlich auf dem Monte Pincio in der Via di S. Iſidoro, wo in jedem Hauſe Künſtlerwohnungen bereit ſind. Ich habe ein nettes, ſchön eingerichtetes Schlafzimmer und ein Atelier oder „Studium", wie ſie's hier nennen, daneben, das nur ein großes Fenſter, aber etwas Sonne, ſonſt ziemlich gutes Licht

hat; liegt ungefähr so gegen Abend, wie bei uns das Kabinet rechts. Ich wohne hier auch im dritten Stock und habe ungefähr auch so hoch zu steigen wie Ihr, nur keine so schöne Treppe. Vor meiner Zimmerthür ist ein Söller oder Loge, die ganz allein mir gehört, und von welcher aus ich halb Rom übersehe. Zunächst liegt der Quirinal, jetzt Monte Cavallo, wo das Conclave gehalten wird, mit seinen Palästen und grünen Gärten voll Orangen und Lorbeeren; weiterhin sehe ich die Zinnen des Capitols, das Pantheon des Agrippa u. s. w., und aus der fremdartig übereinander gethürmten Häuser- und Kirchen-Masse ragen die Säulen des Trajan und Antonin, jetzt oben geziert mit den colossalen Statuen des hl. Petrus und Paulus. Den Hintergrund macht eine Berglehne, Pietro in Montorio, mehrere Klöster und eine Menge Pinien. Ich werde diese Ansicht für Euch zeichnen. Ungern möchte ich diese Wohnung verlassen; bis ich eine bessere und wohlfeilere gefunden habe, ziehe ich doch aus, aber nicht aus dieser Gegend. Ich zahle sechs Scudi monatlich, habe brave Wirthsleute und gute Bedienung. Waagen, der Euch herzlich grüßt, wohnt mir gerade gegenüber, wir sprechen mit einander aus dem Fenster, auch kann ich von meiner Wohnung aus mich mit einer Menge Deutschen unterhalten; wir essen gegen 30 Deutsche in einem Wirthshause und gehen zu Mittag und Abends immer in einem großen Haufen nach Hause. Man wird in diesem Stadttheile gleich bekannt und eingewohnt, mich z. B. kennt schon jeder kleine Junge unter meinem Taufnamen Signore Guiseppe, den Zunamen können die Italiener nicht aussprechen. Alles ist hier, freilich um Geld, zu dienen bereit, übrigens lebt man hier in Rom in jeder Rücksicht so sicher, wie in jeder großen Stadt, und ich bin nicht gerade unzufrieden; aber die Sehnsucht nach Euch, geliebte Eltern und

Schweſter, wird mich nicht verlaſſen, bis ich Euch wieder habe, und das gebe Gott bald. Sonſt, liebe Marie, weckte mich Morgens Deine liebe Stimme, jetzt werde ich wachgeſchrieen von den gellenden Rufen der Salat- und Fiſchhändler und dem wiedrigen Geſchrei der Eſel und Maulthiere, doch höre ich auch manches Luſtigere. Eine Menge von Hühnern und Tauben erheben frühzeitig ihre einfachen ländlichen Stimmen, ein Capraro (Ziegenhirt) hält oft die ganze Nacht vor meinem Hauſe Wache bei ſeiner meckernden Heerde, um am Morgen die friſchgemolkene Milch an die Nachbarn zu verkaufen. Vom nahegelegenen Kloſter S. Iſidoro, wo ſchottiſche Mönche ſind, höre ich die Hora-Glocke zu allen Stunden der Nacht. Meine Diät iſt ſo: Nachdem ich aufgeſtanden, welches bald um 8 Uhr, bald früher geſchieht, weil ich gewöhnlich im Bette leſe, wenn kalte Morgen ſind, ziehe ich mich an und mache etwas bis Mittag, denn ich frühſtücke nichts, habe auch nie das Bedürfniß dazu. Dann aber wird eine ordentliche Mahlzeit eingenommen. Nach Tiſche geht der ganze Troß über die Straße hinüber in's Caffè Greco, dort trinke ich eine Schale Kaffee und rauche meine Pfeife. Jeder findet dort ſeine Briefe, und ſo hört man immer Neuigkeiten aus Deutſchland, auch findet man da als einzige deutſche Zeitſchrift das Kunſtblatt. In einer Stunde iſt die Sache abgemacht, und nun geht Jeder wieder ſeiner Gelegenheit nach, ich wieder nach Hauſe und arbeite etwas bis acht Uhr Abends oder eins nach hieſiger Uhr. In der Dämmerung beſucht man einander gegenſeitig, wird geleſen, geſungen oder geſchwatzt; dann geht's zum Nachteſſen. Da bringe ich gewöhnlich viel Appetit mit; da findet ſich wieder der ganze Hauſe zuſammen, und man bleibt gewöhnlich bis nach 11 Uhr, dann nach Hauſe und zu Bette. So jeden Tag. Ich bin hier unter allen Deutſchen ſchon ſehr, und gottlob zu

meinem Vortheil, bekannt. Mit Kablik stehe ich gut, wir nennen uns Du. Er hat sich sehr geändert. Besonders aber freut mich die Bekanntschaft mit den größten Künstlern neuerer Zeit: Schnorr, Veit und dem trefflichen Overbeck. Sie Alle haben mich schon besucht und zu einem Vereine eingeladen, der zwischen ihnen besteht. Es wird nämlich alle Monate ein Gegenstand aus dem alten Testamente zu componiren aufgegeben. Einen, die Einnahme von Jericho, habe ich schon mitgemacht, wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Außerdem habe ich einige Federzeichnungen gemacht, eine Sündfluth, die Verkündigung der Hirten, die Erweckung der Thabita durch Petrus. Nächster Tage will ich mich in's Malen einrichten, ein hl. Joseph für H. v. Pilat wird das Erste sein; ich habe mir dazu eine Zeichnung gemacht, mit der Alle sehr zufrieden sind. Ueberhaupt wird hier meine Ansicht der Kunst erst recht bestärkt und bekräftigt; hier sieht man so Viel und kann vergleichen. Raphael sah ich schon oft; über ihn schreibe ich nächstens mehr, sowie über die neueren und jetzt lebenden Künstler. Meinen Namenstag brachte ich ziemlich gut zu; hier in Rom ist es ein großer Feiertag. Ganz in meiner Nähe ist eine Kirche zu St. Guiseppe, da war ich in der Messe, der Papst und viele Cardinäle waren zugegen. Nachmittags arbeitete ich etwas. Vorige Woche war ich mit Mehreren in Tivoli . . . . . Mein Papier ist voll, und ich muß schließen, so Viel ich auch noch zu sagen hätte; werde wohl noch ein Zettelchen beilegen. Nun, theuere Eltern, Gott erhalte Euch gesund (ich bin's) und gebe Euch frohe Ostern!

Ewig Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Meine Adresse bleibt das Caffè Greco; alle Deutschen empfangen dort ihre Briefe.

Anhang zum Briefe.

Vorige Woche erhielt ich durch H. von Genotte nebst einem höchst freundlichen Schreiben von H. Hofsecretär von Pilat einen Wechsel von 200 fl. C.-M. oder 92 Scudi. Ich kann hier gar nicht erfahren, wie ich ein Päckchen von Euch erhalten oder Euch etwas schicken könnte. Freund Haas hat mir auch einige Zeilen geschrieben, worin er sagt, daß er ein Packet von der Baronin Pereira, das ich wegen Mangel an Platz nicht mitnehmen konnte, unter meiner Adresse an mich schicken wolle. Er wird gewiß die Beschaffenheit der Gelegenheit durch den Courier kennen. Wenn Ihr vielleicht schriftlich bei ihm anfragtet, wie das zu machen sei; in meinem Briefe an ihn will ich es auch thun. Ich sehne mich .... nach recht vielen schriftlichen Nachrichten so sehr und möchte auch Euch gerne Manches zu schicken Gelegenheit haben. Wenn Du, lieber Vater, doch den Husten bald verlörest; laß Dir von Dr. Schaller doch etwas dafür verschreiben, daß Du ihn so bald als möglich los wirst. Mit dem Copiren der Genovefa nimm Dir nur Zeit und strenge Deine Augen nicht zu sehr dabei an. Eine große Hilfe dabei ist eine gute Feder, laß Dir, wenn Du mit der Feder etwas zeichnen willst, sie von Jemand schneiden, der es gut sieht, und es zugleich versteht, eine Zeichenfeder zuzurichten. Friese oder Gareis thun Dir's sehr gern. Mich wundert, daß meine Fanny[1] noch nicht bei Euch ist, und bin überzeugt, daß Ihr sie lieb habt, und sie entbehrt. In meiner Lebensweise hier halte ich mich nach dem Rathe alter Praktiker, die schon lange in Italien sind. Ich esse

[1] Franziska Gaßner, die Verlobte des Künstlers, mit der er sich nach der Heimkehr verheirathete.

viel Gemüse und Salat, auch Fleisch, welches aber hier nicht besonders ist, trinke guten, aber nicht zu starken Wein, entweder rothen römischen oder Orvieto, zu Mittag wenig, des Abends aber mehr. Es ist ein sonderbares Wesen hier in Allem. Die Witterung ist am Tage oft so warm, die Bäume grün wie bei uns im Sommer; aber des Abends ist einem manchmal im Mantel noch zu kalt. Ich muß Euch doch im Grundriß den Weg beschreiben, den ich alle Tage 4mal mache, nämlich hin und zurück, wenn ich zum Essen gehe. Ich habe ungefähr so weit, als von uns auf den Roßmarkt. Die ungeheure, spanische Treppe, ehe man vom Berge herunter und wieder hinauf kommt, ist das Unangenehmste. Ich freue mich jetzt auf die Feier der heiligen Woche und Ostern. Die Beschreibung davon wird mein nächster Brief enthalten. Der Carneval ist ein ungeheures Volksfest, wird uns einst an einem Winterabende Stoff zur Unterhaltung geben. Die Ordnung mit dem Schreiben wollen wir einführen. **Die Tage, wo Briefe aus Deutschland kommen, sind Montag, Donnerstag und Samstag.** Da findet man sie nach Tische im Caffè Greco. An die Fanny will ich einige Zeilen beilegen. Grüße an alle Bekannten. Unser Singverein ist im besten Stande. Ein Abate, der über die päpstlichen Musikalien gesetzt ist, ein lieber Alter, nimmt daran Theil. Nächstens werden wir einige deutsche und lateinische Choräle Abends bei Mondschein mit 30 Männerstimmen im Colosseum, mitten in der Arena, singen. Könntet Ihr doch dabei sein. Gott behüte Euch und erhalte Euch gesund.

Euer Joseph.

IV.

Rom, 27. April A. D. 1827.

Mit innigem Danke gegen den lieben Gott ersah ich aus Euerem letzten Briefe, daß Ihr gesund seid. Er wird uns gegenseitig für einander erhalten, auf daß wir uns eine mächtige Stütze gegen die Widerwärtigkeiten der Außenwelt seien. Der Inhalt Deines letzten Briefes vom 9. April, lieber Vater, hat mich einige Stunden lang sehr geschmerzt. Ich ging damit auf einen nahen Spaziergang und las ihn mit Thränen, jedoch erquickte mich der Anblick der freien Natur und meiner großartigen Umgebung bald in etwas, und ich betete im Angesichte der Peterskirche, unter einem hohen Lorbeer sitzend, ein andächtiges Vaterunser für Euch. Abends theilte ich Einiges aus dem Briefe meinem wackern Freunde Waagen mit, der sich Anfangs auch ärgerte, aber wir Beide fanden bald die Sache beinahe nur — lächerlich. Trotz der vielen Anfeindungen und Verfolgungen, die ich und meine Ansichten erfahren haben, befinde ich mich doch in Rom, bin auf einen zweijährigen Aufenthalt gedeckt, bin mit den ersten lebenden Künstlern bekannt und von ihnen mit Achtung und Freundschaft behandelt, und hätte ich ahnen können, daß mein gut gemeinter und in aller Unbefangenheit geschriebener Brief solche Aufnahme finden würde, so hätte ich's der Mühe nicht werth gehalten, irgend eine Ansicht zu äußern. Wenn der übrigens sehr verehrte .... doch nur bedenken wollte, daß über eine allgemein abgemachte Sache nicht mehr zu kriteln und zu mäkeln ist, und daß Jemanden seine Ueberzeugung rauben zu wollen, vergebene Mühe ist, wenn anders derselbe kein Narr oder Schwächling ist. Mir ist es übrigens lieb, daß Du mich vorbereitet hast. Und nun, liebster Vater, Einiges,

was ich Dir empfehlen würde, wenigstens nach meiner Meinung, damit wir einander in unserem Thun gegenseitig unterstützen. Vor Allem mache Dich hart gegen alle Anfälle dieser Art, die man Dir an meiner Statt machen könnte, es ist nicht so arg, und ärgere — ich bitte Dich — ärgere Dich nicht darüber. So kann ich auch handeln, wie ich nach meiner Ueberzeugung und reifer Ueberlegung muß. Laß Dich nie in einen belehrenden Streit mit Jemanden über diesen Gegenstand ein, übernimm auch nie meine Vertheidigung in dieser Beziehung. Scheine indifferenter in dieser Sache, als Du es wirklich bist und als Künstler sowohl, wie als mein Vater sein kannst. Du kannst darin nie zu weit gehen. Lieber nimm dann und wann, wenn von dieser Sache die Rede ist, etwas Partei gegen mich, Du kannst dieß unbeschadet der Wahrheit thun, und sagen, Du wüßtest nicht, wie sich meine Ansichten hier in Rom gestaltet, und inwiefern sie die richtigen wären, weil man doch selbst erfahren und sehen müsse, um ein Urtheil zu haben. **Wenn Dich dieses einige Ueberwindung kosten** sollte, wie ich es wohl weiß, so denke nur, daß für diese Leute alles Reden nichts nützt, und daß man den Mohren nicht weiß wäscht, und daß wir uns untereinander doch verstehen, und nicht um ein Haar anders werden wollen. Dieses bitte ich Dich um Deiner selbst willen und im Allgemeinen, Du hältst Dir damit dieses Volk vom Leibe, das im entgegengesetzten Falle jede Gelegenheit benützen würde, in meiner Abwesenheit eine Lanze mit Dir zu brechen, wovon sie den Spaß und Du den Verdruß hättest. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß sie diesen Triumph hätten. Es kann kommen, daß sie Dich angehen, mir in dieser Beziehung zu schreiben; da sage ihnen ja zu, und laß Dich dabei nie den Verdruß zu sehr einnehmen,

die Sache ist nicht gefährlich. Ich werde indessen hier auch meine Maßregeln nehmen, werde jeden Brief nach Deutschland, außer den Eurigen, auf die besonnenste und zweckmäßigste Weise einrichten, und es so weit bringen, daß man nicht mehr fragen wird: wie denkt er über Kunst, sondern: was leistet er in derselben. Noch Eins: Mich freut es sehr, daß Du mit der Genovefa fertig bist; wenn Du aber Dich nicht stark und ruhig genug fühlst, Dich einer Zwiesprache und Erörterung mit ... kalt und so, wie ich Dich schon oben gebeten, zu stellen, so würde ich Dich bitten, nicht zu seinem Namenstag hinzugehen, sondern mit der Uebergabe zu warten, bis ich ihn mit einem zweiten Briefe abgekühlt habe. Er ist heftig, Du könntest es auch werden, und das gäbe eine sehr unangenehme Geschichte. Am meisten wäre mir um die Kränkung leid, die Euch dadurch, und mir in Euch erwachsen könnte, und Euer Wohl ist jetzt wie immer mein einziger Wunsch auf Erden. Ich halte es so, wie gesagt, für gerathen; übrigens hat mir .... noch nicht geschrieben, ich glaube, er wird sich doch etwas besinnen, wie und was er nach Rom schreibt. Ich könnte seinen Brief wohl auch, wie er den meinen, herumzeigen, wodurch er sich hier sehr blamiren würde. Ich bin fest überzeugt, daß seine Unzufriedenheit nicht aus seinem eigenen Gefühl, sondern aus andern, uns wohlbekannten Quellen herrührt; er ist ein guter Mann und traut sich kein selbständiges Urtheil zu. Die Bemühungen dieser Creaturen kommen übrigens jetzt zu spät, und ist, wie auf allem Bösen, kein Segen darauf ..... Das Ausland liegt nicht außer der Welt, und wir werden, so Gott will, nicht darben. Ihr könnt übrigens nicht glauben, wie albern und kleinlich mir hier dieses Wesen erscheint. Ich dachte mit dem Bericht meiner guten Aufnahme Freude zu machen, ma .....

Euch wird sie gewiß erfreuen, und so werde ich an Euch, und nur an Euch, alles berichten, was mich hier angeht.

Vorigen Sonntag gab der große Thorwaldsen den deutschen Künstlern ein Fest. Die Villa Albani, eine der schönsten um Rom, war dazu decorirt. In dem großen, mit Festons und Kränzen aus Lorbeer, Palmen und Oelzweigen geschmückten Saale saßen wir, hundert an der Zahl, von allen Fächern und Altern von den verschiedensten Charakteren und Fähigkeiten, mit brüderlicher Gleichheit um ein festliches Mahl. Der Garten voll echter Antiken, schöner Anlagen und der schönsten Aussicht auf die Sabiner- und Lateiner-Gebirge, gab uns Raum, uns unter einander wie Knaben herumzutummeln, wobei der alte, ehrwürdige Thorwaldsen in seiner Kindlichkeit unendlich liebenswürdig und väterlich erschien, und jedes kindische Spiel mit unendlicher Fröhlichkeit mitmachte, wobei er zwar einigemal zu seiner und unserer Lachlust in den Sand fiel. Es wurde viel und schön gesungen, und wir Alle, selbst der gute Thorwaldsen, gingen in der schönsten Fröhlichkeit erst um 11 Uhr Abends nach Hause. Wie gerne hätte ich Euch dabei gehabt; es war ein Künstlerfest im größten Stiel. Wie groß und herrlich ist der Charakter eines solchen Mannes wie Thorwaldsen . . .

Nun, theuere Eltern, lebt wieder wohl; Gott erhalte Euch für Eueren treuen Sohn

Joseph.

V.

Rom, den 28. Mai 1827.

Heute, meine theuern Eltern und Schwester, fand ich die Antwort auf meinen letzten Brief im Caffè Greco, die

ich abwarten wollte, ehe ich auch Euern vorigen beantwortete . . . Laßt es den Anfang dieses Briefes sein, Euch zu versichern, daß ich gottlob gesund bin, und das Zweite eine Bitte an Euch, daß Ihr Euch über alle die Quackeleien, die Euch in meiner Abwesenheit vorgekommen und — was ich nicht wünsche — noch vorkommen können, so wenig als möglich ärgert. Denkt, daß ich durch Gottes Führung in Rom bin, und daß Er das angefangene Werk gewiß nach seiner Weisheit durchführen wird . . . Mich freut es unendlich, liebster Vater, daß es mit der Genovefa so gut bei H. G. durchgegangen ist; ich hatte wirklich Sorge vor einer Zwiesprache zwischen Euch Beiden, denn ich kenne Dich und den G. Offenheit mundet nicht Jedem. Gottlob! so war es gut. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Dich nochmal, ereifere Dich nie, weder über Unverstand noch Schlechtheit (will's Gott, so werden wir die Ersteren überzeugen und die Letzteren beschämen), denn die übeln Folgen würden sich an Euerer mir heiligen Gesundheit äußern. Richtet es überhaupt so ein, daß ich in dieser Rücksicht ohne Sorge sein kann; das Uebrige macht mir hier nicht im Mindesten bange. Was unser holder . . . Alles salbadern mag, das kann ich mir denken . . . Wenn er Euch wieder mit dergleichen Gerüchten auf seine humane Weise unterhält, so beruhige Euch der Gedanke, daß weder er noch irgend ein weiser Böhme mich auf dem mir von der Vorsicht vorgezeichneten Wege hemmen wird. Wir wissen besser, ob das, was wir einmal als gut und recht erkannt und über dessen Gedeihen wir uns freuen, ob diese Freude Stolz genannt zu werden verdient . . . Wie hat mich die Freude, die Du über meinen kleinen Situationsplan gehabt hast, gerührt, lieber Vater! Die Kirche auf dem Kupferstiche ist die französische. Ich weiß nicht, ob dieses Blatt

nicht zu alt ist, um mitten vor der Kirche auch den Obelisk zu zeigen, der lange so gelegen und erst unter dem vorigen Papste aufgerichtet ist. Das Eckhaus rechts in der Via Condoti ist nicht das Caffè Greco, aber ungefähr das zweite Haus davon. Der Platz oben am Obelisk heißt nicht del Popolo, sondern Piazza di Trinità de' Monti. Sowie ich nur einen leidlich guten Plan von Rom auftreibe, sollt Ihr ihn mit verschiedenen Bemerkungen erhalten. Von der väterlichen Warnung durch den G. L. habe ich noch nichts erhalten. Letzterer wird, wie ich hier hörte, österreichischer Gesandter werden. Aber mit allen Warnungen dieser Art ist es bei mir eine üble Sache; ich traue lieber meinen eigenen Augen und meiner Erfahrung, als der des hiesigen Lebens und Lokales unkundiger Leute; käme auch sonst schlecht zurecht. Ihr seht, liebste Eltern, wie gerne Einen die Leute recht lange als Schulknaben behandeln möchten, um Einen unter dieser Firma womöglich bis in's Greisenalter unter Vormundschaft zu erhalten. Wenn man im 28. Jahre nicht gelernt hätte, selbst die Augen aufzuthun und sich nach Umständen zu richten, so wäre es eine mißliche Sache um die selbständige Thätigkeit des Mannes. Doch hier mag es wohl wenigstens gut gemeint sein, sowie die Warnungen des Hrn. S., die ich schon der Meinung wegen ehre. Aber über diesen Gegenstand muß ich Euch beruhigen und sagen, daß Ihr Euch nicht den mindesten Kummer deßhalb macht, daß mir die hiesigen Künstler schaden könnten, oder auch nur wollten. Mit Italienern stehe ich in gar keiner Verbindung, sie sind auch (den reichen Malerfürsten Camuccini ausgenommen) nicht von Bedeutung als Künstler — und von den Deutschen ist hierin nicht das Geringste zu besorgen. Durch Vaterland, Sprache und theils persönliche Freundschaft verbunden, trennen sie nur

ihre verſchiedenen Richtungen und Fächer, die ſich unter einander wieder zuſammenhalten. Das Leben und Treiben der hieſigen Künſtlerwelt iſt zu großartig, als daß von Kleinlichkeiten, wie Neid, Mißgunſt u. ſ. w. nur die Rede ſein könnte. Zudem kann man durch ſein Benehmen ſehr leicht ſich ſo ſtellen, daß es Niemanden einfällt, man wolle in dieſer oder jener Rückſicht mit ihm rivaliſiren, was bei mir doch nur wieder in meinem Fache ſein könnte. Mit der reichen, nicht viel könnenden und thuenden Klaſſe der Künſtler, die meiſt aus Architekten beſteht, die ihr Studium um jede antike Mauer beſchäftigt, komme ich höchſtens Abends zuſammen. Die andere thätige Mittelklaſſe von Landſchaftern und Genre-Malern ſind ein harmloſes Völkchen, die ſich gern am Abende nach gethaner Arbeit beim Abendbrode mit Geſpräch und Geſang gütlich thun. Die Hiſtoriker endlich, faſt durchgängig Leute von hoher Bedeutung, Bildung und ernſtem Charakter, leben nur in dem poetiſchen Reiche ihrer Schöpfungen. Sie ſtehen in der Kunſt entweder ſo hoch oder ſo niedrig, daß das, was ſich bei uns in minder gebildeten Seelen als Stolz oder Neid äußern würde, ſich hier nur in gegenſeitiger Achtung zeigt. Seid alſo über dieſen Punkt ganz ruhig. Was ſich hier ja als Scheidewand zwiſchen verſchiedene Charaktere ſtellt, iſt weit gutmüthigerer Art, als bei uns, und das Höchſte, was darin vorfällt, iſt — daß Solche ſich gegenſeitig meiden. Zu was Anderem: An Julius Schnorr habe ich einen mir ſehr lieb gewordenen Freund verloren. Er reiſte vorige Woche nach München ab, wo er Profeſſor geworden iſt. Dieſer mit Recht weitberühmte und in ſeiner Kunſt, wie im Leben, ſich an die erſten Männer Deutſchlands reihende Maler bot mir letzthin im Compoſitionsvereine ſein „Du“ an, wodurch ich mich hoch geehrt fühlte.

Er war mir, so lange ich hier bin, gefällig, wo er nur könnte. Dieß dürfte ich freilich Niemand, als Euch, nach Prag schreiben, ohne wieder für aufgeblasen zu gelten; aber Ihr freut Euch gewiß darüber, und deßhalb schreib' ich's her. Sonntag vor 14 Tagen wurde Albrecht Dürers Geburtsfest und Schnorrs Abschied zugleich des Abends in der Villa Albani von allen Deutschen gefeiert. Zwei große Transparente, eines für Dürer am obern Ende des Saales, und das andere für Schnorr, beides Allegorien, die ich componirt und mehrere Andere recht schön ausgeführt hatten, mit Myrthen, Oellaub und Lorbeer verziert, decorirten sehr gut. Der erhabene Meister und Ritter von Thorwaldsen brachte Dürer's Andenken den ersten Becher. Denkt Euch das in Rom! Der Maler Veit trank der ganzen Menge Schnorrs Lebewohl zu. Das Ganze war sehr schön, beinahe rührend. Gegen 11 Uhr zogen wir lustig nach Rom hinein und leuchteten mit unseren Fackeln Schnorr nach Hause auf's Capitol. Ueberhaupt ist es äußerst merkwürdig, **was man hier Alles erlebt, und ich hoffe, Euch mit den** Schilderungen meiner Pilgerschaft einst manchen langen Abend zu verkürzen. Alles, Alles athmet hier und mahnt an Kunst — das Einzige, was mir die Zeit meiner Trennung von Euch wenigstens erträglich machen muß, sowie es gegenseitig unsere Briefe auch thun werden. Letzthin machte ich in Gesellschaft von drei wackeren Malern und einem Bildhauer meinen ersten Ritt zu Esel . . . Es ging eine Stunde vor die Stadt hinaus, auf der Gräberstraße fort nach dem Grabmal der Cäcilia Metella, dem einen Bachustempel und der Grotte und dem Haine der Nymphe Egeria — eine äußerst romantische Tour. Unsere Thiere weideten an dem alten Grabmale, während wir uns an der schönen Aussicht ergötzten. Gegen Sonnenuntergang be-

ſtiegen wir unſere Prachtroſſe wieder. Unſer kleiner Zug machte ſich höchſt maleriſch. Einer von uns, Flor aus Sachſen, ein wahrer Minneſänger in ſeinem Charakter, mit der Guitarre ſeitwärts auf ſeinem Langohr ſitzend, ſtimmte die bekannte Arie „der Troubadour“ an, und ſo trabten wir, während der aufgehende Mond räthſelhaft die epheuumrankten Trümmer alter Größe beleuchtete, auf der Via Appia am Coloſſeum vorbei, mitten durch die Triumphbogen des Conſtantin, Titus und Severus, über das Campo Vaccino behaglich nach Hauſe. Ich war heiter und wehmüthig zugleich geſtimmt; nie empfand ich inniger die Worte: Der Menſch iſt ein Pilger und Fremdling hienieden. Bin ich's doch ſelber im gewöhnlichen Sinne des Wortes, bis mich der ſichere Hafen Euerer Arme wieder aufnimmt. Auch ich habe ſo einen Drang, Euch recht viel zu ſchreiben, und wenn ich mich ſetze, fällt mir ſo Manches nicht ein. An dem Fremden, der Euch meinen Gruß brachte, haſt Du, lieber Vater, Dich nicht geirrt. Er iſt ein weitläufiger Verwandter von Waagen, und dieſer hat hier weidlich ſeine Noth mit ihm gehabt . . . Maler Reinhart iſt angekommen, und ſo habe ich mich des Auftrages der Frau v. Batka auch entledigt . . . Von der Fanny und ihrem Bruder habe ich auch Briefe erhalten.

Ich hoffe, daß ſie bald nach Prag kömmt, wohin ſie ſich ſehr ſehnt, und dann iſt ſie bei Euch gut aufgehoben . . . Am Himmelfahrtsfeſte wohnte ich wieder dem Segen des Papſtes bei St. Johann in Lateran bei; den ſende ich Euch im Sinne der Kirche. Nun, Ihr Theuern, muß ich wieder ſchließen . . . Mir Euere Geſundheit vom Himmel erbittend, umarme ich Euch im Geiſte; bis ich's in erſehnter Wirklichkeit werde thun können, bin ich Euer treuer Sohn und Bruder

Joſeph.

Grüßt mir Alle, Alle, Alle: Pfeiffners, Mitterbacher, besonders auch Damian (Schroff).

Die Zeichnung vom hl. Joseph sollt Ihr bei der ersten Gelegenheit haben.

VI.

Rom, den 23. Juni A. D. 1827.

Mit Freuden empfing ich am 14. Juni Eueren lieben Brief, also 14 Tage nach der Aufgabe . . . Auch hat mir G. H. S. geschrieben und mich an den versprochenen Cyklus aus Tiecks „Runenberge“ erinnert, welchen er zum halben August haben will. Ich habe ihm aber noch nicht geantwortet, theils weil ich seine Adresse nicht weiß, theils weil ich das Buch nicht auftreiben kann; ich habe mich deßhalb schon bei allen Deutschen erkundigt und bin in Verlegenheit, was ich machen soll; wenn Du, lieber Vater, ihm dieses Alles doch mittheilen könntest und mir vielleicht später in einem Briefe eine Karte beilegen, wo Du die Bilder aus diesem Märchen nach Deinem Geschmack auszeichnetest: ich meine nämlich jede malerische Scene mit ein Paar Worten beschreiben. Bis zum halben August dürfte es schwer werden, den G. zu befriedigen. Mit Euerem letzten Briefe fand ich zugleich auch einen von Haas auf dem Caffè, eine sehr hübsche Antwort auf mein Schreiben nebst einem schönen Gedichte. Ich will ihm auch bald wieder schreiben. Der Fanny habe ich auch einen langen Brief geschrieben, und glaube, daß sie schon in Prag bei Euch ist; ich kann jetzt nicht sehr fleißig sein, die Wärme ist zu groß, und man ist dabei gar wenig zum Arbeiten aufgelegt. Es geht aber Allen so; dabei bin ich aber gesund wie ein

Fisch und habe (für meinen Beutel leider) einen so classischen Appetit, wie in meinen Knabenjahren, worüber ich übrigens recht froh bin. Gestern Abends kam ich von einer Reise durch's Lateiner-Gebirge zurück, welche ich mit mehreren meiner Freunde machte, und war also drei Tage nicht in Rom. Der Hauptzweck dieser Tour war das berühmte Blumenfest, Fiorata genannt, oder die Frohnleichnamsoctav, welche in Genzano, einem äußerst schön gelegenen Städtchen am See von Nemi, gefeiert wird. Bei dieser Gelegenheit zieht alles, was nur kann, aus Rom hinaus: Fremde und Einheimische, Künstler von allen Nationen; und so konnte auch ich den vielen Aufforderungen nicht widerstehen. Am Mittwoch früh um 5 Uhr reisten wir, sechs an der Zahl, worunter Freund Waagen, erst nach Frascati, wo wir vor Tisch die herrlichen Aussichten von mehreren Villen genossen, und nachher Alle zu Esel den Weg nach dem alten Tusculum, das auf einem hohen Berge liegt, antraten. Wir ritten zwei Stunden bergauf, auf dem halben Wege ein wunderschön im Walde gelegenes Kapuzinerkloster mit der herrlichsten Aussicht nach Rom und dem Meere. Die guten Brüder zeigten uns freundlich alles Sehenswerthe, und wir ritten weiter, bis wir die Trümmer dieser uralten Stadt erreichten. Man sieht dort noch, von wildem, ungeheuren Kräuterwerk überwachsen, die Reste einer alten Straße, eines Jupitertempels und Amphitheaters. Der Weg zur höchsten Spitze war beschwerlich, wir mußten ihn uns bahnen durch das wilde Rankenwerk, durch ungeheure Granit- und Marmorblöcke. Um so reizender war das Gefühl, als wir angekommen, diese berühmteste Gegend der Welt zu überschauen: das alte Rom im fernsten Hintergrunde nur an St. Peters Riesenkuppel noch kennbar, auf der andern Seite das Meer, wie ein breites, blaues

Band die Sabiner- und Lateiner-Gebirge in wunderlichen Massen unter und über uns; endlich wir selbst im Vordergrunde, sechs heitere deutsche Künstler in dieser großartigen Vergangenheit. Während unsere Esel in den alten Tempeltrümmern weideten, erinnerten wir uns mit Rührung an die höchsten Begebenheiten des Alterthums, deren Schauplatz wir übersahen. Alles ist eitel! Wir ritten über Monte Portio nach Frascati, unserem Nachtlager, hinab; in erstgenanntem Orte, wegen seines guten Weines berühmt, wollten wir uns mit einigen Gläsern dieses edlen Getränkes stärken, mußten aber mit schlechtem Zeug vorlieb nehmen, weil der Wirth von der einzigen Osterie des Ortes gerade (charakteristisch) schlafe und nicht geweckt werden könne! In Frascati erst konnten wir uns wieder restauriren, und trabten Donnerstag früh über Grotta Ferrata, Marino und Albano nach Aricia und ließen dort unsere Esel, um zu Fuß vollends nach Genzano zu gehen. Als wir ankamen, war der ganze Ort schon in Bewegung, die Straßen zu zieren, durch die das Hochwürdige ging. Eine handhohe Unterlage von lauter Immergrün diente den unzähligen, von bunten Blumen und Sand gelegten Bildern, Verzierungen und Schriften zur Folie, Alles mit außerordentlicher Mühe gemacht. Dazwischen trieb sich die Volksmasse, Fremde und Einheimische, in buntem Gewühl durcheinander. Das Costüm der Gebirgsbewohner, besonders der Frauen, ist äußerst malerisch und wird durch die schönen Gestalten noch erhöht. Gegen Abend begann die Prozession zu zwei Altären, sehr schön und reich, freilich der am wirklichen Frohnleichnamsfeste im Vatican nicht zu vergleichen, aber durch die schöne Umgebung desto feierlicher gemacht. Denkt Euch die buntbelegte Straße hinab den ganzen Zug von Priestern und Bruderschaften mit bren-

nenden Wachsfackeln, oben der ſegnende Geiſtliche, die Monſtranze glühend im Abendglanze der Sonne, die gerade in's Meer hinabfällt. Doch ich mache zu viel Worte für den wenigen Raum. Wir ritten des folgenden Tages nach Monte Cavo, der höchſten Spitze des Lateinergebirges, wo ein Kloſter mit überraſchender Ausſicht ſteht. Am halben Berge liegt Rocca di Papa, wunderbar an und in die Felſen hineingebaut; von dort ging's über Palazuola nach Albano, und Abends um halb 10 Uhr kamen wir wieder glücklich in Rom an. Das Ganze war eine äußerſt ſchöne Fahrt; ich dachte dabei viel tauſendmal an Euch, wie gerne ich Euch dabei gehabt hätte. Dießmal muß ich's kurz machen, der Brief wird ohnedieß ſchon ſchwer genug, aber Ihr ſollt recht bald wieder einen langen erhalten. Ich erwarte Euerm Verſprechen gemäß auch ſchon wieder ſehnlichſt Briefe von Euch; laßt Euch ja durch nichts abhalten, mir monatlich zweimal Nachricht zu ertheilen, wenn auch ich nicht immer ganz pünktlich bin. Jeden Poſttag durchwühle ich die Briefe auf dem Café, und welche Freude, wenn ich Vaters Schrift leſe. Gott erhalte Euch geſund für Euern

Joſeph.

VII.

Rom, den 28. Juli 1827.

. . . . . Ich fange mein Jetztiges damit an, Euch das Wichtigſte, was mich betrifft, zu ſchreiben. Ich habe nämlich eine Arbeit übernommen, welche zwar in Betreff des dafür zu erhaltenden Honorars nicht zu den einträglichen gehört, welche aber — ſo Gott ſeinen Segen dazu gibt — von anderweitigem großen Nutzen für uns Alle ſein kann.

Es sind drei Fresko-Gemälde in der Villa Massimi.... Nun will ich Euch die Sache etwas näher beschreiben: Die Villa hat zu ebener Erde drei mäßig große Zimmer, welche der verstorbene Prinz Massimi für Fresken aus den großen italienischen Dichtern Dante, Tasso und Ariost bestimmte, wozu er die ersten in Rom lebenden deutschen Maler wählte. Das mittlere Zimmer mit Scenen aus Ariost's rasendem Roland ist ganz von Julius Schnorr; das zur Linken (Dante) von Philipp Veit und Koch; das zur Rechten (Tasso) von Overbeck; letzteres fertig bis auf erwähnte drei Bilder. Vor ungefähr 14 Tagen kam Overbeck zu mir und trug mir die Vollendung desselben nach eigener Composition und überhaupt so an, daß ich Neuling in Rom ganz überrascht wurde. Er sagte mir, er habe das Vertrauen zu mir, wie zu keinem Andern, wünsche und rathe mir sehr, diese Arbeit nicht fahren zu lassen. Er selbst hat nämlich ein großes Altarbild für Hamburg zu malen, welches, sowie seine schwächliche Gesundheit, ihn an der eigenen Vollendung hindert. Ich bat ihn um einige Bedenkzeit, welche er aber nur auf drei Tage hinaussetzen konnte, weil der Fürst M. baldigsten Bescheid erwarte. Wie gerne hätte ich zuvor Euern Rath und Euer Gutachten eingeholt; so aber galt es eine schnelle Entschließung, und ich mußte mir an der eigenen Ueberzeugung und an dem Rathe meiner hiesigen Freunde genügen lassen, welche alle darin übereinstimmten, es wäre eine wahre Unbesonnenheit, eine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, in Rom ein Werk zu hinterlassen, welches noch nach Jahrhunderten gesehen und beurtheilt würde. Alle großen Meister hätten sich bemüht, in Rom etwas Bleibendes zu haben. Das Alles ist wahr, und nun kommt noch dazu, daß sich nie im Leben mehr ein solches Zusammentreffen von Umständen ereignen

kann, auf ſolch ehrenvolle Weiſe und in ſolcher Geſellſchaft öffentlich aufzutreten; freilich eine Geſellſchaft, in der man ſich gut benehmen muß, um zu beſtehen, denn die Deutſchen haben ſich an dieſen Fresken ein Denkmal geſtiftet, welches ſich an das Beſte anreiht, was je die Kunſt hervorgebracht hat. Immer von Fremden aus allen Weltgegenden beſucht, iſt dieſe Villa ein für die deutſche und überhaupt für die Kunſt und Kunſtgeſchichte höchſt wichtiger Ort — und ſo dachte ich, muß es wohl Gottes Wille ſein, der mir ohne mein Zuthun wieder eine ſolche Gelegenheit, vorwärtszuſchreiten, darbietet. Die Nothwendigkeit, gleichen Schritt zu gehen mit dem von Anderen ſchon Geleiſteten, die Nähe der berühmteſten Fresken in der Welt (Raphaels nämlich), die ſo große Oeffentlichkeit der Sache, bei den Mitteln, die Rom darbietet, etwas Tüchtiges zu leiſten, macht dieſe Arbeit gewiß zu dem zweckmäßigſten Studium, das ich hier unternehmen könnte. Genug, ich habe es in Gottes Namen angenommen. Overbeck ſtellte mich dem Prinzen vor und machte meinen Dolmetſcher. Es wurde ein Contract aufgeſetzt mit den beiderſeitigen Bedingniſſen, wovon der Prinz eine Abſchrift und ich die andere erhielt. Die Bedingniſſe ſind ungefähr folgende: Ich verpflichte mich, die Arbeit innerhalb des künftigen Jahres 28 zu vollenden und ſo gut auszuführen als in meinen Kräften ſteht. Das Honorar dafür ſind 300 römiſche Scudi; die theuern Farben, als Ultramarin u. ſ. f., auf ſeine Koſten ꝛc. ꝛc. Dieſes Nähere, liebſte Eltern, iſt nur für Euch. Nun etwas über die Art der Malerei. Dieſe iſt ganz anders, als man ſie bei uns in Kirchen oder ſonſt ſieht und nähert ſich mehr der Oelmalerei. Es iſt ganz die alte Art, al fresco zu malen, wie Raphael, M. Angelo und frühere Meiſter gemalt haben und die in der neueſten Zeit wieder Aufnahme (wie unter dem König

von Bayern in München) findet. Das Technische derselben werde ich, wie Overbeck meint, bald los haben, besonders da er an der einen Seite noch selbst zu arbeiten hat und wir also einige Zeit zusammen malen werden. Ende September wird angefangen. Ich componire schon und werde drei große Cartons machen, die ich bei meiner Heimkehr mitbringe. Uebrigens entfernt mich diese Arbeit auch nicht länger von der Heimath und Euch, als gleich Anfangs vorgenommen war. Unbequemlichkeit wird dabei, glaube ich, nicht viel sein, ausgenommen wie bei allen großen Sachen. Mit der Decke habe ich nichts zu schaffen, sondern nur die Wand dem Auge gegenüber, und wo die Bilder höher steigen, ersetzt ein gar nicht hohes, sehr gutes Gerüst mit einer kleinen Leiter die Stelle des Fußbodens. Die Bilder sind aus Tasso's letztem Gesange: 1. Rinaldo löst den Zauber in einem alten Walde bei Jerusalem durch sein Schwert; 2. Rinaldo, in der Schlacht von Armida verfolgt; 3. Gottfried von Bouillon weiht und legt nach erfochtenem Siege mit dem Heere die Waffen am heiligen Grabe nieder. Es macht Aufsehen hier, daß ich diesen Antrag bekommen, und war so schnell wie ein Lauffeuer unter den hiesigen deutschen Künstlern bekannt, die mir alle mehr oder minder aufrichtig gratuliren; jedoch freut es Alle. Bittet nur Gott mit mir, daß er es mir gelingen läßt, auch etwas Würdiges an das Würdige anreihen zu können. Im Kunstblatt, so viel ich mich erinnere, sind einige Theile als Umriß aus den Veit'schen Gemälden, auch von Schnorr und Overbeck nebst Beurtheilung.

Das war nun vor der Hand das Wichtigste, was ich euch Liebsten zu berichten hatte. Ich habe soviel Platz damit verbraucht, daß ich nun etwas kürzer sein muß, wenn ich noch Einiges mit Euch sprechen will. Nach der Nach-

richt von Eurer Gesundheit war mir das Angenehmste, daß meine Fanny wieder gut und wohlbehalten bei Euch angekommen. Ich glaube, daß Ihr, liebste Eltern, an ihr, als an einer zweiten Tochter, und Du, meine Marie, als an einer Schwester eine Erheiterung mehr habt. Wie oft sehe ich im Geiste Euern lieben Kreis, dann fühle ich mich gewöhnlich sehr einsam und melancholisch und tröstet mich nur der Gedanke, Euch nach Jahresfrist mit Gottes Hülfe wiederzusehen. Das Klima Italiens ist trotz der vielen Schönheiten gar nicht angenehm und zum fleißigen Arbeiten ungünstig. Seit Mitte Juni ist hier eine so ungeheure Hitze, daß Ihr Euch in Deutschland in den heißesten Tagen des August kaum einen Begriff davon machen könnt. Ich hätte gern den hl. Joseph bald fertig gebracht, allein ich kann jetzt beinahe gar nicht malen und muß mich in meinem Schlafzimmer bei dunklen Fenstern mit Zeichnen beschäftigen, um nur mich nicht ganz in Schweiß aufzulösen. Dieser Tage beziehe ich eine etwas kühlere Wohnung in derselben Straße, nur einige Häuser weiter gegen das Kloster St. Isidoro zu, wohlfeiler. — Eine kleine Schilderung von dem Leben im Sommer hier: Früh, wenn es die Ermattung von der durchschwitzten Nacht zuläßt, zeitig aus dem Bette; die Fenster, die man hier über Nacht trotz der Hitze sorgfältig verschließen muß, aufgerissen und sich etwas in der leidlich frischen Morgenluft (notabene, wenn kein Scirocco ist) gebadet. Bis Mittag geht's noch an, dann aber treibt mich der Appetit in die Hitze hinaus. Bei Tische kann man's bei offenen Fenstern und geschlossenen Jalousien noch aushalten; aber dann geht das Schwitzbad erst recht an. Ihr würdet lächeln, wenn Ihr uns, ohne die Hitze zu fühlen, vom Tische nach Hause gehen sähet.

Rom ist in den Stunden von Mittag bis 20, nach

unserer Uhr 4, wie ausgestorben. Wenn man gegen 2 Uhr vom Essen geht, ohne Halstuch, den Rock über die Schultern hängend, ein Tuch um den Unterleib geschlungen, den breiten Strohhut tief in's Gesicht gedrückt, kommt man sich vor, wie ein Pilger in den Sandwüsten Arabiens. Alle Straßen sind still und leer, alle Fenster und Vorhänge zu; man begegnet keinem Menschen, keinem Wagen; Alles schläft. Es ist wie eine Nacht, in der die Sonne scheint. Hie und da liegt im Schatten, mit weit hervorhängender Zunge, wie todt ein römischer „Freiherr"; an größeren Plätzen, an Bäumen und Fontainen liegt das gemeine Volk, wie auf dem Schlachtfeld, auf dem Pflaster; ja selbst der Fruttaruol, der Orangen, Limonade und frisches Wasser verkauft, hat seinen Kram vergessen und schläft unter seiner Bude. Wenn man sich nun mühsam und tropfend von Schweiß nach Hause geschleppt hat, fällt man vor Ermattung auf's Bett, wo Einem freilich wieder ein Heer von Fliegen, Hundsmücken, Flöhen und anderes solches Geschmeiß kein Auge zuthun lassen. So plagt man sich, abwechselnd arbeitend und ruhend, bis gegen Ave Maria Abends, dann geht man aus, um ein Glas Eis zu essen, welches hier zur Gesundheitspflege gehört. Nun ist es in Rom Morgen geworden und Alles lebendig, die Straßen voller Menschen und Wagen, vor den Caffèhäusern Alles im Freien sitzend, Lärm und Geschrei und reges Leben überall. Dieß ist die schönste Zeit am Tage. Uebrigens scheint die Bemerkung, daß die Abende und Sommernächte in Italien kalt sind, nicht richtig; wenigstens ist es diesen Sommer nicht der Fall. Ich bin aber trotz der Hitze gesund und wohl. Eine Art von Nesselfieber, welches ich Anfangs Juli hatte und das mich sehr incommodirte, bin ich glücklich wieder los geworden.

Der neue österreichische Gesandte, Graf Lützow, welchem ich schon zweimal meine Aufwartung machte, ist ein sehr lieber Mann und hat mir versprochen, mir in jeder Art gefällig zu sein. Briefe hat er mir nicht gebracht. Den Cyklus aus dem „Runenberge" werde ich componiren, aber nicht um den Preis wie die „Elfen". Wenn Graf Salm die Madonna haben will, so könntet Ihr (weil sie nicht als ganz fertig zu betrachten ist) allenfalls 60 oder wenigstens 50 fl. Cm. dafür fordern. Das Panorama von Rom habe ich in Wien gesehen. Es ist aber nicht gut gemacht und gibt von der Wirklichkeit fast gar keinen Begriff. Auch sieht man darauf nur das Campo Vaccino und die angrenzenden Häuser. Der Ort auf der höchsten Höhe des Berges ist Rocca di Papa. Die Fanny schreibt von St. Peter. Dieser ist aber nicht darauf zu sehen und dem Beschauer des Panorama's gerade im Rücken.

Den 1. August. Liebste Eltern! Ich schließe diesen Brief schon in meiner neuen Wohnung, die weit angenehmer ist, als die vorige. Sie ist im ersten Stock; eine Treppe höher wohnt der mir sehr lieb gewordene Architektur-Maler Schulz aus Danzig. Wir beide und eine alte Frau, die uns aufwartet, sind die einzigen Bewohner dieses Hauses. Zu einer besonderen Empfehlung bei der guten Alten gereicht es mir, daß ich ein guter Christ, „un buon Christiano", bin. Sie hegt und pflegt mich, wie ihren Sohn; da hingegen der arme Schulz zwar ebenso gut bedient, aber immer mit einer Mischung von Scheu und Mitleid von ihr betrachtet wird, als einer, der einst verloren gehen muß: Siete ancora un buon uomo, un benissimo Signor — ma (Sie sind ein guter Mensch, ein sehr guter Herr — aber), der Nachsatz besteht in einem flehenden Blick zum Himmel; er ist nämlich Protestant und als solcher nach den Begriffen des hie-

sigen gemeinen Volkes unwiederbringlich verloren. Sie hat ihn gebeten, doch wenigstens vor seinem Ende ein Christ zu werden.

Und nun, meine Liebsten, noch eine wichtige Frage am Schluß: Wie steht's mit Euern Geldumständen, seid Ihr bisher gut ausgekommen und wie seid Ihr für die noch übrige Zeit meiner Abwesenheit versorgt? Das schreibt mir in Euerm nächsten Briefe ja ganz ausführlich und aufrichtig. Denn in dem Fall, daß Ihr entbehren müßtet, kann ich auf irgend eine Art doch dafür Sorge tragen. Es wäre mir schrecklich, wenn Ihr Euch deßhalb an Lebensbequemlichkeiten Abbruch thun müßtet. Nun lebt wieder tausendmal wohl und gesund. Gott mit uns Allen.

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt mir Alle, die es ehrlich meinen, besonders Pfeiffners, P. Hugo. Empfehlt mich auch H. P. Schuster (ihm werde ich bald schreiben), auch Fr. Batka, Kratzmanns.

VIII.

Rom, den 11. September A. D. 1827.

Gestern erhielt ich den so lange von Euch gehofften Brief. Er ist äußerst schnell gegangen, dem Datum gemäß nur zehn Tage. Kostete doch eine Reise nicht mehr als ein Brief, wie schnell wollte ich die Strecke von 200 Meilen, die uns trennt, zurücklegen, um Euch als Intermezzo vor meiner wirklichen Heimkunft meinen Besuch abzustatten; so aber müssen wir uns gegenseitig gedulden. Gott sei tausendmal für Eure Gesundheit gedankt. Ich bin's auch und

fühle mich jetzt, da die ungeheure Hitze nachläßt, ziemlich wohl. Es freut mich, daß Ihr mit meiner übernommenen großen Arbeit einverstanden seid. Die Composition des ersten dieser Bilder nimmt mich ihrer eigenen Schwierigkeit wegen sehr in Anspruch, und das macht mich manchmal etwas unruhig. Es ist keine Kleinigkeit, und ich brauche dazu Gottes Beistand ganz besonders, um mit den ersten Lichtern deutscher Kunst nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Was sagt denn der holdselige O. dazu, daß mir ein solcher Auftrag geworden? Ganz gewiß freut es ihn sehr. Habt Ihr Herrn Professor Schuster auch davon gesagt? Freund Haas muß seit der Zeit, da er Euch schrieb, auch einen Brief von mir erhalten haben. Sehr bedauere ich des trefflichen Primissers Tod. Wegen der „Genovefa" hättet Ihr Euch keinen Kummer machen dürfen; das geht gar nicht, daß man mit dem Eigenthume eines Andern nach Belieben schalten kann; ich bin recht froh, daß ich Dich, lieber Vater, wieder in Prag weiß. Die arme Mutter und Marie werden sich die Zeit über sehr verwaist gefühlt haben. Schade, daß Du an dem Tage jenes furchtbaren Sturmes noch nicht da warst; wie werdet Ihr Euch geängstet haben, hat mich doch die bloße Beschreibung davon erschüttert. Gottlob, daß es noch so abgegangen und der Schrecken keine üblen Folgen auf Eure Gesundheit gehabt hat und hoffentlich auch nicht haben wird. . . . Hier in Rom sind im Verhältniß zur Hitze wenig oder keine Gewitter, und diese Wohlthat (der Gewitter), wenn auch oft schädlich und gefährlich, lernt man hier recht schätzen, wenn einem Wochen lang der heiße Wind aus Afrika die Glieder ausgedorrt hat und man gegen Abend den Scirocco wie einen Nebel auf die Gegend sich lagern sieht, um Einen Morgens gleich wieder mit seinem ermattenden Hauche zu begrüßen. Das

Klima Deutschlands ist mir viel lieber. Während hier beinahe gar keine Jahreszeit ein eigenthümliches Gepräge hat, indem der Winter wie die übrigen Jahreszeiten mit grünen, blühenden, fruchttragenden Gewächsen prangt, die Bäume (einige ausgenommen) nie entblättert stehen, die Wärme auch an den kalten Tagen im Freien die eines schönen Märztages bei uns ist, und man sich wieder in den schlecht verwahrten Gebäuden mit aller Mühe ohne Ofen oder Kamin des empfindlichsten Frostes nicht erwehren kann, dahingegen die Hitze des Sommers alle Kraft und Lust lähmt und unterdrückt. Wie ganz anders bei uns: Welche neue Lebenslust erfüllt den Menschen im Frühling, wie schön ist im Ganzen der Sommer; welchen wehmüthigen, tiefbedeutsamen Reiz hat das scheidende Jahr im Herbste, wenn uns der stille Winter im warmen Stübchen zu engerem und gemüthlichem Zusammenleben bringt. Der Arme ist dann freilich schlimmer daran als hier, wo er fast alle seine Bedürfnisse um ein Geringes gedeckt sieht. Ihr solltet einmal eine **Wohnung armer Leute in Italien sehen, davon kann man sich keinen Begriff machen, ebenso wenig von dem Müßiggange der einen Volksklasse und dem Vergnügen der Italiener.** (Ich glaube, daß ich Euch mit dergleichen Bemerkungen keine Langweile mache; wie gerne unterhielte ich mich über Alles mit Euch.) Zu den letzteren gehört den Sommer über die Giostra, eine Art spanischer Stiergefechte in dem alten Amphitheater des Augustus. Eine ganz kurze Schilderung dieses echt nationalen Vergnügens kann ich mir nicht versagen, Euch mitzutheilen: Große Hunde werden abgerichtet, die Stiere oder Büffel zu halten, wobei die Eigenthümer beiderseitig große Wetten machen. Auf den sechs übereinanderlaufenden Reihen Stufen, die im Kreise die Arena oder den Kampfplatz umgeben, sitzt das Volk zu

Tausenden gedrängt und erwartet bei einer lärmenden Musik die Ankunft der Gioſtratoren. Endlich treten dieſe auf, in Weiß und Roth gekleidet, mit rothen Fahnen in den Händen und begrüßen die Menge, welche ihnen Beifall zujauchzt. Nun ſchweigt die Muſik. Die Männer machen ſich zum Empfange des Thieres bereit; der Aufwärter öffnet das Behältniß des Stieres, ſpringt hinter die Thüre und an einer das Ganze umlaufenden Eiſenſtange auf die erſte Stufe. Nun ſchießt der wüthende Stier auf den nächſten Gioſtratoren los, der ihn unglaublich behende mit der rothen Fahne täuſcht, während ſich alle gegenſeitig unterſtützen und beiſtehen. Iſt nun der Stier ſehr böſe, ſo ſchwebt jeder dieſer Menſchen in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, und man ſieht ſie oft, kaum einen Zoll von dem entſetzlichen Horn, wie vom ſicheren Tode, entfernt, mit fürchterlichem Sprunge die erſte Stufe erreichen, während das gereizte Thier im ſelben Augenblicke krachend gegen die Mauer rennt. Wird dieſes Spiel nicht hinlänglich lebensgefährlich, ſo iſt das Volk unzufrieden, pfeift und lärmt ſo lange, bis es entweder einen dieſer Männer in der entſetzlichſten Gefahr geſehen, oder er durch ein fürchterliches Wageſtück ſich ſeinen Beifall wieder erworben hat. Immer neue Thiere kommen auf dieſe Weiſe an die Reihe, und wenn ein Stier recht wüthend geworden, ſo daß er mit Horn und Klaue Staub und Sand, wie eine Wolke, um ſich verbreitet, ſo ruft man: Cane! Cane! (Hunde!) Dieſe kommen nun ebenſo wüthend aus einem Behältniß: einer, zwei und nach und nach mehr, je nachdem es nöthig, um das Thier zu ſtellen. So ſchleudert es rechts und links und hoch in die Lüfte die Hunde, die oft todt, mit zerquetſchten Gliedern oder ſonſt beſchädigt weggeſchafft werden, bis es einigen gelingt, es wo immer recht feſt mit den Zähnen zu packen und ſich ohne loszu-

lassen, herumschleppen zu lassen. Wenn nun das Thier matt und brüllend, daß es Einem schaudert, ruhig dasteht und die Hunde gierig an dessen Blut sich letzen, so ertönt ein tausendstimmiges Bravo; auch werden Menschen und Hunde, denen Etwas geschieht, hinlänglich bedauert. Da heißt es von allen Ecken: Poveretto, ach Aermster! — Mit solchen und ähnlichen Manövern wird fortgefahren, bis der Abend dem wilden Spiel ein Ende macht und die Zuschauer die Stufen verlassen. An diesem Schauspiel hängt das Volk mit beinahe unglaublichem Interesse, und bei dessen natürlicher Lebhaftigkeit glaubt man sich ganz in die alte römische Kaiserzeit versetzt, wozu auch das völlig antike Amphitheater viel beiträgt. Wie sonderbar dergleichen Art, sich zu freuen, auf ein deutsches Gefühl wirkt, läßt sich nicht sagen. Mutter, Marie und Fanny werden sich gewiß an dieser kleinen Schilderung nicht sehr erbauen. Nun zu etwas Anderem: Pf. ist dieser Tage hier angekommen und hat sich seiner Aussage zuwider gleich mit mir zu thun gemacht. **Ich begreife kaum, wie er auf der Reise hat fortkommen können, und auch hier in Rom ist es ein wahres Glück für ihn, daß er zufällig einen Schweden getroffen,** der ihm eine Wohnung sagen konnte, wohin ihn wieder ein Italiener führte, der zufällig etwas Deutsch verstand, da er selbst, auch nicht eine Silbe italienisch hervorzubringen im Stande, überhaupt hier alle Leute deutsch anredet und sich höchlich verwundert, wenn sie ihn nicht verstehen. Er ist in jeder Rücksicht so hülf- und rathlos wie ein Kind, und man muß sich seiner annehmen. Ich und Freund Schulz gingen gleich, um für ihn eine Wohnung zu suchen, und da wir keine wohlfeilere auftrieben, als selbst bei uns noch eine war, so haben wir ihn in unserem Hause untergebracht, wo wir ihm in seiner beständigen Verlegenheit mit Rath

und That zur Seite sein können. Hätte er nicht Leute hier gefunden, die Geduld mit ihm haben, er würde gleich Anfangs theure Erfahrungen gemacht haben. Gott gebe, daß ihm sein Aufenthalt in Rom, wenn auch nicht viel nützt, doch wenigstens nicht schadet. Er ist in jeder Rücksicht zu unreif, um hier lernen zu können, zeigt kein Interesse für alles Große und Tüchtige, was hier den neuen Ankömmling so mächtig in Anspruch nimmt, und würde wahrscheinlich gleich den andern Tag (ohne den Wunsch, die erste Stadt der Welt und ihre Merkwürdigkeiten und Kunstschätze zu sehen, auch nur zu äußern) sich hingesetzt haben über seine anatomischen Hefte, die er mitgebracht. Schulz sollte ihn gleich als seinen Schüler in der Perspective annehmen. Wir haben ihn aber aus dem Schlafe gerüttelt und ihn einem Bekannten von uns, einem Professor aus der Schweiz, aufgehängt, der ihn jetzt auf seinen Streifereien durch Rom mitnimmt, da wir keine Zeit haben, ihn herumzuführen, und dieß auch bei sothaner Theilnahmslosigkeit kein erfreuliches Geschäft wäre. P. ist ein wahrer Klotz; ich bin sehr verdrießlich auf ihn. Vorige Woche finde ich auf dem Café eine Vorladung auf die Post; ich denke wunder, was ich da erhalten werde, laufe mehrmals vergebens hin, und bekomme endlich seinen dummen, recommandirten Brief, für den ich 44 Bajoc — gegen einen Gulden Münze unseres Geldes — zahlen mußte. Ich wollte ihm Anfangs, neu couvertirt, den Wisch zurückschicken, der nichts als ein dummes Ach- und Wehgeschrei enthält, daß ich ihm mein so feierlich gegebenes Wort (?) nicht hielte, wovon er den ungeheuersten Schaden hätte; das Ganze ziemlich grob. Ich weiß nicht, ob Du, lieber Vater, Dich damit befassen willst oder nicht (denke nur an Deine Augen). Ich werde ihm darüber schreiben, und daß ich um solchen Preis durch-

aus nicht mehr arbeiten kann und will, zumal da ich mich bei der Art, wie diese Sachen gestochen werden, schämen muß, meinen Namen dazu herzugeben. Die Zeit, die mir während meines Aufenthalts noch bleibt außer meinem großen Unternehmen, werde ich auf eine für Euch und mich ehrenvollere und nützlichere Art zubringen, wenn ich irgend einen Cyklus komponire, der für Ruf und Kasse ersprießlicher ist; besonders werde ich ihm meine Meinung über die Erdichtung eines gegebenen Versprechens sagen, woran ich nie gedacht, da er selbst, als ich das letzte Mal bei ihm war, nur lamentirte, daß er nun die Sachen von einem Andern werde müssen zeichnen lassen. Wahrscheinlich hat er auch darin sein Heil schon versucht und findet natürlich Niemand, der ihm um diesen Preis, wo nicht einmal Ehre zu holen ist, arbeitet. Wenn er von Verderben und Zernichten mir nur eine Silbe geschrieben hätte, so wollte ich ihn schön rüffeln. . . . Doch genug von dem Simplicius. Nehmt Euch, meine Lieben, nur noch dieß Jahr Geduld und betet für mich, daß Gott uns einander gesund erhalte, dann will ich nach meiner Rückkehr schon trachten, Euch in Eurem Alter aller Sorgen zu entledigen, und wenn wir auch nicht sammeln, so wird uns Zufriedenheit das Wenige würzen, das uns Gott bescheert. Die Zeit meines Ausbleibens verlängere ich durchaus nicht, denn der Wunsch, Euch Alle wieder zu haben, wird täglich lebhafter in mir. Was machst Du denn, meine liebe Marie? Pf. sagte mir, Du seiest sehr gewachsen. Recht lieb ist es mir, daß Du mir immer recht viel schreibst, und ich beherzige jedesmal alle Deine guten Lehren und Warnungen, werde sie auch nach Kräften befolgen; habe nur keine Aengsten um mich. Liest Du fleißig und was? Versäume ja nicht, dieß zu thun. Das Lesen übt im Schreiben, Denken und Sprechen. Sucht

Euch nur alle die Zeit meiner Abwesenheit gegenseitig recht angenehm und heiter zu machen. Mein Arbeitszimmer hat etwas über 13 Längen meines Briefes (des ganzen halben Bogens nämlich) und ungefähr ebenso viel in der Breite. Ich habe sehr gutes Licht; auch steht ein kleiner blechener Ofen drin, der aber einem meiner Bekannten gehört, welcher sich jetzt in Perugia aufhält. Wenn er den Winter über dort bleibt, so kann ich den Ofen benützen, sonst muß ich trachten, einen zu kaufen, denn die großen Kohlenbecken, die hier im Winter allgemein üblich sind, machen zu viel Dunst und Kopfweh. Mein Schlafzimmer ist kleiner, aber sehr freundlich, mein Bett sehr gut; meine Pension von Wien bekomme ich ziemlich ordentlich. . . . Gern hätte ich von Pf. mehr von Euch erfahren, allein er ist zu confus und nichts aus ihm herauszubringen. Kommt O. oft zu Euch? Wird Nadorp nach Rom gehen? Bernhard Ehrlichs Tod hat mich sehr überrascht. — Da wir zu Hause den Tasso besitzen, so macht es Euch vielleicht Vergnügen, die Gegenstände nachzulesen, welche ich in der Villa Massimi malen werde. Ich wills also kurz hier angeben: 1) Achtzehnter Gesang, Vers 30 bis 37; 2) zwanzigster Gesang, Vers 61 bis 67; und 3) letzter Vers des zwanzigsten Gesanges. Die Villa liegt neben der Basilica St. Johann Lateran in einem schönen Garten voll Lorbeer und Cypressen. Nun, meine theuren, liebsten Eltern und Schwester, muß ich wieder schließen. Der gütige Gott erhalte Euch mir nur gesund und sei bei uns Allen, bis wir uns wiedersehen. Nun will ich der lieben Fanny noch etwas schreiben. Ich freue mich jetzt schon wieder auf Briefe von Euch.

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt mir nur herzlich Pfeiffners, Kratzmanns, empfehlt mich D. Schuster, Frau Batka, grüßt herzlich Damian, Kretschmer und Alle; Freund Waagen grüßt Euch herzlich.

Das ist beiläufig der Grundriß der Villa, nämlich der Zimmer mit den Fresken [1].

Zu des Vaters und Marie's Namenstagen meine innigsten Wünsche und Gebete. Könnte ich sie bald wieder mit Euch feiern!

XI.

Rom, den 13. October 18[illegible].

. . . . Wie leid that es mir, daß Euch die schlechte Art mich auszudrücken, das „so ziemlich gesund", hat so beunruhigen müssen. Ich war damals gerade in schlechter Stimmung, und so mag's gekommen sein, daß ich das darin liegende, wirklich Beunruhigende übersehen habe. Ich mache meinen Fehler mit der Versicherung wieder gut, daß ich **gesund wie ein Fisch, wenn auch nicht immer der besten** Laune, bin, da mir meine unternommene Arbeit viel zu schaffen macht. Indeß soll's mich recht freuen, wenn ich sie zur allgemeinen Zufriedenheit vollende, was ich mit Gottes Hülfe hoffe. Ich zeichne jetzt am Carton zu dem Bilde: 20 Ges., 61. Vers, welches ich zunächst malen werde. Die Composition hatte des Raumes wegen (da er nämlich viel höher als breit) viel Schwierigkeiten. Der Carton ist beinahe 5 Ellen (8 römische Palmen) hoch und ungefähr 3 Ellen breit. Ich werde hier den Grundriß [2] noch einmal wiederholen und zugleich auch die Gegenstände angeben, wo-

[1] Grundriß der Villa, mit einigen Strichen angegeben.

[2] Grundriß und Aufriß skizzirt.

hin ſie kommen. Um mich noch deutlicher zu machen, muß ich die Anſicht der ganzen Wand, die ich im Grundriß mit a bezeichnet habe, hieher zeichnen. Die Wand, die auf dem Grundriß mit zwei B bezeichnet, iſt für das dritte und letzte Bild ganz zu meiner Dispoſition. Die Pfeiler oder vielmehr der Pfeiler zwiſchen den Fenſtern iſt von Overbeck gemalt. An das Zauberbild habe ich noch nicht denken können, wenn ich's aber componirt haben werde, ſo will ich Dir, lieber Vater, die Anordnung ſchreiben, bis ich Euch Skizzen oder Cartons bei meiner Heimkehr ſelbſt zeigen kann. Wahrſcheinlich wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, bin ich ſchon an der Arbeit in der Villa. Ich fange mit Koch und Overbeck zugleich an, weil ich von der Technik des Freskomalens noch keine Idee habe. Der alte 69jährige Koch hat mich dieſer Tage ſchon einige Male beſucht und iſt mir mit Rath und That, ſowie Overbeck, zur Hand. So ein Mann iſt mir im Leben noch nicht vorgekommen — dieſe kindliche, faſt kindiſche Schlichtheit bei ſo viel Meiſterſchaft, dieſer Lebensmuth, dieſe Jugendlichkeit und productive Kraft bei dieſem Alter. Er würde Euch unendlich freuen, wenn Ihr ihn kennen ſolltet. Er ſtapft bei ſeiner nicht unbedeutenden Corpulenz trotz jedem Jungen in und um Rom herum, wobei er ſich eines ungeheuer langen und dicken Knotenſtocks bedient, von den hieſigen Künſtlern aus Scherz die Ramme genannt. Damit ſtößt er auch gegen die Thüren, um ſeine Gegenwart kund zu geben, wenn ihm nicht gleich aufgemacht wird „Na, Kamerad," ſpricht er, wenn er zu mir hereintritt, „wemmer bald zuſamme campire, da drauße?" Es wird Euch bekannt ſein, daß er ein Tyroler iſt. Dieſer Mann iſt ſo vielſeitig, daß es ihm Eins iſt, heute an einer vortrefflichen Landſchaft zu malen und morgen einen ſchweren hiſtoriſchen Gegenſtand mit nicht weniger Erfolg zu behan-

deln. Sein letztes Werk, eine historische Landschaft: Die Aehren lesende Ruth und Boas, ist von unglaublicher Schönheit in poetischer Erfindung des Landschaftlichen sowohl, als die sich darin regenden Menschengruppen und wie gemalt. Der redliche Boas steht mitten im Segen seiner reichen Erndte, er selbst ein Segen dem Nothleidenden. Freudig und treuherzig umgibt ihn arbeitend das Schnittervolk, hier und da in den wallenden Saaten zerstreut, oder den Feigenbaum seiner Früchte entledigend, oder im Schatten sich labend. Unabsehbare Saaten, freundliche Flecken auf den Hügeln, nach denen die hochbeladenen Wagen fahren — das blaue Meer im Hintergrunde. Man sieht Kameele und Lastthiere dahinziehen, mit dem Reichthum des Aufgangs beschwert. Eine Ruhe und Stille liegt trotz dem geschäftigen Treiben in diesem Bilde, wovon man sich, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff machen kann. Koch ist verheirathet und hat Kinder, mag auch wohl nicht ohne Sorgen sein, aber sein glückliches Naturell hilft ihm darüber weg. Dabei ist er **ungeheuer fleißig, was hier in Rom so selten der Fall, da Klima, Witterung u. dgl. so große Hindernisse dem Fleiße entgegenstellen.** Noch einer Eigenheit dieses durchaus originellen Mannes muß ich gedenken: Gewisse Kleinigkeiten, ein Wort, ein Ton u. dgl., können ihm auf lange Spaß und Vergnügen machen, wie einem Kinde. Lernt er Jemand kennen oder kommt Jemand mit einem etwas sonderbaren Namen hier an, so kann ihm dieser Name wochenlang im Kopfe liegen, und er sagt ihn für sich her, wo er immer steht und geht, zu Hause, auf der Straße und stößt dabei mit seiner Ramme gegen das Pflaster und lacht und freut sich darüber, daß es so wunderlich Zeug in der Welt gibt. Das dauert denn so fort, bis irgend etwas Neues dieser Art das Alte verdrängt, was für ihn immer ein

neuer Jubel ist. Man kann ihn auch in der That nicht sehen, ohne zu lächeln und heiter zu werden. Sein ganzer Charakter spricht sich in seinem röthlichen, wohlhäbigen Gesichte, von weißen Haaren umspielt und mit einer farbenbefleckten Mütze bedeckt, aus. Droben hast Du ihn (kleine Zeichnung), liebe Marie. Er ist schon über 30 Jahre in Rom. Ich glaube in der ständischen Galerie in Prag ist etwas von ihm; in Wien sind mehrere Sachen.

Nun zu etwas Anderem: Ich glaube, ich mache Euch mit dergleichen Charakteristiken keine Langeweile. Sonderbar kömmt es Einem vor, daß z. B. in Prag noch Niemand von einer allgemeinen neuen deutschen Kunst etwas wissen will, während sich's unter den Deutschen hier äußert, daß das eine längst veraltete und ausgemachte Sache ist. So denken und in diesem Sinne schaffen die ersten lebenden Künstler, und die ganze gebildete Welt erwartet und wünscht nichts Anderes. Ihr solltet Thorwaldsen's Christus sehen und die 12 Apostel, sowie seine Predigt Johannes'. Aber lassen wir die Blinden blind sein und freuen uns des erkannten Lichtes. Was der heldenmüthige O.. über mich denkt und spricht, kann ich mir wohl denken, ist mir aber sehr gleichgültig geworden . . . Daß Du, lieber Vater, einige Tage auf dem Lande zugebracht hast, freute mich sehr. Den Baron Grenzenstein habe ich oft, besonders des Abends in unserer Gesellschaft gesehen und gesprochen; auf den Geistlichen erinnere ich mich nicht mehr. Es kommen Einem hier zu viel Leute und Fremde vor, mit denen man einige Worte wechselt, einige Male mit ihnen zusammen ist und sie dann nicht mehr sieht und vergißt. Gestern, als ich Euren lieben Brief bekommen hatte und Eure Gesundheit daraus ersehen, ging ich mit einigen Freunden in der dadurch erzeugten Stimmung sehr heiter nach Monte Testaccio

(Scherbenberg — weil dieser unbeträchtliche Hügel von den dahin geworfenen Scherben zerbrochener Urnen und Gefäße entstanden ist). Von diesem Hügel sieht man den Lauf der Tiber durch die Campagna bis gegen Ostia am Meere, in einiger Entfernung die große Ruine der abgebrannten Paulskirche sammt dem Platze, wo der hl. Paulus enthauptet wurde. Dieß ist auch die Gegend, von welcher es in der Apostelgeschichte heißt (28. Cap. 15. Vers): „Von da kamen die Brüder uns entgegen, die von uns gehört hatten bis nach Forum Apii und Tres Tabernae. Als Paulus diese sah, dankte er Gott und faßte Muth . . .“ Es ist ein eigen erhebendes Gefühl, den Schauplatz solcher Ereignisse so vor sich liegen zu sehen. Von da kam das sanfte Evangelium in schlichter Gestalt arm und verachtet nach der heidnischen, weltbeherrschenden Roma, welche die Saat der Ewigkeit mit Märtyrerblut reichlich begoß. Welche Zeitenstürme sind über die Erde gegangen, ehe Alles so ward, wie wir es jetzt sehen. Größere Erinnerungen weckt wohl auf Erden kein Fleck, als die Gefilde, welche hier meine Augen überschauen — einen einzigen ausgenommen — Jerusalem. Hier kam der Fischer Petrus. Verachtet und kaum gekannt, wandelte er durch Götter-Priester an ihren Tempeln vorbei und streute den Samen des Christenthums und blutete und starb. Ich wende mich gegen Abend, und siehe, über die Cypressen und Pinien des Janiculus schaut hoch herüber die Riesenkuppel, welche sein Grab bedeckt. Von den Kirchen und alten Tempeln glänzt das Kreuz und die beiden thurmhohen Säulen des Trajan und Antonin tragen die kolossalen Bilder der beiden Weltapostel. Das fiel mir auf, als ich mich von diesem Hügel umsah. Es war heute ein sogenanntes October- oder Wein-Fest. Am Fuße des Hügels ging's munter her. Jauchzende Winzer

und Winzerinnen tanzten nach dem Tambourin ihren Nationaltanz, Saltarello genannt, und wenige Schritte weiter lag still und einsam der Kirchhof der Protestanten an der Stadtmauer, am Fuße der Pyramide des Cajus Cestius. — Dieses Alles — welche Anläße und zu welchen Betrachtungen! Wie oft wünschte ich Euch bei mir zu haben bei dergleichen Gelegenheiten. — Ueber dergleichen Zeug, wie den Auftritt mit der M . . . ärgert Euch doch ja nie. Diese Menschengattung ist oft beleidigend aus Dummheit. Sie sind wie verzogene Kinder, die die Vorzüge der Menschen nach einem modischen Kleide beurtheilen und sich, wenn's möglich wäre, von Perücken und Kleiderstücken Besuche würden machen lassen. Von allen diesen Kleinlichkeiten des Lebens fühlt man nun hier gar nichts. Aber ich weiß doch, daß es Euch für den Augenblick mag geärgert haben; darum unterdrückte ich auch gleich das Lachen, welches mir darüber in's Gesicht stieg und fühlte, daß ich, wäre ich in Prag gewesen, es wahrscheinlich nicht hätte hingehen lassen, ohne ihr derbe und verständliche Complimente in's Gesicht zu sagen. Mit Dir, liebe Mutter, sage ich von ganzem Herzen: wären wir doch wieder beisammen. Wir wollen uns gedulden. In 14 Tagen fange ich das Werk an, nach dessen Beendigung ich zum Wanderstabe greifen will und die Siebenhügel-Stadt im Rücken über die Alpen in Eure Arme eilen. Gott gebe mir nur Gedeihen, daß das, was bis dahin noch gethan werden muß, gut und rühmlich geschehe. Das Blümchen, welches Ihr im Briefe gefunden habt, ist auch von einem welthistorischen Orte gepflückt, nämlich von dem alten Thor, an welchem der blinde Belisarius saß und das Mitleid seines undankbaren Volkes anflehte. Es ist jetzt zugemauert, allein seine altersgrauen Zinnen erzählen noch immer dieses tapferen Feldherrn trau-

rige Geschichte und verdammen das schwärzeste Laster. Meine liebe gute Marie, Dein Brieflein mit der kleinen Zeichnung hat mir viel Freude gemacht. Ich werde sie über mein Bett anheften, daß ich sie sehe, wenn ich Morgens erwache. Daß Du fleißig und viel liest, ist mir auch sehr lieb. Mit dem Zeichnen hast Du Dich auch gebessert, so viel ich aus dem kleinen Figürchen sehe: Du magst schon recht gut copiren. Auch sagte mir Pf., daß Du tüchtig gewachsen seiest, ist das wahr? . . . Habt Ihr auch noch das Weib aus Werschowetz zur Bedienung, oder ein anderes? Erleichtert Euch ja das Leben in dieser Beziehung so viel als möglich. Gesundheit ist ein Gut jeden Preises werth und Gott wird in Allem helfen, daß wir nie Mangel leiden, bis es mir wieder von ihm vergönnt ist, thätig mitzuwirken zu unser Aller Wohl. Mit Kadlick komme ich wirklich sehr wenig zusammen; nicht daß wir etwas auf einander hätten. Wir sind im Gegentheil sehr einig. Ich habe Euch, glaube ich, geschrieben, daß wir Duzbrüder sind. Aber erstens wohnen wir zu weit von einander, zweitens isolirt er sich hier von Allen mehr oder weniger; auch sind wir in Rücksicht unseres Temperaments zu sehr verschieden, um uns gegenseitig näher anzuziehen. Auf dem Thurme wohnt er nicht mehr. Er konnte es auch da nicht aushalten; so schön die Wohnung an sich und die herrliche Aussicht über ganz Rom und dessen Umgebung war, so hätte es ihn doch in die Länge ruinirt, täglich mehrmals gegen 300 Stufen zu steigen. Ich selbst könnte jetzt diese Wohnung mit einem Architekten theilen und sie entweder sehr billig oder gar umsonst haben, aber ich werde mich hüten, so große Hülfe es mir auch in Betreff des Geldes wäre, da meine jetzige Wohnung für die Wintermonate auch um einen Scudo aufgeschlagen ist, und ich jetzt fünf per Monat und einen für Bedienung zahle.

Ich habe nämlich, seit ich hier wohne, meinen Cajetano, der mich früher bediente, abgeschafft, weil mir hier die alte Rosa Alles besorgt und zum Hause gehört. Der arme Kerl war freilich wie zerschlagen, als ich ihm aufsagte und zahlte, da er nun auf sieben Paoli des Monats weniger Aussicht hat, allein was half's. Die Alte klagte mir nachher, daß er sie scharf zur Rede gesetzt, weil sie ihn bei mir verdrängt habe; das ist nun nicht der Fall, aber dieß Volk kann keine größere Kränkung erfahren, als wenn's auch nur einige Kreuzer weniger zu erwarten hat. Ich werde übrigens schwerlich mehr mit der Wohnung wechseln, da mir meine gegenwärtige sehr zugesagt, unvorhergesehene Umstände müßten es denn nöthig machen. Auch ist mir hier die Nachbarschaft meines wackern Freundes Schulz sehr angenehm. Ihr werdet lachen und Euch freuen, wenn ich Euch einstmals von unserm Zusammenleben erzählen werde. Er ist sehr verständig und consequent, dabei aber von einer Gutmüthigkeit, wie ich sie beinahe noch nie getroffen habe. Letzthin wurde des Abends ein Abschied gefeiert. Ich, er und Waagen beschlossen, um für die etwas größeren Auslagen an einem solchen Abende zu sparen, des Mittags mit etwas wenigem Kalten auf meiner Stube vorlieb zu nehmen. Ich überließ Schulz die Besorgung unseres kleinen Mahles. Um 12 Uhr kam er herein mit einem kleinen Stück Käse, drei kleinen Broden und einer halben Flasche Wein, dazu aber mit drei Tellern, drei Servietten und deckte auf das Feierlichste den Tisch. Ich mußte lachen, als ich Waagen ganz eilfertig kommen sah. Dieser hatte starken Appetit mitgebracht und machte ein langes Gesicht, als er auf dem Teller seine Portion kaum erkennen konnte und immer glaubte, es müsse noch etwas nachkommen. Schulz sagte, wenn ihr nicht sparen wollt, so können wir gleich mehr haben; wollt ihr's

aber, so eßt euch auf den Abend satt, wo wir doch unsern Theil jeder bezahlen müssen. Wir gaben ihm recht und standen lachend vom Tische auf . . . Meinem lieben Freund und Vetter Lichtner danke ich für sein Brieflein; grüßt ihn herzlich von mir, sowie alle Anderen, besonders Damian, Kretschmer, Petzold, Kratzmann's und Alle, die sich meiner erinnern . . . .

Euer treuer Sohn

Joseph.

X.

Rom, den 16. November A. D. 1827.

Gestern habe ich das erste Mal in der Villa gemalt, und zwar einen Versuch gemacht, weil das Frescomalen eine ganz eigene Technik und Praxis erfordert. Ich glaube, es wird mir ziemlich gut gehen und werde mich bald einarbeiten. In Rom kommen jetzt schon kalte Tage, und obschon es hier nicht schneit, so kann man doch auf der Stube kaum bestehen, viel weniger etwas arbeiten. Ich habe daher vorgestern einen blechernen Ofen gekauft und setzen lassen, da ich doch nicht immer in der Villa sein werde und es ohne Feuer zu Hause gar zu unheimlich ist; denn in Rom sind selten Kamine in den Zimmern, viel weniger Oefen, diese werden allein hier für die frostigen Fremden, freddolosi forestieri, gemacht. Der Römer und die Römerin behelfen sich bei ihrem beständigen Straßenleben mit Kohlenbecken. Die Frauen tragen, wie bei uns den Strickbeutel, beständig einen kleinen Kohlentopf am Arme. Mein Ofen kostet mich 8 Scudi, bei uns über 16 fl. C.-M. Er ist ziemlich neu, weil ich keinen alten auftreiben konnte. Vorige

Woche erhielt ich durch die österreichische Gesandtschaft nebst einem sehr freundlichen Briefe von Graf Clam meine Unterstützung für's nächste Jahr: 200 fl. C.-M. Das Geld kam mir eigentlich sehr gelegen, und ich konnte eine Schuld, die ich bei meinem Gesandten hatte, tilgen, und auch die Ausgaben, die der Winter und meine große Arbeit nöthig macht, kann ich nun bestreiten. Da man in Wien nicht immer sehr pünktlich mit der Sendung meines Stipendiums ist, so freue ich mich, den Gesandten zum Freunde zu haben, der mir versprochen hat, mich in keiner Verlegenheit sitzen zu lassen, wovon ich freilich nur im höchsten Nothfalle Gebrauch machen würde, was ich, wie ich glaube, nun nicht mehr werde nöthig haben. Ich ärgere mich oft, daß ich hier so viel Geld brauche und durchschlage, ohne es jedoch ändern zu können. Nach dem Maßstabe des Geldes in Deutschland ist hier Alles furchtbar theuer und gibt sehr wenig aus; das kann aber nichts helfen, und ich bin froh, daß es doch noch immer so geht. Mein Hiersein wird gewiß die Mittel vermehren, einst in der Heimath desto eher etwas erwerben zu können, und so hebt Eins das Andere auf. Schließt, liebste Eltern, ja nicht auf Unzufriedenheit und Mißbehagen von meiner Seite, weil ich Euch solch' Zeug schreibe; es ist nur, weil ich einmal von Geldsachen spreche, Euch auch in dieser Beziehung etwas von meinem hiesigen Leben wissen zu lassen, und seid versichert, daß ich an nichts Mangel leide. Wüßte ich nur ein Mittel, Euch bis ich künftiges Jahr nach Hause komme auch das Leben etwas bequemer zu machen, denn nachher glaube ich, soll es schon gehen. Ich denke mich mit dem Auslande recht in Verbindung zu setzen, wozu schon sehr viel gethan ist und durch mein Hiersein noch mehr gethan wird. Durch Bekanntschaften wird man bekannt, und deren finden sich sehr viele hier; überdieß bin ich auch schon nicht mehr un-

gekannt, und bei Fleiß und Gesundheit, die Gott geben wolle und wird, hoffe ich, dann wieder in Euerem lieben Kreise jenes stillere Glück zu genießen, an das ich hier nicht so denken kann. Den „Runenberg" habe ich zu componiren angefangen und bereits das Titelblatt und vier andere Blätter fertig. Hiesige Künstler, die die Zeichnungen gesehen haben, fanden sehr viel Geschmack daran und wünschten, daß die Sachen durch Vervielfältigung bekannt würden. Sobald ich ihn fertig habe, will ich ihn Euch senden, wenn ich nur wüßte, daß dieß Euch nicht zu viel Postgeld kostete. Ueber das Honorar, für welches ich diese Zeichnungen an G. S. zu überlassen glaube, werde ich Euch dann auch Nachricht geben. Ich wünschte wenigstens sehr, daß der Ertrag davon bis zu meiner Zurückkunft für Euch eine kleine Aushülfe gäbe, da kein weiterer Vortheil durch Verbreitung derselben für uns erwächst und die Sachen dort vergraben liegen. Du fragst mich, liebste Marie, was ich zu Deinem Projecte, mich Alle zusammen von Rom abzuholen, meine, und sagst, Du wolleſt es errathen. Das hast Du auch schon. So schön ich mir auch ein solches Zusammentreffen hier träumen kann, Euch bei mir zu haben, Euch hier herum zu führen, Euch staunen und Euch freuen zu sehen, so schwierig und gewagt wäre doch ein solches Unternehmen, liebstes Kind. Der Raum, der uns trennt, ist größer als Du Dir denken kannst, und Reisen beschwerlicher als Du glaubst. Wir sind durch Briefe uns gleichsam nahe und besprechen uns auch trotz der großen Entfernung ohne Beschwerde mit einander. Dadurch verliert der Weg an Weite, der Raum an Größe, und uns ist, als ob wir bald und ohne besondere Mühe persönlich bei einander sein könnten. Aber das ist Alles ganz anders, und überdieß werden wir uns ja künftiges Jahr, so Gott verleiht, wiedersehen und

die Freuden des Wiederſehens ohne Ungemach genießen. Ihr würdet mir hier auch bei dem ganz andern fremden Klima und Leben alle krank werden; dazu gehören ſtärkere Naturen, und ſo viel Schönes auch Rom und das Leben in Italien hat, ſo würdet Ihr gewiß manches entbehren und vermiſſen, was unſer Vaterland Erfreuliches beſitzt. So, liebe Marie, habe ich Dir nach Deinem Wunſche etwas über Deinen hübſchen kindlichen Traum geſchrieben. Nun ſage, iſt es nicht auch ſchön, daß wir uns aus der Ferne ſo unterhalten können? Wird es nicht ſchön ſein, wenn ich zurück bin, Euch des Abends beim warmen Ofen allerhand erzählen werde und Ihr mich im Geiſte an alle die Orte, in alle die Verhältniſſe begleiten werdet, unter denen ich jetzt lebe? Nicht wahr, deß wollen wir uns in Hoffnung freuen? Was Du, liebſte Mutter, in Bezug auf unſer künftiges Zuſammenleben ſagſt, iſt aus meiner Seele geſprochen und mir nie anders in den Sinn gekommen. Ich bin überzeugt, daß wir uns gegenſeitig nicht verlaſſen werden, und ſo weit ich meine Fanny kenne, muß es auch ihr herzlichſter Wunſch ſein, und Ihr Euch während meiner Abweſenheit unentbehrlich werden; auch werde ich keinen Anlaß vorübergehen laſſen, mit ihr davon zu reden, was ich auch ſchon, als wir noch beiſammen waren, that. Nein, von Trennung will ich nichts mehr wiſſen, ſobald nur die jetzige vorbei iſt, bis ſie Gott gebietet, was er uns Allen recht lange erſparen wolle. Ich bin nun ſo ziemlich behaglich für den Winter auf meiner Stube (wenn ich nämlich zu Hauſe bin) eingerichtet. Meine alte Roſa iſt mit gewohnter Sorgfalt eine recht gute Aufwärterin, aber Euere Grüße, liebſte Mutter und Schweſter, an ſie zu beſtellen, davor werde ich mich wohl hüten. Die beſten Römer ſind in Betreff des Eigennutzes einer wie der andere, ſie

suchen von Allen Vortheil zu ziehen und haben auch gewissermaßen Recht, aber ein herzlicheres Verhältniß kostet gleich mehr Geld, und die gute Alte würde gleich eine Menge Bitten an mich haben, besonders da sie arm ist, wenn ich mehr Theilnahme für sie zeigte. Man muß hier darin sehr auf seiner Hut sein, und keinem Menschen mit freundlichem Gesichte seinen Lohn auszahlen, sonst will er gleich das Doppelte. Darin mache ich freilich mit meiner alten Sibylle eine Ausnahme und bitte sie oft, wo ich befehlen könnte, weil sie wirklich ein gar gutes, frommes Weib ist. Neulich aber mußte ich sie doch recht tüchtig anfahren, weil sie keine Zeit hatte, mir wohin zu gehen. Nachdem ich ihr kurz meine Meinung gesagt hatte, ließ ich sie stehen; bald kam sie aber herauf und hatte Reue und Leid erweckt, bat mich auch um Verzeihung, und seitdem hat sie immer Zeit, wenn ich was will. Einen Zug, der mich rührte und mich zugleich zum Lachen bringen wollte, muß ich Euch doch von ihr erzählen: Vor Kurzem war ein Madonnenfest; einige päpstliche Soldaten gingen herum und machten bei allen Marienbildern mit einer schreienden Pfeife, zwei Kupferbecken, zwei kleinen und einer großen Trommel eine schreckliche, ohrenzerreißende Musik. Da meinem Fenster gegenüber sich ein Marienbild befindet, so hatte auch ich von dieser Feierlichkeit zu leiden. Während dieses betäubenden Lärms ging die Alte aus und ein, ich bemerkte, daß sie Thränen in den Augen hatte und ordentlich schluchzte. Als ich sie fragte, was ihr fehle, erfuhr ich, daß es fromme Rührung über diese schöne Festlichkeit war. — Doch ich halte mich zu lange mit dergleichen auf, und immer, wenn mein Papier voll ist, hätte ich noch so viel zu sagen. Ueber das nöthige Herumsteigen bei meiner Arbeit macht Euch ja keine Sorgen, denn statt der Gerüste habe ich eigens dazu

gemachte feste Gestelle, hinlänglich breit, um auch bei der Arbeit sitzen zu können, und es ist überhaupt keine Gefahr dabei. Ueberhaupt macht Euch keine Sorgen wegen der Zukunft, könnte sie in besseren Händen sein, als sie es ist? Wenn ich so manchmal über Gottes Fügungen nachdenke, so wird mir ganz sonderbar zu Muthe, und ich wundere mich oft, daß ich mich in Rom finde und unter diesen Umständen; besonders wenn ich dieser Tage des Morgens nach der Villa ging, war mir's recht klar, daß Gottes Hand mit uns ist. Ich dachte: du gehst nun hier in Rom an eine Arbeit, die schon seit Jahren die größten Maler unseres Jahrhunderts beschäftigt, an welcher Theil zu nehmen sich schon so Viele vergebens bemühten. Gott, der dir so leicht dazu geholfen, wird auch seinen Segen nicht versagen. Ich gehe gewöhnlich durch die Basilika S. Maria Maggiore, welche auf meinem halben Wege liegt, die gerade Straße nach S. Giovanni in Laterano, dem Ziele desselben. Wenn ich aus der Kirche trete, sehe ich den Lateran sammt dem großen Obelisk in gerader Linie vor mir und die Lorbeer und Cypressen meiner Villa und die alte Lateinische Pforte, wo Johannes, der geliebte Jünger des Herrn, zum Märtyrer wurde, hinten die öde römische Campagne mit ihren Trümmern und Wasserleitungen und das Gebirge von Latium. Da stimme ich entweder ein Morgenlied an, oder stopfe meine Pfeife und überlasse mich meinen Gedanken. Landleute auf ihren Eseln sitzend, Ordensgeistliche aller Arten und Nationen, öfter auch Pilger mit langem Stabe und Muschelkleid, ziehen an mir vorüber; wir kennen uns nicht, doch über uns ist Einer, der sie Alle kennt, Alle liebt und Jeden huldvoll seinem Ziele entgegenführt. Da Weihnachten sich naht, so finden sich auch schon die Hirten in Rom ein, die Ihr aus Reisebeschreibungen kennt und die Pifferari heißen.

Sie kommen weit her aus Calabrien und Apulien herauf oder von den neapolitanischen Inseln, und halten es für ihre Pflicht, in der Weihnachtszeit nach Rom zu kommen und dort der Mutter Gottes was vorzuspielen. Sie sind der Meinung, geradezu von den bethlehemitischen Hirten abzustammen. Gestern begegnete ich einer Gruppe dieser Leute, sie sahen sehr malerisch, auch recht idyllisch aus mit ihren Schaafpelzen, langzottigen Ziegenfellen um die Beine, mit Stab, Pfeife und Dudelsack. Spielen hab' ich sie noch nicht gehört. Wie Du, liebster Vater, es mit meinen Briefen hältst, da bin ich ganz einverstanden, nur daß es Dir viel Mühe macht. Ueber die Bemerkung aus einem Tischgespräch, wo Marie zugegen war, habe ich tüchtig lachen müssen. O Dummheit! schlimmer und lächerlicher Götze, wer wird denn endlich deinen Altar zerstören? Grüßt mir nur herzlich P. Hugo. Ich danke ihm sehr für seine freundlichen Zeilen und werde sie sobald als möglich erwiedern. In Betreff der schwedischen Künstlerin werde ich nach Kräften seinem Wunsche Genüge leisten. Wenn sie mich nur gleich findet; an Fr. B. möchte ich gerne schreiben. Ich denke, Reinhart hat mich bei ihr quittirt. Um Stoff zum Schreiben zu haben, will ich nächstens zu ihm gehen, und ihr dann, da ich ihre Adresse habe, unter derselben einige Zeilen schreiben, um Eueren Brief nicht zu schwer zu machen. Ich will dann auch an Hrn. Prof. Schuster, dem ich mich einstweilen empfehle, schreiben. Die Lage und Anordnung der Zimmer in der Villa hast Du, liebster Vater, Dir richtig vorgestellt. In dem großen Felde rechts befindet sich bereits ein wunderschönes Bild von Overbeck: Gottfried unter seinen Kriegern sitzend, vor ihm der Eremit Petrus, hinten werden Kriegsmaschinen gebaut; das Frauenzimmer in der Decke bedeutet nicht die Roma, sondern Jerusalem,

die Befreite. Die Conturen im Kunstblatte sind sehr mittelmäßig. Nun Gott mit Euch Allen. Laßt nicht auf baldigste Nachricht warten

Eueren treuen Sohn und Bruder

Joseph.

XI.

Rom, den 7. December 1827.

Ich eile, Euch aus einer Unannehmlichkeit zu reißen, die es mir doppelt ist, da ich weiß, daß Ihr deßhalb Verdruß habt. In Betreff des wüsten P. nämlich theile ich Euch mit, wie ich's zu halten gedenke. Den Tag vorher, ehe ich Eueren Brief bekam, hatte ich wieder einen von P. erhalten, gerade so höflich und milde, als sein erster derb und grob war. Von einer lächerlichen Drohung des Verklagens ist gar keine Rede; mit diesem Briefe zugleich gebe ich einen an ihn auf die Post, worin ich ihm trocken und derb meine Meinung sage, die das Resultat ruhiger Ueberlegung ist. Ich habe, um allen ähnlichen Quecksleien für die Zukunft zu entgehen, mich entschlossen, ihm die Zeichnungen zu machen, besonders, daß Ihr keine solche Unruhe mehr habt. Das Versprechen, das ich ihm vor meiner Abreise gab und welches er aller Wahrheit entgegen Ehrenwort nennt, lautete also: (nämlich) ihm die Zeichnungen fortzusetzen, wenn es meine Zeit und die Umstände in Rom erlaubten. Ich habe ihm geschrieben, daß, wenn er sich noch einmal gegen mich oder Andere den Ausdruck „Ehrenwort" beigehen ließe, er von Stunde an keinen Strich mehr von mir erhalten würde, daß ich mir nicht als Pflicht wolle aufbürden lassen, was ich aus freiem Willen für sein Geschäft thue u. s. w. . . . Zu Betreff des ferneren Preises habe ich ihm noch nichts Bestimmtes geschrieben, bloß daß

es sich von selbst verstehe, daß ich für so kleines Honorar nichts mehr machen könne, und daß ich ihm meine Forderung bei der Sendung der ersten Zeichnungen schreiben würde. Ich denke das Doppelte, nämlich statt 5 fl. — 10 zu fordern, womit Euch vielleicht auch bis zu meiner Heimkehr eine kleine Aushülfe geschieht. Uebrigens ist's mir gar sehr leid, wenn Ihr Euch über den rohen Menschen geärgert habt; das ist er und die ganze Sache nicht werth. Ich muß mein Briefchen kurz einrichten, daß ich nicht noch einen Posttag versäume und Ihr recht schnell Bescheid erhaltet. Die Rolle habe ich noch nicht erhalten; die Posten gehen jetzt nicht so schnell als im Sommer, aber in einigen Tagen muß ich doch nachfragen; in der Zwischenzeit werdet Ihr auch hoffentlich meinen langen Brief erhalten haben. Ich hoffe, daß wir zu einer ähnlichen prosaischen Correspondenz in Zukunft nicht mehr genöthigt sein werden, indem die P.'sche Geschichte so abgemacht sein dürfte. Zur heiligen Weihnacht flehe ich Gott inständig um Gesundheit und Fröhlichkeit für Euch an, bis ich sie wieder mit Euch feiern kann. Erhaltet mich mit recht lebhafter Liebe in Eueren Gemüthern. Zum zweiten Male kehrt dieß herrliche Fest wieder, seit ich nicht bei Euch bin. So Gott will, werden wir uns aber künftiges Jahr desto fröhlicher wieder haben. Hier in Rom kündet sich die Nähe der Weihnachtsfeiertage sehr bestimmt an; das Läuten der Glocken zu allen Stunden der Nacht hat sich vermehrt und deutet auf das nahe Fest. Auf allen Straßen und Plätzen sieht und hört man die Pifferari. Mit Dudelsack und Pfeife stehen sie an den Madonnenbildern und blasen eine einfach kindliche Weise, die sehr alt, das Original aller Pastorale, an die Urzeit der Väter außerordentlich rührend erinnert. Wenn ich vor Tage erwache, höre ich schon nahe und ferne

diese Hirtenmusik; es trägt hier wirklich Alles das Gepräge der Bibel, und man kann sich recht augenscheinlich die 18 Jahrhunderte zurück nach Palästina versetzen. Hier sind die Hirten noch ein eigener, für sich bestehender Stand; nicht in verschneiten Ställen halten ihre Heerden die lange Winterruhe: im Freien liegen sie unter der Sternenpracht heiterer italischer Nächte. Jetzt erst sind die Felder grün, und die verdorrten Kräuter duften, der stille Oelbaum behält das ganze Jahr seine fahlgrünen Blätter, nur wenige Bäume stehen entlaubt, gelbe Orangen und Citronen blicken aus den dunkeln Blättern, und heiter und stolz ragen Palme und Lorbeer in die blaue Luft. — Der Winter hat alle zerstreuten Freunde wieder zusammengebracht; unser Singverein ist wieder im besten Gange. Könnte ich Euch doch wenigstens manchen Abend hier haben! Wir singen jetzt außer alten italienischen Kirchensachen auch aus Händels „Messias", Chöre und Arien. Wie göttlich ist die Kunst im Gefolge des Glaubens! Der große Chor: „Sein Wort gehet aus an alle Enden der Welt", oder was wir jetzt einüben: „Es waren Hirten in derselben Gegend", und „Er weidet seine Heerde", und das Halleluja! — Doch ich muß schon wieder aufhören. Meine Fanny soll nicht böse sein, daß ich dießmal nichts an sie beilegen kann, ich werde es das nächste Mal einbringen. Theuere, liebste Eltern, aller Segen Gottes über Euch und meine Marie, und Alle. Singet recht freudig auf den heiligen Abend zusammen am Krippel: „Ein Kind geboren zu Bethlehem" u. s. w. Ich werde es auch thun und mich im Geiste in Eueren lieben Kreis versetzen. Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Nach der Villa gehe ich täglich. Die Schwedinnen sind angekommen.

XII.

Rom, den 28. December A. D. 1827.

Als ich am heiligen Abend zu Mittag auf's Caffè Greco kam, fand ich Eueren lieben Brief, und in ihm die Versicherung Euerer allseitigen Gesundheit: die schönste Christbescheerung, die mir werden konnte. Gott sei tausendmal dafür gedankt. Voriges Jahr verlebte ich dieß schöne Fest in Wien sehr melancholisch und einsam. Hier in Rom ist mir der heilige Abend weit besser vergangen, zu welcher Heiterkeit Euer Brief das Meiste beitrug. Ich dachte mich zu Hause in Eueren Kreis an's Krippel und erbaute mich im Geiste mit Euch. Nun muß ich Euch auch sagen, wie ich den heiligen Abend verlebte. Ich habe mir nämlich, und zwar des Abends, auch ein Krippel gemalt; es ist aber sehr einfach, weil ich gar nichts dazu hatte, mit Tuschfarben auf zwei zusammenstoßende Blätter Papier gemalt und an die Wand geheftet; in der Mitte die Geburt Christi, links kommen die heiligen drei Könige geritten, rechts erscheint der Engel den Hirten, den Schluß auf beiden Seiten machen einige Cypressen- und Oelzweige. Ich hatte schon vor einiger Zeit geäußert, daß ich am heiligen Abend nicht im Wirthshause, sondern auf meiner Stube essen wolle. Mein Entschluß fand Nachahmer, und meine beiden Hausnachbarn Schulz und Oesterley, Waagen und noch zwei gleich gestimmte Freunde, Rothländer und Bär aus Livland, beredeten uns, diesen Abend zusammen zuzubringen. Nachdem ich des Nachmittags meine Krippe aufgestellt, mit Hülfe der alten Rosa die Stube zusammen geräumt und gefegt (dieses Geschäft darf ich ihr nicht allein überlassen, weil ich vor lauter Ordnung, die sie mir macht, in die größte Unord-

nung gerathe), ging ich etwas spazieren. Es war ein kalter, schöner, heiterer Abend, Alles wimmelte auf dem öffentlichen Spaziergange an der spanischen Treppe, an der Villa Medicis und ihren Lorbeerhecken von bunten Fremden und Equipagen, gehenden und reitenden Engländerinnen und Engländern. Diese Wirthschaft erfreute mich nicht sonderlich, und ich wandte mich lieber zu dem schöneren, feierlichen Schauspiele des sinkenden Tages. Wie Gold war der ganze Himmel im Westen, durch die Riesenfenster der Peterskuppel warf die Sonne ihre letzten Strahlen über das schon in Dämmerung ergraute, majestetische Rom und übergoß die höchsten beschneiten Spitzen des fernen Sabiner-Gebirges mit Rosenschimmer. Das schönste Silber glänzte die Mondessichel aus der tiefen Bläue des Himmels, und hie und da traten einzelne Sterne hervor. Die große Glocke von St. Peter intonirte jetzt das feierliche Festgeläute, welcher die Glocken der 300 Kirchen Roms nahe und ferne folgten: ein schönes Ave Maria. — Ich eilte nach Hause, um die Freunde zu erwarten, meine beiden Hausgenossen Schulz und Oesterley kamen herunter; sie hatten mich an dem Krippel nicht malen sehen und waren davon sehr freudig überrascht. Der gute hausväterliche Schulz holte gleich (um Alles noch feierlicher zu machen) eine große rothe Decke herbei, die vor dem Krippel auf meine Kommode ausgebreitet wurde; alle Leuchter, die wir auftreiben konnten, wurden mit brennenden Lichtern darauf gestellt, währenddem unsere Alte meinen Arbeitstisch deckte und unser schlichtes Mahl auftrug. Es bestand aus Käse, Brod und Wein. Endlich kamen auch die anderen Drei. Einer brachte seine Guitarre mit, und wir freuten uns recht brüderlich und in künstlerischer Eintracht Ich hatte ein recht hübsches deutsches Feuer in meinen Ofen gemacht, so daß uns Allen

sehr gemüthlich war. Unter Gesprächen über Vergangenheit und Zukunft träumte sich Jeder in seine Heimath zurück. Wir tranken auf die Gesundheit unserer Lieben in der Ferne; wir waren Alle wehmüthig-heiter gestimmt. Das Evangelium (Lucas') des Festes wurde gelesen, auch das erste Evangelium Johannes'. Wir sangen, was wir ernsten Inhalts wußten, ich mein schönes Lieblingslied: „Des Himmels Bot' von Oben" u. s. w., Einiges aus Händels Messias, z. B.: „Er weidet seine Heerde" . . . Um an diesem Abend uns auch einmal etwas Besonderes zu Gute zu thun, wurde gegen halb elf Uhr Punsch gemacht. Wir tranken jeder einige Gläser und machten uns dann gegen 11 Uhr nach der Kirche S. Maria Maggiore auf den Weg, in der der Heilige Vater heute die Christnacht hielt, kamen aber zu spät, weil es schon um 9 Uhr angegangen war. Es war uns auch gar nicht sehr leid, da dort die Feierlichkeit nicht besonders erbaulich und wegen dem Zuströmen der vielen eleganten Fremden und Einheimischen mehr einer Assemblée, als einem Gottesdienste ähnlich wird. Während der Papst in einer Seitenkapelle celebrirt, promeniren Herren und Damen in den Gängen der hell erleuchteten, festlich geschmückten Kirche auf und ab. Wir sahen schon von Weitem den ganzen Platz vor der Kirche wie in einem Feuermeere schwimmen, welches von den vielen Lichtern auf den unzähligen Carrossen, von Fackeln und Pechpfannen herkam. Die Kirche selbst schien von innen und außen zu brennen. Wir drängten uns durch die Schweizerwache auf einige Augenblicke hinein, gingen aber bald wieder, und zwar in meine Klosterkirche S. Isidoro, wo gerade ein einfach gesungenes Hochamt anfing, welchem wir beiwohnten und uns dann Jeder heiter und ruhig nach Hause begaben. Da ich weiß, wie gerne Ihr Euch zu mir im Geiste versetzt,

so habe ich Euch recht ausführlich geschrieben, wie ich diesen mir immer so lieben, so wichtigen und wahrhaft heiligen Abend verlebte. Immer dachte ich an Euch, wie Ihr es gewiß auch (an mich) gethan haben werdet. Wie werdet Ihr den Abend verlebt haben? war meine Fanny bei Euch? — Und nun zu was Anderem: Die Rolle habe ich leider noch nicht erhalten, erwarte sie aber posttäglich und beruhige mich damit, daß selbst die Briefpost länger geht wegen des schlechten Wetters im Winter. Ihr habt Euch doch ein Recepisse darüber geben lassen und die Adresse darauf wie auf meine Briefe gemacht? — Dann muß ich sie erhalten . . . **Wegen der Beheizung meines Ofens ist es freilich eine theure Geschichte; man hat hier kein anderes** als Knittelholz. Ich heize mit den nicht ganz verkohlten Enden, die beim Kohlenbrennen übrig bleiben und hier als Brennmaterial in Säcken verkauft werden, mit Reben und Rohr; ein Sack solcher Halbkohlen kostet mich drei Paoli oder 30 Bajocchi, unseres Geldes über 2 fl. W. W. — eine verdrießliche Ausgabe. Ich komme bei aller Sparsamkeit kaum über 10 Tage damit aus. Von einer Verlängerung meines Wiener Stipendiums ist gar keine Rede, da ich mich nicht darum bewerbe. Ich habe schon in einigen Briefen an Pilat erwähnt, daß ich künftiges Jahr zurückkehren will. Auch schrieb ich Euch, glaube ich, voriges Jahr aus Wien, daß mir ein kaiserliches Stipendium angeboten war, welches ich, wenn ich mich hätte bemühen wollen, gewiß erhalten haben würde. Aus diesem Allem wissen sie wohl bestimmt, daß es mein Wunsch nicht ist, länger in Rom zu verweilen. Und so viel Schönes und Anziehendes auch ein längerer Aufenthalt in Rom für Jeden haben muß, den nichts an die Heimath fesselt, so ist es doch bei mir ein anderer Fall, und ich komme nach Vollendung meiner großen Arbeit ganz

bestimmt nach Hause. Die Zeit läßt sich nun freilich mit voller Bestimmtheit nicht angeben, ob einen Monat später oder früher, das kömmt auf die Umstände an. In jedem Falle sehen wir uns, so Gott will, im Jahre 28 wieder. Was den . . . Sch. betrifft, so that es mir recht wehe, daß er Euch mit seiner alten, verlegenen Kunstkennerschaft so oft überschüttet. Ich bitte Dich um Alles, liebster Vater, laß Dich das nur nicht zu sehr anfechten. Du kennst ihn ja und kennst auch mich. Wo wollten diese Leute denn ihre Weisheit an den Mann bringen, wenn sie es nicht am Künstler thäten, der dann immer noch (gottlob!) seinen freien Willen hat und dem (wenn er nicht gerade mittelmäßig ist) sein Publikum unbestritten bleibt. Ich habe einigen vertrauten Freunden die betreffenden Stellen vorgelesen, sie fanden diese Art, sich geltend zu machen, so unerhört und lächerlich, daß Keiner früher davon auch nur eine entfernte Idee gehabt zu haben betheuerte. Daß ich Schaden von meiner unternommenen Arbeit habe, wird auf **der ganzen Welt nur er sagen, auch wenn ich keinen Pfennig dafür bekäme.** Wie doch diese Leute so etwas ansehen; aber freilich darin ist man auch in . . vorzüglich stark. Wenn ich mir hier innerhalb dieses Jahrs nicht mehr Vertrauen in der Kunstwelt erworben hätte, so würde sich Overbeck bedankt haben, mir die Vollendung seines Werkes auf- und anzutragen, um so mehr, da sich viele geschickte und ausgezeichnete Leute so stark darum bewarben, und sogar Einige zu unentgeltlicher Ausführung bloß der Ehre wegen sich erboten. Was die Aufrichtigkeit der Künstler in Betreff ihrer Urtheile über ihre Leistungen gegen einander angeht, so würde sich Hr. . . . wundern, wenn er eine Woche das hiesige Treiben beobachten oder einen Abend in unserem Compositionsvereine zubringen könnte, in welchen meine

Aufnahme (da er nur immer aus sechs der ältesten und ausgezeichnetsten Personen besteht) auch gerade kein Beweis von Geringschätzung ist. Die Zeiten eines Benvenuto Cellini und Ardinghello, wo Mißgunst, Neid und Schadenfreude die moralischen Tugenden jener unkünstlerischen Künstler waren, sind gottlob im Allgemeinen vorbei, und wenn die neue bessere Richtung auch sonst keinen Vorzug hätte, als daß sie Religion, Redlichkeit und Biedersinn als die ersten Elemente aller Kunst an ihren Jüngern verlangt, so wäre sie schon deßhalb nicht genug zu achten. Wie lächerlich würde sich der Hr. . . . machen, wenn er ein solches Schreiben an Thorwaldsen veranlaßte, da mir sein und aller Künstler Rath und aufrichtige Meinung ohnedieß jede Stunde zu Gebote steht; da er, sobald ich ihn brauche, gern auf der Stelle zu mir kömmt, den Staatsrath und Ritter mehrerer Orden zu Hause läßt und bloß als Bildhauer Thorwaldsen mir seine Ansichten auf die bescheidenste Weise mittheilt und die meinigen keineswegs übersieht. Dergleichen Vormundschaften gelten hier nichts, sind nicht Mode und haben noch nie Gutes gestiftet; am aller tollsten und lächerlichsten ist dieser Glaube, diese Sicherheit, Einem helfen und rathen zu können bei einer gänzlichen Unkenntniß des Wesens der Sache. Ich werde mich, wenn ich zurückgekehrt bin, eines andern Tons gegen alle diese Herren befleißen; wehret Euch indessen, und besonders Du, lieber Vater; nur Geduld, es wird schon Alles besser werden. Auch ich habe hier allerhand Sorgen und Mühen, nach meiner Heimkehr wird sich das Alles gemeinschaftlich besser ertragen; es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich (nachdem ich zwei Jahre hindurch in Rom mit den ausgezeichnetsten Menschen und Künstlern nicht allein unserer, sondern einer weit größeren Zeit im freundschaftlichsten Ver-

kehr gestanden) mir dergleichen Belehrungen, die auf der äußersten Oberfläche der Kunst schwimmen, wie auf der Brühe das Fett, nicht vom Leibe halten könnte. Die kleinen Zeichnungen auf Deinen Briefchen, liebste Marie, haben mich wieder recht innig erfreut; wenn ich nur die Rolle schon hätte. Wenn Du etwas machst, so siehe nur recht auf richtiges Verhältniß aller Theile zu einander; ich kann mir denken, wie Ihr immer im Geiste mich begleitet. Mein Weg nach der Villa hat mehr als tausend Schritte, ich will Euch davon doch eine kleine Ansicht und einen Grundriß herzeichnen[1]. Dieses ist das Steigen und Fallen des Weges. Von hier aus wird die Straße etwas ländlich und stiller. Sie führt zwischen zwei Mauern hin, über welche hinweg man aber die interessantesten Aussichten hat. Die Straße ist sehr breit und zeigt auf dem Hinauswege folgende merkwürdige Gegenstände: Geradeaus hat man immer den Laterau mit den ihn umgebenden ungeheuern Gebäuden, den päpstlichen Palast, die Kirche St. Johannes, das Kloster, das Hospital; der Obelisk macht gerade die Mitte der Ansicht, er ist der größte in Rom, wurde aus Heliopolis hierher geschafft und stammt aus den Zeiten der Pharaonen; links die Scala Santa und die Villa Massimi, in weiterer Fortsetzung Trümmer alter Wasserleitungen, der Tempel der Minerva Medica, mehrere Trümmer, Villen und Weingärten, drüberhin das Lateiner-Gebirge, rechts hinunter das Colosseum, die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Tempel der Venus und Roma, der Bogen des Constantin, die Bäder des Titus. Wie oft erinnere ich mich auf diesem Wege des seligen Urgroßvaters und seiner Pilgerfahrt. Gott, wo sind die Zeiten hin, wo-

[1] Der Brief enthält an dieser Stelle eine kleine Skizze.

hin die Frömmigkeit voriger Tage! — Vorigen Sonntag besuchte ich in Gesellschaft von Mehreren die Katakomben. Sie liegen auf der Appischen Straße, eine Stunde vor den Mauern Roms; man gelangt dahin durch die Kirche S. Sebastiano, welche die Marterstätte dieses Heiligen bezeichnet und seitab vom Wege in einem kleinen Haine von Cypressen liegt. Ein Ordensbruder schritt, nachdem er Jedem von uns ein brennendes Licht in die Hand gegeben, vor uns hinab in diese Behausungen des Todes, die ehemaligen Freistätten der Unschuld und des Glaubens. Man hat keinen Begriff von den Schauern dieser Orte, ehe man sie gesehen hat. **Wie in Maulwurfshöhlen geht es enge und gebückt in den regellosesten Verschlingungen bald gerade aus, bald krumm und immer tiefer und tiefer.** Die Lichter leuchten kaum und drohen jeden Augenblick zu verlöschen, die Schritte der Vorangehenden schallen dumpf aus der Tiefe; links und rechts Gräber, hie und da Inschriften aus den Zeiten der Verfolgungen, auf den wenigen größeren Plätzen einfache Steine zu gottesdienstlichem Gebrauch. Wir sahen viele Plätze, wo man die Leichname heiliger Martyrer gefunden, unter andern den der hl. Cäcilia. Auf einigen geräumigen Plätzen, Grotten ähnlich ausgegraben, rief uns unser Führer zu: Ecco, Signori, il piccolo Vaticano (der kleine Vatican), wo zur Zeit der Verfolgungen unter Diocletian, Nero, Valerian und Anderen die ersten Bischöfe der Kirche wohnten. Diese Räume sind nicht größer als Euer erstes Zimmer, wo der Sparofen steht, nur bei Weitem nicht so hoch. Das Ende dieses Labyrinths ist noch nicht entdeckt. Die Höhlen sind an vielen Stellen verschüttet und hindern die weiteren Forschungen. Größere Verlassenheit als da unten läßt sich nicht denken. Als wir heraufstiegen und der ferne Chorgesang der Mönche aus der Kirche zu uns herabtönte, er-

innerte ich mich recht lebhaft an eine Stelle im Chateaubriand. Auf solchen Wanderungen denke ich immer recht lebhaft an Euch, ihr Lieben in der Heimath, und wünschte Euch bei mir zu haben; beinahe alles Kleinliche tritt hier in Rom ganz in den Hintergrund, überall begegnen Einem Erinnerungen, Geister alter Zeiten, und das furchtbare Omnia vanitas! predigt sich hier in jedes nur nicht ganz verschlossene Herz. Aber das Ewige, alles Große, Heilige und Schöne schwebt wie ein seliger Geist über den Trümmern. — Der Stadttheil jenseits des Tiber ist erst Fläche und steigt dann als Berglehne auf; auf der Fläche heißt er Trastevere, und der Hügel ist der Janiculus, einer von den sieben Hügeln Roms. Prag hat, freilich sehr im Kleinen, doch selbst in der Lage der Himmelsgegenden, viel Aehnlichkeit mit der Lage Roms; wie der Laurenzberg dort, so hier der Janiculus, der Augezd ist Trastevere, und wenn die Domkirche niedriger läge und das Schloß, so hättet Ihr St. Peter und den Vatican. Wie aber dort der Berg gegen Baumgarten zu fällt, so steigt er hier bis zum Monte Mario, einer sehr schönen, waldigen Anhöhe, mit Oelbäumen, Pinien, Cypressen und Lorbeer bewachsen, von welcher man eine schöne Aussicht über Rom, die Campagna, das Gebirge, und im Hintergrunde das Meer bei Ostia hat. — In's Caffè Greco komme ich gewöhnlich nur an Posttagen oder des Sonntags. Ich muß Euch doch auch noch einen kleinen Grundriß von meiner Wohnung herzeichnen [1], damit Ihr Euch recht zu mir versetzen könnt; und nun, vielgeliebte Eltern und Schwester, empfehle ich Euch wieder dem Schutze Gottes und aller Heiligen, seid nur nie betrübt und bekümmert, denkt, daß Gott Alles so gefügt hat, wie es gekommen, und

[1] Grundriß skizzirt.

auch Alles zum erwünschten Ausgange führen wird, weßhalb ihn mit Euch täglich bittet

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Schreibt mir ja gleich wieder und grüßt alle Freunde und Bekannte, empfehlt mich P. Sch. Gruß und Kuß an Pfeiffners, Kratzmanns, Kretschner, Damian, Quaiser, Petzold, kurz Alle, Alle, besonders Pater Hugo auch.

XIII.

Rom, den 13. Februar A. D. 1828.

. . . . Die Sache mit dem Gelde der Fr. B. habe ich noch nicht ausmitteln können, weil H. Reinhart wieder einmal nicht in Rom ist. Herr P. Sch. schreibt mir vom 1. Jänner mit vielen höchst freundschaftvollen Worten — sehr fatale Sachen, wie immer. Ich werde seinen Brief nächstens beantworten, obschon er das nicht verlangt, sondern nur aus den Briefen an Euch recht viel über mein künstlerisches Treiben zu erfahren wünscht. Ich hätte es auch schon gethan, wenn solche Briefe nicht so sehr überdacht sein müßten, um in Allem die rechte Mitte zu treffen, da man auf der einen Seite die wahrhaft gute Meinung eines solchen Mannes nicht verkennen und achten muß, und auf der andern sich in der Sache wieder nicht zu viel vergeben darf. Für P. habe ich erst zwei Zeichnungen gemacht. Ich hoffe aber, ihm bald wenigstens vier auf einmal schicken zu können. Die Ursache, daß es noch nicht geschehen, ist meine wenige Muße dazu. Ich bin nämlich wirklich sehr beschäftigt, meist den ganzen Tag in der Villa, wo ich der Vollendung meines ersten Bildes, so Gott will, vielleicht

noch diesen Monat entgegensehe. Wenn ich Abends hereinkomme, bin ich gewöhnlich müde und hungrig wie ein Wolf, und wenn ich auch dann bei Licht etwas zu arbeiten anfange, so halte ich's nicht lange aus, sowohl wegen der Augen als wegen zu großer Unaufgelegtheit. Aber ich werde diese Sache dennoch auch nach Kräften beschleunigen. Trotz ihrer vielen Schwierigkeiten und Beschwerden freut mich die Frescomalerei doch unendlich. Ich kann mit Recht sagen, daß ich bei dieser mir bisher noch neuen und ernstesten Art der Historienmalerei schon sehr viel gelernt habe. Abgesehen von der Schwierigkeit so großer und an bestimmten Räumen auszuführender Compositionen, hat mir diese Arbeit schon manchen schönen Aufschluß über die Technik des Malens überhaupt gegeben. Dazu kommt, daß ich hier die ersten und größten Werke dieser Art als stille Rathgeber zur Hand habe. Bei jedem Zweifel, der mir aufstößt, kann ich mir die Frage: „wie haben ihn die Ersten — wie der größte Maler — gelöst", an Ort und Stelle beantworten, und ich fühle, wie sehr das Verständniß der einzelnen Vortrefflichkeiten, sowie der ganzen Größe alter Meister, besonders hier Raphaels, mir immer klarer wird, und somit auch leichter, die Resultate auf eigene Werke zu übertragen, unbeschadet der eigenthümlichen Geistesrichtung, die ein Jeder hat und haben muß, wenn er als Künstler genannt zu werden verdienen will. Die vielen Fremden, welche die Villa besuchen, und wenn sie einmal da waren, ihren Besuch wiederholen, zeigen das Interesse, welches die gebildete Welt an diesen Leistungen nimmt, und sind in dieser Hinsicht, da sie keine Störung verursachen, nur angenehm. Der Prinz ist (das schwache Honorar, welches ich und meine trefflichen Vorgänger für dieses Werk erhalten, abgerechnet) die Bescheidenheit selbst. Oft hat er schon lange hinter mir gestanden

und mir zugesehen, ehe ich ihn bemerke und grüße, dann sagt er, ich solle mich ja nicht stören lassen und keine Notiz von ihm nehmen, sonst müsse er weggehen. Frage ich ihn, wie er zufrieden sei, so ist er es immer ganz, und spricht, er sei überzeugt und sehe es, daß die deutschen Künstler sich ihre Arbeit nie auf Kosten der Kunst und ihrer bessern Ansicht zu erleichtern bemüht wären, und daß sie nie den Nutzen für sich, als vielmehr immer die Sache im Auge behielten, eine Eigenschaft, die dem gewöhnlichen Italiener zwar nur ein Lächeln, dem bessern aber auch jene Achtung abzwingt, die der Deutsche hier im Allgemeinen genießt. Der alte Meister Koch ist (da Overbeck bereits fertig geworden) mein Gefährte in der Villa. Wir leben da in ächt künstlerischer Vertraulichkeit miteinander. Jeder nimmt des Andern Rath und Hülfe, wann und wie er sie braucht, in Anspruch. Dieser schlichte alte, ausgezeichnete Mann beträgt sich mit so viel Einfachheit und Kunstbrüderlichkeit gegen mich, daß es mich oft beschämt. Dieser Tage hatte er bemerkt, daß ich, um an einer Stelle meines Bildes zu arbeiten, etwas hoch mit der Hand langen mußte. „Ist Ihnen das nicht unbequem?“ — „O ja, aber ich habe nichts Niedriges zur Hand, um daraufzutreten, und ein Stuhl ist wieder zu hoch.“ Er ging weg; nach einem Weilchen kam er mit einem breiten, viereckigen Holzblock angekeucht, welchen er mir auf's Gerüst schob, und so war der Mangel gehoben. Aber so ist er in Allem — ein ächter Künstlergeist, zwar mit vielen Eigenheiten, aber ohne Falsch, wie ein Kind mit grauem Haupte. Oft muß ich über ihn lachen. Da er im Alter nicht mehr jene Sicherheit hat, gewisse Stellen mit mehr Sorgfalt auszuführen, was ihn ärgert, so freut er sich immer, wenn ich manchmal irgend etwas — eine Hand, eine Waffe oder Verzierung — male,

über die Festigkeit der Hand So etwas kann er zwanzigmal ansehen, und bricht immer wieder in neues Vergnügen aus, daß es so nett aussieht. „Sie haben eine Hand wie eine Klosterfrau, das kann ich nun nicht mehr machen, bin freilich auch schon ein alter Kerl, die Pfoten werden untreu“ u. s. w. Er ist einer der ältesten, aber der munterſten und kräftigsten Künstler Roms. Wenn er mir auf dem Nachhausewege, den wir zusammen machen, ansieht, daß ich etwas müde bin, so fordert er mich gleich zu einem Wettrennen auf, welches er dann ohne Weiteres gleich selbst beginnt. In wunderlichen Sprüngen galoppirt er vor mir einher mit Gesang und hochgeschwungener Ramme, was sich bei seiner kleinen dicken Figur so possirlich ausnimmt, daß ich gewöhnlich vor Lachen stehen bleiben muß, was ihn dann wieder ungemein erfreut.

Bei diesen gymnastischen oder phantastischen Künsten (wie er sie nennt) sind uns schon einigemale sehr vornehme Leute, mit denen er bekannt ist, letzthin auch ein Cardinal begegnet. Das unterbricht ihn aber gar nicht und macht ihm nur um so mehr Spaß. In der Villa besuchte mich auch zuweilen ein Einsiedler aus den Volskergebirgen, Bruder Salvatore, der oft nach Rom kommt, um heilige Orte zu besuchen und etwas zu sammeln, den die Malerei sehr erfreut und der, wie er sagt, nicht vorbeigehen kann, ohne dem Signor Maestro Giuseppe einen guten Tag zu sagen und zugleich zu sehen, wie viel in der Zeit fertig geworden. — Ich unterhalte Euch wieder mit großen Kleinigkeiten, denke aber dabei, daß es Euch auch freuen wird, aus so kleinen Bruchstücken Euch ein Gemälde meines hiesigen Lebens zu bilden. Seit neun Tagen ist das heilige alte Rom in seinen alten Tagen kindisch, man kann wohl sagen, närrisch geworden, welches es jährlich einmal zu thun

pflegt. Es ist nämlich Carneval, und da muß freilich Alles lustig sein. Die Krisis dauert bis sogenannten fetten Dienstag, um dann mit gutem Gewissen vom Aschermittwoch an fromm sein zu können. Ich wollte Euch wünschen, während ich dieß in meiner stillen Stube schreibe, einen Blick auf den Corso thun zu können, um zu sehen, wie hunderttausend Menschen den alten Menschen ausgezogen und einen neuen, sehr närrischen angezogen haben. Während in allen Kirchen gegen den Carneval gepredigt wird, Ablässe Allen, die ihn meiden, verheißen sind, an junge Leute und Kinder, die dieses Volksfest nicht mitmachen, Prämien vertheilt werden, treibt sich Jung und Alt, Vornehm und Gering in den tollsten Masken, in bacchantischer Lust zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß unter dem Schutze der Regierung in den Hauptstraßen Roms umher. Der Heilige Vater liest jeden Tag in der paulinischen Kapelle Messe für das sündige Rom; aber dem stecken die Lupercalien und Floralien noch im Leibe. Dennoch muß ich sagen, daß ich zwar viel Narrheit, aber noch keine einzige Zügellosigkeit gesehen habe, welche bei uns in Deutschland bei einem so ungeheuern Volksfeste kaum zu verhüten sein dürfte. Auch auf die deutschen Künstler erstreckt sich ein Theilchen jener allgemeinen Freude, denn morgen Abend haben wir (was jährlich geschieht) eine Art von Ball, wo freilich nur das Tanzen fehlt, aber Jeder in einer Art von Maske stecken muß. Keiner schließt sich aus, um nicht den Sonderling zu spielen, es wird gemeinschaftlich zu Nacht gegessen, und man ist, Jeder auf seine Weise, vergnügt.

Mein Krippel steht noch, ich habe mir noch nicht die Zeit genommen, die vier Nägel aus der Wand zu ziehen; aber seid gewiß, daß ich's mit nach Hause bringe.

Ob die Zweige an beiden Seiten gemalt seien oder

natürlich? Sie sind das Letztere, weil jene Bäume hier den ganzen Winter grünen. Die alte Rosa bediente uns zwar am heiligen Abend sehr vergnüglich, wir gaben ihr auch, was von unserem kleinen Mahle übrig war; als wir sie auf's Krippel aufmerksam machten, sagte sie, es sei schön. Des andern Tages aber kam sie herauf und bat mich, es ordentlich ansehen zu dürfen. Sie faltete die Hände und verstand Alles sehr gut, doch fragte sie mich, ob sie auch Recht habe. Questo è S. Giuseppe — e' è la Madonna santissima, ecco il bambino — ci sono i tre Magi ed i pastori u. s. w. Gestern, sagte sie, habe sie sich gescheut, es ordentlich anzusehen, weil die Herren ihr ihre Neugier hätten übel nehmen können, aber von mir wisse sie, daß ich Geduld hätte, und wenn ich's erlaubte, so würde sie es auch der Signora Cäcilia sagen, daß sie es auch sehen könne. Sie schloß damit, was für eine herrliche Kunst die Malerei sei, und wenn auf Erden schon solch schönes Wesen zu finden sei, „ma che bellezza in paradiso?" (welche Schönheit wird es erst im Paradiese geben?), wenn wir nämlich fromm gelebt haben.

Den Grafen Benjowski kenne ich sehr gut, er ist ein Freund von Waagen und war im Frühjahre mehrere Wochen in Rom und Neapel. Er ist ein Ungar und ein ausgezeichneter Cavalier in jeder Rücksicht, wir waren viel mit einander zusammen und besuchten einander fleißig.

Radory traf ich vor 14 Tagen, als ich Abends in's Wirthshaus kam, am Tisch sitzen. Wir hatten Beide ungemein viel Freude, uns in Rom wieder zu sehen, wovon wir so oft phantasirt hatten. Er gab mir ein kleines Zettelchen von Euch, welches mich sehr freute. Es ist eine eigene Empfindung, auf einmal ein so bekanntes Gesicht in weiter Ferne von der Heimath zu sehen. Er wohnt in einer Straße

mit mir und hat an Pechtl geschrieben, welcher Euch wahrscheinlich schon Grüße von mir gebracht haben wird.

Die Beschreibung des Bildchens von den Brüdern Eberhart freute mich sehr. Sie sind beinahe die einzigen lebenden Bildhauer, welche christliche Gegenstände behandeln, und mit welchem Erfolg! Das Bild ist gewiß nicht zu theuer, denn ich kann mir seinen hohen geistigen Werth bloß nach dem Namen der Künstler sehr gut denken. Die Kälte hat mich in meiner Arbeit in der Villa noch nicht gestört. Es klingt sonderbar genug, wenn ich Euch sage, daß ich den ganzen Jänner und auch schon früher, ohne besondere Unbequemlichkeit des Frostes halber zu spüren, gearbeitet habe, und zwar so zu sagen bei offenen Thüren, denn sie sind nur mit Tüchern einstweilen verhängt. Das kleine Kohlenbecken, das ich habe, ist kaum zu rechnen und beinahe nur da, um die Pfeife anzuzünden, während ich zu Hause auf meinem Zimmer kaum ein halbes Stündchen aushalten kann, ohne zu heizen. Die äußere Temperatur der Luft ist aber in Italien und besonders in Rom so gemäßigt, daß man es weit eher im Freien aushalten kann, als im ungeheizten Zimmer; die umgebende Natur scheint ordentlich jedes Frostes zu spotten. Wenn ich die Landschaft ansehe und die Lebensweise des Volkes, so glaube ich fast selbst nicht, daß es kalt ist. Alles ist grün, nur wenige sehr zarte Bäume stehen entlaubt da, z. B. der sogenannte Johannisbrodbaum, während andere mit Blüthen und Früchten prangen. Auf diese Weise würde man hier an den Winter gar nicht erinnert, wenn nicht einige sehr ferne und hohe Gebirgsgipfel im weißen Nacht- und Schlafgewande in die munter grüne Ebene herüberleuchteten. Vor mehreren Wochen war des Nachts hier etwas Schnee gefallen, den die Sonne gleich nach ihrem Aufgange wieder wegschmolz: eine Bewunderung

der Römer; die Kinder auf den Straßen hatten besonders Freude daran und wunderten sich, daß er so kalt war. — Dann und wann komme ich zu unserem Gesandten, der mir sehr wohl will. Letzthin war ich an einem Abende dort eingeladen, wo er das erste Mal als österreichischer Botschafter und Stellvertreter des Kaisers am Heiligen Stuhle zu Rom alle Großen des Kirchenstaates empfing. Alle Pracht eines glänzenden Hoffestes ward bei dieser Conversation verschwendet. In den weiten, hell erleuchteten Gemächern des ungeheuern venetianischen Palastes wimmelte eine Menge von mehreren Hunderten in glänzenden Uniformen und Staatskleidern: vornehme Fremde, Herren und Damen, geistlich und weltlich, 24 Cardinäle, viele Bischöfe und Prälaten aus allen Weltgegenden, englische Lords und Ladies, und italienische Marchesen mit Orden und Ordensbändern, lustige Franzosen und stolze Spanier. Die interessantesten Erscheinungen unter diesen vielen Charakteren waren mir ein schottischer Obrist in seiner höchst malerischen Nationaltracht: eine so ausgesprochen schöne und ernste Männlichkeit sah ich noch nie, obschon er stark in die Vierzig gehen mochte — und nach ihm der Bischof von Smyrna. Er sah aus wie ein Apostel — ein wahrer Seelenhirte, so morgenländisch und patriarchalisch und doch so christlich, Demuth und Würde in jedem seiner Züge und in seinen Bewegungen. Ich habe ihn später in der Propaganda die Vesper halten sehen, und der Eindruck, den er früher auf mich gemacht hatte, wurde noch vermehrt. In dem prachtvollen griechischen Bischofsornate mit dem langen braunen Barte sah er aus, wie die Hauptfigur auf einem Bilde irgend eines alten vortrefflichen Meisters, und so viel schöne Gestalten ähnlicher Art man hier auch sieht, so kenne ich doch nur noch zwei, welche ihm an die Seite zu setzen sind,

nämlich den Vater vom Berge Libanon und den vom Carmel, Beide Greise von 70 bis 80 Jahren. — Was Ihr mir von meiner guten Fanny schreibt, war mir sehr angenehm. Nun, liebster Vater, Mutter und Schwester, glaube ich Euere Besorgniß beruhigt und vielleicht auch Euch etwas unterhalten und zerstreut zu haben. Ich möchte gerne noch ein paar Zeilen an Prof. Müller und an Pater Hugo beilegen. Von Letzterem erhielt ich unlängst durch die Schwedinnen ein Briefchen, welches ich wegen Mangel an Zeit nicht beantworten konnte. Grüßt Beide herzlich von mir und sagt ihnen, daß ich meinen Fehler im nächsten Briefe gut machen werde. Dießmal wünsche ich dem Briefe Flügel, um Euch nicht vier Tage länger warten zu lassen, und will nur der Fanny noch einige Worte schreiben. In Gottes Schutz empfiehlt Euch

Euer treuer

Joseph.

Grüßt mir noch alle Freunde und Bekannte, besonders Pfeiffner, Damian, Kretschmer, die Gräfin Bratislaw, Fr. Batka. — Mit Sehnsucht erwarte ich bald wieder Briefe.

XIV.

Rom, den 16. März 1828.

Gestern erhielt ich Eueren lieben Brief vom 28. Februar . . . . . Im Ganzen bitte ich Euch, doch nicht so verzagt zu sein, wenn manchmal die Nachrichten länger ausbleiben, als zu erwarten war. Mir geht es freilich ebenso, aber wir müssen uns beiderseits auf sehr mögliche Fälle vorbereitet halten, die bei der weiten Entfernung sehr leicht

eintreten können, z. B. daß Briefe liegen bleiben oder wohl gar verloren gehen. Auch werden die Posten oft durch die Witterung aufgehalten. Oft mehrere Posttage laufen die Deutschen vergebens auf's Caffè Greco und müssen mit der Antwort wieder abziehen, daß die Post aus Deutschland noch nicht gekommen sei, weil sie in der Schweiz und besonders in den Apenninen oft still liegen müsse wegen Mangel an Brücken u. dgl. Zum Beweise davon kann Euch dienen, daß ich Euere Rolle, welche den 15. November von Prag abging, glücklich und zu meiner großen Freude den 2. März bekam. Ich hatte zwar einige Umstände auf der Dogana damit, habe aber sehr wenig Porto bezahlt, nämlich sieben Paoli, unseres Geldes ungefähr fünf Gulden W. W., was mich auf diese Entfernung sehr wunderte; ich hatte wenigstens das Dreifache erwartet. Der Inhalt der Rolle erfreute mich in jeder Rücksicht. Die im beigelegten Briefchen enthaltenen Gegenstände sind schon alle in Richtigkeit, darum will ich sie weiter nicht beantworten. Dein Porträt, liebe Marie, finde ich sehr ähnlich, wenn auch etwas pausbackig; danach kann ich recht sehen, wie Du Dich bei meiner Heimkehr wirst verändert haben. Deine Zeichnungen, liebster Vater, gefallen mir recht sehr. Du hast sie gewiß mit großer Augenanstrengung gemacht. — Uebrigens bemerke ich hier gleich, daß ich in diesen Tagen vier fertige Zeichnungen an P. absende, welches Ihr ihm vielleicht zu seiner Beruhigung sagen könnt. Wenn sie nur nicht gar lange unterwegs bleiben. Er hat mich vor einiger Zeit in einem sehr höflichen Brief daran gemahnt. Ich war aber sehr ärgerlich über seine dumme Art, zu schreiben, indem der Brief mit wahrer Pferdeschrift kaum die Hälfte des unmäßig dicken Papiers einnahm; auch ist mir höchst unangenehm, daß er diesen schlechten Bildchen meinen Namen

hat vordrucken lassen. Ich schreibe ihm darüber meine Meinung . . . Ich habe große Lust, mich in irgend einem öffentlichen Blatte dieser meiner gänzlich verwahrlosten Kinder zu entäußern: . . . Doch lassen wir das jetzt bei Seite. Dein „Ostermorgen" ist sehr gut lithographirt, und man sieht wohl, daß die Flecken in den Mittellinien Schuld eines groben Steines sind; das Ganze aber hat viel Haltung und eine sehr gute Wirkung. Deine naiven Compositionen, liebe Marie, haben mir sehr großes Vergnügen gemacht . . . Auf der „Geburt Christi" ist Dir das Köpfchen der Madonna gut gerathen und hat einen frommen, rührenden Ausdruck; darauf sieh nur immer recht, oder erhalte und vermehre vielmehr die innere Kindlichkeit des Gemüths und erwirb Dir dabei die Mittel, Dein Gefühl auf eine richtige und schöne Weise auszudrücken, dann wird's schon gehen. — Der „wilde Jäger" ist nicht übel ausgefallen, besonders hat mich der Text dazu gefreut. Einen solchen Commentator, wie Hr. Prof. Müller, wünsche ich jedem Künstler. Wenn es mir irgend möglich ist, so schicke ich mit diesem Briefe auch einen an Prof. Schuster auf die Post. Er schrieb mir, daß S. D. der Fürst Metternich in einem Briefe an ihn von Aufträgen gesprochen hätte, welche zu besorgen er mich erinnern solle. Ich habe aber keine erhalten. Es müßte denn ein Mißverständniß sein; denn den Tag vor meiner Abreise von Wien schickte der Minister Graf Saurau durch die Baronin Pereira zu mir mit der Frage, ob ich in Rom nicht zwei Copieen nach Raphael'schen Fresken für ihn übernehmen wolle in kleinem Format. Ich möchte mir das überlegen in Rom; er sei gesonnen, brillant zu zahlen. Ich habe aber dazu weder Zeit noch Lust. Auch würde es sehr schwer gehen, da gerade diese Bilder in Originalgröße von einem Russen copirt werden für seinen Hof

und der gute Mann seine angefangenen Copieen schon seit Jahren in den Sälen stehen läßt, weil ihn sein reiches Stipendium in den Stand setzt, zu allem Möglichen in der Welt, nur zur Kunst keine Zeit zu haben. Es könnte aber sein, daß das die Aufträge wären. Uebrigens habe ich in allen Briefen von Hrn. v. Pilat keine Erwähnung davon gefunden. Im letzten Briefe aus Wien stand nur: Da mein Stipendium allmählich zur Neige ginge, so möchte ich um eine Erneuerung desselben mich bewerben oder um kaiserliche Pension einkommen, welche mir nicht entgehen würde. Es fällt mir aber nicht ein, davon Gebrauch zu machen, und das schreibe ich nächstens nach Wien. Die Vollendung meines Werkes in der Villa Massimi bestimmt meine Abreise, zu welcher es mir an Gründen nicht fehlen soll. In acht oder zehn Tagen bin ich mit meinem ersten Bilde und auch mit der Pause zum zweiten fertig. Koch und Overbeck riethen mir, keinen ausgeführten Carton, sondern nur einen bestimmten Contour zum Durchpausen und eine aquarellirte Zeichnung zu machen, um mir die Arbeit zu erleichtern. Die Zeichnung habe ich gestern fertig gemacht. Sie ist klein, aber fleißig und mit allem Studium gemacht, und diese Woche zeichne ich sie in's Große, wozu ich noch einiger Modelle bedarf. Und so rückt Eines nach dem Andern vorwärts und auch die Stunde näher, wo wir uns Alle, so Gott will, gesund und heiter wiedersehen. Gebt nur Alle, und besonders Du, lieber Vater, dem Kleinmuth keinen Raum; denkt, daß auf trübe wieder helle Stunden folgen. Ihr habt schon darin etwas Tröstliches, daß Ihr beisammen seid und gemeinschaftlich Eines an des Andern Beruhigung und Erheiterung arbeiten könnt. Denkt, daß auch ich hier in diese Gemeinschaft gehöre. Wenn ich auch anderen Sorgen, anderen Lebensumständen unterworfen bin,

ſo theilen wir doch ewig die eine und größte Sorge für einander, und das iſt eine ſchöne Sorge, ſo daß ich die, welche ſie entbehren, nicht beneide. Die Trennung und weite Entfernung macht zwar die düſtere Seite derſelben recht fühlbar; aber ohne Schatten iſt kein Licht, im Leben wie in der Kunſt, und durch die planvolle Vertheilung beider entſteht Harmonie. Und denkt: An dem Bilde unſeres Lebens arbeitet ein großer, unausſprechlich großer Meiſter. Nehmt mir nicht übel, daß ich Euch dergleichen vorſage, was Ihr ebenſo gut wißt; aber ich thue es ja in guter Abſicht, um Euch wenigſtens daran zu erinnern. Auch iſt mir Einſamen es beruhigend, dieſe Betrachtungen niederzuſchreiben, auf welche meine einſame, ſtille Stube, wie die verhüllte Zukunft, keine Antwort hat, als die innerliche Stimme gläubigen Vertrauens, welches mir und uns Allen Gott erhalte und vermehre. Beſonders in Betreff meiner ſeid ja ganz außer Sorge. Ich bin gottlob ſehr geſund und ſehr beſchäftigt. P. Sch. kann glauben, daß ich meine Zeit nicht todtſchlage, wenn es auch, wie ich ihn kenne, nicht möglich iſt, ihn der Maſſe ſowohl als dem Gehalte nach zu befriedigen. Meine Tageseintheilung iſt auch Schuld, daß ich die guten Schwedinnen ſo lange nicht beſucht habe. Von früh bis Mittag 1 Uhr bin ich in der Villa, dann eſſe ich geſchwind etwas und gehe an Poſttagen in's Caffè, dann arbeite ich zu Hauſe bis 8 oder halb 9 Uhr. Dann wird zum Abendbrod gegangen, und die Zeit bis gegen 10 oder halb 11 Uhr iſt der nöthigen Erholung gewidmet, welche mir das Zuſammenſein mit einigen Freunden gewährt. Seit ich in der Villa male, iſt der Sonntag mir ein wahrer Ruhetag, an dem ich des Morgens etwas länger ruhe, dann in die Kirche und dann zu Tiſche gehe. Nachmittags wird wieder zu Hauſe etwas gemacht.

Eine große und schöne Erheiterung werde ich bald wieder verlieren. Es sind unsere Singstunden, welche sich den Winter über die Woche zweimal wiederholten. Nun kömmt der Sommer und zerstreut alle Mitglieder derselben theils auf's Land und nach Neapel, theils nach Deutschland zurück, zu welchen Letzteren auch einige mir lieb gewordene Freunde gehören. In Rom ist fortwährend und besonders diesen März herrliches Wetter, zum Gehen schon sehr warm; Alles steht in üppiger Blüthe. Ganz Rom lebt nun schon wieder gänzlich auf der Straße, und nur die unbehagliche Temperatur in den Mauern hat mich gezwungen, bisher immer noch etwas zu heizen. Aber bald ist auch die schöne, mäßig warme Zeit vorüber, und die südliche Sonne brennt durch heiße Scirocco-Dünste auf das lechzende Land. Jetzt kommen bald die Festlichkeiten der heiligen Woche, welche ich nun zum zweiten Male hier erlebe. Uebermorgen ist St.-Josephstag. Für Deine lieben, hübschen Verse, geliebte Mutter, danke ich Dir herzlich. Du und der liebe Gott wissen, was ich Dir zu Deinem fünfzigsten Geburts- und Namensfeste wünsche. Dem Himmel werde ich (was ich bei jeder Gelegenheit thue) auch an diesem Tage meine Bitten für Dich und Euch Alle in der Kirche S. Giuseppe, welche ganz in meiner Nähe liegt, vortragen. In dieser Kirche wohnt am St.-Josephstage, welcher hier ein großer Feiertag ist, der Heilige Vater dem Gottesdienste bei. Ueber Deinen Plan, liebste Marie, mich in Rom zu überraschen, habe ich lachen müssen. Er ist recht romantisch erfunden und wäre ebenso schön, wenn er sich ausführen ließe . . .

Ihr habt in einigen früheren Briefen gewünscht, Euch über das Charakteristische der Weihnachtszeit in Rom und über die hiesigen Krippel etwas zu schreiben. Um diesem

Briefe noch etwas Erfreuliches anzuhängen, zeichne ich Euch eines her, wie sie hier gewöhnlich sind[1]:

Dieses ist nämlich der obere Theil eines Hauses, einestheils flach und ohne Bedeckung, auf der einen Seite ein flaches Dach, auf vier Säulen ruhend, im Sommer vor der Sonne, im Winter vor Regen zu schützen, aber auf allen Seiten offen. Bei vielen Häusern besteht dieß auch bloß aus einer Weinlaube. Unter ihm ist die Krippe gebaut, nämlich bloß die Figuren. Den Hintergrund dazu gibt die Aussicht in's Freie. So bilden gewöhnlich auf der einen Seite die nächsten Häuser und Thürme die Stadt Bethlehem und auf der anderen die Aussicht nach den Gebirgen die Landschaft. Diese Krippen machen einen sehr hübschen Eindruck.

Nun, ihr Lieben, muß ich dießmal wieder schließen . . . Ich bitte Gott, daß er Euch vor allem Ungemach bewahre und Euch gesund erhalte Euerm treuen Sohn und Bruder

Joseph.

Die Aufmerksamkeit der Münchener hat mich sehr gefreut; das wird sie auch Dich, liebster Vater. Es ist ein schöner Beweis von Achtung.

XV.

Rom, den 20. April A. D. 1828.

Gestern erhielt ich Euern lieben Brief. Soeben komme ich aus der Villa und benütze meine Ruhestunde, um Euch zu schreiben. Mit Betrübniß erfuhr ich aus Euerm Briefe,

[1] Der Brief enthält eine Zeichnung einer Krippe, worauf die Beschreibung sich bezieht.

daß Ihr Euch nicht wohl befunden habt. Gottlob, daß es Euch wieder besser geht; ich hoffe zu ihm, daß er Euch Alle mir gesund erhalten wird, und so kann ich Euch auch versichern, daß ich's völlig bin und mich sehr wohl befinde. Vor Kurzem war ich zwar auch etwas unwohl; es war aber bald abgethan. Ich hatte mir nämlich den Magen mit einem Stück Seefisch, der wahrscheinlich nicht mehr ganz frisch gewesen sein mag, verdorben; ich hatte eine sehr böse Nacht; die Natur half sich aber, und am Morgen ging ich völlig wohl an meine Arbeit, von der ich Euch sagen kann, daß ich mit meinem ersten Bilde fertig bin und diese Woche schon am zweiten angefangen habe.

Du hast sehr gut gethan, liebster Vater, den Münchener Brief Niemand zu zeigen. So lange ich abwesend bin, wird's überhaupt gut sein, um Euch allen Verdruß zu ersparen, in allen ähnlichen Sachen Euch sehr indifferent zu verhalten, daß alle Bestialität abprallen muß.

Den Rath des Hrn. P. Sch. werde ich in Ausübung zu bringen trachten; schaden kann's auf keinen Fall. Vergeßt nur ja nicht, dem wackeren Herrn Prof. Schottky aus Berlin meine Achtung und herzlichen Gruß zu melden, und daß auch ich bedauere, ihn nicht persönlich zu kennen, was mir auch in der Zukunft höchst erfreulich sein würde; wenn er der Welt einige Notizen über meine künstlerische Laufbahn mittheilen will, so möchte ich ihn (was Ihr zwar auch schon gethan haben werdet) um genügende Würdigung des Einflusses der großmüthigen Gesinnung meiner Wohlthäter, besonders aber des verehrten Grafen Clam, recht wesentlich bitten; denn Anerkennung ist für Männer dieser Art der schönste Lohn ihrer Handlungen.

Meine Lebensweise ist jetzt sehr einförmig und thätig und wird höchstens des Sonntags durch einen Spaziergang

mit einigen Freunden unterbrochen. Wir ziehen dann gewöhnlich nach den alten Theilen dieser ewigen Stadt und lassen die großen Weltereignisse, welche hier jede Stelle bezeichnen, geistig an uns vorübergehen. Auf solchen Wanderungen sage ich gar oft: Hätte ich doch die Meinigen bei mir, das wäre ein Jubel, sie auf diesen Platz zu führen, ihnen jene Aussicht zu zeigen, die stillen, abgeschiedenen Orte mit ihnen aufzusuchen, wo die Gegenwart noch das ernste Gepräge grauer Jahrhunderte, die Bilder längst begrabener Menschen heraufruft; zwischen den bewachsenen Trümmern alter Bäder, Tempel und Theater auf einmal in ein stilles Kirchlein zu treten, wo unter dem Hochaltare das Lämpchen vom Grabe eines Martyrers heraufschimmert, oder in den grünen Weinberg, wohin ein altes Volkslied in melancholischer Weise oder der Klang des Tamburins und der Mandoline ruft, von wo aus die Siebenhügelstadt mit ihren schönen Umgebungen wie ein offenes Buch zu übersehen ist, beherrscht von der mächtigsten der Kuppeln, St. Peter.

Ich komme immer wieder darauf zurück, Euch meine Empfindungen zu schildern, und ich weiß wohl, daß Euch dieses nicht lästig sein wird, da gerade diese den eigentlichsten Einfluß auf das Leben und Wirken des Künstlers nicht allein, sondern auch des Menschen ausüben. Rom besonders mahnt und erinnert beständig an solche und ähnliche Betrachtungen; ich bin nun schon über 15 Monate hier, und Alles bleibt mir beständig neu. Es ist aber auch ein so wunderbarer Contrast in allen Dingen, der einem mit nur mittelmäßiger Einbildungskraft begabten Gemüthe die eigenthümlichsten Bilder und Gedanken gleichsam aufdrängt: diese Pracht neben dieser Armuth und Beschränktheit, diese Größe und diese Einfalt; das geräuschvolle Treiben der großen Stadt neben dem stillen Wirken des Land-

lebens und einer ausgesprochenen Ländlichkeit, reiche Staatscarrossen von Fürsten, vornehmen Fremden, Gesandten, Senatoren, Cardinälen u. s. w. im Gewühle prachtvoller Plätze, allwo rauschende, ungeheure Fontainen ihre Wasserströme ergießen, neben stilleren Straßen und Plätzen mit großen Heerden weißer Ziegen und Kühe, der melkende Hirt unter ihnen. An der Hausthüre sitzt spinnend der weibliche — müßig der männliche Theil der Familie. Die Kinder spielen unter Hühnern und Tauben; an einem alten Säulenschaft angebunden steht das Maulthier; nebenher weiden Eselinnen mit ihren Jungen; da kommen Mädchen vom nächsten Brunnen, in der Hand den Knäuel und die Spindel, auf dem Kopfe die Urne mit Wasser. Man sieht in die dunkle Wohnung hinein, sie unterscheidet sich wenig von der Straße; Thiere und Menschen gehen frei aus und ein; im Hintergrunde derselben eine brennende Lampe vor der Madonna.

Man kann wohl behaupten, daß das äußere Leben hier, ja selbst dessen Alltäglichkeit, sehr wesentlich mit zu den instructiven Bildungsmitteln für den Künstler gehört, nicht bloß wegen seiner malerischen Erscheinung, sondern vielmehr wegen dem erklärenden Einfluß auf Anschauung der Kunst im Allgemeinen, als auch zum rechten Verständnisse der hohen Kunstwerke, welche diese Stadt besitzt und deren geistige Zweckmäßigkeit vielleicht nur an Ort und Stelle recht gewürdigt werden kann, indem sie zugleich die schönsten Aufschlüsse über rechte Benützung der Mittel, die dem Maler zu Gebote stehen, geben. Ich spreche hier besonders von den beiden großen Lichtern Raphael und Angelo, welche nur hier erkannt und hinlänglich verstanden werden können, indem uns hier die geistige Richtung von Beiden klarer wird, als es durch die bestmöglichen Nachbildungen kaum möglich und in diesem Grade gar nicht denkbar ist. Nie

ſollte man überhaupt ein Bild von dem Orte, wofür es vom Künſtler beſtimmt wurde, wegnehmen, um es anderwärts als bloße Karität neben den unpaſſendſten Umgebungen aufzuſtellen, wie in unſeren großen Bildermagazinen, den Gallerieen ſo oft der Fall iſt, was auch bei manchen Fällen zu entſchuldigen ſein mag, nämlich, um es vor dem gänzlichen Untergange zu ſchützen. — Wollte man aber nur ſonſt auf Unterhaltung und Pflege von Kunſtwerken ſehen, ſo würde dieß aufhören, nöthig zu ſein. — Ich wollte nur ſagen, daß ein hiſtoriſches Kunſtwerk, welches aus ſeiner eigentlichen Heimath entführt, auch wohl in der Fremde Bewunderung erregen kann, während es — auf ſeinem Platze geſehen — einen ebenſo bleibenden als erſchütternden Eindruck im Gemüthe zurückläßt.

So geht es mir hier mit Michel Angelo; die meiſten ſeiner hieſigen Werke, namentlich in der Malerei, waren mir durch gute Kupfer in Wien ſchon, und zum Theil auf meiner Reiſe bekannt geworden, und ich muß ſagen, daß ich ihn nicht verſtand, wenigſtens nicht genug würdigte; zudem hat man in der letzten Kunſtperiode gerade das, was an ihm einzig iſt, weniger geſchätzt, als ſeine minder guten Leiſtungen. Dieſer plaſtiſche Geiſt will durchaus aus ſich ſelbſt erkannt und bewundert ſein, und man darf keinen Maßſtab, von Anderen entlehnt, bei ihm gebrauchen. Die Sixtiniſche Kapelle iſt der Ort, wo Einem ſein ganz abgeſondertes künſtleriſches Streben in ſeiner vollen Bedeutung klar wird, und hier wieder ſind es außer dem jüngſten Gericht ſeine Propheten und Sibyllen und die Bilder aus dem alten Teſtament, welche an dieſem Platze und in dieſer Umgebung einen hinreißend großartigen Eindruck machen. Sie ſind an der Decke, und ſind die Propheten und Sibyllen über viermal lebensgroß. Die Wände

der Kapelle sind mit Werken der schönsten Art aus der vorraphaelischen Zeit von Perugino, Pinturicchio u. A. geschmückt, die Gegenstände aus dem neuen Testamente.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch etwas von den Feierlichkeiten der heiligen Woche in aller Kürze mittheilen.

Da die Sixtinische Kapelle, einige Festtage ausgenommen, das ganze Jahr verschlossen ist bis zur Fastenzeit, wo der Papst Sonntags Gottesdienst hält, und zur Charwoche, so ist sie eigentlich ausschließlich in ihrer ganzen Vortrefflichkeit für diese Festlichkeiten berechnet. Am Mittwoch vor Gründonnerstag sind da die ersten Ceremonien und das erste Miserere. Der Zudrang der Fremden ist über alle Begriffe; doch war ich immer so glücklich, hineinzukommen. Gegen halb 5 Uhr Nachmittags beginnen in Gegenwart des Heiligen Vaters und aller Cardinäle die Lamentationen aus Jeremias, welche auch bei uns bekannt sind, und Stellen aus andern Propheten. Um diese Zeit ist es noch völlig Tag, und das Auge schweift begeistert unter dem Kreise der alten Seher und Seherinnen an der Decke der sonst dunkeln Kapelle; aber allmählich wird es dunkler und dunkler, die unruhige Menge wird stiller, eine Kerze nach der andern erlischt; noch sieht man deutlich die Bilder des neuen Testamentes von den Wänden glänzen: das Schlüsselamt Petri, das Abendmahl, Christus am Oelberge, die Gefangennehmung u. s. w., während die Bilder des alten Bundes da oben nur noch wie Geister alter Zeiten räthselhaft und riesig herabschauen und endlich in Nacht und Weihrauchdampf gänzlich verschwinden. Acht große Wachsfackeln, welche bisher noch spärlich geleuchtet, verlöschen zu acht langen, dünnen Rauchsäulen, welche oben in der Dunkelheit verschwinden. Der Gesang verstummt. Lautlos harrt die Menge; da schweben auf einmal Töne, wie aus einer

anderen Welt herüber, unmittelbar in die Menschenbruſt hinein, daß die Augen ſich mit Thränen füllen und das bebende Herz die Laſt ſeiner Miſſethat den Verſöhner tragen ſieht und zitternd einſtimmt in Allegri's himmliſches Miſerere. Was iſt die Kunſt im Dienſte des Glaubens und aus dem Glauben hervorgegangen!

Ueber andere ſehr ergreifende Feierlichkeiten der heiligen Woche mündlich mehr.

Am Oſtertage früh wird man durch den Kanonendonner der Engelsburg geweckt. An dieſem Tage hält der Papſt das feierliche Hochamt in St. Peter. Heuer gelang es mir, in den Kreis der Schweizergarde, welcher den Hochaltar einſchließt, zu kommen und ſo die ganze Feierlichkeit in der Nähe zu ſehen. Nach dem Gottesdienſte wird der Papſt in aller Pracht und mit den Inſignien ſeiner weltlichen und geiſtlichen Macht zum Segen auf die hohe Altane von St. Peter getragen, der ungeheure Petersplatz wimmelt von Menſchen, alle Logen, Balkone, Dächer u. ſ. w. ſind voll. Abends iſt die Beleuchtung der Peterskirche und Girandola. Erſtere habe ich heuer von Weitem, nämlich von der Spaniſchen Treppe angeſehen. Sie fängt mit eintretender Dämmerung an und wird, ſobald es völlig Nacht geworden, verändert. Die erſte Beleuchtung iſt einfacher und ſchwächer: Aus dem dunkeln Chaos der Stadt und der Gegend hebt ſich der Rieſenbau ruhig ſchimmernd wie ein Dom von tauſend Sternen. Jede Linie der Architektur ſcheint wie mit Gold auf dem dunkeln Himmel geſchrieben; man glaubt nicht etwas Wirkliches zu ſehen, das Ganze iſt wie eine Erſcheinung. Das Volk freut ſich auf die viel brillantere Veränderung und wartet unruhig auf den erſten Stundenſchlag in der Nacht. Unmittelbar nach demſelben ſieht man oben auf dem Kreuze auf der Kuppel ein helleres

Licht als die übrigen, es theilt sich rechts und links, das Kreuz stammt nun hell auf, und plötzlich ergießt es sich von oben herab wie ein Feuerstrom über den ganzen Bau, der nun wie in Feuer zu schwimmen scheint, so daß man von der ersten Beleuchtung gar nichts mehr sieht. Dieß Schauspiel dauert viele Stunden fort und ist gewöhnlich am Morgen noch nicht ganz erloschen. Eine Stunde nach der Veränderung fängt die Girandola an; sie ist das größte und prächtigste Feuerwerk, was man in der Welt sehen kann, auf dem schönsten Lokale dazu, auf der Engelsburg, und beschließt den festlichen Tag.

Doch nun habe ich Euch recht lange mit Erzählen unterhalten, laßt Euch beim Lesen die Zeit nicht lang werden, mündlich wird es noch unterhaltender sein, jetzt muß ich schließen, der Brief muß auf die Post.

Mit meiner Arbeit in der Villa werde ich wegen der Hitze ungefähr zwei Monate aussetzen und im September an die gänzliche Vollendung gehen.

Am dritten Osterfeiertage feierten die deutschen Künstler in Rom Albrecht Dürer's Todestag in der Villa Albani.

Meldet meinen herzlichen Dank für die schriftliche Erinnerung an meinen Namenstag den Gräfinnen Wratislaw, auch Wessely danke ich für sein Briefl; ich mußte herzlich über seine Umständlichkeit mit dem „Du" lachen; sagt ihm nur, er solle sich hierüber keine Skrupel machen und mich ja nie anders als „Du" nennen.

Daß ich an Gr. St. einen Antagonisten habe, ist mir sehr glaublich. Wenn man auch solche Leute für sich haben will, so muß man in Allem für sie sein, nämlich für ihre Pfeife, und darf keine Meinung haben, außer einer strengen Copie der ihrigen; zudem habe ich ihm nie den Hof gemacht oder vielmehr ihn nie gebraucht, und das ist freilich

ein groß Vergehen; ärgert Ihr Euch nur nicht über dergleichen, ich weiß mir's ſchon aus dem Kopfe zu ſchlagen.

Nun, geliebte Eltern und Schweſter, lebt wohl, und geſund erhalte Euch Gott

Euerem treuen Sohne und Bruder

Joſeph.

Grüßt alle Freunde und Bekannte recht herzlich von mir, beſonders P. Hugo, Petzolt, Damian, Kratzmanns und Kretſchmer, und ſchreibt mir ja gleich wieder. Maler Reinhart iſt geſund, obwohl ſelten in Rom. Wenn ich nur nichts vergeſſen habe. Adio!

XVI.

Rom, am Pfingſtſamstage (25. Mai) A. D. 1828.

Vor drei Stunden kam ich aus der Villa, ging zum Mittageſſen und heute als an einem Poſttage mit der ſicheren Hoffnung eines Briefes von Euch, auf's Caffè, wo ich richtig Euren vom 10. Mai vorfand. Gott ſei tauſendmal für Euere allſeitige Geſundheit gedankt, nur hat mich die Nachricht von den vielen Wiederwärtigkeiten, welche Ihr zu überſtehen hattet, ſehr betrübt .... Lieber Himmel, warum auch die Menſchen ſich ohne Noth das Leben gegenſeitig verbittern und nicht lieber einmal ruhig und beſcheiden die gute Stunde genießen, aus lauter Sorge für die künftige, die uns noch ſo ungewiß iſt.

Für meine Abreiſe iſt bereits ein wichtiger Schritt geſchehen. Herr v. Pilat ſchrieb mir nämlich im Februar: ich möchte um Erneuerung meiner Subſcription oder durch ein Geſuch um ein kaiſerliches Stipendium einkommen,

welches mir gewiß werden würde, falls ich nicht aus eigenen Mitteln einen längeren Aufenthalt in Rom bestreiten könne. Ich habe ihm vor Kurzem geschrieben, daß ich mich ferner nicht mehr um dergleichen bewerben wolle, sondern meinen Aufenthalt hier mit dem mir gleich Anfangs verliehenen Stipendium zu schließen gedenke, wobei ich ihm meine Gründe angebe. Unser Gesandter fand diese Gründe sehr billig und begleitete mein Schreiben mit einem eigenen Briefe an Hrn. v. Pilat, und somit ist die Sache abgemacht.

An eine Reise nach Neapel kann ich diesen Sommer, wenn sich meine Kasse nicht etwa ganz unvermuthet verbessert, gar nicht denken. So klein die Reise an sich ist, indem man sie in zwei Tagen machen kann, so kostet sie doch immer so viel, wenn man alle die kleinen Touren in Neapel's Umgegend, wie Puteoli, Sorrent, Pestum, den Vesuv u. s. w. machen will, was eigentlich doch das Interessanteste ist, daß ich wohl darauf werde verzichten müssen, so ungern ich's thue. Besonders gern hätte ich freilich den Vesuv und das Kloster Amalfi wegen seiner wunderbaren Lage gesehen. Pompeji und Herculanum ziehen mich weniger an, man sieht diese beiden Städte hier bei so vielen Künstlern bald architektonisch, bald malerisch, bald bis in's kleinste Detail antiquarisch gezeichnet, und sie haben außer der Merkwürdigkeit durchaus nichts Großartiges, und mit Merkwürdigkeiten, und zwar mit den größten, welche die Welt hat, wird man hier in Rom ordentlich gefüttert.

Zudem werde ich diesen Sommer über viel zu thun haben, erstlich meinen Carton zum letzten Bilde in der Villa, welchen ich wegen Mangel an Raum nicht in meinem „Studium" machen kann. Koch hat mir eines seiner Zimmer dazu angeboten, wovon ich Gebrauch machen werde. In dieses letzte Bild muß ich Porträts aus der Familie

Maſſimi hineinbringen, welches mir die Compoſition ſehr erſchwert; aber der Prinz bleibt nun einmal bei ſeiner Liebhaberei. Der Gegenſtand iſt, wie Ihr ſchon wißt, die letzte Strophe des Taſſo.

Heute, als am Dienstag nach Pfingſten, wollte ich dieſen Brief ſchließen und auf die Poſt geben, ich wurde aber durch einen Beſuch eines Prinzen Friedrich von Sachſen in der Villa geſtört. Der Prinz Maſſimi bat mich nämlich heute Morgen, doch Nachmittags wieder herauszukommen; ich mußte alſo nach Hauſe, mich anders anziehen und hab ſo den ganzen Tag und folglich auch die Poſt verſäumt, und Ihr werdet (da in Rom wöchentlich nur zweimal die Poſt nach Deutſchland abgeht) meinen Brief drei Tage ſpäter erhalten.

Maſſimi hat eine Prinzeſſin von Sachſen zur Frau und bietet Alles auf, dem Prinzen Friedrich den Aufenthalt in Rom angenehm zu machen. Dieſer iſt ein recht liebenswürdiger junger Mann. Er ſah mit ſehr viel Liebe die Gemälde in der Villa an, er kannte mich dem Namen nach ſchon und freute ſich, einen halben Landsmann an mir in Rom zu finden.

Morgen oder übermorgen werde ich mit meinem zweiten Bilde fertig, es iſt die Entzauberung des Waldes durch Rinald.

Ich hätte ſchon längſt etwas von Anordnung und Compoſition meiner beiden Bilder geſchrieben, wenn es nicht ſo viel Worte brauchte, welche am Ende doch keine deutliche Anſchauung geben und das Papier nur vollmachen.

Nun fängt es in Rom ſchon tüchtig an heiß zu werden, ſo daß man ſich in den Mittagsſtunden ſehr ermattet fühlt und nur etwa gegen Abend einen Spaziergang unternehmen kann. Mein Lieblings-Spaziergang des Sonntags bei ſchönem

Wetter ist jetzt der Stadttheil jenseits der Tiber, Trastevere, und der römische Hafen, Ripa grande genannt. Hier herein kommen immerwährend kleine Kauffahrer mit fremden Weinen und anderen Producten aus Spanien, Frankreich, England und Malta; sie fahren bei Ostia in die Tiber herein bis nach Rom. Dieser kleine Hafen gibt durch seine Lage und Belebtheit einen sehr angenehmen Anblick. Gegenüber liegt auf dem mit Oelbäumen und Orangen schön bewachsenen Monte Aventino das reizende Kloster S. Sabina, in der Verlängerung der Tiber sieht man den Monte Testaccio und die Pyramide des Cajus Cestius, weiterhin die Ruine der Paulskirche, und auf der andern Seite hin zieht sich der Janiculus mit seinen schönen Villen, Klöstern und Kirchen, die gar munter aus dem vielfarbigen Grün herausſehen. Der ziemlich stattliche Wald von Masten und bunten Wimpeln und Flaggen, sowie das Treiben des Schiffsvolks auf dem großen mit alten Bäumen bepflanzten Platze, gibt dem Ganzen etwas sehr Heiteres. Die Schiffe, die des Samstags angekommen sowohl als die, welche Montags wieder zur See gehen, halten des Sonntags Rasttag, die Mannschaft der letzteren beichtet und communicirt an diesem Tage in einem kleinen Kirchlein an der Tiber, Maria del buon viaggio (Maria von der guten Reise) genannt. Am Abend des Tages geht dann die ganze Schaar aus der Kirche in Begleitung eines Priesters in Prozession nach dem Hafen, die beiden ältesten Marinari tragen zwei Fahnen voraus, worauf Petrus und Paulus als die Schutzpatrone der Schiffenden, und Maria als Stern der Meere und Retterin in Sturm und Schiffbruch gemalt sind. Wenn der Zug (gewöhnlich einige Hundert an der Zahl und aus vielen Nationen) betend und singend im Hafen angekommen ist, so segnet der Priester die abgehenden Fahr-

zenge, und die Prozeſſion geht wieder nach der Kirche zurück, von wo aus dann jeder Einzelne nach ſeinem Schiffe ſich begibt und von jedem Vorübergehenden eine glückliche Reiſe und Madonna zur Begleiterin gewünſcht bekommt. Wie gefällt Euch das?

Um die Comteſſe Reſi iſt mir ſehr leid, aber für die arme Familie iſt das wirklich ein ſehr empfindlicher Schlag; die werden gar ſehr niedergeſchlagen ſein, ich bedauere ſie auch recht ſehr.

Du, liebſter Vater, fragſt, ob ich die Sterne Jupiter und Venus aus meiner Wohnung ſehe: Jupiter glaube ich zu ſehen, aber ich kann ihn mit Beſtimmtheit nicht herausfinden. Hier in Italien iſt das Leuchten der übrigen Sterne, und ſogar, wie mir vorkommt, die ſichtbare Anzahl derſelben bei dem wunderbar klaren Himmel weit ſtärker und gleichmäßiger als bei uns zu Hauſe; übrigens ſehe auch ich ſehr oft da hinauf; aus meiner Schlafſtube habe ich keine Ausſicht, aber aus dem „Studium“ ein ziemliches Stück Himmel zu überſehen. Es iſt zwar eine Terraſſenmauer gegenüber, welche aber nur bis halb die Höhe meines Fenſters überſteigt, und auf 30 Schritte liegt Kloſter und Kirche S. Iſidoro ſammt einigen Feigenbäumen und Cypreſſen. Dieß iſt meine ganze Ausſicht, außer in die Straße, die gar ſtill und ruhig iſt und in der jetzt gerade der Waſſerverkäufer mit ſeinem Eſel heraufzieht; er hat nämlich eine Art Liebwerder Sauerbrunn zu verkaufen (der hier vor der Stadt entſpringt) und ſingt mit nicht gar melodiſcher Stimme, vom Eſel accompagnirt, ſein immer wiederkehrendes: Acqua cetosa.

Wenn Gruß nach Rom kommt, ſo dürfte er wohl Manches anders finden, als er vielleicht erwartet. Kaplik wenigſtens hat ſeine Anſichten gar ſehr geändert und iſt

ſo demüthig und beſcheiden geworden, wie er vorher feſt und ſeiner Sache gewiß zu ſein ſchien (dieſes ſage ich nur für Euch). Er hat die größte Luſt, immer in Rom zu bleiben, das Lob von ihm klingt freilich etwas komiſch, beſonders mit einem ſolchen Nachſatze; übrigens ſtehe ich gut mit ihm und halte ihn für einen ſehr braven Mann, der (wenn auch manchmal auf ſeine Weiſe) doch immer dem Rechten und Wahren nachſtrebt, und das iſt viel.

Ob wohl P. meine Zeichnungen ſchon hat?

Ich will Euch doch geſchwind die Ausſicht aus meinem Fenſter herzeichnen, das wird meiner lieben Marie lieb ſein.

Nun lebt wieder recht wohl. Euch unter Gottes Schutz empfehlend und ihn um Euere Geſundheit bittend

Euer treuer Sohn und Bruder

Joſeph.

XVII.

Rom, den 26. Juni A. D. 1828.

Vor zwei Stunden, meine theuern, vielgeliebten Eltern und Schweſter, fand ich Eueren ſchon wieder mit Sehnſucht erwarteten Brief im Caffè Greco. Gott ſei tauſendmal für Euere Geſundheit gedankt, und ſo kann ich Euch auch von mir verſichern, daß ich völlig wohl und geſund bin. Gott helfe weiter. Daß es Dir, liebſter Vater, mit Deinen Augen nicht gut geht, hat mich ſehr betrübt. Wer doch da etwas dafür erdenken könnte! Haſt Du den Dr. Schaller noch nicht gefragt, er iſt freilich nicht Augenarzt, oder Dr. Fiſcher? Wenn ich nach Hauſe komme, wollen wir doch ernſtlich ſehen, was in der Sache zu thun iſt. Das muß ſich doch auf irgend eine Weiſe heben laſſen. Mache

Dir aber nur deßhalb keine ſo trüben Gedanken. Ich weiß es, wie höchſt unangenehm und fatal es iſt, nicht gut zu ſehen, aber Du mußt Dich deßhalb nicht im mindeſten anſtrengen, um etwas zu ſchaffen, was gerade einen beſtimmten Zweck hätte. Wenn es wieder beſſer geht, iſt ja immer noch Zeit dazu. Für jetzt ſchone Dich nur ſo viel wie möglich, ſetze recht oft ab, wenn Du etwas machen willſt, und thue Dir keine Gewalt an; es wird ſchon wieder beſſer gehen, und ſuche Dich dabei geiſtig zu erheitern, denn der Geiſt ſteht mit den Sinnen in zu genauer Verbindung. Wenn ich nach Hauſe komme, will ich nach Kräften dazu beitragen, und wir werden dann im heiteren, zufriedenen Zuſammenleben uns leichter über die Widerwärtigkeiten des Lebens beruhigen. Von und über Kunſt ſollſt Du dann recht viel hören; die jetzige Faſte hinſichtlich dieſes ſchönen, uns ſo wichtigen Gegenſtandes ſoll reichlich vergütet werden, und die heitere ideale Welt der Kunſt wird uns dann oft vor der nackten ſchalen Wirklichkeit ſchützen. Ich bringe reichen Vorrath zu intereſſanten Geſprächen und Betrachtungen mit, welche uns manche Abendſtunde, manchen Spaziergang würzen werden. Daß Du, liebſte Marie, Dir die Albrecht Dürer'ſchen Feierlichkeiten abgeſchrieben haſt, und daß Dich überhaupt dergleichen freut, iſt auch mir erfreulich, ſowie, daß Du fleißig componirſt. Auch haben mich Deine guten Rathſchläge ſehr ergötzt, obſchon ſie nicht ausführbar ſind. Aber ſchreibe mir nur immer Deine Meinung, ich bin niemals böſe darüber und freue mich ſchon an Deinem guten Willen. Es wäre auch Alles ſehr ſchön und gut, nur, liebes Kind, iſt gar Vieles anders in der Welt, als Du Dir vorſtellen kannſt. So will ich Dir nur ſagen, daß zum Beiſpiel Dein recht hübſches Project, mich von Jemanden mit nach Neapel nehmen zu laſſen, ſchon darin ein kleines Hinderniß

hat, daß weder unſer Geſandter noch der Prinz Maſſimi nach Neapel reiſen, denn Letzterer bleibt in Rom, und Erſterer geht bloß auf's Land in's Lateiner-Gebirge nach Caſtell Gandolfo, wo ich ſchon war, und wenn ich wollte und Zeit hätte, auch einige Tage zubringen könnte, ohne daß es mich viel koſtete, da er mich eingeladen hat. Aber mir fehlt es an Zeit. Der ſächſiſche Prinz iſt ſchon wieder abgereist. Auch ſind die großen Herren recht charmant und freundlich bis auf den Punkt, wenn man ſie benützen will und ſie dieß Geld koſtet. Da haben ſie ſehr höfliche Ausreden die Menge in Bereitſchaft. Und ſo muß ich denn abwarten, ob und wie es ſich macht . . . .

Ich bin mit der Compoſition meines letzten Bildes noch gar nicht im Reinen. Dieſer Gegenſtand hat ſeine eigene Schwierigkeit. In dieſen Tagen werde ich die Porträts von der Familie Maſſimi zeichnen, und dann mit allen Kräften an die Expoſition des Gegenſtandes gehen, von dem ich wünſchte, daß er nur recht gelänge. Wenn nur das Klima hier nicht ein ſolcher Feind der Thätigkeit wäre, beſonders wenn man denken ſoll. So iſt es an manchen Tagen trotz aller Anſtrengung rein unmöglich, etwas Ordentliches vor ſich zu bringen. Wir haben hier ſchon beinahe ſeit zwei Monaten völligen Sommer, das heißt große Hitze und wenig Regen mehr, und das wächst nun noch zwei Monäte. Der Scirocco iſt heuer auch ungewöhnlich häufig und ich dafür empfindlicher geworden, obſchon ich mich vor Krankheit und Fieber ziemlich ſicher fühle. Meine Natur neigt ſich nicht dahin; nur iſt es ein ſo unangenehmes Gefühl, bei der beſtändigen inneren Aufforderung, die Zeit recht zu benützen, eben ſo viel Zeit unbenützt oder wenig benützt vorübergehen zu ſehen. Wenn man ſich nun vorgenommen hat, heute willſt du das thun oder ſo weit willſt

du kommen: man ſitzt kaum eine Viertelſtunde ganz ruhig, ſo wenig als möglich bekleidet da, ſo ſchwitzt man ſchon am ganzen Körper, daß es trieft; die ermattende Hitze nimmt Einem den Kopf ſo ein, daß er nichts arbeiten kann. Dabei iſt ein zahlloſes Heer von Mücken, Fliegen und Flöhen u. ſ. w. beſtändig geſchäftig, Einen auf die läſtigſte Weiſe zu plagen, daß man nur wünſcht, ſchlafen zu können. Uebrigens werde ich heuer doch nicht ſo viel zu leiden haben, als die beiden Monate Juni und Juli vorigen Jahres. Meine jetzige Wohnung iſt weit beſſer und kühler. Auch die Römer haben vom Klima viel zu leiden, beſonders vom Fieber, und man ſieht ſie gar oft mit eingefallenen Geſichtern und vergelbter Farbe, tief in ihre Mäntel gewickelt, in der größten Sonnenhitze herumſchleichen. Es iſt ſonderbar, und ich habe es Euch, glaube ich, auch ſchon einmal geſchrieben, daß gerade die Gegenden der Stadt, welche in Deutſchland wegen ihrer freien Lage für die geſundeſten gelten würden, hier die ungeſundeſten ſind und im Sommer wenig bewohnt werden, alſo gerade umgekehrt. . . . Die paar Gulden von P. legt doch ja nicht zurück, ſondern nehmt ſie in Brauch. Schade, daß es ſo wenig iſt und ich jetzt für Eure Bequemlichkeit nichts thun kann, was der Rede werth wäre. Ich hätte gern den „Runenberg“ vollendet und Euch geſchickt, aber ich habe noch nicht dazu kommen können; doch will ich die vier oder fünf Blätter, welche noch fehlen, bald zu machen ſuchen. Meine große Arbeit hat mich bisher ſo ſehr in Anſpruch genommen und thut es noch; aber ich hoffe doch bald etwas Luft zu bekommen. Daß Euch meine kleinen Schilderungen Roms und des hieſigen Lebens Freude machen, iſt auch mir ſehr lieb, weil ich damit Manches feſthalten und bei meiner Heimkehr (da ich kein Tagebuch führe) wieder werde anknüpfen können, was hier im Großen

und Allgemeinen mir kaum bemerkt vorübergeht. Es ist wohl wahr, daß man an dem Volkscharakter der Römer Manches, ja sehr Vieles ausſetzen kann, was auch Euch oft (wenn Ihr hier wäret) bei den ſchönſten und rührendſten Eigenthümlichkeiten ſehr ſtörend und unangenehm berühren würde; aber wenn man annimmt, daß ein Volk durch Sitte und Klima ſeine äußere Form und Erſcheinung erhält, ſo kommt man zu dem Schluſſe, daß die Menſchen überall Menſchen ſind und ſich (mehr oder weniger) gleichen. Der Italiener (namentlich der Römer) nimmt Alles leichter als wir Deutſche. Ihm iſt das Leben ein Feſt, aus lauter kleinen Feſten, welche jede Jahreszeit mitbringt. Gern plagt er ſich Wochen und Monate lang, um etwa am Sonntag eine Spazierfahrt oder am Carneval eine hübſche Maske zu haben. Eine andere Sorge für die Zukunft kennt er nicht. Die wunderlichſten Contraſte finden ſich bei dieſem Volke. Die Religion knüpft es an Alles, oder beſſer: Alles wird an die Religion geknüpft, es mag nun paſſen oder nicht. So z. B. ſtört es die Andacht des einfältigen, frommen Römers nicht einen Augenblick, wenn er bei den größten Feierlichkeiten, Prozeſſionen u. dgl. beſtändig eine Menge Kerls ſich herumtreiben ſieht, welche er mit großem Geſchrei ihre Eßwaaren oder Limonienwaſſer und ſolch Zeug ausbieten hört. Auch findet die öffentliche Polizei dieſes gar nicht unanſtändig. Ein äſthetiſcher Sinn des Schicklichen und Erbaulichen ſcheint dem Volke, inſoweit es ſich in die religiöſen Feſte miſcht, gänzlich zu mangeln, und doch iſt die Anlage aller dieſer Feſtlichkeiten ſo grandios, daß gewöhnlich dieſe Sachen kaum bemerkt werden. Eine beſondere Zierde der Prozeſſionen, über welche ich mich ſchon oft geärgert habe, iſt die ſogenannte Janitſcharen- oder türkiſche Muſik, welche die Militärbanden

beſorgen und welche womöglich nie fehlen darf. So z. B. hört man die ganze Frohnleichnamsoctav auf allen Straßen Roms dieſes muſikaliſche Getöſe. Am letzten Tage derſelben war große Prozeſſion in St. Peter, ſowie am Frohnleichnamstage ſelbſt, aber die letztere war gegen Abend und auf dem einzigen Lokale des Petersplatzes, von ungeheurer Pracht und rührender Bedeutung, bis auf die grimmige Muſik. Daß ich in die Kirche zurückging, ehe der Zug dahin zurückkehrte, verſchaffte mir (wie ſchon geſagt) wieder die Ueberzeugung, daß kleine Entſtellungen bei einem ſo ſchönen und großartigen Cultus, wie der katholiſche, vor demſelben beinahe gänzlich verſchwinden; nun beſonders erſt in Rom, wo Alles tiefe Bedeutung hat. Es war ſchon Abend; die hohen Wachsfackeln auf dem Hochaltare beleuchteten ſpärlich den ungeheuern Raum gegen das Hauptthor zu; draußen ſchwieg die Muſik, und der Zug bewegte ſich langſam, ſtill und feierlich in die Kirche herein und ſchlang ſich zum weiten Kreiſe um den Hochaltar herum. Man hörte nur das Rauſchen der Gehenden und das Knirſtern von dreitauſend brennenden Wachsfackeln, und noch draußen in der Ferne den Geſang der päpſtlichen Kapelle. Ein Anſtand, eine Ruhe bei dieſer Volksmaſſe, ganz des Feſtes würdig. Geiſtliche aller Art, Senatoren und Bruderſchaften, hundert weißverſchleierte Frauen und Jungfrauen, Katechumenen aus allen Nationen, und ebenſo viel Männer, ganz ſchwarz, alle mit brennenden Lichtern, ſchloſſen unmittelbar vor dem Hochwürdigen den Zug, der nun in fünffachem Kreiſe das Heiligthum umgab. Als nun beim Segen dieſe Menge lautlos auf den Knieen lag, jede einzelne Geſtalt ſo ſchön, wie aus alten Bildern, und das Kerzengeflimmer zum Lichtmeer zuſammenfloß, da war es, als wenn die ewigen Sterne aus der Nacht der größten Kuppel herab-

gestiegen, oder Heilige und Martyrer aus dem himmlischen Sion noch einmal dieß Glaubensfest mit ihren sterblichen Brüdern zu feiern gekommen wären. — Doch, ich muß schließen, denn der Brief muß auf die Post. Gott beschütze und erhalte Euch für mich, Euern treuen Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt Alle und schreibt mir ja gleich und viel.

XVIII.

Rom, den 27. Juli A. D. 1828.

..... Ich hatte mich zwar auf eine längere Mittheilung gefreut. Weil es mir immer etwas lang wird, ehe ich Briefe kriege, so werde ich ordentlich heißhungrig und geize nach jeder Zeile. Doch wer kann für die Umstände! Du, liebster Vater, scheinst etwas ärgerlich auf mich zu sein, daß ich den „Runenberg" nicht früher gemacht und geschickt habe; jedoch mußt Du mich mit den Verhältnissen entschuldigen, mit und unter welchen ich hier lebe. Als Beweis übrigens, wie wichtig mir jeder Wunsch, den Ihr äußert, ist, kann ich Euch sagen, daß ich, seit ich Euern Brief erhalten, schon ein Blatt mehr componirt und fertiggemacht habe. Ich habe nach Euerm Willen jetzt Alles stehen und liegen lassen, so schwer es mir auch wird, da ich mit der Composition und dem Studium meines dritten Bildes für die Villa, welches äußerst schwer und mühsam ist, eben vollauf beschäftigt war, indem ich noch so viel damit und mit dem (wenn auch nur flüchtigen) Carton zu thun habe. Auch in anderer Rücksicht ist mir die ganze Sache wohl sehr unlieb. Ich habe Euch eben darum vom Schicken dieses Cyklus nie etwas geschrieben, weil ich schon seit vori-

gem Jahre mir vorgenommen hatte, ihn nicht zu ſchicken, ſondern mitzubringen, da ich hier erfahren und oft erlebt habe, daß dergleichen, wenn auch nicht oft, doch leicht verloren geht. Hr. G. S. und kein Menſch dankt mir's, wenn dieſe Zeichnungen, zu denen ich die Zeit an den Stunden der hier ſo nöthigen Erholung und Ruhe abgeſpart habe, für mich, für Euch und für die Welt nutz- und freudelos verſchwinden. So viel ich mich erinnere, habe ich G. S. zwar die Verheißung gegeben, ihm dieſe Sachen in Rom zu machen; von ſchicken weiß ich nichts. Verſprechungen bürden allerdings Verpflichtungen auf, und Pflicht iſt mir heilig. Jedoch können Fälle eintreten, wo der Präſident füglich Rückſicht nehmen könnte und ſollte. . . . . Meine „Elfen" hat in Wien kein Menſch geſehen, ſelbſt Freund Haas, der mehrmals durch Hofrath H. um dieſe Gunſt bat, konnte ſie nie zu Geſichte bekommen. . . . . Ich werde die Zeichnungen in ſechs oder acht Tagen fertig haben und ſie ſogleich unter Eurer Adreſſe mit möglichſter Vorſicht abſenden. Ob ſie dieſen Auguſt noch in S.' Hände kommen, bezweifle ich; ich werde, wie geſagt, ſehr vorſichtig damit ſein. Wäre der öſterreichiſche Geſandte nicht auf dem Lande, ſo würde ich mich über eine recht ſichere Gelegenheit mit ihm beſprechen; überhaupt würde ich eine ſichere Gelegenheit einer ſchnellen vorziehen, denn gewiß wäre mir der Verluſt der Zeichnungen am ſchmerzlichſten, ſchmerzlicher als G. S. die Vereitlung ſeines Namenstagsgeſchenkes. . . . . Ihr ſchreibt, daß es in Prag auch dieſen Sommer ſehr heiß iſt. Um einen Begriff von dem Unterſchiede zwiſchen hier und dort zu haben, denkt Euch die Wärme eines Maitages im Vergleich mit der Hitze des Auguſt. Wenn Ihr nach einigen heißen Tagen kühlende Gewitter und Regen habt, ſo denkt, daß ich ſeit halben Mai

noch keinen Tropfen Regen gesehen habe, und noch keine Wolke am Himmel, als sehr oft die gelbgraue Farbe, mit welcher der Scirocco, alle Kräfte erlahmend, den Himmel überzieht, aber keine Feuchte für die Erde hat. Auch sind die Regen hier im Sommer sehr schädlich. . . Was nur Geld und Zeit hat, eilt auf's Land, um da die reinere Bergluft zu genießen. Um mir auch einige Erholung zu verschaffen, war ich vorige Woche auf einen Tag in Fiumicino, dem jetzigen römischen Hafen- oder Landungsplatze beim Ausfluß der Tiber, — ein einsamer Ort mit wenig Häusern, einer kleinen Citadelle, einem Leuchtthurm und vielen Fischerhütten. Mit Sonnenaufgang gelangten wir an's Meer; später gingen wir nach Ostia hinüber, diesem alten, wichtigen Platze der Römer, der jetzt aber tief in's Land hinein liegt und nicht mehr am Meere. Von Puteoli aus betraten hier die Apostel Petrus und Paulus das Land ihres Todes, ihrer Gräber und ihres Triumphes. Gegen Mittag kehrten wir nach Fiumicino zurück. Die Hälfte des Weges wurde zu Wagen gemacht, weil durch die zahllosen Büffelheerden das Fußgehen gefährlich ist; die Gegend ist höchst interessant. Ich saß lange Zeit auf dem Sande des Ufers, in meine Träumereien vertieft; ich könnte so Tage lang sitzen und in die reine Azurbläue des Meeres hineinstarren. Es war ein herrlicher Nachmittag; diese Ruhe und diese Größe des Anblicks, im Westen die fernen Küsten Italiens gegen Livorno zu, im milden Rosenduft von der blauen Fluth bespült, vor und neben mir in unbegrenzter Ausdehnung den alten Ocean. Ich hatte an diesem Nachmittag die gleich großen Schauspiele eines ruhigen und bewegten Meeres. Gegen Abend erhob sich ein starker Südost, und das Seevolk erwartete Sturm. Einige Schiffe ließen sich am Horizont sehen; die Lootsen machten ihre

Boote los, um sie hereinzubringen. Wir setzten uns auf die Spitze eines Dammes, der weit in's Meer hinausgeht, um die wachsende Bewegung des Wassers recht zu beobachten. Eine Menge Schiffsvolk hatte sich zu uns gelagert, die ich mit einer Pfeife Tabak gesprächig machte, so daß sie ihre Schiffsgelehrsamkeit und ihre Kenntniß des Elementes gern auskramten, welches uns bei der erwartungsvollen Stille des Meeres sehr unterhielt. Ich habe schon bei Ancona das Meer sehr unruhig gesehen und erwartete hier ein ähnliches Schauspiel. Am Horizonte zeigten sich die weißen Streifen, die ich auch schon kannte von Venedig her; Fischreiher und Möven flogen auf und kamen an den Strand, eine Reihe weißer Wellen kam herein und brach sich donnernd zu unsern Füßen, daß wir vom Schaum bespritzt wurden. Die ausgelaufenen Boote, jedes mit sechs Rudern, verschwanden und zeigten sich wieder auf den Häuptern der Wogen, wie ein schwimmendes Baumblatt; der Wind drehte und legte sich aber, so daß wir nur die Ouvertüre eines Sturmes zu sehen bekamen, ein Anblick, an sich schon zu groß für jede Beschreibung. Hätten wir übrigens noch fünf Stunden gewartet, so hätten wir das Stück selbst gesehen, wovon wir auf dem Wege nach Rom zurück noch aus der Ferne Ohrenzeuge waren; wir hörten nämlich in furchtbarer Undeutlichkeit das ferne Orchester des Sturmes, und wären Alle einstimmig gewesen, so wären wir zurückgekehrt. Nun, liebste Marie, habe ich Dir doch auch wieder etwas erzählt. Ich weiß, daß Du dergleichen gern hörst und gewiß auch gern sähest, und mich sollte es wundern, wenn Du nicht jetzt etwas componirst, wo das Meer darauf vorkömmt, etwa das Schifflein Petri, oder den Heiland auf dem Meere wandelnd, nicht wahr? Uebermorgen verlassen meine lieben Freunde Schulz und Waagen Rom und

kehren nach Deutschland zurück. Ich werde sie sehr vermissen, denn wir sahen uns täglich, und ich habe sprechende Beweise ihrer wahren Freundschaft. Ihre Abreise verursacht mir viel unvermeidliche Störungen, da hier unter den Deutschen, wenigstens unter denen, welche sich einmal näher kennen und angeschlossen haben, ein ganz anderes Verhältniß stattfindet, als es unter Bekannten und Freunden in Deutschland gewöhnlich der Fall ist. Jeder macht die Sache des Andern zu seiner eigenen, in Noth oder Krankheit oder Bekümmerniß trägt und hält man sich gegenseitig aufrecht, und nie läßt Einer den Andern fallen, so lange er nur selbst noch steht. So fesselt das gemeinschaftliche Vaterland hier in der Ferne die Gemüther fester aneinander, und im Augenblicke der Noth hören selbst Verdrießlichkeiten und Feindschaften auf.

Graf Clam hat mir vom 14. Juli einen sehr schönen Brief geschrieben als Antwort auf ein Schreiben von mir, welches er im Juni zu Franzensbrunn erhalten hat und welches ihm, wie er schreibt, viel Freude machte. Am Schlusse sagt er: „Ihre Genovefa begleitet mich überall hin, lieber Führich, und ich verdanke Ihnen überhaupt viel angenehme und frohe Stunden meines Lebens.“ Es freute mich sehr. Ich bin jetzt im Ganzen sehr vereinsamt. Viele meiner näheren Bekannten gehen oder sind schon fort, viele sind auf dem Lande, so daß ich manchmal recht melancholisch werde; unsere gemeinschaftlichen Spaziergänge des Sonntags oder gegen Abend mache ich nun allein, insofern es meine Zeit oder die Hitze zuläßt. Da irre ich auf dem Forum oder auf dem palatinischen Hügel herum, oder steige auf's Capitol, um von hier aus das heilige Rom zu überschauen. Da sitze ich oft an der Statue Marc Aurels und rauche meine Abend-

pfeife und denke hier auf dem Schauplatze der größten Weltereigniſſe an die kleinen meines Lebens, an meine engen Sorgen und Wünſche und an Alles, was mir lieb und theuer iſt. Ich habe auf dieſe Weiſe wohl oft genußreiche Augenblicke und ſehe oft recht heiter und zuverſichtlich der Sonne nach, die ſich hinter St. Peter ſchlafen legt, nachdem ſie mir durch die Pinienſtämme des Janiculus ihren Scheideblick in's Geſicht geſchienen hat. Aber wenn ich dann nach Hauſe komme und die gute alte Roſa (nachdem ſie mir meine Lampe angezündet) mit ihrem felicissima notte aus der Stube geht, dann fühle ich mich wieder ſo allein, ſo allein, ſo einſam und verwaiſt, ſo unzufrieden mit mir. Ich nehme etwas vor, aber wenn mir dann gar die Wände zu enge werden, greife ich nach dem Hute und gehe nach der nächſten Oſteria, wo ich nur einige Landsleute weiß, und wenn ich auch da manchmal nicht zehn Worte ſpreche, ſo vergehen mir doch für's Erſte die Grillen, und ich komme wieder in den gewöhnlichen Lebenstakt hinein. Das Zettelchen der Frau B. habe ich an Reinhart abgegeben. Er verſprach mir, eine Antwort zur Einlage an ſie zu geben. Ich habe aber noch nichts erhalten. Beim nächſten Briefe will ich ihn daran erinnern; jetzt käme dieſes zu ſtürmiſch heraus. Habt Ihr viele Beſuche und welche? Kömmt O. und Sch. öfter zu Euch? Letzterer wird wohl böſe ſein, daß ich ihm noch nicht geſchrieben habe. Der berühmte Ferdinand Ruſcheweih, der Cornelius' „Fauſt“ und neuerdings einige herrliche Sachen nach Overbeck geſtochen hat, wird Euch vielleicht nächſtens beſuchen und Grüße von mir bringen. Ich habe ihm Eure Adreſſe gegeben. Er war mein Nachbar und iſt vor einiger Zeit nach Deutſchland gereiſt, um ſeine Verwandten zu beſuchen und dann wahrſcheinlich für immer nach Italien

zurückzukehren. Nun habe ich Euch, glaube ich, Alles geschrieben, was mir in dem Augenblick schreibenswerth erschien. Ich könnte so fortplaudern, wenn Zeit und Raum (die beständigen Hindernisse des menschlichen Willens) mir es verstatteten. Wenn auch nicht Alles wichtig ist, was auf dem Blatte steht, so, glaube ich, wird es Euch doch freuen, weil es von mir kömmt, wenn ich nur nichts Wichtigeres vergessen habe. Euch, meine theuren Eltern und Schwester, dem göttlichen Schutze empfehlend und ihn um Eure Gesundheit flehend, bleibe ich Euer treuer Sohn und Bruder Joseph.

XIX.

Rom, den letzten August A. D 1828.

. . . . Den „Runenberg" werdet Ihr wohl wahrscheinlich innerhalb eines Monats erhalten. Ich machte ihn, wie ich Euch im vorigen Briefe versprach, innerhalb von acht Tagen fertig. Jetzt ist er schon über vierzehn Tage auf dem Wege zu Euch . . . Ein kleines Briefchen an Euch, eine kleine Bleistift-Zeichnung vom hl. Joseph für Marie und mein Porträt auch mit Bleistift von mir, liegen auch noch dabei, letzteres für Fanny, und ich wünsche, daß der Postwagen recht schnell geht, um Euch die Sorgen, daß diese Geschichten verloren seien, zu ersparen. Doch genug hievon und zu was Anderem. Daß Du, liebster Vater, Dich in Bezug auf künstlerische Mittheilung sehr einsam fühlen magst, glaube ich sehr gern, und es ist mir leid. Nimm Dir nur Geduld, bis ich nach Hause komme, dann sollst Du wieder recht viel von und über Kunst hören; dann wollen wir gegenseitig unsere Empfindungen darüber austauschen, dann soll überhaupt wieder ein neues Kunst-

leben losgehen, was Dich gewiß freuen und erheitern wird. Mit meiner Idee zum letzten Bilde in der Massimi bin ich nun bis auf Kleinigkeiten und nach vieler Mühe gottlob im Reinen, und werde in diesen Tagen den Carton anfangen zu zeichnen. Es war eine schwierige, ja die schwierigste Aufgabe, die mir noch vorgekommen ist. Einstweilen, ehe ich Euch selbst die Composition zeigen kann, will ich's Dir, liebster Vater, und auch Marie, etwas beschreiben. Der mir dazu angewiesene Raum hat beiläufig das Format, wie ich's hier aufzeichne. Ich wählte das Innere der Grabeskirche zur Scene. Die wenige Architektur, welche sichtbar ist, byzantinisch, über der Thüre ein einfacher Altarstein, hinter ihm eine kleine, sich perspectivisch verkürzende, halb natürliche, halb künstliche, von einigen Lampen erhellte Grotte, in derselben das heilige Grab, bezeichnet durch einen einfachen alterthümlichen Sarkophag, der aber nur wenig zu sehen ist. Auf den Altar vor dem Grabe erhebt Peter der Eremit das Kreuz, knieend mit ausgebreiteten Armen A, neben ihm gegen B kniet Gottfried tiefgebeugt. Er hat Helm, Schwert und Commandostab niedergelegt. An ihn schließen sich mehrere Ritter und Edle in knieender, anbetender Stellung, und hinter ihnen in der Tiefe sieht man im stillen Zuge die Schaar der Kreuzfahrer sich nahen. Von hier gegen die Wand, auf gleicher Fläche mit den knieenden Figuren, sind stehend und zum Theil auch knieend und sehr gedrängt die Porträte angebracht. C, auf dieser Seite sind noch mehrere Ritter, die den Halbkreis um das Grab bilden. Die Enden auf beiden Seiten der Thüre habe ich zu Stufen benützt, auf welchen auf der Seite B noch einige Krieger in andächtigen Stellungen hinaufschreiten; auf der Seite C aber eilen flüchtige Saracenen bestürzt und mit Schrecken nach dem Kreuze und den Siegern

zurückblickend herab. Ich weiß nicht, ob ich Euch durch diese kurze Beschreibung eine kleine Idee gegeben habe, wie ich mir das Ganze dachte. Die nähere Ausbildung des Kostüms und der Charaktere sowie der Farbe bleiben mir nun freilich noch übrig. Gott gebe nur, daß es mir in der Ausführung gelingt. Ich will keine Mühe sparen, dieses Werk so würdig als möglich zu schließen. Mit diesem Bilde ist der ganze Cyclus geschlossen und die Villa fertig, und ich reisefertig. Overbeck geht auch künftiges Frühjahr nach Assisi, um in der Kirche degli Angeli ein großes Werk al fresco zu unternehmen. Er fühlt sich ganz glücklich darüber, ich habe die Skizze dazu gesehen. Es ist der Gegenstand, wie Christus und Madonna in derselben Kirche dem hl. Franziscus von Assisi erschienen. Sie ist wunderbar schön und ganz dieses herrlichen Meisters würdig . . . . Die größte Hitze ist hier nun vorüber. Seit vier Tagen hat sich der italienische sehr in einen deutschen Sommer verwandelt, und die Fiebergefahr schwindet. Die Jahreszeit wird nun schön, wahrhaft arg sind wirklich die Monate Juli und August hier. So muß jedes Land seine Schattenseite, wie alle Dinge in der Welt, haben, um zu erinnern, daß wir auf der Welt, wo nichts vollkommen ist, sind, und (diese) auch dem paradiesischen Italien seine Dornen beimischen. Der große Sturm bei Euch, den Ihr mir beschreibt, muß Euch wieder recht bestürzt gemacht haben; das ist ja wie vor'm Jahre. Von dergleichen Schrecknissen hat man hier keine Idee. Starke Gewitter sind hier eine große Seltenheit, Feuersbrünste, Hagel und Ueberschwemmungen kommen fast nie vor, schnelle Veränderungen liegen überhaupt gar nicht im Charakter der hiesigen Natur und des Landes, welches diese Eigenthümlichkeit schon durch seine starken, festen und immergrünen Bäume und Gewächse zeigt.

Die Beschreibung Deines Traumes, liebste Mutter, hat mich sehr gerührt. Er ist mir der schöne Beweis, daß mir liebende Herzen entgegenkommen werden, wenn er in Erfüllung gehen wird, wenn mich Gottes Hand von meiner Pilgerfahrt in Eure Arme führen wird. Wie oft träume auch ich von Euch und der Heimath! Dein Briefstein und kleine Composition, liebste Schwester, machte mir auch viel Freude. Sei nur recht fleißig und zeichne viel nach guten Sachen. Du wirst Dich wohl recht verändert haben und gewachsen sein, wenn ich zurückkomme, und aus der Kleinen eine Große geworden sein, daß man die Jungfer Schwester kaum erkennen wird, nicht wahr? Die Beschreibung Deiner Kratzauer Reise, liebster Vater, machte hier in Rom einen eigenen Eindruck auf mich. Ich kann mich in Alles so gut hineindenken, die vaterländische Gegend, meine Jugendjahre, Alles wurde mir wieder so klar. Weißt Du noch, wie oft wir zusammen nach Reichenberg und da und dorthin gingen, und des Abends gewöhnlich mit einem Röllchen Kupferstiche und gutem Appetit, manchmal auch mit sehr müden Beinen in die ruhige Dämmerung unserer kleinen Vaterstadt einwanderten. Du hast gewiß auch an mancher Stelle meiner gedacht. Diese kleinen Ausflüge mit Dir, guter Vater und Meister, waren die heiligen Geburtsstunden aller Poesie und Kunst in meinem Gemüthe, da sprach der Geist der Natur aus jeder Pflanze, jedem Bach und Kornfelde, von mancher Waldspitze und dem blauen Gebirge und der goldenen Abendwolke her wehte mich gleichsam das Leben der Kunst räthselhaft und doch verständlich an. Damals ahnte ich noch nicht, wie schwer sie und das Leben sei, ich hatte Muth und dachte, Alles müsse mir gelingen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals leichter und mit weniger Zweifeln an das größte Bild, als jetzt an eine

kleine Zeichnung gegangen wäre. Doch war es gut so. Was liegt nicht Alles zwischen jener Zeit und jetzt! Indem ich mich so zurückversetze in die Zeit, wo mir ein Gang nach Friedland oder sonst wohin wie eine Reise, die Ausführung eines großen Bildes als eine kleine Sache vorkam, und dabei aus meinem Fenster im Klostergarten drüben den Bruder Onophrio reife Granatäpfel abschütteln sehe, und die Kinder auf der Straße ihr tanta bella Roma zum Tamburin singen höre, so weiß ich nicht, ob ich das Jetzt oder das Damals für Traum halten soll. Sind die Außendinge das Bleibende oder ist es der innere Mensch, und sind jene das, was dem Leben durch reiche Abwechslung solche vorübereilende Schwingen gibt, oder ist's die innere Regsamkeit des in der Arbeit ruhenden und in der Ruhe arbeitenden Kunstgeistes, der die Jahre so an mir vorübergejagt hat, wie die äußeren Eindrücke der Welt und des Lebens? Es ist eigen: in früheren Jahren erschien mir jede Wirklichkeit als Bild; jetzt geht mir aus jedem Bilde eine Wirklichkeit hervor, in welcher ich wieder (eben wie damals) die Kluft zwischen Natur und Kunst verschwinden sehe. Also bin ich im Grunde doch noch der Alte, selbst in Bezug auf Gesinnung und Ansicht, wenn sich auch ihre zufälligen Formen und durch die veränderte Form die Erscheinungen geändert haben. Ich schwätze verwirrtes Zeug; aber vielleicht werdet Ihr mich verstehen. Wie die Einbildungskraft Nahes und Fernes, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, beim Maler zum Bilde, beim Dichter zum Liede, zur Harmonie beim Musiker zusammenknüpft, so umschließt sie auch (wie der weite Himmel die Erde) Gegenstände der Erinnerung und Gegenwart mit einem einzigen Gedanken; nur in Bezug auf momentane Richtung kann die uns unmittelbar umgebende Gegenwart

wirken und umstalten. Andere Bilder wehen aus dem Wipfel einer deutschen Eiche, andere aus des Südens Palmen- und Cypressenschatten; andere Saiten schlägt in unserm Gemüthe das an seine Gestade donnernde Meer mit dem schwankenden Hause des Schiffers, andere der murmelnde Bach, der breite spiegelhelle Fluß mit den unter Bäumen versteckten Uferhütten an. Andere Erinnerungen knüpfen sich an den Anblick einer Tempelruine, andere an die Trümmer eines alten Bergschlosses, und doch sind es im Grunde dieselben Elemente, die hier wie dort an dem Bilde der Welt und des Lebens arbeiten, beim Künstler sich wieder in Gestalt und Bild aussprechen. Und wenn es ihm gelingt, den geistigen Zusammenhang aller Dinge in eine einzige große Anschauung zusammen zu fassen, so werden alle seine Werke gleichsam nur ein einziges Bild seines Gemüths, und er darf sich unter die Lehrer der Menschheit stellen, indem er ihr den großen Begriff einer höhern Schönheit und Güte darstellt, und sie an die Verwandtschaft mit einer andern Welt und mit Gott erinnert. Diese Idee von und über Kunst ist mir noch aus allen wahrhaften Kunstwerken hervorgegangen. Doch ich habe wieder einmal recht durcheinander geplaudert, laßt's Euch nicht verdrießen, und nehmt Euch daraus, was Euch gefällt. . . . Damian Schroff[1] lasse ich herzlich zum Doctorat gratuliren . . . . Künftige Woche werde ich auf zwei Tage in's Lateiner-Gebirge nach Castell Gandolfo gehen. Es ist mir unangenehm wegen der Zeitversäumniß, aber die Artigkeit erfordert, daß ich unserm Gesandten eine Visite auf dem Lande mache. Er ist ein sehr humaner Mann

[1] Später Professor der Medicin und Hofrath in Wien, der treue Jugendfreund, der dem Künstler noch in der Todeskrankheit beistand.

und hat mich eingeladen, ich werde bei ihm wohnen und mit ihm nach Rom zurückfahren. Ich lebe jetzt schon über zwei Monate von meinem eigenen Erwerb. Von Wien habe ich noch beiläufig neunzig Piaster oder Scudi zu erhalten, welche ich zu meiner Rückreise anwenden will. Sie waren dort immer nachlässig im Schicken meiner Wechsel; besonders da ich die Pension ausgeschlagen habe, mögen sie glauben, ich verdiene selbst wunder wie viel Geld, da ich doch mit dem mir von Wien angewiesenen Stipendium diese zwei Jahre schlechterdings nicht ausgekommen wäre. Ich war zwar immer im Nothfall an den Botschafter angewiesen, aber ich bediene mich dieses Mittels nicht, so lange es mir nur möglich ist. Zwei Drittel des Geldes von Massimi habe ich noch zu erhalten, und so werde ich gerade mit Ehren fort und nach Hause kommen. Vor Kurzem starb ein Kapuziner-Frater (in ihrem Kloster auf Piazza Barberini, ganz in meiner Nähe) im Rufe der Heiligkeit. Man erzählt sich viele Wunder von ihm. Ich habe ihn gesehen und gekannt. Seine Leiche war in der Kirche ausgesetzt, viele Kerzen brannten umher, und das Volk drängte Tage lang sich zu ihm, ihn zu berühren oder ein Stückchen von seiner Kutte abzuschneiden; Krüppel aller Art und Kranke lagen und schleppten sich auf den Stufen hinauf an seine Bahre.

Manches Bild, das ähnliche Gegenstände darstellt, sehe ich hier in Wirklichkeit, und den Blick und Ausdruck festen Glaubens auf manchem Gesichte. Es erinnerte außerordentlich an alte Zeiten. Nun wird mir der Platz zu klein und die Zeit zu kurz. Ich empfehle Euch also wieder dem Schutze Gottes, theure Eltern und Schwester, und bin Euer treuer Sohn und Bruder Joseph.

Grüßt Alle, die sich meiner erinnern, und schreibt mir ja gleich und viel.

XX.

Rom, den 9. October A. D. 1828.

Vor einer Stunde, theure, vielgeliebte Eltern und Schweſter, nachdem ich ihn ſchon mehrere Poſttage mit Sehnſucht erwartet hatte, fand ich Euren lieben Brief mit der Verſicherung Eurer Geſundheit. Damit fällt mir immer ein Stein vom Herzen und ich danke Gott tauſendmal dafür. Erhalte er Alles auch ferner ſo. Auch ich bin völlig wohl und geſund, und wenig zu Hauſe, ſondern immer bei Koch, wo ich an meinem Carton arbeite. Nach dem Mittageſſen bin ich gewöhnlich ein Stündchen auf meiner Stube und ruhe etwas aus. Weil der gute alte Meiſter Koch im ſelben Zimmer, wo ich zeichne, ſein Mittagsſchläfchen hält, gehe ich Nachmittags etwas ſpäter zu ihm und benütze auch gleich heute dieſe Zeit, um Euren Brief anzufangen. Daß der „Runenberg“ glücklich und ſo ſchnell in Eure Hände gelangte, freut und wundert mich ſehr. Ich hatte ihn viel länger unterwegs geglaubt, weil ich auf Eure Rolle ſo lange warten mußte. Alſo er hat Euch gefreut? Das iſt mir ſehr lieb, denn der Anderen Freude und Lob iſt nicht immer ſehr aufrichtig. Ich kann ſagen, daß mich dieſe Zeichnungen viel Mühe gekoſtet haben, denn in Rom hält es (wenigſtens mir) ſehr ſchwer, mich in die Welt der Sage und Romantik zu verſetzen. Die äußeren Eindrücke, ja das ganze Leben iſt nicht günſtig hiezu. Der ahnungsvolle, myſtiſche Schleier, welcher für die Bilder des Märchens, der deutſchen Legende und Poeſie ſo eigenthümlich nothwendig, iſt hier zerriſſen. Hier wehen nicht die Schauer und Räthſel eines unbekannten Wunderreiches von tiefbedeutſamem, oft unheimlichem Gepräge; Alles fällt hier weg,

was das Gemüth jenem Ideenkreiſe gemäß bewegen könnte: der entſchiedene Wechſel der Jahreszeiten, der ahnungsvolle Herbſt mit ſeinen gelben, herunterrieſelnden Blättern, ſeinen Nebeln und ſeiner wehmüthigen Stille, der Winter mit Schnee und Sturm und den langen heimlichen Abenden am Ofen, welche die Menſchen geſellig in enge warme Stuben verſammeln. Die Menſchen, die Bauart, ja ſelbſt der Mangel an einer gewiſſen Lectüre erſchweren hier dem Künſtler die Behandlung ſolcher Stoffe, wie eben der „Runenberg“ und mehrere ähnliche vortreffliche Sachen ſind. Das iſt auch der Grund, warum in Rom ſo wenig ähnliche Sachen entſtehen, und es iſt zu verwundern, wie Cornelius ſeinen großartigen „Fauſt“ hier ſchaffen konnte. Hier iſt Alles klar und entſchieden in Leben und Kunſt, wie der blaue Tag des Südens, prächtig und wolkenlos. Die Elemente, worin ſich die Kunſt hier mit Erfolg bewegt, ſind bei einem Theile der Künſtler Profan-Geſchichte und Mythologie; bei dem anderen und beſſeren iſt es die heilige Schrift. Dieſe wäre auch für mich der Kreis, in welchem ich mich bewegen wollte, wenn ich hier Herr meiner Beſchäftigung wäre. Das will ich gewiß nach meiner Rückkehr ſo oft als möglich thun, da mir die Sprache der Bibel, ihre Bilder und Charaktere hier weit klarer geworden ſind, als ich je glaubte: erſtlich durch die wundervolle Behandlung dieſer Stoffe von altitalieniſchen Meiſtern, beſonders Mich. Angelo, und von neueren wie Overbeck u. ſ. w.; zweitens durch das Leben ſelbſt. Man hat in Deutſchland nur in der Idee eine Anſchauung von den Zeiten und dem Leben der Patriarchen. Könnte ich mit Euch eine Wanderung durch die entlegeneren Theile Roms oder das Sabiner- oder Lateiner-Gebirge machen, Ihr würdet Euch wundern, die alte Welt ſo entſchieden in lebenden Bildern vor Euch zu

ſehen. Mir iſt oft auf ſolchen Streifzügen (wenig Störendes abgerechnet), als wenn ich in den Zeiten Abrahams und Joſephs lebte. Ich ſehe die Menſchen ſo handeln und ſich bewegen, wie ich ſie dort geſchildert finde, bis auf kleine Züge; ſelbſt die bürgerliche und politiſche Verfaſſung trägt das Gepräge jener Zeiten, und die Ueberfeinerung unſerer Tage iſt unter das Dach des hieſigen gemeinen Volkes noch nicht gedrungen. Es hat freilich auch dadurch eine Menge Fehler beibehalten, welche anderwärts nicht mehr beſtehen. Aber durch ſeine Einfachheit und Beſchränkung in vielen Dingen hat es ſich noch einen Theil jener Großartigkeit bewahrt, welche ſo mächtig aus den Geſchichten der Urwelt herüber weht. Es kann ſein, daß Vieles davon in der äußeren Erſcheinung liegt, aber es iſt einmal da, und der Künſtler freut ſich daran. Ich habe hier und auf dem Lande ſo viel Schönes dieſer Art geſehen, was mir bei mündlichen Mittheilungen wieder neu werden wird; z. B. Es gibt irgend ein Feſt; aus den Gebirgen kömmt Volk nach Rom. Oft mit Weib und Kind kehrt der Landmann dann hier bei ſeinem Gaſtfreunde ein und findet, was er braucht: Platz und Futter für ſein Maulthier oder Eſel, ein Lager für ſich und die Seinigen, und auf der Höhe des Hauſes unter dichtem Weinlaube ein einfaches Mahl von Fiſch und Früchten, welches der gaſtliche Wirth mit dem freundlichen Becher und womöglich mit einem Liedchen zur Mandoline würzt. Kömmt dieſer nun hinauf auf's Gebirge, ſo hat er ſich desſelben bei ſeinem Gaſtfreunde zu verſehen. Doch zu etwas Anderem. Du frägſt, liebſter Vater, ob die Perſpective meines dritten Bildes den Anſchauer auf gleiche Höhe ſtellt oder tiefer. Ich habe es ſo genommen, daß er mit den vorderſten Figuren auf einer Fläche ſich befindet. Dieſe ſind lebensgroß, Du haſt Dir's

übrigens (wie ich aus der kleinen Zeichnung im Couvert sehe) ganz richtig vorgestellt; mir ist leid, daß ich den Carton nicht mitbringen werde, weil ich aus Zeitersparniß ihn gleich zum Durchpausen auf die Mauer benützen will, wo er denn natürlich mit Oel getränkt daraufgeht und zerstückt wird. Ich führe ihn auch nicht aus, sondern mache nur einen strengen Contour mit etwas leichtem Schatten. Zum Ersatze bringe ich aber die Skizze mit. Ich zeichne nun schon über 14 Tage am Carton und habe wenigstens noch 8 Tage zu thun, dann geht's an's Malen, und wenn es beendigt ist, an's Auf- und Einpacken. Wie lange ich an dieser Composition malen werde, weiß ich noch nicht. Ich will alle Mühe aufbieten, um in diesem letzten Bilde noch etwas zu leisten, unter drei Monaten werde ich wohl schwerlich zu Stande kommen. Graf Clam hat mir im September wieder seinen Beitrag zu meiner Unterstützung geschickt. Das Geld konnte mir nicht gelegener kommen. Ich war wirklich ganz herunter, und die Familie Massimi, wo ich hätte etwas herausdrücken können, gerade auf dem Lande. Ich werde in diesen Tagen an G. C. schreiben und mich bedanken. Er redet mir in seinem Briefe zu, ja noch in Italien zu bleiben, macht Euch aber deßhalb keine Sorgen. Ich werde meinen Brief schon einrichten, daß er auch zufrieden ist. Es ist unbegreiflich, wo Einem hier das Geld hinkömmt, bei aller Einschränkung. Es ist für den Deutschen doch verwünscht theuer leben hier. Ich bin begierig, ob es mir gelingen wird, etwas Geld mit nach Hause zu bringen. Ich hätte es sehr gewünscht . . . . Sehr leid ist mir um die arme Fanny, die seit meiner Abwesenheit . . . recht viel hat leiden müssen. Und jetzt wieder die Trennung von ihrer Schwester und Pflegerin; obschon es mir sehr lieb ist, daß sie in Prag bleibt. Ihr

Briefchen läßt mich deutlich genug fühlen, wie verstört und bekümmert sie war, als sie es schrieb, obschon sie wenig davon sagt. Nehmt Euch nur mit Trost und Liebe so viel als möglich um sie an, bis ich selbst durch meine Gegenwart zu ihrer und unser Aller Ruhe und Gemüthlichkeit etwas beitragen kann. Dem armen Mädchen ist das Leben auch nicht sehr leicht gemacht .... Was ich Dir, liebster Vater, zu Deinem Geburts- und Namenstage wünsche, weiß der Himmel und wir .... Gott wolle mich zum Werkzeuge der Ausführung mehrerer meiner Wünsche bei Euch Allen machen. Das Beste muß er freilich immer selbst geben: **Gesundheit, Leben und seinen Segen. Sobald ich einen Anfang an meiner Malerei gemacht haben werde,** wird es mir eher möglich sein, Euch eine bestimmte Zeit, in welcher Ihr mich zu Hause erwarten könnt, anzugeben. Vor Weihnachten wird es schwerlich sein können. Wenn wir auch sommerlange Tage hätten, so ist doch an so einem großen Bilde bei allem Fleiß und Eifer außerordentlich viel zu thun. Lange dauert es nun doch nicht mehr. Laßt Euch nur die Geduld nicht ausgehen. Am 3., 4. und 5. Oktober wurde hier das Säcularfest vom hl. Franziscus von Assisi außerordentlich feierlich begangen. Auch wohnte ich vor einigen Sonntagen der feierlichen Seligsprechung einer Klosterjungfrau aus Genua, Maria Victoria, bei, in St. Peter. Vor acht Tagen sind in Civita Vecchia, eine kleine Tagreise von Rom, die Barbaresken gelandet, und haben im Angesicht der päpstlichen Besatzung ein portugiesisches Schiff gekapert, auch etwas geplündert .... Nun, liebste Eltern und Schwester, muß ich Euch wieder dem Schutz Gottes empfehlen und aufhören. Er erhalte Euch für Euern treuen Sohn und Bruder

Joseph.

XXI.

Rom, den 12. November A. D. 1828.

Als ich gestern nach Hause kam und ein Zettelchen mit den Worten: „Ich habe einen Brief für dich von Caffè Greco“ von meinem jetzigen Nachbar und Freunde Rothländer an meiner Thüre stecken fand, lief ich gleich zu ihm hinauf (er wohnt über mir in Schulzens ehemaliger Wohnung). Ihr solltet sehen, wie hastig ich immer Eure Briefe aufreiße, um mich schnell von Eurer allseitigen Gesundheit zu überzeugen. Gott Lob und Dank, ich kann der Versicherung der eurigen auch die meinige entgegensetzen. Auch ich bin ganz wohl und gesund, und seit 14 Tagen schon in voller Arbeit in der Villa. Soeben komme ich nach Hause und ruhe mich beim Schreiben aus. Es ist in meiner Stube eine fatale Mauerkälte. Die Rosa macht mir etwas Feuer im Ofen, und so wird's gleich heimlicher. Das Erste und mir jetzt außer der Gesundheit das Wichtigste, worüber ich durch einige Worte mich mit Euch unterreden will, ist meine Arbeit. Sie geht vorwärts und ich bin jeden Tag dabei. Meister Koch hat durch seinen Rath den Carton gerettet, den ich gleich als Pause auf die Mauer benützen wollte. Er ist zwar wenig ausgeführt, bloß strenge Contouren und ein leichter Schatten, aber es reute Koch, ihn zu zerschneiden. Er gefällt ihm sehr, und er rieth mir, ihn mit nach Hause zu nehmen; ich war um so lieber seiner Meinung, als ich aus Eurem vorigen Briefe sah, daß es Dich, liebster Vater, freuen würde, ihn zu sehen. Ich bringe also zwei Cartons mit, nämlich den zum ersten Bilde und den jetzigen, und vom zweiten eine kleine Farben-Skizze, und so werdet Ihr meine ganze Arbeit übersehen. Das Mittel, wodurch ich den

Carton beim Leben erhalte, iſt, daß ich ihn zum Behuf des Malens ſtückweiſe durchpauſe. Dieſes Bild freut mich am meiſten und ſoll, ſo Gott will, gelingen. Wegen Erkältung bei dieſer Arbeit habt keine Sorge. Ich habe ja ſchon den vorigen Winter durchgemacht, ohne gerade ſehr empfindlich gefroren zu haben. Ich habe an kalten Tagen einen tüchtigen Kohlentrog im Zimmer und wenn er auch zu nicht viel weiter dient, als die Pfeife anzuzünden, ſo benimmt er der Werkſtätte doch das gar kalte froſtige Ausſehen; dabei bin ich gut angezogen. Auch wegen dem Contracte macht Euch keine Sorgen. Die Klauſel wegen der Vollendung in dieſem Jahre iſt mehr, um einen raſchern Fortgang der Arbeit zu erzielen, und überdieß kann ſie ſich doch nur 14 Tage in's andere Jahr hinein erſtrecken, und ſo beſtimmt kann man bei Ausführung eines großen Bildes gar nicht beſtimmen, beſonders al freseo. Der Prinz iſt froh, wenn ich ihn an den Contract gar nicht erinnere, denn er hat eine weit wichtigere Verbindlichkeit, die er darin auf ſich nimmt, übergangen. Das Honorar wird mir nämlich theilweiſe und immer vor Vollendung jedes Gemäldes verſprochen, und ſo müßte ich's ſchon ganz haben. Ich habe aber erſt ein Drittel davon erhalten. Wahrſcheinlich hat it das Vorherbezahlen gereut, und alle Welt behält das Geld gern ſo lange in Händen, als möglich. Uebrigens iſt's mir unverloren. Wenn ich gewußt hätte, daß ich Euch durch die Erzählung der dummen Pf.'ſchen Geſchichte wieder ſo viel Kummer und Betrübniß verurſachen würde, ſo hätte ich lieber nichts davon geſchrieben . . . Im Leben kommen dergleichen Störungen der Ruhe, und ſo ſchön man ſich, wie Du, liebſter Vater, ſchreibſt, auch das Loos des friedlichen Landmannes träumt, man werfe nur einen Blick in die nähern Verhältniſſe des menſchlichen Zuſammenlebens,

und man wird finden, daß Jeder sein Theil bekommt. Und wenn's gut geht und sich's nicht um Vermögen und Ehre und andere Güter handelt, so handelt sich's um Gänse und Hühner. Das sind die Mängel der Gesellschaft, denen kaum der Eremit entgeht, denn auch er nimmt die Stürme der menschlichen Natur, wenigstens im Herzen, mit in die Einöde. Das beste und einzige Palladium gegen alle Neckereien des Satans ist Redlichkeit und Vertrauen auf Gott. Herrn Sch.'s Rath in Betreff des „Runenberges" war gut, fordert wenigstens 12 Gulden Münze für's Blatt. Ich weiß, daß G. S. es geben kann, und daß ich ihm immer noch ein Geschenk mache. Er kann ihn um's Doppelte an jeden Kunsthändler im Auslande verkaufen, und Ihr werdet's die kurze Zeit, die ich länger wegbleibe, nothwendig haben. An G. C. habe ich vor einiger Zeit in der Art geschrieben, wie Du mir im Briefe räthst. Ich werde wohl bald Antwort erhalten, ich habe darum gebeten. Gerne wäre ich innerhalb dieses Jahres noch nach Hause gekommen, allein seht selbst ein, daß es unter diesen Umständen nicht angeht; und ganz gewiß wäre es auch eine etwas gewagte Sache, das Klima auf solch eine contrastirende Art zu wechseln. Besser komme ich aus dem italienischen Winter in's erste Frühjahr bei uns, dann ist der Unterschied nicht gar so auffallend, denn hier ist in den ärgsten Wintermonaten nie ein Tag so kalt, daß die Landschafter nicht im Freien nach der Natur zeichnen und malen könnten (wenigstens in den Mittagsstunden) und der Römer sein Handwerk vor der Thüre treibt, wenn's nur nicht regnet, denn davor haben sie hier am meisten Respect, und man sieht oft sozusagen Bettler mit ihrem Regenschirm von Wachsleinwand gehen. Daß A. v. Klöber Euch besucht hat, ist mir lieb. Der wird Euch viel von unserm hiesigen Treiben erzählt haben, freilich auf seine Weise.

Er ist ein [illegible]s Haus und wir haben alle immer viel über ihn lachen müssen. Er ißt und trinkt gern gut und ist dabei ein [illegible]ptiger Künstler, besonders schön behandelt er mythologische Gegenstände, er braucht viel Geld und wenn er was macht, auch viel Zeit dazu. Er war im vorigen Feldzuge Offizier bei den preußischen Freiwilligen, mit seinen Kriegsthaten wurde er immer geschoren, und auch daß er einen viel zu großen Kopf habe, kaum vier Kopflängen. Im größten Eifer darüber ließ er sich vorigen Winter des Abends in der Osterie ausmessen; er hatte acht Flaschen Wein mit Einigen gewettet, daß er sieben Köpfe habe, und gewann die Wette zum Erstaunen Aller und zu seinem großen Triumphe. Er ist manchmal wie ein altes Kind . . . Ist das kleine Ding von mir in dem Taschenbuche leidlich gestochen? Von dem künstlerischen Fräulein aus Prag habe ich hier noch nichts bemerkt. Die hätte auch zu Hause bleiben können und Roms Pflaster unbetreten lassen. Es ist nicht gut, daß heutzutage Alles, was nur ein Bischen Geld auftreibt, große Reisen unternimmt mit wenig oder gar keinem Beruf, und dann mit leerem Kopf und Herzen und einer hinlänglichen Portion Anmaßung nach Hause kehrt, um vollends allen Ernst und Tüchtigkeit auszurotten. Besonders muß ich dieß beim Frauenzimmer mißbilligen, wenn sie nicht etwa Opernsängerin, Virtuosin oder Ballettänzerin ist. Diese Handwerke geben ein gewisses Recht zu solch einem weiblichen Zigeunerleben. Eine reisende Malerin ist das traurigste Geschöpf unter den Wolken, ärger und fabelhafter als die Amazonen. Die ernste Muse der Malerei muß (besonders wenn sich ein Weib um ihre Gunst bewirbt) ganz anders gesucht werden. Ich will froh sein, wenn sie mich nicht hier auffängt. Wenn sie herkommt und ich's erfahre, will ich suchen, ihren empfindsamen und poetischen

Schlingen zu entgehen. Ich kenne schon dergleichen Leute und weiß Alles auswendig, was sie etwa sagen und meinen können. Es ist jetzt in Rom eine große und allgemeine deutsche Ausstellung dem Kronprinzen von Preußen zu Ehren, der sich auf seiner großen Reise nach Rom hier länger aufhält. Ich wünschte, Ihr könntet einmal eine solche Ausstellung sehen. Ich habe auf vieles Dringen und Bitten meiner Freunde auch eine kleine Zeichnung hingegeben: Christus erweckt Jairus' Töchterlein. Ich hatte nichts Anderes, und meine Ausstellung ist nicht transportabel. Ich meine, in der Villa Massimi, wo Se. Königl. Hoheit auch unlängst waren, und mich, da ich gerade zugegen, und wie Ihr wohl denken könnt, nicht im hochzeitlichsten Kleide, bei dieser Arbeit mit Ihrem Lobe in einigen verbindlichen Worten zu beehren geruhten. War denn Dr. Sch. mit den Zeichnungen zum „Runenberge" durchaus zufrieden? oder hatte er (wie gewöhnlich) ein „Wenn" und ein „Aber". Es sollte mich wundern, wenn dem anders wäre, denn ich glaube, **ein Kenner muß über Alles etwas zu sagen und zu tadeln haben**, sonst geht's nicht. Ich bin begierig, wie er nach meiner Rückkehr über mein Streben urtheilen wird. Meine Ansichten haben sich nicht geändert, wenigstens nicht im Wesentlichen, aber sie haben sich erweitert durch den An- und Ueberblick aller Kunstperioden in einem Lande, wo eben sie alle, wenigstens zum Theile und durch ihre hinterlassenen Monumente, noch leben; und wo man so deutlich sieht, daß Kunst früher ganz was Anderes war und sein mußte, als in unsern Tagen: nämlich in und mit dem Volke bestehend durch den Glauben; daß das Verständniß der Kunst auch was Anderes ist, als wofür es unsere Kunstverständigen halten, nämlich ein durch die äußern Erscheinungen und innerlichen Offenbarungen von Kindheit auf genährtes

inneres Kunſtleben, wie im Alterthum. Durch dieſes Kunſtleben wurde damals das Höchſte der Kunſt populär und faßlich, während unſerer Zeit das Organ zu fehlen ſcheint, ſelbſt für das Schwächere und minder Große. Es iſt erſtaunlich, wenn man hier und in andern Städten Italiens, die ich zum Theil flüchtig geſehen habe, oder auf der Rückreiſe noch ſehen werde, den erhabenen Plan der erſten chriſtlichen, oder wie man auch die Kunſtwerke jener Zeiten nennt, byzantiniſchen Kunſt durchſchaut, wenn man hier in Rom eine Wallfahrt nach den alten Baſiliken macht, deren es hier ſo viele gibt. Das Einfachſte wird und iſt da Kunſtwerk, und aus allen geht der herrliche großartige Wille nicht bloß des Künſtlers, nein des damaligen Volkes hervor, Gott zu verherrlichen durch das Werk der Menſchenhand. Und die Geweihten, in deren Hände die Ausführung dieſes Willens gelegt wurde, die Künſtler, ſie gingen mit Liebe und Demuth daran, vollendeten, weſſen ſie gewürdigt wurden, und traten dann ſtill unter die Menge zurück, zufrieden, auch einen Stein zu dem großen Tempelbaue Gott geweihter und einzig wahrer Kunſt gelegt zu haben. Und ſo ſtieg dieſes Prachtgebäude chriſtlicher Kunſt, wie eine Blume von den Säften der Erde genährt, herrlich empor, freundlich grüßend ſtand es wie ein Engel Gottes ſchon an der Menſchen Wiege, leuchtete und führte ſie durch die Wogen des Lebens, ein liebliches Geſtirn, und lächelte ihm noch mild im Tode zu, ein Bürge des Paradieſes, eine Dienerin des feſten heiligen Glaubens. So war es einſt, und es iſt keine Schwärmerei, daran zu glauben. Doch ich verſteige mich wieder einmal, und es iſt Zeit, den Brief zu ſchließen. Ihr verſteht mich in Allem und könnt jeden Commentar entbehren. — Unlängſt iſt Chateaubriand, der Verfaſſer der „Märtyrer“, als franzöſiſcher Geſandter am

heiligen Stuhle hier angekommen; auch Forbin, der Herausgeber der „Reisen durch Aegypten und Palästina", ist in Rom. So bringt der Herbst auch viele deutsche Künstler hierher nach dem Ziele ihrer weiten Pilgerfahrt. Das Kommen und Gehen der Künstler nach und von Rom hat etwas außerordentlich Großartiges und Rührendes. Man kann sie ordentlich in Generationen eintheilen. Von der meinigen sind (die ältern ausgenommen) fast keine mehr da, und ich stehe wie ein übrig Gebliebener unter Neuern, um auch bald meinen Platz einem Andern zu überlassen. Nun, theure vielgeliebte Eltern und Schwester, lebt wieder wohl. Euch der Obhut des Herrn, der Euch recht gesund und wohl erhalten wird und wolle, empfehlend, bin und bleibe ich ewig Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt Freunde und Bekannte herzlich und schreibt ja gleich und viel.

XXII.

Rom, am dritten Adventsonntage A. D. 1828.

Schon wieder einige Posttage vergebens und mit unbefriedigter Sehnsucht vom Caffè Greco gegangen, bis endlich gestern mich gleich beim Eintritte der vertrauliche Aufwärter mit dem erfreulichen „abiamo una lettera per lei" bewillkommte. Also gleich mit meiner Beute nach Hause gelaufen, Licht angezündet, etwas Feuer in Ofen gemacht, die Pfeife in's Gesicht gesteckt, um in aller möglichen Behaglichkeit die lieben Schriftzüge ordentlich zu verdauen. Gott sei tausendmal für Euer Aller Gesundheit gedankt. Daß auch ich völlig gesund und wohl bin, werdet Ihr aus

dem Anfange meines Briefes gleich gesehen haben, und so ist denn unsere erste und wichtigste Sorge gehoben, Gottlob! . . . Wenn Euch G. S. nur wenigstens einstweilen die 80 Gulden geschickt hätte. Was doch die Leute alles wissen! Erst hier im fernen Süden erfahre ich, mit wie vielen Versprechen, Verträgen und Accorden, von welchen allen ich keine Silbe weiß, ich die Heimath verlassen habe . . . Also der junge S. kommt nach Rom. Da werde ich ihn wohl zu sehen kriegen, und hören, was er über diesen Gegenstand sagt, und danach auch mein Betragen einrichten. Ich hatte zuverläßig geglaubt, Euch hierdurch mit etwas Geld zu versehen. Schreibt mir nur ja im nächsten Briefe, wie es in dieser Hinsicht mit Euch steht, und ob Ihr diese paar Monate noch auskommt und Euch etwa nicht große Gewalt anthun müßt. Das wäre mir leider als Alles, denn Geld läßt sich ersetzen, aber die Versagung von Bedürfnissen ist bleibend nachtheilig. Hr. Pr. Sch. ist ein wackerer Mann und wahrer Freund, wenn ich auch in Vielem seine Ansichten nicht theilen kann. Sein Plan, mir durch den Fürsten Metternich eine Versorgung oder Anstellung zu verschaffen, ist auch schön und gut gemeint und ich will, sofern es meine Kräfte sowie meine Ueberzeugung erlauben, jeden Rath, der dazu führen könnte, prüfen und befolgen. Am Schlusse seines Briefes sagt er (wie Ihr wohl gelesen haben werdet): „wenn Sie nach Wien kommen, müssen Sie um die Freundschaft der Ersten bei der Akademie buhlen.“ Das ist aber freilich ein schlimmer Casus. Ich habe gerade nichts dagegen, wenn Andere sich auf diesem Wege zu poussiren suchen. Aber alles Schlenzen und Scherwenzen ist mir in den Tod zuwider, und auf diese Weise eine Carrière zu machen, dazu hat der Himmel mir das Talent versagt. Bisher hat er es auch auf andere Weise ersetzt

und ich hoffe zu ihm, daß er es auch ferner thun wird. Aber „buhlen“ ist nicht meine Sache, und sowie ich meine Kunst nicht zur Buhlerin machen mag, um auf diesem Wege zu gefallen, so will ich mich auch im Leben rein zu erhalten suchen von dem Vorwurfe, mir etwas erschmeichelt oder erbettelt zu haben, denn hier ist der Punkt, wodurch, ohne gerade unmoralisch zu sein, mir doch ein Mensch verächtlich und zuwider wird. Ich habe hier und in Wien Gelegenheit gehabt, dergleichen Leute zu studiren, und dadurch hat sich meine Ansicht in dieser Sache nur fester begründet. Zudem habe ich in Wien einige der Herren kennen gelernt, die bei der Akademie von Einfluß sind. Bei mündlicher Mittheilung werde ich Euch manches Unterhaltliche in dieser Beziehung erzählen können. Ihr werdet Euch wundern, manchen Blick in das Ding, was man Welt heißt, zu thun. Mit dieser Welt aber hat die Kunst und somit auch der rechte Künstler nichts zu schaffen. Die sogenannten Herren von Einfluß sind vielfach gar sehr verwöhnt und wollen diesen Einfluß auf eine recht glänzende Weise sehen lassen. Da können Demüthigungen nur größere Demüthigungen verdrängen. Wenn ein geborner Wiener Künstler sich von einem dieser „Einflußreichen“ ein Stipendium für Rom nur dadurch erlangt, daß er auf den Knieen, mit Thränen und gerungenen Händen darum fleht, so ist es meines Bedünkens mit solcher Erniedrigung zu theuer erkauft, und auf dem Wege hätte ich im Leben keinen Scirocco gefühlt. Wenn man mich für fähig oder würdig hält, eine Wohlthat zu empfangen, einen Posten zu bekleiden, so wird man's mir schon sagen, ohne daß ich darnach fragen darf. Ihr werdet bei genauer Prüfung diese Ansichten gewiß nicht für zu schroff und überspannt halten, denn wie gesagt, auf jede Weise will ich suchen, den Mitteln und Wegen, die uns die

Vorsehung als Fingerzeige für unser Leben gibt, zu entsprechen und womöglich keines entschlüpfen lassen, um uns in der Zukunft ein bequemeres und sorgenfreieres Leben zu verschaffen. An ein Bildchen für F. M. habe ich auch schon gedacht, nur bin ich noch nicht einig, was ich machen soll. Ich habe schon einige kleine Skizzen gemacht und wieder verworfen; ich werde aber schon in's Reine kommen, wenn ich nur nicht mehr so von meiner großen Arbeit in Anspruch genommen bin. In Betreff meiner Abreise wird es so werden, wie Du, liebster Vater, es Dir denkst. Auch habe ich die Idee, Neapel noch zu sehen, wieder aufgegriffen und die Erinnerung in Fanny's und Mariens Briefchen kommen gerade dazu, wo ich ernstlich daran denke, wie ich's einrichten soll. Wenn sie mir von Wien noch etwas Geld schickten, dann ginge es wohl an. Ich habe von meinem Stipendium noch 200 fl. zu bekommen. Wenn sie mir das nur schickten, dann sollte es schon gehen. Auf die Tour nach Neapel würde ich nur 14 Tage verwenden, nämlich hin, dort und zurück. In dieser Zeit kann man alles Wichtige sehen, wenn man sich dazu hält und Bescheid weiß, und dafür müßte Kopisch sorgen, der nun schon drei Jahre in Neapel lebt. Er hat mir nach Rom geschrieben und freut sich, mich zu sehen, denn er setzt voraus, daß ich dorthin komme, folglich Geld dazu habe. Unter 40 Piaster möchte ich doch nicht gehen. Man sagt zwar, daß man mit 30 auskommen könne, aber darauf ankommen lassen will ich's doch nicht. Es sind 25 deutsche Meilen und große Theuerung in Neapel. Nun, wir wollen sehen. Es ist freilich wahr, es könnte mich später reuen, so nahe gewesen zu sein und diese durch ihre Lage und Umgebungen so merkwürdige Stadt nicht gesehen zu haben. Dann gibt's auch Leute, welche sagen: „Wenn Sie das nicht gesehen haben, so

haben Sie nichts gesehen", und solche schlägt man auch gern auf's Maul. Ich würde dann nach meiner Arbeit in der Villa die kleine Reise machen und nach meiner Rückkehr nicht mehr lange in Rom sein, oder auch dann, wenn ich mein Leben in Rom gänzlich abgeschlossen hätte. In jedem Falle empfangt Ihr noch vorher Briefe über das Nähere. Ich hoffe doch, daß mein Brief an Gr. C. angekommen ist. Um Antwort mußte ich ihn deßhalb bitten, weil ich in dem Brief meine Gründe für meine baldige Abreise von hier angegeben hatte und seine Zustimmung doch nicht übergehen darf, folglich kann ihn diese Bitte nicht beleidigt haben. Ich bedaure sehr, daß die Familie durch die Krankheit der Gräfin so in Leid ist, wie ich wohl denken kann. Ich habe mir auch schon vorgenommen, an Freund Haas zu schreiben, aber ohne eine bestimmte Adresse wäre es schade um die Mühe und er erhielte den Brief nicht. Könnt Ihr mir vielleicht durch seine Mutter eine solche ausmitteln und mir im nächsten Briefe schicken? Ich weiß recht gut, wie viel ich ihm schuldig bin und werde es nie vergessen. Wenn Einer den Namen Freund verdient, so ist er's, denn ich sehe immer mehr, was es ist, in Rom gewesen zu sein. In der Villa geht es vorwärts. Ich habe schon ein tüchtiges Stück gemalt und kann beinahe die Hälfte rechnen. Ich glaube, dieses Bild soll gelingen. Die Porträts sind gemacht, bis auf das der Principessa. Sie hat mir noch nicht gesessen, weil sie, wie sie sagt, sich unwohl befunden, als ich die Andern zeichnete. Das Wetter begünstigt mich ungemein. Helle sonnige Tage, selten und wenig Regen, es ist ein Winter, wovon man bei uns nicht die entfernteste Idee hat. Einige neu angekommene deutsche Künstler können sich vor Verwunderung nicht lassen über den Contrast. Der alte Meister Koch besucht mich fast täglich in meiner

einſamen Werkſtätte. Er wartet dann, bis ich fertig bin, und wir gehen zuſammen herein, oder machen noch einen Umweg gegen Porta Maggiore oder über das Forum Romanum, wo noch in alten Tempeln und Gebäuden und in alten Kirchen nach Moſaiken herumgeſtöbert wird. Bald macht er, bald ich eine neue Entdeckung dieſer Art. Beſonders gehen wir vor keiner der ehrwürdigen Baſiliken (deren Rom ſo viele hat) vorbei, ohne einen Augenblick hinein zu treten, und uns an den Werken altchriſtlicher Kunſt zu erbauen, die man hier bis in's achte Jahrhundert hinauf verfolgen kann. In Rom iſt es ſchon ganz weihnächtlich. Anſtalten zu Preſepien werden in Kirchen und auf Häuſern gemacht. Alle Krämer putzen ihre Buden und ihre Laden mit grünen Zweigen von Lorbeer, aus denen goldene Orangen hervorglänzen. Auf allen Straßen hört man wieder das harmoniſche einfache Gedudel der Hirten, welche ich Euch vor'm Jahre beſchrieben habe. Sie ſind zu mehreren Hunderten in Rom, ſchlafen wo es immer iſt, in Ruinen und vor Kirchen, eine große Zahl unter dem Porticus des Pantheons, und ſetzen ſchon lange vor Tage und bis ſpät in die Nacht ihre Lungen in Bewegung. Durch fortwährende Vigilien, Horen und Tagszeiten begeht die Kirche die Vorfeier des nahen Feſtes, und die Nacht hat keinen einzigen Moment, wo man nicht nahes oder fernes Geläute vernimmt. Für die Erbauung der Deutſchen hat der heilige Vater dadurch geſorgt, daß er für die Adventſonntage Nachmittags einen deutſchen Prediger verordnet hat, der ganz beſonders für dieſe Gelegenheit gewählt iſt. Dieſer ausgezeichnete junge Prieſter hält ſeine trefflichen Kanzelvorträge bei S. Carlo Borromeo auf dem Corſo für die kleine Gemeinde von etwa 20 katholiſchen Germanen. Doch der Raum geht zu Ende und ich beſorge immer, etwas ver-

gesien zu haben . . . Auf den heiligen Abend werde ich an Euch denken, was zwar beinahe jede Stunde geschieht, doch dieser Abend wird uns noch kräftiger an einander erinnern, und der gute Gott wird verleihen, daß ich noch recht viele mit Euch und Ihr mit mir verleben werdet nach alter Weise in Liebe und Eintracht. Unseres Heilands Geburtsfeier erneuere uns Alle zu jener Freude, welche die einzig feste Basis aller Freuden hat. Den Herrn inständig um Eure Gesundheit und Wohl und ein baldiges frohes Wiedersehen bittend, bleibe ich ewig Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

XXIII.

Rom, am 17. Jänner A. D. 1829.

. . . . Es ist gut, daß die S.'sche Geschichte zu Ende ist. Der junge S. ist noch nicht hier, wenigstens habe ich ihn noch nicht gesehen; ich bin begierig, wie er nach allem Vorgefallenen sich benehmen wird, wahrscheinlich steif; nun, dann ziehe ich auch Courierstiefel an.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Gr. Clam. Er klagt mir darin in wahrhaft rührenden Ausdrücken seinen Schmerz über den Verlust der Gräfin. Er hat mich sehr gedauert. Im Uebrigen ist der Brief äußerst freundlich und liebreich. Er spricht darin, er könne mir nicht sagen, wie lieb und interessant ihm mein Schreiben gewesen sei, und wie sehr er in Betreff dessen, was ich darin über Kunst gesagt, meiner Meinung sei. Was einen längeren Aufenthalt in Italien betrifft, so schreibt er: Da der Aufenthalt in Italien Ihrer Gesundheit nachtheilig ist, so ginge es gegen mein Gewissen, Ihnen zuzureden, länger dort zu

bleiben. Auf jeden Fall werden Sie doch ſchöne Früchte dieſer Reiſe mitbringen und Sie werden uns gewiß recht herzlich im Vaterlande willkommen ſein u. ſ. w. Dieſe feine Stimmung war mir auch ſehr beruhigend und lieb, auch ſchrieb er mir, daß Ihr Alle geſund ſeid. Dieſem Manne ſind wir Alle ſehr hoch verpflichtet, er iſt ein wahrer Cavalier und hat den rechten Adel. Gott ſegne ihn.

Mein Gerüſt in der Villa wird auch jede Woche niedriger und von drei- bis vierunddreißig Figuren ſind noch vier, freilich lebensgroße, und einige Beiwerke zu malen übrig. Mit dieſem Bilde bin ich ſo glücklich, beſonderen Beifall zu ernten, und ich hoffe, wenn es ganz fertig iſt, daß ich ſelber einigermaßen zufrieden ſein werde. Was an Haltung und Harmonie noch zu thun iſt, werde ich durch eine Retuſche mit Tempera, welches einige Tage Arbeit macht, noch nachhelfen. Mir iſt's ganz ſonderbar, wenn ich denke, daß Ihr dieſe Bilder nicht ſehen könnt, wie würde mich dieß freuen; es wäre mir der liebſte Gedanke, Euch dieſe ſchwierige und ſo mühevolle Arbeit zeigen und Euch darüber erfreut ſehen zu können, aber Rom iſt zu weit von Prag, und wir Menſchen ſind keine Briefe, welche dieſe Reiſe in vierzehn Tagen machen können und für ihre Perſon nur ein kleines Transportgeld zahlen. Wenn ich die Strecke Erde, die uns trennt, mir im Geiſte vorſtelle, ſo denke ich immer mit Rührung an den Reilich'-Urgroßvater, der in der ſchlichten Form und mit den geringen Bequemlichkeiten eines Pilgers ſie zurücklegte, um einige Tage in Rom zu ſein und die heilige Stadt als frommer Gläubiger zu grüßen. Dieſe Art zu reiſen mag damals viel leichter geweſen ſein als heutzutage, aber dennoch wie

[1] Familienname der Mutter des Künſtlers.

viel wird der gute Mann haben überstehen müssen, ehe ihn der festliche Anblick der sieben Hügel für alle Mühe und Anstrengung entschädigte. Er fällt mir immer ein, wenn ich Pilger sehe, und jeden Morgen, wenn ich nach S. Giovanni in Laterano, dem Ziele meiner täglichen kleinen Wanderung, komme, und den Obelisk, die Kirche mit ihren vielen Nebengebäuden, das Battisterium Constantins, die Scala Santa und das Hospitium Lateranense sehe, fällt er mir in den Sinn, und ich freue mich, daß schon Jemand aus unserer Familie diese Plätze betreten hat, und ich denke: vielleicht sieht auch er seinen Urenkel hier herum wandeln, dessen Stimmung freilich manchmal viel weltlicher ist, als die seinige damals sein mochte. An solche Gedanken knüpft sich dann immer eine Reihe verwandter Betrachtungen, in denen das Nahe und Ferne, die erdrückende Großheit der Geschichte und meine kleinen Empfindungen und Gefühle zusammen verschmelzen. Gar oft werden mir darüber die Augen naß, wenn ich mich in dieser schauerlich und lieblich erhabenen Gegend befinde: Dort schwimmen in sanften Linien die Gebirge von Latium, an denen einst Evanders und Romulus' Blicke hafteten, ich stehe auf einem Boden, den ein Brutus und Cäsar, S. Petrus und Paulus und Tausende von profanen und heiligen Helden betraten. Hier ragt der Obelisk, dessen dunkle Hieroglyphen-Schrift aus der Urzeit der Tage mystisch wie die ewigen Bücher der Weltgeschichte auf uns herunterschaut, die aber einst von Joseph und Moses verstanden und gedeutet wurde; vielleicht weideten einst die Heerden der Söhne Jakobs um diesen schlanken Felsen, und einer derselben baute an seinem Fuße einen Altar dem Gotte der Israeliten. Der Geist der alten Welt und ihre Geheimnisse, welche sie in diesen Stein grub, sind uns unverständliche Zeichen geworden, aber von seiner

Spitze ſtrahlt ein Zeichen, welches von Ewigkeit beſtimmt war, als der Menſchheit wichtigſtes ihr nicht nur durch das Leben, ſondern ſogar über das Grab hinüber zu leuchten. An ſeinem Pilgerſtabe ſchaute auch der Urgroßvater zum Kreuze hinauf, er ſchläft ſchon lange in der fernen Heimath Boden. — Doch ich muß hiervon abbrechen, um mich nicht ganz in dieſem Meere von Betrachtungen zu verſenken, die ſich hier an jeden einzelnen Gegenſtand knüpfen. O Rom, Rom! wer auch nur einige Wochen in deinem Schooße verweilte und aus deinem ernſten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geſchichte nicht heiligen, unvertilgbaren Ernſt getrunken, der gehe nach London und Paris, bewundere Maſchinen und Fabriken, beſuche Theater, Bälle und Aſſembleen und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Cultur, gänzlich unter im Pfuhle ſeelenloſer Gemeinheit. Ich und wir Alle aber wollen auch noch in der Erinnerung (wie ſo ſchön in einer ſeiner Predigten dieſen Advent unſer deutſcher Prediger ſagte) in Rom den letzten Ring der Kette erblicken, welche die Erde mit dem Himmel verbindet. Gewiß werden Euch (da ich meine Briefe wie Geſpräche betrachte, die ich aus der Ferne mit Euch führe) dieſe Gedanken nicht langweilig ſein und als bloße Schwärmereien erſcheinen, beſonders da ſie zu dem Hauptzwecke des Aufenthaltes in Rom ſo weſentlich gehören und auf den Künſtler ebenſo dauernden und unterrichtenden Eindruck machen, als Roms Kunſtſchätze und Kunſtleben. Und wer ſeine Ausbildung in der Kunſt nur in den beiden letzteren ſucht, wird gewiß nur eine ſehr einſeitige ſich aneignen und ohne Betrachtung der Geſchichte der Zeiten und Prüfung der eigenen inneren Welt es nie zum Verſtändniſſe großer Kunſtwerke bringen, ohne welches dann nothwendig eigene Leiſtungen nur das Gepräge eiteln, ſeelenloſen Formenkrams

tragen müſſen, beſonders wenn ſie ihre Wurzel nicht einzig und allein im Glauben haben.

Daß der Stading meine Zeichnung auf der deutſchen Ausſtellung am beſten gefallen hat, damit thut ſie mir zu viel Ehre an; wo Sachen von einem Overbeck ſtehen, da muß unſer einer ſich ſchon ſehr zum zweiten Platz gratuliren und froh ſein, wenn nur ein gleiches Streben nicht verkannt wird, denn dieſer Künſtler, deſſen Ruhm zwar der Gebildete jeder Nation entweder nachbetet oder ſelbſt aus eigener Ueberzeugung verkündet, wird noch lange nicht nach Würden anerkannt. Er iſt die Ehre der deutſchen Nation als Künſtler und als Menſch, und ein ſchönes Vorbild für Jeden, den der liebe Gott dazu berufen hat, das eben ſo ſchöne als ſchwere Loos eines chriſtlichen Malers mit ihm zu theilen. Die neue oder vielmehr einzig wahre Kunſtrichtung wäre ſchon hoch zu preiſen, wenn ſie nichts als dieſen Mann hervorgebracht hätte. Freilich war er es mit noch einigen, welche dieſe Richtung durch ihr künſtleriſches Wirken eigentlich in die Zeit einführten. Eine Charakterſchilderung von dieſem Manne behalte ich unſeren mündlichen Mittheilungen vor.

Die Schilderung Eures heiligen Abends hat mich, geliebte Eltern und Schweſter, wieder recht in Eure Mitte verſetzt. Ihr ſchreibt mir auch nicht, ob meine Fanny ihn mit Euch verlebte, auch ſie ſchreibt mir nichts darüber; gewiß beſucht ſie Euch oft, und ich freue mich wie ein Kind, bei meiner Heimkehr Euch gegenſeitig ſchon recht an einander gewöhnt und vertraut zu finden. Seit ſie bei D.'s iſt, hat ſie gewiß mehr Gelegenheit, manch' Stündchen mehr bei Euch zu ſein als früher, wo ſie ſchon durch die vielen Kinder mehr mit häuslichen Geſchäften überhäuft war.

Wenn wieder ein heiliger Abend kommt, ſo ſind wir

alle mit Gottes Hülfe beiſammen und freuen uns in Erinnerung und Gegenwart der Segnungen des Himmels; auch ich habe dieſen Abend heuer wieder ziemlich heiter und, wie Ihr richtig vermuthet, in Geſellſchaft einiger guter Freunde auf meiner Stube zugebracht. — Gegen Abend machte ich meine kleine Krippe auf und eine Stunde nach Ave Maria beſuchten mich verabredetermaßen die Freunde und Landsleute: Tunner, Kablik, Steinle und Böhm und mein Freund und Nachbar Rothländer. Die alte Roſa hatte mit wichtiger Miene unſer kleines Mahl von Salat und Fiſch und Wein beſorgt; wir blieben unter vielfachen Geſprächen bis nach 10 Uhr beiſammen und gingen dann nach S. Maria Maggiore. Es warteten ſchon viele Leute. Aber da wir hörten, daß der Papſt wegen Unpäßlichkeit erſt gegen Morgen daſelbſt die Feierlichkeiten begehen würde, ſo gingen wir über das Forum Trajanum herunter in die Stadt nach Maria ſopra Minerva, wo wir Metten und Hochamt hörten. Im Gedränge der feierlichen Prozeſſion, mit welcher das reichgeputzte, wächſerne S. Bambino in die Krippe getragen wurde, verlor ich meine Bekannten, und da um 1 Uhr Alles in der Kirche beendigt war, beſchloß ich, wieder nach Maria Maggiore zu gehen, in Erwartung, daß ich jetzt vielleicht dort zurecht kommen könnte. Es war eine wunderſchöne Nacht, wie bei uns etwa eine der ſchönen Mainächte. Sanft ſchien der Mond durch leichtes Gewölk, alle Straßen belebt, in allen Kirchen Licht und Geſang, auf der großen Treppe von S. Maria Maggiore lag das Volk in mannigfachen Gruppen durcheinander, wachend und ſchlafend, Römer mit Buch und Roſenkranz, Landvolk zu ganzen Familien vom Großvater bis auf den Enkel, Hirten im Pelz mit Taſche und Stab, Pilger und Pilgerinnen ſitzend und Weihnachtslieder zur Mandoline ſingend. Ich

ſtreckte mich in den Mantel gewickelt mit auf die Steine hin und überließ mich der ſchönen Gegenwart, die nur ein einziges großes Gefühl ausſprach. Bald aber hatten mich das Murmeln der Menge, der Geſang und das viele Glockengeläute auch in den Schlaf gewiegt, aus dem mich erſt nach einer Stunde das Geräuſch der ankommenden päpſtlichen Garden weckte. Ich blieb noch ein Stündchen in der prachtvoll erleuchteten und verzierten Kirche und ging um ſechs Uhr Morgens nach Hauſe, um mich ordentlich auszuſchlafen. Das geſchah denn auch ſo, daß ich nicht einmal den Kanonendonner von der Engelsburg hörte und erſt um neun Uhr erwachte.

Nun, liebſte Eltern und Schweſter, habe ich Euch auch von meiner Chriſtnacht erzählt.

Unſere Sing- und Compoſitions-Vereine beſtehen noch; letzteren habe ich aus Mangel an gehöriger Muße, weil mich die Arbeit in der Villa zu ſehr in Anſpruch nimmt, wenig beſucht, und erſterer iſt aus einem Chore von dreißig Stimmen zu einem Quartett herabgeſchmolzen, weil ſo viele meiner gleichzeitigen Bekannten Rom ſchon verlaſſen haben.

Meinen Abſtecher nach Neapel hoffe ich ausführen zu können, jedenfalls ſchreibe ich Euch vorher, auch wenn es außer der gewöhnlichen Ordnung treffen ſollte.

Und nun ſehe ich, daß mein Platz zu Ende iſt; mein heißes Gebet empfiehlt Euch Alle dem Schutze des Allerhöchſten, der Euch erhalten wolle

Eurem treuen Sohn und Bruder

Joſeph.

Grüße an Alle und ſchreibt mir ja gleich und recht viel.

XXIV.

Rom, am 1. März A. D. 1829.

. . . . Seit Eurem letzten, vom 14. Jänner datirten Briefe, den ich gleich beantwortete, habe ich keine Nachricht von Euch, und da ich gegen den 15. Februar, meiner Rechnung nach, Briefe von Euch hätte erhalten müssen und wir schon Anfang März haben, so könnt Ihr Euch meine Besorgniß erklären. In der Zwischenzeit erhielt ich ein Schreiben von Eisenhändler H., vom 25. Jänner datirt, der mir Eure Gesundheit meldet, auch von Hr. Pr. Sch. einen undatirten Brief. Doch, da ich noch hoffe, in diesen Tagen den Eurigen zu erhalten, der vielleicht nur liegen geblieben ist, so erspare ich alles Weitere bis zu dessen ordentlicher Beantwortung. Ich wünsche diesem Blatte Flügel, um Euch und mich so schnell als möglich aus Unruhe und Besorgniß zu reißen. Eine lang anhaltende Kälte von vier Grad hat mich in meiner Arbeit in der Villa sehr aufgehalten, da die Materialien, von der Kälte angezogen, mir die Arbeit sehr erschwerten und ich nur sehr kleine Stücke auf einmal machen konnte. Ich habe nun noch mit Overbeck ein schmales graues Fries zu malen, und meine Bilder zu retuschiren, da ich heute mit dem letzten fertig geworden bin. Ich beeile mich nach Kräften, Alles nach Möglichkeit zu beschleunigen, um bald bei Euch zu sein. Es ist fatal, wenn man durch allerhand Zufälligkeiten gehindert ist, eine Sache so aus der Stelle zu fördern, wie man gern wollte. Ihr werdet wohl schon wissen, daß der Heilige Vater Leo XII. am 9. Februar verschieden ist. An Lichtmeß sah ich ihn noch in der Sixtinischen Kapelle mit allen Zeichen seines hohen Amtes den Gottesdienst halten. Vorigen

Montag ſind die Cardinäle in den päpſtlichen Palaſt auf Monte-Cavallo zum Conclave eingezogen. Gott ſende ihnen den heiligen Geiſt zu dieſer ſchwierigen Wahl und gebe der Kirche einen wahren und ächten Nachfolger des hl. Petrus und einen würdigen Statthalter Chriſti auf Erden. Es macht mir Kummer, da ſich meine Zurückkunft ſo verſpätet, nicht zu wiſſen, wie es mit Eurer Kaſſe ſteht. Im Nothfalle borgt Euch für die paar Wochen etwas und ſeid verſichert, daß ich's bei meiner Zurückkunft ſchnell wieder abtrage. Vor Allem beruhigt mich ja gleich mit Nachrichten von Eurem Befinden, daß mich der Brief noch in Rom trifft, ehe ich nach Neapel auf kurze Tage gehe, was ich, wie geſagt, vorher ſchreibe . . . . . In Gottes Schutz empfiehlt Euch

Euer treuer Sohn und Bruder

Joſeph.

XXV.

Rom, am 26. März A. D. 1829.

. . . . Beſorgniſſe wegen der Reiſe nach Neapel und nach Hauſe dürfen Euch nicht beunruhigen. Daß im Mailändiſchen die öſterreichiſchen Eilpoſten angefallen worden ſind, mag ſein, denn die Mailänder waren ſchon in den älteſten Zeiten ein unruhiges und gegen die Einrichtungen fremder, beſonders deutſcher Regierungen ſich ſtemmendes Volk. Hiezu kömmt noch der Haß der Veturine, welche durch die Eilwägen ſehr beeinträchtigt werden. Uebrigens übertreibt man bei uns die Gefahren Italiens in dieſer Hinſicht zu ſehr, ich habe nie weniger Geſchichten von Dieberei und Straßenraub erzählen gehört, als hier in dem

verschrieenen Banditen-Lande. So viele Deutsche habe ich kommen und gehen sehen, und Niemand ist etwas, auch nur das Mindeste geschehen. Sehr häufig gehen nach Neapel Leute von meiner Bekanntschaft mit der größten Ruhe und Sicherheit. An Gesellschaft dorthin ist kein Mangel, so daß man diese sich ordentlich wählen kann. Ich werde die Reise mit einem meiner Freunde machen, einem eben so braven Mann, als tüchtigen und das Beste wollenden Künstler, Namens Zimmermann. Er ist aus der Oberlausitz und wir sprechen, wenn wir allein zusammen sind, unsern heimathlichen deutschen Dialect, den er sehr gut kann. Wir werden die neapolitanische Reise in den ersten Tagen nach Ostern antreten und höchstens 14 Tage darauf verwenden, weil ich diese Fasten durchaus noch in Rom aushalten muß, da ich jetzt zwar mit den Bildern in der Villa fertig bin, aber noch unter jedes Bild . . . mit Overbeck zusammen kleine Basreliefs grau in grau machen muß. Das geht zwar schnell, hält mich aber doch noch einige Wochen auf, was meiner Sehnsucht nach Euch, Ihr liebsten Meinigen, nun auch schon zu viel wird . . . Du, liebster Vater, willst wissen, wie ich meinen Namenstag zugebracht habe. Vormittags wohnte ich dem Gottesdienste in einer Kirche des hl. Joseph in der Nähe bei. Nach dem Essen war ich bei dem obengenannten Zimmermann, und wir gingen gegen Abend auf das Forum spazieren, in's Colosseum und über's Capitolium und Pantheon nach dem Caffè Greco, wo ich vergeblich einen Brief von Euch erwartet hatte. Dann ging ich betrübt nach Hause und zum Abendessen. Von meinem Zusammentreffen mit den beiden Gr. S. habe ich Euch, glaube ich, noch nichts geschrieben. Den Gr. H. S. sah ich zuerst an der capitolinischen Treppe . . . . Einige Tage darauf besuchten sie mich in meiner Wohnung und

baten mich, ſie bei Koch und Overbeck aufzuführen, was ich ſehr gerne that, und ſo ſtehen wir recht gut zuſammen. Sie ſind jetzt nach Neapel gereiſt, kommen aber zur heiligen Woche wieder. Ich wünſche, daß bis dahin ein Papſt gewählt ſei, damit ſie die Oſterfeierlichkeiten in der Sixtiniſchen Kapelle ſehen können. Der Brief von Dr. Sch. enthält nur einen Auszug des Metternich'ſchen Briefes an ihn, welcher ungefähr dasſelbe ſagt, was Du, liebſter Vater, mir ſchreibſt. Was ſie aber in Prag von einem Engagement des Königs von Bayern ſchwatzen, davon weiß ich nichts. Ich erhielt einen Brief von Baron Hormayr, worin er mir ſchreibt, ich möchte mich auf irgend eine Weiſe der Perſon des Königs zu nähern ſuchen, es könne gute Folgen für die Zukunft haben. Für dergleichen habe ich aber kein Talent und ſtiehe Auf- und Zudringlichkeiten mehr als irgend etwas, und auch die Annäherung an den König iſt ohne dieſe geſchehen. Er war vor einiger Zeit in der Villa, ich war ſchon weggegangen. Vor einigen Tagen ſagte mir Koch, der König wünſche mich kennen zu lernen, er hatte ihn um meine Wohnung gefragt. Geſtern früh, ich lag noch im Bette, kam ein Bedienter und ſagte mir, Se. Majeſtät ließen mich zum Mittageſſen einladen. Ich war, wie Ihr denken könnt, wie aus den Wolken gefallen, und ging mit Koch, der auch geladen war, (da der König erſt ſpät ſpeiſt) gegen Abend hin. Der König empfing mich auf die huldvollſte Weiſe, ſagte mir ſehr viel Schönes über meine Arbeiten in der Villa. Ich und Koch mußten beim Eſſen an ſeiner Seite ſitzen, er fragte mich um Vieles über meine früheren Verhältniſſe und Ausſichten für die Zukunft, wie alt ich ſei u. dgl. Er redete mir zu, bei meiner Rückreiſe meinen Weg doch über München zu machen, kurz, war ſo herzlich und freundlich, daß mir bald alle Be-

fangenheit in der Nähe einer so hohen Person verging. Bei einer Schüssel suchte er mir selbst das beste Stück aus und legte es auf meinen Teller im gemüthlichsten Tone eines gastfreien Hausvaters; über Tische sprach er bald mit einem Minister über Staatssachen, bald mit uns über Kunst und über die verschiedensten Gegenstände. Es war eine höchst interessante Stunde in der Nähe dieses großen Königs verlebt, und noch nie habe ich mich so wohl an einem fremden Tische befunden. Er entließ mich mit derselben Freundlichkeit und fragte mich (da er seine Bekannten gern beim Taufnamen nenne) um denselben. Diese Ehre und Auszeichnung, **welche nur den ältesten und berühmtesten Künstlern bisher widerfuhr, freute mich ungemein und Euch** wird's eben so lieb sein. Ob sie in der Zukunft Folgen haben kann, das weiß der liebe Gott, der Alles dieses ohne unser Zuthun so wunderbar fügt. Liebste Eltern und Schwester, schränkt Euch nur um des Geldes willen nicht zu sehr ein; es würde mich bitterlich schmerzen, wenn ich das wüßte. Es kostet ja nur ein Wort, wenn ihr in's Gedränge kommen solltet, und ich komme ja doch nun nächstens nach Hause. Ich würde auch deßhalb an Gr. Gl. schreiben, wenn Ihr wolltet, denn Geld läßt sich erwerben und ersetzen und Armuth ist keine Schande. Doch ich muß schließen. Der Himmel behüte und bewahre Euch mir, und schenke uns ein baldiges und frohes Wiedersehen. Er erhalte Euch gesund und wohl

Euerm treuen Sohn und Bruder

Joseph.

XXVI.

Rom, den 21. April A. D. 1829.

. . . . Die Umſtände machen es ſo, daß ich wohl noch unter 14 Tagen nicht werde nach Neapel reiſen können. Da Overbeck nach Aſſiſi gehen muß, um da ſein großes Frescogemälde anzufangen, ſo liegt mir die Vollendung in der Villa allein auf dem Halſe, doch halte ich mich dazu ſo viel nur möglich und denke es vielleicht noch etwas früher zu erzwingen. Wenn Overbeck bei den Basreliefs mehr hätte helfen können, ſo wäre ich gewiß ſchon fort, ſo aber muß ich mich ſchon in die Umſtände fügen und die paar Tage noch vollends Geduld haben, was ich Euch auch bitte. Ihr könnt wohl denken, wie es geht.

In dieſen Tagen werde ich meine Reiſepäſſe nach Neapel in Ordnung bringen laſſen und mich allmählich um eine Vetura umſehen. Auch für die große Reiſe nach Hauſe habe ich ſchon mit mehreren Veturinen geſprochen und hoffe mit dem einen nach meiner Rückkehr von Neapel nach Rom für die Reiſe von hier bis Florenz einig zu werden. Da ſich mein Aufenthalt in Rom ſo in die Länge gezogen hat, ſo werde ich meine Rückreiſe möglichſt ſchnell machen, nur das für mich Wichtigſte anſehen, worüber ich von hieſigen älteren Künſtlern Notizen bekomme und das minder Weſentliche fahren laſſe, um nur recht bald in Eurer Mitte zu ſein.

Von den Verheißungen durch Hrn. P. Sch. hat ſich noch nichts realiſirt, vielleicht kömmt's noch nach, wenn ich zu Hauſe bin, was auch gut iſt.

Für P. H. muß ich eine traurige Nachricht hierherſetzen: daß nämlich die gute Schwedin Evelina Stading vor 14 Tagen begraben wurde. Wahrſcheinlich wird er es

ſchon wiſſen, wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, denn die arme alte Tante wollte an ihn ſchreiben. Ich habe ſie zwar ſeit dem Tode ihrer Nichte noch nicht geſprochen und fürchte mich ordentlich davor, denn es geht mir ſehr nahe. Die Krankheit iſt aber gewiß keine klimatiſche geweſen, vielmehr glaube ich, daß ſie die Todeskeime ſchon mit nach Italien gebracht hat; P. H. wird es gewiß ſehr angreifen.

Der König von Bayern iſt kränklich und verläßt in einigen Tagen Rom. Letzthin ließ er mehrere deutſche Künſtler, worunter auch ich war, einladen, in ſeiner Geſellſchaft eine Villa zu beſehen, welche einen ungeheuren Schatz antiker Bildwerke beſitzt und ſonſt völlig unzugänglich iſt. Eine ſolche Aufmerkſamkeit von einem Monarchen iſt rührend ſchön.

Ueber München möchte ich ſehr gern gehen und dann vielleicht von Prag aus meinen Beſuch in Wien machen. Beides auf einmal zu thun, läßt meine Sehnſucht nach Euch nicht zu, die mit jedem Tage ſich vermehrt.

Beantwortet meinen Brief nur ohne Rückſicht auf meine Reiſe nach Neapel, denn ſollte ich bei Ankunft der Antwort vielleicht in Neapel ſein, ſo iſt ein Freund beauftragt, mir die Briefe nachzuſchicken.

In Betreff des Schuldmachens bitte ich Euch, laßt mich nicht den Kummer haben, wegen einer zu großen Gewiſſenhaftigkeit hierin Euch darben zu wiſſen, denn Ihr könnt ohne Nachtheil Euch nicht mehr einſchränken, als es immer geſchehen iſt. Hier iſt ja ein ganz anderer Fall und Ihr braucht Euch nicht rohen Menſchen zu verpflichten, und ſeid verſichert, daß ich meine Ankunft zu Hauſe nach Kräften beſchleunige. Alſo laßt mich für die kurze Zeit auch darüber beruhigt ſein und thut Euch nicht ſo unnöthig Gewalt an. Wenn mir noch ſo viel Zeit bleibt, ſo ſchreibe ich einige Zeilen an die Frau B., doch werde ich ſie ja nun bald

ſelbſt ſprechen, dann was kann ich ihr anders ſchreiben, als ich ſchon geſchrieben habe? Vielleicht bringe ich ihr einen Brief von Reinhart mit.

Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, werdet Ihr ſchon wiſſen, daß die Kirche wieder ein neues Oberhaupt hat. Wenigen, die nach Rom pilgern, wird es zu Theil, ſo viel von den kirchlichen Begebenheiten zu ſehen und zu erleben als mir. In dem Zeitraume von etwas mehr als zwei Jahren habe ich zwei Päpſte geſehen, die Leichenfeierlichkeiten des verſtorbenen, ein Conclave, Wahl und Krönung des jetzigen und ſo viele damit verbundene Sachen, und mit Freuden und Rührung werde ich mich in der fernen Heimath des würdigen Oberhirten der Kirche Gottes erinnern, den ihr der liebe Gott in Cardinal Caſtiglione, Biſchof von Frascati, geſchenkt hat. Könnten doch alle Katholiken einen Blick in das Angeſicht dieſes Mannes thun! Der Ausdruck dieſes ihres allgemeinen geiſtlichen Vaters müßte ſie mit innigem Troſte erfüllen. Ich wenigſtens konnte mich des Weinens nicht enthalten, als ich ihn nach ſeiner Wahl (die er aus ächt chriſtlicher Demuth durchaus ausgeſchlagen) erblickte, unter der zuſtrömenden Menge, welche, von ſeinem hohen Amte und noch mehr von ſeinem allgemeinen Tugendrufe begeiſtert, mit donnerndem Geſchrei auf die Kniee ſtürzte mit dem unabläſſigen Rufe: Santo Padre, la Benedizione! — wie er da mit unaufhaltſamen Thränen und himmliſchem Lächeln ſeine Greiſenhand zum beſtändigen Segen emporhielt. Seit der Zeit habe ich ihn ſchon oft geſehen, in der heiligen Woche und ſonſt auch vor einigen Tagen in S. Maria Maggiore, wo ich zufällig war und er auf einmal ankam, um da ſeine Andacht zu verrichten. — Da ſah ich ihn ganz in der Nähe und habe vielmal ſeinen Segen erhalten, welchen ich Euch im Sinne

der Kirche ſende. Am Abende ſeines Krönungstages, den 5. April, hatte das Volk große Freudenfeuer auf allen Straßen angezündet, die allgemeine Begeiſterung griff ſo um ſich, daß die Leute nothwendigen Hausrath in's Feuer warfen, um es länger zu erhalten; Mützen und Hüte wurden verbrannt, und einen armen Kerl aus dem Gebirge ſah ich unter dem Ausrufe: Evviva Pio ottavo cento anni! ſeine Jacke ausziehen und in's Feuer werfen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich in Rom noch einmal die heilige Woche und das Oſterfeſt ſehen würde. Vor einem Jahre glaubte ich zu Oſtern nicht mehr hier zu ſein. Aber ſo geht's. Wenn wieder Oſtern wird, da bin ich bei Euch und ſchon wieder völlig eingewohnt. Heuer waren zu Oſtern eine ungeheure Menge Pilger in Rom, um dem Feſte beizuwohnen und ſich den Segen vom neuen Papſte zu holen. Alle Pilger werden hier drei Tage geſpeiſt und beherbergt. Am zweiten Feiertage ſah ich eine ſolche Speiſung von 300 Pilgern. Vorher werden ihnen die Füße gewaſchen, die wunden Füße verbunden und gepflegt, dann folgt eine allgemeine Abendandacht mit einer kleinen Rede an ſie, dann reihen ſie ſich an die langen Tafeln in dem ungeheuern Saale, und Cardinäle und andere vornehme geiſtliche und weltliche Herren waren mit einer Emſigkeit bemüht, ihnen bei Tiſche aufzuwarten, als ob ſie Könige bedienten. Väterliche Huld und Liebe von der einen, Freude, Rührung und Staunen von der andern Seite. Vor ſolche Gemälde möchte ich einen Proteſtanten oder lauen Katholiken ſtellen, und er müßte mit Beſchämung ausrufen: Es gibt nur Eine Kirche! . . . Ihr könnt wohl denken, wie ich davon angeſprochen bin. Nun ſchließe ich mit der heißen Bitte zu Gott, daß er Euch mir wohl und geſund erhalte und mir

die größte Freude gewähre, Euch Alle recht bald zu umarmen.

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Dein Gedichtchen, liebste Mutter, hat mich sehr erfreut. Grüße an Alle, besonders an meinen Freund Damian.

XXVII.

Rom, am 24. Mai A. D. 1829.

Daß Ihr noch einen Brief aus Rom datirt erhaltet, wird Euch meinem vorigen Briefe gemäß wundern und unangenehm sein ... Durch die schnelle Abreise Overbecks nach Assisi blieb mir so viel Arbeit in der Villa auf dem Halse liegen, daß ich erst diese Woche, Mittwochs den 20. Mai fertig wurde, Gottlob! — Nun muß ich noch einige Tage auf meinen Reisegefährten nach Neapel warten, der jetzt einige nun auch fertig gewordene Gemälde nach Dresden zur Ausstellung schicken muß, wenn sie zur rechten Zeit noch dort eintreffen sollen. Diese Woche aber geht's fort nach Neapel. Mir ist es gar sehr leid, daß sich Alles so in die Länge gezogen hat, aber könntet ihr nur einen Blick in alle meine Verhältnisse thun, Ihr würdet leicht begreifen, daß sich Alles (auch *beim besten* Willen) nicht anders machen ließ. Wenn man beinahe dritthalb Jahre an einem Orte durch Arbeit und so vielseitiges active und passive Interesse gefesselt war, da gibt es Weitläufigkeiten zu beseitigen und Schwierigkeiten zu überspringen, von denen Ihr Euch in der ruhigen gewohnten Heimath kaum eine Idee machen könnt, und wovon auch die weitläufigsten Beschreibungen nur elendes Surrogat gegen mündliche Mit-

theilung wären. In dieſer Woche gebe ich meine Wohnung auf, da ich mich nach der Rückkehr von Neapel nur ſo lange hier aufhalten werde, als nöthig zum Einpacken, Paß- und Gelegenheitsgeſchichten und mehrere Abſchiedsviſiten zu machen. Deiner Meinung gemäß, liebſter Vater, werde ich wohl über Wien gehen; ob es mir aber möglich ſein wird, von dort auch gleich München abzumachen, das hängt vom Zuſtande meiner Kaſſe ab, und ob dieſe durch die große Reiſe nicht zu ſehr erſchöpft wird, denn ich habe oft erfahren, was Geldverlegenheiten ſind. Ich fürchte mich ſchon im Voraus vor dem fatalen Herumdrehen in ekelhaften Convenienzviſiten zu Wien und ſteifen Kratzfüßereien. Ich bin gewiß nicht undankbar auch für die kleinſte Wohlthat, aber das an einem Tage wiederkehrende und zwanzigmal wiederkehrende Herdeklamiren von Dankgefühlen iſt mir ſchon damals beinahe zum Halſe herausgekommen. Schlecht ſchmecken wird mir dieſe Antichambre-Luft nach der belebenden Freiheitsluft Roms. Doch es muß einmal ſein, und ſo iſt es beſſer, ſich geduldig darein zu ergeben. Mutter und Marie ſchreiben mir, daß Du, lieber Vater, mir nach Wien entgegenkommen wolleſt, gewiß wäre mir das ſehr lieb. Ich ſchreibe an Euch, ſobald ich in Wien angekommen bin. Auch von Neapel werde ich Euch ſchreiben. Wenn ich einmal von Rom weg bin, ſo wird meine Sehnſucht nach Euch mit jedem Tage wachſen, ja ich kann ſagen, mit jeder Stunde, und ich werde jeden unnützen Aufenthalt vermeiden. Gewiß, liebſter Vater, darfſt Du nicht glauben, daß mir Deine wohlgemeinten Vorſchläge auf irgend eine Weiſe verdrießlich wären. Ich verſtehe ſie und habe ſie nie verkannt, und wie ſehr bedaure ich, daß Dir und gewiß Euch allen während der Zeit meiner Abweſenheit viele und vielfältige Leiden des Gemüths bereitet waren. Gebe der gütige Gott

mir das Glück, allen diesen Leiden mit meiner Heimkehr auf immer ein Ende zu machen und Euch den geistigen und körperlichen Lebensweg nach Kräften zu ebnen. So auch glaube ich, daß auch Ihr mich nicht mißverstehen werdet, wenn ich Manches aus Umständen oder Eigenthümlichkeit anders sehen sollte, oder überhaupt Euch in Manchem nach meiner Heimkehr geändert vorkommen sollte, was ich zwar nicht glaube. Es wäre aber doch nicht unmöglich, daß ein längerer Aufenthalt unter ganz andern Verhältnissen, anderm Klima, andern Sitten und im Verkehr mit so verschiedenen Menschen, in meinem Wesen Manches geändert haben könnte, was Euch fremd an mir erschiene. Aber in der Hauptsache (seid überzeugt) habe ich mich nicht geändert; wenn ich auch durch die nähere Bekanntschaft mit dem mannigfachen Kunsttreiben der ganzen gebildeten Welt gerade hierin Vieles anders habe ansehen lernen als früher, so bin ich überzeugt, daß Ihr auch hierin bald meiner Meinung sein werdet. Denn gerade in Rom bekommt man einen so umfassenden Ueberblick über das, was Kunst sein sollte, und was sie ist, nicht etwa nur im Allgemeinen, sondern in Bezug auf jedes einzelne Land. Wenn ich auch ebenso lange in London, Paris, München, Berlin gewesen wäre, so hätte ich mir an Ort und Stelle nicht jene Anschauung über das einzelne Treiben aller Orten verschaffen können, als hier, wo die jedesmalige Blüthe der Zeit — der Kunstzeitgeist aller Nationen sich am entschiedensten offenbart, wo Einen bei übrigens gutem Willen und klarem Verstande nichts Einzelnes blenden kann, und wo man den Maßstab für das Wahre in Meinung und Ausübung so nahe zur Hand hat. Aus Allem dem geht mir auch in Betreff einer öffentlichen Anstellung hervor, daß ich zwar eine solche als ein Geschenk Gottes, sei es wo immer, mit Dank annehmen, solche aber

ohne einen eigentlich tüchtigen Wirkungskreis nie unter meine besondern Wünsche zählen werde, da es keinem Amte an Verdruß und Kabale fehlt. Um unser Fortkommen ist mir mit Gottes Hülfe nicht bange, besonders da ich nicht mehr zu den Unbekannten gehöre. In Betreff des jungen Klar bitte ich, Euch, ihm meinen Freundesgruß zu melden und ihn zu bitten, daß er mich mit den Umständen entschuldigen möge, wenn ich seinen Wünschen jetzt nicht willfahren kann, da mir zu so umfassenden Notizen, wie er sie wünscht, jetzt durchaus die Zeit fehlt und ich selbst Euren Brief abkürzen muß, um Euch nicht wieder eine Woche länger warten zu lassen. Sagt ihm, ich hoffe, er würde mir dieses unter solchen Verhältnissen nicht übel nehmen, da ich bei nächster Gelegenheit das Versäumte nachzuholen bereit wäre — obschon ich (unter uns gesagt) über diese gutgemeinten Bestrebungen nicht sehr erfreut bin, da sie nichts als die Kunstlosigkeit unserer Zeit beurkunden. Nun, ihr theuren vielgeliebten Eltern und Schwester, schließe ich meinen kürzeren Brief mit der heißen Bitte zu Gott, er wolle Euch noch die kurze Zeit unserer Trennung stärken und trösten und Euch gesund und wohl wieder schenken Eurem treuen Sohn und Bruder

Joseph.

Schreibt mir nur gleich wieder, der Brief kommt jedenfalls in meine Hände; sehr bedaure ich die kranken Freunde Keil, Schroff und Kratzmann. Grüßt alle Freunde und Bekannte.

XXVIII.

Neapel, am 19. Juni A. D. 1829.

Die Ursache, daß Ihr nicht schon früher einen Brief erhalten habt, sind die Menge von wichtigen Gegenständen,

welche man (wenn man wenig Zeit und Geld auf ſo eine Reiſe wenden kann wie ich) ſo viel wie möglich mit Mehreren und in einer Tour abmachen muß. So bin ich geſtern von einem achttägigen Ausfluge in die entferntere Umgegend Neapels zurückgekehrt. Die erſten Tage meines Hierſeins wurden für die Stadt ſelbſt und zu kleineren Touren benützt, welche ich in Geſellſchaft mehrerer Freunde machte und wobei uns Kopiſch, der durch mehrjährigen Aufenthalt in dieſem irdiſchen Paradieſe mit der Localität vertraut geworden, große Dienſte leiſtete. Wir beſuchten die erſten Tage den Poſilipp, das Grab und die Schule Virgils (letztere zu Waſſer), dann ritten wir nach Camaldoli hinauf. Schilderungen dieſer ſtaunenswürdigen Orte behalte ich mündlichen Mittheilungen vor. Darauf wurde die Beſteigung des Veſuvs beſchloſſen. Den Abend vorher ſahen wir von Kopiſchs Wohnung aus dieſes Wunderberges trübe Gluthen ſich im brandenden Meere ſpiegeln; den Mittag darauf fuhren wir über Portici, Reſina und Torre del Greco, wo wir Maulthiere beſtiegen, die uns bergan einen beſchwerlichen Weg durch Lavafelder, Wein und Oliven bis zum Eremiten trugen, deſſen Klauſe unter Bäumen liegend uns eine kleine Erholung bot. Ich war unſchlüſſig, ob ich meinen Kräften die fernere Reiſe zumuthen dürfe, da einige Freunde, welche die ungeheure Strapaze ſchon durchgemacht hatten, aus Furcht vor derſelben hier zurückblieben, uns einſtweilen ein kleines Mahl zu bereiten. Der Anblick nach dem Ziele der Reiſe, dem Gipfel des Berges, hat auch von hier aus etwas ſo ungeheuer Grauenvolles, daß nur der Gedanke, dem größten und furchtbarſten Naturſchauſpiele ſo nahe geweſen zu ſein und es nicht geſehen zu haben, mich vermochte, mein Thier herumzudrehen und mit Gott meinen zwei Gefährten nachzureiten. Von hier aus wird der Weg

fürchterlich beschwerlich[1], ja gefährlich, durch die ungeheure Lavawüste bis an den Kegel, dessen mit Dampf umhüllte Spitze schauerlich in's Grauen dieser Oede herabschaut. Nach dreiviertelstündigem beschwerlichem Ritt kamen wir am Fuße des Kegels an und genossen von diesem Standpunkte die wundervollste Aussicht über Neapel und seinen Golf, die fernen Inseln und Vorgebirge bis an den fernsten Rand des Meeres, mit weißen Segeln übersäet, im Strahle der untergehenden Sonne brennend. Zur Besteigung des Kegels braucht es wieder dreiviertel Stunden. Eine andere kleine Gesellschaft von Engländern und Franzosen klomm uns voran, und auch wir begannen nun dieses über alle Begriffe mühsame Werk und stiegen, mit der Rechten uns auf einen langen, spitzen Stock stützend, mit der Linken uns an dem Bande festhaltend, welches der voransteigende Führer um den Leib hat, muthig vorwärts durch schreckliches Geröll von Kies und Lavasand, wo man bei jedem Schritt zurückrollt und selten ein hervorragendes Stück Lava eine kurze Ruhe vergönnt. Auf der Hälfte des Weges wollte ich umkehren; meine Kräfte waren so erschöpft, daß mir das Sprechen sauer wurde, der Schweiß rann in großen Tropfen in den Sand; doch kräftigte mich die kühle Bergluft und kurze Ruhe, daß ich weiter steigen konnte. Nahe und ferne schlugen dicke Rauchwolken aus dem Berge, und ein fernes Tosen verkündete die unerforschliche Werkstätte der Natur, welche vor achtzehnhundert Jahren Pompeji und Herculanum begrub. Endlich waren wir oben. Eine schneidende Winterkälte war das erste Gefühl, wir wickelten uns eng an einander schließend in die Mäntel und legten uns auf dem

[1] Der Autor litt seit früher Kindheit an einer Verkürzung und Schwäche des linken Fußes.

scharfen Rande des Kraters auf den Boden, die Sonne war untergegangen, Alles in rothem Nebel eingehüllt. Man sah beinahe nichts als den Fleck, worauf man sich befand. Im schrecklichen Absturze gähnte der Krater, mit Rauch gefüllt, durch den dann und wann trübes Roth leuchtete, von fürchterlichem unterirdischem Donner begleitet. Endlich enthüllte ein Windstoß uns auf einmal die ganze schreckliche Schönheit dieses Schauspiels und jagte den Rauch auf der andern Seite über die Kraterwände hinab. Wir sahen in der Tiefe von etwa 40 Klaftern, welche etwa drei Schritte vor unserm Sitze senkrecht hinabging, gleich einem ungeheuren Marktplatze die Fläche des Kraters, in der der kleine Kegel sich erhebt, welcher seit einiger Zeit wieder beständig Feuer speit, von Lavabächen durchzogen, von bunten flackernden Lichtern durchschwärmt, während in der Mitte der Kegel unter den mannigfachsten Formen seinen Rauch, Feuer- und Steinregen thurmhoch in die Lüfte warf, wo bei jedem Stoß sich das unterirdische Getöse in den wunderlichsten Klängen erneut. Beinahe zwei Stunden sahen wir in diese unbeschreibliche Scene hinab, dann verließen wir sie staunend. Unser Herabsteigen war kein Gehen, sondern Rollen zu nennen, in sieben Minuten legten wir den Weg von dreiviertel Stunden zurück bis zu unsern Maulthieren, die uns um elf Uhr des Nachts zum Eremiten zurückbrachten, wo wir bei einem Glase Lacrimä Christi uns des überstandenen Abenteuers freuten. Um zwei Uhr kamen wir nach Neapel zurück. Um keinen Preis mache ich mehr diese Tour, aber auch um keinen Preis ist es mir feil, sie gemacht zu haben. Tags darauf traten wir unsere größere Reise an über Torre del Greco, sahen Herculanum, schliefen in Torre del Annunziata, durchwanderten Pompeji — unbeschreiblich! — kamen über Nocera und La Cava

nach Salerno, hielten Nachtquartier in einer Herberge am Meere. Früh auf — bis an die Brücke vor Päſtum — beſchwerliche Fußtour von zwei ſtarken Stunden bis zu den Tempeln des alten Poſidonia, jetzt Päſtum. Dieß iſt der letzte Punkt, den der Reiſende in Italien beſucht, noch 15 deutſche Meilen ſüdwärts von Neapel. Wir kamen Abends zurück nach Salerno und ſchifften uns Morgens darauf nach Amalfi ein. Dieſes und die ganze Küſte ſind wahre Wunder, man glaubt beſtändig zu träumen. Nachtquartier in Amalfi, darauf nach Atrano und Minori; dann nahmen wir eine Barke, um nach der Inſel Capri hinüber das Vorgebirge von Sorrent zu umſchiffen. Das Meer war unruhig, und als wir um die Landſpitze herum in's offene Meer kamen, wurde es wirklich gefährlich. Unſere Barke ſchwankte wie ein Blatt zwiſchen den fürchterlichen Waſſerbergen, die hereinſchlagenden kleinen Wellen hatten uns ganz durchnäßt, und die ſichtbare Angſt der Schiffer machte auch uns unruhig. Endlich kamen wir durch den Schutz Gottes und die angeſtrengteſte Arbeit der Schiffer nach achtſtündiger Fahrt gegen Abend glücklich auf Capri an, wo wir in der Stadt, in der Herberge eines guten alten Spaniers, Don Giuſeppe Pagano, Ruhe und Erholung und einen Freund, den deutſchen Maler Götzlaff fanden. Wir blieben zwei Tage auf dieſer wirklich zauberiſchen Inſel, um alle Merkwürdigkeiten zu ſehen, und geſtern bin ich bei ſtarkem aber gutem Winde wieder auf Gottes feſtem Boden in Neapel angelangt, von wo aus ich in dieſen Tagen meine Rückreiſe nach Rom antreten werde, wo ich meine Wohnung bereits aufgegeben habe und folglich meine Heimreiſe ſehr nahe iſt. Wenn ich nach Rom komme, werde ich wahrſcheinlich einen Brief von Euch finden und beantworten. Für jetzt muß ich ſchließen und Euch

dem Schutze Gottes empfehlen. Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt alle Freunde; Kopisch grüßt auch herzlich.

XXIX.

Rom, am 1. Juli A. D. 1829.

Am 27. Juni bin ich wieder glücklich von Neapel hier angelangt, wo ich Euren Brief erwartete und vorfand ... Ich hoffe, daß auch Ihr meinen Brief aus Neapel werdet erhalten haben, worin ich Euch in aller Kürze einige meiner Reiseabenteuer beschrieb. Mich freut es jetzt außerordentlich, diese Reise gemacht zu haben, obschon sie mich sehr viel Beschwerlichkeiten und Geld gekostet hat. Doch erstere sind überstanden und das letzte läßt sich immer ersetzen, während (bin ich einmal aus Italien) die Gelegenheit, jenes wahre Land der Wunder zu sehen, nimmer wiederkehrt, und das Gefühl, in den feuerströmenden Krater des Vesuvs geschaut, an den Tempeln von Pästum gestanden zu haben, auf der zauberischen Insel Capri gewesen zu sein, um diesen Preis nicht zu theuer erkauft ist. Doch erschien mir das erhabene Rom bei meiner Rückkehr von dem brausenden tollen Neapel noch feierlicher und ernster als vorher, und hier sitze ich nun in einem kleinen Stübchen, das ich für die wenigen Tage meines Aufenthaltes gemiethet habe und bereite mich zur Reise in die Heimath, in Eure Arme vor, welche anzutreten mir ungefähr in sechs oder acht Tagen möglich sein wird. Ich bin noch so zerstreut, daß mir Alles langsam von Statten geht und ich immer Eines beim Andern vergesse und doch nichts vergessen möchte. Ich habe einige Kupfer-

ſtiche, meinen Carton und manche andere Papierſachen. Erſtere beſonders ſind mir ſehr werth und ich ſorge, wie ich dieſe Sachen am beſten nach Hauſe bringen kann, da (wenn man ſie mit ſich nimmt) das Durchwühlen gut eingepackter Sachen dieſer Art auf den Doganen und an den Grenzen höchſt fatal iſt. Ich hätte ſie vielleicht einigen Bildhauerarbeiten beilegen können, welche zur See nach Trieſt und von da nach Wien gehen; aber ſie auf dieſe Weiſe der Gefahr des Verlierens ausſetzen, mochte ich nicht —; doch das wird ſich wohl finden.

Die Nachricht von der ſchmerzlichen und gefährlichen Krankheit des alten Herrn Schroff iſt mir ſehr nahe gegangen; welcher Schmerz auch für die armen Söhne! Ich nehme den innigſten Antheil daran.

Ich bin ſehr neugierig, wie ich in Wien alles finden werde. Ich hoffe, mich nicht länger als acht Tage dort aufhalten zu dürfen; ich würde es auch — Euch ſo nahe — nicht länger im Stande ſein.

Von hier gehe ich wahrſcheinlich nach Perugia und Aſſiſi und von dort nach Florenz und Piſa, wo überall die herrlichſten Schätze altchriſtlicher Kunſt in Architektur, Plaſtik und Malerei aus ſchöneren Zeiten zu uns herübergekommen ſind, deren Erinnerung mich mit Gottes Hilfe ſegenreich aus dem ſchönen Italien begleiten ſoll, um, wenn auch mit ſchwachen Kräften und unter ungünſtigern Zeitverhältniſſen, mein ferneres Künſtlerleben nach ihrem Beiſpiele einzurichten.

Ich will Alles in der möglichſt kürzeſten Zeit ſehen, um recht bald zu Euch zu kommen. Ich bitte Euch, mir nach Florenz und zwar Post restando zu ſchreiben. So finde ich dort Euren Brief und ſchreibe auch ſogleich an Euch. Da es ſo leicht möglich iſt, daß Unordnungen mit Briefen

vorfallen und Ihr vielleicht einige Tage länger auf Nachrichten von mir warten müßtet, so macht Euch keine Sorgen. Dießmal muß ich wieder mit einem gar kurzen Brieflein schließen, doch Geduld! mit Gottes Hilfe werden bald unsere Mittheilungen von längerer Dauer sein. Der Herr, der so lange uns mit seiner Hülfe beistand, schenke uns einander bald und gesund wieder.

Ich bin ewig Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.

Grüßt alle Freunde und Bekannte.

XXX.

Perugia, am 30. Juli A. D. 1829.

Rom liegt hinter mir, und ich schreibe Euch von hier aus, weil ich schon eine Woche hier sitze und erst morgen oder übermorgen eine Gelegenheit zur Weiterreise finde ... Am 21. Juli bin ich Abends um sieben Uhr von Rom abgereist. Gegen 20 deutsche Künstler begleiteten mich bis vor Ponte Molle, wo wir das letzte Mal zusammen aßen und einige Flaschen Orvieto tranken, bis der Wagen kam und mich von ihnen und von Rom trennte. Am 16. Abends gaben mir die deutschen Künstler in einer herrlichen Osteria vor der Porta Salara ein sehr schönes Abschiedsfest. Es war ein herrlicher Abend und Vollmond. In seinem Lichte, im Kreise theurer Freunde that ich den letzten Blick auf Roms ernste großartige Umgebung. Dann führten mich Philipp Veit und Joseph Tunner aus Kärnthen in den Speisesaal, den ich mit Ueberraschung reich und schön mit Festons von Lorbeer, Epheu und Myrten decorirt fand. Für mich war in der

Mitte ein Sitz mit Vorhängen und vollen Blumenkränzen bereitet. Die ganze Tafel war mit Blumen bestreut. Mir zur Seite saßen meine lieben Landsleute Kablik und der treffliche Böhm. Die ganze Gesellschaft bestand aus 24 der ausgezeichnetsten Künstler aus allen deutschen Nationen. Ihr könnt denken, daß ich in Freude und Wehmuth meines Herzens den Abend zubrachte. Alle sagten, sie hätten seit Jahren keine so schöne und rührende Abschiedsfeier erlebt, wie die meinige. Ueberhaupt habe ich in der letzten Zeit in Rom so viele unzweideutige Beweise von Freundschaft und Theilnahme erlebt, daß ich wohl sagen kann, ich habe Rom mehr oder weniger von allen Deutschen geliebt und geachtet verlassen. Besonders sind es Einige, welche durch ihre aufopfernde Theilnahme an Allem, was mich anging, sich ein bleibendes Andenken in meinem Herzen gesichert haben. Gott sei tausendmal für alle diese Wohlthaten gedankt.

Hier sitze ich nun in Perugia in dem gastfreien Hause Zanetti — schon seit vielen Jahren das Quartier der Deutschen, wo ich wieder einige Bekannte aus Rom gefunden habe.

Ich habe auf meiner Reise schon gar viel Herrliches gesehen, wovon ich einstweilen nur Einiges nennen will: Assisi, die herrliche alterthümliche Vaterstadt des heiligen Franziscus Seraph, mit der wundervollen dreifach übereinander gebauten Kirche dieses großen Heiligen, geschmückt mit den herrlichsten Frescomalereien alter christlicher Kunst von Giotto und Cimabue — das ist eine Schule! — An der Straße, drei Stunden vor Perugia, liegt die große Kirche degli Angeli, und in derselben die kleine aus dem zehnten Jahrhunderte, in welcher dem heiligen Franziscus der Portiuncula-Ablaß verliehen ward und

deren Giebel der große Overbeck mit dem herrlichen Bilde, diesen Gegenstand vorstellend, schmückt. Gleich beim Eintritt in die Kirche fand ich den lieben Meister, ging dann nach Assisi hinauf, welches bergan eine Stunde von da entfernt liegt, und Abends aß ich bei Overbeck im Kloster, wo er mit seiner Familie während seiner Arbeit lebt, wahrhaftig selbst wie ein halber Heiliger und wie die Meister vergangener Jahrhunderte gelebt haben mögen. Hier, in Perugia, wo Raphael bei dem Meister Pietro Perugino in die Lehre ging, ist nun wieder keine Kirche (und deren sind viele), welche nicht das Andenken jener Zeiten und Meister durch unschätzbare Kunstwerke erneuerte, welches noch klar und kräftig im Volke fortlebt. Jetzt, da die Sehnsucht nach Euch mit jeder Stunde wächst, habe ich den (freilich vergeblichen) Wunsch: könntet Ihr, Ihr lieben Meinigen, nur einen Blick in alle diese Herrlichkeit, die einen hier überall umgibt, thun; mit mir einen Hügel nach einem Kloster ersteigen und umgeben von dem prachtvollsten Amphitheater von Bergen mit Klöstern, Flecken, Kirchen, Einsiedeleien hinüberschauen nach Assisi und degli Angeli, welches sich aus der fruchtbaren Gegend aus Olivenhainen, Wein- und Weizenfeldern hebt.

Doch mündlich und so Gott will bald mehr. Zu ihm hoffe ich, daß Ihr alle gesund seid, wie ich, und es bleiben werdet. Wenn ich nur in Wien nicht zu lange aufgehalten würde, denn so nahe von Euch wird es mir unerträglich sein, zu warten.

Nun zum Schlusse . . . Habt nur keine Sorge um mich; der große Gott, der so lange geholfen hat, wird es auch ferner thun; mit seiner Hilfe sehen wir uns bald. Aus Florenz schreibt euch wieder Euer treuer Sohn und Bruder Joseph.

XXXI.

Florenz, am 18. August A. D. 1829.

Am 8. August bin ich glücklich und wohl hier angekommen. Ich fand zu meiner großen Freude Euren Brief vom 16. Juli . . .

In der Voraussetzung, daß Ihr meinen Brief aus Perugia sicher werdet erhalten haben, schob ich die Beantwortung des Eurigen bis jetzt auf, nämlich bis ich auch meinen Abstecher nach Pisa und Lucca gemacht haben würde, um Euch sagen zu können: nun geht's ohne vielen Aufenthalt nordwärts der Heimath zu. Gestern bin ich von meiner Tour nach Pisa und Lucca über Pistoja und Prato wieder in Florenz angekommen und werde in diesen Tagen meine fernere Reise antreten, und zwar von hier an ohne viele Umstände den alten Weg zurück über Bologna, Ferrara nach Venedig und weiter; denn mein bischen Geld in der theuern Schweiz sitzen zu lassen, dazu habe ich ohnehin keine Lust und auch dessen nicht genug, da noch ein groß Stück Weges vor mir liegt und ich gar nicht darauf rechne, in Wien etwas zu bekommen.

Ich habe auf meiner bisherigen Reise noch außerordentlich viel gesehen. Es ist unglaublich, was diese alten italienischen Städte für einen Reichthum an Kunstschätzen aller Art besitzen, und nun vollends Florenz, die Pflanzschule der ehrwürdigsten Kunst, die Heimath so vieler der größten alten Meister! Die überwältigendsten Eindrücke sind es, die ich hier täglich von meinen Wanderungen durch Kirchen, Paläste und Gallerien mitbringe, namentlich für alte Kunst in Architektur, Plastik und Malerei. Auf der Reise von

Perugia hierher bin ich über Cortona und Arezzo gekommen, kleinere Städte, aber voll der herrlichsten Sachen, so auch wieder Pisa und Lucca; in ersterem außer der Cathedrale und dem Baptisterium das Wunder altchristlicher Kunst: das unvergleichliche Campo Santo, wo die hohen Meister des dreizehnten Jahrhunderts — der erhabene Giotto an der Spitze — diesen schönen gothischen Bau mit ihren Frescomalereien verherrlichten. Es ist rührend und niederschlagend zugleich, wenn man sieht, wie ernst es in jenen Zeiten Volk und Künstler mit der Kunst nahmen, wie wichtig, wie eingreifend in das sittliche und religiöse Leben sie ihnen war, — niederschlagend für Jeden, der sich mit Ernst diesem hohen Berufe geweiht hat, wenn er bemerken muß, wie er in unseren Tagen beinahe (wenigstens vom Haufen) für ein unnützes, der Menschheit entbehrliches Subject gehalten wird. Nicht seinetwegen bloß ist dieses ein schmerzliches Gefühl, sondern eben der Menschheit wegen, denn diese Grundsätze beurkunden wahrlich keinen Fortschritt in der allgemeinen Bildung, und jene verachteten, sogenannt finsteren Jahrhunderte, wo Tugend und erhabener Sinn in Kunst und Wissenschaft sich aus oft schwerem Zeitendrange losrang, stehen noch immer unerreicht als ernste Lehrer vor der modernen Mitwelt, welche alles, was über dem Alltagsleben steht, entweder verachtet oder sich's zum possenreißenden Zeitvertreibe umstalten möchte. Doch mit diesem Gegenstande gerathe ich immer zu weit. Thue ein Jeder das Seine mit Ernst für ernste Ueberzeugung, und der Segen Gottes möge das redliche Streben der Wenigen, welche die Kunst (wenigstens zum Theil) zu ihrer alten Bedeutsamkeit zurückführen wollen, mit gutem Erfolge krönen.

Er schütze und erhalte Euch gesund für Euren nun bald

mit Seiner Hülfe nicht mehr von Euch getrennten Sohn und Bruder

Joseph.

Dieſen Brief beantwortet mir nur nach Wien, Post restando.

XXXII.

Venedig, am 9. Sept. A. D. 1829.

Ihr werdet Euch wundern, noch einen Brief aus Italien von mir zu erhalten, und ich dachte, der nächſte ſollte ſchon von Wien ſein. Aber ſo geht's: man kann auf einer ſo großen Reiſe nicht über die Umſtände disponiren. Gottlob, ich bin geſund und hoffe zu Ihm, daß auch Ihr Alle es ſeid. Meinen Brief aus Florenz werdet Ihr hoffentlich erhalten haben. Ich reiste am 25. Auguſt von dort ab, hatte im Ganzen eine gute Reiſe bis hierher, außer den zweiten Tag: zwiſchen Florenz und Bologna regnete es den ganzen Tag, und da die Straße über einen furchtbaren Rücken des Apennin geht, ſo ſtieg die Kälte je höher wir kamen, von drei Uhr des Morgens bis Mittag, wo wir auf der Spitze des Gebirges in einem kleinen Neſt einkehrten, zu einem ſolchen Grade, daß ich mich trotz aller Mühe im Mantel nicht erwärmen konnte und mich nicht erinnere, je ſo empfindliche Kälte ausgeſtanden zu haben. Jeden Augenblick dachte ich, es müſſe anfangen tüchtig zu ſchneien, und bereute zum erſten Male, daß ich keinen Platz im Innern des Wagens, ſondern wie ich auf der ganzen Reiſe gethan habe, bloß im Cabriolet genommen hatte, weil es da weit angenehmer wegen der freien Luft, offenen Ausſicht u. dgl. und auch etwas billiger iſt. Doch hat mir die Kälte, ungeachtet der

auffallenden Abwechslung mit der Hitze der vorigen Tage, nicht das Mindeste geschadet und nicht einmal (was ich gewiß glaubte) einen Katarrh oder Schnupfen habe ich davongetragen. Als ich hier in Venedig ankam, erkundigte ich mich gleich um Gelegenheiten nach Wien, hörte aber, daß diese sehr selten seien, was ich nicht geglaubt hatte. Ich gab mehreren Veturinen Commission, wenn sich eine auch nur bis an die deutsche Grenze finden sollte. Da diese auch bedenkliche Miene machten und sagten, die Reisenden gingen jetzt meist nach Triest und von dort nach Wien, und mich Triest auch nicht im mindesten interessirt, um dasselbe zu thun, so ging ich, um mich für die Eilpost einschreiben zu lassen, wo ich aber auch schon alle Plätze besetzt fand; da diese nur einmal die Woche, nämlich Samstag früh geht, so mußte ich mich entschließen, noch acht Tage zu warten, und so ist's gekommen, daß ich beinahe 14 Tage in Venedig sitzen muß, ganz gegen mein Vorhaben. Vorgestern habe ich aber meinen Postschein für kommenden Samstag gelöst, das ist für den 12. September, wo ich um fünf Uhr des Morgens nach Wien abreisen werde und heute über acht Tage Abends mit Gottes Hülfe daselbst anzukommen hoffe. Wenn Ihr also diesen Brief erhaltet, bin ich in Wien. Ich schrieb Euch, weil Ihr vielleicht besorgt sein möchtet, wenn Ihr immer einen Brief aus Wien erwartet und keiner käme, damit Ihr nur wißt, daß Alles sonst gut steht. Dieser unberechnete Aufenthalt hat einen garstigen Riß in meine kleine Kasse gemacht, daß es Zeit ist, daß das Reisen nun bald zu Ende geht. Ich habe noch so viel, daß ich gerade nach Hause werde kommen können. Wenn ich mich etwas in Wien aufhalten muß, so kostet das wieder Geld. Ich habe also damit einen wahren und hinreichenden Vorwand, meinen dortigen Aufenthalt mög-

lichſt abzukürzen, um recht bald in Euere Arme zu eilen.

Mir iſt es recht leid, daß ich Euch ſo viele Koſten mit Briefporto mache, nicht daß ich nicht wüßte, daß Ihr das nicht achtet, um nur von mir zu hören, ſondern weil ich weiß, daß es zu Hauſe auch knapp und genau hergeht und ihr ſehr wenig Geld habt. Doch macht Euch keine Sorgen, der liebe Gott wird gewiß ferner helfen, er hat es ja immer gethan.

Hier in Venedig bin ich ſchon halb in Deutſchland. Die bekannten Uniformen des öſterreichiſchen Militärs kamen mir recht heimiſch vor; auch hört man viel Deutſch reden von Offizieren, Beamten und Kaufleuten. Aber ach! welch ein Ton in dem, was geſprochen wird, welch eine andere Welt, als die kleine deutſche Welt in Rom! Es macht mich manchmal melancholiſch, und wenn ich in der Dämmerungsſtunde mich in ein Café auf den Marcusplatz ſetze, um vor dem Abendeſſen meine Pfeife zu rauchen und die bunten Venetianer an mir vorüberſtreichen zu laſſen, ſo bin ich oft, umgeben von vielen Deutſchen, ſo fremd unter ihnen, daß ich mich gar nicht als ihr Landsmann kundgebe und keine Silbe ſpreche und ſomit auch keine Bekanntſchaft mache. Die Ideenkreiſe, in denen ſich die moderne Welt bewegt, ſind zu contraſtirend mit den meinigen: Mode — Geld — und Vergnügen — was hätte ich da mitzuſprechen? — Man muß ſich ordentlich wieder einſtudiren, um nur die Geduld zu behalten, wenn man dieſe Gegenſtände mit ſolcher Wichtigkeit behandeln hört, während man das, was allein Achtung und Verehrung verdient, mit Kälte, Verachtung, wenn nicht mit Spott übergangen ſieht. Armer, armer Maler, denke ich oft, wie biſt du mit deinen tauſend Fehlern und geiſtigen Gebrechen doch in die

Welt hineingeregnet; hier hast du kein Publikum für den Guckkasten deines Gemüthes, lasse ja keines deiner schöneren, besseren Gefühle laut werden, sie möchten dir — verrückter, obscurer Schwärmer — sie möchten, wie die Vögel der Eule, dir die Federn aus den Flügeln hacken, die dich schon so manchmal an die Pforten des Paradieses getragen haben. Doch Geduld und Vertrauen, vielleicht erleben wir wenigstens an Einzelnen das Bessere, und das ist in unseren Tagen schon viel.

In Wien werde ich wahrscheinlich einen Brief von Euch finden und Euch auch schreiben. Also mit Gottes Hülfe auf baldiges und gesundes Wiedersehen.

Euer treuer Sohn und Bruder

Joseph.